Princeton University Library
32101 064300567

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zehnter Band,

Juli bis Dezember

1836.

Probeblatt, zur Uebersicht der in diesem halben Jahre gelieferten Artikel.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Dezember: Die Theater in Lissabon (149).

Spanien.

Juli: Geselliges Leben in Sevilla. Von dem Marquis von Custines (88). Fabrikwesen in Spanien (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Ein Privatball in Madrid (92). Briefe über Spanien (102).

Oktober: Ein Besuch im Escurial (119). Navarra und die Baskischen Provinzen. Von Louis Viardot (129). Bibliographische Mittheilungen.

November: Der Cadillac der Bibliomanen (133). Der Palast San Ildefonso (138). Ein Amerikaner in Spanien (139). Die Fiera de Valenzia (141). Ein Besuch in den Gefängnissen von Madrid (143).

Dezember: Eine Fahrt von Madrid nach der Spanischen Universitätsstadt Salamanca (155).

Frankreich.

Juli: Der Bediente des Marquis von Louvois. Wahrheit und Dichtung von Charles Nodier (79) Miradeau, Cromwell und Napoleon. Von Chateaubriand (82). Die Französischen Revolutions-Klubs von 1792. Von Chateaubriand (83). Shakespeare, Racine und das neuere Drama. Von Chateaubriand (84). Ein Besuch auf dem Ocean. Vom Capitain Valentin (85). Der Englische Royalist und der Republikaner. Von Chateaubriand (86). Zur Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske (87). Die Armen in Paris (87). Chateaubriand über das Mittelalter (88). Die Wetten und die Wetter (89). Weinkenner in Frankreich (89). Ein Wort zur Vertheidigung der Literatur unserer Zeit. Von Sainte Beuve (90). Bibliographische Mittheilungen.

August: Simon, Roman von George Sand (92). Bilder aus der Französischen Provinz. Eine Wirthstafel (93). Franzosen in Englischer Kriegsgefangenschaft (94). Ein Gastmahl in dem Zelte des Bey's von Mostaganem (95). Griechische Tempel und Säulen in Paris (98). Schloß Malmaison (99). Die Anbauger der Leber von der leiblichen Unsterblichkeit (101). Briefe Ludwig's XVIII. aus England (101). Ein Blick hinter die Coulissen der Oper (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Ueber Delavigne's Tragödie: Eine Familie zu Luther's Zeit (106). Hymnen auf der Fluth. Von Alphonse Karr (107). Ein Sonntag in den Pariser Volks-Theatern. Von Paul de Kock (113). Die Familie Benaparte und die Revolution auf Korsika. Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's (114). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Französische Uebersetzungen (119). Frankreich und der Französische Hof im Jahre 1561. Nach der Schilderung eines Venetianischen Gesandten (120). Französische Zollbeamte und Schleichhändler (122). Dufaure's, des verschollenen Arbeiters, unterirdischer Aufenthalt. Von ihm selbst erzählt (125). Die Schreckenszeit. Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's (126). Madame de Beriet. Madibran. Von Cassil Blaze (128). Das Findelhaus in Paris (130). Neue Französische Romane (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Das Findelhaus in Paris. [Schluß.] (132). Neueste Französische Romane (133). Joachim Murat in Korsika. Von Alexander Dumas (134). Audienz des Türkischen Gesandten Soliman-Mustafer-Aga bei einem Minister Ludwig's XIV. (135). Ratten und Mäuse vor Gericht (136). Empfindungen im Luftballon (139). Antonie Bajadar. Charakteristik eines Seemanns (142) Die Königin Hortensia bei Napoleons Landung von Elba. Aus den Memoiren der Madame Parquin (143). Die Kunst zu reisen bei den Engländern. Italiänern. Deutschen und Franzosen. Von George Sand (144). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Zur Geschichte der Erdbeben (147). Die Königin Hortensia bei Napoleons Landung von Elba. Zweiter Artikel (148). Das erste Drama eines jungen Autors. Von Alex. Dumas (148). Der Salon der Frau von Staël. Von Madame Sophie Gay (150). George Sand an Giacome Meyerbeer (151). Napoleon's Kabinets-Secretair. Von einem Pagen des ehemaligen Kaiserlichen Hofes (152). Revolutions-Festmahle im Jahre 1794 (153). Gustkow's Lebensgeschichte. Nach Französischer Darstellung (154). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Der Paß von Antorne (89).

September: Eine Besteigung der Gletscher (111).

Oktober: Neuester Versuch einer Ersteigung des Montblanc (122).

Italien.

August: Van Dyck in Genua (94). Das Puppen-Theater zu Mailand (100). Bibliographische Mittheilungen.

September: Ein noch ungedruckter Brief Leopold Robert's (107). Johanna I. von Neapel (112). Dante, Petrarca und Boccaz. Von A. W. von Schlegel (115). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Subiaco und seine Bewohner (123). Die Literatur der Italiänischen Dialekte (128). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die Aesthetik, als Wissenschaft in Italien. Von Desdemente Sacchi (134). Tasso in Neapel, Rom und Florenz (140). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Einige Italiänische Originale. Von A. Piazza (156). Das Festino in Rom. Von Leon Vidal (156). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Juli: Die Poesie der Bewegung. Von einer Engländerin (80). Schloß Hainfelt. Von Capitain Basil Hall (81). Der Schiffbruch des „Tamair" (82). Ein Englischer Theater-Pächter (85). Mistreß Norton als Schriftstellerin (88). Confumtion in London (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Sir Humphry Davy (93). Ueber Schulwesen und National-Unterricht in England (97). Die Familie Bankerlin (98). Das Diorama des Sessa-Thals und der Kirche Santa Croce in Florenz (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Neuere historische Forschungen. Die Französische Commission historique und die Englische Record-Commission (110). Zur Geschichte des Ballets (113). Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836. Erster Artikel (116). Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836. Zweiter Artikel (117). Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836. Dritter Artikel (118). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Mr. Nicholsyman Easy. (Herr Schiffsfabrick Wohlgemuth.) Von Capitain Marryat (124). Apologie der Gläubiger (125). Die Pest in London im Jahre 1665 (126). Drs Engländer's Wohnhaus. Von einem Franzosen (129).

November: Londons Baudenkmale neuerer Zeit (132). Capitain Marryat's Seeromane (135). Zur Geschichte des Luftballons (137). Die Parlaments-Berichterstatter der Englischen Zeitungen (138). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Das Armen-Arbeitshaus in Liverpool. Von Nisard (145). Das Marine-Hospital in London (155). Capitain Back's Reise nach den Küsten des nördlichen Eismeeres (156). Die Menagerie im Regents-Park zu London. Von Leigh Hunt (157). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

September: Die Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln. Aus Nisard's Reise-Erinnerungen (106). Mecheln und Antwerpen. Von Nisard (107). Rubens und Quintyn Messys. Von Nisard (109).

Dänemark.

September: Dänemarks Sagengeschichte. Von N. M. Petersen (112).

November: Alt-Nordische Literatur (140).

Schweden.

September: Neue Schwedische Romane (112). Entdeckungsfahrten der alten Skandinavier nach Nord-Amerika. Von Strinnholm (118). Bibliographische Mittheilungen.

Norwegen.

Oktober: Laing's Reisen in Norwegen (120).

Island.

August: Isländische Skizzen. Von X. Marmier (99).

Oktober: Isländische Skizzen. Von X. Marmier (122).

Böhmen.

Juli: Ueber das Alter der Slawen in Europa. Nach den Böhmischen Mittheilungen P. J. Schafarik's (91).

August: Ueber das Alter der Slawen in Europa (92).

Polen.

Oktober: Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—1834 (125).

Finnland.

Dezember: Der Finnen älteste Vorstellungen von der Gottheit (146). Ausflug von St. Petersburg nach Finnland und dem Imatra (149).

Rußland.

Juli: Ueber die Schrift der Russen im zehnten Jahrhundert. Von dem Wiedischen Staatsrath Frähn (79). Ein Blick auf Odessa (86). Bibliographische Mittheilungen.

August: Kistl Koba, die reiche Höhle in der Krimm (94). Das Neujahr in Moskau im Jahre 1635 und im Jahre 1700 (100). Russische Universitäten und Schulen (102). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Geographie von Rußland im 16ten Jahrhundert (119).

November: Der Kaukasus und die Tscherkessen (136). Fürst Wasemwitsch. Eine Lebensskizze (137). Todolst (142). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Russische Städte-Ansichten. Catharinenburg (157).

Griechenland.

September: Athen und Attika (106).

Türkei.

August: Ein Besuch in den Moscheen Konstantinopels (105).

September: Reformen in der Europäischen Türkei (109).

Persien.

Oktober: Der Handel Persiens (131).

November: Der Palast von Ispahan (133).

Dezember: Ein Blick auf Persiens jetzigen Zustand. Aus dem Schreiben eines Engländers (154). Die Farsi-Sprache. Raquetil Duperron und Emil Burnouf. Von J. J. Ampère (157).

Ostindien.

Juli: Heirraths-Anträge und Körbe im Britischen Indien (84).

August: Militairische Uebungen der Indier (95). Die Paria's (103).

September: Mißionarien und der Insel Ceilon (116). Die Musik bei den Hindus (117).

China.

Juli: Religiöse und politische Ansichten der Chinesen (79). Gützlaff's und Gordon's Expedition nach Fudian (83). Englands Verhältnisse zu China (90).

September: Kunstfertigkeiten der Chinesen (110).

Oktober: Ein Besuch in Miaimatschin (127). Einiges über Peking. Aus dem Schreiben eines Russen (131).

Aegypten.

Juli: Die Geschichtsbildung der alten Aegypter (86).

Oktober: Weiße Sklaven in Aegypten (121).

Afrika.

Juli: Neueste Reise nach Nubien (80).

August: Eine Mission nach Tunis. Zweiter Artikel (96).

September: Eine Mission nach Tunis (111). Marokko und die Mozabiter. Ankunft in Tanger (114). Marokko und die Marokkaner: Geistliche Brüderschaften (115). Marokko und die Marokkaner: Kostüme und Gebräuche (118).

Dezember: Marokko und die Marokkaner: Die Juden in Tetuan (145). Franzosen am Senegal. Von Leon Gozlan (146).

Süd-Afrika.

November: Dr. Smith's Expedition in das innere Afrika (135).

Nord-Amerika.

Juli: Cooper's Schilderungen der Schweiz (83). Eine Einrichtung zu Louisville (84). Bibliographische Mittheilungen.

August: Das Leben des schwarzen Falken (103).

September: Abby's Amerikanische Reise (108).

Oktober: Industrie in den Vereinigten Staaten (121).

November: Der Präsident Jackson und sein künftiger Nachfolger. Von Michael Chevalier (137). Waschington Irving's Astoria (141).

Dezember: Die ersten Ansiedler in Kentucky (145). Die Volksfeste in den Vereinigten Staaten. Von M. Chevalier (151). Holden's Gefangenschaft unter den Wilden der Südsee-Inseln (153). Mystikalische Wirkung in Nord-Amerika (156). Bibliographische Mittheilungen.

Mexiko.

Juli: Die Vereinigten Staaten der Republik Mexiko (85).

Süd-Amerika.

Oktober: Die Frauen in Lima. Von Madame Flora Tristan (123).

Westindien.

Juli: Hinton's Bericht über die Insel Porto-Rico (87).

November: Die Insel Cuba. Aus brieflichen Notizen eines Franzosen (144).

Australien.

August: Die Verwaltung von Van Diemens Land (93).

Deutsche Literatur im Auslande.

Dezember: Friedrich von Raumer in England (152).

Mannigfaltiges.

Juli: Museen und Bibliotheken in Mexiko. — Der König der Aschantees. — Der Bienenfluß. — Leopold Robert. — Horace Vernet. — Bürger's Lenore und Walter Scott. — Gelehrte Gesellschaften in Rußland. — Alt-Mexiko. — Welche ist die Braut? — Ein Denkmal für Locke. — Reisende Naturforscher. — Deutschland im Jahre 1831. — Normannische Baukunst. — Naturgeschichte des Enthusiasmus. — Tagebuch einer Ossenwirthin. — Geschichte des Spanischen Unabhängigkeits-Krieges, vom Grafen von Toreno. — Spanisches Theater. — Bibliotheks-Maschine. — Grundsätze der allgemeinen Grammatik. — Schiller Italiänisch. — Das Licht kommt jetzt vom Norden. — Chateaubriand's Englische Literatur.

August: Ein Spanisches Kloster, wie es jetzt aussieht. — Islämische Kirchen-Reform. — Kaspar Hauser. — Eine Spanische Küche. — Geschichte der Spanischen Republik. — Das Leben Washington's. Deutsch. — Skizzen zu Shakespeare's Sturm. — Van Diemens Land.

(RECAP)

Digitized by Google

— Lagarde und der Marquis d'Argens. — Eine Kriegslist. — Das Innere des Mailänder Doms. — Geistesgegenwart. — Raumer's Beiträge zur neueren Geschichte. — Statistik des Französischen Budgets. — Logik eines Betturino. — Russische Naturdichter. — Das Posthaus zu Le Luc. — Die geselligen Verhältnisse zu Mailand. — Französisches Nationnement über Italien. — Venedig bei Tageslicht. — Paul de Kock. — Zur Kriegsgeschichte.

September: Politische Factionen in China. — Vertheidigung der Polygamie. — Ein Italiänisches Feldstück. — Spanische Dramaturgie. — Die Kapelle des heiligen Karl Borromeus. — Le gamin de Paris. — Fleisch-Consumtionen in Moskau. — Zerstreuungen eines Pistolikers. — Der sommerübrode Kind. — Unregelmäßige Brennen in Pennsylvanien. — Zur Geographie von Ungarn. — Serbische Literatur.

Oktober: Olympische Spiele in Schweden. — Erwärmungs-Methode in Madrid. — Straßen und Läden von Madrid. — Der Mädchenthurm im Bosporus. — Die Brauer in England. — Ein muselmännischer Reformator. — Die Frauen der Englischen Legion in Spanien. — Handschuherbrauch rues Gentleman. — Kluge Vorsicht. — Ein merkwürdiges Gas. — Begegnung mit einem Tiger. — Cooper's Ansichten über seine Landsleute. — Verthoven ein Holländer. — Zwei fromme Edikte des Kaisers von China. — Die Himalaya, ein Mode-Artikel. — Baumeister in England.

November: Zur Sittengeschichte. — Das Magyarische, die Ursprache der Völker. — Zur Geschichte der Humanität. — Italiänische Geschichtsforschung. — Rom und Herr von Lamennais. — Ein alter dewährter Hausspott. — Spanische Eitelkeit. — Die Spanischen Frauen. — Englische Karikaturen. — George Colman. — Revanche. — Tommaso Sgricci. — Kunstsinn in England. — Eine eigene Art von Nachdruck. — Der goldene Thron. — Kunst- und Gewerbschulen in England und Preußen. — Durchkreuzungen. — Volksbelustigungen zu Kidderminster. — Allianzen gegen den Nachdruck. — Zur Charakteristik Washington Irving's.

Dezember: Raumer's England. — Unterrichtswesen in Ostindien. — Ludwig XVII. — Chinesisches Hof- und Staats-Handbuch — Englische Kupferstecher. — Auch ein Stammbuchvers. — Dramatisches aus England. — Sind Deportationen zweckmäßig? — Ein Besuch bei einem Dichter. — Andalusisches Jahrbuch. — Sanchuniathon in Italien. — Shakespeare und Schiller. — Großbritaniens Statistik. — Amerikanischer Zodiakus.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes,

welches mit dem Jahre 1837 seinen sechsten Jahrgang beginnt, hat sich die Aufgabe gestellt, in Bezug auf die Literatur des gesammten Auslandes für das Deutsche Publikum das zu seyn, was die Revue Brittanique mit Hinsicht auf England allein und die Nouvelle Revue Germanique mit Hinsicht auf unser Vaterland für Frankreich seyn sollen. Ein Blick auf das Inhalts-Verzeichniß der wöchentlich in drei Nummern erscheinenden umfangreichen Blätter, die jährlich zwei starke Bände bilden, kann den Beweis liefern, daß die Redaction bemüht ist, von jedem Europäischen Lande einen Einblick in seine literarischen und gesellschaftlichen Zustände zu verschaffen und über alle außer-Europäische Länder dasjenige mitzutheilen, was die interessantesten neueren Reisebeschreibungen und andere ihr zu Gebot stehende zuverlässige Quellen an die Hand geben. Es ist die Kunde sowohl der Literatur als des Erdballes, welche die Redaction bei ihren Mittheilungen und Auszügen immer im Auge hat. Keine irgend bedeutende Erscheinung des Auslandes bleibt unerwähnt und namentlich aus Französischen und Englischen Werken werden bald nach ihrem Erscheinen solche Auszüge geliefert, die von dem Charakter des Ganzen einen Ueberblick zu geben vermögen. Die immer wachsende Theilnahme, welche von allen Seiten dieser Zeitschrift bisher geschenkt worden, ist der Redaction ein Fingerzeig, daß ihr Verfahren anspreche, und sie wird daher auch ferner dabei beharren.

Der Preis des Jahrganges ist 3 Thlr. und des Quartals 22½ Sgr., wofür das Blatt sowohl in Berlin (durch die Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung, Mohren-Straße Nr. 34) als durch alle Wohllöbl. Post-Aemter ohne Erhöhung zu beziehen ist.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Freitag den 1. Juli 1836.

Rußland.

Ueber die Schrift der Russen im zehnten Jahrhundert.

Von dem Wirkl. Staats-Rath Fräh.

Nedim oder richtiger Abi Jerebich Muhamed ben Jschak el Nedim, bekannter noch unter dem Namen Ibn abi Jakub el Nedim und Ibn Jschak el Nedim, ist ein alter Arabischer Schriftsteller, von welchem wir aber leider nur sehr wenige Nachrichten besitzen. Es ist ihm, wie Selam Tolmatsch, Ibn Chordabbeh, Ibn Foszlan, Abu Dolff, Jschachy, Mutahdessi und so vielen anderen uns interessanten Heroen der Arabischen Literatur, ergangen: die Biographen und Geschichtschreiber dieses Volkes, welches sich durch seinen Fleiß stets ausgezeichnet, haben ihn, so wie diese, ganz übersehen. Ibn Chalekani, Abulfeda, Sojuti u. A., bei denen man noch irgend einige Auskunft über das Leben und Wirken Nedim's finden könnte, sagen durchaus nichts darüber, und ein gleiches Schweigen beobachten die Europäischen Orientalisten Herbelot, Cassiri, Ariste, Köler, de Rossi, Eichhorn, Wachter rc. Nur aus der wissenschaftlichen „Bibliographie" des bekannten Türkischen Geographen und Historikers Hadschi Chalfa erfährt man, daß Nedim im 4ten Jahrhundert der Hedschra — d. h. im 10ten unserer Zeitrechnung — lebte. Aber bestimmter ersehen wir aus der besonderen Vorrede zu dem gleich zu nennenden Werke Nedim's, daß dasselbe im Jahre der Hedschra 376 — oder 987 nach Christi Geburt verfaßt worden ist.

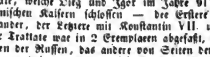
Das Werk Nedim's führt den Titel: Kitab ul fihrist, d. h. Katalog oder „Register". „Dieser Katalog", sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, „liefert ein Verzeichniß der Bücher aller Arabischen sowohl als nicht Arabischen Völker, so viel nämlich von letzteren sich auch in Arabischer Sprache und Arabischer Schrift vorfindet. Es handelt von den verschiedenen Wissenschaften, giebt die Lebensbeschreibung und Genealogie der Gelehrten, welche um selbige sich verdient gemacht, zeigt ihr Geburts- und Todesjahr an und das Alter, welches sie erreicht, nennt die Länder, in denen sie gelebt, und hebt ihre rühmlichen so wie ihre schlechten Eigenschaften hervor. Es beginnt mit den ersten Anfängen jeder Wissenschaft, wie sie aufgetaucht, und reicht bis auf unsere Zeit, d. h. bis zum Jahre der Hedschra 377."

Diese Worte allein würden hinreichen, um unsere Aufmerksamkeit auf Nedim's „Katalog" als auf ein Werk zu richten, welches uns des bedeutenden Aufschluß über die ältere Geschichte der Arabischen Literatur und die Schrift-Systeme der verschiedenen Völker geben kann. Aus diesem Werke schöpfte aber auch der Syrische Schriftsteller Abul Feradsch (Bar Hebraeus) seine Nachrichten über den Nestorianischen Philosophen Matta ben Junais; der ungenannte Verfasser der Bibliotheque philosophorum, in Cossri's Arabisch-Spanischer Bibliothek, führt aus diesem Werke eine Stelle aus den Werken des Claudius Ptolemäus und dessen Uebersetzungen ins Arabische an; Hadschi Chalfa schöpfte seine Nachrichten über die Arabischen Kaligraphen und verschiedene Ansichten über die Schriftarten des alten Arabers daraus. Besonders merkwürdige Fragmente sammelte aus demselben der Baron Sylvestre de Sacy über die Schrift der Abyssinier, Himjariten und alten Arabischen Völker, deren man sich im Alterthum bediente, um darauf zu schreiben, so wie ein paar biographische Notizen über Abu Chalife und den berühmten Masudi. Leider existirt in Europa nur noch ein und zwar sehr unvollständiges Exemplar dieses merkwürdigen Werkes — nämlich das auf der Königlichen Bibliothek zu Paris, welches durch Wanstebem aus Kahira dahin gebracht worden ist und den ersten Theil besitzt. Indessen muß irgendwo in Europa noch ein zweites Exemplar vorhanden seyn, da Golius in der Nachweisung der Materialien, welche er bei der Anfertigung seines Wörterbuches der Arabischen Sprache benutzt hat, den „Nedimschen Katalog" anführt; wo aber dieses Exemplar sich befindet — ist mir unbekannt.

Für die Russen ist gedachtes Werk jedoch ganz besonders wichtig, da in demselben von der Schrift die Rede ist, welche im zehnten Jahrhundert bei den Russen im Gebrauch war, und die Verfasser sogar Proben dieser Schrift giebt. So viel mir bekannt, ist dies bis jetzt die erste Kunde, welche wir den Arabischen Schriftstellern über diesen Gegenstand erhalten haben, und sogar die einzige bestimmte, welche wir überhaupt darüber besitzen. Diese aber lautet folgendermaßen:

„Russische Schrift."

„Einer meiner Bekannten, dessen Worten ich mit vollem Rechte Glauben schenken darf, hat mir erzählt, daß er einst von einem der Könige des Berges Kaf (d. i. Kaukasus) an den König der Russen geschickt worden sey; und bemerkte dabei, daß die Russen ihre eigene Schrift besäßen, welche in Holz eingeschnitten*) wurde. Dabei zog er ein Stückchen weißes Holz hervor, das er mir hinreichte. Auf demselben waren Charaktere eingekerbt, von denen ich jedoch nicht mehr genau weiß, ob sie Wörter oder einzelne Buchstaben darstellten, die aber folgende Gestalt geschnitten waren:



Schon längst unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die Russen schon sehr früh in der Kunst kannten und ausübten, Worte und Gedanken durch Schriftzüge darzustellen. Den Beweis hierfür geben die Friedensverträge, welche Oleg und Igor im Jahre 911 und 945 mit den Byzantinischen Kaisern schlossen — der Erstere mit Leo VI. und mit Alexander, der Letztere mit Konstantin VII. und Romanus I. Jeder dieser Traktate war in 2 Exemplaren abgefaßt, von denen das eine von Seiten der Russen, das andere von Seiten der Griechen unterschrieben wurde; und in dem letzten dieser Traktate ist die Rede von „Urkunden", d. h. Pässen, welche die Russischen Fürsten den nach Konstantinopel reisenden Kaufleuten ihrer Nation ertheilen sollten.

Einige Gelehrte haben geglaubt, daß diese Urkunden durch Griechische Urkundenschreiber oder Secretaire verfaßt worden seyen, indessen scheint die Nothwendigkeit, zu solchen Maaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, gar nicht vorhanden gewesen zu seyn; denn auch durch Ibn Foszlan haben wir in neuester Zeit erfahren, daß die Russen, welche er zu Anfang des 10ten Jahrhunderts an den Ufern der Wolga fand, wirklich der Schreibkunst mächtig waren. Dieser Arabische Reisende erzählt nämlich, — indem er als Augenzeuge eine Begräbniß-Feierlichkeit bei den damals noch heidnischen Russen beschreibt, — daß dieselben auf die Grabsäule stets den Namen des Verstorbenen und den des regierenden „Königs" geschrieben hätten. Welche Schriftart sie aber bei dergleichen Inschriften gebraucht haben, ist noch nicht bekannt, doch möchte man annehmen, daß dies Slawische gewesen seyen. Daß aber das Slawische Alphabet, welches der Griechische Konstantin, — später als Mönch Kyrillus genannt, — um die Mitte des 9ten Jahrhunderts in Mähren aus Griechischen Buchstaben mit Hinzufügung einiger Charaktere aus anderen Quellen zusammenstellte — daß dieses Alphabet mit den ersten Keimen des Christenthums zugleich in Rußland eindrang, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Wie bestehen aus dem Ende des 10ten Jahrhunderts zwei Münzen „Wolodimir's*)" mit Slawischer Umschrift, und in der Zehnt-Kirche zu Kiew, welche im Jahre 996 erbaut worden ist, befindet sich eine Inschrift, ebenfalls in Slawischen Buchstaben, welche wahrscheinlich eben so alt als das Gebäude selbst ist. Indessen führt uns die merkwürdige Stelle, welche wir hier aus Nedim's Werken angeführt haben, zu dem Schlusse, daß sich die Russen im 10ten Jahrhundert außer der Slawischen Schrift auch noch einer anderen bedient haben: denn in der unbeschädigt erhaltenen, leider zu kürzen und zu dürftigen Probe jener Schrift findet sich nicht die geringste Spur von Slawischer Sprache.**) Die Runenschrift war damals bei den Deutschen und Skandinaviern gebräuchlich, und dürfte man dahre wohl annehmen können, daß dieselbe durch die Waräger nach Rußland gekommen sey. Karamsin will dies zwar nicht zugeben, weil diese Schriftsprache zu mangelhaft sie die Bezeichnung aller Slawischer Laute gewesen sey, indessen muß man bedenken, daß die Skandinavische Sprache lange Zeit in Rußland neben der gebräuchlichen Slawischen Mundart der Waräger sich mit den Eingebornen Slawischen Stammes noch nicht völlig vermischt hatten. Hinlängliche Beweise hierüber geben z. B. die Russisch-Skandinavischen Namen der Wasserfälle des Dniepr, welche Konstantin Porphyrogenitius anführt. Auch Karamsin räumt so selbst ein, daß die Runenschrift den Oyer-Priestern, Magiern (Alfve) bekannt gewesen sey, und kann man hieraus auch nur deuten, was bei unserem Arabischen Autor von „Holzschlitzchen" und „eingeschnittenen Figuren" vorkommt. Indessen war jene Art des Schreibens nicht allein auf Rus-

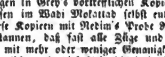
*) Demnach hätten also die Russen schon im 10ten Jahrhundert die Holzschneidekunst gekannt.

**) Geschichte des Russischen Reiches von Karamsin, Th. I. p. 140.

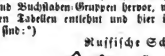
Digitized by Google

nenschrift beschränkt, und mein gelehrter Kollege Herr von Sjögren hat in Redim's Prübchen Russischer Schrift keine sonderliche Verwandtschaft mit der Runenschrift gefunden. Dagegen ist mir in dem Zeichen gedachter Probe eine frappante Verwandtschaft mit Schriftzügen entgegengetreten, an die zu denken mir in vorliegendem Fall am allerwenigsten verfucht seyn möchte. Ich meine die berühmten „Sinaischen Inschriften", welche man in der Nähe des Berges Sinai auf verschiedenen Felsblöcken am Wege nach Suez, unter anderen auch in den Thälern Wadi el Nasb, Wadi Dsch, Wadi Mokattab und anderen Orten findet und die seit längerer Zeit schon die Aufmerksamkeit der Reisenden und der Gelehrten auf sich gezogen haben. Von ihnen sprechen Niebuhr, Shaw, Montague, Wüstenfeld, Seetzen, Burckhardt, Tychsen, Bayer, Michaelis, Clayton u. A.; Kopieen und Proben derselben findet man bei Niebuhr, Seetzen — (Fundgruben des Orients) Buckhardt, de Laborde u. A. Die reichhaltigste Sammlung der, wie es scheint, treuesten Kopieen veranlaßte aber in neuester Zeit G. F. Grey in vierzehn gestochenen Blättern in den Journalen einer der Englischen Gelehrten Gesellschaften (Transactions of the Royal Society of Literature vol. II. part. I.) Diese Sinaischen Inschriften sind unstreitig sehr alt. Ihrer gedenkt schon der vielgereiste Kaufmann aus Alexandria, nachmalige Mönch Cosmas Indicopleustes, in seiner Topographia Christiana, welche er im J. 536 beendigte. Lange nach ihm hielte Reinschig, wie es scheint, zuerst die Runenschaftart der gelehrten Welt wieder auf sie hin, und demzufolge findet man Stoff genug zu Vergleichungen in Grey's vortrefflichen Kopieen, welche diese Reisende von den Felsen im Wadi Mokattab selbst entnommen hat. Vergleicht man aber diese Kopieen mit Redim's Probe Russischer Schrift, so sieht man mit Erstaunen, daß fast alle Züge und Gruppen der Buchstaben der letzteren mit mehr oder weniger Genauigkeit sich in ihnen wiederfinden. Noch deutlicher tritt diese Aehnlichkeit in folgender Auswahl von Schriftzügen und Buchstaben-Gruppen hervor, welche verschiedenen Stellen der Greyschen Tabellen entlehnt und hier in eine Zeile zusammengestellt worden sind:*)

Russische Schrift



Sinaische Schrift



Bei Zusammenstellung dieser Zeile sind die Zeichen von der rechten zur linken Hand geschrieben, auch bewirkt schon die Gestalt der Sinaischen Buchstaben, daß dieselben in dieser Morgenländischen Richtung eingeschnitten worden sind. Dieselbe Richtung findet sich aber auch bei der von Redim gegebenen Schrift-Probe, so wie sie sich auch in der ältesten Runenschrift ist.**)

Leider besitzen wir uns bis auf den heutigen Tag noch im Dunkel völliger Unwissenheit, sowohl über die Schrift und Sprache als auch über die Verfasser der längst auf den Felsen in der Gegend des Sinai eingetragenen Inschriften. Einige, wie z. B. Reitschig, hielten diese Inschriften für „uralte Hebräische", und zwar „als Wahrzeichen", welche die Söhne Israels zurückgelassen, als dieselben unter Moses zur Zeit ihrer Auswanderung in dieser Gegend durchzogen. Ja Clayton, welcher derselben Ansicht war, schreibt sogar demjenigen eine Belohnung von 500 Pfd. Sterl. zu, der ihm eine völlig treue Kopie dieser Inschriften verschaffen könnte. Der verstorbene O. G. Tychsen wollte sie den Scythen zuschreiben, welche nach Herodot und anderen Geschichtschreibern einst bis nach Aegypten vorgedrungen. Andere, und unter diesen unser Bayer und Michaelis, fanden in diesen Schriftzügen Aehnlichkeit mit den Phönicischen und anderen alten zunächst im Altertham aus diesem Alphabete entstandenen Charaktieren; und man vermuthete, sie möchten von irgend einem bisher nur wenig bekannten Semitischen Stamme — vielleicht den Jemadarn herrühren, und Seetzen behauptete edenfalls, daß diese Inschriften der Phönicischen ohne, richtiger gesagt, der Aramäischen Schrift angehörten. Diese scharfsinnige Gelehrte, den wir Alle in die Unterschätzungen über die Sinaischen Inschriften eingetreten ist, bemerkt noch, daß dieselben die allergrößte Aehnlichkeit mit der Palmvenischen Schrift hätten, obgleich auch einige Buchstaben derselben der Phönicischen noch ähnlicher sind: ferner, daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die Aramäische Schriftgattung in verschiedenen Spielarten durch ganz Syrien verbreitet gewesen sey, und daß Angesichts da sowie, woraus man vermuthen könne, daß sie auch in Aegypten im Gebrauch gewesen seyn, endlich daß diese Inschriften aller Wahrscheinlichkeit nach von christlichen Pilgrimmen herrühren, welche noch gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts von Aegypten aus nach dem Sinaischen Gebirge wallfahrteten. Wollte man nun aber in der That die hier gezeigte Aehnlichkeit zwischen den Sinaischen Inschriften und der Probe der alten Russischen Schrift, so wenig dieselbe auch erklärbar ist, zugestehen, so läge auch eine Aehnlichkeit der Sinaischen mit der Schrift in den uns bekannten Sibirischen Inschriften nicht sehr fern; wie denn schon Tychsen erkannte, daß viele Buchstaben der Inschriften am oberen Jenisei den Sinaischen im Wesentlichen ähnlich seyen. Der verstorbene Klaproth dagegen schreibt die Inschriften im südlichen Sibirien den alten Hakas (Chakar) oder Oft-Kirgisen zu, in deren ehemaligen Lande sie gefunden werden, und stellte sogar eine Hypothese auf, über den Weg, auf welchem jene Schrift, die angeschwindt Europäischen (Runischen) und nicht Asiatischen Charakter an sich trägt, in jene Gegend gekommen wäre. Was mich indessen anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich wenig Veranlassung zu einer Vergleichung der Sibirischen Inschriften mit der hier vorgelegten Probe Alt-Russischer Schrift finden kann.

Die wichtigste Frage scheint mir vor allen nur noch darin zu seyn: Hat man oder überhaupt Redim's Proben Alt-Russischer Schrift vollen Glauben schenken? — Der gelehrte Sylvester de Sacy nämlich, der Redim's Werk in Händen hatte, hat kein Bedenken getragen, seine Ansicht in dem Mémoire sur l'origine de la littérature arabe dahin auszusprechen: daß, da die verschiedenen fremden Schriftarten in den Abbildungen, welche das Buch enthält, sich einander so ähnlich seyen, dieselben entweder vom Verfasser selbst erdacht oder doch von seinen Abschreibern sehr wunderbar verstümmelt seyn müßten; und er hat deshalb verschwahrt, dem Leser seiner merkwürdigen Memoiren die in Redim's Werk gegebenen Abbildungen von der Himjaritischen und Abyssinischen Schrift vorzulegen. Wie nun? wenn die Probe Russischer Schrift auch in diese Kategorie gehörte? — Es würde wenigstens sehr möglich seyn, daß, obschon der Pariser Handschrift, das dortige Exemplar des Russischen Gebetbuchs „Katalog" mit dem Redim's Verfasser eigenhändig geschriebenen Original verglichen werden ist, dennoch die Kopie der Russischen Schrift die im Original befindlichen Züge minder treu wiedergegeben, ja daß der Verfasser selbst die ursprüngliche Gestalt derselben, wie er sie auf dem Bretchen des Gesandten sah, nicht ganz genau auf das Papier übertragen habe. Mit welcher Unzugänglichkeit und Zahrsüssigkeit aber die Abschreiber beim Kopiren der ihnen unbekannten Buchstaben zu Werke gehen, ist Orientalisten wissen wir nur zu gut aus eigener Erfahrung, und ohne hier weiter nach Beispielen zu suchen, dürfen wir nur aus Rußland selbst anführen: „Daß die Tschingiskanische Inschrift aus dem Jahre 1219 oder 1220, welche sich auf einem Gränzsteine bei Nertschinsk befand, trotz der großen Menge von Kopieen, welche davon in Sibirien gemacht worden waren, und ungeachtet der Bekanntschaft mit der Mongolischen Schrift, doch von Niemand entziffert werden konnte, als bis das Original nach Petersburg gebracht worden war, wo sich denn die Inschrift ganz anders gestaltete."

Ich kann daher nicht dem Argwohn beitreten, daß vorliegende Probe erdacht sey: denn der ganze Ton in Redim's Erzählung, so wie die Umstände, welche es von der Art der Darstellung der Schrift vermittelst der Formschneidekunst in Holztreffen anführt, correspondiren sehr mit den Erzählungen der Russischen Annalisten, daß sie jene Ansicht gar nicht gestatten. Der Arabische Gelehrte erhielt jene Probeschrift von einem Manne, der, seiner Versicherung nach, vollen Glauben verdient und von einem Kaukasischen Fürsten als Gesandter zum „Könige" der Russen geschickt worden war. Den Redim jedoch der vorsätzlichen Lüge zu verdächtigen, dazu ist kein Grund vorhanden, und können wir demnach seinen Mittheilungen über die alte Russische Schrift vollen Glauben schenken.

Der letztere Umstand aber, — die Absendung des Gesandten — hat für uns außer der palaeographischen noch eine andere Bedeutung, indem er uns Gewißheit über die Verbindung des damaligen Rußlands mit den Ländern des Kaukasus giebt und uns dadurch zur Berichtigung der Angaben welche wir über

sehr kurz und schenken ihr nicht zu viel Glauben. Bei den heutigen Orientalischen Bewässungen aber muß man hoffen, daß die Russischen Historiker auf diese beiden merkwürdigen Feldzüge alle Aufmerksamkeit verwenden und mehr Bestimmtes darüber erforschen werden.

Wesentlicher und der Zeit der Redimischen Peodschrift näher liegend scheint indessen der Feldzug der Russen zu seyn, welchen, nach Nestor, Swiatoslaff im Jahre 965 gegen die Chasaren unternahm. In diesem Feldzuge schlugen sie die Chasaren aufs Haupt, eroberten ihre Hauptstadt Bjelowesha*), d. h. Sarkel und drangen siegreich bis zum Gebiete der Kasogen und Jassen, nach den zuverlässigen Zeugnissen anderer Gebieten, der heutigen Tschetschnen und Osseten, vor. Von diesem Zuge des unternehmenden Russischen Fürsten, welcher seine Waffen auf dem Festlande so weit nach Süden und Osten ausbreitete, haben die Arabischen Reisenden ebenfalls Kunde erhalten. Es dürfte jedoch über diesen Feldzug kaum ein Zweifel zu erheben seyn, da die Geographen Ibn-Haukal und Ibn-el-Wardy (von denen der erstere ein Zeitgenosse jener Begebenheit war) dasselben an verschiedenen Stellen ihrer Werke gedenken, indem sie den von dem verheerenden Einfalle der Russen im Jahre 966 (357 der Hedschra) in die Gebiete am Wolgaschen Meere, Kasogen und Chasaren sprechen, von wo dieselben die Semender, dem heutigen Tarki, der Residenz Schamchal's im nördlichen Daghestan, vordrangen. Eine Abtheilung Russen vertheile sich noch weiter gegen Osten in die Kaukasischen Berge, so wie eine andere weiter gegen Westen.

Diejenigen, welche diese auffallende Uebereinstimmung der Nestorischen Berichte mit den Zeugnissen der Araber widerlegen wollen, können sich natürlich auf die Verschiedenheit von drei Jahren in den Epochen der von beiden Seiten so wesentlich übereinstimmend geschilderten Begebenheiten um so mehr stützen, weil, nach Nestor, Swiatoslaff, nach dem er die Chasaren, Jassen und Kassogen besiegt hatte, im Jahre 966 die zwei Jahre vorher unterworfenen Wiatitschen an der Oka und im J. 967 die Bulgaren an der Donau angriff. Nur ist jedoch der Nestorischen Zeitrechnung nicht das Wort, indem in derselben sehr leicht Fehler von einigen Jahren, ohne die Darstellung der Begebenheiten zu dreinträchtigen, vorgefallen seyn können, da dies bei diesem ersten Russischen Schriftsteller sogar mit ganzen Jahrhunderten geschehen ist. Uebrigens findet sich der zweite Feldzug gegen die Wiatitschen in vielen Abschriften gar nicht; dagegen ist der Angriff auf die Donischen Bulgaren bei den Byzantinern im Jahre 968 angeführt. Auch mag man hierbei noch bemerken, daß die von Nestor im J. 966 angeführten Eroberungen des Großfürsten sich so weit ausdehnten, daß man selbige wohl nicht auf die Zeit eines Jahres beschränkt annehmen dürfte; so daß die in unseren Annalen angeführte Epoche sich auf den Beginn der Expedition Swiatoslaff's im Norden, wo ihn Haukal angegebene Jahr aber auf die Beendigung derselben in Südosten kann. Im äußersten Falle aber würde man immer noch annehmen können, daß der Großfürst selbst wohl nicht bei allen diesen Unternehmungen persönlich zugegen gewesen sey, sondern daß ein Theil derselben durch detachirte Abtheilungen des Heeres unter den Befehlen seiner Feldherren ausgeführt worden sind.**) Die letztere Epoche, d. h. das Jahr 968 nach Hd. 6. (357 der Hedschra), differirt daher um ein so geringes Zeitmaß, daß die richtige anzunehmen sey, da dieselbe von dem zu jener Zeit lebenden Schriftsteller Ibn Haukal ebenfalls so angegeben wird.

Da nun bis zu der Epoche des Jahres 967, wo Redim sein Buch schrieb, wenigstens nach unserem Wissen, keine Ereignisse vorfielen, welche die Russen in Berührung mit den Kaukasischen Völkerschaften brachten — so kann man wohl um so eher annehmen, daß bald nach Verbindung des Swiatoslaffschen Zuges einer der damaligen Fürsten der Kassogen (Tschertessen) oder Jassen (Alanen, Osseten) in politischer oder kommerzieller Beziehung diejenige Gesandtschaft, von welcher Redim spricht, an den Großfürsten der Russen geschickt habe. Die Wahrscheinlichkeit dieser letzteren Veranlassung wird noch um so größer, als Arabische Schriftsteller des 10ten Jahrhunderts von dem Handel der Tschertessen auf dem Schwarzen Meere sprechen, an dessen Ufern ihr Gebiet sich ausbreitete. Sie trieben, nach Masudi's Angaben, Handel zu Wasser nach Trapezunt, und hier kauften sogar die Araber, nach dem Zeugniß Ibn Haukal's, unter anderen Waaren auch Russische Zeuge. Es wäre sehr wohl denkbar, daß die Gesandtschaft des Kaukasischen Herrschers nach dem benachbarten Tamatarchan (Taman), Kertsch, geschickt worden sey. Um diese Zeit taucht nämlich Tmutarakan unter den Besitzungen der Russen wie eine Art von Oase in fremdem Lande auf, welche abwechselnd von einem Statthalter der Großfürsten oder von Theilfürsten regiert wurde, als deren ersten wir, so viel bekannt ist, Mstislaff, von seinem Vater Wladimir im Jahre 988 daselbst eingesetzt, sehen, welcher sich 1022 die Kasogen unterwarf, und glaube ich, daß von dem Beherrscher dieser Letzteren auch die Gesandtschaft abgesandt worden ist.

China.

Religiöse und politische Ansichten der Chinesen.

Der berühmte Britische Missionair Medhurst unternahm voriges Jahr eine Küstenreise von Canton nach Schantung, von welcher sein Begleiter Stevens in dem Chinese Repository einen längeren Bericht abdrucken ließ. Aus diesem Berichte dürfte wohl folgender Auszug für unsere Leser das meiste Interesse haben:

— — „Der gepflasterte Weg zum Tempel war mit 25 unbewaffneten Soldaten besetzt, die man in Form eines Halbzirkels aufgestellt hatte. Diese waren die schönsten Krieger, die ich jemals in China gesehen habe, von echtem Grenadier-Wuchse und dabei recht sauber uniformirt. Hinter dem Altar saßen zwei Offiziere, die, als wir uns näherten, kein Glied bewegten, ja nicht einmal mit den Augen zuckten. An der Schwelle des Tempels nahmen wir unsere Hüte ab und machten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Sie dankten uns, indem sie ihre zusammengelegten Hände bis aus Kinn emporhoben und ein wenig mit dem Kopfe nickten. Dann betraten wir einer von der ausgestellten Dienerschaft, die Stiefe eingenommen, die etwas tiefer und hinter dem für uns arrangirt waren. Der Offizier zur Rechten trug einen Mützenknopf von blauem Krystall; er war der Dschi-su (Kommandant) von Tang-dschou-fu.*) Sein Nachbar zur Linken stand höher im Range; er war ein Tung-tschin oder Ober-General, und seine Mütze schmückte ein rother Knopf, kommt hierin Pfauenfeder und einer Schnur Kügelchen. So oft seine Diener mit ihm redeten, beugte sie das Knie. Der dritte zu war der Haupt-Sprecher und wie zum Inquisitor geboren. Seine an Herrn Medhurst gerichteten Fragen betrafen zunächst dessen Vaterland und den Zweck seiner Reise. Er ging aber noch viel weiter und erkundigte sich sehr genau nach vielen anderen Dingen. Sein schnelles Sprechen und die vielen Gutturaline des Dialekts von Schantung, in dem er redete, machten diese Fragen oft auszuhorchend unverständlich. Ich erzähle das Weitere mit Herrn Medhurst's eigenen Worten.

„Er fragte mich, was wir unter Jesu verständen, und was das Wort Christus (Kiu-schi-sche-tu) bedeutete, das er in unseren Büchern gelesen habe. Dies gab mir Gelegenheit, ihm das Evangelium unseres Heilandes zu erklären; daß unterdrach mich aber der General mit seiner Bemerkung: Ihr Name: „Wie" ist genug, um zu wissen, daß ihr aus das Volk über seine Pflichten zu belehren! Wisset Ihr Euch ein, daß es bei uns keine rechtschaffenen Leute giebt?" — „„Das nicht"", versetzte ich; „„die Leute sind hier in gemischem Betrachte wohl gut — obschon man das nicht von Allen sagen kann — aber sie wissen nichts von der Erlösung durch Christum."" Jetzt nahm der Dschi-su das Wort: „Wir haben Konfutius und seine Lehren", sprach er; „diese genügen schon seit vielen Jahrhunderten: was soll uns noch unsere Weisheit?" — „„Konfutius"", versetzte ich, „„hat in der That moralische und gesellschaftliche Pflichten gelehrt; allein von göttlichen und ewigen Dingen hat er nichts offenbart und für die Erlösung der Menschheit nichts gethan; darum ist es keineswegs überflüssig, noch einem zweiten Lehrer und Erlöser zu huldigen, mit dem Ihr Euere Landsleute bekannt machen."" — „In kurzer Rücksprung", entgegnete der Dschi-su, „mag das seyn; aber in unserer Sprache ist übel, und die Lehren, die Ihr bringt, haben keine andere Wirkung, als daß sie den gemeinen Mann verderben, weshalb ihre Ausbreitung untersagt werden muß. Wir brauchen und wollen Eure Bücher nicht, und Ihr sollet nicht so von Ort zu Ort wandern und Euere Religion zuweilen, Andere zu bekehren." — „„Wollt Ihr sie wieder?"" sprach ich; „„Wir Euere Gäste! Ich habe das Gesetz von der heutigen Dynastie studirt und erinnere mich keines Paragraphen, worin das Vertheilen guter Bücher verboten wäre."" — „Wohl giebt es ein Gesetz gegen die Ausbreitung falscher Lehren" — so fielen mir Beide ein und sprachen von jetzt an so rasch und heftig, daß ich kaum noch wußte, wie ein einziges Wörtchen fand, ich hörte sie denn gewaltsam unterbrechen müssen. Als ich den Dschi-su etwas ruhiger machen, die Begleiter: „Merkt auf die Worte der Großen Männer!" Ich sah nun ein, daß beide Große Männer die Unterhaltung allein führen wollten, und so ließ ich es gern geschehen, daß man ein anderes Gespräch anfinge. Der Dschi-su sagte mich, ob jenes Schiff (auf dem ich gekommen) mein Eigenthum sey, um welches Preis es sey gemiethet, und er bat das meinen Mitleuten oder auf Kosten der Regierung geschehen. Ich sagte ihm, die Reisekosten seyen aus dem Fonds einer Gesellschaft christlicher Privatleute in meiner Heimath bestritten worden, und die nämliche Gesellschaft sende das Evangelium nicht blos nach China, sondern in alle Welt, wie der Erlöser geboten habe. Jetzt fragten sie, wo man die Bücher, die ich mit mir führte, anfertigte, und wo ich sie gedruckt hätte. Ich sagte ihnen, daß ich sie zur Hälfte, meine besseren Bücher sogar unter meiner eigenen Leitung in Batavia angefertigt worden, weshalb ich auch die Sprache unter den Chinesischen Emigranten erlernt. Jetzt erkundigte er sich nach der Zahl dieser Emigranten, und aus welchen Provinzen sie kämen; auch wollte er wissen, ob sie in dem fremden Lande alle Römisch-Katholisch würden. Ich sagte ihm, sie blieben zumeist bei ihrer eigenen Religion, und nur wenige mit den Römisch-Katholischen zu wenig bekannt, da wir in gang und gar feiner Konnexion ständen. Hier unterbrach der alte General die Unterhaltung und gab mir folgendes Ultimatum: „Wenn Ihr meinen Rathe folgen wollt, so fehrt bald möglichst in Euer Vaterland zurück und sagt denen, die Euch abgeordnet haben, es sey vergebliche Mühe und gegenwortenes Heil, wenn sie es versuchen, ihre Bücher in China einzuschwärzen; kurzmal kein Mensch — ein paar Landsläufer an der Küste vielleicht ausgenommen — dieselben in Empfang nehmen wolle oder könne. Saget ihnen außerdem, der Kaiser befehle zwar, daß man die Fremden gütig und liberal behandle, verstatte ihnen aber keineswegs, zu bleiben und ihre Lehre-Meinungen auszubreiten. Wir lassen Euch demgemäß ein liberales Geschenk verabfolgen, mit dem Ihr — wir ich hoffe und wünsche — zufrieden abreisen werdet. Seht Euch aber vor, daß Ihr keinen anderen Theil der Küste berührt, sonst könnter Ihr leicht keine so gute Behandlung erfahren und verderbliche Folgen erleiden. Zur Vergeltung für die freundliche Aufnahme, die wir Euch angedeihen lassen, werdet Ihr bei keinem Kühen-Orte von Schantung, welche ganze Provinz unter unserer Gerichtsbarkeit steht, Euer Schiff anlegen." Ich dankte

*) Bjelowesha d. h. „Weißes Schloß" oder „Weißen Thurm" — auf Chazarisch, nach der Byzantinischen Orthographie „Sarkel" d. h. „Weißes Haus" und nawentlich Sprache „Sarkel" (Schwe-kil) bedeutet heutigen Tages noch in Tschuwaschischer Sprache „Weißes Haus") — lag auf dem rechten Ufer des Don, wo noch heutigen Tages die Kosaken-Station Werkatschna liegt, etwa 51 Werst von der auf dem linken Ufer des Flusses gelegenen Post-Station Kalatschinsk. Potocki Voyage dans les steppes d'Astrakhan I 17. Klaproth Nouveau Journal Asiatique II 413.

**) So wurde z. B. nach Nestor's Erzählung der Feldzug gegen die Bulgaren im J. 968 von Swiatoslaff's Feldherren beendigt, da der Großfürst bei seiner kranken Mutter Olga in Kiew zurückbleiben mußte.

*) Einem Distrikte in Schantung, wo diese Zusammenkunft stattfand.

Digitized by Google

der Erzeugung für ihre Liberalität, sagte aber beiden Herren, ich würde nimmermehr etwas annehmen, ohne ein Gegengeschenk machen zu dürfen. Sie erwiederten mir, Gegengeschenke fänden ein für alle Mal nicht Statt.

Nachträglich wurde ich noch befragt, wo Herr Stevens zu Hause sey; und als der Dschi-fu von Neu-England nennen hörte, stellte er mir wieder eine ganze Reihe von Fragen. „Wie!“ rief er aus; „giebt es denn ein Altes England und ein Neues dazu?“ — „„Ja wohl, eben so gut, wie es eine Alte und eine Neue Welt giebt.““ Jetzt erzählte ich ihm, wie Amerika durch Columbus entdeckt und wie ein Theil desselben durch Britische Unterthanen colonisirt worden sey. „Wer ist denn König über diese neue Lande?“ — Ich erklärte ihnen zu ihrem Erstaunen und Verstummen, daß dieses Land gar keinen König habe, sondern zwei große Wahl-Versammlungen und einen Präsidenten — Alles von der Nation gewählt, die in jeder Angelegenheit der Verwaltung gültige Stimme habe; nach vier Jahren werde der Präsident von neuem gewählt oder müsse seine Stelle einem Anderen überlassen und diese dann ins Privatleben zurück. Sie sagten, was denn aus dem alten Waffenrathe würde, und ob nicht dieweilen seiner Gewalt sich bediente, um eine Revolution zu erregen und eine Partei sich zu bilden? Alle diese Neuigkeiten waren ihnen sehr verwunderlich. Sie wünschten auch zu wissen, wie es käme, daß ich, ein Alt-Engländer, mit Herrn Stevens, einem Neu-Engländer, so gut harmonirte. Dies gab mir Gelegenheit, von der Analogie des republikanischen National-Charakters der Alt- und Neu-Engländer zu sprechen, auch zu bemerken, daß schon die Einheit unserer Strebung und unserer Geschäfte Herrn Stevens und mich an einander kettete.

Es wurde noch Manches hin und her gesprochen; unter Anderem erzählte uns der Dschi-fu die Auskunft, (oder vielmehr die Abweisung) des Lord Amherst, um uns handgreiflich zu machen, welchen geringen Werth Seine Majestät auf den Verkehr mit Ausländern lege. Er erkundigte sich auch nach den Herren Lindsay, Gilpiah und Gordon und schien mit allen unseren Expeditionen wohl bekannt, so weit nämlich, als Chinesische Berichterstatter ihn darüber belehrt hatten. Erst mit einbrechender Nacht wurde die Konferenz geschlossen. Wir schieden als Fremde und brachbateten beim Hinausireten diesseiben Regeln der Etikette, wie bei unserer Zusammenkunft.

Frankreich.

Der Bediente des Marquis von Londois.

Wahrheit und Dichtung, von Ch. Nodier.

Wenn ich mich in die unbedingte Rothwendigkeit versetzt sähe, auf einen der unsterblichen Meistenwerke Homer's Verzicht leisten zu müssen — wenn eine besondere Ordonnanz des Königs oder eine unbedenkliche Bestimmung der Kammer solches geböte — so würde ich die Iliade, bevor ich sie hingäbe, auswendig zu lernen versuchen, aber die Odyssee festhalten und mich keinen Augenblick bei der Entscheidung besinnen.

Doch scheint dieser Abgang nicht zu hoch und unerträglich angelegt für ein einfaches Geschichtchen? Ja, in der That, es kommt mir selber so vor. Ich dagebe einen offenbaren Verstoß, ein Verbrechen gegen die ewige Regel eines korrekten Anfangs: Non summum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem. Und doch muß es dabei bleiben, ich ändere kein Wort daran; die Kritiker müssen ihn schon nehmen, wie er ist, und mögen dasse sagen, was ihnen beliebt.

Der Hauptreiz, welcher mich an der Odyssee, das, was mich bei ihrer Lektüre mit einem aus Bewunderung und süßer Rührung gemischten Gefühle erfüllt, ist die gehabene Einsicht des Glaubens dieses Dichters, der Kindergeschichten getreulich nacherzählt, wie er sie erzählen gehört, und sie zur Lust mit den reichsten Farben der Phantasie und des Genies ausschmückt, weil er nichts Besseres erfahren und gelernt hat bei der Unterhaltung mit den Alten, den Frauen und Weisen. Die Geschichten, die er vorträgt, sind wunderbarer Art allerdings, aber noch viel wunderbarer als sie ist er selber mit seinem Glauben daran, mit seinem festen Vertrauen zu dem, was er sagt. Als der König der Phäaken einige Zweifel über die Wahrscheinlichkeit der seltsamen Dinge, die er vernehmen muß, äußert, so fährt sich Ulysses wohl, ihm mit Gründen und Beweisen des Verstandes zu antworten, sondern er fährt ruhig fort in seinem Bericht, und der König läßt ihn gewähren. Das eben ist es; zweierlei gebört wesentlich und unerläßlich zur Poesie: daß der Dichter an das, was er sagt, und der Zuhörer dem Dichter glaubt. Dieser Doppelglaube ist sehr selten geworden und mit ihm die Poesie.

Unser Zeitalter hat ungewein viel Aehnlichkeit mit dem Zustande morscher aufgeklärter Völker, die der Zeit seit schon in allen ihren Theilen ergriffen und unterwühlt hat. Für einige derselben reicht eine liebliche sanfte Melodie hin, sie einzuschläfern, mehr vertragen sie nicht — andere wieder bedürfen starker Erregungsmittel, um sich zusammenhalten zu können — gerade so verhält sich's mit unserem Publikum, und für beide Parteien finden sich die Dichter. Dies aber sind die beiden letzten Geschäfte der Kunst, und wenn sie getban sind, so ist die Kunst zu Ende.

Auch in diesen letzten Arbeiten der Poesie offenbart sich das Genie — allerdings. Aber die Poesie des Inhalts, der Sachen, wo ist die jetzt auf der Erde zu finden? Die Engel des Isaak und Tobias und die Wälsche der Rinaldina! Jener große epische Wanderer des Alterthums, der niemals unterbrechende, dessen Bericht ich mit solchem Entzücken lausche, wie würde er beunruhigt bei dem aufgeklärten Geschlechte mit seinen unsterblichen Fabeln aufkommen! Wie würde ihm Alles entgegenschrecken, seine Circe sey nichts als die Marina Levaillant's oder die Oberea Bougainville's — seine Sirenen diese Seehunde, Charybdis und Scylla nur ein Paar Felsen, Polyphem nur ein meerschentreffender Patagonier. Wenn er käme, nicht ein Nimrod würde man ihm geben.

Ein Freund schrieb mir neulich über diesen Punkt folgenden Reim:

„Die Schuld des Geschmacks, der bös', der Poesie —
Was haben wir daran? — die Philosophasie!“

Leider ja, es ist wahr, und keinen deutlicher Zustand mehr, als mich. Darum habe ich geschworen, kein Buch zu lesen, das Stempel und Gepräge der Wissenschaft und des aufgeklärten Geistes an sich trägt, und man sollte nicht glauben, wie schwer es ist, noch ein paar aufzutreiben, die nicht von dieser allgemeinen Kultur belecht wären, besonders seitdem der wechselseitige Unterricht und die Jacotosche Methode Wurzel gefaßt und um sich gegriffen haben. Ich hätte Herr von Montyon gesyen sollen, mit diesem ungeheuren Vermögen! Die größten Preise hätte ich für die Unwissenden und Einfältigen ausgesetzt, die hätte ich zum reichsten botirt, und meine höchste Wonne wäre gewesen, aus jener Welt heraus, in der kein Geist jetzt weilt, mit ansehen zu können, wie Mütter und kleine Kinder mit diesen Schätzen gewinderschlichtet hätten. — Aufs allerschönste und prächtigste hätte ich eine einfache natürliche Bücher drucken lassen, in denen statt der Wissens der Glaube, statt der Theorie und der Studien die Erfahrung, statt der gebildeten Geschichtlichkeit die Empfindung und das Gefühl herrschen! Wie einer Manufaktur ohne gleichen, und die doch noch ökonomischer hestellt und leichter durchzuführen gewesen wäre als die seinige, hätte ich alle Jahr zum allgemeinen Unterricht, zu Nutz und Frommen des Volkes, zum Glück desselben, all jene köstlichen Dichtungen, die die Seele so mächtig ergreifen und sie mit so nützlicher und hoher Lehre erfüllen, vortragen lassen: die Odyssee, die Reisen von Pinto, die Erzählungen von Perrault, die Fabeln von Pilpay, von Aesop, von La Fontaine, den Telemach, den Robinson, den Don Quixote, die fliegenden Menschen! Nur von menschlichen Büchern, wie man sieht, ist die Rede, nur solche hab' ich im Sinne — aber von welchen Menschen und welche Bücher! Großer Gott! Sein Geld in solche Bücher stecken, diese, es gut anwenden; denn eine Sammlung derselben wäre in Wahrheit eine Bibliothek der Humanitäts-Entwicklung, und das Volk, das sich daran satt und voll läse, wäre den benedeitesten und verdientesten, daß alle andern Völker Lust, die es schmeckten, als Basken des

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Montag den 4. Juli 1836.

Afrika.

Neueste Reise nach Nubien.

Noch manches Jahrhundert wird vorübergehen, ehe das Interesse, welches die Denkmäler Aegyptens und Nubiens erregen, erstorben ist. Ein mystischer Schleier breitet noch den Namen der Völker, die sie erbauten; allein dieser Schleier wird mit jedem Tage durchsichtiger. Schon hat jene Reihe von Tempeln, Grabmälern und Pyramiden, welche mehr als zweihundert gezgt. Meilen lang an den Gestaden des Nils sich ausdehnt, durch die (theilweise) Entzifferung der Hieroglyphen historische Bedeutung erhalten, und die Geschichte Aegyptens und Aethiopiens ist uns jetzt bekannter, als sie den Griechen und Römern war.

Der Name Meroe war noch zu keinem Griechischen Ohre gedrungen, bevor Herodot seinen Landsleuten erzählte, was er durch die Priester zu Memphis von diesem alten Reiche erfahren hatte. Auch gefielen sich die Geographen des Alterthums darin, solche Fabeln und Wundertinge, die in bekannteren Regionen keine zweckmäßige Stelle mehr fanden, nach Aethiopien zu verlegen. Elephantine bildete schon in Herodot's Zeitalter die Gränze Aegyptens. Hier war auch das unüberschrittene Ziel der Persischen Eroberung. Die Unglücksfälle, welche das Heer des Kambyses heimsuchten, retteten Aethiopiens Unabhängigkeit, und so bildete sich die erste Marscheide zwischen dem unterworfenen Aegypten und den Nubiern, welche ihm Kultus, den Gesetzen, den Künsten und Sitten treu bleiben konnten, die sie seit der Pharaonischen Zeit mit den Aegyptern gemein hatten. Dieselbe Gränzscheide zwischen beiden Ländern bestand auch unter der Herrschaft der Ptolemäer, und die erste Katarakte des Nils war immer der Markstein der Römischen Herrschaft. Plinius, Strabo und Ptolemäus bezeugen uns zur Genüge, wie wenig man in jener Periode mit den Ländern im Süden Aegyptens bekannt war.

Edessa sie unternahmen, im Erobern, wie die heidnische Roma, aber mehr vom Glücke begünstigt, brach das Christenthum sich Bahn durch das obere Nil-Thal. Die große Menge antiker Tempel, welche in Kirchen umgeschaffen wurden und noch jetzt Griechische und Koptische Inschriften tragen, giebt uns einen Begriff von der einstmaligen weiten Ausdehnung des Christenthums in jenen Gegenden. Die christliche Religion behauptete ihren Einfluß bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts, um welche Zeit die Muselmänner Aegyptens, eine geschwächte und von jeder auswärtigen Hülfe entblößte Nation leicht überwinden, Nubien den Streifzügen der Beduinen öffneten.

Ueber Nubiens Zustand im Mittelalter würden wir sehr geringe Notizen haben, wenn Makrisi aus dem älteren Weke Ibn Selim nicht viele interessante Dokumente ausgezogen hätte, auf deren Wichtigkeit Burckhardt aufmerksam gemacht und der fast sämmtlich dem Aegypten zunächst liegenden Theil Nubiens betreffen. Dann müssen wir drei Jahrhunderte überspringen, um einen Europäer in das Innere dieses so schwer zugänglichen Landes zu begleiten. Im Jahre 1698 begaben sich der Französische Arzt Poncet und der Pater Xavier de Brevedent durch die Oasen Nubiens und Sennaar's nach Gondar. Zwanzig Jahre später führt uns Bruce nur bis Derr. Mit dem Schotten Bruce sehen wir die Nubische Wüste wieder; allein dieser wirft nur einen flüchtigen Blick auf einige alte Monumente und erzählt von dem Nubischen Nil-Thale sehr wenig. Erst mit Anfang des 19ten Jahrhunderts beginnt die wissenschaftliche Ausbeutung des alten Aethiopiens. Europa verdankt diese Vortheile einem Muselmann. An den Ferse des Sohnes Mehmed Ali's, unter seinen Generalen und Beamten von ihm geschätzt und geschirmt, überschreiten jetzt Deutsche, Engländer und Franzosen die Katarakten und lassen sich auf den Trümmern des alten Meroe nieder.

Legh war einer der Ersten auf dieser Bahn voll Forschungen, Gefahren und Abenteuern. Durch die Pest von der Levante zurückgescheucht, wendet er sich 1813 nach Nubien, dringt bis Ibrim vor, dem letzten Lande der Sennaar-Araber, und begnügt sich dann Rückkehr. Den edeln Burckhardt, diesen wahrhaft großen Deutschen Reisenden, der alle seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassen sollte.

Von einem Wegweiser und zwei Dromedaren begleitet und mit 40 Franken in der Tasche durchwandert Burckhardt einen Raum von 450 Engl. Meilen; drei Mal und in drei entgegengesetzten Richtungen kreuzt er Nubiens Ebenen; er besucht die großen Städte von Berber und Aschendi; Nichts entgeht seinem allseitigen Forschergeiste. Der klassische Reisebericht des unsterblichen jungen Schweizers versetzt uns in das alte und neue Nubien: Denkmäler, Landschaften, Völkerstämme, Sitten, Sprache, Handel und Industrie — Nichts ist vergessen, und in jedem Gebiete erkennen wir den Silberblick des Genies wieder. Man kann wohl sagen, daß Burckhardt die Länder, die er besucht, zum zweiten Male entdeckt hat.

Ein anderer Reisender, der geistig und körperlich gewaltige Belzoni, wollte den Ruhm, die archäologischen Forschungen seines Freundes Burckhardt fortgesetzt zu haben, seinem Anderen als sich selber gönnen. Bald war er den durch Burckhardt entdeckten Tempel von Ebsambul erreicht; sein Feuereifer, seine Schaubrein und Riesenkraft brechen ihm Bahn durch alle Hinternisse. Zweimal täuscht er die Habsucht der Araber; sie muß ihm bei seinem großen Unternehmen helfen; drei Sandhügel werden wegerämmt, und die Sonne beleuchtet einmal wieder, nach so vielen Jahrhunderten tiefer Finsternis, das Innere des Monumentes, die großen Säulenhallen, die zahlreichen Statuarien und die Gemälde, so frisch und lebendig, als hätte der Künstler erst gestern Abend die letzte Hand daran gelegt. Ebsambul, dies schöne Denkmal der antiken Kunst, wird dem staunenden Europa wieder enthüllt, und der Oberst Straton, der es mit mathematischer Genauigkeit ausmißt, giebt uns den Vollgenuß des Ganzen wie des Einzelnen. Die ferneren archäologischen Arbeiten Belzoni's in Nubien gehen ihm neue Aufspriche auf die Dankbarkeit der Alterthumsforscher.

In Belzoni's Fußstapfen traten zunächst Wadbington und Hanbury, dann Gau, und als gelehrte Forscher Champollion und Rosellini. Dann betrat Cailland diesen klassischen Boden; er drang weiter vor als alle bisherige Reisenden, indem er das Klubal bis in die Nähe des 10ten Grades N. Breite erforschte. Der neueste Reisende ist Herr Hoskins, ein Engländer.

Nachdem Herr Hoskins schon ein Jahr an den Ufern des Nils verweilt hatte, entschloß er sich am 1. Februar 1833, weiter im Süden vorzudringen. In Theben, wo er kurze Zeit verweilte, überlegte er sich die Sache noch einmal. Soll ich nach Meroe gehen? Soll ich nach London zurückkehren? so dachte er in einem seiner Augenblicke, wo die Erinnerung an das Heimathland und der Zauber unbekannter Regionen den Reisenden unschlüssig macht. Die Ansicht Bankom's, eines talentvollen Italiänischen Zeichners, bestimmte ihn endlich, dem Lande Nubien und seinen Denkmälern den Vorzug zu geben; er wollte nicht eher nach England zurückkehren, bis er seinen Landsleuten das ganze alte Aethiopien in seinem Vortheilhafte mitbringen könnte. Herr Hoskins irrt sich aber, wenn er behauptet, sämmtliche Monumente Nubiens seien durch seine Vorgänger ungenau gezeichnet worden. Ohne Zweifel warten ihm die Zeichnungen Gau's, Cailland's und Rosellini's gar nicht zu Gesicht gekommen. Es ist in der That verdrießlich, daß er mit einer schon fertigen Theorie und mit ganz fixen Ideen über historische Punkte, deren Aufstellung wenigstens erst von seiner Unterschung abhing, die Reise unternommen. Dennoch folgen wir gern einem so klugen und geistreichen Führer, der sich im Ganzen nur selten täuschen läßt. Seine Beobachtungen eben so mannigfaltig als interessant und belehrend sind.

Wenn du, geneigter Leser, noch niemals in dem Salon eines Türkischen oder Aegyptischen Beschlehabers in Nubien Aufnahme gefunden hast, so gestatte zunächst, was man thun und lassen soll. Beim Eintreten braucht der Reisende nur eine tiefe Verbeugung zu machen und eine rechte Hand auf die linke Seite der Brust zu legen. Niemand läßt er sich mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan nieder, macht lauternd eine zweite Verbeugung und sitzt, wenn sein Wirth von sehr hohem Range ist, mit der rechten Hand erst nach dem Munde und dann nach der Stirn. Jetzt beginnen die Komplimente des Türken: „Wie befindet Ihr Euch? — Was für ein schöner Mann seid Ihr! — Welch schöner Wuchs! — Ihr seid gesund!“ — Diese Artigkeiten — Grüß wiederholen und umfangener meinem Dank!“ Sofort bringt man der ein Täßchen Kaffee nebst Pfeife. Mit du eine vornehme Person, so läßt dich der Wirth aus seiner eigenen Pfeife rauchen. Ist er dem Beamter von hohem Rang, so erfordert die Höflichkeit, daß er sich halb von seinem Sitze erhebe; doch erlaubt ihm sein Stolz diese Artigkeit sanftell gegen einen Fremden nur selten. Alle Türken haben eine gewisse Eigenheit in ihren Bewegungen, aber sie wissen sich diese Grandezza leicht anzueignen. Sogar freigelassene Sklaven, die sich zu Rang und Würde emporgeschwungen, zeigen dieselbe vornehme Ungezwungenheit, wie Leute, die von Kindheit an zu derselben gewohnt sind. Die Art von Erziehung, welche darin besteht, daß man einen Bleef von vier oder fünf Zeilen vorbuchstäblig lesen kann, macht seine Bemerkungen Linie; denn dieses Talent steht mehr als einem Abenteurer Ehre gang und gar. „Ich übertreibe?“ — So erzählt Hoskins — „meinem Manne den Firman des Pascha's; er lüßte ihn, wie es herkömmlich ist, und fuhr damit nach seiner Stirn, worauf ihm ein Koptischer Schreiber den Inhalt vorlas. Kaum hatte der Schreiber geendet, als der Kaffe mir

Digitized by Google

gleich seine Pfeife anbot, was er bis jetzt nicht gethan. In demselben Augenblick trat aber mein Bedienter mit meiner eigenen Pfeife ins Zimmer." Verlassen wie schnell diesen diplomatischen Salon, um die Exkorte einzuholen, die uns nach Berber geleiten soll. Ihr Befehlshaber, der Schreib der Ababde, so munter und höflich wie ein Mann, der uns beunruhigen will, ist ein sehr schöner Afrikaner von regelmäßigen Zügen, elegant gekleidet und mit schneeweißem Turban. Unter seiner Leitung kommen wir wohlbeschützt ins Nilthal.

Denke die nun, werther Leser, zur Rechten und Linken eine unendliche Wüste, eine Wüste aus rothem Sande, blitzend in der Sonnenglut, überschöttet von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel, und hin und wieder mit schwarzen oder braunen Felsen gleichsam gesprenkelt. Mitten durch diesen Grundsand windet sich ein majestätischer Nil in einer Breite von einigen hundert Klaftern. Bald brechen sich seine Wellen an Granitfelsen, die aus seinem Bette emporstreben, bald gleiten sie ruhig dahin und enthüllen unseren Blicken lange Sandbänke, auf denen das schenßliche Krokodil schlafend ruht. Der Nilstrom zeigt sich hier wie ein breites Silberband auf einer schmalen Einfassung von frischem Grün. Er ist saumich auf seinen Ufern, mag er nun, zwischen hohe Mauern eingezwängt, mit Pfeilesschnelle dahin fließen oder sanft und schmeichelnd seine Inseln umspülen, unter denen besonders die Insel Nege mit ihren 22 Dörfern, ihren merkwürdigen Ruinen, ihrer dichten Beschattung und üppigen Vegetation Erwähnung verdient.

Aber jener malerische Nil, der dunkeln Felsen, welche oft an seinen Ufern hinziehen, und das schmale gesegnete Thal, seine Schöpfung: alles dies setzt sich Reisenden nur selten auf solchen Grade, wie die riesenhaften in Felsen gehauenen Tempel-Tesimmer. Diese stehen gewöhnlich nicht auf kultiviertem Boden und verdanken einen Theil ihres hehren Anblicks der Nacktheit und Monotonie ihrer Umgebung. Die Meisten derselben sind von Gau, Caillaud, Burckhardt und Hoskins beschrieben worden. Wir erkennen sie als Schöpfungen der alt-Aegyptischen Kunst und wissen sogar von einigen dieser Tempel, was sie für Könige sie erbauen ließen. Die zerstörten Tempel bei Ihrim wurden nach Champollion auf Befehl Tuthmosis des Ersten errichtet; Tuthmosis der Dritte ließ die Tempel bei Semne, Amada und Tômas erbauen; und der von Athde knüpft sich an den Namen der Gemahlin Sesostris' des Großen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Poesie der Bewegung.

Von einer Engländerin.

Nicht ohne Seufzer bedenke ich, während ich diese Zeilen schreibe, daß Einfachheit und Volksthümlichkeit — zwei Tugenden, auf die wir früher mit Recht stolz sein durften — sich immer mehr von uns entfernen. Scheint es doch, daß sich selbst meinen Gegenstand nicht gerade heraussagen kann, und daß ich meine Zuflucht zu einer umschreibenden Phrase nehmen muß, auffatt meinem Leser unumwunden zu erklären, daß ich vom Tanzen spreche — ihn zum Tanze zu führen. Gut! es ist jetzt heraus, und ich will nur bedauernd sagen, daß ich dem Tanze, ganz ungeschickte Tänzerin bin. Sehr empfehlen wird mich freilich mein Geständniß nicht, daß ich die Zeit, welche man der Erlernung der National-Tänze Englands, Schottlands und Irlands zugestanden hat, überlebt habe. Das Menuet, der Contretanz, die Hornpfeife*) sind den Französischen Levée's, Cotillon's und Allemandes, einer Französischen Verschlimmerung des Deutschen Walzers, gewichen. Diese machen wieder den Schottischen und Irischen Reels Platz, die sie bald von der Bauerdrille verdrängt worden, und diese letztere schwebt jetzt in der Gefahr, dem Deutschen Walzer ihren Platz räumen zu müssen.

Haben wir aber auch unsere verlorene Nationalität zu betrauern, so brauchen wir doch nicht zu fürchten, daß es dem Tanzlustigen an Vorrath und Abwechselung fehlen werde; denn der große Moverre sich mit Recht den Künstlern, neue Quellen sie ihre Kunst in den Gebräuchen, Gewohnheiten und Sitten der Völker zu suchen. „Ich rathe ihnen", sagt er, „fremde Gegenden zu besuchen und die Völker in ihren Wohnsitzen zu beobachten. Sie werden erfahren, daß Angoulême das Vaterland des Menuet, die Auvergne das Vaterland der Bourrée ist; in Lyon werden sie die Heimat der Gavotte, in der Provence die des Tambourins finden; und wenn sie erst in den Basken und Spaniolen drinnen, welchen Lohn würden sie nicht in der Anschauung der Chaconne und noch mehr des reizenden Fandango finden? In Deutschland werden sie wieder in eine neue Welt von Tänzen eingehen; in Oesterreich, Böhmen, Mähren, und vorzüglich in Ungarn, werden sie von den mannigfaltigsten Bewegungen, Attitüden und Figuren, die alle der Ausdruck einer feinen und freien Lebensheiterkeit sind, in Erstaunen gesetzt werden. Sachsen, Polen und Preußen werden ihnen die nachahmungswerthesten Muster liefern; sie werden bald erfahren, daß unsere alten Sarabanden und Gouraunen direkt von Krakau zu uns gekommen sind; und würden sie erst Rußland durchstreifen, so würden sie in jeder Gegend des ungeheuren Reiches neue Gemälde für ihre Kunst entdecken!"

Doch unsere Nationen" und jetzt die Verschwinden nicht auch einen Wechsel unserer Sitten? Der beiden Jakten wurde der Geburtstag der Königin Charlotte, tugendhaften Andenkens, durch einen Ball gefeiert, bei welchem die Schönen und Elegants des Hofes ihre reizenden Formen und ihre Geschicklichkeit durch Menuets und Contretänze zur Schau trugen. Die Schriftsteller hatten gewohnt bei der Königlichen Jungfrau und ihren Damen nicht wenniger durch seine Grapität im „Pavan" und seine Gewandtheit im „Gaillard", als der Prinz George von Wales über andere Herzoginnen und Gräfinnen durch die Tänze seiner Zeit. Sie Thomas Sipot giebt unserem Gnglischen Tanze gar eine mystische Bedeutung; er sagt nämlich, es sey zwischen dem tanzenden Paare auf nichts Geringeres als auf die Sie abgesehen, und der Tanz sey deshalb eine der ehrwürdigsten Sitten. Würden jetzt unsere Mütter es wagen, einen Ball in ihrem Hause zu veranstalten, wenn man noch an die Auslegungen des Sir Thomas dächte und den Ball als eine Einleitung zur Verheirathung der Töchter ansähe?

Sir Thomas erwähnt der Tänze Braule, Bargenett, Paupons, Turgion und Round, welchen wir noch aus Shakespeare den Fünfstritt und Coranto hinzufügen können. Dem Pavan ist jetzt jede Spur verloren, sein Name deutet darauf hin, daß er ehel gewesen sein muß. Sie John Hawkins sagt: „Der Pavan, von Pave (Pfau), ist ein ausschließlicher Tanz; die Herren tragen dabei Hut und Degen, hohe Beamten waren in ihren Staats-Uniformen, Prinzen in ihren Mänteln; die Damen trugen Prachtkleider mit langen Schleppen, deren Bewegung beim Tanzen dann dem Radschlagen des Pfauschwanzes glich. Die Spanier sollen diesen Tanz erfunden haben. Grussinan sagt, daß die Tablatur des Pavan in der Orchesegraphia des Thoinet Arbeau sich finde.

Wir hatten einen besonderen Rennet de la cour, und Roverre erzählte, daß er den Hofdamen diesen Tanz auf folgende Methode gelehrt habe. Er befestigte an das Mieder der Dame ein Tuch von 12 Ellen, und in diesem mußte sie sich hin- und herziehen lassen, bis sie es durch kunstvolle Sprünge dahin gebracht hatte, von diesem Anhängsel nicht mehr festgehalten zu werden, ohne dem Anstande und der Haltung des Körpes zu schaden. Das Menuet war voll Anmuth und Majestät; die Verbeugungen, womit es begonnen und geschlossen wurde, und jede Bewegung der Theilnehmer waren voller Würde und Ehrerbietung, und gewiß ist das Verhältniß zwischen diesem Tanze und der Gallopade wie das Verhältniß eines Ritters zu einem Roßjungen. Die Englische Nation erkannte das sehr wohl, und das Menuet war auch allgemein in Gebrauch. Alle Bälle wurden mit diesem Tanze eröffnet, und 12 Jahre lang mußte ihn Roverre auf- den Drury-Lane fast jeden Abend tanzen.

Die Höfe Elisabeth's und Charlottens waren nicht die einzigen Höfe, wo man sich durch den Tanz ergötzte, und von Sir Christopher Hatton bis zu Lord Henry Petty herab haben Staatsmänner nicht nur in der Politik, sondern auch auf Bällen manchen Sieg davongetragen. Man betrachtete den Tanz nicht bloß als eine anständige Uebung, sondern auch als eine nothwendige Erholung von den gewichtvollen Geschäften des Tages, denen sich leichterliche Beamte unterziehen mußten. Es ist noch nicht lange her, daß die Richter noch herkömmlich jeden Lichtmeßtag in der Sergeant's-Inn tanzten. Ja, es erschien einst eine Verordnung, vermöge welcher die sämmtlichen Rechtwalter aus der Zunft gestoßen werden sollten, weil — sie nicht mehr alter Sitte verbergebenden Lichtmeßtag getanzt hatten. Warum mußte diese Sitte aufhören? Welche Wonne wäre es für unsere jungen Juristen, Lord Brougham in einem Pavan, Lord Lyndhurst in einem Gaillard sich bewegen zu sehen, Lord Denman einen Bargenett, Lord Abinger einen Coranto produzieren, die Richter Park und Patteson im duo à dos und den Richter Gaselee mit zwei Damen zu sehen, während seines Vetters von ehliger Thelinahme befreite Lord Elden nur dabei sehen zu müssen, um das Fest durch seine wiederevolle Gegenwart zu weihen und dann und wann einen Wink freundlichen Beifalls zu geben.

Lassen und nun vom Königlichen und Gerichts-Hofe aufs Land gehen und fragen, was aus dem Contretanz geworden ist. Hört man noch etwas von ihm? wer weiß mehr etwas von dem sogenannten Kissenstanz, von dem Sir Roger de Coverley, mit welchem jede Weihnachts-Gesellschaft ihre Vergnügungen beendigte? Ach, der Contretanz hat seinen Todestanz gehabt! Und dennoch war er nächst der Hornpfeife der einzige echt-Englische Tanz. Die Hornpfeife (der Tanz) hat den Namen von dem beliebten Instrumente, das dabei spielte, oder die Benennung: „Englische Hornpipe" zeigt an, daß dieser Tanz einst zu den Belustigungen auf der Universität gehört habe. Ehemals wurde er von Parrifot und Miß Gayton auf dem Königlichen Theater vorgetanzt, wie sich noch viele alte Besucher dieses Theaters zu erinnern wissen werden; jetzt stellt ihn bloß der greisvolle T. P. Cool auf der Bühne dar, außerdem sieht man ihn noch in den Schenken der Seehäfen und auf den Bällen, welche die Tanzmeister auf dem Lande veranstalten.

Seit der Erwähnung des Tanzmeister-Balls müssen wir bemerken, daß diese der einzige Kreis sind, in welchem gegenwärtige Systeme Verbesserungen hervorgebracht hat. In London hat eine falsche Philosophie des Geschmackes diese öffentlichen Proben der Geschicklichkeit verdrängt und neuere gekünstelte Leibesübungen an die Stelle dieses zwar langsamen, aber sicheren und selten gymnastischen Systems gesetzt. Der alte Schlendrian dieser Tanzmeister-Bälle war sowohl wegen der dabei aufgeführten Tänze, als wegen der Anzüge der jungen Damen und Herren ein auserlesenes Bild der Lächerlichkeit; jetzt verhält es sich bei mit ganz anders. Die beste Methode und schönste Variation waltet dabei; von dem schüchternen Versuch eines pas seul bis zur Vereinigung von 20 bis 30 sterblichen Sylphiden und Feen herrscht in Figur, Bewegung und Gruppierung die schönste, den Zuschauer bezaubernde Harmonie. Anmuth und Gefühl sind jetzt unter den Engländern (wenigstens unter den Englischen Kindern) allgemein; sie entlehnen sie von den Tänzen des ganzen Europa, von den Genien der Lüfte und von den Gebilden der Mythologie. Das stattliche Menuet in Begleitung der Gavotte führt uns ein Bild der schönsten Tage des alten Frankreichs vor; in der modernen Quadrille sehen wir ein schönes Ideal der Belustigung seiner Landsleute zu einem Zeitpage; die tiefe Sentimentalität des Germanischen Charakters tritt im Walzer vor unseren Augen auf; und welche Gefühle entstehen sich an den Masurek Polenes? Er ist so leicht, launtlos, schwebend, elegant und doch so musikalisch exakt. Er gleicht dem Tanze spitziger und doch unschuldiger Nymphen, die Grazie mit Fröhlichkeit verbindet; kurz er verbindet das, was

*) Hornpfeife heißt ein an den nordwestlichen Küsten Englands hölzerner Zeitvertreib. In Deutschland kennt man ihn unter dem Namen Hornpipe oder Matelotte.

dem Auge durch die Anschauung einer Landschaft von Claude Lorrain so wohl thut, wie dem, was das Ohr durch die Melodien eines Mozart ergötzt.

Ich habe gesagt, daß der Contretanz durch die Schottischen und Irischen Reels vertrieben wurde; diese waren sie öffentliche Volkstänze wirklich sehr geeignet, wie man an den zahlreichen Paaren in Vauxhall immer sehen konnte. Und welchem Tanze mußten diese Platz machen? Einem Tanze, der an sich zwar nichts Kritisirt hat, aber doch einen sehr sinnlichen Charakter von der Zeit annahm, in welcher er eingeführt wurde, und von dem Lande, das ihn aufgenommen hat. Als man die Quadrille zu uns brachte, wurde sie als eine Neuigkeit von höherer Anmuth und Mannigfaltigkeit als der Cotillon begrüßt. Der zu ihrer Darstellung nöthige Schritt, pas de Zephyr heißt er, künstige die leichte, wogende Natur dieses Tanzes an; allein es war eine den Zuschauer blendende, leichtsinnige Täuschung, und Anmuth und Gewandtheit sind dadurch in Verfall geraten. Unsere Stutzer und Schönen meinen mit dem philosophischen Herrn Ayathy in der Farce, „daß die Götter niemals gehen, sondern gleiten", je mehr nonchalant man daher ist, desto mehr nähert man sich den Gottheiten.

Ich will nur noch von der sternen Meinung, Verschiedenheit sprechen, die seit der Einführung des Walzers herrscht. Er leuke, wie mir scheint, die allgemeine Mißmuthsamkeit erst auf sich, als „die Leiden des jungen Werther" in England bekannt wurden. In diesem Romane ist der Walzer, wenn mein Gedächtniß trem ist, so wollüstig beschrieben, (?) daß die Tugend des Weibes davon abgeschreckt wird. Die öffentlichen Blätter scheinen damals alle über die Unanständigkeit dieses Tanzes, und jetzt ist er die höchste Lust des Balles. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich noch jetzt allen meinen Begriffe über die Familiarität der Berührung habe. Die zarte Hand eines jungen Mädchens hat nichts auf der Schulter eines vom Zufalle ihr hingewiesenen Tänzers zu thun, und überhaupt auf gar keiner männlichen Schulter. Noch unverträglicher aber mit der Sittsamkeit ist es, daß ein Mann ohne Weiteres seine Arme um den Leib einer jungen Schönheit schlingt.

Aber dieser unserer Ansicht ungeachtet, müssen wir doch gestehen, daß wir in Privat-Gesellschaften nichts gesehen haben, was so voll von Reiz, Anmuth und unschuldigem Muthwillen wäre, wie so manche Tour des neckischen und graziösen Walzer-Cotillons.

Ich mache meinem Tänzer einen Knix, denn unser Tanz ist zu Ende. (N. M. M.)

Bibliographie.

Principles of perspective. (Die Lehre von der Perspektive.) Neuch 27 Steindrücken. 7½ Sh.

The Rheniah album. (Rheinisches Stammbuch.) 12½ Sh.

Geology etc. (Geologie von Granada und Murcia.) Von Silvertop. 10½ Sh.

A popular view of Homoeopathy. (Ansicht eines Laien über die Homöopathie.) Von dem Geistlichen Thomas R. Everest. 6 Sh.

Beauty in woman. (Weibliche Schönheit.) In Zeichnungen von Howard. 31½ Sh.

History of the ancient palace and late houses of Parliament. (Geschichte der abgebrannten Parlamentshäuser.) Mit 48 Platten. 21 Sh.

Travelling opinions and sketches in Russia and Poland. (Ansichten eines Reisenden von Rußland und Polen.) Von Rayford Rumble. 7½ Sh.

The magician. (Der Zauberer.) Roman von Leigh Ritchie. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Der Bediente des Marquis von Louvois.

(Fortsetzung.)

Am 4. August 1834 kam der Marquis von Louvois am Fuß der Pyrenäen an. Auf dem Bock seines Wagens saß ein junger Bedienter, dessen ganze frühere Lebensgeschichte sich in wenige Worte zusammenfassen läßt. Paul war der Sohn eines armen Pferdehändlers, welcher außer ihm noch neun Kinder zu ernähren hatte; Paul hatte sich folglich sehr glücklich geschätzt, bei Herrn von Louvois in Dienst zu kommen.

Der Wagen rollte auf der ungleichen Straße dahin, die zur Rechten das tiefende Thal von Argeles beherrscht, und wo die Luft heftig hinaufschweift, den Lauf des Wassers zu verfolgen durch die dichten Baumgruppen, aus denen hier und dort die Trümmer eines alten Thurmes, die in der Regel eben so interessant und denkwürdig als malerisch sind, hervorragen. Ueber dem dunklen bewegten Meer von üppigem Grün ragen einzelne beschneite Gipfel aus den Wolken hervor — eine Thorwüste zieht den Blick auf sich, und bald entdeckt man ein Dörfchen, das sich ganz verbirgt in der Waldung und wie in einer Wiege von frischem Grün steckt. Unter dem Peitschengeknall des Postillons fuhr der Wagen des Marquis an einem alten Manne vorüber, der denselben Wege eilt und sich alle Mühe zu geben schien, in der Nähe des Wagens zu bleiben. Dem Marquis war an diesem Wettreiter durchaus nichts gelegen; aber, wie gesagt, endlich hied der Alte zurück, und ohne daß Mann und Gaul sich wieder blicken ließen, kam Herr von Louvois auf der Station Pierrefitte an. Roß, der Sorge um seinen ungleichen Wettkampf enthebigt zu seyn, verlangte er sogleich Pferde. An diesen fehlt es selten in Pierrefitte, aber desto öfter am Wege, an fahrbarer Straße — und auch am 4. August 1834 hatten die Gebirgswasser die Ebene dergestalt überschwemmt, daß nicht durchzukommen war. Herr von Louvois mußte sich also entschließen, in Pierrefitte auf der Post zu übernachten; es kam ihm kaum genug an, denn der genannte Ort ist ein so langweiliges Nest, als irgend eines auf der ganzen Strecke von den Ufern des Tet bis zur Rivette. Ja, um sich vollends die Mißverstehen dieses Tages zu verdienen, entschloß sich Herr von Louvois sogar, den schlechtesten Ausschirten zum Trotz, die Küche von Pierrefitte zu versuchen und zu Nacht zu speisen.

Plötzlich wurde am Ende des langen Tisches, wo er sich niedergelassen, ein zweites Couvert aufgesetzt, ein alter Mann trat herein und nahm mit höflichem Gruße Platz — und wer war es? kein Anderer als der Reiter, der den Wagen des Marquis eine ganze Zeit lang so eifrig begleitet hatte. Zuerst warf Herr von Louvois nur einen flüchtigen Blick der Neugier auf ihn; als er ihn aber lange und aufmerksame betrachtete, fing der Greis an, ihm interessant zu werden, und er konnte sich einer gewissen Sympathie für ihn nicht erwehren. Das Gesicht des alten Mannes war von edlem und sanftem Ausdruck; gleichsam wie beschattend lag das weiße, aber volle Haar um sein ehrwürdiges Haupt, und sein Blick schien von nicht gewöhnlicher Empfindung beseelt; die Furchen, die unwillkürlich dann und wann darauf hervorgetrieben einen Sturm seines Inneren, der sich nur mit Mühe beschwichtigen ließ und sich Luft zu machen strebte. Bald war ein Gespräch im Gange. — Ehe ich es mittheile, erkläre ich, daß ich meinerseits nichts verändern werde in der Erzählung, nichts anslassen noch hinzusetzen, sondern sie getreulich so wiedergeben werde, wie sie mir mitgetheilt worden. Ich habe eine wahre Geschichte versprochen, zu der die Phantasie des Erzählers nichts hinzuthun sollte, eine Geschichte ohne Schmuck und verdrüllendes Gewand, nackt und einfach, wie die Natur und die Gesellschaft dergleichen von Zeit zu Zeit solchen, die danach suchen, in die Hände spielen, und die vorliegende Geschichte ist eine dieser Art. Es ist vielleicht in gewissem Sinne indiskret, Personen — denn auch die Eigennamen werde ich nicht mit erdichteten vertauschen — Personen, die sich, wie es scheint, und offen mit ihrem Namen und Zunamen, ohne über Erlaubniß dazu ausdrücklich eingeholt oder erhalten zu haben; aber ich sehe nicht ein, warum ich in das Geheimniß eines Romans die Erzählung einer Begebenheit einhüllen soll, die nichts Beleidigendes, oder nur Anstößiges für irgend Jemand enthält und in gewissem Betracht Jedermann zur Ehre gereicht. So glaube ich hoffen zu dürfen, daß auch das Mangelhafte und Verwirrliche, was an meiner Darstellung sich zeigen, der Intention wegen, in der ich sie unternommen, von billigen Beurtheilern wir verzeihen werden wird; auf welche mache ich keinen Anspruch, denn es handelt sich hier nicht um ein schriftstellerisches Werk, sondern um ein Geplauder Abends am Kamin, im kleinen vertraulichen Kreise guter Menschen, den es nicht überscheuten soll, und in den ich mein Rudiertum, meine literarischen Ansprüche und meinen Ruf wie hiermit eingeschlossen habe.

„Sie werden sich gewundert haben, mein Herr, über meinen Eifer von vorhin, wie ich mich abgemüht, mit ihrem Wagen gleichen Schritt zu halten; dies sie mein Alter durchaus unpassende Bestreben mag Ihnen wohl einige sonderliche Meinung von meinem Verstande beigebracht haben?"

„Gar; und gar nicht", versetzte Herr von Louvois; „es hat mir einzig und allein die Verwunderung erregt, das Zusammentreffen mit mir, Sie mögen mich nun entweder erwartet haben oder nicht, sey Ihnen nicht so ganz gleichgültig, und Sie hätten mir vielleicht etwas mitzutheilen."

„Es wird wohl nicht anders werden, zumal da Sie selbst mit die Zunge führen", erwiderte der Alte; „aber wie sang' ich's an, das zu sagen? Meine ganze Absicht ging darauf, die Aufmerksamkeit eines jungen Bedienten, der auf Ihrem Wagen vorn auf dem Bocke saß, auf mich zu ziehen, und der mich nicht wiederzuerkennen schien. — Es ist allerdings auch nur zu wahrscheinlich", setzte er hinzu, einen schweren Seufzer zurückerängend und mit der Hand über die nassen Augen fahrend, „daß mir und alle Welt den jungen Paul vergessen haben. Darf ich fragen, seit wie lange er in Ihren Diensten ist?"

„Seit zwei Jahren", sagte Herr von Louvois, „und ich kenne ihn von seiner Kindheit an; aus seiner Familie ist er direkt zu mir gekommen."

„Aus seiner Familie!" wiederholte der Greis. Er sah bei diesem Worte gen Himmel, und die Thränen strömten ihm aus den Augen.

„Reden Sie, reden Sie um Alles in der Welt", rief Herr von Louvois. „Ich verstehe noch kein Wort von dieser räthselhaften Geschichte, aber ich muß sie hören und versprache Ihnen Hülfe und Trost, wenn anders Hülfe und Trost sie in meinen Kräften steht."

Ein Seufzer des Zweifels und ein Verneigen des Kopfes als Zeichen seines Dankes waren seine erste Antwort. Endlich begann er: „Sie erlauben mir also? Ich aber habe Sie im voraus um Vergebung zu bitten wegen dessen, was in meinen Worten gegen Ihren Verstand gehen und Ihre Vernunft empören dürfte. Die Verwirrung, der Aufruhr, in den mich die Eindrücke dieses Tages versetzt haben, lassen mir selber nicht die Kraft, mich zu entscheiden, was ich glauben und was ich verwerfen soll. Ich heiße Despin und bin Maire des Städtchens Gauzac, wo der Graf von Pierrefitte ein Schloß hat. Noch vor vier Monaten war ich ein glücklicher Mensch, wie einer auf der Welt nur gefunden werden mag. Wir, meine Frau und ich, hatten dreimalhunderttausend Franken im Vermögen, also viel mehr, als man bei mäßigen Ansprüchen und, wenn man sich nicht zu hoch versteigt, zum behaglichen Leben und zu Linderung mancher fremden Noth braucht. Unser Wunsch und unsere Hoffnung war, dies Vermögen mit dem Verehrt der glücklichen Unabhängigkeit, deren wir uns selber dadurch zu versichern gedacht, und mit einem guten Namen unserem einzigen Sohne von zweiundzwanzig Jahren zu hinterlassen, der unsere Sorge für ihn durch die besten Eigenschaften und mit der zärtlichsten Liebe rechtfertigte und erwiderte. Da entrieß ihn uns der Tod, und unser Glück war aus. Wir hatten zu lange gelebt!"

Hier unterbrachen ihn die stetsenden Thränen von neuem. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ein Stein mit einem Kreuz bandeten, das ist Alles, was uns von ihm geblieben ist. Von meinem trostlosen Herzen, mein Herr, können Sie auf den der Mutter schließen. Oft,

Digitized by Google

wenn der Himmel einmal ein Stündchen Schlummer auf meine müden Augen stufte, stahl sich die Alte von meiner Seite aus dem Bett fort, hinaus auf den Kirchhof, dort zu weinen am Grabe ihres Sohnes. Neulich, in einer kalten feuchten Nacht, gewahrt ich, daß ich plötzlich erwachte, ihre Abwesenheit und Hast auf, sie zu suchen oder vielmehr zu finden, denn ich wußte wohl, wo sie war. Ich komme auf den Kirchhof, ich rufe, sie antwortet nicht; ich eile zum Grabe, sehe sie nicht — da entdeck' ich sie am Boden liegend, regungslos und ohne Bewußtsein. Gott! schon dacht' ich, daß der Tod auch sie mir genommen. Mein Weggehen aus dem Hause hatte ein paar von meinen Leuten wunter gemacht, die waren mir von fern gefolgt und eilten rasch herbei. Sie trugen sie nach Hause, ich wuche nachgeführt. Noch hatte ich nicht Alles verloren, sie kam wieder zu sich — die Leute gingen — wir blieben mit einander allein.

Ich las in den Zügen meiner Frau eine ungewöhnliche Aufregung ihres Innern. Ihre Augen leuchteten mit einem so eigenthümlichen Glanze, wie ich sie an ihr wahrgenommen.

„Unser Sohn ist wahrlich nicht todt", sagte sie, indem sie mir die Hand drückte. „Wiederlich ist sein Grab leer."

Diese Worte erfüllten mich mit neuer Unruhe; ich fürchtete, die Verzweiflung könne ihren Verstand verrückt haben.

„Höre", fuhr sie fort, mit fester Stimme, wie einer, der den Anderen zum Glauben zwingen will, „Du weißt, wie ich stets der heiligen Jungfrau verehrt und Alles in Erfüllung kommen habe, was sie mir zum geringst hatte machen können. Nun! an sie habe ich mich gewandt in dem Unglück, das uns betroffen, und nach allen Anzeichen hat ihre himmlische Gnade meine Hoffnung nicht unerfüllt gelassen. — Ich habe sie schon zweimal gesehen."

„Heiliger Gott", rief ich, „wen denkst Du gesehen zu haben?"

„Sie selber", versetzte sie mit höchster Ruhe, „und vor dem Glanze, der sie umgab, sind mir die Leiden vergangen, daher rührt mir Zutrauen, in dem Du mich eben auf dem Kirchhofe gefunden. Aber ihre Worte klingen noch vor meinen Ohren, als wenn ich sie in diesem Moment eist vernähme. Du hast mich angesehet, sprach sie zu mir, und ich bin nah denen, die zu mir stehen mit reinem Herzen. Schick deinen Mann auf den Weg zu Gebirge, dort wird er das Kind wiederfinden, das sie verloren hat." — Was würden Sie gethan haben an meiner Stelle, mein Herr?

Dennoch war ich anfangs unschlüssig, denn der Umgang mit gebildeten Leuten und Lektüre hatten mich von den Vorurtheilen des großen Haufens frei gemacht. Soll ich's ein Glück nennen? Es muß wohl eins sein, da die Philosophen so ungeduldig sind, es Jedermann kosten zu lassen. Aber die Erscheinung wiederholte sich mehrere Male an demselben Tage und mit denselben Umständen. Ich kannte die Borgnes-Einfalt, die sterne Gewissenhaftigkeit meiner Frau und wußte, daß sie keiner, auch nicht der kleinsten Lüge fähig sey; auch stand diese Erscheinung ganz allein in ihrer Seele, ohne alle weitere Visionen oder Illusionen, ohne die geringste Störung ihres Gemüthes oder Verstandes; im Gegentheil, ihre Verzweiflung, durch diese himmlische Verheißung beschwichtigt, ließ nach und gewann zu meiner großen Freude von Tag zu Tag mehr und mehr die Heiterkeit der Seele wieder, die seit drei Monaten von ihr gewichen war. Ihr von Natur guter Sinn hatte wieder Kraft und die Oberhand gewonnen, seit ihr diese übernatürliche Offenbarung, in der Sie wahrscheinlich nichts als eine Thorheit sehen, zur Gewißheit geworden war. Was soll ich Ihnen sagen? Ob Täuschung oder Wahrheit. Ihr Tausend! für mich ist's noch immer Treff, wie für alle Weisheit der Menschen ihr nicht zu geben vermochte, und ich ließ mir angelegen seyn, in ihre Hoffnungen einzustimmen und dieselben auf alle Weise zu unterstützen, mehr allerdings dabei auf die lindernde Macht der Zeit als auf die wirkliche Erfüllung des Wunders vertrauend. Auch ich bedurfte des Wunders, und welcher Mensch bedürfte desselben nicht, um sich mit seinem Leben leichter zu versöhnen! — „Nun! Herr Despin, als heute früh?..." — „Als ich heute früh meinen Sohn auf dem Beck Ihres Wagens sitzen sah, aber er hat mich nicht erkannt." — „Nun, Ihr Sohn, sagen Sie?"

„Ja, so ist der Name meines Sohnes, ja, es ist auch mein Sohn, aber er hat mich nicht erkannt. Es ist mein Sohn, obwohl er mich nicht wieder erkennt und ich den Grund davon nicht begreife. Ich habe ihn während des ganzen Weges genau betrachtet und beobachtet. Eben habe ich ihn wieder gesehen und mit ihm gesprochen unten im Hofe — es ist mein Sohn. Ich habe mich nach seinem Alter erkundigt. Er ist genau so alt wie mein Sohn. Er hat seine Züge. Er hat den Ton seiner Stimme, seinen Accent. Mein Sohn hat ein Mahl auf der Wange. Auch er. Wenn ich nach Gaujac käme, Jedermann würde meinen Sohn in ihm wieder erkennen. Ertenne ich ihn doch wieder, ich, der ich hierin nicht täuschen kann, ich, der ich sein Vater bin! aber er erkennt mich nicht."

Despin's Thränen flossen von neuem, und er verfank in ein düsteres Stillschweigen, die Arme über einander geschlagen und den Kopf in die Hände gestützt.

Herr von Louvois war aus tiefste bewegt. „Glauben Sie mir", sagte er zum Greise, „von Sie übergeugt, mein Herr, daß ich von Herzen gern den Irrthum verlängern wollte, der Ihren Kummer für den Augenblick gehoben hat, wenn es von mir abhinge, ihn zu unterhalten, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen. Ein unglaublicher Zufall hat jenen Irrthum ins Leben gerufen, und ich weiß noch nicht, ob er nicht mehr geeignet seyn möchte, Ihren Schmerz zu vermehren, als ihn zu lindern."

„Es hängt von Ihnen ab, Sie sind es im Stande, mein Herr, mehr als Sie denken, diesen Zufall, diesen Schein zur Wirklichkeit zu erheben", versetzte Herr Despin und sah Herrn von Louvois mit flehendem Blicke an. „Sie verwundern sich über meine Worte, und ich finde Ihre Verwunderung begreiflich, aber hören Sie, worin meine letzte Hoffnung besteht, worauf sie sich gründet. Paul's Familie ist offenbar nicht wohlhabend, da er hat in Dienst gehen müssen. Er ist nicht mein Sohn, ich glaube es, aber seine Aehnlichkeit mit meinem Sohne hat die Verzweiflung um ihre Gewalt über mich betrogen und würde die nämliche Wirkung auch auf seine Mutter ausüben. Ist er nicht der Sohn, den ihr die Gnade des Himmels giebt? Ich biete ihm eine Mutter, einen Vater, die beide nur seinem Glücke leben wollen; ich biete ihm mein ganzes Vermögen, ich will es ihm gerichtlich verbriefen, der Herr Graf von Marcellin kann und wird Ihnen beystehen, was ich vorhin davon gesagt habe; der Jüngling soll nur sich selber angehören, nur sich leben, keine andere Pflichten übernehmen, als die, welche aus serr Neigung, die nichts Anderes wiederfordert als Neigung und nicht schwer zu befriedigen ist, ihm ausfließt; er war arm, er soll reich seyn: er könnte, er soll bekannt werden; Ihre Güte hat sicher sein Glück, sein Wohl im Auge gehabt; wir wollen es machen und sie immer begünstigen durch unsere Zärtlichkeit für ihn; er wird uns dafür lieben, ich bin dessen gewiß, denn wir haben ihn schon früher, schon längst geliebt, in einem Anderen, und wer wahrhaft liebt, wird immer wieder geliebt. Alles verbürgt mir's, es hat jenem Vorgefühle, jener Verbindung ein Sinn zum Grunde gelegen, dessen Wahrhaftigkeit sich gestern meinen Augen offenbart hat. Vergleichen Wunder läßt der Himmel nicht umsonst geschehen; an Paul hat er ein Unrecht des Zufalles, an uns ein Unrecht der redaemungstosen Natur, die uns unseren Paul entrissen, ausgleichen wollen. Der Arme soll einmal reich werden, die trauernden Aeltern wieder einen Sohn haben. Täuscht es Ihnen nicht auch, mein Herr, daß es so ist! O, verfagen Sie mir nicht, ich beschwöre Sie, Ihren Beistand und Ihre Vermittelung! Die Großen der Erde können ja, ohne sich was zu vergeben, sich scheinbaren einem Schmerze zuwenden, für den die Himmelskönigin selber Theile genommen! Ich bin dem Tode verfallen, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Dictionnaire historique et iconographique de toutes les opérations et des instrumens, bandages et appareils de la chirurgie ancienne et moderne, formant le complément de tous les autres dictionnaires de médecine. — 2 Bde. mit 1300 Abbildungen. Von Colombat de l'Isère.

L'Anneau de Paille. — Von H. Bonnelier. 2 Bde. 15 Fr.

La Canne de M. de Balzac. — Von Mat. Emile de Guardin.

La Caravane des Norts. — Von E. Jouinet. 2 Bde. 15 Fr.

Une fille naturelle. — Roman von Felix Davin. 2 Bde 15 Fr.

Cinq ans de règne. — Gedicht von Napoléon Ernest de Eberlemagne. 2 Fr.

Intimités. — Gedichte von Michel Pallas. 6 Fr.

Poème burlesque, ou Catin. — Von Ebauvin. 1 Fr. 30 C.

Poésies. — Von dem Bäcker Jean Rebouï in Rumes. Mit einer Vorrede von Alex. Dumas und einem Schreiben von M. de Lamartine. 7½ Fr.

Les Voix du Siècle. — Von Victor Lorent. 6½ Fr.

Une Famille au temps de Luther. Tragédie en un acte. — Von Casimir Delavigne. 3½ Fr.

Les Fleurs et les Papillons. Vaudeville en un acte. — Von Ed. Paul de Kock. 1½ Fr.

Madeleine la Saboltière. Comédie-vaudeville en deux actes. — Von Bayard, Lafite und Dennery. 2 Fr.

Mannigfaltiges.

— Der König der Aschantees. Dieser König beherrscht einen der mächtigsten Neger-Stämme Afrika's und ist von einer wahrhaft barbarischen Wildre stets umgeben. In den Emblemen, die über seinem Throne aufgehangen sind, gebört unter Anderem auch ein Menschenschädel. Er darf gesetzlich 3333 Weiber besitzen, eine musterische Zahl, auf der seine eigene so wie die Wohlfahrt seiner Unterthanen beruht. Bei seinem Tode werden seine Diener, über hundert an der Zahl, auf seinem Grabe geschlachtet, damit er in der anderen Welt mit einem seinem Range entsprechenden Gefolge ankomme.

— Der Bienenflug. Wie weit die Bienen zu fliegen vermögen, geht unter Anderem daraus hervor, daß uns achtbare Seeleute versichern haben, sie hätten auf der Fahrt von Normandie Bienen ankommen sehen, die seewärts von den Inseln Guernsey und Jersey, also aus einer Entfernung von mehr als funfzehn (Engl.) Meilen herkamen. Die Bienen fliegen von diesen Inseln nach dem festen Lande, um die Blumen zu plündern und denselbaten nach ihren Stöcken zurückzukehren. Daß die Schnelle des Bienen-Fluges nicht ausreicht, um den Thieren ihre Richtung anzuweisen, ist wohl nicht zu bezweifeln, und doch fliegen sie mit dem bemerkt haben will, den geradesten Weg, ohne daß es ihnen vergönnt ist, unterwegs eine Station zu machen, da ihr Flug über das Meer hingeht.

(Lond. Obs.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Mittwoch den 6. Juli 1836.

England.

Schloß Hainfeld, von Capitain Basil Hall.

Das von dem in der Reise- wie in der Erzählungs-Literatur gleich beliebten Capitain Basil Hall unter obigem Titel erschienene Buch dürfte um so mehr geeignet seyn, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, als die einzelnen Partieen desselben ganz aus der Wirklichkeit, aus dem Leben entnommen sind. Capitain Hall erhält auf seiner Reise durch Italien zufällig ein Einladungs-Schreiben von einer alten Schottischen Dame, die mit dem Grafen Purgstall, einem Oesterreichischen Gutsbesitzer in Steiermark, vermählt war. Wir lassen die Einladung selbst hier folgen:

„Mein Herr, ich habe so eben Ihren Brief vom 21. April aus Albano empfangen. Ich bin so ganz aus der Gewohnheit gekommen, einem fröhlichen Gedanken Raum zu geben, daß ich fast registrire, während ich Ihnen hiermit anzeige, daß ich mich außerordentlich freuen würde, wenn Sie mich mit Ihrer werthen Familie auf meinem Schloße in Nieder-Steiermark besuchen wollten. Ihre lieben Kleinen bedürfen gewiß der Ruhe. Lassen Sie sie dahre einige Wochen in Hainfeld zubringen. Das Schloß ist groß genug; es enthält neunundvierzig Zimmer, die alle vollkommen, obgleich noch im Style des vorigen Jahrhunderts, möblirt sind; die Luft und das Wasser hier sind gut; das Land ist reich, vortrefflich angebaut und bietet durch seine Mannigfaltigkeit reizende Aussichten dar. Ich kann Ihnen zwar nicht viel Vergnügungen versprechen, denn ich bin eine Wittwe, die den Genüssen des Lebens ziemlich entfremdet ist; aber wenn eine herzliche Aufnahme selbst die Einöde angenehm zu machen vermag, so bin ich sicher, Sie werden es hier ziemlich erträglich finden. Ungarn, ein noch zu wenig betrachtetes Land, liegt nur drei Meilen von hier entfernt. Sie werden von meinen Gränznachbarn gewiß recht gut aufgenommen werden und in dem Reize einen Schlag von Menschen kennen lernen, der von den übrigen in Europa gänzlich abweicht. Was den Weg hierher betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß er vortrefflich und in jeder Hinsicht dem durch Tyrol vorzuziehen ist. Es war der Zufall, der die ersten Englischen Reisenden durch Tyrol führte; seit der Zeit ziehen sie alle wie ein Wogeschwarm immer durch daßelbe Land. Aber die Alpen und die Seen in Steiermark sind nicht weniger interessant als die in Tyrol, und Geäß ist in keinem Betrachte Innsprruck nachzusetzen. Ein anderer Vortheil, den Ihnen die Reise hierher gewährt und den sie ohne Zweifel zu schätzen wißen werden, ist, daß er Ihnen die Bekanntheit darbietet, die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann zu machen, der ganz einfach und ruhig auf seinen Eisenwerken lebt und Sie gewiß mit vielem Vergnügen aufnehmen wird. Er ist ein ausgezeichnet gebildeter Mann, besitzt eine Maße praktischer Kenntniße, und seine Manieren sind wahrhaft einnehmend. Als Mensch hat er Wenige seines Gleichen — als Fürst ist er jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung..... Ich wage es nicht, von der Heimath meiner Jugend zu sprechen. Die Entfremdung unabreibig Jahre meiner Abwesenheit haben mich aus dem Andenken derer, die mir am theuerßten waren, verwischt; wenn Sie mir aber die besondere Gunst erzeigen wollen und mich besuchen, so werden Sie den Vorhang wieder etwas lüften und mich einen Blick in die Dinge thun laßen, die mir wahrlich noch zu theuer sind! Es wird mir außerordentlichen Vergnügen machen, wenn Sie mir so bald als möglich anzeigen, daß Sie mir einen Besuch abstatten wollen. Der Gouverneur von Mailand, Graf Hardegg, wird sich Ihres Besuchs gewiß erfreuen, nicht weniger als unßer Landsmann, der General Graf Nugent zu Triest. Doch die Post geht ab; ich muß in Eile hinzuversichern Zeilen schließen und verharre mit aller Hochachtung und Liebe, Ihre ergebenßte Freundin, Gräfin Purgstall*)."

Die Ankunft des Capitains Hall auf dem Schloße Hainfeld wird uns in folgender Weise geschildert:

„Wir fanden unßere alte Freundin, wie man uns bereits vorher angezeigt, auf einem großen altmodischen, mit geblümten Gardinen versehenen Bette ruhend, in einem schwach erleuchteten Zimmer, das noch in dem Stil des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt war. Ein halbes Dutzend Kißen von verschiedener Gestalt und Form bienten dazu, ihre abgezehrte Figur etwas emporzuheben, während Alles an ihr die Symptome des Verfalls und des Siechthums an sich trug. Ich sage Alles, mit Ausnahme ihrer Stimme und ihrer Geberden, in denen eine gewiße Lebhaftigkeit und Frische sich ernstlich kund gaben. Nichts konnte herzlicher oder lebendiger seyn, als der Ton, mit dem sie uns willkommen hieß. Sie schlitterte uns, einem Jeden besonders, die Hand, gleich als hätte sie uns von jeher gekannt, und konnte uns nicht genug ihre Freude darüber bezeugen, daß sie das Glück hatte, uns bei sich zu sehen. „Aber Sie werden gewiß sehr müde seyn", sagte sie zu uns, „und Ihre Kinder müßen sich nach Ruhe sehnen, so bitte ich denn, bewesen Sie mir, daß Sie sich hier heimathlich fühlen, und wählen Sie sich selbst die Zimmer aus, die Ihnen am beßen anstehen. Wir haben deren genug, wie ich glaube; auch soll Ihnen sogleich der Mahlzeit bereitet werden, die bereits ein oder zwei Stunden auf Sie wartet."

Wir entfernten uns unter Begleitung des Hausverwalters Joseph, der auf Befehl seiner gastfreundlichen Gebieterin die Oefen in drei Mal so viel Zimmern heizen ließ, als wir möglicherweise einnehmen konnten, damit wir, wie er sagte, eine vollkommen freie Auswahl hätten. In den meisten alten Schlößern, die ich bisher gesehen, waren die Zimmer klein und eng, aber zu Hainfeld fand ich sie groß und dreuem; und wenn auch die Möbel hier nicht in einem solchen Ueberfluße zu sehen waren, wie wir es in unßern modernen Palästen gewohnt sind, so waren sie doch alle in einem guten Zustande und selbst elegant zu nennen, wenn man sie in ihrer eigenthümlichen, aber freilich schon veralteten Weise auffaßte. In dem Hauptzimmer, das für uns zurecht gemacht worden und das schönste in dem ganzen Schloße war, stand ein herrliches Bett, das zum wenigßen acht Fuß breit, mit karmoisinrothen seidenen Gardinen versehen und mit zwei oder drei Zoll breiten Borten besetzt war, über welchen eine silberdurchwirkte Kranzleiste saß, in demselben Geschmacke, wie die reiche, aber schwerfällige Stickerei, die auf der Bettdecke angebracht war. In gleicher Weise waren die Wände mit karmoisinfarbenem Atlas ausgeschlagen, und rund um das Zimmer herum standen altmodische Sophas, die mit gewundenen Rückenlehnen und Delphinsarmen versehen, mit erhabener Arbeit in Gold geschmückt und alle mit elastischen blumendurchwirkten Kißen ausgepolstert waren. Hier und dort standen phantastisch geschnitzte Secretairbüsche, die von nicht weniger phantastisch gestalteten Tischen getragen wurden, welche auf kleinen Säulenbrden ruhten. Das übrige Möbel-Geräth aus Mahagoni, Kommoden und poßirlichen Toiletten, die mit ungeheuren starken Spiegeln beladet waren. Nächstdem sah man hier eine Menge von Stühlen mit hohen aufgeschwellten Seßeln, Rohrlehnen und kreisförmigen Armen, auf denen es sich allerdings bequem genug ßitzen ließ, die aber nicht so leicht von einer Stelle zur anderen fortgerückt werden konnten. Die meisten Zimmer waren an den Decken mit grotesken reliefartigen Oppoßituren ausgeschmückt, und die Wände, die nicht mit gräßlich steifenden uralten Familienbildern bedeckt waren, waren in Fresko ausgemalt und mit Schlachtenstücken, Jagdscenen und anderen Kunstwerken in demselben großartigen, aber veralteten Stile verziert. Endlich sah man noch in jedem Zimmer des Schloßes einen auffallend großen porzellanenen Ofen, der, weiß glaßirt, in mehreren Stockwerken bis zur Decke sich erhebend, den Chinesischen Pagoden nicht unähnlich war, wie man sie noch in manchen Gegenden häufig zu sehen bekommt."

Unßere Reisenden machten einen Ausflug nach dem alten Familiensitze der Gräfin.

„Als wir unterhalb Ringersburg vorbeizogen, wo ein kleines malerisches Dorf unter dem Schutze des Forts angelegt ist, machten wir auf den Wunsch der Gräfin einen Abstecher nach der katholischen Kirche, innerhalb welcher sie, wie sie uns erzählte, eine Kapelle hatte ausschließen laßen. Da die Gräfin der evangelischen Lehre, in der sie zu Edinburg erzogen worden, stets treu geblieben war, so konnte uns dieser Umstand nicht anders als höchst auffallend erscheinen. Wir unterschieden indeß das Innere der Kapelle, die ganz in einfachem Geschmack befindet, welcher Alles charakteriserte, was die Gräfin zur Ausschmung bringen ließ. In der Mitte stand ein zierliches, herrlicher Altar, und an deßen Seite ein schönes Monument aus Granit, das ße ihrem Gatten und ihrem Sohn hatte errichten laßen. Aber Alles überstrahlte die Statue St. Mengel's, des Schutzheiligen der Purgstallschen Familie. Das, was uns bei dieser Gelegenheit so seltsam erschien, wurde uns bei unserer Rückkehr nach Hainfeld von der Gräfin selbst erklärt. Sie sagte uns wenig nach dem verfallenen Zustand ihres alten in ihren glücklichen Tagen einst so blühenden Familienßzes, der nun in fremde Hände übergegangen und seitdem ganz vernachläßigt war. Aber ße sprach gar viel über das, was die Kapelle anlange, auf welche in der That alle ihre Interessen hienieden sich konzentrirten, da ße ihren Gatten sowohl als ihren Sohn hier begraben hatte; wir erfuhren bald, daß ihr einziger Wunsch auf Erden nur der war, dereinß neben ihren Lieblingen beigesetzt zu werden. Um aber dieses hohen Zweck zu erreichen, wünschte

*) Dieser Name hat jetzt auch noch ein besonderes Interesse dadurch erhalten, daß ihn der Kaiser von Oesterreich, seitdem die Familie, die ihn geführt, ausgestorben, mit dem Freiherrn-Titel an den berühmten Orientalisten, Joseph von Hammer, verliehen hat.

Digitized by Google

ſie den Schwierigkeiten, die ſich ihr, erſtens weil ſie eine Proteſtantin und zweitens weil das Gut nicht mehr im Beſitz ihrer Familie war, entgegenſtellten, vorzudringen und allerlei Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen ſuchen. Demzufolge ſöhnte ſie vor Allem die Prieſter zuvorerſt mit ſich aus, daß ſie das Kirchengebäude auf ihre Koſten verſchönerte; ſodann aber ließ ſie ein prächtiges Gemälde zu Wien anfertigen, das ſie der Gemeinde verehrte, wodurch ſie die letztere in einem hohen Grade ſich verbindlich machte. Hierzu kam das allgemein verbreitete Gerücht, daß die Gräfin in ihrem letzten Willen gewiſſe Summen ausgeſetzt, die gleich nach ihrer Beiſetzung in der Familiengruft der Burgaſtall's unter die Armen vertheilt werden ſollten; auch war die Geiſtlichkeit der Furcht vor dem Übergange ihrer Armen ebenfalls im Teſtamente der Gräfin nicht unbedacht bleiben würden. Alle dieſe Dinge ergänzte ſie uns nicht nur mit der äußerſten Gleichgültigkeit in Bezug auf ihren Tod, ſondern ſelbſt mit jener Art von lebhaftem Intereſſe, mit dem Jemand von einem angenehmen Beſuche ſprecht, den er in nächſten Frühling unter ſeiner Freunde abzuſtatten gedenkt. Ich war anfangs verlegen, wie ich mich hierbei benehmen ſollte — ob ernſt oder heiter — da es doch eben nicht artig ſchien, mich über die Details des Leichenbegängniſſes meiner Wirthin zu einem ſcherzhaften Tone zu unterhalten. Endlich aber fragte ich ſie, ob ſie nicht hier zu Lande, eben ſo wie in England, deshalb Schwierigkeiten finden dürfte, in einer Gruft innerhalb der Kirche beigeſetzt zu werden, wenn es nicht in einem bleiernen Sarg geſchähe? „Ich machte darauf aufmerkſam, daß in England, wo ich in öfterreich die Beerdigung unmittelbar nach dem erfolgten Tode ſtattzubehren pflegt, zumal in einer Provinzialſtadt, nicht leicht ſeyn dürfte, die nöthigen Vorkehrungen ſo ſchnell zu treffen. „Und denken Sie wohl", erwiederte hierauf die Alte lächelnd, „denken Sie, daß ich wirklich die Gefahr laufen würde, die Verſäumung des höchſten um jeden meines Wünſchen von einer ſolchen kleinen Zufälligkeit abhängen zu laſſen? Nein! Nein! Sie ſollen ſich ſelbſt davon überzeugen!" Hierbei zog ſie die Glocke und ließ ihren treuen Joſeph herbeikommen. „Nimm die Schlüſſel!", ſagte ſie zu ihm, „und zeige Captain Hall meinen Sarg." Hierauf wendete ſie ſich zu uns und ſügte hinzu: „Wenn Sie das Ding ſehen werden, ſo glaube ich, werden Sie mir einräumen, daß man daſſelbe wohl nicht behaglich aus dem Wege verweilen könnte, wenn es etwa nicht ſehr oder nicht ſchön genug ſey." Ich geſtehe, daß ich nicht wenig neugierig war, zu ſehen, was für eine Schönheit an dem bleiernen Sarge ſeyn könnte; ich fand indeß bald, daß er nicht aus Blei, ſondern aus Eiſen, und zwar ſo geſchmackvoll gearbeitet war, daß er mehr einem ſeiner Prachtwerke der Skulptur, die über einigen alten Monumenten in der Weſtminſter-Abtei hervorragen, als einem zum Gebrauche für eine wirkliche Leiche beſtimmten Sarge ähnlich war. Nachdem wir drei große phantaſtiſch geſtaltete Schilder abgenommen und den Deckel zurückgelegt, bemerkte ich zu meinem Erſtaunen zwei Bündel in dem Sarge, die, in weiße Leinwand niedlich zuſammengenäht, jedes in einem beſonderen Winkel lagen. Ich blickte mich nieder und entdeckte, daß es Papiere waren, auf denen die Handſchrift der Gräfin zu erkennen und die Worte zu leſen waren: „Unſere Briefe — J. A. Burgſtall."

Wir entlehnen unſerem Werke noch die letzte, rührenſte Scene:

„Ich war nicht wenig darüber erſtaunt, von meiner Wirthin den Wunſch äußern zu hören, daß wir ſo lange bei ihr verweilen möchten, bis ſie ihrem Geiſt aufgäbe. Da die Gräfin hier in einer beſtändigen faſt ſchreckhaften Todesfurcht zu verſinken ſchien, ſo ſah ich ihren Wunſch als eine Frage zu antworten: „Bitte, Madame", ſagte ich, „wann glauben Sie denn eigentlich zu ſterben, — denn darauf möchte es doch wohl noch vor Allem ankommen?" Die Alte lächelte, als ſie ſah, daß ich den Gegenſtand auf dieſe Weiſe aufnahm und rief aus: „Sie haben ſehr recht; man kann nicht von Ihnen verlangen, daß Sie auf eine unbeſtimmte Zeit hier bleiben, um ſo mehr von Ihnen eine unverbindliche, ein ſolches Verſprechen einzugehen, als von mir, es zu fordern. Aber", fügte ſie nach einer Pauſe von zwei oder drei Minuten in einem ernſteren Tone hinzu, „ich werde Sie nicht lange aufhalten. Sie wiſſen wohl, wie verhängnißvoll der gegenwärtige Zeitpunkt ſchon ſeit mehreren Jahren ſich mir bewährt. Der 22. März iſt der unglücklichſte Tag meines Lebens. Vor vierundzwanzig Jahren verſchied mein Gatte an dieſem Tage, und wie ich Ihnen verſichern zu dürfen glaube, werde ich auch gewiß an demſelben Tage ſterben!" Ehe ich noch zu Worte kommen konnte, um ihr meine Verwunderung über ihre Reden auszudrücken, fing ſie ſchon wiederum an: „Sie mögen wohl über eine ſolche Erklärung erſtaunen, aber Sie werden ſehen, daß das, was ich ſage, ſich nicht als unwahr erweiſen wird. Meine anſcheinende Genefung beſtand faſt lediglich in einer äußeren Täuſchung — im Innern iſt das Lebensprinzip bei mir im Schwinden. Ich bin mit meiner Krankheit zu ſehr vertraut, um mich nicht auf deren Entwickelungen zu verſtehen. Die Hand des Todes ruht bereits auf mir, und ich freue mich auch, es ſelbſt zu bemerken. Ich kann für das ſchwerwolle Ereignis nicht beſſer vorbereitet ſeyn, als ich es bin, und es iſt mir gerade ſo, als wäre die Vorbefugung Sie in dieſer rauhen Jahreszeit herbald hierher geſandt, um mir in den letzten Augenblicken beizuſtehen. Ich werde glücklich ſterben, ganz glücklich, wenn Sie mir zur Seite ſind, um mir die Augen zu ſchließen — und wenn Ihre lieinen Kinder mich anlächeln werden, indem ich aus der Welt ſchreide. Es wird mir ein höchſt angenehmes Geſchäft ſeyn, Ihnen dieſe Gefälligkeit zu erzeigen, ſondern von Ihnen umgehen zu ſehen. Seit mehreren Jahren iſt es mein einziger Gedanke auf Erden geweſen, wenn ich auch nur wenig Hoffnung für die Erfüllung ſelbſtens nähren durfte. Wie hätte ich auch wohl erwarten ſollen", fuhr ſie lächelnd fort, „daß eine Familie aus meinem Vaterlande Luſt oder Muße dazu haben werde, einer ſo abgezehrten und verfallenen Menſchengeſtalt, wie die meinige, ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden?" Ich verſicherte ihr, daß ich und meine ganze Familie bereit wären, ihre Wünſche zu erfüllen, und daß wir unſeren Verbindlichkeiten gegen ſie gewiß nachkommen würden. „Wohlan denn", rief ſie aus, „ſo erzeigen Sie mir die Gewogenheit, über die Requiſitorien auf meinem Schloſſe zu verweilen. Dieſelben werden in einigen Tagen eintreten. Wollen Sie mir dieſen Kummer gewähren?" — „Von Herzen gern", erwiederte ich; „wir werden uns ſehr glücklich ſchätzen, dies zu erfüllen. Wir hatten zwar die Abſicht", fügte ich hinzu, „gegen den Zoſten nach Wien abzugehen; aber wir wollen von nun an von der Zoſten nicht mehr als Adreſſen denken, und mögen Sie ſich auch während der Zeit noch ſo wohl und munter befinden." — „O!" erwiederte ſie hierauf mit einem Seufzer, „das wird ſchon lange genug ſeyn. Ich bin verſichert, daß Sie mich mehrere Tage, bevor dieſe Zeit herankömmt, zu Grabe beſtatten werden, und ich werde bereits zu ſenen eingetan ſeyn, mit denen allein ich zuſammen zu leben gewünſcht, und um derentwillen ich auch gern ſterbe."

Seitdem berührte ſie den Gegenſtand nicht wieder. Allem Anſcheine nach beſſerte ſich auch ihr Geſundheitszuſtand immer mehr, oder wenigſtens nahm die Krankheit nicht mehr zu. Nur erſchien es auffallend, daß ſie ſich mehr im Garten war, ihre Briefe zu leſen; ſie ſtand ſich dieſelben jedoch von uns täglich vorleſen und gab dabei ein ungemeines Intereſſe zu erkennen. Sie unterbeit ſich mit uns mit der gewohnten Leb haftigkeit und ſuhr fort, uns durch allerlei Anekdoten zu erheitern. Die Geneſung erſchien in der That ſo vollkommen, daß ich am 20. März ſchon bereit war, ihren Freunden zu melden, daß alle unmittelbare Gefahr vorüber ſey. Kaum aber hatte ich den Brief geſchloſſen, als ich zur Gräfin ins Zimmer gerufen wurde, wo ſie in einem heftigen Fieber antraf. Ich ſchickte augenblicklich einen Eilboten nach dem Arzte ab. Bevor aber dieſer zugekommen war, hatte ſich die alte Frau bereits wieder erholt, und nachdem ſie mehrere Stunden weit ſanfter geſchlafen, als ſie es ſeit Jahren gewohnt war, erwachte ſie endlich viel kräftiger und munterer, als ſie ſeit längerer Zeit geweſen, ja daß alle Welt behauptete, ſie ſey in der That ſchon ſo gut wie geneſen. Indeß wurde dem auch Alles gewiß aufs Beſte gegeben. Die Gräfin fühlte ſich ganz ſeit von allen Schmerzen, ein Zuſtand, der ihr ſo außerordentlich erſchien, daß ſie, wie ſie ſelbſt ſagte, gar nicht wußte, wie ſie denſelben noch ſo recht in aller Vollkommenheit genießen ſollte. Zuerſten war dies Alles doch nur mit dem plötzlichen Aufmackern einer Lampe zu vergleichen, die eben im Begriff iſt, zu erlöſchen. Dieſer Augenblicke zu verſichern. Im Laufen, kaum zwölf Stunden nach der Zeit, die ſie ſelbſt als die geſahrvolle bezeichnet, hatte ihre Todesſtunde geſchlagen, und unſere arme Freundin war in ein beſſeres Leben hinübergegangen!"

Außer dieſer rührenden Geſchichte enthält das Werk noch viel Intereſſantes und Amüſantes, und überall zeichnet ſich der Verfaſſer durch Reichthum an Geiſt und Gemüth vortheilhaft aus. Wir erwähnen nur noch ſeiner, wie wir glauben, wohlbegründeten Vermuthung, daß die Gräfin Burgſtall das Original von Diana Vernon in Rob Roy ſey.

Bibliographie.

Practical remarks on Genesis and Exodus. (Uebre die beiden erſten Bücher des Pentateuch's.) Von M. Murray. Zweite Auflage. 10½ Sh.

Beninghham Hall. — Erzählung aus dem 18ten Jahrhundert. 3½ Sh.

Edrick der Sachſe. Erzählung aus dem 11ten Jahrhundert. Von B. S. Brde. 2 Bde. 21 Sh.

St. Petersburgh, Constantinople and Napoli di Romania. — Vom Legationsrath Friedr. Tietz. 2 Bde. 21 Sh.

Frankreich.

Der Bediente des Marquis von Louvois.

(Schluß.)

Bei dieſen Worten ergriff Herr Dreyon Herrn von Louvois' Hände und bedeckte ſie mit ſeinen Thränen.

Während der Geſprächs war die Nacht hereingebrochen; Herrn von Louvois blieb kein Zweifel über Meinung und Entſchluß des Alten. Er ging, er benn nach dem Zimmer, wo Paul vollig angekleidet auf ſeinem Bett oder vielmehr einer Art von Pritſche ruhig lag und ſchlief. Herr Dreyon ſaß ſchon am Fußende des Lagers, die Augen ſehnſüchtig unverwandt auf das jedende Bild ſeines verſtorbenen Kindes gerichtet. Als Herr von Louvois eintrat, ſtand er auf und überreichte ihm die Schenkungsurkunde, deren er vorhin erwähnt hatte, zugleich mit einem Wechſel als Kaufpreis auf die Summe von zehntauſend Franken, zahlbar im Fall dieſe feſtſame Probe nicht zur Genüge aller Theile ausſchlagen ſollte, und entfernte ſich dann, ihm nochmals die Sache, an der ſein Leben zu hängen ſchien, mit ehrfurchtsvoller Verwitzung und ſehendem Blick empfehlend. Ueber das Geräuſch im Zimmer erwachte Paul; als er ſeinen Herrn erblickte, ſuhr er auf und war eben im Begriff, ſich zu entſchuldigen, nicht aufmerkſamer geweſen zu ſeyn.

„Bleib", ſagte Herr von Louvois zu ihm, „ſey dich zu mir und höre mit aller Sammlung und Aufmerkſamkeit, deren du fähig biſt. Du haſt wohl noch nie", fuhr er lächelnd fort, „die Geſchichte von dem Manne gehört, dem das Glück über Nacht kam, den es im Bett überraſchte, und denkſt wohl noch viel weniger, daß du der Mann biſt. Und doch iſt dem wirklich ſo. Ein Wort, Paul, und du verſtandeſt meine Güte gegen den Sohn eines ſtattlichen Bürgers. Ein Wort, und du biſt ein reicher Mann!"

„Ehrlich geſagt, Herr Marquis", verſetzte Paul, „das würde mich gar nicht Wunder nehmen. Von meiner Kindheit an iſt mir das prophezeit worden, und erſt vor einigen Tagen in Auvergne wieder. Der Herr Marquis werden ſich erinnern, wie Sie in dem armſeligen Wirthshaus im Gebirg anhielten, um zu frühſtücken, und eben Gendarmen anfamen mit einem Bagenzeugnis, die ſie zur Stadt ins Gefängnis führten und deren Geſicht noch den Herrn Marquis ſo frappirte. Es

Digitized by Google

war auch keine Herz zerreinen Schlages; sie hatte etwas Wütterovolles in ihren Mienen, und man sah es ihr an, daß sie selber an ihre Kunst glaubte. Auch mir kam eine Art von Glaube daran in den Sinn, so daß ich nicht wagte, meine Hand zurückzuziehen, als sie mit ihrer dürren Faust danach griff und mit geheimerischem Blick mich gewissermaßen zwang, sie auszuhrechen. Ich meinestheils saß unterdessen wo anders hin, so grauenerregend war mir ihr Anblick. — Oh! Oh, was seh' ich, sprach sie mit heiserer Stimme und murmelte zwischen den Zähnen; es wird nicht lange dauern, mein Sohn, so hast du Felder und Wiesen und Heerden, Hammel, Kühe und Kälber, Haus und Garten. Habt ihr Lust, dann und wann einmal in der Stadt die Geschäfte der Wirthschaft zu vergessen, in einem schönen Lehnstuhl von Utrechter Sammet mit dreifen Streifen, in ersten Stockwerk eines geräumigen wohl eingerichteten Hauses, das euch ebenfalls gehören wird — auch das steht hier, auch ein Balkon mit Blumen besetzt, der die Aussicht auf den großen Platz hat — und auf dem ihr, euer Journal in der Hand, wenn's euch sonst Spaß macht, zum behaglichen Mittagsschlafchen sitzen werdet. — Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, denn das Leben, das sie mir vormalte, gefiel mir ganz vortrefflich. — Kaum bis in die Pyrenäen werdet ihr sein, setzte sie hinzu, indem sie meine Hand zornig von sich stieß, so wird euch dies Glück geboten werden, und ihr werdet es von euch stoßen. — Ich verstand nicht, was sie meinte, und gab im Grunde auch so wenig auf das ganze Geschwätz der alten Hexe, daß ich sie sofort wieder darüber auslachte.

Das Zusammentreffen dieser beiden seltsamen Ereignisse machte Herrn von Louvois stutzig. Nach einem kurzen Besinnen theilte er, was sich zwischen ihm und Herrn Despin begeben, an Paul mit und legte ihm die Schenkungs-Akte, auf der nur noch die Unterschrift fehlte, vor. Er entfernte sich dann, um den Jüngling seinen eigenen Gedanken zu überlassen. Er war wirklich in Nöthen.

Mittlerweile war es Tag geworden; die Wasser der Gade waren in ihr Bett zurückgetreten, ungeduldig stampften die Pferde im Stall, und Herr von Louvois schickte sich zur Weiterreise an. Nach Verlauf einer Viertelstunde trat Paul zu seinem Herrn ins Zimmer, mit desscheidener, aber fester entschlossener Miene.

„Nun!“ sprach Herr von Louvois ihm mit Lächeln entgegen, „habe ich das Vergnügen, mit dem jungen Herrn Despin zu sprechen?“ — „Nein, gnädiger Herr“, antwortete Paul, „sondern nur mit Paul, mit dem, der Ihr Bedienter gestern war, der es heute ist und der keinen anderen Wunsch hat, als es inwerdar zu bleiben, sofern Sie mit ihm zufrieden sind.“ — „Hast du gebirig nachgedacht?“ entgegnete ihm Herr von Louvois erstaunt. — „Und wenn ich zehn Jahre um und um darüber nachdächte, würde mein Entschließung nicht anders sein.“

Herr von Louvois sah ihn ernst, mit gespannterer Aufmerksamkeit an. Er fuhr fort: „Ich bin aus äußerste bewegt von dem Unglück seiner Familie, und Gott weiß es, wie gern ich zu ihrem Trofte etwas beitragen möchte. Es sollte mir eine heilige Pflicht sein, die ich unbedingt erfüllen würde, wenn sie sich mit denen vereinbaren ließe, die mir Gott zu obliegen, ganz besonders in Betreff, dessen, der mir das Leben gerettet hat. Ich weiß recht gut bedürfte, um mich dazu zu bewegen; aber, gnädiger Herr, was dieser gute alte Mann von mir fordert, din ich einmal nicht im Stande, ihm zu leisten: er sucht einen Sohn, und ich habe einen Vater. Meinem Vater gehört es, was von kindlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt in mir ist, und das Herz eines Sohnes läßt sich weder verschenken, noch stehlen. Ihre Worte, Herr, haben mich gerührt, sie haben mich bat Anspräche auf meine Dankbarkeit: und mehr als Dankbarkeit kann ich ihm nicht bieten. Die Empfindungen, die Regungen, die er von mir begehrt, gebören jenem anderen Greise, der mich erzähret und erzogen hat von dem mühsamen Ertrag seiner Arbeit im Schweiße seines Angesichts, mich an seinem Busen ernährt hat, wenn ich fror, gewimt hat an meiner Wiege, wenn ich krank war, und der auf meine gute Führung und meine Dankbarkeit gegen ihn die letzte Hoffnung setzt, alten Tage gehaut hat. Glauben Sie, er würd' es überleben, wenn er erführe, ich hätte seinen Namen für Geld verkauft, hätte das Andenken an seine Umarmungen und seinen Rath von mir gethan wie einen alten Rock, hätte meine neun Geschwister verleugnet wie ein Verräther und schlechter Kerl, um mich den Launigen Mißlaunen eines Fremden zu ergeben? Sie werden mir ohne Zweifel sagen, gnädiger Herr, daß mein neues Verhältniß mich in den Stand setzen würde, ihm Gutes zu thun, daß Herr Despin selber gewiß nichts dagegen haben würde gegen ein solches Mittheilen von meinem Ueberfluß, und daß in Erwägung dieses Vortheils meine Undankbarkeit und Schlechtigkeit vor den Menschen Entschuldigung finden würde. Wer aber rechtfertigt mich vor mir selber, vor meinem eigenen Gewissen? Uebrigens wäre es unbedingt vorbwendig, daß mein Vater in diesen schmachvollen Ersatz einwilligen müßte, und ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, daß er ihn mit Unwillen von sich weisen würde. Ich bäre ihn förmlich: Wie, würde er ausrufen, wie kommt denn der junge Herr Despin zum Gaujac, den ich gar nicht kenne, dazu, mir seine Almosen anzubieten? Wer hat ihn denn darum ersucht? Was hat ihm denn was von meiner Lage und meiner Armuth gesagt? Habe ich mich etwa in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen für den Unterhalt meiner neun Kinder (er würde mich nicht mehr mögähen), für ihre Erziehung zur Gottesfurcht und zur Liebe ihrer Familie und ihres Vaterlandes? Wenn der junge Herr Despin zu viel Geld hat, wenn er nicht weiß, wo er es hintragen soll, so gebe er es oder jene Gewissensbisse empfindet, die ihn quälen und mahnen, von seinem Ueberfluß zu spenden und ihn in Werken der Milde anzulegen, warum sieht er sich nicht in der Nähe um, warum fängt er nicht in seinem Wohnorte damit an? Wird in seinem Dorf, unter seinen Nachbarn keine Noth vorhanden sein, der Hülfe und Linderung willkommen wäre? — Denn ich würde, wie meinem Vater, so auch zugleich meinen Erinnerungen, meinen Jugendfreunden, meinem Vaterlande fremd geworden sein — würde ein neues Leben anfangen, das Leben eines Unbekannten, der nichts geliebt hat von alle dem, was ich liebe; und wenn es endlich vorüber wäre, verkärt durch das Bewußtsein der Schande, durch nagenden Kummer, durch die Vergnügungen selber und die Lüste, in die ich mich stürzen würde, um die Stimme meines Gewissens zu ersticken, würde ich den Schimmer und die Erhabenheit nach mir zurücklassen, die der Sohn des Herrn Despin hinter sich gelassen hat? Was meinen Sie, gnädiger Herr, würde mein Vater, mein wirklicher Vater, mir's vorgessen, daß ich ihn in seinem Alter verlassen, und auch das Gedinge durchstreifen, mein Ebenbild aufzusuchen? O, aus dem Wege geben würde er ihm vielmehr, wenn er ihn begegnete, denn nur an meinen Orts, an meine unwürdige und niedrige Gesinnung würde es ihn erinnern! Nein, gnädiger Herr, ich verzichte meinem Stand nicht, verlasse meine Lage nicht, weil ich nicht meinen Namen, weil ich nicht meine Familie verlassen will. Ich bleibe arm, aber bleibe meines Vaters Sohn und erhalte mir so das Recht, ihn ohne Erröthen an mein Herz drücken zu dürfen. Das ist mehr werth als Geld.“

„Bezahl' die Rechnung, geh mein Sohn“, sagte Herr von Louvois und wandte sich um, seine Rüstung vor dem Jüngling zu verbergen. Eine Viertelstunde darauf erknallte die Peitsche des Postillons. Ein Wagen rollte davon. Paul sah auf dem Bock wie Abends zuvor.

Ein Mann, der auf Alles, was im Hause vorging, aufmerksam war und bangen Herzens in seinem Zimmer auf und ab irrte, erinnal über das andere die Hülfe Gottes anrufend, flog bei dem Geraffel ans Fenster — die Gewißheit zu erhalten, daß seinem Unglück, das ihm doch nicht möglich geschienen, Er sah es nun, daß Alles verloren war für ihn, Alles, auch die Hoffnung. Er hatte seinen Sohn zum zweitenmal sterben sehen. Paul war weg.

Wie vom Donner gerührt, sank der Greis auf das Bett, das noch unberührt dastand, und als er sein Aufsehen mit das traurige Geschehen, das Herrn von Louvois' Lebewohl entheilt, überdachte, warf er nur einen Blick hinein, einen trostlosen Blick ins Zimmer, denn ihm Inhalt des Briefes kannte er schon. O, des Unglücklichen! Wo die Kraft hernehmen, nach Hause zurückzukehren? — vor seine Frau hinzutreten, die so sehnsuchtsvoll auf seine Rückkunft wartete und des Erfolgs seiner Reise so sicher war? Wie ihr's beibringen, diese Hoffnung weniger Stunden, die nun in ewige Trauer verwandelt war? Und durch die Religion ist er erstärkt, weit sein Herz, nach soldem Prüfungen sich fassen und noch länger schlagen kann. Wir stehen in einem Abgrund von Dualen hinein, der sich kaum begreifen und nicht beschreiben läßt. Hier endet diese Geschichte, an der ich auch nicht den kleinsten Umstand verändert oder hinzugefügt habe, weil jede Zuthat sie, meiner Ansicht nach, verderben würde — und sie kann uns wohl Veranlassung und Gelegenheit zu ernsten Betrachtungen geben.

Stolze Philosophen, die Gottes unmittelbarer Eingreifen in irdische Angelegenheiten leugnen, werden diese wunderbaren Umstände der Macht des Zufalls zuschreiben, dem Zufall ist der Name, den der kurzsichtige Verstand Gott giebt, wenn er in seiner Verzweiflung so weit gekommen ist, nicht an ihn zu glauben. Religiöse Gemüther werden ein tröstlicheres und weniger verderbtes Wort darin erblicken.

Welchen Trost kann in der That die mächtigste Fürbitte einem verwaisten Herzen geben, das der Tod zerissen hat! Ach! nur Sterbe und äußere Form des Leibes vermag sie zu geben, denn die Seele, die ehemals in der Hülle gebaust, ist ja schon bei ihm, der uns den Odem einzhaucht, seinen Odem! und einzig und allein bei ihm, finden wir Alles wieder, was wir je verloren, und das wahrhaft und für immer ein täuschender Schein, der das Auge eines Vaters auf einen Moment, aber nicht lange seine Liebe, seine Zärtlichkeit betrügen kann. Um das Leben eines geliebten Wesens, das uns entrissen worden, von neuem wieder erstehen und beginnen zu sehen, müssen wir es in uns und aus uns selbst anfangen; und dieser Gedanke allein wäre hinreichend, den Tod zu verschönern, wenn der Tod überhaupt verschönt zu werden bedürfte in irgend Jemandes Augen, der lange genug hat. Aber wenigstens wird das Leben doch nicht vordei sein mit dem Tode und doch wieder von neuem anbeben? O wahrlich! zweifle Keiner daran, es wird! Es ist in dieser Schöpfung nichts, was darmonisch und vollkommen wäre, wenn es nicht das Herz des Menschen ist; die Rolle eines Vaters, die es auf Erden hat, ist der jammervollste Episode in dem erhäbnlichsten Drama, wenn das Ende dieser Handlung voll Spott und Hohn und Grausamkeit nichts Anderes wäre als der Tod, das dumpfe taube Nichts. Für einen Zweifel ist hier gar kein Raum, weil ein solches Geschick absolut unmöglich ist.

Man sagt mit Recht, daß man sich erst umgesehen haben müßte in seiner Welt, um hinreichen bestimmte Begriffe über jene geheimnißvolle Zukunft aufstellen zu können, und solche Fälle pflegen nicht oft vorzukommen. Einen indessen kann ich anführen, den Jelander Beffelede, der nach acht Tagen wirklichen Todes aus seinem Sarge lebendig herausgeholten wurde und noch zehn Jahre lang in Uebung guter Werke, aber ausser der unmittelbaren Gemeinschaft der Menschen lebte. Dieser Weise, unter dem Namen eines heiligen Lazarus Resuscitus (Wiederlebern) — von dem die Kritik ist über diesen merkwürdigen Punkt der Literarhistorie noch nicht im Reinen — hatte die ganze Zeit über, während welcher er der Erde entrückt war, in der Zwischenwelt zugebracht, wo die Guten die ersten Früchte ihres Lohnes genießen und sich durch wildere Prüfungen, als die, irdischen sind, zum würdigen Genuß der ewigen Freude vorbereiten. Er hatte sich in der tröstlichen Entzückung seiner Seele, die man für unwahrscheinlich halten möchte, wär es ihm nicht gelungen, sie in beredtester anschaulichster Weise zu schildern, seine Familie und seine Freunde wiedergefunden; und als er sich von neuem auch einmal in die schmerzensbande dieses Lebens der Trübsale und Prüfungen ganz zurückgeworfen sah, da betrachtete er diese Verbannung auf die Erde als eine heilige göttliche Sendung, die Frommen in ihrer Hoffnung und Zuversicht zu bestärken und die Schwachen gegen die Sündenluft falscher Lehren zu schirmen und zu festigen. Das ist der Gesammtinhalt und Inhalt des merkwürdigen Buches von Lazarus Resciteus, über das

Digitized by Google

ich mich ein wenig weitläuftiger auszulassen habe, als im vorliegenden Fall zweckmäßig erscheinen möchte, weil es fast gar nicht gekannt und überdies auch so selten ist, daß wahrscheinlich außer dem wenigen kein zweiter Exemplar weiter existirt. Es ist dies nicht zu verwundern; denn so wie es erschien, griff eine zweifache Censur mit allen zehn oder vielmehr zwanzig Zungen dagegen: die der Kirche, die sich nicht für befugt hielt, auf das einzelne stehende Zeugniß eines heiligen Mannes dem Evangelium ein Supplement hinzuzufügen; und die der weltlichen Gewalt, die und vielleicht nicht mit Unrecht der Meinung war, die Aussicht auf eine so glückliche und tüchtige Zukunft möchte der Reiz der irrthümlichen Erstenz zu sehr verdunkeln und der Wunder des irdischen Lebens zum allenigen Vortheil des Geschaffenen anlühren. Gegenwärtig ist diese Gefahr nicht mehr vorhanden, sondern vielmehr das Extrem der Zeitlichkeit so überwiegend geworden, daß man sich nicht eilig und ernstig genug nach einem Heilmittel umgesehen scheint umsehen zu können. Wenn die Gesellschaft ihrer Auflösung nahe zu sehn scheint, so liegt der Grund davon in der engherzigsten und unsittlichsten Selbstsucht, die das Geschlecht mehr als jemals ergriffen hält und es in Sinnlichkeit und materielle Interessen so tief versenkt und verstrickt hat, daß es kein Bedenken nimmt, seine Gewissen für ein paar dürre elende Jahre, die vom Moment so schnell wieder verschlungen werden, wie er sie leiht, dahinzugeben. Es wäre jetzt wohl an der Zeit, zarten und duldenden Gemüthern die Schätze des Trostes und der Hoffnung zu bieten, die sie für das Dasein in traniger Zeit und in einer unvollkommenen Welt ausschädigen könnten und würden. Ich selbst habe dieweilen daran gedacht, dies Geschäft zu übernehmen, und wenn ich so lange damit gezögert habe, so ist es geschehen, weil ich dachte, das Alter, die Autorität der Jahre und der Erfahrung wäre vielleicht am besten geeignet, meinem Worte leichteren Eingang zu verschaffen. Der Gebäude, diese wenig bekannte, aber sichte und gesuchte Welt dem Leser

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.) in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Freitag den 8. Juli 1836.

Frankreich.

Mirabeau, Cromwell und Napoleon.

Von Chateaubriand.*)

Durch die Mitten und Zufälle seines Lebens unter die größten Ereignisse und in die Mitte von Gebrauchwaffen, von Räubern und Abenteurern hineingeworfen, besaß Mirabeau, der Tribun der Aristokratie und der Abgeordnete der Demokratie, eben so viel vom Grachus wie vom Don Juan, vom Catilina wie vom Gusman d'Alfarache, vom Kardinal Richelieu wie vom Kardinal Retz, vom Wüstling der Regentschaft wie vom Helden der Revolution; dazu kam noch, was er von den Mirabeaus besaß, dieser verdammten Florentinischen Familie, die noch etwas von jenen bewaffneten Palästen und von jenen gewaltigen durch Dante gefeierten Parteien bewahrte; dieser in Frankreich naturalisirten Familie, welche in einer Reihe von außerordentlichen Männern den republikanischen Geist des mittelalterlichen Italiens mit dem Feudal-Geist unseres Mittelalters vereinigte.

Mirabeau's Häßlichkeit, auf die seinem Stamm eigenthümliche Schönheit gepfropft, machte aus ihm fast eine der mächtigen Gestalten aus dem jüngsten Gericht Michel Angelo's, des Landsmanns der Aretiner. Die Furchen, die von den Pocken auf dem Antlitz des Redners zurückgeblieben waren, sahen eher aus wie Brandmale, die die Flamme hinterlassen hat. Die Natur schien seinen Kopf für die Herrschaft oder für den Galgen gestempelt und seine Arme zur Erwürgung einer Nation oder zur Entführung eines Weibes zugeschnitten zu haben. Wenn er, seine Mähne schüttelnd, das Volk anblickte, ward es gefesselt; wenn er seine Tatze erhob und seine Klauen zeigte, entbrannte der Pöbel in rasender Wuth. Mitten im fürchterlichsten Tumult einer Sitzung sah ich ihn in seiner bösesten Häßlichkeit unbeweglich auf der Rednerbühne stehen; er erinnerte dann an Milton's Chaos, ohne Gestalt und ohne Form im Mittelpunkt seiner Verwirrung ruhend.

Zwimal traf ich Mirabeau auf einem Bankett, einmal bei Voltaire's Nichte, der Marquise von Villette, das andermal im Palais-Royal in Gesellschaft von Deputirten der Opposition, mit denen Chapelier mich bekannt gemacht hatte. Chapelier wurde auf demselben Karren mit meinem Bruder und Herrn von Malesherbes nach dem Schafott gefahren.

Als wir von unserem Diner weggingen, war von Mirabeau's Feinden die Rede. Ich, ein junger schüchterner und unbekannter Mensch, hatte, ihm zur Seite gehend, kein Wort gesprochen. Da sah er mir mit seinen lasterhaften, aber geistvollen Augen ins Angesicht, legte seine klumpfe Hand auf meine Schulter und sagte zu mir: „Sie (die Feinde) werden mir meine Liebelegrebit niemals verzeihen!“ Ich fühle noch den Druck jener Hand; es war mir, als ob Satan mich mit seiner feurigen Klaue berührte.

Zu zeitig für ihn und zu spät für den Hof, bot Mirabeau sich diesem feil, und der Hof kaufte ihn. Er setzte seinen Ruhm gegen eine Pension und gegen eine Gesandtschaft aufs Spiel; auch Cromwell war nahe daran, seine Zukunft gegen einen Platz und gegen Hofehrden-Orden zu vertauschen. Seines Stolzes ungeachtet, schlug er sich nicht sehr doch an; später hat der Ueberfluß an Geld und Stellen die Gewissen im Preise gesteigert.

Das Grab umhand Mirabeau seiner Versprechen und schärfte ihn gegen Gefahren, die er wahrscheinlich nicht zu besiegen vermocht hätte; sein Leben wurde seine Schwäche im Gottes aufgedeckt haben; sein Tod ließ ihm den Ruf seiner Stärke im Wölen.

Cromwell hatte etwas vom Priester, vom Tyrann und vom großen Manne; sein Genius ersetzte seinem Vaterlande die Freiheit. Er besaß zu viel Thatkraft, als daß er im Stande gewesen wäre, eine andere Macht als die seinige zu begründen; er vernichtete sowohl die Institutionen, die er vorfand, als die, welche er einführen wollte, so wie Michel Angelo den Marmor unter seinem Meißel hemieder.

Würde wohl der Besieger der Irländer und der Schotten, auf Napoleons Schauplatz versetzt, auch der Besieger der Kontinental-Völker Europa's geworden seyn? Cromwell hat keine Institutionen geschaffen, wie Bonaparte; er hat kein Gesetzbuch und keine Verwaltung hinterlassen, wie die, nach denen Frankreich und ein Theil von Europa noch jetzt regiert werden. Napoleon trieb seine gewaltige Reaction zu weit; aber er hatte die Nothwendigkeit, der Anarchie den Garaus zu machen, zu seiner Entschuldigung; sein kräftiger Arm ließ das Schwerdt nur zu weit fahren, und so durchdrohrte es auch die Freiheit, die hinter der Gesellschaftsgeist stand.

Die besiegten Völker haben Napoleon eine Geißel genannt; die Gottesgeißeln behalten aber etwas von der Ewigkeit und Größe des himmlischen Zorns, von dem sie ausgehen: Ossa arida, dabo vobis spiritum, et vivetis. „Dürre Gebeine, ich will euch mit meinem Hauch anwehen, und ihr werdet leben.“ Dieser Hauch oder diese Kraft hat sich in Bonaparte offenbart, so lange er lebte. Auf einer Insel geboren, um wieder auf einer Insel zu sterben, an den Gränzen zweier Kontinente, in die Mitte der Meere gewerfen, wo Cameönen ihn vorherzuverkündigen schien, indem er den Geist der Stürme und Ungewitter dorthin versetzte, konnte Bonaparte auf seinem Felsen keine Bewegung thun, ohne daß aus ein Erdbeben davon Kunde gab; ein Schritt des neuen Adamastos am anderen Pol war an diesem zu fühlen. Aber Napoleon aus seinem Kerker entkommen und hätte er sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen, so hätten schon seine Blicke, auf den Ocean gezeichnet, hingereicht, den Völkern der alten Welt Besorgnisse zu erregen. Seine bloße Gegenwart am Amerikanischen Gestade des Atlantischen Meeres hätte Europa genöthigt, sich am entgegengesetzten Ufer zu lagern.

Als Napoleon Frankreich zum zweiten Mal verließ, meinte man, er hätte sich unter den Trümmern seiner letzten Schlacht begraben sollen. Lord Byron sagte in seiner satyrischen Ode gegen Napoleon:

To die a prince — or live a slave,
Thy choice is most ignobly brave.

„Zwischen sklavischem Tod und sklavischem Leben war deine Wahl häßlich unedel brav.“ Das hieß die Macht der Hoffnung in einer des Herrschens gewohnten und von der Zukunft erfüllten Seele schlecht beurtheilen. Lord Byron glaubte, der Diktator der Könige habe mit der Niederlegung seines Schwerdts auch auf seinen Ruhm verzichtet und wolle in Vergessenheit erblöschen; Lord Byron hätte aber wissen sollen, daß Napoleon's Geschick eine Muse war, wie alle große Geschicke; diese Muse wußte eine mißlungene Entwickelung in einen Keim zu neuer Verjüngung ihres Helden zu verwandeln. Die Einsamkeit von Napoleon's Exil und Grab verbreitete über ein glänzendes Andenken eine andere Art von Strahlenschein. Alexander starb nicht unter den Augen Griechenlands; er verschwand in Babylons zauberischen Fernen. Bonaparte starb nicht unter den Augen Frankreichs; er verlor sich an dem prachtvollen Horizont der glühenden Zonen. Der Mann der stärksten Wirklichkeit verlor in Duft wie ein Traumgebilde; sein Leben, das der Geschichte angehörte, verbauchte in die Poesie des Todes. Er schläft den ewigen Schlaf, wie ein Eremit oder Paria, unter einer Weide, in engem, wildem Felsenthal, am Ende eines einsamen Fußsteiges. Die Tiefe des Stillschweigens, das auf ihm lastet, gleicht der Gewalt des Geräuschs, das ihn ehemals umgab. Die Nationen sind fern, ihre Mienge hat sich zurückgezogen. Der Vogel des Meeres, der, wie Bossuet so prächtig sagt, an den Sonnenwagen gespannt ist, flürzt sich von dem Lichtgestirn herab und ruht eine Weile allein auf der Asche, deren Gewicht einst den Erdball niederdrückte.

Bonaparte durchschiffte den Ocean, um nach seinem letzten Exil zu gelangen, und kümmerte sich wenig um den schönen Himmel, der einen Christoph Columbus, einen Cook und Cameöns in Entzücken versetzte. An das Hinterdeck des Schiffs gelehnt, achtete er nicht darauf, daß über seinem Haupt unbekannte Sternbilder funkelten; ihr Strahl begegnete zum erstenmal seinem gewaltigen Blick. Was lag ihm an Sternen, die er von seinen Biwouals aus niemals gesehen, und die über seinem Reich nicht gezündet hatten? Und doch hat seinem Geschick kein Sternbild gefehlt; die eine Hälfte des Firmaments strahlte auf seine Wiege hernieder; der andern war es vorbehalten, sein Grab zu erhellen.

Afrika.

Neueste Reise nach Nubien.

(Schluß.)

Fahren wir nun weiter stroman und bei der Stelle vorüber, wo der Nil und der Asbaboras der Alten zusammenfließen. Das Land, welches da vor uns liegt, ist die im Alterthum so berühmte Insel Meroe, das Ziel der langen Reise unseres Forschens.

*) Aus dessen so eben erschienenem „Versuch über die Englische literature“ (Essai sur la literature anglaise. 2 vol.), in welchem der Uebersetzer von Milton's Paradise lost die Gedanken und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und Revolutionen niedergelegt hat, die in ihm auftauchten, als sein Genius wieder mit dem jenes Englischen Dichters in Berührung kam.

**) Verigheetti, woraus Alquerri geworden war, hieß die Florentinische Familie, von der die Mirabeau's abstammten.

Digitized by Google

Schon vor Jahrtausenden tönte der Name Meroe nach Europa hinüber, aber Land und Stadt dieses Namens zeigten sich in mythischer, nebelgrauer Ferne. Die Reuern haben lange danach gesucht, und doch haben uns die Alten auf die Spur geleitet; es war unsere eigene Schuld, wenn wir uns zu nahe verirrten und entweder nach Merawe am Berge Barkal oder an einige andere Punkte des unteren Nubiens geriethen. Herodot, Agatharchides und Strabon hatten die Entfernung Meroes zuerst angegeben, und Letzterer auch den Namen und die Richtung der Ströme, welche dieses Meroe bewässern. Eratosthenes und Plinius hatten sogar den Strom bezeichnet, an dessen Ufern die genannte Stadt sich erhebt, und Alles ist richtig befunden worden. Burckhardt, Caillaud und Rüppel benutzten ihre Winke, sie sprachen mit froher Zuversicht, als sie die Pyramiden und die zerstreuten Trümmer dem Diese Affur, südlich vom Zusammenfluß des Nil-a und des Nils, erblickten: Hier ist die Stätte des alten Meroe." Er ist also entdeckt, jener geweihte Boden, wo eine der ältesten Civilisationen, deren die Geschichte gedenkt, mystisch emporblühte. Hier sind Aethiopiens Könige und Königinnen beerdigt. Nach allen Seiten hin erheben sich Pyramiden, alle von Zahne der Zeit benagt. Einige sind schon unter Sandhügeln der graben und andere gänzlich zertrümmert. Die vornehmste, imposanteste und am besten erhaltene Gruppe liegt etwa 2½ Miles vom Flusse auf einer Anhöhe, die eine weite Aussicht beherrscht. Diese Gruppe erscheint in der Form eines Bogens, dessen Sehne 1050, die Curve aber 1425 Fuß beträgt. Caillaud hat schon eine sehr umständliche Beschreibung von diesen Pyramiden gegeben.

Der Eindruck dieser hehren Trümmer veranlaßt Heren Hoskins zu folgenden Betrachtungen:

„Die Aehnlichkeit des Stils der Aegyptischen und Aethiopischen Denkmäler verräth ihren gemeinsamen Ursprung. Diese (Aethiopischen) Pyramiden gehören ohne Zweifel dem feinsten Alterthum an. Da sie in einem Lande errichtet sind, wo man von Erdbeben nichts weiß, wo nur wenig Regen fällt und nur selten heftige Winde wehen, so mußten viele Jahrhunderte verstreichen, ehe diese Steinmassen wankten. Sie hatten Nichts zu fürchten, als den Sand der Wüste oder die Hand eines irdischen Zerstörers. Ihre Säulenhallen existiren zum Theil noch heut zu Tage, welche noch stehen, haben weit mehr gelitten, als die Pyramiden selbst. Sie müssen vor Alter eingestürzt sein; denn es läßt sich keine Spur künstlicher Zerstörung an ihnen bemerken. Die Skulpturen verdienen wenig Lob. Ihr Stil ist starr, und ihre großen Figuren haben einen eigenthümlichen Charakter, eine gewisse Verkennung der Formen, die man an Aegyptischen Bildwerken nicht wahrnimmt. Die wenigen Hieroglyphen, die noch deutlich sind, habe ich kopirt; sie nehmen sich roher aus, als die Aegyptischen, welche letzterer vielleicht nur eine Veredlung der Aethiopischen Erfindung sind. In Meroe war übrigens die Kenntniß der symbolischen Schrift durch alle Klassen verbreitet, während in Aegypten allein die Schriftkunde als Mysterium besaßen .... Die Skulpturen scheinen das Ritual einer einfacheren und reineren Religion, als die verderbte Aegyptische Mythologie war, darzustellen. Alles bringt uns zu dem Glauben, daß der Aethiopische Stil der ältere, wo nicht der beste war."

Wir erlauben uns, ein paar eigene Reflexionen beizufügen.

Das Dorland Aethiopiens muß aus gegensätzlichen Gründen eher bevölkert gewesen sein, als das nördere Nubien und Aegypten. Zu Saba verschwindet der Sandstein; und je weiter man nach Süden aufwärts geht, desto mehr verräth das Erdreich seinen primitiven Charakter. Man sieht keinen Niederschlag von Ueberschwemmungen; also fand diese Gegend nie unter Wasser, und es mußte hier eine dichte Bevölkerung leben, bevor die Revolutionen der Natur das untere Nubien und Aegypten bewohnbar gemacht haben.

Die von den alten Aegyptern verehrten Thiere hatten größtentheils Aethiopien zu ihrem Vaterland; diese Thiere waren: verschiedene Affenarten, der Ibis, die Schlangen, der Buckelochse, der Hippopotamus, die Giraffe, der Elephant, das Rhinoceros, der Löwe, der Strauß, das Perlhuhn, welches letztere auf dem Wappenschild der Tempel des Wohnlicher Kopfputz der Ibis war. Auch manche zum Kultus nothwendige Dinge, z. B. Weihrauch, Myrrhe und wohlriechende Holzarten, lieferte Aethiopien den Aegyptern.

Der Bedou, auf welchem Aethiopiens Künste Wurzel geschlagen hatten, taugte nicht zu ihrer ferneren Entwickelung: sie bedurften eines anderen Klimas, um zu gedeihen; und diesen Aegyptens zu ihrem günstig. In Aegypten gab der Meißel des Bildhauers der Symbolen der Religion regelmäßigere Formen. Die kleine Aethiopische Pyramide mit ihren zarten Steinchen verwandelte sich in kolossale Pyramiden aus gewaltigen Granitblöcken; auf dem ganzen angeschwemmten Gebiete der Pharaonen erhoben sich Tempel, Obelisken, riesige Statuen, hehre und lange Kolonnaden, deren prachtvolle Ueberreste die Welt noch jetzt in staunende Bewunderung rufen.

Allein die in Aegypten verbreiteten Künste wanderten auch wieder in ihr Mutterland zurück. Man überzeugt sich hiervon, wenn man die Denkmäler des niederen Nubiens betrachtet, welche größtentheils von späteren Datum sind, als die Thebanischen Monumente. Selbst Barkal und die Insel Meroe haben rein Aegyptische Denkmäler aufzuweisen, Pyramiden, die sich zu Memphis mit ihren Propyläen wie treue Kopieen in verjüngtem Maßstabe verhalten.

Die meisten noch vorhandenen Monumente auf der Insel Meroe sind Grabmäler; von den Todtenstätten hat man wenigstens noch Trümmer, von den Städten der Lebenden keine Spur mehr. Ihr alles Material hat der Zeit und der Feuchtigkeit nicht widerstehen können; ihre Mauern aus gebrannten Ziegeln haben das Schicksal der Mauern von Babylon gehabt. Soll man aber deshalb annehmen, daß diese Städte nur in der Phantasie der Alten existirt haben? Das wäre eben so unvernünftig, als es leichtgläubig wäre, ihnen den Glanz und die Herrlichkeit zuzugestehen, womit die Geographen des Alterthums sie ausgestattet haben. Die Bewohner Meroe's zur Zeit der Königin Kandake athmeten in der nämlichen Sonnenglut, wie die armen Unterthanen Mehmet Ali's; für die Könige allein waren Paläste da, für das gemeine Volk aber nur dergängliche Baracken. Damit wollen wir nicht behaupten, daß Aethiopien keinen Luxus gekannt habe; allein zu diesem Luxus hatten gewiß nur Wenige die Mittel in Händen.

Während seiner Anwesenheit auf der Insel Meroe besuchte Herr Hoskins auch Schendi, jenen Ort, den Burckhardt so lebhaft, so getreu beschrieben, so schmucklos, so voll von Staven jeder Art, von Mammelien jeder Größe und von Bubikrinen jeden Preises gefunden hatte. Herr Hoskins findet dasselbe Tschendi hier, zerstört, elend und volkleer — er begreift nicht, mit was sie Augen Burckhardt diesen Ort angesehen, und zweifelt an seiner Wahrheitsliebe! Allein Herr Hoskins ist hier sehr ungerecht; er vergißt, daß ein Gluthauch, fürchterlicher als der Samum der Wüste, daß arme Tschendi hinweggerafft hat. Der gerechte Zorn des Vice-Königs von Aegypten ist über die Stadt gekommen: der Zorn eines Vaters, der den Tod seines Sohnes rächt. Man weiß daß der junge Ismail Pascha, der Eroberer von Nubien und Sennaar, gemordet wurde, als er triumphirend nach Kabira zurückkehrte. Herr Hoskins erzählt mir die hiesem Ereignis verknüpften Umstände etwas anders als die früheren Berichterstatter.

„Ismail", so sagt er, „vermittst auf seiner Reise von Sennaar nach Kabira in Tschendi, um das Vergnügen der Jagd zu genießen. Bei seiner Ankunft erschien der frühere Häuptling des Landes, Melik Nimie (der Tiger), derselbe, den er vor einiger Zeit in Ei-Mechesh so hochmüthig empfangen, und huldigte ihm von neuem. Er hatte der Melik von Metamma entgegtrabt, der Pascha forderte von ihm 100,000 Piaster in Silber. Dieser erklärte, daß eine so große Contribution nicht gehen könnte. Ismail beharrte bei seiner Forderung, und Nimie bei seiner Weigerung. Der junge Sieger, von Zorn entbrannt und wähnend, daß ihm gegen einen entthronten Fürsten Alles erlaubt sey, schlug ihn mit seiner Pfeife: das war eine blutige Schmach, und Nimie's Augen funkelten vor Ingrimm. Er fuhr mit der Hand nach seinem Säbel; allein der Melik von Metamma hielt seinen Freunde den Arm und sagte ihm leise ein Paar Worte in der Sprache der Bischarin, die sie Beide verstanden. Diese magischen Worte bedeuteten: Jetzt nicht, als ob der Schimpf schon gerächt wäre. „Ich will Dir sie liefern, die 100,000 Piaster", sprach Nimie mit gelassener Stimme. — „Dann wirst Du wohl thun", versetzte der Türke. „Schaffe sie mir gefangen her!" Hierauf ging Ismail auf die Jagd: er hatte seine Escorte zu Metamma gelassen, und nur zehn Mamelucken begleiteten ihn. Als er heimkehrte, sagte ihm sein Schatmeister: „Ich habe Nimie und den Melik von Metamma sehr geschäftig gesehen, und ihre Sklaven bringen eine Menge dürres Holz und Reisig zusammen. Du würdest wohl thun, wenn Du von hier abgehst und zu den Schatz deiner Escorte Dich begiebst". Er entgegnete: Ismail habe keine Furcht vor den Sklaven". Also dieser Verrath! Welcher Araber wird es wagen, mich zu berühren?" Er wollte nichts weiter hören, setzte sich zu Tische, zechte weidlich und versank in tiefen Schlaf. Unterdeß war die Sonne längst untergegangen, und eine finstere Nacht begünstigte die Verschwörung. Alles schlief im Hause Ismail's, aber rings um das Haus liefen Nimie und der andere Melik eine Mauer von dürren Holze auf. Ihnen zu Ehren wurde diese Mauer eine Flammen-Mauer, aus welcher der Pascha und seine Leute vergebens sich zu retten suchten. Sie wurden Alle von der Glut verzehrt. Als das Verbrechen begangen war, kam die Furcht gleich hinterdrein. Nimie floh nach Norden, heirathete die Tochter eines Häuptlings der Habisch und ist in seinem Asyle noch jetzt ein geschworener Feind der Türken. Die arme Stadt erwartete jetzt ihren Untergang: Nichts, auch für war fürchterlich genug. Unzählige schuldlose Menschen mußten sich für die Schuldigen hinopfern lassen."

Metamma, der jetzige Sitz der Regierung, hat ein noch beträchteres Ansehen als das entvölkerte Tschendi. Man sieht hier die, vom Sande fast verschlittete Straßen, an beiden Seiten mit Hütten besetzt. Die jetzige wenig bevölkerte Insel Meroe, wo ehemals eine ungeheure Lüpig wuchernden Bevölkerung, hat nur noch Wüsten, häufig Gazellen und einige Bedouinen-Stämme zu Bewohnern. Für den Reader haben Ruinen keine Geschichte: seine Phantasie macht sie zum Lieblings-Aufenthalte der Feen und Genien, wenn die Landschaft schön, der Polterseister aber, wenn sie traurig ist. Seine Habgier läßt ihn in den Aufhäufungen unter der Erde verborgene Schätze finden, die er nicht greifen kann. Der gelehrte Forscher, der sich weder seiner Einbildungskraft schent, um hier einige verlorene Blätter aus den Annalen der Menschheit zu finden, gilt ihm für einen Zauberer aus Tausend und Einer Nacht. Auf der Insel Argo wurde Herr Hoskins von einem Araber gefragt, ob er mit den Schätzen zufrieden sey, die er bereits gesammelt habe? Dann erzählte derselbe Araber den Umstehenden folgende Anekdote, deren Wahrheit er seinem Kaper verbürgte:

„Eines Tages begleitete ich ein Paar Engländer zu den Ruinen von Dendera. Die beiden Fremden wollten eben eines großen Schatzes sich bemeistern, als der Teufel plötzlich erschien und ihnen erklärte, sie würden den Schatz nicht eher bekommen, bis sie ihm (dem T—) eine schöne Meleue zum Präsent gemacht hätten. Das war kein böser Teufel; aber die Engländer kannen in große Verlegenheit; denn in den Trümmern von Dendera ist keine Melenne. Sie baten den Teufel vergebens, mit einem anderen Geschenk vorlieb zu nehmen, und mußten endlich einen von ihrem Gefolge nach Kenné schicken, damit er die größte Melone im ganzen Lande kaufe. Dieser brachte auch wirklich eine enorme Melone mit, und kaum hatte der Teufel diese Gefälligkeit empfangen, als eine solche Menge Goldes auf die Engländer herab regnete, daß sie zu Dongola ein Fahrzeug nehmen mußten, um ihren Schatz nach Aegypten zu schaffen."

Herr Hoskins hat sich in Nubien weit mehr um die Monumente der Vorzeit, als um den Menschen bekümmert; und doch ist auch der Mensch hier eine Ruine, auf der man noch einige Züge aus uralter

Digitized by Google

Zeit entziffern kann. Diese Entzifferung ist jedoch mühselig, weil die heutigen Eingeborenen in zu verschiedener Gestalt sich zeigen. Unter dem Namen Berber, einem Namen, den die Araber, die Buda's, die Senaar's gemeinschaftlich führen, erscheint er als ältester Urbewohner. Seine Statur ist groß; er ist wohlgewachsen, schwarz wie ein Neger, aber von regelmäßig schöner Gesichtsbildung. Unter dem Namen Bischarjin bewohnt er das Land der alten Blemmyer; er nomadisirt im Gebiete der Teagloydyren, und vielleicht ist seine Sprache, die mehr kann Dialekt genannt werden, als Sprache, das Idiom jenes Volkes. So oft die Bischarjin von der Höhen in der Nähe des Rothen Meeres herabsteigen, bringen sie Schrecken und Tod bis nach Sennaar und Dongola. Der Bischarjin weiß nichts von Morgenländischer Eifersucht; er flicht nicht seinen Dolch gegen den Fremden, der seine Frauen unverschleiert sieht. Die Frauen dieses Stammes sind schlank und anmuthig, ihre Blicke voll heiterer Schalkheit, ihre Zähne wie Perlenschnüre.

Die Abadeh's, Nachbarn und Feinde der Bischarjin, deren Sprache sie reden, haben wieder andere Gesichter, andere Sitten und Spuren einer alten Civilisation. Sie gehen immer bewaffnet, lieben Poesie, Musik und treigerische Tänze. Herr Hoskins, der mehrere Monate unter ihnen verweilt, rühmt ihre Treue, ihren edlen Stolz und ihre Hochherzigkeit. Sie haben sich das Recht, die Karawanen zu rekrutiren, ausschließlich angemaßt, und dieses Privilegium bringt ihnen schönes Geld ein. Sie sind weniger zahlreich, aber tapferer als die Bischarjin. Man schätzt ihre Zelte auf 30,000. (Edinburgh Review.)

England.

Der Schiffbruch des „Quail."

Am 23. März 1836 segelte der Königliche Kutter: the Quail (die Wachtel) unter dem Kommando des Lieutenants Philipp Bisson mit der Post von Falmouth nach Kisladen. Fast seinem vorhergehenden Ausfluge im Februar hatte der Kutter viel vom schlechten Wetter zu leiden gehabt, indem namentlich sein Mast, der nachher durch einen neuen ersetzt wurde, gesplittert war. Wir hoffen, daß die dadurch veranlaßte Zögerung, so wie das ungestüme Wetter, das wir bis dahin gehabt hatten, uns über die gewöhnliche Zeit der Requinectistafeme aufgehalten, und daß diese breite zu weben aufgefehrt haben werden; so gewitterte mir uns einander gegenüber und einer guten Ueberfahrt und baldigen Rückkehr nach unserer festen Station Brighton; denn wir hatten wenig Anmehmlichkeit am Kreuzen im Bisca'schen Meerbusen, während der Wintermonate, gefunden, da das Schiff meistentheils unter Wasser stand. wie einer der Bootsmänner des „Hastings"*), der, als Passagier am Bord des „Quails", aus der Capitains-Kajüte wegschwommen werden war, gern bezeugen wird. Jedoch der Zweck dieser kleinen Schilderung ist nicht, zu murren uns Fehler aufzusuchen, sondern Begebenheiten (die, meiner Meinung nach, dem spitzfindigsten Atheisten das Daseyn eines Gottes, eines gnädigen und mächtigen Hortes klar beweisen) einfach, und wie sie sich wirklich zugetragen haben, zu ergählen.

Am 25sten des Morgens kamen die Postpackete von London, aber das Wetter war zu ungünstig, um vor Nachmittag auszulaufen, zu dieser Zeit hellte sich der Himmel ibreilweise auf, und der Wind sprang von West-Süd-West nach West-Nord-West um; das Signal ward gegeben, die Packete eingeschifft, und der „Quail" ging unter Segel; der Anschein versprach nicht viel Gutes, aber Packetboote müssen segeln, wenn andere Schiffe vor Anker liegen bleiben. Trotz einer sehr beschwerdenden See erreichten wir am nächsten Abende die Gegend von Upbant, als plötzlich der Wind, stark aus Süd-West blasend, uns nöthigte, Falmouth wieder anzusteuren; allein ehe wir den Hafen erreichen konnten, sprang der Wind wieder nach Nord-West um, worauf der „Quail" umlegte und so endlich sich dem vom Kap Lizard entfernte; dies geschah am Morgen mittage des 26sten. Beim Herausnehmen des Blends wurde es immer sehr stürmisch, aber wir trafen uns Mittags zwei Striche höher, gegen 120 Meilen am nächsten Morgen, dann blies der Wind schwach und veränderlich. Am Sonntag Morgen, den 27sten, wurde das Gebet vom Capitain in seiner Kajüte gehalten; der Wind ging mittelstark und gut, aber im Westen sah der Himmel schrecklich aus. Nachmittags war der „Quail" unter dreifach gerefften Mast-Segel, und vor neun Uhr Abends lagten wir unterm Stag-Segel bei. Der Wind heulte, und die See schwoll so fürchterlich an, daß der Capitain der Wache im Raume Befehl gab, sich bereit zu halten, augenblicklich auf dem Verdeck zu erscheinen und sich nicht zu entfernen; dies war eine sehr richtige Vorsicht, denn die Leinwand vom Stag-Segel wurde zweimal losgerissen und die Kisterbannyseil-Leinwand einmal, und so wurde die ganze Mannschaft fast dies ganze schreckliche Nacht hindurch auf dem Verdeck aufgehalten. Die Klüverstag-Segel bei. Der Wind heulte, und die See schwoll so fürchterlich an, daß der Capitain der Wache im Raume Befehl gab, sich bereit zu halten, augenblicklich auf dem Verdeck zu erscheinen und sich nicht zu entfernen; dies war eine sehr richtige Vorsicht, denn die Leinwand vom Stag-Segel wurde zweimal losgerissen und die Klüverbannyseil-Leinwand einmal, und so wurde die ganze Mannschaft fast dies ganze schreckliche Nacht hindurch auf dem Verdeck aufgehalten. Die Klüverstag-Segel bei.

Jetzt ward unsere Aufmerksamkeit nach hinten gezogen; die Stag-Segel waren wieder losgerissen, aber glücklicher Weise war das Ende des Schonsabfreiegels gegen einen Reffervelaken zur Vorsicht gebogen gewesen, und die Segel waren noch da. Es war in gefährlicher Lage. Wie so weit wäre Alles gut gewesen, wenn nicht unglücklicher Weise die Scheren des Stag-Segels fortgerissen und irgendwie über das Gaffelende geworfen worden wären; was, wie wir wußten, das Segel in solchem Sturm bald zerreißen würde; es war keine Hülfe; demnach mußte das Segel, und es ward rasch vollbracht. Die Scheren wurden gebogen, die Reffbänder gelöst und das Segel wieder aufgeheißt. Der Ocean nahm aber immer mehr zu, und es ward für nöthig erachtet, das Stag-Segel zu reffen. Während das Schiffsvolk bei dieser Arbeit war, schlug ein fürchterlicher Wellenschwall gegen die Back-Bord-Reislingen des Kutters, woburch er ganz auf die Seite geworfen und beschon wurde. Zwei Jungen in der Cajüte bekamen unterm. Zwei Offiziere (der Herren Paul und Knox) und sechs Matrosen hätten beinahe das Loos ihrer Kameraden getheilt, doch waren sie noch so glücklich, das Schiff wieder zu erreichen.

Dies gräßliche Unglück ereignete sich kurz vor Tagesanbruch, am Montage den 28sten; als wir wieder zur Besinnung kamen, war es kaum hell genug, um uns die grauenhafte Verwüstung um uns her sehen zu lassen. Der Mast war an zwei Stellen unterwindungsgangen, einen Stumpf von ungefähr zwanzig Fuß über dem Verdecke Lehen lassend; alle Sparren und Segelstangen (ausgenommen den Bugspriet) waren dem großen Maste gefolgt, die Heckfelle (die Schalwppe war schon vorher fortgerissen worden) war in kleine Stücken zerschmettert worden, die auf dem Verdeck umher lagen; alle Bölgerne Werke am hinteren Maste waren total weggeschleudert, so wie zwei Klampen und zwei dem Hintergangspill, den beiden Telestopen, den Wasserkommen, den Flaggenkasten, Wassertonnen, kurz von allem Beweglichen und Unbeweglichen auf dem Verdeck, ausgenommen einem Geschütze, war keine Spur mehr vorhanden; sogar die Schiffsglocke, welche auf einem Krampen an Fuße des Mastes sehr fest eingadelt war, war nicht mehr zu sehen; wie sie losgebalt wurde, das weiß Gott nur! — Die gefahrdrohende Aussicht aber war die durch die Oeffnungen hinab; das Schiff faß voll Wasser stehend, und der traurige, halbertrunkene Ueberrest unserer Bemannung hier und da sich aufklammernd, zu erschöpft, um im Stande zu seyn, sich Bewegung zu machen, und dann noch der Kutter schlimm am Stern sich senkend.

Dies war in der That eine schauderhafte Zeit, jeder seinen eigenen Gedanken hingegeben, an seine Heimath, seine Freunde, an Alles, was seinem Herzen theuer war, denkend und jeden Augenblick für seinen letzten haltend; — denkend: als ein lebendiges Wesen voll Bewußtseyn, eingeschlungen, in der bedenklosen Tiefe begraben und in wenigen Minuten eine Beute der Fische zu seyn; und vor Allem, mechmals das schrecklichste Gefühl des Ertrinkens, dem wir kaum entgangen waren, durchzumpfindlich. Dies war das beinahe zu viel zu ertragen; seine Hoffnung, auch nicht die entfernteste Aussicht, zwei peinliche Stunden hindurch. Da kämmerte uns ein entfernter Strahl, ja, da fühlten wir:

Ein tiefdichter Ehrenb schwordt über dem Mast,
Der wacht über das beben des armen Zack.

Noch schwamm der „Quail." Fischer waren über die klotzgetrennten Gegenstände geworden, welche das Wasser anhielten, und unter vielen Spielen zu gewinnen, und unbeschreiblicher Kraft stählte unsere Herzen. Ein zuyes, aber herzliches Dankgebet zu Gott, dann zur Arbeit mit Kraft war das allgemeine Bedürfniß. Betten, Hangematten, Kleider und allerlei Lappen, die wir aus dem Raume aufsischen konnten, wurden in die Deckluken gestopft und dann Wasser dicht eingeschöpft; der Schiffszimmermann war fort, der arme Bursche, und die Zimmermannsmaate fortgespült; aber Alle am Bord hegen an, aus dem Vorderraume mit einer in der Kambüse gefundenen Beilhpfanne tüchtig zu schöpfen, und wir hatten das Vergnügen, zu sehen, daß wir von Stunde zu Stunde immer mehr des Schiffes Heer wurden, denn, Gott sey Dank, der Grund war in guten Zustande geblieben. Leinwasser! war nun das allgemeine Geschrei, denn Jeder verdammachte der Kutter, den theils die Anstrengung, theils die Masse geschlucken Salzwassers verursacht hatte. Dies hatte aber die gute Folge, daß wir unsere Anstrengungen verdoppelten, denn ehe das Salzwasser nicht fort war, konnten wir kein frisches bekommen. Ungefähr zwölf Stunden dauerte es, bis wir eine ebenliegende Tonne, die durch den Wellenbrang eine vordreibbare Stellung bekommen hatte, erreichten, und wie herlich schmeckten uns diese kostbaren Tropfen.

Es war ungefähr um diese Zeit, daß wir die volle Größe unseres Verlustes, die genaue Zahl der so plötzlich uns entrissenen braven Burschen, entdeckten, und daß die Verwundeten ihre Wunden zu fühlen anfingen, aber dennoch trat keine Schlaffheit in der Arbeit ein. Der Kommandierende stand zu jener Zeit, auf den Trümmern des Hinterdecks, und der Ort in seine Kajüte hinabgeschleudert, dort schwer zerschlagen und beinahe ertränkt worden. Herr Paul (zweiter Kommandierender), der über Bord gespült worden war, erhaschte einen zerbrochenen Balken am Windfeitendord und hielt sich daran fest, bis man ihn bereinzog, und Herr Knox kam wieder in das Schiff, ohne zu wissen, wie. Drei Herren Hoffmeister und Gale, die Kajüte-Passagiere, in ihren Betten, schliefen, wurden diese, im eigentlichsten Sinne der Worte, durch die Gewalt des Windes vom Leibe fortgerissen. Jeder der Ueberlebenden war mehr oder weniger verletzt, und was sehr merkwürdig ist, fast Alle hatten schwarz geschwollene Augen. Die ganze erste Nacht hindurch fuhren wir mit Ausschöpfen fort und gewannen beträchtlich an trockenem Grund. Unten fanden wir einige Kälber und etwas Bootsvolk, und ein gutes Mahl gab; als die Mannschaft genugsam Ueberschlafen, saßen um einen Tisch um die Kambüse herum, indem der Kutter, ein Spielwerk des Windes und der Wellen, mit der Takelage (aus allen Sparren und Segeln bestehend) an den hattenden Tauwerk windwärts hängend und durch eine Gnade der Vorsehung als Wellwerk gegen die Wellen dienend, umbertrieb.

Am nächsten Morgen, den 29sten, legte sich der Wind etwas, und die See nahm an der Zeit zu Zeit sichtbar. Wir fingen nun an, unseren Zustand im unteren Raume zu untersuchen, und fanden Alles in der unseligsten Verwirrung. Die Vorrathskammer und Schlösser waren zersprengt und die Kisten umhergestreut. Kommoden, Schachteln, Tische, Steinzeug, Glaswaaren, Kleider, Bücher, Karten und sehr der Kleinlichen wie Privat-Eigenthums in Haufen zusammengeschüttet und gänzlich unbrauchbar gemacht, und die Pulverfässer waren gänzlich vom Wasser durchdrungen. Das Schiff mußte, während wir noch ohne Bestimmung waren, einige sonderbare Wendungen gemacht haben, denn wir fanden, daß der Ballast fortgerissen worden war und alle Hinterthiele des unteren Decks zerfressen hatte, indem er die starken Bolken unter der

*) Name eines Engtischen Linienschiffes

Digitized by Google

Kajütendiele zerbrach. Mehrere Säcke drifteten, jeder zegen 100 Pfd. wiegend, waren auf die Backbords-Hängematten geflogen, und einer sogar gerade auf das oberste Schrankbrett vom Büffet des Commandeurs. Die Anker-ketten, welche zusammengerollt auf Deck, in ihrem Behälter mit aufgeschossen waren, waren alle drei in einem sonderbar verwirrten Zustande und das untere Bretzeck geworfen und mehrere Tonnen aus dem Raum herausgespült worden; zu diesem nun noch der außerordentliche Schmutz, mit Stroh, Kohlen, Papier, Seetang vermischt und Alles in großer Masse auf dem Verdeck umhergetrieben liegend, machte unsere Wohnung unten eben nicht sehr angenehm, besonders wenn man noch hinzufügt, daß wir unsere Kleider und Betten bei Tage, wie wir auch dem Wracke waren, weder wechseln noch trocknen konnten.

Herr Hobbs, Schiffs-Secretair, verdankt sein Leben, nächst Gott, dem Hereinstürzen des Ballastes in seine Kajüte, denn er konnte seine Kammerthüre nicht öffnen und konnte nur auf demselben Wege, auf dem der Ballast hereingekommen war, hinauskommen.

Nachdem wir gefunden hatten, daß der Kutter unten wie oben Wrack war, daß aber der Kompaß unzerbrochen und viel Plankenwerk noch in ziemlichem Zustande war, dachten wir daran, den Küstenbaum auf den Stumpf des großen Mastes zu setzen, welches wir auch glücklich vollendeten, indem wir Kobeshägel als Tritte in die Spanten trieben, und nun bemühten wir uns, Feuer anzumachen, weil es außerordentlich kalt war, was uns ebenfalls gelang, obgleich nach vieler Mühe, indem wir eine etwas Weg durch Reiben mit den Händen trockneten und es unter die Pfanne des einzigen trocknen Pistols an Bord legten. Es war ordentlich eine Erquickung, die Flamme zu sehen, die, einmal brennend, wie das heilige Feuer im Tempel, nicht wieder ausgelöscht wurde. Dieser Erfolg brachte eine andere sehr natürliche Ideenfolge zu Wege, indem der Gedanke sich eine Angahl tüchtiger Schlucke stärkenden, sie für Kente in Essaben zum Gleichen vollkommen machen, noch wohlbehalten und seekend an ihrem Platze; von diesen berichteten wir uns, da der Zischtefel, mit dem der Kutter ausgeschöpft wurde, gerade zur Hand war, ein warmes Essen, welches uns Allen sehr wohl that.

Nach unserem Mahle brachte uns der Lugucter Alle stürmend auf das Verdeck mit dem erfreulichen Anrufe: Ein Segel! Ein Segel! und richtig, es war eine Brigg, lewärts schiffdar. Unsere Sache war es nun, das Schiff vor den Wind zu bringen und vor Allem die Taklage wegzuschaffen. Dies war bald gethan, und Kenner bezeuete es, obgleich sie uns sehr nützlich gegen die Sturzwellen gewesen war; doch traf uns noch die Unannehmlichkeit, einen oder zwei unserer armen Burschen in das Takkwerk verwickelt zu sehen, wenige Fuß unter Waffer. Nachdem die Sparren über Bord gegangen waren, bewegte sich der Kutter fort und machte gegen zwei Knoten Wasser auf die Brigg zu.

Unsere einzige Kanone ward losgemacht, die Pulvertammer aufgebrochen und die Munition in guten Zustande gefunden. Wir gaben Feuer, und es gelang uns, die Aufmerksamkeit des fremden Schiffe zu erregen, das auf uns zuhielt und gegen 4 Uhr Nachmittags bei uns wendete. Es war ein Franzose, der sehr theilnehmend bei unserem Mißgeschicke war; der Capitain erbot sich, gern zu thun, was in seinen Kräften stand. Er hatte nur ein Boot, welches an Bord war, und es wäre schwierig gewesen, es bei so hochgehender See auszusetzen, doch wollte er sich alle möglichst Mühe geben, die noch am Leben Befindlichen, wenn sie das Wrack verlassen wollten, aus demselben herabzulen. Dies schlugen wir ihm, nach einer kurzen Berathung zwischen den Kommandirenden und den ersten Offizieren, höflich ab, worauf der Franzöfische Capitain uns versprach, bis zum Morgen sich bei dem Wrack zu legen und ein Licht zu zeigen.

Gegen Mitternacht kam eine andere Brigg auf, welche, als sie uns zu Gesicht bekam, auf Spordweite heraukam und sich als eine Englische fund gab. Sie lief ohne Weiteres die Heckjolle aussetzen, aber wie konnten bemerken, daß eines der Seutaue aus dem Blocke glitt; dennoch glaubten wir, daß das Boot das Waffer erreicht hatte, und hielten einen Mann mit einem Tau bereit, um es aus unserm Bord zu schleppen. Aber es erschien kein Boot, und ungefähr nach einer Stunde holte uns die Brigg an und meldete, daß das Boot mit zwei Mann untergegangen sei, daß sie aber bis zum Morgen in der Nähe bleiben wollete.

Als der Morgen anbrach, brachte er leider einen starken Südwestwind mit naffem, trüben Wetter und hoher See. Wir sahen unsere beiden Freunde in der Entfernung, sie aber erblickten uns nicht und hielten sich fern; Alles, was wir thun konnten, war alle, uns auf unserer eigenen Kräfte zu verlassen. Wir hatten also den Boots-Leitfeepen an den Knorren des Bugfreiets, zwei Mann am Steuer, und ein Offizier sah nach vorn aus. Der Wind trieb uns Englaud zu, wir machten ungefähr zwei und eine halbe Meile die Stunde und genossen einige Ruhe, wenn man unseren Zustand so nennen will; aber es gab Augen, die sich nicht schließen, und Gefühle, die sich nicht beschwichtigen konnten. Als diese Aufsicht auf unsere Bewunderung einstimmte, als der Sturm drüllte und die See über unseren zerspliterten Steen zusammenschlug, als man betrachtete, daß noch neunzehn Menschenleben, die erst vor wenigen Stunden in verhältnißmäßige Sicherheit hätten gebracht werden können, ein Spiel des Windes und der Wellen in einer hilflosen Barke unterstrieben, müssen die von diesen Gedanken ergriffen Landen strächerisch gewesen sein; nur wenn der Augenblicke giebt, in denen ein Offizier ermahnt darf, daß sein Pflichtgefühl seine Klugheit übermogen hat, so sind es gewiß solche, wie diese traurige Begebenheit sie hervorgerufen hat, wie sehr auch eben dieser Offizier über seinen glücklichen Erfolg jubelrihin, in Sicherheit, sich freuten und Beifall ärnten mag.

Am Abend ward der Wind schwach, ließ aber eine hohe See, — ein flaches Küstseln, wie bei der Mündung einer tiefen Strome, ward auf der Oberfläche bemerkbar. Nach muthmaßlicher Berechnung befanden wir uns in der Nähe von Rohant und strichten uns sehr vor den Heiligen (Flippen und Strudel). Wir machten uns Seenbreie, indem wir mehrere Kugeln in eine Segeltuchwand mit Nähen und über Bord ließen; unsere Vermuthung bestätigte sich. Wir schickten einen Mann auf den Stumpf des Mastes, der auch, trotz des nebligen Wetters um die Klippen, die Brandung an der Steuerbordseite sah. Alle Leute arbeiteten nun auf Leben und Tod, eine der Ankerkauketten herauszuhangen; jede Maschke wurde einzeln losgemacht, jedes Kettenglied getrennt werden, so daß wir eine lange Reihe über das Verdeck hinziehen konnten. Das war ein langweilig Stück Arbeit. Sich will keineswegs bei Erzählung dieses traurigen Zustandes übertreiben, aber Gott weiß, und die, welche jene Angst gelitten haben, werden es stets fühlen, daß nur die wunderbarste Hülfe einer gnädigen Vorsehung sie erretten konnte; aber der Anblick aller Gegenstände unten und besonders diese verwickelten Ankerkauketten wirkten jeden Beschauer erschreckt haben. Wie diese Ketten so zu einander verwickelt waren, kann Niemand, selbst wenn man den Wellenstrug über ein halb unter Waffer stehendes Schiff bei stürmischer See hinzurechnet, begreifen. Gegen Mitternacht, als wir beinahe unsere mühsame Arbeit vollendet hatten, also folglich nicht sehr heiter waren, sprang ein günstiger Wind auf und trieb uns dem Kap Lizard zu. Am nächsten Morgen (am 1. April Ghrfurchtsvoll) lachte uns die Russische, hohe Kalkenfluh zu erreichen. Unsere unglückliche kleine Barke machte ungefähr drei Knoten die gegen drei Uhr Nachmittags, als der Wind, der bisher stark von Süd-West geblasen hatte, eben so stark nach Nord-West umsprang.

Um diese Zeit wurden wir von einer anderen Rei Gesahr gänzlich; ein anderes Element bedrohte uns; als wir nämlich den Bachtum passirten, um zu sehen, ob wir vielleicht noch etwas Zwieback finden könnten, schlug eine Woge nach einigen, und bei nahrer Untersuchung fanden wir, daß die ganze Masse feuchten Brodes heiß, beinahe entzündet war; und nicht indenan befand sich unsere, wenn auch wohlverwahrte, Pulverkammer. Diese Entdeckung war erschrecklich, aber keine Zeit war zu verlieren, und wir warfen Alles über Bord.

Der Wind trieb uns nun an Land hinauf zwischen den Englischen Küste, bis zum Montag des 2ten, wo wir die „Lafkeen", die Zinseln Alderney und ein Schiff in hoher See sahen. Die einzige uns von Himmel gelassene Kanone ward wieder losgemacht und abgefeuert, als das Schiff auf seinem Kurs nach der Rhede von Alderney sich uns näherte. Wie machten uns bewerkbar und kamen in Sprechweite; es war die Sloop „Speedy", von Seuthampton nach Jersey bestimmt. Unser Kommandirender erkannte sie sogleich für Lieutenant Lucas, in seiner Ehre sey es hier gesagt, sogleich ein Boot heraußetzte und es mit dem Anerbieten seines Beistandes an Bord des „Zuail" sandte; alsbald wurden die Seile herübergeworfen, und ehe zwei Stunden vergingen, war unser Kutter ins Schlepptau genommen. Am nächsten Morgen (Dienstag den 3ten) wurden wir bei Sanct Heliers Pier auf Jersey geworfen und Alle ans Ufer gebracht. Hier wurden uns jede nur erdenkbare Freundschaft bewiesen. Der Gouverneur (Generalmajor Campbell) und seine Gemahlin bedauerten uns und mit der größten Artigkeit, so wie Major Goffet von der Schützenbrigade und seine Gattin. Der Schiffsmannschaft wurden passende Quartiere im Fort-Regent angewiesen, und dem Kommandirenden sammt den Offizieren stand die Offizierstabel der Schützenbrigade offen; Jeder wetteiferte in Freundschaftsbeweisen mit dem Andern, und wir werden Sorge tragen, solche gegen in uns wenigen Tagen gegen 38 Pfund Sterling durch Subscription für die Wittwen und Waisen unserer im Sturm vermißten Schiffsgenossen zusammengebracht. Tausende besuchten täglich das Wrack und äußerten ihre Bewunderung über eine so wunderbare Rettung.

Bei solcher Theilnahme und unter solcher sorgfältigen Pflege kamen unsere verwundeten und erschöpften Matrosen bald wieder zu Kräften, und in zwölf Tagen ward der „Zuail" vom Dampfschiff „Briadne" nach Portsmouth geschleppt und zur rechten Zeit abgeliefert. Der General-Commandeur, Sir Philipp Dueham, wandte sich an die Offiziere und Mannschaft, drückte ihnen die Zufriedenheit Ihrer Herrlichkeiten über das bei dem letzten Unglück bewiesene Betragen aus und verschierte dem Commandeur, daß er gewiß bewogten Thune, Ihre Herrlichkeiten (die Admiralität) würden ihn nicht vergessen, sondern ihm, bei Abschwung des „Zuail's", einen Beweis ihrer Zufriedenheit geben. Sir Philipp hatte wahr geweschen, denn die Admiralität bestallte gestigt (einige Tage vor Abschwung des „Zuail") den Lieutenant Bissen zum Commandeur der schönen, neuen in Sheerneck nach den neuen Methode des Capitain Symonds gebauten Brigg „Bouretta", mit der Erlaubniß, die Offiziere und den Rest von der Besatzung des „Zuail" bei sich zu behalten, die ihm auch Alle, Mann für Mann, folgten. (U. S. A.)

Mannigfaltiges.

— Horace Vernet. Das dieser ausgezeichnete Französische Künstler nach St. Petersburg gereist sey, ist bereits von den politischen Blättern gemeldet worden. Gegenwärtig wird auch noch hinzugefügt, daß er wahrscheinlich ganz und gar in Rußland bleiben werde, indem er die ihm von dem Könige der Franzosen aufgetragenen Arbeiten für Versailles sämmtlich zurückgegeben und dagegen die Ausführung von vier großen Gemälden — deren jedes er mit 30,000 Franken bezahlt erhielte — für den Kaiser von Rußland übernommen habe. Da es jedoch bekannt ist, daß er rasch heroer Vernet seine Kunstwerke ausführt — er soll bereits über tausend Bilder gemalt und unter Anderem das große Gemälde „Papst Pius VIII. in der Basilika der St. Peters-Kirche" in sechs Tagen vollendet haben — so braucht auch aus der Uebernahme dieses Auftrages, den er in St. Petersburg ausführen will, noch nicht auf seinen bleibenden Aufenthalt daselbst geschlossen zu werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Montag den 11. Juli 1836.

China.

Gützlaff's und Gordon's Expedition nach Fukian.

Der folgende Bericht über den neuesten Versuch der Engländer, die zu den Thee-Plantagen von Fukian vorzudringen, ist ein Auszug aus dem Tagebuche des Secretairs bei dem Thee-Comité in Kalkutta, Herrn G. J. Gordon, welcher die Expedition leitete, an der auch unser Landsmann Karl Gützlaff wiederum als Dolmetscher thätigen Antheil nahm.

„Am 8. Mai 1835 ankerten wir im Flusse Min, und zwar nicht weit unterhalb einer engen Durchfahrt, die zu beiden Seiten durch ein Fort vertheidigt wird und wegen ihrer schwierigkeit mit dem inneren Flusse von Canton bei den Europäern Bocca heißt. Wir beschlossen, eine Fahrt auf dem westlichen Arme des Min zu versuchen, wie er auf Du Halde's Karte der Provinz Fukian verzeichnet ist. Wir entwarfen eine Wirthschrift, in der wir um die Erlaubniß anhielten, Reis einführen zu dürfen, und zwar mit denselben Freiheiten, wie in Canton. Als Grund unseres Vorhabens gaben wir die ungewöhnliche Dürre an, welche in der zum Anpflanzen des Reises geeigneten Periode herrschte. Ein Duplikat dieser Wirthschrift ließen wir dem Capitain M'Kay von unserem Schiffe „Findlay", damit er es vorzeigen könne, wenn etwa die Mandarinen auf die Nähe der Schiffes dringen sollten. Da das Original der Wirthschrift nach Peking wandern mußte, so hofften wir, die zu Erreichung unseres Zweckes nöthige Zeit zu gewinnen. Unsere eigene Kopie derselben wollten wir nur vorzeigen, wenn wir in Gefangenschaft geriethen sollten.

Den 7. Mai verließen wir um ein Uhr in der Nacht mit der Fluth und mit günstigem Winde den „Findlay." Es waren unserer 14 Personen, namentlich Herr Gützlaff, Herr Stevens, ich selbst, der Stückmeister des „Findlay", ein geborener Triester, ein Tindal, acht Lascaren u. s. w., aus Bengalen, Goa, Muskat, Macao, und Malacca, und mein Portugiesischer Bedienter aus Bombay. Herr Stevens stand auf der Warte, und der Kanonier steuerte, während der Tindal das Senkblei auswarf. Die Nacht war glücklicher Weise hell, und um vier Uhr senkten wir in den westlichen Fluß. Dieser dehnte sich bald zu einer beträchtlichen Breite aus und schien in gewisser Entfernung sich zu theilen. Den linken Arm glaubten wir voll von Untiefen und niedrigen schilfbewachsenen Eilanden zu sehen; darum steuerten wir dem rechten Arm entgegen, der immer noch breit und tief war auslief. Außerdem brüsten wir den Hauptstrom des Min nur zur Rechten suchen. Noch waren wir nicht weit vorgerückt, als der breite Wasserspiegel allmälig sich verengte und mehrere kleine Arme nach verschiedenen Richtungen verstandte, bis er endlich zu einem engen Kanal wurde, über den eine steinerne Brücke ging. Die Stärke der Strömung ließ uns hoffen, daß wir unser Ziel noch erreichen würden: wir fuhren unter der Brücke durch und schifften getrost weiter, bis wir allmälig Grund bekam, zu glauben, was einige Bauern uns vorher gesagt hatten, daß nämlich hier keine Durchfahrt in den Min sey. Unterdeß war das Wasser immer seichter geworden, und plötzlich saßen wir fest und mußten die Rückkehr der Fluth erwarten. Die Herren Stevens und Gützlaff gingen ans Ufer, um zu rekognosziren, und überzeugten sich, daß gerade derjenige Flußarm, den wir heute Morgen seitwärts hatten liegen lassen, der rechte war. Hierin bestärkten sie die Landleute. Wir konnten zu keinem Resultate gelangen. Auf alle Erkundigungen über die Bestimmung unserer Fahrt gaben wir zur Antwort, wir wollten nach Min-ting, der nächsten Stadt oberhalb Fu-dschou.

Den 8. Mai, bei Tagesanbruch, fahren wir uns eings von Sandbänken umgeben und wußten nicht, wo hinaus wir uns wenden sollten, wenn die Fluth kam. Ein Mann erbot sich, uns für fünf Dollars als Lootse zu lienen, und — verlief uns wieder. Ein Zweiter wollte diesen Dienst für zwei Dollars thun, von denen er sich einen im Voraus bezahlen ließ; er begleitete uns aber nur eine kurze Strecke und machte sich dann aus dem Staube. Gegen halb neun Uhr landete Herr Gützlaff, um einen neuen Lootsen anzuwerben, als plötzlich ein Mandarin mit goldenem Knopf*) ihn sehr höflich anging und bemerkte, er werde sich glücklich schätzen, uns den Weg zu zeigen. Das war eine verdächtige Sache; denn vermuthlich hatte man diesen Subalitern-Beamten abgeschickt, damit er unsere Bewegungen beobachtete und unser Vorhaben, wo möglich, vereitelte. Es blieb uns jedoch keine Wahl, denn ohne einen Piloten konnten wir nun einmal nicht vorwärts. Wirklich leitete der Mandarin das Boot bis an die Mündung des Tschang zurück und stieg dann bei einem kleinen auf einem Hügel gelegenen Fort ans Land. Sogleich steuerten wir wieder in den Flußarm von Fu-dschou, wo wir noch eine kurze Strecke vorwärts segelten und dann wegen der einbrechenden Nacht ankerten. Ein kalter, tröpfelnder Regen fiel uns sehr beschwerlich, und gegen zwei Uhr Morgens wäre unser Boot beinahe seitwärts in tiefes Wasser gestürzt, weil die Ebbe den Kiel in den Schlamm eines abschüssigen Ufers hatte gerathen lassen.

Den 9. Mai, Morgens um 7 Uhr, steuerten wir, während ein Boot der Regierung uns folgte, vorwärts und vermieden bald Untiefen. In der Nähe der Brücke zogen wir die Masten ein und fuhren dann sehr behaglich durch eine der Brücken-Oeffnungen. Einige Dutzend Soldaten standen auf der Brücke unter Gewehr; und als wir unter der Brücke hindurch waren, folgten uns vier Böte mit Soldaten nach. Bald darauf wurden wir eine zweite Brücke gewahr und befürchteten, hier wieder das Boot einmalten zu müssen; als wir jedoch näher kamen, bemerkten wir, daß die Brücke an zwei Stellen zwischen den Pfeilern Lücken hatte. Wir fuhren auf die weiteste dieser Lücken zu und kamen glücklich mit unserem Maste durch. Jetzt waren wir den bewaffneten Böten so weit voraus, daß ein Fischer es wagte, auf unser Fahrzeug loszurudern und uns Fische anzubieten. Um 11½ Uhr des Morgens wurfen wir Anker aus, damit unsere Mannschaft sich erholen; weit aber die Ebbe eintrat, mußten wir bis vier Uhr Nachmittags liegen bleiben. Unterdeß kamen die Kriegsschiffe heran, und won ließ uns höflich fragen, zu welcher Nation wir gehörten, und welches der Zweck unserer Reise sey? Herr Gützlaff antwortete, wir wünschten stromaus zu fahren, um die Theestände wachsen zu sehen, mit Theehändlern zu sprechen und in dem Hügelstande Erkundungen zu machen. Man wendete uns hiergegen nichts ein, als daß der Fluß reißend und gefährlich sey. Als wir aber der Anker lichteten, thaten die Kriegsböte ein Gleiches: sie begleiteten uns nach wie vor; und kaum hatten wir das Boot wieder angelegt, um zu übernachten, so faßten sie in unserer Nähe Posto.

Ehe wir am folgenden Morgen aufbrachen, gesellten sich zwei neue Böte zu den vorigen. Ich erklärte meinen Freunden auf das bestimmteste, daß ich nicht gesonnen sey, etwas zu verstehen, wenn man uns nur den geringsten Widerstand leisten sollte; ja ich zweifelte, ob es überhaupt räthlich seyn dürfte, unseren Weg landeinwärts fortzusetzen, wenn wir beständig unter den Augen der Behörde blieben. Da wir jedoch einen großen Vorsprung hatten und vielleicht ihre Wachsamkeit täuschen konnten, so fuhren wir einstweilen getrost weiter. Riefen wir dann und wann etwas von den Böten in unsere Nähe an, so erhielten wir gewöhnlich keine Antwort; oder man rief uns zu: „Wir dürfen Euch nichts sagen!" Einige begnügten sich damit, die Hand auf den Mund zu legen. Endlich waren die Kriegsböte so weit hinter uns, daß die Einzebornen den Muth bekamen, freundlich und freimüthig mit uns zu reden. Man sagte uns, der Min habe an verschiedenen Stellen Strömungen, gegen die man ohne einen starken Wind nicht ankegeln könne; äußerten sey das Flußbett an mehreren Punkten für Böte zu seicht. Wirklich war unser Boot bereits an eine Stelle gekommen, wo der Strom, durch Bergwasser geschwellt, uns so reißend entgegen stürmte, daß ein schwacher Wind und unsere Ruder die Maschine nicht mehr weiter förderten. Wir mußten Anker werfen.

Mittlerweile überwanden die Kriegsböte aus Leibesköthen rudernd das Hinderniß und legten erst da, als sie noch etwa eine Engl. Meile von uns entfernt waren. Wir fanden die Eingebornen sehr freundlich und zuthunlich, bis das Erscheinen eines Kuan-fu (Mandarins), der in einem kleinen Sampan*) herbeirauderte, sie stutzig machte. Er trug ein paar lose Blätter in der Hand und wollte mich anreden; allein ich sagte ihm rund heraus, daß ich ihn nicht verstände. Herr Gützlaff, der zugegen war, gab uns den Rath, nur geringe Notiz von ihm zu nehmen, auch seine Papiere nicht zu acceptiren, da sie keine offizielle Form hätten. Der Beamte fragte sofort die Eingebornen am Ufer, ob sie Einen von uns Ehinesisch hätten sprechen hören? Die Ehinesen deuteten auf Herrn Gützlaff, indem sie bemerkten, dieser spräche zwar ein paar Worte, allein er thäte den Mund nur auf, um Geistiges, Eier und Enten zu verlangen. Einer sagte noch hinzu, daß dieser Herr auch Bücher verbreite; aber in demselben Augenblick mußte der Mandarin über die seltsame Figur eines Lascaren von unserer Mannschaft laut auflachen, und so hörte er von jener Bemerkung nichts; auch stieß ein Nachbar den Unvorsichtigen an und bedeutete ihm so, daß er schweigen möchte.

Der Mandarin qualite uns nach wie vor mit der Zumuthung, seine

*) Also Einer vom niedrigsten Range. Die höheren Mandarinen haben Mundknopfe von viel wohlfeilerem Stoffe.

*) Sampan ist ein Kahn mit drei Rudern.

Digitized by Google

Papiere in Empfang zu nehmen, die unser Stückmeister dem Kahne einen gewaltigen Fußtritt gab und auf diese Weise seinen Abzug beschleunigte. Mit einbrechender Finsterniß brachten uns die Vorderbeschwerden Bambusstangen zum Abstoßen des Bootes, nebst anderen Bedürfnissen. In der Nacht herrschte Windstille, und so hörten wir deutlich Pankenklang, Schüsse und Jubelgeschrei aus der Gegend, wo die bewaffneten Fahrzeuge lagen; mit dem Grauen des Tages aber glaubten wir, sie herausfegen zu sehen. Ein etwas verdächtig aussehender Mann kam uns später nun wollte ein Papier abgeben, allein wir nahmen es nicht: da versuchte er, das Papier, an einen Stock gebunden, auf unser Boot zu werfen; es fiel aber ins Wasser und war verloren. Bald nachher zeigte uns ein schlichter Bauerknabe ein anderes Stück Papier: dieses nahm ich an, weil es mir wegen seines groben Ausdrucks von seiner Behörde zu kommen schien, und reichte es Herrn Glößlaff. Es enthielt die Meldung, daß eine Reihe von Schiffen mit einer starken Macht von Mann in der Nähe Posto gefaßt hätten, und daß noch viele Tausende in einer gewissen Entfernung aufgestellt seyen. Dies war die erste entschiedene Drohung, aber so sächerlich übertrieben, daß wir nur insofern darauf Werth legten, als der feste Entschluß, unsere weiteren Verdrängen zu verhindern, darin ausgesprochen war. Wie unsererseits beschlossen, der Kriegs-Flotte so weit als möglich entgegenzutreiben, das Boot unter der Leitung des Stückmeisters zurückzuschicken und Gänsten zu miethen, in denen wir auf irgend einem Landwege abziehen könnten.

Da das Wetter zum ersten Male gut war, so verwendeten wir den ganzen Morgen zur Reinigung unseres Bootes und unserer Waffen, welche letzteren während des nassen Wetters sehr eingerostet waren. Etwas nach 11 Uhr schifften wir mit günstigem Winde weiter und schafften unser Wasser in Fässer.

Schon hatten wir eine Strecke zurückgelegt, als unglücklich um uns her Schüsse fielen. Wir bemerkten uns einen Augenblick, was zu thun sey, und kamen auf das Ergebniß, eine Retirade würde uns gegen fes nures Feuren nicht schützen, so lange wir im Bereich der Schüsse wären; wohl aber könnten wir noch Zeit zur Unterhandlung finden, wenn wir durch rasches Vorwärts-Segeln aus dem Bereich der Schüsse kämen. Als wir aber um eine Landspitze liefen, verloren wir den Wind, und das Feuren unserer Verfolger wurde immer heftiger und gefährlicher. Mein nächster Gedanke war, das Boot aus Ufer zu stoßen und die Feinde anzugreifen; aber der Fluß war sehr schmal, und am jenseitigen Ufer hatten sie eine Brustwehr aus Lehm errichtet, von der sie mit ihrer kleinen Kanone sehr wirksam auf uns feuerten konnten; auch wäre es aufgrundeutlich schwer gewesen, den Übergang zu Lande zu finden, weil sie sich auf einem sehr abschüssigen Ufer postirt hatten. Jetzt wendeten wir das Boot; aber man sahe fort mit Schießen; mein Bedienter und einer der Laskaren wurden leicht verwundet, und die ganze Gesellschaft enthatt nur wie durch ein Wunder den feindlichen Kugeln. Die klarke Siedmung brachte uns bald außer der Schußweite, und gewiß hätten wir die Gnade Zuschauen noch vor Tagesanbruch erreicht, wenn nicht unglücklicher Weise die Wasserstraße verloren hätten. Am selben Morgen nämlich fanden wir uns wohl 60 Schritt weit vom Flusse auf hohem Grunde: wir konnten nichts Besseres thun, als die Rückkehr der Fluth ruhig abwarten.

Viele Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, um uns Gänste Gesellschaft und Fische zu verkaufen. Sie bemerkten die in den Wänden des Bootes steckenden Kugeln und die Löcher, die sie geschlagen hatten, blieben aber dessenungeachtet so freundlich, wie vorher. Während wir frühstückten, landeten zwei mit Soldaten gefüllte Böte; ein Theil derselben waschirte auf unser Boot los, während die Uebrigen als Reserve zurückblieben. Der Offizier, der die Avantgarde befehligte, stieg mit Verbeten seiner Leute an's Land. Herr Glößlaff bedeutete ihnen, sie möchten sich weder entfernen; als dies aber nicht fruchtete, ließen wir sie durch unsere Leute hinaus bringen. Ich faßte den Offizier beim Kragen und war eben im Begriff, ihn niederzuwerfen, als er sich von selbst fallen ließ. Herr Glößlaff bat mich, diesen Menschen ihm zu überlassen, und ich that es, obgleich er in hohem Grade impertinent gewesen war. Herr Glößlaff hielt ihm eine so energische Strafpredigt, daß er Thränen, wie vom Donner gerührt, und seine Gesichtsfarbe mit nichts zu entschuldigen wußte. Er bekannte selbst, er habe nur den Auftrag gehabt, uns zu fangen, was unser Begehr sey, und demnächst uns fortgehen zu heißen. Herr Glößlaff sagte ihm, wir wollten dem Vice-König eine Suppliк überreichen; der Ablieferung derselben soy aber aufgeschoben worden, weil wir noch keinen hochmögenden Beamten gefunden hätten; wir seyen stromab gegangen, um so Einen zu suchen, und wir seyen so harmlose Vorhaben, das wir so offen und redlich eingestanden, wieder uns in keinem civilisirten Reiche eine so barbarische Behandlung zugezogen haben. Dann sprach er mit großer Beredtheit über das niedrige, verrätherische, feige und rohe Verfahren, das man sich gestern gegen uns erlaubt, und über unsere eigene vergleichende Großmuth, die uns abgehalten hätte, auf das Feuren zu antworten. Er zeigte ihm den großen Vortheil von Waffen, die wir zu unserer Vertheidigung gegen Räuber mitgenommen hätten, und verschierte ihm, wir bräßen Todesverachtung genug, um einem sehr übertegenen Feind die Spitze zu bieten. „Dessenungeachtet," so fuhr Herr G. fort, „sind wir keineswegs in feindseliger Absicht gekommen; und eben deshalb wollen wir stets erste bieten und sehen, ob die Regierung uns Genugthuung geben und eine Wiederholter beklagen will, die uns, noch ehe sie anfing, so viel Noth das Leben nehmen wollten. Wenn das Gouvernement der Provinz unsere Klage abweist, so werden wir uns an den Kaiser, und erfolgt die Verweigerung der Uebelthäter auch dann nicht, so bleiben uns noch andere Maßregeln."

Herrn Glößlaff's Beredtsamkeit und unsere klinkenden Feuerwaffen machten den Kuan-su so stutzig, daß er weder zu seinen, noch zu seiner Landsleute Entschuldigung etwas vorbringen konnte. Er gab zu, wir seyen schmählich behandelt worden; verscherte aber, daß er selbst keinen Theil daran gehabt habe, und daß wir von seiner Seite nur höflichkeiten erfahren würden. Er nahm unsere Petition in Empfang, reichte sie Einem seiner Leute und befahl den Uebrigen, abzuziehen. Auch er bot er sich, unser Fahrzeug wieder flott machen zu helfen und uns mit Hülfe eines Schleppkaus die Mündung zu geleiten. Wir fragten ihn, od wir auf dem Rückwege nicht die Behörde von Fu-tschau passiren müßten; er verscherte, es gäbe noch einen andern Weg, auf den er uns zu bringen gesonnen sey.

Den 14ten gingen wir unter Segel. Der Kuan-su blieb immer bei uns, ausgenommen, er saß ein Subaltern-Offizier aus dem Schiere-Boote ihn ablöste; er schien sich das Ansehen geben zu wollen, als wären wir seine Gefangenen. Am Nachmittag wurde der Wind sehr heftig, und die kleine Flotte steuerte auf ein großes Dorf zu, wo man den Tag über vor Anker zu bleiben gedachte. Da wir jedoch fanden, daß der Grund kleinig und das Wasser obendrin zu seicht war, so wollten wir lieber nicht verweilen und schicken uns an, unter unsere Segel zu gehen, als der Offizier, der uns bisher gedeckt hatte, uns dringend ersuchte, ihn wieder in unser Boot aufzunehmen. Wir thaten dies und wurden von neuem am Schleppkau gebunden, während die anderen Kriegsböte uns begleiteten. In der Dämmerung wollten sie wieder bei einem großen Dorfe anlegen; allein wir erfaben uns eine geschützere Stelle, und sie brachten uns dahin. Da die Offiziere noch immer an Bord blieben, so mußte ihnen Herr Glößlaff bedeuten, daß sie endlich gehen sollten, was auch geschah. Wegen der konsequenten Freundlichkeit, die sie uns den ganzen Tag bewiesen hatten, ließ ich Jedem von ihnen ein Paar blau gedruckte baumwollene Taschentücher als Geschenk überreichen. Am Abend überraschte mich ein von demselben Tage datirtes Brief des Captain M'Kay; er meldete, man sey auf sie unbarmherzig losgegangen. Wir hatten jetzt nur eine gewisse Entfernung möchte, indem Feuerpfeile ergangen seyen, uns mit Gewalt zu verteidigen, die aber jetzt nicht vollstreckt werden könnten.

Am frühen Morgen des 15ten forderte man unser Boot mit dem Schleppkau weiter; aber jetzt wurden wir von einer Menge Kriegs-Fischerken erkannt, von denen die eine drei Laternen auf dem Vordertheil trug, während die anderen erforderlich war eine hatten; und als wir Pfungen erreichten, feuerte man eine Anzahl Raketen als ein ganz prächtigen Effekt machten. Die Chinesischen Offiziere wollten jetzt wieder zu uns an Bord kommen; da wir jedoch den festen Entschluß zeigten, sie nicht aufzunehmen, so bedeutete ihnen der Befehlshaber, uns ungehindert weiter segeln zu lassen. Im Dunkel der Nacht verloren wir den rechten Weg, auf den uns ein Kriegs-Boot am Morgen wieder bringen mußte. Als wir die Boote sahen, die uns den Weg zeigen sollten, waren es den Kriegs-Fischerken mit drei Kanonen-Schuten begleitet.

Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir bei dem „Findlay" an Bord. Unserem eingestandenen Vorhaben gemäß, entwarf ich eine Bittschrift an den Vice-König, worin ich Seine Hoheit ersuchte, unser Gepäck vom 11ten zur Untersuchung ziehen und bestatten zu lassen. Herr Glößlaff war so gütig, meine Bittschrift ins Chinesische zu übersetzen, und am nächsten Morgen brachte ich sie, den Kuan-su, Herrn Glößlaff und Stevens begleitet, auf das Admiral-Schiff. Wir fanden in der Kajüte zwei Bevollmächtigte des Vice-Königs mit sorgfältig kostbarlichen Mützenknöpfen, zwei Vice-Admirale und einige Subalterne. Einer der Bevollmächtigten wollte unsere Bittschrift erbrechen; als wir ihn aber erschrecken, sie an den Vice-König zu bestellen, erkundigte er sich nach ihrem Inhalt. Als wir auf diese Materie kamen, sagte Herr Glößlaff den anwesenden Herrschaften, daß wir fremde Kaufleute seyen und Reis einzukaufen beabsichtigten. Die Mandarinen verschierten uns, sie bauderten unserem Wunsche nicht aus bösem Willen, sondern in Gemäßheit ausdrücklicher Kaiserlicher Verbote entgegen. Einer der Bevollmächtigten bemerkte, wie wünschten von dem Vice-König keine Antwort bekommen: allein Herr Glößlaff berief sich auf andere offizielle Antworten, die man bei früheren Gelegenheiten ertheilt.

Nachdem unser Redner den Anwesenden auseinandergesetzt hatte, daß es ganz unmöglich sey, den Verkehr mit fremden Kaufleuten von einer so langen Küstenlinie wirksam aufzuschließen, zeigte er mit starken Gründen, welcher Vortheil daraus erwachsen würde, wenn man gesetzlich erlaubt, was jetzt auf ungesetzlichen Wege geschähe; auch berührte er die Nachtheile und Unannehmlichkeiten, die mit dem Schleichhandel in Canton schon so merklich verknüpft seyen. Dann machte er auf die günstige Lage Fuchschen's zum Überhandel aufmerksam. Die Bevollmächtigten räumten Alles ein, fügten auch noch ihre eigenen Gründe hinzu und bedauerten sehr, daß der Kaiser nun einmal so und nicht anders verfügt habe. Endlich gedachte Herr Glößlaff auch des widersetzlichen Betragens, das man sich am 11ten gegen uns erlaubt hatte, die Mandarinen behaupteten, von diesem Vorfall erst jetzt etwas zu erfahren, und wollten die Verräthertei den armen Bauern zur Last legen; allein Herr Glößlaff sagte ihnen, ihre Offiziere und Soldaten hätten sich als feige und verrätherische Mörder benommen, wegegen der Landmann uns immer mit großer Freundlichkeit begegnet wäre. Alle mündlichen Beschlüsse, was man sich gegen uns erlaubt, und verschierten, wir sollten von ihrer Seite nichts der Art erleben. Herr Glößlaff sagte ihnen wiederholt an, sie möchten dem Volke erklären, daß es uns Proviant bringe; allein dafür hatten sie keine Ohren.

Als wir aufstanden, um sürdaß zu gehen, wollte uns der Bevollmächtigte, dem ich unsere Supplik an den Vice-König anvertraut hatte, dieselbe zurückgeben; allein ich nahm sie nicht wieder an. Er sagte, er werde unsere Klagen nämlich hinterbringen; das Schreiben selbst aber gerade er sich nicht abzugeben. Herr Glößlaff erinnerte ihn daran, daß er um unsretwillen hierher gekommen sey, und sagte, es wäre doch seltsam, wenn uns am Ende nichts übrig bliebe, als unsere Vorstellung selbst nach Fuchschen zu bringen. Dies hatte die gewünschte Wirkung. Am Nachmittag des 15ten schickten wir eine höfliche Note nach dem Admirals-Schiffe, worin wir um Proviant anbielten. Das Boot kam wieder und brachte uns — einen Korb von dem Schnitzelstück eines Schweins, einen gebörten Blackfisch und vier Stücke Zuckerrohr. Wir

Digitized by Google

schickten diese Artikel gleich wieder zurück; und Herr Gilpin war so gütig, von den Herren M'Kay und Stevens begleitet, sogleich an Bord des Admiral-Schiffes zu gehen und eine Erklärung wegen dieses Betragens zu fordern. Er erklärte, daß, wenn wir in zwei Mal 24 Stunden keine Antwort erhielten, die Folgen davon nicht uns, sondern der Regierung zuzuschreiben seyen. Antwort langeten sie, etwas geschieht zu haben; als sie aber sahen, daß sie damit nichts ausrichteten, bemerkten sie, das Stück Schwein und der Fisch seyen für die Bootsknechte, das Zuckerrohr aber für den kleinen Burschen, der das Boot steuerte, bestimmt gewesen. Da Herr Gilpin bemerkte, daß ein neuangekommener Admiral unter den Maubarinen auf der Dschonke war, so ergriff er diese Gelegenheit, um die schlechte Behandlung, die man uns wiederfahren ließ, nochmals energisch zu rügen.

Am Abend des folgenden Tages flatterte Herr Gilpin's dem Admiral-Schiff wieder einen Besuch ab, weil es in dem Chinesischen Gesetz-Kodex einige Stellen gefunden hatte, die auf unsere Angelegenheit vom 11ten besondere Anwendung fanden. Er kopirte diese Stellen in ihrer Gegenwart und ließ ihnen die Kopie zurück. Sie erneuerten unsere Anfuchen um Proviant und erhielten wieder leere Versprechungen. — Am 12ten schickte man uns eine offene Note zu, worin nicht angekündigt wurde, daß die Befehle des Vice-Königs angekommen seyen, und daß wir sie abholen könnten. Herr Gilpin antwortete hierauf, es sey die Schuldigkeit eines Gesandten, seine Depeschen selbst an ihre Adresse zu bringen. Jetzt kam eine zweite Note, worin man uns meldete, wie sollten, da wir uns wohl fürchteten, in Person zu erscheinen, eine Kopie des Befehls bekommen. Denn man könne dem jungen Mann, der mit dem Boote gekommen sey, die Original nicht anvertrauen. Nach einer halben Stunde empfingen wir die Kopie; sie befand sich auf einem fast 6 Fuß langen Bogen, und war so schön und sorgfältig abgefaßt, daß der gelbrothe Kalligraph ein paar volle Stunden dazu gebraucht haben mußte. Wir verglichen sie später mit dem Original und fanden, daß sie mit Ausnahme des Siegels ein treues Fac-simile desselben war. Unsere zweite Petition begleitete diese Kopie. Ohne Zweifel hatte man uns um das Original prellen wollen; denn die Chinesischen Diplomaten halten authentische Papiere gern zurück, in der Besorgniß, man könne einst von solchen Dokumenten zu ihrem Nachtheil Gebrauch machen. Dies ist aber dem Chinesischen Gesetz und Herkommen gemäß nicht möglich, wenn die Dokumente ohne Siegel sind. Um nun in den Besitz des Originals zu kommen, stiegen wir unser Schiff mit der Fluth gerade auf die Dschonken-Flotte losfahren, und zwar so, daß es den Chinesen das Boot verbieten zu wollen. Es waren in Allem 19 Schiffe auf dem Platze; aber alle die kleineren Schiffe zogen sich gleich in die Ferne zurück. Als wir bei dem Admiral der Station an Bord gingen, erklärten wir, das Schreiben des Vice-Königs sey an den Admiral von Bolstad gekommen, der sich auf einer andern Dschonke befand. Man schickte sowohl nach ihm als nach den Gesandten von Jun-schien; allein diese Herren ließen einige Zeit auf sich warten.

Als das Original-Schreiben des Vice-Königs endlich in meine Hände kam, stellte ich die am Morgen uns überschickte Kopie zurück. Den 13ten und 14ten segelten wir allmälig wieder in die äußere Bai. Den Provisionen blieb man auch wie vor schuldig."

Nord-Amerika.

Cooper's Schilderungen der Schweiz. *)

Dieses neueste Werk des fruchtbaren Cooper ist in Form von Briefen abgefaßt. Der Verfasser beschreibt in denselben seine Reise von Paris nach der Schweiz, und von dort nach Ober-Italien. Die Natur-Schilderungen, durch kurze Anekdoten und Reflexionen gewürzt, bilden den größten und unstreitig auch den besten Theil des Werkes, und die kosmopolitische Gesinnung, welche hin und wieder durchschimmert, beweist, daß Herr Cooper nicht mehr so einseitig wie früher an Sitte und Gesetzen seines Geburtslandes hängt.

Die kleinen Skizzen unserer Autors — denn er verweilt nur selten lange an demselben Orte — haben etwas von dem Charakter der Gemälde von Claude Lorrain; doch wird er dieweilen matt und fällt in Wiederholungen, als ob die Monotonie des Landes ihm Langeweile machte. Es fehlt Herrn Coopers Geiste der wahre poetische Gehalt, und das Colorit, welches die Phantasie seinen Skizzen leiht, ist eben deshalb ziemlich schwach; man erkennt in ihnen mehr Bewunderung der Natur, als ein gesteigertes Leben in und mit der Natur. Sie sind aber dessenungeachtet sehr lebendig und graphisch, wie berechnet für gewöhnlich ab, wenn das Gemüth des Lesers eben anfängt, sich zu erwärmen. Einige Ausfüge werden das Vorstehendliche und das Mangelhafte dieser Skizzen darthun.

Die erste Probe sey eine kurze Schilderung der Aussicht, welche man von dem Reichsteller See, am Fuße der östlichen Kette des Jura, auf die Alpen hat.

„Eine so herrliche Aussicht mit der bloßen Feder lebendig zu malen, ist keine leichte Aufgabe, und ich weiß in der That kaum, wie ich mich dazu anschicken soll. Denke dir, Leser, so gut du es vermagst, eine Masse von aufgerollten Schneewolken, die sich mehr hoch zum Himmel emporerhebt und etwa zwanzig Meilen lang im Hintergrund einer reizenden Landschaft sich ausdehnt. Durchbrochen und schattirt werden diese Massen von zahllosen Hohlgründen oder vielmehr Thälern; hin und wieder ragt ein graues nacktes Felsenriff hervor, und die ganze obere Linie bilden Pik's, Kuppeln und schwerlende Bergrücken, den Wogen eines kolossalen Oceans vergleichbar. Das schöne Ideal eines blendenden Weiß ist nicht reiner als diese erstarrte Eiswoge; der gemeinste Marmor nicht feiner und von schärferen Umrissen."

Zwei der merkwürdigsten Phänomene in den Schweizer Landschaften sind das Farbenspiel auf den Schneegipfeln, wenn die Sonne untergeht, und die Einbildung von den Dunstmassen an der Küste der Gebirge, welche eine optische Täuschung hervorbringen, als schwebten die Gipfel, von der Erde abgelöst, in den Lüften. Diese letztere Phänomene beschreibt Herr Cooper also:

„Das erstere wird durch die sinkende Sonne hervorgebracht, deren Strahlen an einem heiteren Abend Farbenwechsel von wunderbarem Charakter erzeugen. Der eigenthümliche Schimmer des Gletschers nimmt langsam ab, und an seine Stelle tritt allmälig ein Rosenroth, das, da es auf einen so leuchtenden Körper fällt, zu einer Art von rosigem Lichte wird, welches mit landschaftlicher Anmuth und Lieblichkeit über die ganze Alpenkette sich ergießt. Dieser Schein wird immer stärker und — verschwindet unbegreiflich vielleicht gerade in dem Moment, wenn unser Auge ihn am gierigsten erfassen will. Kein irdischer Wechsel erfolgt so rasch; alle Farmen bleiben unverändert, aber sie kleiden sich in eine so ganz andere Farbe, daß sie wie Geister der Berge aussehen. Man sieht noch dieselbe Reihe von riesigen Zinnen, mit ewigem Schnee bedeckt, aber sie hat etwas Gespenstiges, Gespenstisches. Allmälig verschwindet alles Licht, und die Gespenster werden immer lustiger, immer weltenlofer, bis sie endlich ganz am Nachthimmel zerfließen. Das schauerlich Schöne dieses Anblicks wird dadurch noch bedeutend erhöht, daß alle diese Lichtwechsel nicht eher stattfinden, als bis nächtliches Dunkel auf den niedern Regionen ruht."

. . . . „Der Gipfel des Riesen war ganz verhüllt, und ein langer, dichter Nebelstreif bedeckte alle Kuppeln der vordersten Bergzeihe, doch so, daß ihre braunen Abhänge hindurchschimmerten. Diese Dünste müssen eine große Strecken-Berechnung voraussetzt haben, denn sie bezogen Wolkengürtel ragten die Alpen und des Oberlandes in noch mehr als natürlicher Größe hervor. Jedes Pik und alle die großartigen Umrisse dieses Walles der Schöpfung waren vollkommen sichtbar, obgleich der ganze kolossale Höhenzug, von der Erde getrennt, in den Lüften zu schweben schien. Die Verbindungs-Linie war verschleiert, und über dem Nebelstreif ragten die Gletscher des Gemmenthales mit mächtigem Glanze empor. Der Kontrast zwischen den dunklen Tinten der unteren Regionen und dem hellen Verklärungs-Schein der obren machte diese Trennung noch vollständiger. Es war unmöglich, ohne heiligen Schauer diese Scene zu betrachten, und ich konnte mich schwer davon überzeugen, daß ich nicht in eine geheimnißvolle Welt jenseit des Grabes hinüberblicke."

Nun folgt ein Blick auf die Lawinen:

„Diese Lawinen bestehen zum Theil aus frischem Schnee, der sich zu ungeheuren Ballen angehäuft hat und entweder durch die Schwingungen der Atmosphäre losgerissen oder durch sein eigenes Gewicht hinabgezerrissen wird. Bisweilen reißt sie ein Donk von oben aus ihrem Sitze, und wieder andere entdanken dem Thauwetter oder Gießbächen ihr Losbrechen. Einige Tage brauchte ich, nach der Lawine zu lauschen, wie ein Klümpchen Schnee von einer Masse sich ablöste, die eine Art Abhang bildete. Der kleine Schneeklumpen hinterließ eine Oeffnung, die anscheinend nicht größer war als ein Bienenstock. Bald hörte man einen Knall, der einem durch das Echo verstärkten Flintenschuß glich. Der Schnee gilbt wohl breidunderts Fuß tief hinab und blieb dann liegen. Kleine Bäche von Wasserdampf, die sogleich kleiner wurden, die kleine Lawine sah. Eben weilte ich meinen Kameraden den Fleck zeigen, als plötzlich eine Menge stäubenden Schnees aus demselben kleinen Loche schoß. Diesem folgte ein Strom, der eine abhängige Fläche bedeckte, die ungefähr zehn bis zwölf Morgen groß war. Da beträchtliche Summe Wolken überzogen uns im Voraus, daß die Sache bisweilen nicht ihr Bewenden haben würde. Der Strom brach sich Bahn durch einen engen Felsenschlund, kam dann wieder zum Vorschein und stürzte senkrecht nach zweihundert Fuß tiefer auf eine andere abhängige Fläche. Dann verschwand er von neuem, brach aber bald aus zweien kleinen Felsenschlund hervor und glitt über eine dritte Fläche bis zum Rande der grünen Teufen; denn in dieser Jahreszeit trennt das Gras in der unmittelbaren Nähe der Gletscher."

Wir schließen mit einem Blick auf den Aboue-Gletscher, dem ein kleiner Nasiall gegen die Engländer folgt. „Dieser Gletscher", sagt Herr Cooper, „gewährt einen eben so schönen als erhabenen Anblick. Es ist, meines Erachtens, ohne allen Vergleich schöner als irgend einer von den Gletschern des Grindelwalds. Er hat auch eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit: der Rand seiner Felder eben, wo er sich plötzlich abfällt, ist durch einen hohen Absatz von Eis bezeichnet, der einer Mauer gleicht. Die abhängige Fläche des Gletschers wird aus den eisigen Borrathskammern drohen hervorgetrieben. Außer den verlassenen Sennenhütten sah man keine Spur menschlichen Wirkens. Ich schritt meinem Führer so weit voran, daß ich ihn aus dem Gesichte verlor, und setzte mich, ins Anschauen des zauberischen Gemäldes versunken, auf einen Felsblock nieder. Es war dies ein köstlicher Augenblick; denn jeder Gegenstand, der meine Bewunderung stören konnte, war mir ganz aus dem Gesichte. Dieser Platz schien zum Aufenthalt der ewigen Ruhe geschaffen! Dann und wann drang ein schwacher Ton aus den Bergen, durch derstende Eismassen hervorgebracht: eine der großartigen Scene wunderbar angemessene Unterbrechung. Ich verfiel in mannichfaltige Reverien, die mich plötzlich aus meinen Träumen empor, und alsbald kam eine Reise-Gesellschaft um einen Vorsprung des Berges. Ich erkannte sie auf den ersten Blick für Engländer und fühlte mich schon geneigt, die ewige Unruhe dieses Volkes zu verfluchen, das in dem ganzen Habitus seiner Heimat alle Orten und Winkel Europens durchstöbert. Dieses Anathem wäre jedoch sehr voreilig gewesen; denn noch abgesehen davon, daß die Engländer mit eben dem Recht aus ihrem Vaterland nach der Schweiz kommen, wie wir aus dem unsrigen, so kennt man die Ersteren auch als fühne und mit Beobachtungs-Geist begabte Reisende. Kein Volk war des Verkehrs mit der übrigen Welt denöthigter, als jene Insulaner im Jahre 1814 (!), und kein anderes hätte die Beotheile, welche der Frieden gewährt, besser nützen können."

*) Excursions in Switzerland. By J. Fenimore Cooper. London, 1836.

Digitized by Google

Bibliographie.

Linzendorff. — Ein Lehrgedicht von Mrs. L. H. Sigourney. — New-York.

Religious Ultraism. (Ueber Frömmelei.) Von W. B. Sprague. — Albany.

The life and opinions of Martin van Buren. (Leben und Meinungen Martin von Buren's, Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten.) Von W. Holland. — Hartford.

Sketches of history etc. (Skizzen der Geschichte, des Lebens und der Sitten im Westen.) Von James Hall. — Philadelphia.

Recollections of the West. (Erinnerungen aus dem Westen.) Von H. M. Breckenridge.

Frankreich.

Die Französischen Revolutions-Klubs von 1792.

Von Chateaubriand.*)

Es gab auch in England Factionen und Parteien, aber was sind die Meetings (Versammlungen) der Hochtoiry, der Puritaner, der Gleichmacher, der Agitatoren neben den Klubs unserer Revolution? Ich habe anderswo gesagt (im „Geist des Christenthums"), Milton habe uns in seiner Hölle ein Bild von den Parteistreitigkeiten gegeben, deren Zeuge er gewesen; wie würde sein Gemälde erst ausgefallen seyn, hätte er gesehen, was ich im Sommer 1792 in Paris sah, als ich, von Amerika zurückkehrend, Frankreich durchreiste, um meiner Bestimmung entgegenzugehen!

Neben der National-Tribüne hatten sich noch zwei mit ihr wetteifernde Tribünen erhoben, die der Jakobiner und die der Franziskaner, letztere damals die furchtbarste, weil sie der berüchtigten Gemeinde von Paris Mitglieder gab und Mittel zum Handeln lieferte.

Der Klub der Franziskaner hatte sich in dem Kloster angesiedelt, dessen Kirche im Jahre 1259 unter dem heiligen Ludwig von einer Geldsumme für einen Mord erbaut worden war. Im Jahre 1590 wurde sie das Ried der berüchtigsten Legisten. Im Jahre 1792 hatte man die Gemälde, die Statuen, die Teppiche und Verbänge aus den Franziskaner-Kloster hinausgeschafft, und die geschundene Kirche zeigte den Blicken nur ihre Gräten und Gedeine. Im Chor der Kirche, wo Regen und Wind durch die zerstorbenen Rosetten eindrangen, dienten Wertische dem Präsidenten zum Pürean, wenn die Sitzung in der Kirche gehalten wurde. Auf diesen Tischen lagen rothe Mützen, womit jeder Redner sich auszustaffiren, die Tribüne betrat. Dicht dabei aus vier hören Kreuz gelegten Balken, über welchen ein Bett lag, und sie glich in ihrem X einem Schaffot. Hinter dem Präsidenten sah man eine Bildsäule der Freiheit und angeblich Strafwerkzeuge der alten Justiz: Werkzeuge, die jetzt durch ein einziges ersetzt waren, durch die Blut-Maschine, wie eine zusammengesetzte Mechanik durch den hydraulischen Widder ersetzt wird. Der Klub der „gereinigten" Jakobiner entlehnte einige dieser Einrichtungen von den Franziskanern.

Die Herrschaft und oft den Vorsitz bei diesen Franziskaner-Versammlungen führte Danton, jener Hunne von Gothischem Wuchs, mit platter Nase, weiten Nüstern und nachigen Geschichzügen. Man könnte einen solchen Menschen in der Englischen Revolution kaum zu Stande bringen, wenn man auch Shakspeare, den Präsidenten der Komission, die Karl I. verurtheilte, zusammenkneten wollte mit Ireton, dem tüchtigen Schwiegersohn Cromwells, mit Ketell, dem großen Vertilger in Irland, mit Scott, der auf seinen Leichenstein die Inschrift haben wollte: „Hier liegt Thomas Scott, der den verstockenen König zum Tode vermehrilet", und mit Harrison, der zu seinen Richtern sagte: „Mehrere unter Euch, Ihr meine Richter, dürfen mir weder bei dem, was in England vorgegangen ist; Alles aber, was geschehen ist, geschah auf Befehl des Parlamentes, das damals das höchste Gesetz war."

In der Hülle seiner Kirche sah Danton, wie in einem Skelett der Jahrhunderte, und organisirte den Angriff vom 10. August und das September-Blutbad; Berfaillet der Kriegserklärung der Gemeinde, forderte er alle freie Männer auf, in den Departementen die Gebeine zu morden holen, die bei den Karmelitern und in der Abtei verübt worden. Aber verglich nicht Sieyes V. die Hingebung Jacques Clement's mit dem Gheimmiß der Fleischwerdung zum Heil der Menschheit, eben so wie man Marat mit dem Heiland der Welt verglich? Schied nicht Karl IX. an die Statthalter der Provinzen, sie sollten das Blutbad der St. Bartholomäus-Nacht nachahmen, wie Danton den Septembrisiren empfahl, die Mysterien des Septembers auf's wiederholen? Die Jakobiner waren bloß Nachahmer; sie waren es selbst da, als sie Ludwig XVI. wie Karl I. schlachteten. Da sich unter die soziale Bewegung der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts auch Verbrechen mischten, so haben einige Geister sehr mit Unrecht sich eingebildet, diese Verbrechen hätten die Größe der Revolutionen aufgewogen, während sie doch nur eine gräßliche Zugabe derselben waren und von Nur von einer schönen leidenden Natur nur die Zuckungen bewundert.

Zu einer Zeit, wo die Kinder kleine Vögel-Guillotinen zum Spielzeug hatten, wo ein Mann mit rother Mütze die Todten nach dem Kirchhofe geleitete, zu einer Zeit, wo man die Hölle und den Tod doch lieb lief, wo lustige Orgien von Blut, Stadt und Raserei gefeiert wurden, wo man Tanzsprüche auf das Richt ausbrachte, da mußte es endlich beim Schluß der Rechnung zum äußersten Lustgelage, zum äußersten Tollhaus-Witz des Schweregs kommen.

Danton fing sich in der Falle, die er selbst gestellt; vor dem Tribunal, das er selbst geschaffen hatte, half es ihm nichts, daß er seinen Richtern Verdächtigkeiten ins Gesicht warf, daß er mit Muth und Adel antwortete, daß er den Gerichtshof der Revolution zum Schwanken, den Konvent in Gefahr und Schrecken brachte, daß er logisch über Verbrechen vernünftelte, die eben seinen Händen ihre Macht verschafft hatten.

Es blieb ihm nichts übrig, als sich eben so gewaltlos gegen seinen eigenen Tod zu zeigen, wie er es beim Tode Anderer gewesen war, und seine Stirn höher zu erheben, als das über ihm schwebende Beil. Auf dem Schauplatz des Schreckens, wo seine Füße an dem geronnenen Blut des vorigen Tages festklebten, durchstieg er mit einem verächtlichen Blick die Menge und sagte dann zum Henker: „Du kannst meinen Kopf dem Volke zeigen, er verdient es wohl." So blieb Danton's Haupt in den Händen des Scharfrichters, während sein kopfloser Leichnam sich unter die enthaupteten Leichname seiner Schlachtopfer mischte: auch hier noch die Gleichheit!

Bibliographie.

Comment meurent les Femmes. — Roman von Charles Lebrun. 2 Bde. 15 Fr.

La Couronne des Blues. — Von Arsène Houssaie.

Le Marquis de Brunoy. — 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Bürger's Lenore und Walter Scott. Es war um des Jahr 1793, als Bürger's berühmte Ballade Lenore sich den Weg nach Schottland bahnte; eine Mistreß Barbauld las zu jener Zeit ein Englisches Uebersetzung dieser Gedichts in dem Hause Dugald Stewart's vor. Miß Eransteun*) verfaßte es, durch eine nähere Bekanntschaft damit bewogen, ihren Freund Walter Scott für dasselbe zu interessiren, und der junge Dichter, dessen Phantasie durch die überraschenden Situationen und die Menge der kühnen Bilder in der Deutschen Ballade mächtig aufgeregt wurde, suchte nicht eher, als bis er es mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs so weit gebracht, daß er das Original selbst zu lesen im Stande war. An wenigen Wochen gelang es ihm, selbst eine poetische Nachbildung der „Lenore" zu Stande zu bringen.

— Eines Morgens ward Miß Eransteun um halb sieben Uhr von ihrer Dienerin geweckt; sie erhielt die Anzeige, daß Herr Scott sie im Speisesaal erwarte und augenblicklich zu sprechen wünsche. Die Dame zog sich eilig an und lief hastig die Treppen hinunter, begierig zu erfahren, was der junge Dichter ihr zu einer so frühen Tageszeit wohl mitzutheilen habe. Scott kam ihr schon an der Thür entgegen und bat sie dringend, sich sein poetisches Werk vor ihm vorlesen zu lassen. Sie hörte ihm sogleich mit aller Aufmerksamkeit zu, und nachdem sie ihn gedührend belobt, entlieh sie den Glücklichen, von dem sie sich noch die Erlaubniß auswirkte, das Manuskript ein oder zwei Tage bei sich behalten zu dürfen, um dasselbe mit mehr Muße durchlesen zu können. Sie gestattete ihr, es so lange zu behalten, bis er von einer Landpartie zurückkommen würde, die er eben unternehmen wollte. — Der freundliche Kunstrichterin hatte sich wohl gemerkt, wohin der Dichter sich zu begeben beabsichtigte, und beschloß, denselben auf eine angenehme Art zu überraschen. Kaum hatte er sich entfernt, als sie ihren Freund William Erskine, den nachmaligen Lord Kinneder, der zugleich ein Freund Scott's war, zu sich kommen ließ, um ihm ihren Plan mitzutheilen. Jener billigte ihn, und alsbald wandte man sich an den Buchhändler Robert Miller, der eine Auflage von mehreren Exemplaren der neuen Englischen Uebertragung der „Lenore" veranstaltete, von denen eins auf das feinste Papier abgezogen und in der elegantesten Manier eingebunden werden sollte. — In wenigen Tagen war das Büchlein fertig; man sorgte dafür, es dem Verfasser zur gelegensten Zeit zu überfenden, und derselbe erhielt es, als eben die Gesellschaft in dem Hause seiner Geliebten auf dem Lande sich nach der Mittagsmahlzeit an den Thetisch zu setzen im Begriffe war. — Man zeigte von allen Seiten viele Neugierde, als das kleine Prachtwerk aus dem Umschlage entblößt wurde, und der Autor selbst sühlte sich auf die angenehmste Weise überrascht, als er sich zum ersten Male gedruckt sah — er, der damals noch nicht die geringste Ahnung davon hatte, welcher ihm bereinst zu Theil werden sollte, und der sich's auch nicht im Traume hatte einfallen lassen, je auf eine solche Anerkennung Anspruche zu machen. Es konnte nicht die Rede davon seyn, die Sache geheim halten zu wollen, und die ganze Gesellschaft forderte den Dichter sogleich einmüthig auf, ihr die Nachdichtung der Deutschen Ballade vorzulesen, die sie bis dahin noch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

(Copy. Basil Hall's Schloß Hainfeld.)

— Gelehrte Gesellschaften in Rußland. Im Jahre 1835 gab es in Rußland außer den Kaiserlichen Akademieen folgende gelehrte und literarische Gesellschaften: In St. Petersburg die pharmaceutische und mineralogische Gesellschaft; in Moskau die Gesellschaft der Naturforscher und die bei der dortigen Universität bestehende Gesellschaft für Russische Geschichte und Alterthümer; in Riga die Gesellschaft der Freunde der vaterländischen Literatur; in Riga die literarisch-praktische Bürgerverbindung, die Gesellschaft für Lettische Literatur und die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer der Ostsee-Provinzen; in Mitau die Kurländische Gesellschaft der Freunde der Literatur und Kunst, und die Gesellschaft: „Museum und Athenäum"; endlich in Kreutzburg die Ehstländische literarische Gesellschaft.

Hierbei Titelblatt und Register zum vorigen Halbjahre.

*) Nachdem der Verfasser des Essai sur la literature anglaise mehrere große historische Personen Englands und Frankreichs charakterisirt hat (vergl. Nr. 82 des Magazins), setzt er mit philosophischem Scharfblick die Vergleichungspunkte auf, die sich zwischen der Englischen und Französischen Revolution darbieten, und entwirft dabei obiges Gemälde von den Klubs der letzteren.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Mittwoch den 13. Juli 1836.

Frankreich.

Shakespeare, Racine und das neuere Drama.

Von Chateaubriand.*)

Shakespeare spielt zu gleicher Zeit, in einem und demselben Augenblick, im Palast Tragödie und vor der Thür Komödie; er malt seine besondere Klasse von Individuen; er stellt, wie es in der wirklichen Welt ist, den König und den Sklaven, den Patrizier und den Plebejer, den Krieger und den Handwerker, den Berühmten und den unbekannten Mann neben einander; er unterscheidet nicht nach Gattungen; er trennt den Edlen nicht vom Unedlen, den Ernsten nicht vom Possenreißer, den Traurigen nicht vom Lustigen, das Lachen nicht vom Weinen, die Freude nicht vom Schmerz, das Gute nicht vom Bösen. Er setzt die ganze Gesellschaft in Bewegung, so wie er auch das Leben eines Menschen vollständig entfaltet. Der Dichter scheint von der Ueberzeugung auszugehen, daß unser Dasein sich nicht auf einen einzigen Tag beschränkt, und daß sich eine Einheit von der Wiege bis zum Grabe durch dasselbe hindurchzieht. So giebt er uns ein zugendlichen Haupt, wenn er sich dessen bemächtigt hat, nicht anders als ergraut zurück, er müßte es denn herumherschlagen lassen. Es ist, als hätte die Zeit ihm ihre Macht übertragen.

Diese Universalität Shakespeare's hat aber, durch die Autorität des Beispiels und den Mißbrauch der Nachahmung, zur Verderbniß der Kunst beigetragen; sie hat den Irrthum gestiftet, auf dem leider die neue dramatische Schule beruht. Wenn es, um die Höhe der tragischen Kunst zu erreichen, schon genügt, einige unzusammenhängende Scenen lose und unverbunden neben einander zu häufen, das Fratzenhafte mit dem Erhabenen zusammenzubrauen, den Wasserträger neben den Monarchen, die Hetären neben die Königin zu werfen, nur könnte sich da nicht sklavisch schmeichlerisch, der Nebenbuhler der größten Meister zu seyn? Es braucht Einer sich dann nur die Mühe zu geben, die zufälligen Erscheinisse eines seiner Tage aufzuzeichnen, seine Gespräche mit Leuten verschiedenen Ranges, die bunten Gegenstände, die an seinem Auge vorübergegangen, den Ball und den Leichenzug, das Festmahl der Reichen und die Noth des Armen zu schildern, so, es braucht Einer nur sein Tagebuch von Stunde zu Stunde fortzuführen, und er wird ein Drama nach Art des Englischen Dichters fertig haben.**)

Man glaube doch nur, daß Schreiben eine Kunst ist, daß diese Kunst ihre Gattungen und daß jede Gattung ihre Regeln hat. Die Gattungen und die Regeln sind nicht willkührlich, sie entspringen aus der Natur selbst; die Kunst hat blos gesondert, was die Natur unter einander gemengt; sie hat die schönsten Züge ausgewählt, ohne sich von der Aehnlichkeit mit dem Modell zu entfernen. Die Vollendung des Ideals gerstört die Wahrheit nicht; Racine ist bei aller Ausbildung seiner Kunst doch viel natürlicher als Shakespeare, so wie Apollo bei all seiner Göttlichkeit weit mehr von den menschlichen Formen hat, als ein Negyptischer Koloß.***)

Die Freiheit, die man sich nimmt, Alles zu sagen und Alles darzustellen, das Theater-Spektakel, die Menge der Personen, das Alles macht Eindruck, hat aber im Grunde wenig Werth. Es ist Freiheit mit Kinderspielen gepaart. Nichts Leichteres giebt es, als die Aufmerksamkeit zu fesseln und mit einem Mährchen zu unterhalten; jedes kleine Mädchen kann in diesem Talent dem Geschicktesten gleich kommen. Meint man, daß es für Racine nicht ein Leichtes gewesen wäre, Dinge, die sein Geschmack ihm zu verbannen hieß, in Handlungen zu verwandeln? In der „Phädra" würde dann die Gattin des Theseus vor den Augen des Parterres auf die Schaubahngleicht Hippolyts eingestürmt haben; statt der herrlichen Erzählung des Theramen hätte man Frankoni's Pferde und ein papiernes Ungeheim bekommen; im „Britannicus" hätte Nero vermittelst irgend einer Coulissen-Vorrichtung vor den Augen der Zuschauer der Junia Gewalt angethan. Im „Bajazet" hätte man den Kampf dieses Bruders des Sultans gegen die Eunuchen auf der Bühne gesehen u. s. w. Racine hat aus seinen Meisterwerken nur das weggeschnitten, was gewöhnliche Geister hätten darin aufnehmen können. Das widerliche Stück Drama kann tausendmal mehr Thränen hervorlocken als die erhabenste Tragödie. Die wahren Thränen aber sind die, welche beim Klange von Orpheus Leier fließen; es muß eben so viel Bewunderung als Schmerz dabei seyn; die Alten gaben selbst den Furien ein schönes Antlitz, weil auch in den Gewissensbissen eine sittliche Schönheit ist.

Diese Lieder zum Häßlichen, die uns ergriffen hat, diese Abneigung gegen das Ideal, diese Leidenschaft für Krummbeinige, Einäugige, Schwarzbraune, Zahnlose und Krüppel, diese Zärtlichkeit für Narren, Kunzein und Schwätzen, für alltägliche, gemeine und schmutzige Gestalten, ist eine tiefe Entartung unseres Geistes, die uns nicht von der Natur, die man so viel im Munde führt, gegeben worden. Selbst dann, wenn wir eine gewisse Häßlichkeit lieben, geschieht es immer, weil wir auch eine gewisse Schönheit darin finden. Von Natur ziehen wir eine schöne Frau einer häßlichen vor, so wie die Rose der Distel, die Bucht von Neapel der Ebene von Montrouge, das Parthenon einem Schweinekoben. Es verhält sich mit dem Sinnlichen eben so wie mit dem Moralischen. Hinweg also mit dieser zum Thierischen und Materiellen hinabgesunkenen Schule, die uns zum reinen Konterfei des Gegenstandes führen, die uns bereden will, unser Gesicht, mit all seinen Rängeln von einer Maschine abgeformt, sey Bildniß, welches Raphael's Pinsel davon giebt, vorzuziehen.

Ich will jedoch den Zeiten und Revolutionen die nothwendigen Veränderungen nicht nehmen, die sie in den literarischen Ansichten eben so wie in den politischen Meinungen hervorbringen; aber diese Veränderungen rechtfertigen den verdorbenen Geschmack nicht; sie zeigen nur eine seiner Ursachen. Es ist ganz natürlich, daß mit dem Wechsel der Sitten auch die Form unserer Strafen und Vergnügungen sich ändert. Unsere Stille herrschte unter der unumschränkten Monarchie zur Zeit Ludwig's XIV. und unter der schlaffen Regierung Ludwig's XV. Da es dahein an Erschütterungen fehlte, suchten sie die Dichter draußen; sie bezogen ihre Katastrophen von Rom und Griechenland, um eine Gesellschaft zum Weinen zu bringen, die unglücklich genug war, daß sie nur zum Lachen Stoff hatte. Dieser so wenig an tragische Begebenheiten gewöhnten Gesellschaft durfte man nicht einmal in der Dichtung zu blutige Auftritte vorführen; sie wäre vor Gräueln zurückgebebt, und hätten diese auch dreitausend Jahre sich gehabt, wären sie auch durch den Genius eines Sophokles geheiligt worden.

Jetzt aber, wo das Volk nicht mehr in der Ferne steht, wo es seinen Platz in unserer Regierung eingenommen hat, wie der Chor in der Griechischen Tragödie, jetzt, nachdem uns seit vierzig Jahren fürchterliche Schauspiele in der Wirklichkeit beschäftigt haben, jetzt will die Bewegung, die sich der Gesellschaft mitgetheilt hat, auch auf das Theater übergehen. Die klassische Tragödie mit ihrer Einheit und ihren unbeweglichen Dekorationen kann nicht anders als kalt erschinen, und von der Kälte zur Langeweile ist nur ein Schritt. Daher erklärt sich, wenn man es noch nicht entschuldigen kann, das Uebertreiben des neueren Theaters, das Zaesimir aller Verbrechen, die Erschinung von Galgen und Henkern, die Einführung von Mord, Unzucht und Schändung, die Phantasmagorie mit Kirchhöfen, unterirdischen Gewächern und alten Burgen.

Es giebt keinen Schauspieler mehr, der in der klassischen Tragödie spielen könnte, und kein Publikum, das sie anhören, daran Geschmack finden und sie zu deuthellen verstehen würde. Unser Geist ist durch die Schlachtfeld und den Ueberwuchs des Jahrhunderts so verdorben, daß uns die reizende Gesellschaft der Lafayette's und der Sevigné's, oder die Gesellschaft Greffrin's und der Philosophen, wenn man sie auch wieder aufzuwecken könnte, fade und abgeschmackt erscheinen würde. Vor und nach der Civilisation, wenn man noch keinen, oder wenn man keinen Geschmack mehr für geistige Genüsse hat, sucht man nach des Dazstellung sinnlicher Gegenstände; die Völker beginnen und endigen mit Gladiatoren und Marionetten; Kinder und Alte sind ahnen und grausam.*)

*) Auch dieser Artikel ist der in unseren letzten Blättern erwähnten Abhandlung Chateaubriand's über die Englische Literatur einverwandten. Der Verfasser zeigt sich hier als freimüthiger und strenger Kunstrichter seiner Landsmannen, der freilich in der Vergleichung von Shakespeare und Racine zu den Franzosen nicht vertrauen kann, wenn auch das, was er über die Nachahmerei der Shakespearischen Form sagt, gewiß viel Wahres enthalte. Man vergleiche übrigens damit Vitzay's Zusammenstellung von Shakespeare und Racine in Nr. 65 des „Magazins" von d. J.

**) Ja, des Englischen Dichters, „wie er sich räuspert und wie er spuckt."

***) Welche unpassende Parallele stellt hier der übrigens scharfe Chateaubriand! Allerdings ist Shakespeare zuweilen einem Aegyptischen Kolos — wie denn zunächst an die Memnons-Säule mit dem weithallenden Brotlosigkeits-Ton — zu vergleichen, aber welche Abstufungen des Racine'schen sich wohl eben so dem Apoll vom Belvedere an die Seite stellen, wie etwa Shakespeare's Romeo oder Hamlet, oder, um gleich eine ganze dramatisch-plastische Gruppe zu haben, statt Hunderte dito des „Kaufmann von Venedig" und statt „Johannisnachtstraum"?

†) Chateaubriand theilt mit vielen unserer Zeitgenossen den Irrthum, ein Symptom für die Krankheit selbst zu nehmen darum, weil es einzelne Menschen giebt, die Kräftigen an Geist zu überleben und das ganze Zeitalter zur ennervi zu halten. Unsere Zeit gleicht aber so wenig den Perioden von Griechenland und Roms Verfall, als unsere universelle Bildung überhaupt mit der des klassischen, aber doch einseitig gebliebenen Alterthums zu vergleichen ist.

Digitized by Google

Die Gräfin von Adhémar über Marie Antoinette.*)

Unter den Personen, welche sich in der nächsten Umgebung der Königin Marie Antoinette von Frankreich befanden, nennen die Berichte der Zeitgenossen auch den Grafen von Adhémar. Seine Gattin ist die Verfasserin der vorliegenden Memoiren, welche von ihr täglich in einer langen Reihe von Jahren niedergeschrieben sind. Bei der nunmehrigen Herausgabe derselben, deren Redaction indessen nicht sowohl von ihr selbst, als von dem auf dem Titel genannten L. Lame herzurühren scheint, giebt sie gleich zu Anfang zu erkennen, daß sie alle Gelegenheit gehabt habe, gute und genaue Beobachtungen anzustellen. „Jetzt, sagt sie T. I. p. 2 bien placée pour voir et juger; admise par ma charge de dame du palais dans l'intimité de la reine, amie de Madame de Polignac, autant que le permettait la disproportion de nos âges, j'ai pu reconnaître, soit par moi, soit par mon second mari, M. le comte d'Adhémar**), tout ce qui était capable d'intéresser ou de piquer la curiosité dans le palais de Versailles. Pour captiver l'attention de mes lecteurs, si lecteurs il y a, je n'aurai pas besoin de recourir au scandale: c'est d'ailleurs une arme, un genre de stimulant, que je dédaigne. Je serais satisfaite, heißt es weiter, mon but sera rempli, si je parviens de montrer sous leur vrai jour la reine, la duchesse de Polignac et l'aimable princesse de Lamballe. On verra, en pénétrant dans leur intérieur, s'il pouvait être un lover d'intrigues et de corruption! Avec la même sincérité, je déverserai le blâme sur les ennemis de la reine, sur les Rohans, les Aiguillons, les Noailles et sur ce duc d'Orléans, si curieusement surnommé aujourd'hui Égalité; puis sur la comtesse de Genlis, la baronne de Staël, la cabale Necker, MM. de Biron, de Montbarrey, de Tilly, de Lamarth, de Clubières, d'Estains, de Fresnac et des quelques autres, qui, combles de bienfaits de S. M., se sont déclarés ses détracteurs et ont peut-être aplani la voie qui devait la faire monter, elle et les siens, sur un échafaud.

Nach dieser Ankündigung könnte der Leser wohl versucht seyn, in diesem Werke allerdand gründliche Aufschlüsse und neue Aufklärungen über wichtige Punkte aus der Lebens- und Regierungs-Geschichte Marie Antoinette's zu erwarten. Wir sehen uns jedoch genöthigt, dieser Erwartung zu widersprechen; denn so ehrenwerth auch die Gesinnung ist, welche die Verfasserin in diesen beiden Bänden gegen die unglückliche Königin, deren sie stets (z. B. I. 67—69. II. 344) mit den Ausdrücken der größten und innigsten Anhänglichkeit erwähnt, an den Tag gelegt hat, so haben wir doch auf der anderen Seite auch nirgends einen neuen Aufschluß von wichtigerer Art einer Notiz gefunden, welche es dem, der sich für die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen interessirt, besonders nothwendig machen könnte, diese Bände durchzulesen. Im Gegentheil fehlt es nicht an Irrthümern, Falschheiten und vorgefaßten Meinungen. Auf jeden Fall stehen alle die Memoiren der Madame Campan weit höher und geben ein viel vollständigeres, in seinen einzelnen Theilen aufgefaßteres Bild von dem Leben der Königin Marie Antoinette, obgleich sie für die Geschichte der Zeit selbst auch für die der Königin eigentlich erst recht brauchbar durch die Benutzung gewore den sind, welche der General von Schäß in seinem vortrefflichen Werke: „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.", von diesen Memoiren gemacht hat. Der Gräfin von Adhémar scheint übrigens die treue und ehrliche Gesinnung nicht recht gefallen zu haben, denn sie nennt sie T. I. p. 92. eine fine mouche qui dans l'emploi de première femme de chambre de la reine était aussi une espèce de confidente. Wie weit richtiger hat Napoleon über Madame Campan geurtheilt, er, der es wohl verstand, die Treue zu beurtheilen, und dem daher auch seine nächste Umgebung bis zum letzten Lebenshauch treu geblieben ist, wenn er sie auch auf seine Feinde und seiner selben Verbrechen Madame Campan für ihre Königin gestorben seyn würde, sie doch niemals zürnte, daß sie das Andenken an dieselbe auf alle Weise bei sich zu erhalten bemüht war. (Journal anecdotique de Mad. Campan p. 91.) Was in dieser Beziehung Montgaillard (ebne die unter diesem Namen verunstalten Verfasser) in der Histoire de France T. II. p. 365. gegen die Campan angebracht haben, ist grundlose Gerede. Qui mieux que Madame Campan pouvait parler des royales douleurs, sagt dagegen Salvandy mit vollem Rechte in der lesenswerthen Vorrede zum Roman Natalie p. 20.

Ferner müssen wir bemerken, daß der Zusatz auf dem Titel des Buches: Mémoires sur la cour de Versailles, eigentlich der Hauptsitel ihun sollte. Denn die Geschichten am Hofe zu Versailles nehmen wenigstens in diesen beiden Bänden den größten Raum ein. Und wenn wir in manchen Beziehung uns einiger Zweifel an der Authentizität dieser Memoiren nicht erwehren konnten, auch hier und da die Voraussetzung einer Zusammensetzerung aus ältern und neuern Schriften, wie sie seit einiger Zeit in den Pariser Esse-Kabinets recht fabrikmäßig betrieben wird, nicht ganz von uns zu weisen vermochten, so waren sie uns auf der anderen Seite die Geschwindigkeit der Verfasserin, ihre Breite und Redseligkeit, die sie nicht selten, wie die Herzogin von Abrantes, auf Geschichten kommen läßt, die mit den eben erzählten einige Aehnlichkeit zu haben scheinen, wie T. II. p. 281, p. 307, p. 329 u. ff., gewissermaßen Wegen, daß diese Memoiren wirklich von einer Hofdame geschrieben seyen, dann in Anschi und Urtheil ist die Gräfin Adhémar durchaus die Hofdame Hofdame, wie Beleuchtung und Monterey in ihren Denkwürdigkeiten den Hofadel als Versailles repräsentiren. Im Mittheilung genealogischer Notizen über die alten Adelsgeschlechter in Frankreich, die Menard's, Talleyrand's, Jounroy's, Choiseul's, Montmorency's, Polignac's u. A. (I. 104. 105. II. 97. 344), ist sie sehr genau; der Streit über das Vortanzen auf dem ersten Hofballe, dem Marie Antoinette beiwohnte, wird (I. 109—119) ausführlicher geschildert, als wir ihn anderwärts gelesen zu haben uns erinnern; die Hof-Feste und ganz besonders die Krönung Ludwig's XVI. in Rheims werden mit sichtbarer Vorliebe beschrieben, obschon die letztere Schilderung ganz und gar nicht in ein solches Werk gehört und unseren oben geäußerten Verdacht nur bestätigen könnte; ferner findet es die Frau Gräfin sehr auffallend, daß die bourgeoise habe den hohen Kopfputz, den Marie Antoinette am Hofe einführte, tadeln können (II. 114), und nachdem sie das Standhafte Liebes-Abenteuer eines Bischofs erzählt hat, unterläßt sie nicht, zu bemerken, daß sie nur mit immer Widerwillen die Schande eines Mitgliedes der hohen Geistlichkeit offenbart habe, daß sie aber dafür auch hinzusetzen müsse, es wäre der größte Theil der hohen Geistlichkeit Muster aller Tugenden gewesen (II. 373). Auch in der Art, wie einzelne Handlungen der Wildtät und Ausschweifung, die sich Männer und Frauen von hohem Rel erlaubt haben, vor der Oeffentlichkeit verborgen werden, zeigt sich weder Unwisse noch Verdruß, sondern die Erzählung schreitet mit aller Gemächlichkeit vor, gleichsam als ob dies nicht anders hätte seyn können. Dahin gehört z. B. die Geschichte eines Sohnes, der seinen Vater in hartem Gefängniß eingeschlossen hielt, ganz wie in Langbein's bekannter Ballade vom Ritter Eutenfels (T. I. p. 323—327); ferner die Anekdote von einer Prinzessin von Soubise, die einen von ihr geliebten Jüngling eigenhändig aus dem Hause seines Schneiders entführte (II. 230—232); kann die furchtbare Robheit des Herzogs von Fronsac, durch welche er die Tochter eines rechtlichen Bürgers, die ihm gefiel, entführte und entehrte (II. 134—154), eine Begebenheit, welche die Verwortenheit am Hofe zu Versailles mit den grellsten Farben schildert und die wir erst unlängst an einem anderen Orte, eben so ausführlich wie hier, gelesen haben.

Die Geschichte der Königin Marie Antoinette hat, wie wir bereits bemerkten, nur sehr unbedeutende Bereicherungen in den vorliegenden Memoiren erhalten. Daß die Königin schön und liebenswürdig war, sagt die Verfasserin an mehreren Orten (z. B. I. 87.), daß sie gleich nach ihrer Ankunft eine ihr entgegengesetzte Partei vorfand und unter den rothen Männern und Frauen am Hofe eine ihre Schritte feindliche Gesinnungen gegen sich erregte, ist ebenfalls richtig angegeben worden, so wie auch, daß diese Feindschaft nach Marie Antoinette's Thronbesteigung nur noch zunahm. In den folgenden Worten spricht sich die Königin hierüber sehr richtig aus: Je suis bien malheureuse, Madame d'Adhémar, personne ne m'aime, on cherche à me nuire, et pourtant je n'ai rien à me reprocher. Madame la Comtesse de Provence croit que je lui en veux, parce que son mari, pendant m'accuse de lui ôter tout son crédit, lorsqu'il ne doit s'en prendre qu'au comte de Maurepas, enfin les d'Orléans m'en veulent de leur lâche conduite envers Madame du Barri. J'ai en outre à supporter le mécontentement des Choiseul, comme si je pouvais vaincre l'antipathie du roi pour le duc. Maintenant les Rohan vont jeter feu et flammes et feront retomber sur moi la disgrace du prince Louis. Assurément il n'est pas en mon pouvoir d'empêcher ma mère de demander au roi qu'il retire l'ambassade de Vienne à ce seigneur: donc tout tourne contre moi. (Ii. 18.) Die kühle Folge, welche die Verweisung des Herzogs von Aiguillon im J. 1774 für die Königin hatte, so wie der Mangel an Klugheit, welcher hierbei hervortrat, hat Besenval (Mémoires T. II. p. 103. 114.) hinlänglich geschildert; auch in den vorliegenden Memoiren ist das erwähnt, weniger glaubhaft ist jedoch, was die Verfasserin von der Art und Weise erzählt, in welcher der wüthende Aiguillon gesucht hat, den Herzog von Orleans mit gehässiger Feindschaft gegen die Königin zu erfüllen (II. 78—85), so wie Alles, was sie an einer früheren Stelle über das Verhältniß des Herzogs zu Marie Antoinette, als sie noch Dauphine war, und über die sehr wahrscheinliche Verbindung des letzteren gegen den Herzog angeführt hat. (I. 243 ff. 246 ff.) Ueber den politischen Einfluß der Königin und über ihren Antheil an der Wahl der Minister ist zwar an mehreren Orten gesprochen worden, doch nie mit der gehörigen Umsicht und Unparteilichkeit. On s'attendait, heißt es unter Anderem, que dès son avènement, elle essaierait de s'emparer de l'esprit du roi, et ses alentours se flattaient d'obtenir par son influence la meilleure part de l'autorité. Il n'en fut rien: cachant la fermeté de son caractère sous une frivolité apparente, Marie Antoinette crée, il est vrai, une sorte de ministère; mais il ne s'étendit que sur les modes et les chiffons. L'affectation qu'elle mit à tout ce qui se rattachait à sa toilette, fut le moyen adroit dont elle se servit pour écarter de sa personne les intrigans. On ne la voyait occuper qu'à deviner la coiffure, de la cuir-ur, de la dimension des plumes, qui dès ce moment devinrent la grande ouvrière de toute coiffure de cour. (II. 113.) Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß diese Wahrnehmung viel Falsches enthält, vermögen aber dieselbe an dieser Stelle nicht sorgfältiger zu beleuchten oder durch eine eigene Darstellung zu berichtigen. Weit angemessener der Wahrheit ist die Schilderung, je geselligen Kreis, in welchen sich Marie Antoinette so gern und so oft bewegte, wenn sie sagt (II. 253.) her: Je puis assurer que, bien que notre conversation ne fut généralement ni littéraire, ni scientifique, nous avions le secret de la varier et de la rendre intéressante. Les gens d'esprit ne nous manquaient pas, et on doit se garder de les confondre avec les hommes de lettres. Leur amabilité sans morgue, sans apprêt, me semble bien préférable à celle de ces derniers, qui ne cherchent qu'à briller et à écraser les autres. M. d'Adhémar avait un art de causer particulier; le prince de Nassau était entraînant dans le récit; le prince de Ligne pouvait certes rivaliser avec tous les Marmontel et les La Harpe du monde. Le cha-

*) Souvenirs sur Marie Antoinette, archiduchesse d'Autriche, reine de France, et sur la cour de Versailles, par Madame la Comtesse d'Adhémar, dame de palais. T. I. II. Paris, 1836. L. Mame, éditeur.

**) Man sieht vergebens in beiden Bänden nach einer Angabe des Geburtsnamens der Verfasserin, so wie der übrigen Schicksale ihres Lebens. Es ist dies um so auffallender, je ereignetige: dieselbe somit mit genealogischen Nachweisungen ist.

Digitized by Google

valier de Boufflers était le roi de la chanson. Eh bien! ces messieurs feignant d'ignorer leur mérite, ne cherchaient qu'à plaire, et ils y réussissaient toujours. Le prince de Guemené, le duc de Lauzan, M. de Vaudreuil animaient un cercle où le vieux Besenval tenait sa bonne place. Daß es aber gerade diese Art der Unterhaltung war, welche Marie Antoinette vorzugsweise liebte, geht aus den Denkwürdigkeiten Ségur's, Besenval's und der Campan's hinlänglich hervor. Mit den genannten Schilderungen stimmt auch überein, was die Gräfin Adhémar zum Lobe der Herzogin von Polignac (T. II. p. 396 f.) und der Fürstin von Lamballe (II. 167 f. 292 f.) gesagt hat; nur sehen wir nicht ein, mit der Behauptern auf S. 341. sagen kann, daß der Königin müde geworden sey, die Abhängigkeit (le joug) zu ertragen, in welcher sie von der Fürstin gehalten wurde, und daß sie gewünscht habe, an ihre Stelle die Herzogin von Polignac zu setzen. Dies stimmt wedre mit der Wahrheit noch mit anderen Aeußerungen der Frau Gräfin überein. Die Schilderung, welche sie von anderen Personen aus der Umgebung der Königin giebt, wie vom Prinzen von Nassau-Siegen (siehe Lirgen, wie immer T. I. 212 — 215) gefragt ist), von den Grafen Vaudreuil und Adhémar, vom Herzog von Fronsac und Anderen, stimmt meistens mit der in den übrigen Büchern der Zeitgenossen überein; über den Herzog Lauzun wiederholt sie dasselbe, was bereits Madame Campan (Memoires. ch. 7. p. 208—210) erzählt hat. Dagegen ist sie ausführlicher als die genannte Schriftstellerin in der Darstellung der Morden und des Putzes am Französischen Hofe und in Paris, besonders über Rose Bertin und dem Hochmuth der bekannten Modehändlerin Rosa Bertin, von ihrem Streite mit der berühmten Opernsängerin Duinault und der Beziehe der Königin für den bedauernswürdigen Kopfputz zu erzählen (II. 113. 157. 176—179). Mit manchen neuen Zusätzen ist eine Erzählung aus der ersten Periode Marie Antoinettens angestattet, wo sie den unschuldigen Wunsch hatte, die Scene auf den Höhen von Marly aufgehen zu sehen, und dadurch die abscheulichste Nachrede und die boshaftesten Reime gegen sich veranlaßte. (T. II. p. 32—40.) Unter den Ministern und Feldherren aus den ersten Regierungsjahren Ludwigs XVI. wird der Graf von St. Germain am häufigsten erwähnt. Seine abenteuerliche Erscheinung schreint den Sinn der Verfasserin, die sich in der Erzählung von Prophezeiungen, magischen und nekromantischen Künsten, wie sie in Paris, auch ehe Cagliostro dorthin kam, in der vornehmen Welt sehr beliebt waren, besonders zugefagt zu haben.

Aber sehr wenig Glauben verdient die Verfasserin da, wo sie Briefe Marie Antoinette's an ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, und Antwortschreiben derselben (T. I. p. 152 u. 241.) oder Briefe der Letzteren an sie selbst (I. 232. II. 226.) und des Kaisers Joseph (I. 304.) mittheilt soll. Für die Aechtheit der Briefe spricht Alles, nicht bloß die Lateinischen Redensarten, mit denen Maria Theresia so freigebig ist, so daß dadurch der oben angedeutete Verdacht nur bestärkt wird, indem man weiß, wie leicht Französische Memoirenschreiber sich dreikommen lassen, Briefe oder Aktenstücke zu erdichten. Eben so wenig hält es sich mit einer Anrede von Kaiser Franz I. (T. II. p. 280 f.), welche die Gräfin Adhémar auf den König eigenem Munde gehört zu haben verschichert. Franz I. habe nämlich nach der Kaiserkrönung in Frankfurt mit der Spitze seines Degens die Prälet einer vertrauten Kammerfrau seiner Gemahlin emporgehoben und sie ihr nicht ihre wiedergegeben, als die diese ihn (der Kammerfrau den Kaiser) um den Leib gefaßt und mit den Worten festgehalten habe, daß sie nicht lösen darf habe, ihn so auf den Balcon zu führen, um dem Volke zu zeigen, wech einen wahrsinnigen König man ihm gegeben habe. Aus Furcht habe der Kaiser ihr vorsprochen, Alles gut zu machen, und sie gebeten, über die ganze Sache ein tiefes Schweigen zu beobachten. Und dies soll ein Beweis seyn von der simplicité des moeurs und von der bonhommie der Kaiserlichen Familie zu Wien! Es ist in der That merkwürdig, daß Französische Schriftsteller zu unserer Zeit noch solche Dinge hinschreiben können. Hat sie alle Scham, deren Namen die vor liegenden Memoiren tragen, eine solche Notiz in ihren Papieren hinterlassen, so mußte dieselbe entweder gar nicht aufgenommen oder vom Herausgeber unterdrückt werden. Freilich dreiste dieser aber auch nicht in einer Anmerkung (T. I. p. 39.) sagen, daß Maria Theresia die Deutsche Kaiserkrone sie ihrem Gemahl erkauft habe, und dadurch einer ganz unbegründeten Meinung treffliche eine falsche Deutung geben.

Ein dritter und vierter Band dieser Memoiren, die alsdann nicht weiter fortgesetzt werden, ist bereits in Paris erschienen, war jedoch noch nicht in unseren Händen, als wir diese Anzeige niedergeschrieben haben.

J.

Bibliographie.

Don Quichotte de la Manche. Traduction nouvelle, par M. L. Viardot; avec 800 vignettes d'après M. Tony Johannot, gravées aur bois et imprimées dans le texte. — 2 Bde. —

Jacques Coeur, argentier du roi Charles VII. — Vom Baron von Wilderbeck. 2 Bde. 15 Fr.

Pirate et Corsaire. — Von August Bollet. 2 Bde. 15 Fr.

Les vengeances du duc d'Alcantara. — Von Mlle. Pauline Renault. 2 Bde. 15 Fr.

Souvenirs historiques. Histoire des six restaurations françaises. — Von Dellé. 7½ Fr.

Leçons sur la phrénologie. — Von Broussais.

Ostindien.

Heirathsanträge und Körbe im Britischen Indien.

(Nach dem Asiatic-Journal.)

Manche, die sonst mit der Indo-Britischen Gesellschaft sehr vertraut sind, haben doch an der Existenz des sogenannten Dschwäb-Klubs gezweifelt, vermuthlich, weil diejenigen, die zu ihrem Unglück diesem Klub angehören, ein strenges Geheimniß darüber beobachten. Obgleich aber die Statuten dieser unglücklichen Brüderschaft alter Junggesellen nicht ruchbar geworden, so weiß man doch, daß ein einziger Dschwäb schon zur Aufnahme in diesen Bund berechtigt. Da Dschwäb ein Hindustanisches Wort ist, so wissen wir es zuverdreist unseren Lesern erklären.*) Seine buchstäbliche Bedeutung ist Antwort; man gebraucht es aber daneben im engeren Sinn einer abschlägigen Antwort oder eines Korbes. Wenn z. B. ein Gentleman einer jungen Lady seinen Antrag macht und zurückgewiesen wird, so hat er ein Dschwäb erhalten und qualifizirt sich dann zu jenem Klub, der, wie die Sage geht, eigens gestiftet worden ist, damit gedämpfte oder bretegene Liebhaber in der Gesellschaft Trost finden, die ein gleiches Schicksal erfahren, Kreuz und Sympathie finden. Wer Präsident oder Vice-Präsident werden will, muß schon viele Dschwäb's erhalten haben. Diese Aemter sind oft zu besetzen, weil dann und wann ein Mitglied ausscheidet, das nach wiederholten Dschwäb's endlich doch Erhörung findet und nun über diejenigen triumphirt, die, durch einen oder zwei Körbe schon eingeschüchtert, ihr Glück nicht noch einmal wagen wollen. Die Publizität, welche alle Begegnisse von der Art hier in Indien erhalten, erschwert übrigens das endliche Gelingen in hohem Grade.

Ein Dschwäb kann durch die Art, wie man ihn ertheilt, noch viel empfindlicher wirken; eine verächtliche kokenische Antwort schmerzt schon tief; ist sie aber gar auf Ethnetliches Papier geschrieben, so gilt dieser Affront für den ärgsten; denn das Ethnetsche Papier taugt man sehr wohlfeil, es ist dünn, mäßrig, und eine Antwort einer solchen Sorte kann mit Tinte fast gar nicht beschrieben werden.

— „Nenne mir nicht mehr ihren Namen, Alfred, schwöre ganz von ihr, dem falschen, treulosen, undankbaren Mädchen!“ — „Verwünsche Dich, theurer Kamerad, und betrachte Dein Mißgeschick von philosophischem Standpunkt; sie ist ja ein bloßes Mädchen und verdient keine solche Aufwallung des Gefühls!“ Auch der Amtsschluß in Europa Aemter mildert gar sehr das Tragische der Sache; Du kannst sogar aussuchen. Du setzt noch glücklich davongekommen.““ — „Nein, Alfred, nein! Ich hätte mir die Sache zwar so denken können, wir Du anrathst; aber sieh nur den Schimpf, der mit als Zugabe widerfahren ist; das herzlose Geschöpf hat mich auf Ethnetsches Papier abgewiesen.“

Zur Entschuldigung der schönen Grausamen muß ich hier bemerken, daß Heirathsanträge in Ostindien nur zu oft schon in Folge der unbedeutendsten Aufmerksamkeit von Seiten des Mädchens gemacht werden; der Aspirant verdient nur selten den Grad von mitleidiger Schonung, die einem zurückgewiesenen Verehrer in anderen Ländern zukommt — einem Kirchenrath, der „nicht weise, aber zu innig lieb.“ Ein solcher armer Jüngling darf sich nicht einmal auf das Erbarmen solcher Zöglen, die ein gleiches Schicksal getroffen hat. Wer selbst nie gefreit, oder wer gefreit und gewonnen, der ist nicht edelherzig genug, um seinen weniger begünstigten oder weniger leidenschaftslosen Brüdern wahre Theilnahme zu schenken. Eine bereitschaftige Schönheit oder eine charakterfeste Kokette, die mit der Zunneigung eines halben Dutzend Verehrer die grausamen Spiel treibt, erwirbt sich dadurch in den Augen Vieler sogar noch größere Ansprüche auf Hochachtung und Bewunderung.

Nur solche junge Ladies, die nicht gern eine Gelegenheit zu ihrer Verlorgung fahren lassen, können leicht dahin gebracht werden, einen Mann zu heirathen, der schon mehrere Dschwäbs bekommen hat; lange hier sich Niemand durch gegebenen Anlaß zu einem Antrag an Ihren, wäre sie sich kein Gewissen daraus machen, ihr Wort sogleich wieder zurückzunehmen.

Es giebt unter den Indo-Britten viele junge und alte HeirathsKandidaten, die ein ordentliches Gewerbe daraus machen, daß sie an jede unverheirathete Lady, die ihnen in den Wurf kommt, ihre Anträge richten. Wenn solcher Herr hat es dann sich selbst zuzuschreiben, wenn er mit Dschwäbs die gleichsam überschüttet wird, nichtsdestoweniger muß er, ob früher oder später, endlich einmal seinen Zweck erreichen; denn es giebt manche Lady von angehaudtem Rufe, die sich überglücklich schätzt, wenn sie nur einen Mann findet, der ihr seinen Namen giebt, und wieder manche Andere, die schon so lange sitzen geblieben, daß die jede Art von Gründung willkommen ist. Verzweifelte Entschlüsse sind der bekanntlich auch oben die seltensten Gelegenheiten zum ehelichen Glücke.

Vor mehreren Jahren, als es noch nicht so viele Ladies im Britischen Indien gab, als jetzt, setzt sich Manche darin, ihre Anbeter auf die härtesten Proben zu stellen. Eine junge wegen ihrer Schönheit gefeierte Lady in Benares fesselte unter Anderen auch einen ihrer Mitbürger, der keine allzu große persönliche Reize besaß und das weltliche Geschäftliche ganz und gar nicht kannte. Zum Beweis für seine Meinung hatte er ein bedeutendes Einkommen, einen vortrefflichen Charakter und den Ruf eben so großer Geschicklichkeit als Thätigkeit in seinem Amte. Er war, kurz gesagt, ein wahrharer Mann; er erwarb sich das Wohlwollen der Freunde unserer Schönen, und sie selber willigte darein, ein Weib zu werden. Der Bräutigam, den die Pflichten seines Berufes nöthigten, eine Tagereise von der Wohnung seiner Braut sich aufzuhalten, verbrachte während der Periode des Brautstandes die festdarsten und elegantesten Mobilien aus Kalkutta. Endlich rückte der Vermählungstag heran, und unser Gentleman eilte nach Benares, um den Lohn für alle seine Mühe zu empfangen. Da noch keine Kirche gebaut war, so sollte der feierliche Akt in dem Gesellschafts-Zimmer des Hauses der Braut vollzogen werden. Als die Gesellschaft sich versammelt hatte und der Geistliche, ein frommer junger Mann von großer Sittsamkeit, angekommen war, trat auch der junge Lord in das Gemach. Eben sollte der Akt vor sich gehen; da stehte die Braut den Bräutigam auf die bezaubernbste Weise an, ihre Trauung nur so lange

*) Das Wort ist hindustanisch Ursprungs, sondern echt Arabisch und mit vielen anderen Arabischen Wörtern durch die Mahamedaner nach Indien gekommen.

Der Uebers.

Digitized by Google

noch aufzuschieben, bis einige bestellte Spiegel aus Kalkutta angekommen wären. In ihrer Entschlüssigung gab sie vor, sie wolle ihren Verehrer auf die Probe stellen, ob seine Liebe wirklich so heiß, wie er versichere, sey. Der arme junge Mann war über diese Zumuthung sehr betroffen; aber die fortgesetzten Bitten und Schmeichelworte seiner schönen Herzensgebieterin bestimmten ihn doch, fürs erste wieder umzukehren.

Die besagten Spiegel kamen zur rechten Zeit an, dieselbe Gesellschaft trat zusammen, und der Geistliche öffnete wieder sein Buch. Da bestürzte der Lady ihren Bräutigam abermals mit Bitten um Aufschub, und zwar unter einem neuen ganz nichtigen Vorwand; aber diesmal wollte es ihr nicht so gut glücken. Ungrachtet seiner mangelhaften Kenntniß des weiblichen Geschlechts begann doch der Bräutigam zu argwöhnen, seine Theure müsse noch einen rebellischern Grund haben, als den eingestandenen; er ertlärte rund heraus: „zuwieder sey oder nicht zuwieder," und die Trauung des jungen Paares, der Geistliche und stumm vor Verwunderung; aber wie sehr sollte sein Staunen wachsen, als die Braut — der über Freudinnen stark zuredeten, sie möge doch die wahre Ursache dieser Caprice entdecken — mit dem Geständniß herausfuhr, daß sie unpäßlich in ihn — den Prediger — sich verliebt und deshalb geschwind einen Grund zum Aufschub einer ihr verhaßten Verbindung hervorgesucht habe. Der Bräutigam säumte nicht, nach dem Wanderstabe zu greifen, und der junge Priester wurde, nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte, von dieser Erklärung zu seinen Gunsten so innig gerührt, daß er die unverschämte Kokette heirathete.

In dieser guten, alten Zeit bekam eine junge Lady bisweilen zwei oder drei Anträge an Einem Tage, und sie war im Stande, den ersten oder zweiten Bewerber, auch wenn er ihr Wort schon hatte, wieder zu verabschieden, falls ein dritter Bewerber ihrer Neigung oder Eitelkeit besser zusagte.

Die männliche Kokette ist in Ostindien ein selteneres Thier, als in England, aber Exemplare von dieser Gattung finden sich auch und würden unbezweifelt noch häufiger seyn, wofern Aeltern und Vormünder nicht strenge Wache hielten. Sobald ein Azymoon erwacht ist, daß es dem jungen Herrn bloß aus Convenachten zu thun sey, wird er in bester Form ihre feine Absichten examiniert. Manchmal verbricht aber auch eine allzu selbe Einmischung die ganze Sache.

Nord-Amerika.

Amerikanische Skizzen.

Eine Hinrichtung zu Louisville.

Zum großen Mißbehagen aller Liebhaber der Executionen des Hängens sieht man, obgleich Verbrechen in dem obnerzanmten glücklichen Landstrich eben nicht selten sind, dies beliebte Schauspiel doch wenig oder gar nicht aufführen, da die Verbrecher vermittelst eines Baumstammes, oder der Rinde einer Plantane, rasch über den Fluß schwimmen und sich dann in die undurchdringlichen Urwälder flüchten. Vor einigen Jahren ereignete es sich indessen, daß ein Bewohner des Distrikte, der die Gränze des Staates Tennessee bildet, im Zorne seinen Sohn erschlug und sich von den Constablern fangen ließ.

Die Richter ließen sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, ihren Mitbürgern das längst ersehnte Schauspiel einer Execution zu geben. Von allen Seiten strömte man nach dem Orte des Gerichts; die Wagen und Karren rannten in den Hohlwegen gegen einander; die ausgefahrenen Straßen, die Untiefen in den Thälern, Alles war mit Wanderern überfüllt. Die Männer ritten, die Fünte im Arm, herbei; Frauen, mit ihren pausbäckigen Kindern, kamen in größter Hast.

Ein langer gut gedrehter Strick, am untern Ende mit einer Schlinge versehen, wird vom Winde hin und her bewegt und beschreibt zirkelförmige Kreise in der Luft. Dieser Strick war an dem starken weit vorstehenden Ast einer wilden Plantane befestigt, die ihrer ursprünglichen Kinder völlig beraubt worden war, gleichsam zum Zeichen, daß sie für immer entweiht sey.

Zur bezeichneten Stunde führte man den Alten heraus; er zitterte am ganzen Leibe und war bereits halb todt. Seine Augen irrten über die Menge hin und trafen überall auf Menschen, die ihn mit der größten Aufmerksamkeit betrachteten.

„Schön! schön!" rief eine Stimme, „Ker da wird uns nindestens nicht entgehen; er schneidet schon köstliche Gesichter!" — „Er ist schon zu alt", antwortete ein Anderer; „er wird wie ein Stück Schlitterbe zusammenknicken, und dann ist Alles aus." — „Thut nichts!" schrie ein Dritter, ein Reisender aus dem Süden; „es macht sich doch immer besser, als wenn es ein Neger wäre; dergleichen habe ich auf meiner letzten Reise nach Neu-Orleans mehr als dreißig hängen sehen, und zwar auf der Streeke von Natchez bis Baton Rouge. Dieser da ist doch ein Mensch, ein wahrhaftiger Mensch, ein unverfälschter Mann, kurz, ein Mann, wie es sonst nur selten." — Er wirkte noch hinzugefügt haben, ein ehrlicher Mann; aber er brach plötzlich ab, denn der Henker schleppte sein Opfer dem Richtplatze zu und vollstreckte die Execution.

Der Strick begann unter der Schwere des Körpers zu zittern, als ein von der Sonne verbrannter Kentuckier, welcher Alles mit der größten Genauigkeit betrachtet hatte, plötzlich seinen Karabiner anlegte. Der Schuß krachte; der Strick wurde von der Kugel in der Mitte des Alten durchgerissen, und der Gehenkte fiel zu Boden. Der Jäger pußte die vom Rauch geschwärzte Zündpfanne und entfernte sich ganz gelassen. Von ihm bis zu dem Gehenkten war eine Distanze von beiläufig 200 Schritten. Er hatte nicht gefehlen, welchen Erfolg seine That gehabt hatte; er sah bloß, daß der Strick riß, was nun noch geschah, kümmerte ihn wenig. Der Alte war aus einer Höhe von sechs Fuß heruntergestürzt und lag ohne Bewegung. Das Volk zog sich höchst unzufrieden zurück; der unglückselige Jäger hatte das Schauspiel in seiner Entwicklung durch Schnelligkeit verdorben. Der Constabler näherte sich ihm; er hatte große Lust, mit ihm anzubinden, aber die Constabler haben in der Regel wenig Courage. Der Alte kam nach und zu sich; der Jäger nahte sich mit allen Zeichen des Erkanntens; er sah, wie jener seine Glieder bewegte, wie er den Mund öffnete und ihn mit einem leisen Wehlen wieder schloß. „Was wollt Ihr mit ihm machen, Constabler?" fragte er endlich; „er wird gehenkt und hat seine Strafe überstanden; geht ihn wir, und wir werden gute Freunde seyn."

Als der Constabler sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe sey, der ihn verrathen könne, nahm er die Gelegenheit wahr, sich die Freundschaft eines so gewandten und scheren Schützen zu erwerben. Nur Sache, die durchaus nicht zu berechnen war. Zwei Tage später sah man einen Mann, der dem Gehenkten wie ein Ei dem andern ähnlich sah, in einer Piroque den Fluß hinabschiffen, in der Gegend von Trinite landen und im Walde verschwinden.

Bibliographie.

The partisan. (Der Parteigänger.) Erzählung aus der Amerikanischen Revolution.) New-York.

Paul Ulric — oder Abenteuer eines Enthusiasten. 2 Bde. Philadelphia.

Hawks of Hawk Hollow. — Eine Sage aus Pennsylvanien. Von Verf. des Calavar. Philadelphia.

Legends of a log cabin. (Erzmanns-Sagen.) Von einem Manne aus dem Westen. New-York.

Rose Hill. — Erzählung aus der Zeit der alten Herrschaft. Von einem Virginier. Philadelphia.

Rußland.

Bibliographie. In Russischer Sprache sind vor kurzem erschienen:

Dowment, Fürst von Pskow. Historischer Roman von Andrejeff

Geschichte der Kriegs-Begebenheiten in der Asiatischen Türkei in der Feldzügen 1828 und 1829. (Wird sehr gerühmt.)

Campagne-Tagebuch eines Artillerisiten aus den Jahren 1812—1814. Von dem Artillerie-Oberst-Lieutenant J.. R.. (Wird ebenfalls gerühmt.)

Gedicht von Christoph Trostin.

Das Mädchen jenseits des Kuban. Ein Roman von einem Bewohner des Kaukasus.

Petersburger Flora. Botanisches Werk von K. Lewin.

Patriotische Gesänge, von M. Marimow, mit beigefügter Musik

Stenka Rasin. Historische Erzählung aus den Zeiten der Regierung des Czaren Alexei Michaiwitsch, mit geschichtlichen Beilagen. Von N. Nowin.

Mannigfaltiges.

— Alt-Rasan. Das alte Rasan, jetzt als Landzut unter mehrere Bezirke vertheilt, war in frühern Zeiten die Residenz der Fürsten von Rasan und lag im Spaskischen Bezirk am Oka-Ufer 30 Werst (7 Meilen) von der jetzigen Gouvernementsstadt. In Russischen Chroniken wird dieser Stadt zuerst im Jahre 1094 erwähnt. Für Geschichtsforscher und Archäologen hat sie, vieler sich daran knüpfenden wichtigen Ereignisse wegen, besonderes Interesse. Vom 12ten Jahrhundert an bis zum Ende des 14ten war sie von ihren Großfürsten bewohnt. Wo diese begraben liegen, ist unbekannt. Im Jahre 1822 entdeckte man an einer Stelle, wo selber eine Kirche stand, drei Grabmäler, und so bald man denn jetzt auch, die Ruhestätten der ehemaligen Rasanschen Großfürsten aufzusinden. Am 27. Mai d. J. begannen, mit Erlaubniß der Regierung, die Nachgrabungen unter der Leitung eines jungen Kaufmanns aus Spask, mit Namen Tschowiroff.

— Eine Braut, welche ist die Braut? Ein Schritt nahm vor vielen Jahren von seiner jungen Braut Abschied, um sein Glück in Ost-Indien zu versuchen, und lange Zeit verging, bevor er es für gerathen hielt, seine Verlobte nachkommen zu lassen, um in den Stand der Ehe mit ihr zu treten. Als ein rother Nord-Beite blieb er jedoch seiner Geliebten treu, bewahrte ihr Bild in seinem Herzen und fand dieses Bild unvergleichlich. Mit seiner Besterung wollte es zwar nicht rasch gehen; es ging aber desto sicherer: er wurde in langen Zwischenräumen Capitain, Major und endlich Oberstlieutenant. Freilich hatte der gute Mann, als er die letzte Staffel erklommte, die goldene Mitte des Lebens bereits überschritten. An die gradueller Abnahme seines jugendlichen Aeußeren gewöhnt, vergaß er, daß die Schwingen der Zeit auch seine Jugendgeliebte dreister hatten können, und erwartete, in ihr noch ganz dasselbe Wesen zu finden, das ihn einst begeistert. Der tapfere Mann endlich kam sie, seiner Aufforderung gemäß, nach Kalkutta, begleitet von einer Nichte, die gerade so aussah, wie ihre Tante vor Zeiten einmal ausgesehen hatte. Der Offizier eilte an Bord des Schiffes und erkannte sogleich das blühende Mädchen wieder, das so lebendig in seinem Gedächtniß geblieben war. „O, meine theure, meine einzige Magzie!" — Mit diesem Rufe preßte er sie heftig an sein Herz. — „...Halt! Heda! Landsmann!"", schrie eine dritte weibliche Person, die daneben stand; „...diese hier ist nicht Eure Maggie; ich bin Eure Maggie, und wahrhaftig noch gut genug für so ein grundkörniges altes Pergament-Gesicht wie Ihr!"" Der Oberst-Lieutenant hatte sich wirklich vergriffen und mußte nun, gern oder ungern, die echte Maggie zur Frau Oberst-Lieutenantin machen. (Asiatic-Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Freitag den 15. Juli 1836.

England.

Ein Englischer Theater-Pächter.

Der Theater-Pächter ist gewöhnlich ein Mann von praktischer Logik. Durchaus nicht im Zusammenhang mit dem, was man Geld nennt, geht er doch Verträge ein, durch die er sich zu Zahlungen von 50,000 Pfund jährlich verbindlich macht; eben so mit moralischen Vorzügen versehen, wie er es mit denen von edlem Metalle ist, entschließt er sich doch herzhaft, einem kunstliebenden Publikum mit manuigfaltigen sittlichgeistigen Unterhaltungen behülflich zu seyn; ihm ist endlich jeder richtige Begriff von den Gegenständen und Erfordernissen der Bühne etwas Wildfremdes, und dennoch fühlt er sich dazu berufen, das Drama unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Kurz, er ist ein Mann, der Nichts zu verlieren hat; darum setzt er auch gern sein ganzes Vermögen an seine Grundsätze und weiht dem Hahne, das Publikum mit dem reinsten Vergnügen versehen zu haben, Börse, Geist und Herz. Er verbindet seine Bekanntschaft mit den Dorfen und Grundsätzen der dramatischen Kunst durch den Wahlspruch: „Wir brauchen keine Literatur, wir brauchen Stücke!“ Shakespeare, als ein mittelmäßiger Schauspieler, hat zwar Anspruche auf seine Theilnahme; von dem Dichter Shakespeare aber meint er, daß er durch die Aufstellung seiner Statue vor dem Theater wohl Ehre genug habe. Er versichert zugleich, daß, wenn man ihm jetzt den Hamlet als ein neues Stück andote, er ihn zurückweisen würde, wenn nicht etwa der Verfasser selbst als Geist daran auftreten wollte.

Seine hauptsächlichen Einwendungen gegen die meisten Stücke sind: es wären zu viele Worte darin; sie strebten nur dahin, den theuren Schauspieler in seinen Anforderungen zu ermuthigen. Künstler vom ersten Range betrachtet er als nothwendige Uebel, die er dann und wann auf kurze Zeit engagirt. Dagegen sind Schauspieler vom dritten Range seine ganz besonderen Lieblinge, weil sie durch ihr Spiel zeigen, wie der ungeschickte Shakespeare seine Kassenstücke zu schreiben wußte. Unter diesen Lieblingen sind natürlich diejenigen seine bevorzugten Freunde, welche einen Körper von bedeutendem Flächenraum aufzureißen können, um etwa „Mond“ in Pyramus und Thisbe (im Johannisnachtstraum) vortrefflich darstellen zu können. Hat ein solcher noch dazu ein derbes Sprachverdrehen, wodurch seine gedehnte Lendenfreiheit noch kräftig unterstützt wird; hat er noch außerdem Geld mitgebracht, um hungrige Recensenten zu speisen, die sie dankbar anerufen: „Du bist der große Lekain-Garrik und Talma-Kean unserer Zeit!“ dann ist er gewiß das Alter ego unseres Theater-Pächters, und stirbt dieser, so vermacht er, wie die Grafen des Alterthums, seinem Freunde testamentarisch — — die Pflicht, seine hinterlassenen Schulden zu bezahlen.

Es ist seener eine hervorstechende Bemühung dieser Direktors, der Meinung Ausnahme zu verschaffen, daß das Publikum gleichgültig gegen alles Feine und Vornehme ist; auf diese Voraussetzung gestützt, wied er sogar einem seiner Schauspieler verzeihen, ein Genie zu seyn, wenn er nur nicht den abenteuerlichen Einfall hat, sich wie ein Gentleman betragen zu wollen; der Schauspieler, welcher durch sein Beispiel seine Vorurtheilen auf der Bühne einzuführen denkt, beabsichtigt hierdurch zugleich, seinem Direktor eine persönliche Beleidigung zuzufügen.*)

Auf gleiche Weise läßt er seinem Zorne seinen Lauf gegen das impertinente Verdienst der wenigen Damen seiner Gesellschaft, die es wagen, sich hartnäckig die Seelsamkeit einer unbefleckten Tugend bewahren zu wollen. Reinheit des Charakters betrachtet er als einen strafbaren Eingriff in die Rechte seines Unternehmens; man höet ihn denken, oft auch sagen: „Ich will lieber mein Theater verschließen, als daß ich zugebe, daß die Trockenheit finsterer Dogen darin vorherrsche und mit die schönsten Früchte meiner Bestrebungen verderbe.“ Die Bedingungen, welche er den männlichen Theil seiner Truppe macht, wägen einen Maßstab geben für die, welche er den Schauspielerinnen stellt. Geist, lebhafte Empfänglichkeit der Seele für alles Erhabene und Schöne fordern zwar einige Kunstredanten und Geschmacksarren von der minischen Künstlern; aber wer sragt nach dem Urtheile solcher tristen Sonderlinge? Im wesentlichen stimmen sich unser moderner Despot darum; er weiß ganz andere Eigenschaften an seinen Priesterinnen zu schätzen. Jung, blühend, schön, üppige Formen, schmachtendes Spiel anmuthige Bewegungen und eine Fülle anderweitiger Reize sieht er vor allen gern bei den Grazien seiner Bühne. Zwar sind diese Talente einzeln sehr vielen und zusammen auch gar manchen wohldenken Naturen verliehen; sie sin aber selten die doch unsprechdare Güter, wenn das Hauptalent fehlt, welches den vorhergenannten erst die wahre Seele ihrer Wehrkamkeit anweist und sie zu praktische Leben gewinnt; es ist die Krone aller Talente, das Talent nämlich — — die Sammlung von Talenten mit liebenswürdiger Gefälligkeit zugänglich zu machen. Ein solches bezeitwiliges schönes Kind findet sich nun so oder, als ihr Vorbild mit dem ihres Vergestehen einen und denselben Weg geht. Nachdem sie es strengen Frauen und sittlichen Sittenrichtern übersehen hat, weniger liberal über die Begriffe von jungfräulicher Ehre und weiblicher Würde zu denken, giebt sie ihrer Kunstleistung eine diesen Zwecke angemessene Richtung. Sie verläßt gewöhnlich die Darstellung hochtragischer Charaktere, weil hier Seele, Gefühl und geistiger Ernst der Theilnahme an dem Schicksale, der Thaten und Leiden der darzustellenden Person von Zuschauern entwickelt werden müssen, welche mehr der Kunst als der Künstlerin wegen gekommen sind. Anders ist es bei lustigen Spektakeln, die auf der Oberfläche der modernen Conversation gedenten sind. Hier kann ein Mädchen für Alles beim ausgelassensten Momus Wunder thun zum Heil der Theaterkasse und der eigenen. Lüderliche Söhne edler Leute, Mißlinge aus dem Schoße des Bürgerstandes, Lebenjunker, Kandidaten der sämmtlichen Fakultäten, junge Pfarren aus allen Klassen und alle Gecken aus allen Winkeln der Stadt kommen, sehen und — — werden besiegt. Daß es unter solchen Umständen nicht an Beifall von Mund, Hand und Feder fehlt, mag das Spiel auch von allem Verdienst entblößt seyn, weiß Jedre, der die Gehuld hatte, solche Scenen zu beobachten. Die liebäugelnde Kunstleierin beist jetzt nicht mehr Clarissa oder Jeanette, sondern „genannt Fleurillon“, „Sonne des Abends“, „Mimenkönigin“, „Elisabeth der Wettermeile“ u. dgl. Aus den Legionen ihrer Anbeter, die ihr mit Sonnetten, Heramelern und Stanzen beikommen wollen, wählt sie diejenigen zu Gegenständen ihrer süßen Gunst, die redliche Absichten haben, das heißt in ihrem Wörterbuche: Leute, die dafür gesorgt haben, sich nicht in den Schoß des kummen Sprichwortes: „Niemals ist keine Schande“, zurückzuziehen.

Während dieses Alles vorgeht, befindet sich unser Herr Theater-Pächter, den wir einige Augenblicke verlassen haben, im Rosengarten des seligen Lebens. Die „gewöhnliche Priesterin der Muse“ hat die Beschäftigung seiner Kasse auf den Standpunkt erhoben, von welchem herab er die bildseligsten Mittelzahlen beschehen kann, die von Verfall der Kunst, sowohl der Verderbniß, Rückschritten und anderen solchen Lächerlichkeiten wimmeln.**)

Unter so erfreulichen Umständen, wie diese, lernen wir noch ganz neue Züge im Charakter des ehrenwerthen Theater-Pächters kennen. Er wird sich nicht schenen, es dahin zu bringen, daß er vermöge einer

*) Es wäre überflüssig, hier zu bemerken, daß der Verfasser nur die Englischen Theater im Sinne hat. Diese konnen ihm allerdings zu dem Gemälde gestiften haben, in welchem er die Farben so stark, wie vermuthen zu kurz, aufgetragen. Es ist bekannt, in welchem Grade der Sittlichkeit selbst die Schauspielhäuser zu London, geschweige denn in der Provinz, stehen. Die Frommen, deren Zahl in England viel größer als überall ist, meiden das Schauspielhaus, weil es, wie sie behaupten, ein Tempel der Thalia mit Nebenaltären zum Dienste der Astarte ist. Vornehme gehen selten hin. Die Königliche Familie besucht es nur einige Mal jährlich, und bezeugt man, daß die Theaterpreise mit den Sitzungen des Parlaments und dem Diner der Großen und Reichen koalisirt, so hat man leicht einen Begriff von den Hauptbestandtheilen des eigentlichen Theater-Publikums. Aus dieser Vermischung und unzweifelhaften Ansicht des Publikums gegen das Theater ergiebt sich von selbst eine Erklärung über den moralischen Abstand zwischen einem Englischen Theater-Pächter und einem in Deutschland. Die Verschiedenheit der Ansichten, welche man ebenmäßig gegen den Stand der Schauspieler anbringt hat, ist überall viel verschiedener, als Fremden es scheint, sie noch hier unter einem Gesichtspunkt im Herzen eines intolerantern Geistlichen, der dem Lebenden zwar nichts anhaben kann, dem Verstorbenen aber gern Absolution und dem Verstorbenen geweihten Boden verweigern möchte. In England gehört es zum guten Ton, an den herkommlichen Ansichten und Mißbräuchen zu hängen, und da es doch Garrick's, Kemble's, Kean's und viele andere Edle gab, die man nicht füglich verachten kann, so übertreibt man seinen Haß, zum Nachtheil des Kunstweges, auf das Haus. Was Wunder nun, daß bei solcher Lage der Dinge, der Schauspieler ohne natürlich große Seele sich im Schmutze seines Metiers verunreinigt oder darin untergeht, wenn man ihm nicht die rettende Hand reicht?

**) Obiges Gemälde kann vermuthlich als ein Beitrag zur Sittengeschichte der Englischen Bühnen-Helden und Heldinnen und Heldinnen angesehen werden. Und doch hat der liebenswürdige manche Seiten des Originals vom Deutschen Boden entdecken müssen, weil sie, von unserer Bühnenweise aus betrachtet, ein Schauderk für die darstellende Kunst selbst sind. S. B. sagt der Verfasser: „The question is not what the actress can do, but whose cab brought her to the theatre.“ Die solcher Lage muß man sich wundern, wie es es doch tugendhafte Mädchen in England wagen, sich der Gemeinschaft mit den oben Geschilderten anvertrauen zu wollen

*) Clairon ist der Name der berühmten Schauspielerin zu Paris, deren sittlicher Ruf so verschieden war, daß ihr der Beamte, der sie wegen empfangenen Benehmens verhaftete, auf ihre Bemerkung, der König könne ihr zürnen, weil sie Ehre nicht nehmen könne, weil sie keine habe, antwortete: ich habe Befehl, Sie zu verhaften, nicht Sie moralisch zu taxiren. Voltaire hielt sie, seinem Schmeichelkrieg unter dem Namen Histoire de Pucelle gegen sie geschrieben hatte.

Digitized by Google

fränderten Parlaments-Akte für einen ehrlichen Bagabunden gerichtlich erklärt wird, weil er durch Aufführung verbotener Stücke das Gesetz verletzt hat, und wird dieserhalb bewiesen, daß der Mann, welcher ihm das Geld vorgeschossen hat, seinem Antrieb an dem auf ungesetzlichem Wege gewonnenen Ueberschuß entsagen müsse. Es wird zu seinem Nutzen das Haus schließen und ein Dritter des Gehaltes seiner Gesellschaft zu verhalten. Wenn der Bortwurf jetzt gegen ihn allgemein wird, so sagt er mit der ihm und seines Gleichen eigenthümlichen Dreistigkeit, daß er Jeden bezahlen wolle, der es fordert; ist aber Einer so frei, zu fordern, so wird er finden, daß der Herr Direktor noch mehr als sein Wort hält, indem er nicht blos sich der Forderungen, sondern des Fordernden selbst entledigt. Er hat immer zwei Lieblings-Gewohnheiten — die erste ist, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen, die zweite, Geschäfte mit Geld gehen — die zweite, zu vergessen, die Gestalte wieder auf den vorigen Fuß zurückzuführen, wenn das Geschäft wieder im Flor ist. Seine Ansichten von der Anziehungskraft sind den Gesetzen der Physik schnurstracks entgegen; denn ist sein Auditorium geschlossen, und wird das Publikum vom gegenwärtigen Personal nicht angezogen, so hält er es für nothwendig, dieses Personal mit einer geringere Zahl zu retrahiren, und sagt, wenn eine Kraft von 40 versagen sollte, so muß man es mit einer Kraft von 30 versuchen. Kurz, alle Bestrebungen des Theater-Tadners laufen auf folgenden Kreis hinaus: den Geschmack des Publikums zu verunreinigen, die Moral desselben zu besudeln und die öffentlichen Kunstgenüsse gegen lumpiche Schaustell zu vertauschen; die Bühne in üblen Ruf zu bringen, den Schauspieler herabzuwürdigen, das Drama zu entehren; zu machen, daß die gegenwärtige Generation verspottet, was ihre Vorfahren bewundert und verehrt haben, und eine edle, den Menschen erhebende Kunst zum bloßen Spiel unwissender Begehrlichkeit, zweiter Intrigue und schmutziger Gewinnsucht zu erniedrigen.

(N. A. M.)

Bibliographie.

Jerningham — oder der unbeständige Mann. 3 Bde. 31½ Sh.
The history of Vandiemens-Land. (Geschichte Vandiemens-Lands vom J. 1825 bis zum J. 1835.) 5 Sh.
The romance of nature. (Die Romantik der Natur.) Abbildungen und Erklärung den Blumen der verschiedenen Jahreszeiten. Von Louisa K. Twamley. 27 colorirte Blätter. 31½ Sh.
Travels in northern Greece. (Reisen im nördlichen Griechenland) Von W. M. Leake. 4 Bde. 3 Pfd.
Sunday under three heads: As it is; as sabbath-bills would make it: as it might be made. (Die Sonntagsfeier, wie sie ist, wie die Frömmler-Bill sie haben will, und wie sie sein könnte.) Von Timothy Sparks. 2 Sh.
A course of chronological and historical instruction. (Chronologische und historische Belehrungen.) Von W. C. Bickmore. 10½ Sh.
The court and camp of Don Carlos. (Der Hof und das Lager des Don Carlos.) Von M. W. Honan. 12 Sh.
The birth-day. (Der Geburtstag.) Gedicht in drei Abtheilungen. — Von Caroline Bowles. 7 Sh

Frankreich.

Ein Besuch auf dem Ocean.

Wir hatten so eben die Linie passirt,-und noch feucht von den zahlreichen Regenschauern, welche die östlichen Passatwinde unter dem Aequator zusammenzutreiben und auf uns herabzuschütten hatten, steuerten wir mit einer schwachen Brise unsern Cours nach Frankreich. Die Luft war klar, die Sonne strahlte hell, die See war spiegelglatt; alle diese Freuden des Seemanns, die wir seit mehreren Tagen entbehrt hatten, waren uns zurückgegeben worden. Wir waren fröhlich und guter Dinge und bereiteten uns, die Mitte eines schönen tropischen Abends in aller Ruhe zu genießen, als einer der Topgasten des Besanmastes schrie: „Ein Segel im Luf!“

Ich sah nach der dreieckigten Richtung und erblickte mit meinem Fernrohr, in der Entfernung von ungefähr sechs Meilen, eine zweimastige Goëlette, die bloß vor ihren Untersegeln hinlief. Das Wetter war zu schön, als daß die Nothwendigkeit ein solches Manöver hätte zurdthun sollen; auch wollte mir der Cours, den er steuerte, nicht natürlich scheinen. Ich rief den Leuten, ihn zu beobachten, und sah bald, wie er alle seine Raaen zugleich ausbraßte und auf uns abhielt.

Dies Manöver ließ auf eine starke Besatzung, so wie auf die Absicht, uns anzugreifen, schließen. Um mich noch mehr davon zu überzeugen, ließ ich ein paar Schritte von dem Winde abfallen; sogleich steuerte auch die Goëlette mit geraumem Schoten und hielt nur etwas schärfer an den Wind, um den Weg abzuschneiden.

Die Schnelligkeit, womit er sich uns näherte, deutete einen viel zu guten Segler an, als daß ich hätte hoffen dürfen, ihm zu entwischen; ich beschloß also, ruhig weiter fortzusteuern. Ich bereitete meine Mannschaft auf alle Fälle vor und verfolgte jede Bewegung des fremden Seglers mit der größten Aufmerksamkeit, um irgend etwas zu entdecken, das mich über seinen Zweck hätte aufklären können. Er hatte seine Topp- und Bramsegel dreigerißt und näherte sich jetzt mit reißender Schnelligkeit. Als er mit uns in gleicher Linie war, legte er bei und hißte darauf den Wimpel und die Spanische Flagge, ein Manöver, das er mit einem Kanonenschuß begleitete.

Es war eine der schönsten Goëletten von Bermuda, deren solide Bauart, deren leichte und zierliche Form, deren flüchtiger Lauf ihnen den großen Ruf, den sie so sehr verdienen, erworben haben. Sie war schwarz angestrichen und auf eine doppelte Reihe von Stückpforten gebordet; die Takelung dieses Fahrzeuges war so sorgfältig, daß ich es jedenfalls für ein Kriegsschiff gehalten hätte, wenn nicht seine gemischte Besatzung, seine hinterwärts hängenden Masten und seine sast muthwilligen Bewegungen meinen Verdacht gewerft hätten.

„Kaum hatte ich meine Flagge aufgezogen, um sein Signal zu erwiedern, als ein Mann, mit einem breiten Strohhute auf dem Kopf, auf der hintern Gallerie erschien und mit durch das Sprachrohr an einem ausscheidenden Tone zurief, daß ich beilegen solle. Ich gehorchte und sah, daß er seine Schaluppe ausgesetzen begann.

Seine Absicht, uns einen Besuch abzustatten, lag am Tage, und obgleich ich bis jetzt noch keine feindliche Bewegung entdeckt hatte, so erregte doch der Umstand, daß man unter diesen Breiten so selten einem Kreuzer begegnet, so wie die Art seines Betragens, das von allen bekannten Formen abwich, einige Besorgniß in mir. Meine Mannschaft, die aus meinen Negern heraus zusammen suchte, war sie etwa zu bewaffnen habe, schien mir nicht voll des festen Muthes; — ich selbst, ob ich gleich der größten Gefahren mich affektirt und meine Pfeife ruhig fortrauchte, war nicht ganz von jener Ruhe befreit, denn gerade unter diesen Breiten hatte ein Schiff ähnlichen Schlages die „Anna“ von Bordeaux besucht und ausgeplündert. Die Betrachtungen, die wir anstellten, waren nicht erfreulich; unsere Angst stieg, während die Schaluppe sich näherte, mit jedem Ruderschlage, und was wir in derselben erblickten, als sie uns nahe voll der Seite kam, war eben nicht dazu gemacht, uns den verlornen Muth wiederzugeben.

Sie war mit acht Mann besetzt, sämmtlich schlecht gekleidet und bis an die Zähne bewaffnet. Ihre verschiedenartige Tracht, so wie die vielerlei Physiognomieen zeigten deutlich genug, daß jede Nation hier ihre Repräsentanten habe. Kaum hatten sie sich uns zur Seite gelegt, als sieben von ihnen auf das Verdeck sprangen, gefolgt von ihrem Offizier, der Niemand anders als der Mann mit dem Strohhut war.

Er mochte ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt seyn. Er war von mittlerer Größe und gefällig gebaut; sein aufstehendes Hemd zeigte eine breite, behaarte Brust, die ein Zeugniß für seine gute Leibesbeschaffenheit ablegte. Seine ganze Figur, obgleich kräftig und blühend, doch rund und sorgenvoll, bewies, daß sie nicht so sehr den gänzlichen Sonnenbrande, als den verderblichen Leidenschaften gelitten habe; er war unbewaffnet und, der Sitte in den heißen Ländern gemäß, mit Hosen und einer Jacke von weißem Baumwollen-Zeuge bekleidet.

In dem Augenblick, da er auf das Verdeck kam, sagte er einige Spanische Worte zu seinen Leuten, die sich alsobald im Schiff zerstreuten und die Luken öffnen ließen. Hierauf wandte sich der Mann mit dem Strohhut an mich.

„Guten Tag, Capitain; womit sind Sie beschäftet?“ — „Mit Baumwolle.“ — „Sonst nichts?“ — „Einige Häute, das ist Alles.“ — „Desto besser; Ihre Papiere.“ — „Aber ich weiß nicht, mit welchem Rechte . . .“ Er ward ungeduldig. „Nach dem Rechte der Kanonen!“ rief er und streckte die Hand nach der Gaillette aus. — „Ganz wohl, mein Herr; ich sehe, in welche Hände ich gefallen bin. Kommen Sie in meine Kajüte, ich werde Sie zufriedenstellen.“ Wir stiegen hinunter, und ich übergab ihm meine Papiere, die er flüchtig durchlief.

„Ah!“ rief er, einen Blick in meine Musterrolle werfend, „Sie sind aus Paris; da bin ich Ihr Landsmann.“

Er sah, daß diese Ehre mich ein wenig in Verlegenheit setzte, und sagte: „Wie es Ihnen gefällig ist, Capitain; ich begreife, daß Sie meine Freude nicht theilen, Ihr Beobachter zu sein; nicht gleich. Aber legen Sie doch diese mißtrauische Miene ab, Capitain; ich wünsche nicht, daß diese Begegnung irgend ein unangenehmes Gefühl bei Ihnen zurücklasse; es ist ein bloßer freundschaftlicher Besuch.“

„Und was machen Ihre Leute in meinem Raum?“

„Sie gehorchen der Nothwendigkeit; sie nehmen Ihnen einige Kisten mit Wein und etliche Fäßer mit Branntwein, Gegenstände, der uns mangeln. Ich werde sie Ihnen bezahlen.“

„Mit einer Anweisung auf Lima?“ sagte ich spöttisch.

Er warf einr Handvoll Dukaten auf den Tisch. „Zweifeln Sie noch an meiner Aufrichtigkeit?“

„Nein, und wenn ich ungehindert meinen Cours steuern kann.“

„Ah! ja wir sehen!“ — Mit einem Satze war er auf das Verdeck, ordnete die nöthigen Manöver an, gab seiner Goëlette den Befehl, uns zu folgen, und war in einem Augenblick wieder bei mir. Ganz verwundert über eine solche Art des Benehmens, hatte ich ihn gewähren lassen.

„Nun, Capitain, sind Sie zufrieden, und kann ich reden, ohne fürchten zu müssen, falschen Verdacht zu erregen?“

„Wir können uns; er flößte mir Zutrauen ein.“

„Wissen Sie, daß ich Sie mit einem Schuß in die Luft hätte in Stücken zerreißen können. „Haben Sie noch Aeltern?“ fragte er mich plötzlich.

„Sie sind Beide todt.“

„Desto besser! Ich werde verschanden seyn.“

„Desto besser? Ich werde verschanden sein; er bemerkte es: „Nun, nun! Sollten Sie sich nicht über unsere Besitznahme ärgern, ich will Ihnen nicht mehr thun; ich wiederhole es, daß ich nicht in dieser Absicht gekommen bin. Ich komme vielmehr, Sie zu bitten, mir einen Dienst zu erweisen, einen Dienst, auf den ich den höchsten Preis setze. Das setzt Sie in Erstaunen? Nun Sie werden noch mehr erstaunen, wenn Sie erst erfahren, was ich von Ihnen verlange. Ich habe zu dem Ende schon zwei Capitaine angehalten, ohne daß mir Einer zu finden; der mir zusagte; sie haben seine Seele, diese Krämer. Sie sind der Dritte, den ich anhalte, werde ich bei Ihnen glücklicher seyn? Ich wünsche es lebhaft und sauge an zu hoffen. Wer ich bin? Gleichviel. Ein Mann leitet vor Sie hin, schüttelt Ihre Hand und sagt einfach: Freund, meine Seele ist mit einer ernsten und geheimnißvollen Pflicht belastet, die mich unglücklich macht, da ich sie nicht erfüllen kann, wollen Sie es statt meiner thun?“ —

„Ich willige ein, wenn Ihre Forderung nicht die Gesetze des Staats noch die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft beeinträchtigt.“

„Die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft! Zum Teufel, mein Capitain, meine Forderung verletzt die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft

Digitized by Google

nicht; im Gegentheil, es ist eine religiöse Pflicht in den Augen der Menschen, oder, wenn Sie wollen, es ist einer meiner schlechten Streiche, den Sie wieder gut machen sollen."

„Sprechen Sie deutlicher." —

„Sagen Sie mir doch, ob Sie wissen, wie man in Paris die Todten beerdigt?"

„Ja, ich weiß es."

„Nun denn, so haben Sie, wie ich, das schmutzige Genie derjenigen Leute kennen gelernt, die uns die letzte Ehre erweisen; wie ich, haben Sie die genauen Erfindungen bewundert, durch welche diese Menschen Geld zu erpressen wissen, den herrlichen Tarif, nach welchem der Schmerz des Menschen fußweise gemessen und dreifingert wird, und wo man den Kummer nach der Größe des aufgewendeten Luxus mißt. Zu dem reichen Verschwender sagen sie: Komm, weine für ewige Zeiten über deiner Asche ihren Namen, zu dem, der nicht genug aufwenden kann, sprechen sie: beide seine Thränen und denen Kummer, es wird Zeit, diesen Platz wieder zu räumen; dem armen aber kennen sie sie zu: Du darfst hier nicht weinen, oder wenn du weinen willst, so weine an einem Ort, wohin der Zufall dich führt; dein Vater liegt in der großen Grube, die dich, wenn du deinem Schmerze durch Thränen Luft machen willst, der Kalk brennt schnell. Und wenn du fertig bist, macht der Tarif, dieser ehrliche Geschäftsmann, seine Rechnung auf und weiß seine Preise wohl zu stellen. Da, sehen Sie her!"

Er stand auf und zog eine bedruckte Karte aus seiner Tasche, auf deren weißer Rückseite einige Zeilen Geschriebenes standen.

„Licht und zur Sache kommen!" rief er plötzlich. „Steif wie ich bin, wollte ich nicht Verrichtungen leisten und verlieh meiner Sure sogenannte Gesellschaft. Meine Mutter war damals alt, arm und kraftlos. Die Ursachen — gleichviel welche, — die mich zwangen, mein Vaterland zu verlassen, lasteten zu schwer auf dieser Frau, sie starb vor längere als achtzehn Monaten und starb im Elend. Sie werden mich verstehen; diese Nachricht, die mich am äußersten Ende der Welt erreichte, hat mich wie ein elektrischer Schlag getroffen. Ich hatte mir diese Unglücksfall nie gestanden. Ich übertrug die Pflichten, die ich nicht erfüllen kann, einem Freunde, dem einzigen, der mir geblieben ist, und erbat, daß auch er nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Frankreich ist mir verschlossen, und kein Mensch lebt dort, der mir diesen großen Liebesdienst erweisen möchte; und doch kann es nicht so fortdauern; ich darf den Dort nicht verfallen lassen, der das Letzte verbirgt, was mir auf Erden theilig war, das Einzige, was noch nach an diese Erde fesselt. Jetzt wissen Sie, daß von Ihnen erwarte, Capitain; wir kaufen Ihre Antwort?"

„Was und wer Sie auch sein mögen", sagte ich, ihm die Hand reichend; „Sie können auf mich rechnen."

„Ich rechne auf Sie, und Sie ahnen nicht, welche schwere Last Sie von meinem Herzen nehmen. Seit jene Ihre mein Innerres erfüllt, lebe ich nicht mehr, ich bin ein ganz Anderer. Die Macht des Gefühlens, der Einfluß des lebendigen Beispiels, die ewige Sorge um mein Dasein hätten vielleicht mit der Zeit diesen Gedanken die auf die letzte Spur verlöscht, ich könnte es machen wie tausend Andere und mich mit der harten Nothwendigkeit trösten, in die mich mein Geschick versetzt hatte. Aber die Stunden wechselten und mit ihnen Sinn und Gestalt. Ich bin allein, verbannt, ein politischer Gemeine zu treiben, mit der ganzen lebenden Welt außer Verbindung, versetzt von dem Hasse derer, die mich fürchten, beladen mit der Verachtung jener, die mich nicht fürchten; ich will mich doch wenigstens an etwas halten, ich will nicht von dem letzten Freunde scheiden, den ich auf dieser Erde habe, — von einem Sarge!"

Er schwieg und sah nach einer Pause fort: „Ich, wenn Sie wüßten, welche Kräfte ich nach einem wilden, dürftigen Asyrist empfinde, wie mein Herz die gebieterische Nothwendigkeit fühlt, sich in sich selbst zurückzuziehen, wie oft mein Auge am Horizont umherirrt, und wie oft ich aufhorche, ob nicht der Wind den Ton einer bekannten Stimme zu mir herüberweht, und von allen zweiundreißig Punkten der Windrose tönt es mir entgegen: „Du hast keine Freunde mehr!" Wie oft habe ich, wenn die Nacht sich auf diese weite Einöde herabsenkte, mich in Sinnen über die Vergangenheit vertieft, um die trostlose Gegenwart zu vergessen. Aber bisher knüpften sich diese Gedanken an irgend etwas Erfreuliches an, meine Mutter lebte noch, diese einzige Idee übergoß die Bilder meiner Phantasie mit einem rosenrothen Schimmer. Sie ist todt! Jeder Gedanke wird mich in Zukunft nicht verlassen, und ich werde sie so finden, wie es mir an Letzten spürt. Diese Woche enthält hundert Dubloonen zur Bestreitung der Kosten. Ist es zu wenig? Ich werde die Summe verdoppeln!"

„Es ist viel zu viel!"

„Schon gut. Ich habe bereits meine Bestimmung niedergeschrieben, wozu der Ueberrest verwendet werden soll. Und nun, wie werden Sie mit die Papiere zustellen, die mir meine Wissbegierde zuerkannt? Kein gute, unrechtliche Papiere mich ich haben. Lassen Sie uns darüber nachdenken; ich möchte Ihnen Ihren Lauf nicht gern stören. Werden Sie auf Ihrer nächsten Reise die Linie passieren?"

„Ich denke es."

„Nun, dann nähern Sie sich den Kanarischen Inseln, lassen Sie die Insel Ferro an, und wenn jener große Felsen, dessen südöstliche Seite mit einer verwitterten Schildwache Nichtsnutzlichkeit hat, und den man, seiner äußern Gestalt halber, el Jorobado den Buckligen nennt, hervortritt, ziehen Sie Ihre Flagge auf, und ich werde in Ihrer Nähe sein. Ist das abgemacht?"

„Es ist's!"

„Leben Sie wohl, Capitain, Sie werden meinen Namen aus diesen Papieren kennen lernen; später sollen Sie auch meine Geschichte erfahren; betrachten Sie genau die Flagge, die ich jetzt gleich aufziehen werde, es wird für Sie eine bekrundete sein."

Er reichte mir die Hand, die ich herzlich schüttelte, und wir stiegen auf das Verdeck, wo seine Leute ihn erwarteten. Er ließ mehrere Kisten mit Wein, die seine Leute gefunden hatten, in sein Boot bringen, bestieg mit nochmals die Hand, sprang den Fallreep hinab und war fort.

Noch ganz bewegt von dem Vorgefallenen, folgte ich dem Boote, das den seltsamen Mann entführte, mit den Augen. Als er bereits eine ziemliche Strecke entfernt war, stand er auf, wandte sich zu mir und rief: „Capitain! Vergessen Sie nicht den Felsen Jorobado!" — Gleich darauf hatte er die Goelette erreicht; diese zeigte in demselben Momente ihre Gaffel ein, wehte, schwang und reihe Flagge und legte dann über einen andern Bug.

Ich verzaß ihn nicht, und fünf Monate später, als ich an dem bezeichneten Orte das verabredete Signal zeigte, tauchte aus den Klippen, die diese fast unzugängliche Insel umgehen, ein kleiner Kutter auf, der gerade auf uns zuhielt. Er selbst war nicht am Bord; der Mann, den er sandte, nahm das für ihn bestimmte Packet in Empfang und überreichte mir ein anderes unter meiner Adresse.

Dies letztere enthielt seine Lebensgeschichte; ich werde sie ein andermal Mal erzählen. Cap. Valentin. (Journal du Havre.)

Bibliographie.

Cléopatre, reine d'Egypte. — Roman von J. de Saint-Felix. 2 Bde. 15 Fr.

Espérance. — Roman von A. Sigurjen.

Pétrarque. — Von Alph. Rastoul. 7½ Fr.

Dictionnaire de la Gendarmerie. — Von P. C. M. Cochet de Savigny. 4 Fr.

Traité des causes primordiales géographiques et historiques. — Von E. R. Gaubert.

Essai sur l'établissement monarchique de Napoléon. — Von Camille Paganel. 7½ Fr.

Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près d'Hamadan, et qui font maintenant partie des papiers du Dr. Schulz. — Von Eug. Burnouf.

Dominique le Défroqué, ou la Vigile et Feste de Saint-Barthélemy. — Vom Herzog von **. 2 Bde. 15 Fr.

Mémoires et observations de médecine et de chirurgie pratiques. — Von J. L. Arnesseho.

Mexiko.

Die Vereinigten Staaten der Republik Mexiko.

Der Name Mexiko, welcher in diesem Augenblicke auf dem Felde des Wiegerkrieges für die politische Aufmerksamkeit ein nicht unbedeutendes Gewicht erlangt hat, gebört einem großen Landstriche der neuen Welt an, welcher zwar der 300 Jahren schon von Spaniern aus und sie bestehe entdeckt wurde, die aber übrige Welt aber, besonders für die wissenschaftlichen, eigentlich erst durch Alexander v. Humboldt entdeckt worden ist. Die Spanier thaten weiter nichts, als daß sie das Land in Besitz nahmen, schlecht bebauten, noch schlechter verwalteten und statt des Gedeihens der Ureinwohner den Fanatismus der Mönche einführten; um die Natur des Landes, auf seinen Bergen und in ihrem Schoße, in seinen Thälern, Wäldern und Seen, kümmerten sie sich fast so wenig, und wußten sie so wenig, wie alle Europäer, denen das Land eine wahre Terra incognita blieb. Erst dem weltberühmten Mann gelang es, durch eine in den Annalen der Wissenschaft fast beispiellose Hingebung und Entschlossenheit, den Schleier dieses Landes und seiner Minerale in den Höhen und Tiefen zu lüften und sie dem erstaunten Europa in einem Riesenwerke zu beschreiben. Seit dieser Erscheinung sind fast 30 Jahre verflossen, und in diesem Zeitraum hat das Land seine physische Beschaffenheit nicht verändert, aber in seiner politischen Gestalt hätten sich Umwälzungen auf Umwälzungen, wodurch jede Spur der Spanischen Herrschaft zerstört wurde und wodurch es abermals ein von der Bekanntschaft Europa's ganz gefonderten Land wurde. Wir erfuhren nur im Allgemeinen, daß sich Neu-Spanien (so hieß es damals nämlich) vom Mutterlande losreißen wollte und nach einem neun Jahre dauernden Kriege volles Gehör und empörender Erinnerungen sich auch losriß; daß es schon Republik war, dann in Kaiser Iturbide seinen Napoleon zu haben glaubte, ihn nach kurzer Herrschaft verjagte und ihn, als er nachher die Rückkehr von Elba nachahmen wollte, auf dem Schaffot sterben ließ, und daß seitdem dem Namen nach ein Staatenbund von Mexiko besteht, dessen Häuptlinge mit Dolchen um die nicht beneidenswerthe Herrschaft ringen, und gegen jeden Anarchie, ihre häufigen Wiederkehr aber vielmehr ihrer Unausführlichkeit wegen, wenn schon gleichgültig geworden war. Plötzlich aber rief die Insurrection von Texas, die von Neu-Amerika, wenn auch nicht offen beschützt, doch gewiß gern gesehen und heimlich auf alle Weise begünstigt wurde, die Aufmerksamkeit der Abtheilnehmer an den Erscheinungen des Tages nach diesem Lande. Die kaum thätsliche Führung dieses Krieges und des ganzen Unternehmens brachte Umschwung der Dinge, wenden die neuesten Nachrichten Kunde brachten, können nun das Interesse anstrebnen, etwas Näheres über den Charakter des Mexikanischen Landes, über die Sitten seines Volkes und besonders über den die höchste militairische und Civil-Gewalt in seiner Person vereinigenden Santana wissen zu wollen. Wir glauben daher, dem Wunsch sehr vieler Leser entsprechen zu haben, wenn wir Ihnen aus dem neuesten Hefte eines sehr gediegenen Französischen Journals auszüglich die und ganz brauchbare Mittheilungen über das Land und seinen Diktator entheben. Der Verfasser der folgenden

Digitized by Google

Aufstandes hat durch seine Stellung in Mexiko und die daraus hervorgehenden Verhältnisse in den höchsten Autoritäten mehr als jeder Andere Gelegenheit gehabt, die Institutionen, die Religion, Sitten und Civilisation des Volkes zu studiren, und er giebt uns nach seiner vor kurzem erfolgten Rückkehr von dort gewissenhaft die Ergebnisse seiner Beobachtung.

„Seit mehreren Jahren", sagt der Franzose, „sind die Mexikanischen Bundes-Staaten eine Beute innerer Zwietracht. Die Kämpfen daß gegen die Reisenden, die alle Landwege an sich greifen, daß, daß gegen die Partei der Pöbuche und daß gegen den Ehrgeiz der Soldaten-Häupter. Diesen Sclaven, die sich so eben von dem rohen Joche Spaniens befreit haben, erwuchs aus ihrer Emancipation nichts als eine gräuelvolle Anarchie; den seigen Lastern der in langer Sklaverei versunken gewesenen Seele gesellten sich nun noch die Laster einer unfreiheitlen Wildheit. Wie der Mensch, der durch lange Entbehrungen geschwächt, sich bei beginnender Genesung unmäßigen Genuß der Speisen gestattet, wieder in einen noch gefährlicheren Zustand zurückfällt, so fielen die Mexikaner durch die unverdauliche Freiheit in eine Demoralisation zurück, welche vielleicht erst durch den Verlust der Unabhängigkeit wieder gehellt werden kann.

Zwei Stirring geschickene Parteien schlagen sich um die Herrschaft, die Partei der Aristokraten und die der Liberalen, oder, um deutlicher zu sprechen, die Partei der im Amte stehenden Personen, welche ihre Stellen nicht fahren lassen wollen, und die Partei derer, die nichts haben, aber etwas haben wollen. Nur um einträgliche Stellen wird gerungen. Jeder will dem geliebten Vaterlande dienen, obgleich es dafür dankt; der Landbau, Gewerbfleiß, die Künste jeder Art und jedes die wahre Wohlfahrter des Landes fördernde Streben schmachtet unter gänzlicher Vernachlässigung. Dieser wunderbare Patriotismus geht so weit, daß Tausende bereit sind, die schwere Verantwortlichkeit eines Präsidenten, andere Tausend, die Gefahren eines Generals, wenigstens die eines Obersten n. s. w. zu übernehmen. Allein da das Vaterland nicht allen den Guten freundlich entgegenkommen kann, so muß es fliehen die Rache verschmähter Liebe dargestellt sein. Diejenigen, deren Dienste nicht angenommen werden, bewaffnen sich gegen die Wählen, wählten, und beide Factionen werden Anhänger. Die heilige Religion, die Freiheit des Vaterlandes, heißt es bei jeder Fahne, sei in Gefahr, die eine Faction nennt die andere Aristokraten und tauscht dafür den Namen Sanculotten ein, jede nennt aber ihre Gegner wenigstens Landesverräther und infame Brigands. Kaum 3 Monate sind nach seiner Verkündigung ohne eine solche patriotische Revolution gestiften; denn da die Ehre stets die angefochtenen Empörungen gehörig für seine Rechnung auszunehmen verstehen, so versucht sich jeder Militair vom General bis zum Korporal gern darin.

Auf folgende Weise geht man dabei zu Werke: Ein Sergeant z. B. hegt mit etwa 20 Mann in einem Städtchen und fühlt sich plötzlich an einem schönen Morgen so von Vaterlandsliebe begeistert, daß er seiner Indolenz plötzlich durchreißt und sich für ungeschickt hält, wenn oder Obersten zu dienen sich gedrungen fühlt. Nach angehörter Messe führt er seine Getreuen in eine Schenke, wo sie durch einige Libationen vorbereitet werden. Er nimmt einen heldenmüthigen und feierlichen Ton an und erklärt, das Gouvernement habe Paraguay so und so der Constitution verletzt, die Freiheit sei bedroht, die heilige Religion schon angegriffen; daß ihnen der Muth dazu aufzuwahrt bleib, die glorreichen Vorkagationen der Nation zu schützen, und daß er der Glücklichste sey, sie zu der edlen Unternehmung zu führen. Vivа! que viva! donnert es von den Lippen der Zechbrüder, man schwört mit dem Glase in der Hand dem Redner Treue und ruft ihn vorläufig zum Obersten oder General aus. Dieser ruft jetzt el muy ilustre ayuntamiento (die sehr erlauchte Municipalität) zusammen, die ohne Mühe sie den Anschlag genehmigt wird. Jetzt ein Gefangener! Man beräth sich berathschlagt, eine Proclamation an das Volk zu richten, die regelmäßig faft mit folgenden Worten anfängt. „Völker der Erde, seyd Zeugen von der Gerechtigkeit unserer Sache! Unsere Klagen sind bis zu Euch gedrungen; die Rechte des souverainen Volkes sind mit Füßen getreten, die heilige Freiheit ist angegriffen worden; aber ihr werdet bald erfahren, daß die tapferen Enkel Montezumas's das Joch der Sclaverei abzuschütteln wissen zc" Das sonderbarste dabei ist die schönen Dinge und kuß: Caxajo! es verdad! Vamos, caxajo! (Es ist wahr, laßt uns marschiren!) Der Pöbel, der nichts zu verlieren hat, läuft herbei, die Räuber-Hauptleute bieten ihre Dienste gern der heiligen Sache, man zieht in den Städten umher und öffnet die Gefängnisse, mit denen hochdreister Bevölkerung man sich verstärkt, und jetzt nimmt die zu 3 bis 600 Mann angeschwollene Bande den Namen Glaubens-Arme, Befreiungs-Armee oder sonst einen schönen Namen an. Sobald der Erfolg wahrscheinlich wird, fangen die Leute der Gegenpartei an, sich deräber zu begeben, und macht ein Ebel Mienе, der bestehenden Ordnung der Dinge noch nicht zu entsagen, so reichen einige 1000 Piaster hin, die Ideen der Revolution bei ihm in ein günstigeres Licht zu setzen. So schreitet man von Erfolg zu Erfolg, bis unter Leopoldi wirklich Oberst oder General ist und noch dazu in den öffentlichen Blättern der Retter des Vaterlandes genannt wird. So kommt es, daß jetzt M... einer der mächtigsten Generale ist, obgleich er vor einigen Jahren zu New-Orleans Seiltänzer war, und andere Häupter vor kurzem noch Straßenräuber waren. Daß auf diese Weise zur Herrschaft gelangte Machthaber bald wieder anderen Abenteurern Platz machen müssen, daß dabei die schimpflichsten Mittel ihr Spiel treiben, daß Dolch und Giftmeer Betrath die Hauptheld sind, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Diejenigen, welche die Revolution am glücklichsten benutzt haben, werden muchachos vivos (talentvolle Wurfche) genannt, und die Nation macht sich gar nichts daraus, daß unter ihren excelentissimos señores generales Menschen sind, die bei uns auf den Galeeren säßen.

Die Folge eines solchen Zustandes kann nur eine gänzliche Corruption aller Klassen der Gesellschaft sein. Raub und Meuchelmord werden selbst von denen ausgeübt, die sich gerne decente nennen, und zwar noch ungestraft als beim Volke. Es giebt keine Stadt, wo man nicht Leute umhergehen sieht, die 8 bis 10 Mordthaten auf dem Gewissen haben, aber von jenen Privilegien deshalb nicht minder geachtet werden; mit größter Gleichgiltigkeit hat man: „Den N. N. hat 10 Personen fiel kurzem abgetreten." Die Mexikaner sind mit allen Tugenden unbekannt, welche die Grundlage menschlicher Gesittung bilden; giebt man einem für ganz ehrlich gehaltenen Manne seine Sachen zur Aufbewahrung, so kann man sicher darauf rechnen, daß sie verkauft werden; der Mexikanische Freund leiht sich auf einen Augenblick, wie er sagt, die Uhr oder eine sonst werthvolle Sache von Fremden um verspielt sie. Solche Schelmenstücklichen darf man nicht einmal ernst laden, wenn man nicht sich lächerlich gehalten werden will. Der fremde Kaufmann hat auf Jahrmärkten kein anderes Mittel, die Waaren seiner Bude gegen das souveraine Volk zu schützen, als wenn er zwei reichbezahlte Soldaten daneben stellt; er selbst muß die Soldaten beobachten; Polizei und Stadtsregenten giebt es nicht. Von der Käuflichkeit der Richter, von der Unsicherheit der Landstraßen, von der Treulosigkeit der Diener wäre jedes Wort überflüssig. Um sich gegen Prozesse, Staats- und Landräuber zu schützen, thut der Fremde am besten, sich nie auf seine treuen Waffen zu verlassen.

Auf den Straßen begegnet uns jeden Tag der gräßliche Anblick einer blutenden Leiche, denn hier giebt man sich Dolchstöße, wie in anderen Ländern Faustschläge, und jeder will gelehrt Tage vor einem Menschen. Ja, um sich an den ehen Ermordeten versammelt sich ein Kreis von Dilettanten in der Kunst, den Dolch zu führen, und untersucht, ob die Streiche geschickt geführt wurden, so daß sie den Beifall der Kenner verdienten. Fragt Jemand, weshalb hier das Volk versammelt ist, so hört man die Antwort: „Nada es, señor, es una muerticida (es ist nichts, ein kleiner Todtschlag). Der Mörder giebt sich selten die Mühe, zu entfliehen, er läßt sich ruhig abführen, weil er weiß, daß er in einigen Tagen entlassen wird; und ist der Richter wider Erwarten sleeng, so bleibt dem Helden ja die Hoffnung, daß er bei der nächsten Revolution mit allen anderen Gefangenen seine Freiheit erhält, sich der Glaubensfahne anschließen kann und sich an seinen gerauchten Richtern rächen wird. Die Mexikanischen Gesetze vergessen so leicht kein Mal; so behaupten, das Mexikanische Blut sey zu edel, als daß man es so schnell opfere. Die Themis des Landes trägt kein Schwert, sondern einen Dolch.

Wir haben oben gesehen, wie die Revolutionen in Mexiko zu Stande kommen, wir wollen jetzt die Helden derselben näher betrachten. Die Soldaten sind hier das, was ehemals die Prätorianer zu Rom, die Mamelucken in Aegypten, die Janitscharen zu Konstantinopel waren, nämlich — Alles. Das Volk existirt nur gerade, um die Vortheile für die Kriege der Epauletten und läßt nur solche zum Präsidenten-Stuhl einnehmen; die Armee verfügt über Alles. Daß die Gemeinen von der Hefe des Volks genommen oder doch ergänzt werden, findet man vielleicht auch anderswo, wo, wenn auch nicht Sträflinge, doch solche, wie es in den jetzt belobten Fremden-Legionen häufig der Fall ist, die vor kurzem Sträflinge waren, zur Armee zugelassen werden. Die Offiziere müssen aber überall was wissen und sich mit Ehre benehmen; nicht so in Mexiko. Wenn ein Junge aus der sogenannten guten Familie zu dumm oder zu träge ist, die Rechte zu studiren, kann er, da Handel und Gewerbe verachtet sind, nichts Anderes werden, als entweder Soldat oder Mönch. Wählt er die Unisorm, so wird gleich ein Lieutenant daraus, da er ziemlich schreiben und lesen kann, um mit Glanz im Examen durchzukommen. Jetzt hält nicht jeder Lieutenant sich der tapfere Lieutenant schnell avanirt; denn bei der Revolution, welche doch innerhalb 5, 6 Monate ausbricht, verkauft er sein edles Schwert an die eine oder die andere Partei. Militairschulen giebt es in diesem Theil der neuen Welt so wenig wie bei den wilden Indischen Nachbaren, daher sordert man keine Kenntnisse von den Offizieren; die Generale selbst verstehen so wenig von der Militairwissenschaft, daß der Beste von ihnen von einem Unteroffizire aus Europa bestegt werden würde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Denkmal für Locke. Es ist gewiß ein sehr guter Gedanke, in den Räumen der Universität, wo die reifere Jugend zu Männern des Staates und der Wissenschaft heranzubildet werden soll, auch die Ehrenkentenmale derjenigen Staatsmänner und Gelehrten aufzustellen. Unerwartet sieht sich dann erst der Vortrag des Lehrers durch die stumme Statue unterstützt, die auf ein Lehrn voll Mühe, aber auch voll Lohn hinweist. So erinnern wir uns, einmal gelesen zu haben, daß in einem Vortrage, den der Professor Scherer kürzlich in Berlin über die großen Geister der Französischen Literatur hielt, seine pikante Hinweisung auf die in dem Auditorium aufgestellte Büste des ehrwürdigen Fenelon einen merkwürdigen und wohl auch nie wieder verlöschenden Eindruck auf das Gemüth seiner jungen Zuhörer machte. Und derselbe Gedanke ist es wohl auch, der eine Anzahl hochsinniger Locke und anderer reicher Leiten, die von dem Wildbauer Wellmarcht eine Maemor-Statue ihres großen Landsmannes Locke arbeiten ließen, bewogen hat, diese Statue in der neuen Londoner Universität aufzustellen, wo, wie man hofft, auch die Statuen Bare's, Newton's und anderer Heroen der Wissenschaft bald hinzukommen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Montag den 18. Juli 1836.

Frankreich.

Der Englische Royalist und der Bendeer.

Von Chateaubriand.*)

Das Englische Volk, hinter dem Hampden's und Jerton's aufgeschaart, hatte nichts von der Kraft des Volkes, welches mit den Mirabeau's und Danton's marschirte, dieses Volkes, das an der Gränze seine Pflicht glänzend erfüllte und die fremden Nationen an ihren eigenen Heerd zurückkrieb, dessen Flamme sie mit ihrem Blut auslöschten, als sie eben gehofft hatten, sich an unserem Feuer niederzusetzen und da den Wein unserer Rebengelände zu trinken. Im Ganzen genommen, ist das Volk immer ein Dichter. Verfasser und glühender Darsteller des Stücks, welches es spielt, oder welches man von ihm spielen läßt, versteht es selbst seine Ausschweifungen nicht sowohl aus einer angeborenen Anlage zur Blutgier, als vielmehr in dem Wahnsinn einer von Schauspielen, besonders wenn es tragische sind, berauschten Menge. Dies ist so wahr, daß bei den Volksgräueln immer etwas Ueberflüssiges vorkommt, was aus dem Hange zum Malerischen und Pathetischen hervorgeht.

So gab Bürgerkriege in England; aber gleichen sie wohl denen in unseren westlichen Provinzen? Selbst da, wo unser Volk sich mit eigenen Händen zerfleischte, war es noch erhaben. Doch betrachten wie zuerst den Englischen Landmann.

Die Sache Karl's I. und seines Sohnes weckte muthige Vertheidiger unter den Landesbewohnern. Der Pächter Pendrell oder Pendrill und seine vier Brüder haben sich einen herrlichen Platz in der Geschichte erworben. Es ist ein kleines Buch vorhanden, welches den Titel führt: „Boscobel, oder kurze Darstellung desjenigen, was auf dem denkwürdigen Rückzuge St. Majestät Karl's II. nach der Schlacht bei Worcester vorgefallen"; darin findet sich die Treue Pendrill's aufgezeichnet. Karl II., der am 3. September 1651 um 6 Uhr Abends, nach verlorner Schlacht, Worcester verlassen hatte, langte um 4 Uhr Morgens mit dem Grafen von Derby zu Boscobel an. „Sie pochten", heißt es in dem Bericht, „im Dunklen an die Thür eines katholischen Landmanns, Namens Pendrill, Pächter des Meierhofes von Whiteladies (zu den weißen Damen), der früher eine Abtei von Bernhardinerinnen oder Nonnen des Cistercienser-Ordens gewesen war und etwa einen Steinwurf vom Walde entfernt lag."

Der Landmann nahm seinen jungen König mit Gefahr seines eigenen Lebens auf. „Sogleich", fährt die Erzählung fort, „schnitt man dem Könige das Haar ab, färbte ihm die Hände schwarz, vergoß seine Kleider in die Erde und gab ihm statt deren einen Bauern-Anzug. Der König wurde in den Wald geführt; dort fand er sich allein an einem unbekannten Ort, einer Hippe in der Hand. An diesem Tage bekam Karl, des feuchten Wetters wegen, Miewanden zu sehen als Pendrill's Schwägerin, die ihm etwas zu essen und etwas zur Bedeckung in das Dickicht brachte. Da der König den Meierhof nicht verlassen durfte, weil noch einige Gefahr vorhanden war, so verbarg man ihn in einen Schlupfwinkel, der den katholischen Geistlichen zum Schutz gedient hatte, wenn sie heimlich die Messe lasen. Dieses Versteck befand sich in einem Gemäuer, welches Hobbal hieß und in Richard Pendrill, einem von William's vier Brüdern, bewohnt wurde."

Karl II. wollte sich nach London begeben, Richard Pendrill diente ihm zum Führer; sie mußten aber zurückkehren, weil alle Wege bewacht waren. „Der Kies, der dem König in die Schuhe drang, verwundete seine Füße, so daß sie bluteten, und die Nacht war so finster, daß Karl, zum Schritte von Pendrill, ihn nicht sehen konnte; er folgte ihm, von dem Geräusch geleitet, welches dieser seinen Trittfesten machten. Sie waren der Tagesanbruch in Boscobel zurück. Nachdem Richard den König in dem Gebüsch sicher gebogen hatte, sah er, ob nicht etwa Soldaten in seinem Hause wären; er fand aber nur einen Einzigen, und das war der Oberst Carless."

Hier wechselt ich mit dem Geschichtschreiber. Ich hatte einen Freund, der auch der Freund des Herrn Fontanes war; ich weiß nicht, ob er mir es in seinem Grabe Dank wissen wird, daß ich sein eines, reines Leben, das er ganz verborgen hielt, an das Tageslicht bringe. Es sind von ihm nur einige Artikel in verschiedenen öffentlichen Blättern erschienen, und ohne seine Namens-Unterschrift; unter diesen Artikeln befindet sich auch eine Abhandlung über Boscobel. Der Freundschaft sey es erlaubt, kurze Bruchstücke aus dieser Abhandlung hervorzuheben; sie werden bei Männern, die Gefühl für wahres Verdienst haben, das Wohlwollen erregen, daß dies die einzige Spur ist, die ein einsames, unbekanntes Talent auf dem Durchgange durch's Leben an dessen Ufer von sich zurückgelassen hat.

„Carless", sagt Herr Jouvert, „war einer der berühmtesten Anführer der Königlichen Armeen; er hatte an dem Tage von Worcester bis aufs Aeußerste gekämpft. Als er sah, daß Alles verloren sey, stellte er sich mit dem Grafen von Elmes und mit James Hamilton an einem der Thore der eroberten Stadt auf, um den Sieger aufzuhalten und sich der Verfolgung der Besiegten zu widersetzen. Er behauptete diesen Posten, den er sich selbst angewiesen hatte, bis er glauben konnte, daß sein Herr Zeit gehabt haben würde, sich zu flüchten und in Sicherheit zu bringen. Erst dann zog er sich zurück; er suchte an seinem eigenen Heerde eine Zuflucht, ohne zu wissen, was aus Karl geworden, und ob er ihn jemals wiedersehen würde; da führte das Schicksal ihn plötzlich in seine Nähe."

„Man kann sich die Freude bei diesem unverhofften Wiedersehen denken. Sie bewohnten nun zusammen jene berühmte Eiche, die nachher mit solcher Verwunderung betrachtet wurde, und die man dem Reisenden mit den Worten zeigte: „Dies war der Palast des Königs." Diese Eiche war so stark und so voller Aeste, daß zwanzig Menschen in ihrem Wipfel Platz gehabt hätten. Von Strapazen ermattet, bedurfte Karl der Ruhe; aber er wagte es nicht, sich auf diesem Baum dem Schlaf hinzugeben, und hätte er den Baum verlassen, so mußte er fürchten, erkannt zu werden. Zwischen den Aesten versteckt und wie über einem Abgrund schwebend, hätte ein Augenblick des Schlummers ihn hinabstürzen können. Carless war eine kräftige Natur; er übernahm es, bei dem Könige zu wachen. Dieser legte sich in seine Arme, stützte sich an seine Brust, und so von seinen starken Händen gehalten, schlief er in den Lüften ein."

„Welch ein rührendes Schauspiel, dieser Fürst in der Blüthe der Kraft und Jugend, vom Schlaf überwältigt wie ein schwaches Kind, mit der Sorglosigkeit dieses Alters dem Schlummer sich überlassend, inmitten so vieler Gefahren ruhig eingeschlafen in den Armen eines rauhen Mannes, eines Kriegers, der seinen einundzwanzigjährigen König mit aller Ausmerksamkeit und Besorgniß einer Mutter bewacht! So baden Plätze, Bäume, Wälder ihre Bestimmung wie der Mensch."

„Nach kurzer Zeit entfernte sich Karl von Boscobel. Als er sich eines Tages in einem Wirthshause saß und bezahlte und der Wirthin, die durch das Zimmer ging, den Rücken abwandte, sah der Kellner ihn ernsthaft an und erkannte den König. Dieser Mensch nahm ihn beiseit, bat ihn, mit in den Keller hinunterzukommen, füllte dort einen Becher mit Wein und leerte ihn auf das Wohl des Königs. Ich weiß, wer Ihr seyd, sagte er dann zu ihm, indem er niederkniete, und ich werde Euch treu seyn bis in den Tod."

Der Tod der Freund, den ich verloren, diese rührenden Scenen der Vergessenheit entreißen und ist dann dahingeschieden, um sich mit jenen Männern von ehedem zu vereinen.

Glaubt man nicht in dem Obigen eine Episode aus unseren weltlichen Kriegen während der Revolution zu lesen? Die Treue scheint eine von den Tugenden der alten christlichen Religion zu seyn; die Pendrills bewahrten den Kultus ihrer Vorfahren; sie hatten einen Schlupfwinkel, wo der Priester die Messe las, ihr protestantischer König fand dort eine unverletzliche Zuflucht am Fuß des alten katholischen Altars. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, war die Gräfin von Derby, die so tapfer die Insel Man vertheidigte und sich unter allen Bewohnern der drei Königreiche zu allererst der Republik unterwarf, aus der Familie der Latremoille's, und der Fürst von Talmont war eines der letzten Opfer der Jahre-der-Krieg.

Aber trotz dem Allen, kamen wohl die Holzschläger von Boscobel, in der Nähe der jetzt eingezäunten Königs-Eiche, kamen die Pendrill's wohl den Landleuten der Bendee gleich?

Eines Tages, es war im Jahre 1793, traf ich in London bei dem Geschäftsträger der Französischen Prinzen eine Menge Bertlustes von Contrerevolutionen. In einem Winkel dieses Hauses stand ein Mann von beinahe die vierundvierzig Jahre alt, den man nicht brachtete, und der selbst auf nichts sah, als auf einen Kupferstich, der den Tod des General Wolf darstellte. Sein Wesen fiel mir auf, und ich erkundigte mich, wer er wäre. Einer meiner Nachbarn antwortete mir: „Ich

*) Man würde sich irren, wenn man in den Kanal zur Literatur anzulaufen von Chateaubriand, dem auch obiger Artikel entnommen ist, nur literarische Schilderungen zu finden meinte. Der Verfasser kündigt vielmehr gleich in der Vorrede an, daß er seiner Einbildungskraft und allen Sympathien seines Herzens freien Lauf lassen wolle; seine Studien über Milton, dessen Charakter und Zeitalter sicherlich ihn natürlich auch auf die Englische Revolution, und von dieser auf die Französische, so entstand obige Vergleichung zwischen dem Landvolk Englands und Frankreichs in der Revolutionszeit.

Digitized by Google

nichts weiter als ein Landmann aus der Bendee, der einen Brief von seinen Obern überbringt."

Dieser Mann, der nichts weiter war, hatte Catelineau sterben sehen, den ersten General der Bendee, einen schlichten Landmann gleich ihm, dann Bonchamp, in welchem Bayard wieder aufstebt; ferner Lescure, der ein hübsches, nicht zugeknöpftes Hemd trug; d'Elbée, der in seinem Lehnstuhl erschossen wurde, weil seine Wunden ihm nicht gestatteten, den Tod stehend zu umarmen, und Larochejaquelein, dessen Andenken die Patrioten verstümmeln ließen, um den Konvent mitten unter seinen Siegen über Europa zu beruhigen. Dieser Mann, der nichts weiter war, hatte zweihundert Einwohnern und Wiedereinwohnern von Städten, Dörfern und Schanzen, siebenhundert Einzelgefechten und siebzehn regelmäßigen Schlachten beigewohnt; er hatte dreimalhunderttausend Mann Linientruppen, sechs- bis siebenmalhundertausend Mann Reservisten-Truppen und Nationalgarden bekämpft; er hatte fünfhundert Stück Geschütz und hunderttausendfünfzigtausend Flinten erbeuten helfen; er hatte sich durch die Höllen-Kolonnen, diese von Männern des Konvents beherbergten Brandstifter-Kompagnien, hindurchgeschlagen; er hatte sich mitten in dem Feuermeer bewegt, welches zu wiederholten Malen seine Wagen über die Gebäge der Bendee hinwälzte; er hatte endlich dreimalhunderttausend Herkuleische des Pfluges Gewohnten seiner Arbeiten, umkommen und hundert Quadrat-Meilen eines fruchtbaren Landes sich in eine Wüstenei verwandeln sehen.

Die beiden Frankreichs trafen auf diesem Boden zusammen, den sie zur Einöde machten. Alles, was noch an Blut und Erinnerung von dem Frankreich der Kreuzzüge übrig geblieben, kämpfte gegen das, was von neuem Blut und neuen Hoffnungen in dem Frankreich der Revolution war. Der Sieger fühlte die Größe des Besiegten: Thurot, der General der Republikaner, erklärte, „die Bendeer hätten sich in der Geschichte auf den ersten Rang unter den militairischen Völkerschaften gerechte Ansprüche erworben." Ein anderer General schrieb an Merlin von Thionville: „Truppen, von denen solcher Frangelon geschlagen worden sind, können sich wohl schmeicheln, alle andere Völker zu besiegen." Dasselbe rühmten die Legionen des Probus in ihren Gefängen von unseren Vätern. Bonaparte nannte die Kämpfe der Bendeer Gigantenkämpfe.

In dem Gedränge des Sprachzimmers war ich der Einzige, der mit Bewunderung und Ehrfurcht auf den Repräsentanten jener alten Jacques blickte, die, während sie das von ihren Herren ihnen auferlegte Joch zerbrachen, doch zugleich auch den Angriff der Fremden unter Karl V. zurückschlugen. Es war mir, als sähe ich ein Kind jener Gemeinden aus der Zeit Karl's VII., die mit dem kleinen Provinzial-Adel zusammen Fuß für Fuß, Furche auf Furche, den Boden Frankreichs wiedereroberten. Er hatte das gleichgültige Wesen eines Wilden; sein Auge war grau und sein Blick unbiegsam mit eine Eisenklinge; seine Unterlippe zitterte über sein zusammengepreßtes Zähnen; sein Haar fiel ihm wie erstarrte Schlangen, die aber jenen Augenblick bereit sind, sich aufzurichten, vom Haupte herab; seine Arme, die er an den Seiten herabhängen ließ, theilten ungehemmt, von Säbelhieben zerfetzten Fäusten eine nervichte Geschütterung mit; man hätte ihn für einen Wettschwimmer halten können. Seine Physiognomie bezeichnete seine künftige Rolle: Mann, Bayard die Energie des Chevaliers von Dieuß sie Innerlichkeit des Ihren gewidmet, die dieser Natur sonst widersprechen: die naive Treue des Vasallen und der einfache Glaube des Christen mischten sich darin mit der rohen piedzüchen Unabhängigkeit, die gewohnt ist, sich selbst zu achten und sich selbst Gerechtigkeit zu schaffen. Das Gefühl seiner Freiheit schien in ihm nur in den Verwüstion von der Kraft seiner Hand und von der Unverbrüchlichkeit seines Versprechens zu beruhen. Er war eben so still wie der Löwe, er gebrerdete sich wie der Löwe, gähnte wie der Löwe, lehnte sich auf die Seite wie der Löwe, wenn er Langeweile hat, und träumte offenbar von Blut und Wältern; sein Gewerbe war ein Gewerbe des Todes. Was sie Männer in allen Parteien waren die Franzosen damals, und was sie ein Geschlecht sind wir jetzt! Aber die Republikaner hatten die Prinzip in sich, in ihrer Mitte, während das Prinzip der Royalisten außerhalb Frankreichs war. Die Bendeer schickten Deputirte an die Verbannten ab, die Riesen sandten zu den Zwergen und ließen sie um Aufklärer bitten. Der Landmann, den ich hier als Boten sah, hatte die Revolution an der Gurgel gepackt und hatte greuseu: „Kommt herein, stellt Euch hinter mich, sie wird Euch nichts anhaben, sie wird sich nicht rühren, ich halte sie fest." Aber Niemand wollte kommen; da ließ Jacques Bonhomme die Revolution los, und Charette zerbrach seinen Degen.

Bibliographie.

Simon. — Roman von George Sand.
Le fagrant délit. — Roman von Jules Lacroix

Mexiko.

Die Vereinigten Staaten der Republik Mexiko.
(Schluß.)

Der tölpelhaftrste Bauersohn aus der Bretagne würde sich über die Ungeschicklichkeit und plumpe Haltung dieser nur dem Namen nach für Offizierer geltenden Herren lustig machen. Sie sind gewöhnlich klein, kästlich, klatternarbig und abschrulich in ihrer ganzen Person. Diese natürliche Anmuth wird durch ihre lächerliche Tracht noch um vieles verunziert. Die Epauletten hängen auf die Brust herab, so groß sind sie; der Rock ist offen und giebt Gelegenheit, ein Hemd zu zeigen, welches seit mehreren Wochen die Waschfrauen zu haben schreint; zu diesem Anzug gesellt sich noch ein breitgeklämpter runder Hut. Das ist die gewöhnliche Uniform; an Gallatagen sieht es ganz anders aus; sie tragen dann einen ungeheuren dreieckigen Hut, auf welchem ein so langer Federbusch ist, daß brides die Länge von 4 Fuß erreicht, während das Verbinden unter diesem Thurm höchstens 4½ Fuß hat. Die Kokarde hat die Größe eines Tellers; die Degenkoppel hat an 6 Fuß. der Handdrazen erhebt sich mehrere Zoll über die Ränder der Kravatte und läuft vorn in starken Spitzen aus. Wer das Glück hat, den Söhnen des Mars näher zu kommen, der entdeckt eine Summe von etwa 30 Härchen unter der Nase und hört, daß diese Schnurrbart heißen. Ihre Uniform ist geschmacklos mit Gold überladen, ihr Waffen, ihr ganzes Benehmen ist wahrhaft possierlich. An Subordination ist nicht zu denken; der Lieutenant klopft seinem Obersten auf die Schulter und liegt mit ihm traulich in demselben Zimmerlein. Zum Manöver sind sie nicht zu bringen; mit den Geschäften ihres Standes demühren sie sich allmals und vertieren ihre Zeit in den Häusern der Frauen und der Spiele, wo sie häufig nicht nur das ihren erhaltene Sold, sondern auch ihre Waffen und das Geld und Silber ihrer Uniform verspielen. Der Sold wird sehr unregelmäßig ausgezahlt, weil die señores officiales gewöhnlich ihrer Beutel haben; oder es giebt doch Mittel für die Offizierer, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Der Kommandant nämlich verkäuft das Regiment, indem er dessen Kasse für sich in Besitz nimmt und sie giebt's bei der Kasse der Kompagnie und bei ihrer kleinweisen Theilung. Die Unteroffiziere haben noch andere Erwerbszweige; sie leihen sich von den Soldaten Geld, und wenn diese es wiederforderm, wird ihnen mit der Spießruthe beim ersten Fehler, den sie machen werden, gedroht. Die Generale haben jährlich die zwei Revolutien, sich bei der periodischen Revolutionen zu verkaufen. Im Jahre 1832 kaufmandirte der General Valencia die Truppen der Regierung; er hatte sie bereits für die große Summe von 2500 Piaster verkauft, als er sich und seine Truppen an Santana, welcher damals die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, für 20,000 Piaster. Nachdem der Handel geschlossen war, brachte man Valencia 12,000 Piaster auf Abschlag; allein er verspielte die ganze Summe noch denselben Abend. Er ließ Santana sagen, daß er die 8000 Piaster Rest noch heute haben müsse, sonst würde er sich hinter zu Fahne der Regierung zurückziehen. Da sein Fall dem damaligen Präsidenten Bustamente den Todesstoß versetzen mußte, so beeilte sich der nach der Präsidentschaft haschende Santana, die Forderung zu befriedigen. Wir haben dies Alles aus dem Munde des Agenten selbst, der den ehrlosen Handel geleitet hat. Auf die Tapferkeit kann man von der oben geschilderten Moralität und Kenntniß der Offiziere schließen. Die spanischstämmigen Mexikaner sind von den hervorragendsten und finden in Ihr Europäischen Mängel, schwerlich aber giebt es noch eine Armee in der Welt, die solchen Widerwillen gegen Pulvergeruch und Bivouaglerien hat.*)

Da kein fremer Mexikaner Soldat sein will, sondern General oder Oberst, und nur die Strafinge dazu verurtheilt werden, so sind die Regimenter nur vollzählig; 7 bis 8000 Mann machen die ganze Armee aus, aber diese Zahl ist nie vorhanden. Ich habe 2000 Offiziere eingeschrieben, die entweder Sold oder Halbsold empfangen.

Der Krieg wird auf eine ganz eigene Weise geführt. Jede Partei vermeidet, so lange es geht, den Angriff, weil, wie diese beschreene Generale sagen, dies die Kriegsweise Napoleon's war, und weil — — — „das Mexikanische Blut zu kostbar ist." Kommt man endlich zum Treffen, so hat die Partei die Wahrscheinlichkeit des Sieges, welche die ersten 30 Toise zählt. Sobald so viele gefallen sind, wird das ganze übrige Blut allgemein. Beim Treffen von Gallinero floh ein Oberoffizier 30 Toises in 24 Stunden; er kam außer Besinnung in seiner Wohnstadt an, aber die Furcht vor den Feinde hatte ihm dermaßen den Kopf verwirrt, daß er vor seinem Hause verübereraste und an anderen Ende der Stadt an eine Kirche klopfte, die er für sein Haus hielt. Gewöhnlich werden die Gefangenen von den Offizieren selbst durchbohrt, weil diese sich wegen der erlittenen Todesfurcht rächen wollen.

Wir nehmen jedoch diejenigen Veteranen achtungsvoll aus, welche tapfer und ehrenvoll gegen die Spanier gefochten und der Freiheit die größten Dienste geleistet haben. Diese Braven aber leben in gänzlicher Zurücksetzungenheit, wo sie die Verwerfenheit ihres jetzigen Vaterlandes bereuen.

In den feigen Problemen der jetzigen Emporkömmlinge gehört der piratenpriester Santana, der gegenwärtige Präsident (jetzt in Gefangenschaft der Texianer), den Manche in Europa fälschlich für einen zweiten Bolivar halten. Intriguen anzuspinnen verstebt er so gut wie der Alt-Spanische Dunowrrez C....., aber er hat seinen Ruhm von treffen verschiedenen Malen durch unmännliche Grausamkeit erlangt. Er wurde zu Jalapa vom General Rincon geschlagen, zu Vera-Cruz von Calderon, zu Coralsolse, zu Purbla endlich in der neuen Schlacht. Verderben durch die Ungeschicklichkeit seiner Besieger. Er ist es eigentlich, der die wiederkehrenden Revolutionen in seinem unglücklichen Vaterlande zur Gewohnheit macht. Gegen seinen Vorgänger Iturbide richtete er die erste. Er wußte sich den unverdienten Namen eines guten Feldherrn durch einen vorgeschützten Sieg über die Spanier zu Tampico zu verschaffen, obgleich er dort total geschlagen und nur durch den verbeistehenden Texan von der Rothwendigkeit, zu kapitulieren, gerettet wurde. Barradas unterlag, weil er nur krank, das Klima nicht gewohnte Soldaten, verrätherische Nachrichten und Mangel an Erdensmitteln hatte. Santana's Unfähigkeit gleichen nur noch sein Ehrgeiz und seine Schamlosigkeit, womit er der Uebertäufer von einer Partei zur andern war. Er gab sich den Mönchen und Aristokraten hin, in der Hoffnung, zum Kaiser erklärt zu werden. Vor kurzem pflanzte er die Fahne des Föderalismus auf; jetzt gefällt er sich wieder in dem Namen: „Wiederhersteller der Religion und Beschützer ihrer Diener." Die profanen Mexikaner nennen ihn den Mexikanischen Mars und sehen ihn über alle

*) Die allermerkwürdigste Erfindung in Texas, wo 1200 Mexikaner gegen 30 Texianer eine so schimpfliche Niederlage erlitten, verhaftete ohne Lebensstrafe, auf Ehrenwort, um so mehr, wenn man weiß, daß die Nord-Amerikaner, aus denen die Armee zu Texas größtentheils besteht, auch nicht sonderlich Waffenfreunde sind.

Digitized by Google

Rußland.

Ein Blick auf Odessa.

Das südliche Rußland mit seinem großen Flächenraum und seinem vortrefflichen Boden unter dem schönsten Himmelsstriche, der die Produkten jeder Art von Getraide, so wie der Oel-, Farbe- und Medizinal-Pflanzen begünstigt, kann von allen seinen Klima angewiesenen Erzeugnissen viel mehr liefern, als es sie seit selbst bezieht. Wie zum Beispiel von Kanarigi beschränkte es sich auf nur einige Weinsorten. Nach Abschluß desselben wurden allmälig immer größere Quantitäten Waizen auf Taganrog und Eberson verschifft. Nach dem Frieden von Jassy wurden diese Verschiffungen bedeutend lebhafter und zwar eine geraume Zeit lang aus Odessa. Bekanntlich aber ist der Getraidehandel sehr unsicherständig, und daher krankelte der Russische Handel am Schwarzen Meer, bis die Verwaltung der Neu-Russischen Provinzen dem Grafen Woronzoff übertragen ward, der es verstand, auch sie andere Gegenstände Nachfrage und Production ins Leben zu rufen. Diese Thatsache bedarf keiner Beweises jetzt deutlich man aus den Häfen des Schwarzen Meeres Hanf, Flachs, Hanf und Leinöl, Leinsaat, Talg, Wachs, Leder, Kupfer, Leinwand, Segeltuch, Tauwerk, Vorstoffe, feinen Spirituosen, Butter, Käse, Salzfleisch, Welle u. s. w. und noch Vieh wird dahin zusammengetrieben und gesetzt.

Odessa, ohne seinen Freihafen, würde jetzt noch nicht halb so bedeutend seyn und nicht den sünften Theil seiner gegenwärtig, der lebenden Kapitalien besitzen, und folglich auch nicht genug Käufer für Russische Produkte, ohne besondere Aufschläge. Die seinen müßte entbehrt werden, als auch die rohen betrauf. In Folge des Freihafens sind die Pachten für Ländereien in den südlichen Theilen des Kreuschen und Podolischen Gouvernements bedeutend gestiegen; auch Kremenschtug hat sich sehr gehoben, so wie Poltawa. In eine ähnliche Kategorie mit Odessa hat sich in kommerzieller Hinsicht Kertsch gestellt, seitdem dort eine Quarantaine-Anstalt und ein Zollamt errichtet ist, so daß der südwestliche Rußland ernährt den Handel von Odessa, und das südöstliche den von Kertsch.

Die von gleichen Stämmen bewohnten Gouvernements Tschernigow, Poltawa und Chatelow bilden, seitdem sie unter einer und derselben Verwaltung vereinigt wurden, eine der besten Landstrecken Rußlands mit 3 Millionen Bewohner. Diese Pflanzschule der Volksvermehrung, die im Laufe von 130 Jahren Mrer Rußland, Kaukasien, die Lombardei am Don und am Schwarzen Meer, so wie einen Theil der südlichen Provinzen von Groß-Rußland bevölkerte und dabei seine eigene Bevölkerung verdreifachte, verdankt eine solche Vermehrung der Population ihrem Grund und Boden, ihrem Klima und der Lebensweise ihrer Bewohner, die in kleinen Familien zusammen leben. In Groß-Rußland bleibt von 3 Mädchen eine im Hause, und es ist selten, daß zwei Frauen sich vertragen. In Klein-Rußland z. B. wohnen die Mutter und Frau in einer Hütte wohnen, muß letztere gebietenderin im Hause bleiben und sich den ganzen Tag mit der Küche und der innern Wirthschaft beschäftigen; dasse nähet sie auch ihre Kinder selbst und hat sie immer unter Augen. In Groß-Rußland sitzen das zu Hause gebliebene Weib die Kinder vermittelst Hörnchen.

An den Ufern des Schwarzen Meers, wo keine billiger als in ganz Europa und in allen Russischen Städten. In dem südlichen über der Krimm leben reiche Leute, die zu ihrem Vergnügen und zum Besten des Vaterlandes Millionen ausgeben; durch sie veranlaßt, zieht sich auf einer fehler nicht zu passierenden Küste zieh eine bequeme Chaussée hin und verbindet 130 Werst lang eine Reihe reizender Städte, wo man schon reife Kirschen sieht, wenn diese Früchte auf den Berge, in Gemüsegärten, nur erst zu blühen anfangen; wo der Lorbeer üppiger emporschießt, als in Konstantinopel, und wo bereits viele gebildete und reiche Leute wohnen. Um nach der Krimm zu gelangen, braucht man nicht mehr den weiten und langweiligen Weg durch die Steppe über Perekop zu machen: man reise über Odessa, wo man die 7 Meilen gegen auf einem schönen Dampfboot ankommt, welches innerhalb 12 Stunden, d. h. die 7 Uhr Abends, den Reisenden längs der südliche der Krimm nach Jalta bringt, wo ihn ein schöner gezaumter Gasthof erwartet. Auf die nämliche Weise bringt ihn ein Dampfboot nach Otessa zurück, wo er bei einem milden Klima alle Genüsse einer gesitteten Residenz vorfindet und unter Anderem öffentliche Bäder aus einer Europäische Stadt vorfindet und unter Anderem öffentliche Bäder aus einer Europäische Stadt vorfindet und ist sich vereinigt, nämlich zu höchst billigen Preisen alle Arten fremder und einheimischer Produkte, eine Menge von Obstplantagen und von Gebäuden des Archipelags und Konstantinopels, welche vermittelst der Dampfschiffahrt in Odessa zu Markte kommen, als wie von nahbelegenen Dörfern. Alle Russische Naturmittelstoffe, zu den gewöhnlichen wohlfeilen Preisen des südlichen Rußlands, so wie die vortrefflichsten Wollstoffe, Persische, Austern, Kaviar, kann man dort zu den billigsten Preisen kaufen.

Was alle Arten von Luxus-Gegenständen betrifft, so bietet der Freihafen Alles dar, was man nur wünschte; Französische Weine z. B. sind dort wohlfeiler als in irgend einer Französischen Stadt; Zucker und Kaffee kann man bald so wohlfeil haben, als in Petersburg; die besten Pariser Schneider und Modehändlerinnen sind da, um Maaß zu einem Kleide von gelfeinem Zeuge zu nehmen; vortrefflliche Restaurationen servieren eine Tafel mit Russischen, Französischen, Italiänischen, Englischen und höchst schmackhaften Griechischen Fasten-Speisen, Alles gewürzt nach das attische Salz der Unterhaltung eines gebildeten aus allen Nationen Europa's zusammengesetzten Publikums. Jeder ausländische Kaufmann ist mehr oder weniger gebildet, und es giebt deren Tausender in Odessa. Es ist durchaus nicht gezen den guten Ton, in Restaurationen zu essen, die häufig von den angesehensten Bewohnern der Stadt und von einer großen Menge von Adligen besucht werden, die nach Odessa kommen, um ihre Produkte zu verkaufen. Verkäufe von Negozianten abzuschließen, Seebäder zu nehmen, künstliche Bäder

Digitized by Google

Feldherren unserer Zeit; die Jesuiten nennen ihn den Gideon, den Makkabäus und natürlich den David, den Gott gesandt hat, die heilige Stadt wieder aufzubauen. Es steht schon auf dem Altären bin, welchen diese für ihn aufrichten wollen, behandt sich vom Weihrauch, den ihm Mönche und Aebtissinnen streuen, und läßt sich von Letzteren auch in den Harem des Herrn führen. Sein Privatleben ist nicht besser; der Bastard eines Spaniers, hat er nicht einmal die Erziehung der gente decente empfangen. Er brachte seine Jugend in verächtigen Häusern zu, wo er sogar einen Theil seiner Zeit zum Unterhalten zubringen wußte. Bei seiner Leidenschaft für Spiel und Weiber zog er sich aus seiner Geltnoth durch Mittel, die bei uns zu den Galeeren führen; aber die Mexikanische Justiz war deshalb nachsichtig, und wegen Gaunereien vom Regimente gejagt zu werden, ist bort nicht Sitte.

Wie er von seinem bevorstehen Ich denke, mögen folgende zwei Thatsachen lehren. Schon vor zwei Jahren hatte er wünschte ein ausgezeichnetere Beite ihn zu leben. Der General empfing ihn auf einem Balken, von wo aus man die ganze Stadt überschauen konnte. „Hier", sagte er, „gleiche ich meinem Ebenbilde Napoleon im Kreml." Nach dem Treffen bei Zacatecas sagte er naiv: „Man spricht so viel von Marengo; aber jene Schlacht hält keine Vergleichung mit der von Zacatecas aus." Dieser unseres Napoleons, wie ihn selbstgefällig seine Landsleute nennen, wütete in Europa seine Grausamkeit zu sühlen bekommen. Nie findet man Santana Napoleon über einem Buche; er erklärt unbefangen, sein natürliches Genie könne durch Bücher und Unterricht nicht vergeßtern werden. Das Lieblings-Vergnügen Seiner Excellenz sind Hahnenkämpfe; allein er bezahlt nicht, wenn sein Hahn besiegt wird, daher mag seiner mehr mit ihm eine Wette eingehen. Geiz adelt auch zu seinen Tugenden.

Nach unserer Schilderung der jetzigen Lage der Republik und ihrer Oberhaupts wollen wir einige Blicke auf die Lage der Fremden in Mexiko werfen. Wir knüpfen hieran die Hoffnung, daß, durch unsere Wahrheiten bewogen, vielleicht mancher Europäer sich noch einmal besinnt, ehe er sein Glück in den Süd-Amerikanischen Republiken sucht. Der Mexikaner selbst ist den Fremden nicht gehässlicher, als was Bosheit an Gift und an den Küsten. Der Haß gegen Fremde ist bei allen Klassen gleich glühend. Beschimpft, beraubt und ermordet zu werden, muß er bei jedem Schritte fürchten. Der anfässige Mexikaner verfolgt ihn auf der Straße mit Steinen und mit dem Rufe: „Tod dem Fremden!" Die Vornehmen werfen zwar seltener Steine, aber sie dingen den Pöbel dazu. Die Spanier haben das Volk glauben gemacht, daß alle Europäer, außer Spaniern, Ketzer und Hunde seien, daß man sie füglich verabscheuen und außer aller Berührung mit ihnen bleiben müsse. Der Glaube besteht noch heute in seinem gräßlichen Vollgewichte.

Zu einem Franzosen sagte ein Mexikaner: „Ihr Fremden habt nur die Frauen und die Hunde für Euch." Sehr wahr, und wer wird den Geschmack der Frauen tadeln, mit welchen sie wohlgebildete und gebildete Europäer dem klebrigen Mexikanischen vorziehen? Wer wird darüber zürnen? Die Priester pedigen heftig gegen den unreligiösen Geschmack der Frauen; allein die liebenswürdigen Kleinen mit blauen Augen und blonden Köpfchen sind Zeuge, daß das sinchterliche Anathema der Priester nicht ganz wirksam ist. Aber diese Vorliebe der Frauen entschädigt nicht für die Gefahren, denen der Fremde täglich ausgesetzt ist, und die so gros sind, daß eine Sicilianische Ader dazu gehören, um das Land lieben zu können. 1833 wurde eine Französische Familie auf ihrem Pachtgute bei Puebla unter den kannibalischsten Mißhandlungen ermordet. Die aus 9 Personen bestehende Familie hatte nicht den geringsten Anlaß zur Klage gegeben, aber sie waren Fremde, daher fühlte ein Mönch 2 bis 300 Ausrüstige gegen sie und ermordete selbst die Mexikanische Dienerschaft, weil sie den Juden Thune aller Fremden gedienet hatte. Um dieselbe Zeit wurde ein Engländer, der in Pöbel ins Gefängniß gesetzt worden hatte, von der Hand eines Obersten im Gefängniß ermordet. Kurz vor meiner Abreise hat man bei Arapulco 5 Fremde ermordet. Bei der glorreichen Einnahme von Zacatecas unter Santana zeigte sich die verwerfene Feigheit der Mexikaner im schmählichsten Lichte. Die Soldaten des rebellenen Generals riefen bei ihrem Einzuge das gräßliche „Tod den Fremden!" aus, wo sie deren alle, deren sie konnten, und es waren sehr viele zur Beerdeitung der Minen dort. Einer jungen Französin trafen die Elenden den Bauch auf, indem sie schrieen: „Laßt uns hören, wie finden gewiß einen kleinen Juden darin, den wir den Hunden vorwerfen können." Besonders verloren viele Englische Damen dabei ihr Leben, und die Nichtswürdigkeit blieb ungestraft, weil der erwähnte General selbst ein Beispiel gab, wie man in der Volks-Versammlung den das alte Europa verdöhnt. Einer der Patres conscripti des Senats sagte neulich: „Während das alte Europa täglich mehr stirbt und seinem Untergang zueilt, wachsen unsere jungen Republiken im Schatten der Freiheit." Der Held von Zacatecas sagte nach dem Kampfe bei dieser Stadt zu einem fremden Konsul: „Ihr seht jetzt, was wir vermögen, wir fürchten vor Niemand in der Welt; wenn wir unseren unbarmherzigen Nachbarn, den Amerikanern, eine derbe Lection geben, und dann den stolzen Engländern." — „Denken Sie nicht", sagte Jener, „den Russen und Franzosen auch Mores zu lehren?" — „Diese sie vielleicht", sagte S., „für jetzt sind sie noch allzu strafbar gegen uns" Daß Frankreich und Rußland sich bluten mögen! Es könnte el immortal Santana über den Trümmern beider Reiche sein Siegesfest feiern und das alternde Europa unterjochen; denn in der That, die furchtbare Marine der Republik besteht — — aus einer Goelette von 6 Kanonen.

Digitized by Google

wasser zu trinken oder die Kujalnikjischen Schlammbäder zu gebrauchen, die den Krimmschen gleich kommen und vielleicht für rheumatische Kranke nützlicher sind, als die heißen Quellen des Kaukasus; dabei fehlt es nicht an Aerzten, deren Zahl sich auf 30 bis 40 erstreckt. Abends besucht man die Italiänische Oper, die nicht schlechter ist als in vielen Residenzstädten. — Die Bewohner von Odessa können bei der bequemen Einrichtung der Dampfschiffahrt die Villa's an der Südküste der Krimm wie ihre zur Stadt gehörigen Landsitze betrachten, indem sie, am Sonnabend dahin fahrend, übrigenfalls am Montage wieder zu ihren Geschäften zurückkehren können. Nur verstehen die Krimm-Tataren die Bewohner der südlichen Küste der Krimm sich zu nutzbaren Bewohner Odessa's anzusehen. Uebrigens sind auch schon die Landsitze bei Odessa so angenehm, daß ihre Besitzer sie ungern verlassen, und es giebt keine Europäische Früchte, die sich für Odessa's Breitengrad eignen, die man dort nicht auch finden sollte, und zwar zunächst, weil es keinen Europäischen Staat giebt, aus welchem nicht irgend Jemand in dieser Stadt angesiedelt ist, der natürlich sich für seinen Garten die besten Früchte- und Wein-Gattungen seines Vaterlandes hinkommen läßt. Früher war Odessa nur eine Stadt des Handels und der Geschäfte; aber jetzt ist es ein Aufenthaltsort, den sich viele vornehme und reiche Leute aus ganz Rußland zum Wohnsitz auserwählt haben, um ihr Leben auf eine angenehme Weise zu genießen. Odessa besitzt fast alle Handwerker, sowohl für Gegenstände des Bedürfnisses als des Luxus, doch giebt es hier noch zu wenig Wagenbauer und nur eine unbedeutende Eisengießerei, während bei der Wohlfeilheit der Steinbrüche und der Leichtigkeit, das rohe Material zu bekommen, eine große Anstalt dieser Art sehr vortheilhafte Geschäfte machen würde. Die beschwerliche Einkehr und die Vorurtheile der Provinzialstädte kennt man in Odessa nicht; jeder lebt wie er will.

Nicht die Natur, sondern die Hunnen drängten den Slawischen Stamm von den Ufern des Schwarzen Meeres nach Norden und Westen hin; jetzt aber, wo ihm kein Hindernis mehr im Wege steht, strebt er sich dort wieder an, begünstigt vom Klima, von schiffbaren Strömen und von Meeren, die das südliche Rußland mit der ganzen Welt in Verbindung setzen.

Das Armenische Land bietet den Kapitalisten die beste Gelegenheit dar, ihre Kapitalien für sich und ihre Nachkommen vortheilhaft anzulegen. Vor 30 Jahren dort angekaufte Ländereien sind jetzt doppelt so viel werth, und an der Südküste der Krimm stieg der Preis des Grund und Bodens von 20 Rubel Bco. Aff. die Dessätine bis auf 3000 Rubel, und zwar nicht in Folge der Lanie reicher Leute, sondern wegen der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's.

Bei der, auf diesem engen Landstrich rasch zunehmenden Bevölkerung bedarf es keiner fremden Kolonisten, mit Ausnahme einzelner, die als Muster für den Ackerbau, für Fabriken und für Manufakturen dienen können. (C. U.)

Bibliographie.

Geschehenes und Nichtgeschehenes. Vom Kosaken Wladimir Lugansky. Russische Sagen.

Ueber den Charakter der Volksleider der Slawen jenseits der Donau. Von Jurji Venelin.

Michaila Wassiljewitsch Lomonossow. Von Xenophon Polewoi.

Geschichte der Gründung und Eröffnung des Kaiserlichen Moskowitischen Findelhauses.

Geschichte der Kriegszüge in der Asiatischen Türkei in den Jahren 1828 und 1829.

Wörterbuch für Seeleute. Vom Admiral A. Schischkow.

Aegypten.

Die Geschichtsbildung der alten Aegypter.

Nach den gemalten Portraits zu urtheilen, die man auf den verschiedenen Denkmälern Aegyptens findet, war das alte Aegyptische Stein kupferfarbig, wie die heutigen Bewohner der Nordküste Afrika's. Dies bestätigen auch die aufgerollten Mumien. Die Aegyptische Physiognomie hatte, wie gleichfalls Mumien und Bilder lehren, überhaupt folgenden Charakter: eine sanft gebogene Nase, dicke Lippen, großes Kinn, die äußeren Augenwinkel etwas aufwärts gebogen, große Augenlieder. Das Haar breiter Geschlechter war schwarz, rauh und lang, zuweilen auch kraus, aber niemals wollig, wie Negerhaar. Dann und wann zeigen die Figuren auf Aegyptischen Denkmälern etwas der Neger-Race Analoges: dies darf uns aber nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die Herrschaft der Aegyptischen Pharaonen, sowohl von Theben als von Memphis, über das heutige Nubien und Abyssinien und folglich bis zum Negerlande sich erstreckte; es konnte also wohl eine gelegentliche Vermischung beider Racen stattfinden.

Mehrere von den auf alten Denkmälern dargestellten Königinnen und Prinzessinnen Aegyptens sind vollkommen schön; doch haben ihre Gesichter immer ein unterscheidendes Merkmal, das die Genauigkeit der Zeichnung bekundet: ein Ensemble des Aussehens, von dem sich keine Definition geben läßt, das man aber rein Aegyptisch nennen kann. Oft zeigen sie ein Nubisches, aber niemals ein Neger-Profil. Die Physiognomie der Tochter Amenophis des Ersten wird durch den Abyssinischen Ausdruck des Mundes entstellt, obgleich der obere Theil des Gesichtes schön ist. Dagegen hat ihr Vater, der in der Hirten-Dynastie vertrieb und Aegyptens ganze Verfassung stürzte, die Züge eines echten Hyrcs.

Man hat oft behauptet, daß Memnon ein Neger gewesen sey: Rosellini und Champollion lehren uns indessen „schönsten der Männer der Troja, nächst Achilles“ als einen Halb-Neger kennen; denn seine Mutter erscheint, wo sie nur immer dargestellt ist, an Farbe und Linearmenten als echte Negerin, und Memnon selbst, obgleich, wie bemerkt, nur ein halber Neger, hat viel mehr Negerartiges in seinem Gesicht, als die ganze Reihe der eingebornen Aegyptischen Prinzen. An den Wandgemälden der Aegyptierinnen aus Königlichem Blute ist es auffallend, daß die meisten derselben nicht das kupferbraune Gesicht der Personen männlichen Geschlechts, sondern einen glänzend olivenfarbigen Teint haben, der vielleicht gewissen Schönheitsmitteln sein Daseyn verdankt. Wenn man indessen den Frauen des großen Sesostris wie seine Favoritin Ikenofer (oder Nofre-ari) immer mit diesem goldenen Oliven-Teint dargestellt, während Botoniathe, seine andere Frau, bald olivenfarbig, bald mit der natürlichen Aegyptischen Kupferfarbe gemalt ist. Sowohl Rosellini als Champollion liefern uns lebensgroße Abbildungen beider Frauen, die sehr genau übereinstimmen. Botoniathe hat keine große Aehnlichkeit auf Schönheit, aber einige Portraits der Ikenofer sind ausgezeichnet schön. Ohne Zweifel vergötterte der große Eroberer die Letztere um ihrer Reize willen; denn sie findet sich oft in Jysambul mit den Attributen der Göttin Athor oder Venus dargestellt. Einmal erscheint sie auch als Anuki, die Vesta Aegyptens und die Mutter der Götter, und ihr hoher Gemahl bietet ihr Weihrauch. In dem Spese der Ruhe sitzt Sesostris mit den Attributen des Ammon oder des Diabolischen Jupiter neben seiner vergötterten Gemahlin, und vor Beiden steht Sesostris als Mensch und huldigt seinen eigenen Götterbilde. Die Portraits der Ikenofer haben zwar das Gepräge einer großartigen dorischen Schönheit, aber sie kleiden dessenungeachtet wahre Portraits und sind von der kalten Regelmäßigkeit des Griechischen Ideals sehr abweichend.

Unter den verschiedenen Nationen, welche auf den merkwürdigen gemalten Bülletins des großen Sesostris als von ihm bekämpft und überwältigt dargestellt werden, erkennt man die Neger, die Barbarianer, die Juden und die tätowirten Hyperboräer an ihrer verschiedenen Physiognomie. Die Moschauck, welche die Urväter der Moskowiter (Russen) gewesen seyn mögen, haben wir immer neben den Schati oder Skythen: ihr Gesicht, Haar und gestreiften Gewänder, die Form der Haare, die Bärte und das Profil erinnern sehr an die heutigen Russen. Wer mögen aber die Purasata gewesen seyn? Waren sie eine Jüdische Nation, wie Champollion vermuthet? Dies sey Wolf schrint in zwei Stämme zu zerfallen, die sich durch verschiedenes Kostüm unterscheiden. Beide hatten ohne Zweifel eine hohe Kultur-Stufe erreicht. Die Häuptlinge der Einen (Zakaraka) kommen tragen oft Helmbarden und eiserne Scheitelkappen, die mit Hörnern geschmückt sind (wie bei den alten Sachsen), ein Schwerdt am Gürtel und einen gewichtigen runden Schild. Das Kostüm des edleren Stammes nimmt sich ganz anders aus: diese sind von Gestalt, Gestalt und Haltung der schönste Menschenschlag, den man nur sehen kann; ihr Gewand gleicht einem antiken Faltenwurf, und ihr Haupt kommt noch ein plattierter Panzer, der von den Schultern bis auf die Hüften reicht. Ihr Kopfputz ist ungemein elegant; er hat die auffallendste Aehnlichkeit mit dem der Pernanischen Inka's: ein Diadem, über welches Reiherfedern oder Palmzweige, kreisförmig gesteckt und etwas nach Außen gekrümmt, emporstehen. Noch merkwürdiger ist die rothe Farbe dieser Purasata und ihre Barttracht, zwei physische Merkmale, die sie mit den Amerikanischen Indianern gemein haben. Waren sie nun Ostindier, wie Champollion vermuthet, und ist Amerika, wie viele Gelehrte schon behauptet, von Ostindien aber den benachbarten Inseln aus bevölkert worden? Jedenfalls waren die Purasata ein Volk, das die See beschiffte; denn auf dem Propylon von Luxor liefert ihnen Sesostris eine Seeschlacht.

Sehr viele Portraits auf den Aegyptischen Denkmälern beweisen, daß die Aegypter in diesem Theile der zeichnenden Kunst eben so tiefe und treue Naturbeobachter waren und eben so geschickt in individualisiren wußten, wie ihre Schüler, die Griechen: man liest die Seele, den ganzen Charakter ihrer großen Männer und Frauen in der Physiognomie, und Sesostris giebt sich schon auf dem ersten Blick als den Napoleon einer grauen Vorzeit zu erkennen. (Br. und For. Rev.)

Mannigfaltiges.

— Reisender Naturforscher. Die Linnäische Gesellschaft in Schweden hat dem reisenden Naturforscher, Professor Hornemann, jährlich 300 Pfund Sterl. ausgesetzt, die derselbe reichlich dadurch wiedererstattet, daß er die auf seinen Reisen von ihm gesammelten Natur-Merkwürdigkeiten der Gesellschaft einsendet. Gegenwärtig befindet er sich in Rhyssinien, von wo man eben so, wie früher aus Aegypten, eine reiche Zusendung von ihm erwartet. Von dem Pflanzen-Garten (Jardin des Plantes) zum Museum für Naturgeschichte in Paris sind auch Naturforscher beauftragt, überall, wohin ihre Reisen sie führen, die Schätze derselben zu heben, die bereits in dieser Hauptstadt aus den Reichen der Natur gesammelt sind. Daß das zoologische Museum in Berlin, so wie der Wüttembergische naturforschende Reise-Verein, ähnliche Missionen veranlaßt haben und zum Theil noch jetzt unterhalten, ist bekannt. Für das reiche England jedoch, das in allen Welttheilen Besitzungen und reisende Landeskinder hat, ist kein Mensch mit solchen Sammlungen im Interesse der Wissenschaft beauftragt. Englische Blätter machen auf diesen Umstand aufmerksam, der in der That dem Lande, das nicht blos die materiellen, sondern auch die geistigen Interessen der Menschheit mehr als jedes andere zu fördern behauptet, nicht wenig zur Schande gereicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Jährlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Mittwoch den 20. Juli 1836.

Frankreich.

Zur Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

Der Bibliophile P. L. Jacob in Paris hat in den März- und April-Heften der Revue de Paris einige längere Artikel über den Mann mit der eisernen Maske geliefert, die in dem Magazin für die Literatur des Auslandes v. d. J. Nr. 40—42. 45. 46. und 52 u. 53. den Deutschen Lesern mitgetheilt worden sind. Da die Redaction dieser Zeitschrift des Unterzeichneten*) bekannt gemacht hat, dabei gedacht und ihn zugleich zur Aufführung etwaiger Gegengründe oder abweichender Ansichten aufgefordert hat, so will er diesem Anerbieten in der Kürze entsprechen. An den. Jacob's Aufsätzen ist die genaue Sammlung und Zusammenstellung aller älteren Französischen Nachrichten über jenen geheimnißvollen Gefangenen besonders zu loben, und gerade diese Eigenschaft giebt seinen Aufsätzen einen bleibenden Werth für alle die, welche Lust oder Neigung haben, diesen so viel besprochenen Gegenstand in einer neuen Untersuchung wieder aufzunehmen.

Ohne uns also jetzt bei einer Kritik derjenigen Schriftsteller aufzuhalten, welche einen oder den anderen berühmten und bekannten Mann des sechzehnten Jahrhunderts baben unter die eiserne Maske bringen wollen, bemerken wir, daß nach Hrn. Jacob's Ueberzeugung und nach genauer Vergleichung der Thatsachen und Daten der Mann mit der eisernen Maske Niemand anders gewesen ist, als Fouquet, jener unglückliche Ober-Intendant der Finanzen unter Ludwig XIV. Unter den sechs Gründen, die er für seine Meinung (Nr. 52 53) aufführt und auf alle Weise zu erhärten gesucht hat, ist ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß das Todesjahr Fouquet's, 1680, nichts weniger als sicher sey. Fouquet war nämlich am 5 September 1664 verhaftet, eine Zeit lang zu Angers in strenger Haft gehalten und erst zu Vincennes am 4. März 1662 zum ersten Male verhört worden. Dort blieb er bis zum 18. Juni 1663, wo er zur größeren Bequemlichkeit seiner Richter in die Bastille gesetzt wurde. Die Untersuchung nahm hierauf ihren Anfang und endete mit dem Beschluß vom 20. Dezember 1664, nach welchem Fouquet zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Festung Pignerol verurtheilt wurde. Dort wurde er mit der größten Strenge bewacht, und erst vom Mai 1677 an verbesserte sich seine Lage in mancherlei Art, und es ward ihm auch gestattet, die Seinigen im Gefängniß wiederzusehen. Aber schon am 23. März 1680 starb er. Sein Leichnam wurde nach eingegangener Erlaubniß vom Könige seiner Wittwe ausgeliefert und nach Paris geführt, wo er den 28. März 1681 in der Kirche der St. Marien-Klosters in derselben Gruft, in welcher sein Vater ruhte, beigesetzt wurde. Wir haben diese kritisch berichtigten Angaben aus dem schätzbaren Aufsatze Hrn. Berchi's: „Des Ober-Intendanten Fouquet Proceß und Gefangenschaft", in Schlosser's Archiv für Geschichte und Literatur Bd. I. S. 129—192 entlehnt und bedauern, daß unser Namensvetter in Paris hiervon gar keine Kenntniß gehabt hat.

Dem Französischen Bibliophilen sind diese Umstände aber nicht sicher genug. Da nun manche der bei Bewachung des Mannes mit der eisernen Maske angewendeten Vorsichtsmaßregeln auch auf Fouquet passen, und da das Erscheinen derselben Maske fast unmittelbar auf den vermeintlichen Tod Fouquet's im Jahre 1680 folgte, so legt er ein besonderes Gewicht auf die Worte Voltaire's und sein Zeugniß, daß man nicht wisse, wo dieser berühmte Mann gestorben sey, so wie auf die Versicherung, die dieser von der Gräfin von Bany, Fouquet's Schwiegertochter, erhalten haben will, Fouquet sey einige Zeit vor seinem Tode in Freiheit gesetzt worden. Wir entgegnen, daß Voltaire in historischen Angelegenheiten überhaupt ein sehr unsicherer Zeuge sey, und daß seine Leichtfertigkeit hier ganz besonders klar wird, indem urkundlich nachgewiesen ist, daß Fouquet in den Armen des Grafen von Bany, seines Schwiegersohnes, eben genannten Tages gestorben ist, die Wahrheit also derselben unmöglich unbekannt seyn konnte (Berchi, S. 188. 189). Eben so unsicher ist, was der Bibliophile aus Gourville's Denkwürdigkeiten vom Jahre 1672 erführt. Die Worte sind: „Als Herr Fouquet einige Zeit nachher (nämlich nach dem Tode Longueville's, der den im Jahre 1680 gestorbenen Herzog von La Rochefaucould überlebte) in Freiheit gesetzt wurde, erfuhr er mein Benehmen gegen seine Frau und dankte mir dafür." Dazu bemerkt Berchi S. 190: „Hr. Gourville das wirklich geschrieben, so hat er geradezu gelogen." Denn aus einem Amtsschreiben, welches Delort aus dem Königl. Archiv, in seiner Détention des philosophes T. I. p. 290. mittheilt, sehen wir, daß Gourville im J. 1679, also sieben Jahre nachher, an Fouquet ins Gefängniß schreibt und von diesem aus dem Gefängniß eine Antwort erhält. Er mußte also wissen, daß Fouquet damals noch gefangen saß, was ihm auch ebendies nicht unbekannt seyn konnte, da er mit Fouquet's Verwandten und Freunden, z. B. mit dem Präsidenten Meinpeux und Frau von Sevigné, deren Briefe beweisen, daß sie von Fouquet's Schicksal bis zu seinem Begräbniß im Jahre 1681 wohl unterrichtet war, fortwährend in einem vertrauten Verhältniß blieb. Derselbe Gelehrte zeigt bei dieser Gelegenheit, daß Gourville's Memoiren gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch ihren Redacteur, den Abbé Fouchet, verfälscht und entstellt worden sind. Sodann geht auch nach den von Delort in der angeführten Schrift, die, wenn zu sich unbekannt, nur durch die abgedruckten Urkunden wichtig ist, aus dem Königlichen Archiv mitgetheilten Aktenstücken unwidersprechlich hervor, daß Fouquet im Gefängnisse am 23. März des Jahres 1681 gestorben ist. Der Tod des Mannes mit der eisernen Maske erfolgte aber nach den gewöhnlichen Angaben erst am 19. November 1703.

Wir gestehen uns ferner, nicht recht die Staats- und Privatgründe zu begreifen, welche, nach Herrn Jacob, Ludwig XIV. bestimmen konnten, den unglücklichen durch siebzehnjährige Gefangenschaft und durch Kummer und Elend gebeugten Mann einige Jahre lang für todt ausgeben zu lassen. Mit den milden Maßregeln, die gegen ihn ergriffen waren, stimmt dieses nicht überein, wenn man nicht etwa den ehemaligen Ober-Finanzkanzler wie einen todeswürdigen Verbrecher ansehen wollte, der am Abend vor seiner Hinrichtung noch einmal recht gut gespeist zu werden pflegt und dann abgethan wird. Wir glauben vielmehr, daß Herr Jacob hier seiner Phantasie und seinen Erinnerungen aus der Französischen Räuberei des Mittelalters zu viel Spielraum eingeräumt hat, wo vielleicht Schuld verdient werden, die, wie Franz Moor in Schiller's Räubern, ihre Väter für todt ausgeben und einsperren lassen, um eher zum Besitz eines reichen Erbtheils zu gelangen. Und wie kann man sich denken, daß die Familie Fouquet's einen leeren Sarg mit allem kirchlichen Gepränge würde haben beisetzen lassen, während sie wußte, daß ihr Vater noch im Gefängnisse schmachtete? Oder will uns Herr Jacob vielleicht glauben machen, daß die Familie selbst getäuscht worden sey? Ja, wenn wir nicht wüßten, daß er in den Kämmern der Seinigen gestorben wäre, wo doch nicht leicht eine Täuschung möglich seyn konnte. Oder hat etwa das traurige Schicksal der in Ham eingeschlossenen Minister Karl's X. ihn zu der Annahme verleitet, daß Fouquet wohl noch hätte leichtlich leben können, aber daß er, wie jene Unglücklichen, dürfe tod gewesen sey? Solche Dinge mögen sich im Roman Pigaret, den Herr Jacob so oft aus der Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske entnommen hat, recht gut einschicken, aber zur Begründung einer historischen Ansicht sind sie nicht hinreichend. Hier können bloß Urkunden entscheiden.

Wir können daher nur bei der bereits früher ausgesprochenen Ansicht beharren, daß der Mann mit der eisernen Maske kein Anderer gewesen sey, als der Minister des Herzogs von Mantua, Graf Ercole de Mattioli, einer Kinstlicht, die auch Berchi a. a. O. Bd. II. S. 230 ff. und Herr Leo (Geschichte von Italien Bd. V. S. 689. Anm.) theilen. Die ausführlichsten Belege hierzu sind von uns an einem anderen Orte mitgetheilt worden. Ein so hartherziger und egoistischer Fürst, als Ludwig XIV. war, konnte es einem Italiänischen Grafen nicht vergeben, ihn gewünscht zu haben; um so strenger war auch der Gewahrsam, in der er gehalten wurde, um so schwächer die Aussicht auf Entlassung aus dem Kerker. Aus dieser Gesinnung läßt es sich erklären, daß, wir Delort berichtet, dem Gefangenen sogar mit Stockschlägen gedroht wurde. Und die Ehrerbietung, welche ihm vom Gouverneur St. Mars trotz aller Strenge bewiesen ist, dürfte sich wohl dadurch erklären lassen, daß eigentlich nur ein einziger Offizier in sein Gefängniß kam, daß aber, wenn dieser Offizier durch Krankheit behindert wurde, St. Mars selbst sein Amt verrichten mußte. Alle die rührenden Geschichten aber, daß der Minister Louvois sich stets stehend mit dem Gefangenen unterhalten, daß er stets auf Silber gespeist, daß er die feinste Wäsche getragen und daß ihm das Guitarrenspiel erlaubt gewesen sey — alle diese Geschichten sind bloß in Voltaire's Kopfe entsponnen und entbehren einer jeden historischen Beglaubigung.

J.

*) Herrn Professor Jacob in Schulpforte.

Die Armen in Paris.

Man zählt in Paris 62,339 Arme; das ist etwas mehr als der zwölfte Theil der ganzen Bevölkerung. Hierunter sind nur diejenigen

Digitized by Google

gerechnet, welche öffentliche Almosen empfangen. Unter diesen Armen sind: 23,361 männlichen Geschlechts, darunter 10,862 Knaben, und 37,178 weiblichen Geschlechts, darunter 11,416 Mädchen. Die Zahl der weiblichen Armen übersteigt also die der männlichen um ein Drittheil; man rechnet drei arme Weiber auf zwei Männer.

Einstiger Stand der Armen. Unter dem männlichen Theile derselben findet man 3880 Tagelöhner, 1743 Handlanger bei Bauten, 1433 Poeniers, 1028 Lohndiener, 763 Schuhmacher, 418 Schneider, 238 Wasserträger, 213 ehemalige Beamte und Schreiber, 194 Fischer, 156 Lumpensammler, 148 Schuhputzer, 129 Barbiere und 1238 Individuen ohne bestimmtes Gewerbe. Unter dem weiblichen Theil findet man 9086 Tagelöhnerinnen verschiedener Art, 2175 Plätterinnen, 1351 Hökerinnen, 926 Hausbälterinnen, 790 Thürsteherinnen, 703 Wäscherinnen, 229 Kindermädchen, 173 Krankenwärterinnen, 142 alter Dienstboten und 3720 Weiber ohne bestimmtes Gewerbe.

Charakteristik der Armen. Unter diesen zahlreichen Haufen von Hülfslosen gewahrt man Faullenzer, Trunkenbolde, Bankerottirer, Diebe, Dummköpfe, im Elend Geborene, Unvorsichtige, mit zahlreicher Familie belastete Arbeiter, die auch selbst derjenigen Kehrit entbehren, die den geringsten Lohn trägt, Handelsleute, ruinirte Spekulanten, Notarien, die den Ehrgeiz hatten, andere als ihre Notariats-Geschäfte zu treiben, Professoren, alte Aerzte, bresthafte Advokaten, Militairs ohne Brodlosen, Wittwen, von ihren Vormündern geplünderte Waisen, Unglückliche, die das Mißgeschick unablässig verfolgte, geordnete, mäßige Leute, die niemals so viel verdienten, um sich häuslich einrichten zu können, und die, wenn ihnen ein solcher Erwerb gelang, diesen in betrügerische Hände niederlegten. Das ist eine äußere Charakteristik dieser Armen. Ich habe auf dieser Armenliste seltene Prädikaten von Wohlthätigkeits-Büreaux, einflußreiche Empfehlungen der Advokaten-Cabinette und ihrer Würde entsetzte Priester gesehen. Ich fand darauf einen edlen Ludwigsritter, der zum Schwefelholzmacher herabgesunken war, sich am äußersten Ende des Faubourg St. Marceau verbreitrabt hatte und an den Folgen eines schwelgerischen Saufgelages starb; es befand sich ein Abkömmling der alten Königin von Jerusalem und die Erbin eines der ersten Throne von Europa (!) darunter.

Einige dieser Leute sind mit einem großen Kittel bedeckt und mit einem Steick umgärtet, wilde, verwegene Gesichter, die erst eben aus dem Bagno gekommen sind, und die nur an den Tagen einer allgemeinen Plünderung das Sonnenlicht nicht scheuen; Andere dagegen erscheinen äußerst reinlich, sie sprechen Niemandem an, aber sie standen bereitet, der ihnen etwas giebt; sie sind beschämt, mit ihren Armen nichts wollen, sondern weil dieses sie abhält, ihren Gleichen um Hülfe anzusprechen. Der größte Theil nimmt gleichgültig hin, was ihm die öffentliche Wohlthätigkeit bietet, zufrieden, wenn er seinen Hunger stillen kann. Es sind unglückliche Menschen, die, am Nothwendigsten Mangel leidend, das leidvolle Gestern vergessen und sich um das ungewisse Morgen nicht kümmern; gutmüthige Naturen, die sich gewiß in diesem Verhältnissen zu entleiden wünschen, wären sie einmal darin geboren, die aber nicht selben Willen und Verstand genug haben, um sich aus ihrer gedrückten Lage zu erheben; sie sind fremd in der menschlichen Gesellschaft. Von den Gesetzen kennen sie nur den Willen des Polizei-Kommissarius, von der göttlichen Vorsehung nichts als das Armenhaus.

Charaktere und Gewohnheiten. Einer Lage hatte sich mehrere Arme zu mir beschieden, um sie im vertraulichen Gespräch auszuforschen; ich wollte wissen, wobei sie kämen, wovon sie lebten, ob sie etwas taugten, und ob irgend etwas von ihnen zu hoffen sey? Es waren 12re sind: eine Aschenverkäuferin, zwei Lumpensammler, ein Senfhändler und ein Laternenanzünder. Zwei meiner Freunde saßen dunter einem Schreibtisch und schrieben, ohne daß sie auf uns zu achten schienen, die verschiedenen Aussagen nieder. Ich setzte mich mit meinen Gästen an einen Tisch, ich gab ihnen zu trinken und machte sie gesprächig.

Die Frau war ungefähr 49 Jahr alt; sie war mager, ihr Gesicht bleich, ihr Auge blickte gleisnerisch, ihre Stimme war rauh, ihre eine Seite war gichtisch verzogen. Ihre Kinder hatte sie in einem Armenhause verlebt; von dem Augenblick an, wo sie arbeiten konnten, für sie Hüte gemacht. Sie hatte elf Kinder gehabt. Schwach und dürftig, sah sie sich außer Stande, die externes Gewerbe fortzusetzen; um leben zu können, sammelte sie die Asche, welche man auf die Straße warf, um sie in Laurigard zu verkaufen. Hiermit gewann sie nach ihrer Aussage 6 bis 8 Sous täglich. Auf allen Märkten verkauft man die Brocken und Rinden von Brod, die in den herrschaftlichen Häusern abfallen; das Pfund kostet sind Liard; mit diesen Brocken, einigen Stücken verdorbenen Fleisches, die sie im Küchenschmutz findet, mit Kohlstrünken und welken Salatblättern, und einigen Kartoffeln, alles Gegenstände, die sie zusammenstraft, wo sie sie findet, setzt sie ihr Leben. Sie trinke nie Branntwein, verscherte sie heilig. Ich wußte wohl, daß sie log. Ich gab ihr etwas Liqueur, sie trank ihn aus. Ich gab ihr darauf ein großes Glas Branntwein, sie trank gleichfalls davon. Es blieb noch etwas im Glase. Ein Lumpensammler, den sie ihren Mann nannte, bietet ihre Hand, um sich des Restes zu bemächtigen, aber sie gab es nicht zu. Seine Kleidung bestand aus Lumpen, die man ihm entweder geschenkt, oder die er zusammengerafft hatte. Als ich ihn sah, hatte er schon seit langer Zeit kein Hemd mehr getragen. Sein Bette diente ebenfalls Streck, und die Lederreste seinen Decke. Hüten ihn ein. Unter diesen Gegenständen ist in seiner Kammer nichts zu finden. Reinlichkeit, Gesinnungen, Moral, gesunde Vernunft, haben nie in ihm gewohnt und werden nicht in ihm wohnen.

Der Kerl, welcher für den Mann dieser Frau galt, war eine der schenßlichsten Figuren, die mir jemals vorgekommen sind; auf seinen aufgeschwemmten Beinen schwankte ein abscheulicher Körper, von diesem hingen ein Paar krumme, eingeschrumpfte Arme herab, aus einem weißaufgetriebenen Munde erscholl eine heiser und rauhe Stimme, er hatte eine lange und breite Nase, kleine, scharfblickende, von einem rothen Kreis umgebene Augen, deren Wimpern sich niemals schlossen, das Haupt bedeckte ein Haarwust von schwarzgrauer Farbe, und dieser war in ein Chaos von Lumpen gehüllt, die aus der Gosse aufgefischt und mit Bindfaden an einander gebeftet waren. Sein Vater war Tagelöhner gewesen; in seiner Jugend hatte er sich auf gleiche Weise genährt; darauf hat er in Aegypten und Deutschland in der Kaiserlichen Armee gedient und ist bei Austerlitz verwundet worden. Als er im Jahre 1814 abgedankt wurde, trat er als Arbeiter in eine Zuckerfabrik ein. Vor vier Jahren zerschmetterte ihm ein Pferd den Brustkorben, und er kann seitdem seines Gewerbes unfähig gemacht. Er ward Lumpensammler.

Nach seiner militairischen Laufbahn empfing er von der Regierung eine Summe von 80 Franken, eine zweite von 60 und eine dritte von 45; es hat ihm niemals gelingen wollen, Vortheil daraus zu ziehen. Als Zuckersieder war sein größter Erwerb 40 Sous täglich, weil er kein sinsker Arbeiter war. Die Seife, die er bereitete ihn, in ungehörige zu arbeiten als die Anderen. Die Gebrechlichkeit seines Körpers hindert ihn ebenfalls, so viel zu gewinnen, als ein gesunder Lumpensammler; er verdient nach seiner Aussage täglich 12, höchstens 15 Sous. Der Preis der von ihm zusammengesuchten Waaren ist folgender: für Lumpen 2 Liards bis 2 Sous das Pfund, für Papier 2 Liards das Pfund, für weißes Glas 1 Sous bis 1 Liards das Pfund, für grünes Glas 12 Sous für hundert Pfund. Nur fein findet man einen weißwollen Gegenstand; in dem Zeitraum von vier Jahren fand er nur einen silbernen Löffel, den er zurückgegeben hat. Der Verkauf von Katzen und Hunden trägt auch einiges Geld ein. Die Speisewirthe vor den Barrièren zahlen für eine Katze den festen Preis von 4 Sous; todte Hunde werden für ein Liard verkauft, lebendige Hunde werden verschieden bezahlt.

„Es wird aber doch nicht möglich, daß ihr von 15 Sous täglich leben könnt."

„Ich bin wohl dazu gezwungen."

„Ihr irrt euch; die Lumpensammler verdienen mehr, als ihr mir sagt. Ich kenne einen Mechaniker, der fünf Franken täglich verdient und dennoch seine Werkstatt verliert und den Lumpenkerb auf den Rücken nahm."

„Ich bestreite das nicht. Der Stand eines Lumpensammlers ist darum beneidenswerth, weil man seine Freiheit hat; man ist von Niemanden abhängig und kann thun, was man will."

„Aber wenn man so wenig verdient!"

„Ei, nun! manche verdienen wohl mehr. Das sind diejenigen, die sich besser rühren können als ich; aber über 40 Sous bringen sie es auch nicht."

„Ich weiß einige, die mehr verdienen."

„Ja, mit Stehlen!"

„So giebt es auch Diebe unter den Lumpensammlern?"

„Ob es Diebe darunter giebt? Drei Viertheile unter ihnen sind Diebe, und auch noch mehrere von vierten Viertel."

„Wieder ein neues Lumpensammler-Geheimniß!"

„Sehr viele. Nicht einmal die Aufkäufer, die Lumpenreinigen und dergl. zu rechnen."

„Ihr seyd wohl einige Hundert; nicht wahr?"

„Es giebt mehr als 12, ja wohl 1500. Sonst müßte man, um Lumpensammler werden zu können, eine Medaille lösen, die 40 Sous kostete; ich hatte die Nummer 1176 und meine Frau die Nummer 1177. Jetzt kann jo Jeder Lumpensammler werden, wer will."

„Und die Aufkäufer? Giebt es deren viele?"

„Mehr als 300. Sie verdienen sehr viel. Was sie von uns für einen Sou einhandeln, verkaufen sie wieder für vier."

Dieser Mensch hatte mehrere Kinder gehabt, wenigstens sechs; aber er hatte nicht Zeit, ein einziges davon aufzugraben. Er konnte nicht lesen. Ich gab Erkundigungen über seinen moralischen Werth ein; es war nichts Gutes an ihm.

Mein dritter Gast war ein Greis von 76 Jahren; früher war er Kastenmacher und gewann mit seiner Arbeit täglich gegen 40 Sous; mit den Jahren wurd er schwach und hinfällig; er konnte sein Gewerbe nicht länger fortsetzen und ward Lumpensammler. Seine Frau, die noch lebte, zählte 77 Jahre. Er hat zwölf Kinder gehabt, von denen keine im Armenhause Aufnahme fand; trotz aller Strapazen hat er nur zwei davon erhalten können. Bei einem so geringen Verdienst und einer so großen Anzahl von Kindern war es ihm nicht wohl möglich, irgend etwas zu erübrigen. Sein Lumpenkorb brachte ihm täglich zwischen 8 bis 10 Sous ein. Seine Frau wartet ein kleines Kind; sie empfangt dafür einige Sous. Die Unterstützungen der Wohlthätigkeits-Vereine müssen zum Lebensunterhalt dieser Leute, die nie niemals leien gelernt; seine Jugend verbrachte er in einem Armenhause.

Ich weiß eine achtungswerthe That von ihm, die ich erzählen will. Er fand einen Mann, der eben so alt, aber ärmer als er selbst war; dieser irrte ohne Obdach und ohne Brod umher, er hat ihn aufgenommen. Der Gast, der Mann und die Frau haben das eine schlechte Lager zerbrochen und den kümmerlichen Beode gegessen. Den der Zeit ab hat man von dem alten mitleidigen Lumpensammler gesprochen, und die Verfehung hat sich seiner erbarmt.

Der Vierte meiner Gäste war von einer ziemlichen Höhe herabgekürzt; er war ein sehr beliebter Friseur während des sogenannten ancien régime gewesen. Die Revolution hat ihn ruinirt. Er begab sich nach Burgund, seinem Geburtslande, ward Jahbinder und darauf Weinhändler. Seine Geschäfte gingen gut, und schon hatte er ein Sümmchen Geld zusammengebracht, als er zu seinem Handwerksgenossen um das Geheimniß betrogen wurde. Er trat darauf in die Dienste eines Essighändlers, und es gelang ihm zum dritten Male, eine Summe aufzubringen und sich zu etablieren. Die unglücklichen Ereignisse von 1814 ruinirten ihn aufs neue. Von dieser Zeit ab beschäftigt er sich damit, Bleiß und Wein ihrer ill. Ester zu machen, ist der Wein wohlfeil, bereitet und verkauft er Senf, eine Beschäftigung, die ihm

Digitized by Google

wöchentlich 3 bis 4 Franken einträgt. — Es ist ein anständiger, geordneter und moralischer Mensch. Man weiß nur Gutes von ihm, und doch leidet er Noth, denn er kann nicht immer arbeiten, er zählt 75 Jahre; äußerem Elend auch der Scham sich zu allen Zeiten gleich bereitwillige Abnehmer. Er würde also, ohne das Wohlthätigkeits-Büreau, trotz aller seiner guten Eigenschaften, Hungers sterben. —

So unterrichtete ich mich von dem Unglücke der Armen und den Motiven derselben, damit ich wisse, wer des Mitleidens und der Hülfe werth ist. Es sind unsere unglücklichen Bürger, und wer steht uns dafür, daß wir ihnen nicht einen Tages gleichen?

Der Fünfte meiner Säle war Lampenanzünder in der rue de l'Oursine. Von seiner Gehalt an hat er mit mehreren seiner Brüder und Schwestern im Hospital gelebt. Lesen hat er nicht gelernt. Er erlernte das Schuhmacher-Handwerk, aber er hat so viele Unglücksfälle gehabt, daß er es nicht sonderlich kann. Seine Lampen tragen ihm täglich 33 Sous ein, also monatlich 49 Fr. 60 Cent. Von dieser Summe muß er einem Gehülfen 6 Fr. abgeben. Da dies Amt ihn nicht den ganzen Tag beschäftigt, findet er manchmal Gelegenheit, kleine Aufträge zu besorgen. Er ist ein braver Mann, aber nicht anstellig, bizarr in seinem Wesen und ohne Energie. Er ist verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einer seiner Söhne hat eine Anstellung mit 1800 Fr.; er kümmert sich nicht um ihn. —

Dem mußte, wie den Armen entgegentreten, die sich ihrer Lage entreißen wollen. Ich habe eine große Menge von Armen angesehen, und während mehrerer Jahre, da ich ihnen meine vollste Aufmerksamkeit widme, da ich, so zu sagen, mit ihnen lebte, habe ich gesehen, daß es ihnen fast immer unmöglich ist, sich ihrer traurigen Lage zu entreißen. Ein Mann, der während dreißig Jahren im Stadtviertel St. Marcel wohnt, und dessen Wohlthätigkeitssinn ihn in unterbrochener Verbindung mit den Armen erhält, hat mir erzählt, daß er auch nicht einen kennen gelernt habe, der sich irgendwie über sein Geschick erheben hätte. Als Kinder erschienen sie lethargisch und anstellig; dieser Zustand dauert bis zu ihrer Mannbarkeit fort, dann werden sie von einer unglaublichen Trägheit befallen, die während ihres ganzen Lebens anhält. Die schlechten Beispiele, die sie täglich vor Augen sehen, und die sie nur allzuleicht nachahmen, machen sie schon frühzeitig mit allen entnervenden Lastern vertraut. Sobald die Kinder nur irgend stark genug sind, müssen sie arbeiten, anstatt in die Schule geschickt zu werden; und wenn man sie ja einmal hineinschickt, werden sie wieder so frühzeitig aus derselben entfernt, daß sie durchaus nicht Zeit genug haben, um irgend etwas zu lernen. Was aber das Traurigste ist, diese armen Kinder haben mächtige Motive, um zu handeln. Die Kinder, die vor wachsen heran und müssen den Verdienst mehren helfen. Aber die Anhänglichkeit an ihre Familie ist selten, sie sagen sich bald von ihr los, um das Gewerbe eines Lumpensammlers für sich allein zu betreiben. Und wenn sie nun lasterhaft und verbrecherisch werden, wer will sie deshalb verdammen? Ihre Unwissenheit ist genug, Rechtsschaffenheit haben sie nie gesehen. Ihnen ist nicht zugänglich als die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Armenhäuser und die Gefängnisse; was soll sie aufhalten, ihre Bestimmung zu erfüllen?

Wenn die Armen nur Leute wären, die aus besseren Verhältnissen allmälig zu dieser trostlosen Lage herabgesunken sind, wenn sie dann durch Fleiß und gute Aufführung dahin gelangten, sich wiederum in eine Art Wohlstand zu versetzen, oder doch mindestens ihren Lebensunterhalt verdienten, kann hierfür auch nur eine Art der Ursache mit den Zeitverhältnissen in Zusammenhang stehe, daß es von zerrütteten Geschäften herrühre, oder die Folge langwieriger Krankheit sei; daß es durch unvermuthete Ereignisse, zu deren Beseitigung menschliche Klugheit nichts zu thun vermochte, herbeigeführt worden. Aber dem ist nicht so. Der größere Theil wird bereits im Elende geboren, lebt von öffentlichen Wohlthaten und stirbt vor der Zeit. Dies traurige Schauspiel vererbt sich von Generationen zu Generationen.

Edler Zug eines Armen. Eine Frau, die ich gewöhnlich die gute Mutter zu nennen pflege (diese Benennung wird hinreichend sein), ist in größter Armuth geboren, denn sie ward im Findelhause erzogen; sie hat sich mit einem Manne verheirathet, der eben so wenig besitzt, als sie. Sie ist Mutter von sieben Kindern. Eine ihrer Nachbarinnen ward von dem fürchterlichsten Elende heimgesucht, war dabei schwanger und hat außerdem drei lebendige Kinder. Die menschenfreundliche Arme nimmt die drei Kinder zu sich, sie sorgt für die Mutter, und als das vierte Kind das Tageslicht erblickt, bringt sie es dahin, dem Säugling eine Amme zu verschaffen. Wer ungefähr acht Jahren übergab man ihr ein kleines Mädchen für geringe Vergütigung in Wartung und Pflege. Sie nahm es auf. Nach zwei Jahren forderte man es zurück, um es den Seinigen wiederzubringen. Die arme Frau war gedrängt, das Kind zurückzugeben, als sie aber erfuhr, daß man es im Armenhause untergebracht hatte, rahte sie nicht, die sie dort Kutrilt gefunden. Hier erfährt sie, daß das arme Kind mit lautem Weinen nach ihrer Pflegemutter verlangt habe. Sie läuft zu der Bebörde, sie bittet und fleht, daß man ihr das Kind zurückgeben möge, sie verzichtet auf die Pensten, begehrt auch keine Unterstützung und ist bereit, das Kind, so oft man es verlangt, vorzuzeigen, damit Jeder sich überzeugen könne, daß sie es gut halte. Sie bittet nur um die Gunst, daß es ihr zurückgegeben werde, es wäre ihr Tod sein, wenn sie es entbehren solle. Man hat mit ihr und dem Kinde Mitleiden gehabt, es ist ihr wiedergegeben worden.

Dieyinge, welche diesem Kinde das Leben gab, ist eine reiche, bedagerte und verwehne Dame .... die Kinder der guten Mutter sind um eine Schwester reicher.

Bibliographie.
De la céphalotripsie. — Von Baudelocque. 1 Fr.
La loi de la presse en 1836. — Von Porant. 8 Fr.
Tableaux de physique et d'histoire naturelle. 24 tableaux. Fol.
Traité pratique des maladies vénériennes. — Von Detruelle. 8 Fr.
Une maîtresse de Kleber. — Roman von dem Verf. der „Aleffin Beerghese." 2 Bde. 15 Fr.
Une fille naturelle. — Roman aus der Zeit Heinrich's II.," von F. Dabin. 2 Bde. 15 Fr.

Westindien.

Flinter's Bericht über die Insel Porto-Rico.*)

Der Oberst Flinter war mehr als irgend ein Anderer im Stande, nähere Notizen über Porterico zu erhalten; er kommandirte nämlich mehrere Jahre hindurch ein Spanisches Regiment daselbst. Seine hohe militairische Stellung brachte ihn in mehrfache Beziehung mit den Behörden der Insel, er schloß sich aus den öffentlichen Quellen, und sein Talent zum Beobachten hat das Uebrige. Wir haben aber Ueberschwänglichkeit als Mangel an Mäßigungen bei ihm zu beschreiben. Eine bereits erschienene Schrift über Porterico sie gewisse Gunstbezeugungen, die er sie vollkommen hält — für ein Land, das seine ganze Neigung besitzt — läßt ihn mitunter zu großes Gewicht auf Kleinlichkeiten legen und reißt ihn zu gewissen Uebertreibungen hin, die man einem Geliebten, der von den Reizen seiner Schönen, die Jeder anerkennt, spricht, gern verzeiht.

Und wahrlich, Porterico ist schön unter den schönen Inseln des Karaibischen Meeres und, vom Hammel beglänzigt, dem Auge ein Labsal. Wie der ganze Archipel, von dem sie ein Theil ist, glänzt sie durch den Reichthum ihrer Vegetation, die Mannigfaltigkeit ihrer Felder, den Schmelz ihrer Blumen und den Ueberfluß an Produkten. Kaum ist sie so groß wie einer unserer landräthlichen Kreise, und doch finden wir hier Art der den tropischen Ländern eigenthümlichen Gegenden dort vereint. Wenn sie auch nach Welt weit sie wie Jamaika von einer Gebirgskette durchschnitten, welche drei bis vierzausend Fuß Höhe hat und mit Wäldern bedeckt ist. Der Unterschied zwischen dem Klima im Norden und dem im Süden dieser Bergrücken ist sehr bemerklich. Der Norden der Insel ist feucht, und den preiselichen Regenzäßen des westlichen Indiens, so wie den fürchterlichen Orkanen dieses Landes ausgesetzt; sein häufigster Boden ist mit Wiesen bedeckt, aber Bäume ist ergiebig, und der zahlreichen Flüsse Betts ist mit trocken. Im Süden dingegen ist der Regen selten und läßt mehrere Monate auf sich warten; dennoch findet man, nach der Bemerkung Flinter's, ungefähr anderthalb Fuß tief unter der Erde schon Wasser. Trotz der förrenden Temperatur wächst das Zuckerrohr im Ueberfluß, und die meisten großen Plantagen befinden sich daselbst. Porterico verdankt diese frische, glasstarke Feuchtigkeit, diese anschickbare Wohlthat, den Wäldern, die größtentheils seine Oberfläche bedecken. Dieser dichte Schutzwall hält den Regen herbei und dindert seine Verdunstung. Ein Gesetz in der Kolonie befiehlt deshalb, daß für jeden umgehauenen Baum drei andere hingepflanzt werden, doch steht zu befürchten, daß dieses Gesetz, schon wegen der Schwierigkeit der Erfüllung, bald übertreten werde, und dann würde es bier eben so gehen, wie z. B. in Griechenland und Sicilien, die in alten Zeiten so holzreich waren, und deren Flüsse nie versiegten, deren Boden jetzt aber sich bedeutend verschlechtert hat, indem die Flüsse zu periodischen Giebächen geworden sind. Porterico ist die gesundeste unter den Antillen, und obgleich das Klima den Charakter der übrigen Inseln dieses Archipelagus trägt, so ist trotz dem die Sterblichkeit nicht größer, als in den gemäßigten Gegenden Europa's; auch stehen dort drei Aerzte von Inseln und Gewohnen, die ihre Geistes der tropischen Länder sind.

Flinter giebt die Bewohner-Anzahl auf 400,000 Seelen, worunter 45,000 Sklaven, an und bemerkt, daß die gerichtliche Schätzung vom Jahre 1830 unrichtig sei. Diese stellt nämlich folgendes Verhältniß auf:

Gesammtzahl der Bewohner . . .	322,838.
Freie farbige Menschen	127,287.
Sklaven	34,230.

Also zählte die weiße Bevölkerung ungefähr 200,000 Köpfe oder die Hälfte der Total-Summe, welches wirklich eine seltene Erscheinung in der Geschichte der Kolonien ist.

Auf wieder kommt nun diese Abweichung von dem Zustande der anderen europäischen Kolonien, die Spanischen ausgenommen, welchen Verhältnisse verdankt Porterico diese Mittelklasse, diese zahlreiche freeische Bürgerklasse? Kann man diese Anomalie nicht durch die Gesetze, durch die Sitten der Einwohner erklären? Der Grundbesitz ist in Porterico nicht einiger Reichen oder Mächtigen feudales Eigenthum; die Ländereien sind unendlich vertheilt und in den Händen einer Menge kleiner Eigenthümer, die sie selbst bebauen, die ganz Familien sind, die übermäßige Arbeit, die ein gemächliches Leben führen und ihre Sklaven wie ihre Kinder behandeln, indem sie durch passende Verberaubungen ihre Zahl zu vermehren suchen; daher ist eine Neger-Revolution auf einer Insel, wo man sie wie treue Diener bält, nicht zu befürchten.

Sanct Juan, die Hauptstadt von Porterico, ist die einzige Stadt der Insel, die den Namen verdient; sie hat ungefähr 8000 Einwohner. Die Eingetretenen ziehen das Leben auf dem Lande dem zwischen Mauern vor. Die Stadtbewohner aber, die die erste Klasse bilden, stammen von den Kriegetenten, die in der Zeit, in welcher die Insel nur eine Garnison war, sich daselbst verheirathet hatten, ab; sie thun sich viel zu Gute auf ihre Abstammung und sind stolz wie Granden von Spanien; mehrere unter ihnen sind sogar sehr reich. Kaufleute und wohlhabende Pflanzer, meistentheils Fremde, bilden die zweite Klasse. Die dritte und dürftigschlichte besteht aus kleinen Pächtern. Die Zucker-Plantagen belaufen sich auf etwa 300, die größtentheils auf der Südseite liegen, und deren Ertrag kaum die Kosten des Anbaues deckt. Den diesen Anpflanzungen giebt es aber außerdem noch 1300 kleine, armen Pflanzern gehörende, die, da sie nur eine oder zwei Hufen

*) An account of the present state of the Island of Puerto-Rico. By Col. Flinter, of the general staff of the army of Her Most Catholic Majesty. London.

Digitized by Google

Land besitzen, dem Anbau derselben allen Fleiß zuwenden. Es giebt auch 148 Kaffee-Plantagen. Aber alle Acten dieser Pflanzungen sind für die großen Kapitalisten nicht sehr gewinnbringend, deshalb verlassen sie dieselben auch nach und nach. Die geringeren Anbauer dingegen, die sich auf verschiedene Zweige der Industrie gelegt haben, stehen ihr Vermögen, ihren Wohlstand von Tag zu Tag wachsen; und diese sind es gerade, die der Bevölkerung den wartieten Charakter geben. Diese zahlreiche und tapfere weiße Race, Spanier in ihren Gefühlen, ihren Gesinnungen und Verurtheilen, stehen bei weitem über ihren Stanbesgenossen auf den Französischen und Englischen Antillen. Finter schützt die Anzahl der Gutsbesitzer auf 19,000, von denen 18,000 kleinere Kolonisten sind, die auch Viehzucht treiben.

Die Jvaro's (so heißt diese Menschenklasse) sind träge und verdanken ihr Vermögen der Leichtigkeit des Erwerbs, die ihnen das Klima darbietet; sie gehen nicht im Mindesten daraus aus, den Ueberfluß, die Frucht des Handels, oder die Verfeinerungen des Luxus, des Erdtheils der höheren Stände, sich zu verschaffen. Sie sind gastfrei, aber übermäßig und bereit, sich der kleinsten Beleidigung zu schlagen. Sie wiegen sich, während der Tagesruhe, gemächlich in ihren Hängematte, ein Cigarrete rauchend oder auf der Guitarre klimpernd. Die Bananenund Kaffeeräume, die um ihre Wohnung wachsen, liefern ihnen ihre frugalen Nahrungsmittel. Ihre Hütten sind mit Palmblättern gedeckt, und auch die äußeren Wände sind damit belegt; diese letzteren sind sogar manchmal nur aus den Blättern geflochten, so wild ist die Temperatur. Die meisten besitzen keine drei Thüren und stehen alle den erfrischenden Winden offen. Der glückliche Jvaro überläßt es seiner Hemuth, die Diebe fern zu halten; und du lieber Gott! was könnten sie auch stehlen? Einige Kalebassen, irdene Töpfe, eine oder zwei Hängematten aus Palmenleinde, zwei oder drei Kamphbühne, eine Machera, das ist das ganze Hausgeräth. Das ganze Vermögen des Gutsbesitzers besteht aus seiner Kuh, seinen Pferde, einer Hufe Acker und Kartoffeln. Wenn man den Jvaro im Galanz sehen will, so muß man ihn auf seinem mageren, schlechten Pferde, einen langen Degen an der Seite, einen dreikkantigen Strohhut auf dem Kopfe, mit einer baumwollenen Jacke, kakieten Beinkleidern und einem schneeweißen Hemde zum Hahnenzeschrei oder zur Messe eilen sehen; und dabei sagt er zu sich selbst: Ich bin der unabhängigste und glücklichste Mensch auf Erden.

„Eines Abends durchstreifte ich die Gegend zu Pferde und wurde von einem jener unvorhergesehenen sturmischen Wolkenbrüche, die in den tropischen Ländern so gewöhnlich sind, überfallen. Ich suchte unter dem ersten Dache, dem eines armen Jvaro, Schutz. Seine Hütte lag am Abhang einer kleinen Höhe; schlecht gestegte Bananenblume umgaben sie, und daran stieß ein kleines Kaffeefeld. Ich band mein Pferd mein Pferd unter dem Dachvorsprung fest und trat mit der gewöhnlichen Begrüßung: Gott bethüte Euch Alle! in die niedere Wohnung. Der Hausherr antwortete mit Höflichkeit; er schien 40 Jahre alt zu sevn, trug ein kakietes Hemde und eine weite Leinwandhose, und war in seine kleine Hängematte so zusammengetrochen, daß sein Körper in zwei Theilen beobberbing; einer seiner Füße berührte die Erde, um die Hängematte in Schaukeln und mit der Ferse berührte er von Zeit zu Zeit eine große Kartoffel, die in einem Becken in heißer Asche lag und wahrscheinlich zu seinem Abendbrod bestimmt war. um. In der Hand hatte er eine Guitaere, der er disseneirende Töne, die ihm aber sehr zu gefallen schienen, entlockte. Bei meinem Eintreten drehte er sich auf die Seite und bot mir an, sein Lager mit ihm zu theilen, weßür ich ihm dankte. Zwei kleine ganz nackte Kinder wälzten sich in einer anderen Hängematte und verschlangen mit Heißhunger geröstete Bananen. Die Mutter, auf der Erde gekauert sitzend, stillrete ihre Kampfbähne, die den besten Theil der Wohnung einnahmen, und der Mann schrie ihr alle Augenblicke zu, den Hühnern nicht zu viel Wasser oder Korn zu geben. Beide empfingen mich interessen mit einer Höflichkeit, welche die Bauern im Norden nicht kennen. Sie legten ihren besten Palmblatt auf meinen Sitz, um ihn vor dem Regen zu schützen, und drangen auf das freundlichste in mich, Platz zu nehmen. Mein Wirth war sehr gesprächig; er gab mir die Genealogie seiner Hähne zum Besten und pregaß kein Gefecht, in dem sie mitgefochten hatten. Er zeigte mir besonders einen, der, wie er nach der Art der Jvaro's sagte, ein sehr delikatter Vogel, d. h. von großem Muthe wäre, und bei mir ihn zum Geschenk an. Mann und Frau machten die Honneurs bei ihrer Hütte mit aller der Höflichkeit, wie man sie in Palästen finden kann, und bei meinem Scheiden zwachen sie die Hoffnung, mich bald wiederzusehen, aus. Ich war wahrhaft über die Gastfreibrit und Gutherzigkeit dieser wackeren Leute gerührt. Ich kenne mich ihres Glückes, ihrer Sorglosigkeit, ihrer Genügsamkeit und Zufriedenheit."

In dieser Schilderung sehen wir Nichts von dem industriösen Geiste, den der Oberst Flinter in einem anderen Theile seiner Reise den Jvaro's zuschreibt. Was aber gewiß ist, ist, daß die Zerstreuung der Kolonisten über den unbebauten Boden Portorico's diesen roe dem Pflanzer-Monopol bewahet hat; — und daß Europäer, von ihrer Arbeit lebend, sehr gut bei einer mittleren Temperatur von 80° Fahrenheit bestehen können. An Unterricht der Jugend mangelt es noch bei den Jvaro's, um die Raubheit ihres Charakters zu vertilgen und sie mit der Zartheit der Empfindungen und den Nüancen der Civilisation zu begaben, die man vergeblich unter ihren Zügen sucht.

Portorico lieferte im Jahre 1830 414,000 Centner Zucker, 220,000 Centner Kaffee und 35,000 Centner verarbeiteten Tabak. Außerdem hatte es noch zahlreiche Heerden von allen Arten Hausvieh, die unter einer Menge Eigenthümer vertheilt waren. Man schätzte die Einkünfte auf 800,000 und die (Civils und Militair-) Ausgaben auf 630,000 Spanische Thaler.

In Portorico leben mehr freie Farbige als in irgend einer anderen Westindischen Insel. Dies allein spricht schon zu Gunsten der Gesetzgebung des Landes, der vernünftigen Politik der Regierung und des trefflichen Geistes der weißen Bevölkerung. Diese letztere bildet hier allerdings, wie in den anderen Kolonieen, gleichsam den Adel; aber hier betrachtet der Jvaro den Menschen, den er niedriger hält als sich, eben so wenig, als der Spanische Grande den Spanier, der ihm an Range nicht gleichsteht.

Rußland.

Bibliographie. In Russischer Sprache sind kürzlich folgende Werke erschienen:

Provinzial-Albenheiten und Notizen, von Prutikoff.
Er und Sie. Roman.
Der Karamsin für Kinder, oder Geschichte Rußlands in Bildern. Von A. Perovit.
Geschichte der Kriegsbegebenheiten in der Asiatischen Türkei in den Jahren 1828 und 1829.
Geschichte, von Efstopf Teostin.
Die Nacht, von G Temnoi.
Die Russische Scheherazade.
Litterarische Beschäftigungen.
Alt-Russische Sage, von Jemel.
Meeres-Scenen, von N. Dawoff.
Ehemänner-Fabeln und Erzählungen.
Geschichtliche Nachrichten über die große Glocke im Moskowischen Kremk, von Peter Jwanoff.
Petersburger Flora, von K. Levin.
Beschreibung von alten, in mehreren Russischen Bibliotheken befindlichen Russischen Büchern.

Mannichfaltiges.

— Deutschland im Jahre 1831.*) Unter diesem Titel hat so eben ein Herr John Strang, der selber bereits einige Erzählungen von Hoffmann und Langbein ins Englische übersetzt und herausgegeben hat, ein Seitenstück zu Herrn von Raumer's „England im Jahre 1835" erscheinen lassen. Es darf dasselbe um so mehr gelten, als er eben so viel zum Lobe Deutschlands sagt, als sein Deutscher Vorgänger, den er sogar preisend übertrifft, zum Ruhme des Britischen Inselvolkes geschrieben hat. Berlin besonders wird von Herrn Strang bewundert, und zwar vom Brandenburger Thor bis zum „Wagtlande", von Jagor's Diner's bis zu dem „Lokaminet of Winotzky in der Stallschreibergasse." Herr Strang unterscheidet sich darin gewaltig von seinem Landsmanne, dem Herrn, des kürzlich erschienenen „Germany and the Germans", dem in Berlin nichts als der Staub und das schlechte Pflaster unerträglich war.

— Normannische Baukunst. Unter dem Titel: „Architectonische Reise durch die Normandie, nebst einigen Bemerkungen über Normannische Baukunst." **) hat der als Kunst-Kritiker bereits rühmlichst bekannte Herr Gally Knight so eben (bei Murray in London) eine kleine Schrift herausgegeben, die über den Zusammenhang der alt-Englischen mit der Normannischen Architektur sehr viele neue Aufschlüsse giebt. Der Verf. hat sich namentlich mit Untersuchung der Baudenkmale zu Jumièges in der Normandie, wo unter Anderen auch Agnes Sorel begraben ist, beschäftigt und dort den Ursprung des (neugethischen) Spitzbogen-Stils vergeblich gesucht. Als Resultat seiner Forschungen faßt er Folgendes zusammen: 1) daß das vorausgesetzte Westkommen der Spitzbogen-Stils in der Normandie im J. 1056 eine reine Fiction sey; 2) daß die Normannen, die den verdorbenen Römischen Stil adoptirten, ihm einen neuen eigenthümlichen Charakter verliehen; 3) daß die Normannen sehr viel zur Förderung der Kunst in England beigetragen, und 4) daß die Architektur auf ganz gleiche Weise in England und in Frankreich einen Aufschwung erhielt, daß Frankreich jedoch den allen Veränderungen eine gewisse Präderung gebabt habe. — Als eine wesentliche Ergänzung zu diesen Studien dürften wohl die Mittheilungen gelten, die uns ein Deutscher Kritiker nächstens über die Baukunst der Normannen in ihrem eigentlichen Vaterlande, in Norwegen, und namentlich in Drontheim, machen wird, dessen Kathedrale ein merkwürdiges Italienisches Alterthümlich zur Geschichte der Architektur sein soll. Schade, daß Herr Knight nicht auch die Zeichnung dieses Denkmals neben der der Abtei von Jumièges hat geben können!

— Naturgeschichte des Enthusiasmus. Die Verfasser dieses originellen Werkes***), Herr Isaac Taylor, ist jetzt als Kandidat für den Lehrstuhl der Logik bei der Universität Edinburg aufgetreten und dieser seine einzigartige Stelle wohl erhalten.

— Tagebuch einer Dessenbüreise. †) Dies ist der etwas präzise Titel einer kürzlich in London erschienenen kleinen Memoiren-Sammlung, als deren Verfasserin eine edle Herzogin und Pairin von Geschlechtern genannt wird. Die Literary Gazette meint, die in dem Buche vorkommende Reuereung: „Hei! welche Masse von Dichts habe ich da niedergeschrieben!" hätte dem Ganzen sehr gut als Motto dienen können. In den beiden kleinen, sonst in recht gutem Englisch geschriebenen Bändchen sollen nicht weniger als 1350 Französische Mode-Ausdrücke vorkommen.

*) Germany in 1831. 2 vol. London, 1836.
**) An architectural tour in Normandy; with some remarks on Norman architecture.
***) The natural history of enthusiasm.
†) Diary of a Dessenyée.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Str. Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Freitag den 22. Juli 1836.

Spanien.

Gesteigertes Leben in Sevilla.

Von dem Marquis von Custine.

Die Frauen in Sevilla haben Feinheit und natürlichen Verstand; das Unerwartete, ich möchte sagen der Ungefähre in ihrem Wesen scheint mir bloße Freimüthigkeit der Naturkinder; auch finde ich bei ihnen eine Gutherzigkeit, die alles Uebrige aufwiegt und ersetzt, besonders wenn man von Paris kommt!... Es giebt eine Redewendung, die wir nur gebrauchen, wenn sich's von Thieren handelt, die ich aber stets auf das menschliche Geschlecht anzuwenden gewigt bin. Man sagt von einem ausgezeichneten Thiere: es hat Gattung (il a de l'espèce). Es giebt auch Menschenklassen, die Gattung haben: diese Ihre kommt mir immer wieder, wenn wir die Frauen von Andalusien sehen.... Andalusien! Dies ist ein Name, den man nicht müde wird, im Munde zu führen! Man wird eben so wenig müde, das zauberische Land zu durchstreifen, welches diesen Namen führt! Wie glücklich ist der Reisende in Spanien! Die Poesie kommt ihm entgegen, während er oft nur Beziehung und angenehme Zerstreuung sucht; ist er frivol, so machen die Dinge ihn ernst und nachdenklich wider seinen Willen!... Ja, nachdenklich, oder vielmehr nachdenkend; ich wage nicht, zu sagen: sie machen einen Denker aus ihm, denn dieser Reisende bin ich!.... Wie dem man sey, ich reflektire heute... vor zwanzig Jahren würde ich gerathmet haben! Aber vielleicht werden meine Ideen den Leser besser unterhalten, als meine Träume gethan haben würden.

In Sevilla findet man keine Gesellschaft in unserem Sinn des Wortes; aber die Straßen sind amüsanter als manchen Salon, und in den Häusern, mitten im Hofe, den man Patio nennt, giebt es kleine gesellige Kreise, die täglich zusammentreten. Die Muße, der Himmel mit seinen Sternen, die hier schöner flimmern als anderwärts, die seichte Luft und die Wohlgerüche der Blumen verschönern diese Vereinigungen. Diese Familien-Vereine, denen sich ein paar vertraute Freunde aber einige begünstigte Ausländer anschließen, haben einen Zauber, den nur Solche fassen können, für die der Salon ein Ort der Erholung und nicht eine dem Kampf des Egoismus eröffnete Schranke ist.

Trotz der schlechten Gunst, in welcher jetzt die Ausländer, besonders die Franzosen, bei der Spanischen Regierung, aber nicht bei dem Spanischen Volke stehen, haben uns die Konsuln Englands und Frankreichs hier mehrere Personen kennen gelehrt, deren Umgang uns schon bewogen hat, mehr als ein Vorurtheil schwinden zu lassen. Ich finde hier wieder, was mir bei den Völkern des mittäglichen Europa's immer den Reiz des Lebens auszumachen schien: es ist ein herrlicher Ton, der die größte Ungezwungenheit in den Manieren nicht ausschließt.

Man darf dem Katholizismus wohl nachrühmen, daß er die Menschen zur wahren Höflichkeit stimme, welche nur die Kunst ist, einem Jeden ohne Zwang wiedergutzugeben, was man ihm in sozialer Hinsicht schuldet. Ich habe nie einen Mönch oder eine Nonne von schlechtem Ton gekannt; der schlechte Ton besteht nicht immer darin, daß man Unzüchtiges redet; er manifestirt sich noch öfter in der Art, wie man dem Unzüchtigen ausweicht.... Reinheit oder Unreinheit des Gedankens sind es, was die guten oder schlechten Manieren wesentlich bedingt; und der sogenannte gute Ton hat weniger Konventionelles, als Leute von schlechtem Geschmack zu denken pflegen.

Es herrscht in den Salons von Sevilla eine Höflichkeit, deren Basis die vollkommenste Gleichheit ist; diese Gleichheit verschönert sich durch die Abwesenheit jeder ausklügsten Idee, jedes affektirten oder studirten Komplimentes. Die Einfalt und Natürlichkeit, welche in dem ganzen Kreise vorwalten, sind für Jeden sichere Bürgschaft des Schutzes und Wohlwollens Aller. Ein Verein von Menschen, der so liberalen Gesetzen gehorcht, findet sich fast in keinem anderen Lande; man darf ihn weder in Frankreich, noch in Deutschland, und am wenigsten in England oder gar bei den Nord-Amerikanern suchen; der Luxus der bürgerlichen Gleichheit in der Verfassung erfordert Ausnahmen im sozialen Zusammenleben; denn wo Sitten und Gesellschaft sind immer und überall die Korrektive, und die Substitute der Gesetze.

Tritt man in einen Salon von Sevilla, ihr Fremden, und ihr werdet gleich bemerken, daß Niemand Niemanden fragt, wer die Leute da sind; man erkundigt sich so wenig nach dem Unbekannten, als nach den Uebrigen: dieser schöne Ton macht Einen gleich heimisch. Du bist in demselben Zimmer wie die Uebrigen, und eben darum sieht man dich gern, behandelt dich höflich. Jeder Eingetretene sorgt dafür, daß die Gesellschaft die angenehm werde. Eine so verstandene, so angewendete Höflichkeit ist nicht mehr ein Inbegriff abgenutzter Formeln und müßiger Worte; sie ist ein gebieiigter Kodex, das Schutzrecht für jeden Reisenden, der ein Asyl begehrt, die letzte Hinterlassenschaft der patriarchalischen Gastfreiheit. Ihr fehlt nun wohl, daß ein Franzose, und wär' er selbst ein Pariser, in Sevilla etwas lernen kann.

Mein Urtheil über die Spanischen Sitten wird euch paradox erscheinen. Die Bewohner dieser Halbinsel, insonderheit die Castilianer, sind ja fast sprichwörtlich wegen ihrer Ceremonien, ihrer leeren Phrasen und conventionellen Formeln, die demjenigen, welcher solche Heilkünge findet, sehr lästig fallen als schmerzhaft.... Aber ich sage, was ich gesehen habe. Außerdem darf man nicht vergessen, daß in Spanien jede Provinz ihren ganz eigenthümlichen Charakter hat.

Die Bewohner dieses Reiches sind nicht gleichsam in einander geschmolzen, wie wir Franzosen; man täuscht sich, wenn man sagt: der Spanische Charakter; man sollte sagen: der Castilianische, der Andalusische u. s. w. In Andalusien, wo ich jetzt weile, sind die Erinnerungen an den Kampf der Mauren gegen die alten Bewohner des Landes überall noch lebendig: das Blut des alten eingesessenen Christen (cristiano viejo y rancioso) empört sich in allen Puls- und Blutadern, wo es mit Afrikanischem Blute sich begegnet. Welche sonderbare Kontraste, welche schreckbare Leidenschaften, und doch auch wieder welche Anmuth, welchen Zauber hat diese gewaltsame Vermischung erzeugen müssen! Ja, die Andalusische Race ist einzig in ihrer Art — das Ergebniß einer natürlichen Antipathie zwischen den Elementen, die sie hervorgebracht, einer Antipathie, welche besiegt worden durch das erstaunenswürdigste historische Phänomen, durch einen 700jährigen Kampf zwischen Mauren und Christen auf demselben Boden!... Sie ist so edel, so zierlich, so verschieden von allen übrigen Europäern, wie es die Pferde dieses glückseligen Landes sind. Ich bin nicht in Madrid, bei den pomphaften Castilianern, nicht in San Jago de Compostella, bei den schwerfälligen Gallegos: ich bin zu Sevilla, und ich bescheide dir jetzt die Sitten der Honoratioren dieser Stadt, die ich als die wahre Hauptstadt Spaniens betrachte.

Half du erst in einem Familien-Zirkel Zutritt — was freilich selten geschieht — so wirst du ohne alle Etikette zu Tische gebeten. Die Frauen gehen ins Zimmer und wieder hinaus, sie thun, was ihnen obsliegt, ohne dir zu erlauben, daß du sie oder dich selbst genirst; man schenkt dir nie eine peinliche Aufmerksamkeit. Der Ausdruck „ohne Ceremonie" bedeutet hier nicht eine Ceremonie mehr, und zwar die unangenehmste von allen — er hat seine wahre, unverfälschte Bedeutung. Hätte ich noch einen Sohn, ich würde ihn im Norden unterrichten und im Süden erziehen lassen.

Heute Abend, auf der Promenade La Cristina, haben mir die Sitten dieses Volkes großen Respekt eingeflößt. Wie verblendet sind doch diejenigen, die Spanien civilisiren wollen!....

Die Sommertage sind in Andalusien kurz: um acht Uhr kam die Nacht schon herauf; die ganze Bevölkerung war auf einer Art von niedrigen Plattform versammelt, die so ziemlich einem mit Steinplatten gepflasterten Circus gleicht. Diese Plattform ist eine Zier der Promenade und würde einigermaßen an die Form des Platzes Ludwig's XV. in Paris erinnern, wenn letzterer, wie die Cristina, von Balustraden und Gedüschen umgeben, mit schönen marmor-ähnlichen Platten belegt und nur für Fußgänger bestimmt wäre! Die Schaar und Elsterkeit von Sevilla, die kaum eine andere Beinstigung kennen, als am Abend auf dieser Terrasse zu paradiren, waren in ihrer ganzen Herrlichkeit zu schauen. Ihre Augen funkelten hinter dem Fächer hervor, der immer in Bewegung und doch weniger mobil ist, als die Blicke dieser zarten Schönen; ihr Teint schimmerte unter den schwarzen Spitzen der Mantillas; die Hände, die Füße, die Köpfchen, die Schultern, die ganze schlanke und doch üppige Figur — Alles verkündete frische Lebenskraft und Lebenslust! Weiches Herz, und wäre es noch so verstinert, könnte ein solcher Zauber nicht rühren!

Aber mit einem Male stockt das rege Leben; die Männer nehmen ihre Hüte ab, die Frauen beugen das Haupt; die stehenden Personen ziehen sich von ihren Bänken. Ich frage mit ängstlicher leiser Stimme, was man denn vorhabe, und ich muß gestehen, daß mir in noch leiserem Ton: „Die Stunde des Abendgebets hat geschlagen."

Ich habe oben bemerkt, die Bewohner von Sevilla plagten sich weniger mit Ceremonien, als wir; es folgt aber daraus keineswegs, daß sie ohne Zucht leben und ohne Respekt vor der öffentlichen Ordnung. Ich, ein Franzose und also zufrieden mit mir, ich beneide die Sevillaner und schue mich noch ihrem sozialen Glücke, wie man etwas ersehnt, was unwiederbringlich verloren ist.

Wie weniger Dinge bedarf es doch, um das Leben interessant zu machen, wenn nur wirklich frisches Leben vorhanden ist, und wenn die

Digitized by Google

Herzen nicht durch raffinirte Lebensgenüsse verdorbt sind!... Ein harmloser Spaziergang auf der Promenade in Cristina ist die Summe der Freuden einer Sevillanerin. So lange ihre Blüthenzeit dauert, ist es ihre vornehmste Angelegenheit, hier zu glänzen: in einem anderen Lande wäre dies pure Eitelkeit, hier ist es wahres Bedürfniß nach Liebe; denn nur hier (?) versteht der Mensch zu lieben, und mit welcher Liebe!.... mit der ganzen Glut des Orients, einer Glut, die zwar kein vergiftetes Lüftchen, wie im Orient, wohl aber die mächtigere Sonnenstrahle christlicher Wohlmuthsdürftigkeit vor Excessen bewahrt.

Die Sevillanerin würde lieber hungern, als einen Kamm nach der neuen Mode sich verlagen, und die Mode wechselt alle Vierteljahr. Der Kamm ist der festhaarste Schmuck einer Andalusischen Dame. Die Andalusierinnen haben im Allgemeinen schöne Füßchen, die sie verbergen, um sie noch niedlicher zu machen. Sie tragen Schuhe so, in denen kein Fuß, nicht einmal der ihrige, Platz hat. Man macht diese Schuhe vor dem Anziehen naß und treibt den Strumpf mit Seife. Sie dürfen kein Hinterstück haben, oder doch ein so kleines, daß man nur den feinen Strumpf und die Sohle sehen kann. Man ersetzt das fehlende Hinterstück durch Bänder von der Farbe der Strümpfe; diese Bänder müssen also die Feile in dem Schuh festhalten. Solche Koketterie hat einen rein Chinesischen Charakter; aber die Señora's buhlen lieber den ärgsten Hühneraugen-Schmerz, wenn sie sich nur vortheilhaft produziren können.

Die Gattin des Britischen Konsuls zu Cadix, welche sich in diesem Augenblick hier in Sevilla befindet, erzählte mir, einr junge Dame von Cadix habe sich für einen Ball zu spät gekleidet. Die junge Andalusierin hatte kaum Platz genommen, als sie ihre ältere Britische Freundin, mit der sie sehr vertraut war, um die Erlaubniß bat, ihre Schuhe ablegen zu dürfen. Die weibliche Fußbekleidung ist in den heißen Sommertagen ein wahres Martyrerwerkzeug. Nach halbstündiger Erholung wollte das Schlachtopfer seinem galanten Märtyrerthum von neuem sich unterwerfen; aber die Füße hatten sich ihrer Freiheit bereits in solchem Grade zu Nutze gemacht, daß keine Anstrengung sie in die Gefängniß zurückbringen konnte. Die Englische Dame bot ihrer jungen Freundin Schuhe ihrer Töchter an: man brachte die Nordische Fußbekleidung; aber kaum reblickte die Spanierin diese Art von Schuhen, als sie erschrocken ausrief, sie würde um nichts in der Welt mit einer solchen Maschine am Fuß über die Alameda (den öffentlichen Spaziergang) gehen; ihr ganze Reputation wäre zu Schanden, wenn sie, an den Füßen so genagelt, nur auf der Straße erscheine. Zepf mußten kaltes Wasser, Eis und Seife bredel, und erst nach halbstündiger namenloser Qual fühlte die undeugsame Kokette sich im Stande, nach Hause zu gehen.

Man verschert mir, daß die Andalusischen Damen nichts als ihre Gebete lesen!.... Eben so ist es im übrigen Spanien. Wie glücklich sind die Männer, denen sie ihre Lesen schenken! was die Bücher thun sagt, kommt wenigstens aus ihr selbst. Es gibt zwar eine Art von traditionneller Kenntniß, welche in den weiblichen Zirkeln durch das lebendige Wort sich fortpflanzt; allein dieser unvermeidliche Unterricht stammt nicht aus Büchern und erzeugt also kein affektirtes unnatürliches Wesen. Hier kann man einen Zauber recht genießen, der sie uns Nordländer so reizend macht: den Zauber der Unwissenheit. In Frankreich oder England ist eine unwissende Frau ein albernes Ding; in Spanien aber blitzt ihr ein nicht durch aufgedrunge ner Kenntnisse getrübter Geist aus den Augen und offenbart sich in der entzückenden Naivetät und Originalität jeder Aeußerung. Nach Sevilla müßt ihr kommen, wenn ihr den Urtypus weiblicher Liebenswürdigkeit finden wollt!

Ich weiß nicht, inwiefern die Abend-Promenade den Schönen von Sevilla geschadet werden kann; allein mehrere Ehemänner haben mir versichert, daß Ihre mit der Bewunderung, die sie einflößten, vertieft werden. Wenn ein junger Mann auf dem Spaziergang zu verschiedenen Malen nach einer schönen Frau sich umgesehen hat, so sieht er schon in einer Art von Rapport mit ihr. Dieß ist eigenthümliche Sicherei hat ihre Regeln, wie das Stiergefecht, welches man hier das Stier-Laufen (corrida de toros) nennt; es ist ein Damen-Laufen. Die Frau wirft anfänglich verstohlene Blicke auf den jungen Mann, der ihr Aufzeichnung bewiesen; erneuert sich das Zeichen der Bewunderung, so gibt sie ihm dasselbe ein Zeichen ihrer Dankbarkeit; sie läßt ihren Fächer, ihr Taschentuch fallen, empfängt es wieder aus den Händen des jungen Mannes, der sich beeilt, den Gegenstand von Boden aufzuheben. Nicht selten bestehen solche Verbindungen wohl sechs Monate lang und nähren zwei jugendliche Phantasien, ohne daß es auch nur zu einem Austausch von Worten käme. Dergleichen Sitten sind uns Franzosen dermaßen entfremdet, daß wir sie weder in dem, was sie Gutes, noch in dem, was sie Schlimmes haben, verstehen können; sie sind für uns eine fremde Sprache, und wir glauben kaum an das, was uns davon erzählt wird.

Ich will mein Lob der Tugend der Andalusischen Frauen nicht schließen, ohne dem Beispiel jenes Landpredigers zu folgen, der seine Gemeinde durch die Erzählung des Märtyrertodes eines Heiligen gerührt hatte; als der ehrliche Pfarrer das ganze Dorf in Thränen sah, fing er an zu flecken und zu schelten des zu guten Erfolges halber. Bescheidenheit Vorwürfe zu machen; endlich rief er schluchzend: „Meine Brüder, meine Freunde, meine vielgeliebten Beichtkinder! weinet doch nicht über die Maßen; denn Alles, was ich Euch eben erzählt und geschildert, kann ja auch eben so gut nicht wahr sein!“

Alle Bewohner von Sevilla kennen einander; jeden Tag versammelt man sich auf der bewußten Promenade, und doch spricht man wenig unter einander. Was wir in Frankreich sozialistlis nennen, ist hier unbekannt; man beobachtet und kritisirt, aber ganz heile, denn die gegenseitige Furcht ist nicht geringer als der gegenseitige Neid. Die Mischung der Oeffentlichkeit und des Gehrimnisses giebt dem Daseyn Form: der Mensch lebt hier so gut wie unter freiem Himmel, und doch bleibt das Leben eines Jeden ein Geheimniß. Wenn die Einsamkeit nicht in den Mauern wohnt, so wohnt sie dagegen in den Herzen! Der Spanier hält seine Gefühle tief verschlossen, wie jeder leidenschaftliche Mensch.

Ich sage mir oft, daß man dieses Land mit keinem anderen, oder am wenigsten mit Italien vergleichen darf. Beide Länder sind beide Völker, die sie bewohnen, unterscheiden sich in kleinen wie in großen Dingen. In Italien sterben die Frauen aus einem Zimmer, in welchem sie Blumen sehen; hier lehren sie ganz von Blumen umgeben. Eine Römerin wird ohnmächtig, wenn sie Ambra riecht; die Andalusierin aber parfümirt sich mit penu d'Espagne, welche reiner Ambra ist. Die Zeit um Semmen-Untergang ist allen Frauen gefährlich, die sich, in Rom und dem ganzen übrigen Italien der Abendluft aussetzen; hier in Andalusien kann das weibliche Geschlecht, seiner Gesundheit unbeschadet, den ganzen Nachmittag mit einem Theil der Nacht ohne Hut und ohne Shawl im Freien zubringen.

Die Französischen Moden dringen jetzt mit Macht in Spanien ein. Jeden Monat kommt eine Ladung Modepuppen aus Paris nach Sevilla. Diese fremden Artikel sollen der Nation ihren einheimischen Luxus verleiden und sie an sinnliche Nachahmung Französischer Moden gewöhnen. Die muntren beiden Stücken der Hauptstadt Andalusiens haben vielleicht schon nach wenigen Jahren den Original-Charakter verloren, den sie fast ausschließlich der Spanischen Tracht verdanken. Unsere Leihdecke und sardige Damenkleider machen erschreckliche Fortschritte; und doch wurden diese und andere Pariser Erfindungen noch vor sechs Jahren in Sevilla verböhnt. Die neueste Französische Invasion hat auch das einfach edle und die Phantasie belebende National-Kostüm der Spanier, und zwar zunächst in den Nord-Provinzen, verderblich eingewirkt.

Frankreich.

Chateaubriand über das Mittelalter.*)

Das Mittelalter stellt ein bizarres Bild dar, welches das Produkt einer mächtigen, aber ungeregelten Einbildungskraft zu seyn schrint. Im Alterthum geht jede Nation so zu sagen aus ihrer eigenen Quelle hervor: ein ursprünglicher Geist, der das Ganze durchdringt, läßt sich überall wahrnehmen und drückt den Institutionen und Sitten ein homogenes Gepräge auf. Der gesellschaftliche Zustand des Mittelalters dagegen war aus den Trümmern und Resten einer Unzahl anderer fremder gesellschaftlicher Zustände zusammengesetzt; die Römische Civilisation, so selbst das Heidenthum hatten in demselben ihre Spuren zurückgelassen; die christliche Religion impfte darauf ihren Glauben und Kultus, und die Barbarenhorden der Franken, Gothen, Burgunder, Angelsachsen, Dänen und Normannen brachten wieder ihre Sitten und Bräuche und alle Eigenthümlichkeiten ihrer Charakterer mit hinzu. Alle diese Begriffe über Eigenthum und Besitz vermischten sich mit einander, alle Rechte und Gesetze der Welt kamen zusammen, alle Formen der Freiheit und Knechtschaft tezegneten sich auf diesem großen Tummelplatz; die menschliche Freiheit des Königs, die aristokratische des Edlen, die individuelle des Priesters, die kollektive der Kommune, die privilegirte der Städte, der Magistrate, der Corporationen der Gewerbe und Kaufleute, die republikanische der Nation, die Römische Sklaverei, die barbarische Knechtschaft, die Dienstbarkeit der Fremden. Daher jener Anblick des Wilden und Unzusammenhängenden, jene Gebräuche, die einander aus bürteste zu widersprechen schienen und einzig und allein durch das Band der Religion zusammengehalten werden. Alle diese Völker erscheinen als durchaus von einander verschieden, ohne weitere Verbindung und Beziehung, und nur in dem Entschlusse vereinigt, unter einem gemeinsamen Herrn um einen und denselben Altar geschaart zu leben.

Auch in der äußeren Erscheinung der Europa damals ein wahr pittoreskes und nationaleres Bild dar als heutzutage. Namentlich boten wir Franzosen an die Stelle jener erhabenen aus unserer Religion und unseren Sitten entsprungenen Denkmäler jene modernen getrieben, nach Römischen Muster zusammengemacht, weder für unser Klima passen, noch unseren Bedürfnissen angemessen sind, jene kalten stlavischen Kopien, die von der Unnatur in unserer bildende Kunst eingeschwärzt werden und ihr den größten Schaden gethan haben, wie der Firnis der Lateinischen Literatur die Originalität des Fränkischen Genius zu Grunde zerstört hat. Das Mittelalter nahm auf andere Weise nach: auch damals bewunderte man die Griechen und Römer, man studirte ihre Werke auf und studirte sie, aber anstatt sich von ihnen geistlos debreschen zu lassen, bemeisterte man sich vielmehr ihrer, verwandte sie für die Zwecke der Gegenwart, gestaltete sie zu unsern Leben um und verstand es, durch solche freie Metamorphose ihre Schönheit noch zu steigern.

Ein Sittengemälde jener Zeit mit methodischer Entwickelung auszuweisen zu wollen, diese Arbeitsweise hat das Unmögliche versuchen, als sogar dem eigenthümlichen Gepräge jener Zeit, selber, der Verworrenheit, die sie charakterisirt, ungetreu werden. Alle diese Szenen, die es darbietet, müssen in der Darstellung in bunter Folge durch einander spielen, unordentlich, wie sie in der Wirklichkeit auf einander folgten oder sich verwickelten und durchkreuzten in gemeinsamen und einzelnen Momenten. Die Einheit lag nur in der allgemeinen Bewegung, die auf dem ewigen Gesetze des Daseyns die Völker ihrer Vervollkommnung zutreibt.

Auf der einen Seite das Ritterthum, auf der anderen die Rittstände der Bauern; eine Geistlichkeit, so anschweifend, wie sie nur gedacht werden kann, und daneben die glühendste Begeisterung, die reinste Flamme des Glaubens. Mönche zogen unter dem Land zu Land, zu Fuß oder auf Eseln reitend, und predigten gegen die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes und die Gebrechen der Kirche und der Staaten;

*) Abermals ein Bruchstück eines Essai sur la littérature anglaise, dem wir bereits einige Glanzpunkte entlehnt haben.

Digitized by Google

sie sichern sich lebendig verbrennen von den Päpsten, denen sie ihre Ausschweifungen vorhielten, und erfochten von den Fürsten, deren Tyrannei sie angriffen. Eselheute lagerten an den Landstraßen im Versteck und überfielen und plünderten die Reisenden; andere wurden in Spanien, in Griechenland, in Dalmatien Herren berühmter unsterblicher Städte, von deren Geschichte sie nicht das Mindeste wußten. Liebesköpfe, wo man nach allen Regeln des Scotus raisonniete und Stiftsherren Mitglieder waren; Trinkbrüder und Minstrels, von Schloß zu Schloß schwärmend, die Männer mit Lederkoller und Stiefeln gerüstet, die Damen in Balladen feiernd und preisend; Bürger, in Zunftungen eingetheilt, die Feste ihrer Patrone mit Spielen begehend, in denen die Heiligen des Paradieses und die Gottheiten der heidnischen Fabel wirr durch einander gemengt wurden; theatralische Vorstellungen, Wunder und Mysterien in den Kirchen; Narren und Hahnreistheiz; gottesdienstliche Processionen; Schwerttanz auf dem Altar; das Ite missa est, wo spondire durch Eisiegschrei; Ritter und Knappen bei den Gelagen in Kriegesliänen und Gesängen von Waffenthaten zum Ruhme ihrer Damen sich überbietend — Juden niedergemetzelt und sich niedermetzelnd unter einander, angeklagt, die Brunnen mit Quellen zu vergiften; Tribunale aller Arten, die zum Heile aller Arten von Glauben zu allen Arten von Qualen und Martern verdammten, Angeklagte von allen Farben und Farben, von geschmunden und lebendig verbrannten Verschlachten an die ganz ehebrecherischen Paar, das, an einander gebunden, nackt mitten durch das Volk geführt wurde — dabei das alte noch antiken Mustern gebildete Geschlecht, das nicht mit der Zeit fortgeschritten war, in den Abteien abgeschlossen sich selbst fortlebend; auf den Universitäten die Studenten mit ihren Bestreben, die philosophischen Kämpfe über Realismus und Nominalismus rufend; der Tumult der Schulen Athens und Alexandriens im wilden und lebendig Gemisch mit dem Lärm der Tournière und Ritterspiele — und über allem diesem und weit außerhalb dieses rastlos bewegten sich immwelnden Geschichtes, als zweites Centrum und Prinzip der Bewegung, ein Grad, der Gegenstand aller Sehnsucht und Hoffnungen, das ohne hinterlaß die Könige und Völker, die Helden und die Schlacht über die Meere zog — die Cinen, von Drang getrieben, Feinde und Abenteuer aufzusuchen und Länder zu gewinnen, die Anderen, Gelübde zu lösen, Verbrechen zu sühnen und den Frieden der Seele zu erwerben; alles das tritt uns aus dem Bilde des Mittelalters entgegen.

Der Orient, trotz der schlechten Erfolge der Kreuzzüge, blieb lange Zeit für die Völker Europa's das Land der Religion und der Ruhmes; unaufhörlich wanderten die Völker nach jenen Gegenden hin, nach den Palmen von Idumea, jenen Ebenen von Rama, wo die Ungläubigen im Schatten der Oliven, die Walhnin gepflanzt, ernüchlich saßen und ruhten, jenen Gefilden Aroaleos, die noch die Spuren Gottfried's von Bouillon, Tancred's, Tancredes, des Philipp August, des Richard Löwenherz und des heiligen Ludwig bewahrten, nach Jerusalem, der heiligen Stadt, die einem Augenblick erlöst, gleich wieder in das alte schmachvolle Joch zurückgesunken war und vor ihren Gemüthern lag, wie es einst vor Jeremias Seele gelegen, — verspottet von dem Wanderer, in ihren Thränen ertränkt, ihres Volkes beraubt, in Einsamkeit und Oede verstrichend.

Solcher Art waren diese Jahrhunderte der Phantasie und der Kraft, in denen Licht und Begebenheiten, diesem Gefolge und Gewühl von Ketzereien, Schismen, Vasallenkämpfen, bürgerlichen und auswärtigen Kriegen; diese Jahrhunderte, die dem Genie in doppelter Hinsicht günstig waren, einerseits durch die Stille der Klöster, andererseits wiederum durch das bewegte Leben der Welt — je nachdem es die Anlagen und Richtungen der Einzelnen bedurften. Nicht ein einziger Punkt war in dem großen Raume, wo nicht irgend Großes geschah, denn jede Herrschaft, geistliche oder weltliche, gleichviel, war ein kleiner Staat, der seinen eigenen Mittelpunkt und seine eigene Bahn hatte; alle zehn Meilen neue Sitten und Gebräuche; jedes für sich, jedes selbstständig und anders als alle übrige. Dieser Stand der Dinge, so schädlich er für die allgemeine Civilisation war, gab dem Geiste Einzelner eine ungeheure Regsamkeit und Schwungkraft — alle große Entdeckungen geboren stets in Jahrhunderten an. Niemand vorher oder nachher hat den Einzelne als solcher so viel gelebt. Die Könige dachten nur auf die Vergrößerung ihrer Reiche, der Adel auf die Erwerbung der Nachbarlehne, der Bürger nur auf Vermehrung und Erweiterung seiner Privilegien, der Kaufmann auf neue Handelswege. Jeder ging auf in sein Dichten und Trachten und war ganz davon erfüllt. Man kannte von Nichts den Grund, hatte nichts vollständig erforscht und erschöpft; man glaubte an Alles, stand gleichsam am Ufer aller Hoffnungen, ähnlich wie der Wanderer, der auf dem Gipfel eines Berges in der Morgenröthe den Aufgang des Tages erwartet. Man wühlte auf gleiche Weise in der Vergangenheit wie in der Zukunft herum, entdeckte mit derselben Freude, wie eine neue Welt, auch ein altes Manuskript und ging vorwärts mit mächtigen Schritten, der unbekannten verhüllten Bestimmung entgegen, wie die Jugend, das ganze Leben vor sich, der Zukunft entgegenwelt. Die Kindheit dieser Jahrhunderte war barbarisch, das Alter ihrer Kraft voll Leidenschaft und voll That, und zu reichem Erde haben sie ihre Erneuerungsschaft den civilisirten Zeitaltern, die sie in ihrem fruchtbaren Schoße trugen, hinterlassen.

England.

Die durch den bekannten Prozeß des Englischen Premier-Ministers, Lord Melbourne, auch von den politischen Blättern in der letzten Zeit vielfach genannte Mistreß Norton ist übrigens auf ihrer Reise nach Rom und Neapel durch Paris gekommen. In Italien will sie die letzte Hand an ein poetisches Werk legen, das sie in Folge jener häuslichen Unannehmlichkeiten für eine Zeitlang unterbrechen mußte. Unter dem schönen Himmel Neapels hofft sie, fern von allen Störungen, diejenige Muße und Begeisterung wiederzufinden, die sie schon in einem Alter von sunfzehn Jahren zum Range der besten Dichterinnen Großbritanniens emporhoben und sie der Mist Landon, so wie der Mistreß Hemans, würdig zur Seite stellten. Wir entlehnen der Edinburgh-Review folgenden kurzen Abriß ihrer bisherigen literarischen Laufbahn.

„Als elegante Dichterin, mit Grazie, Zartgefühl und reicher Phantasie ausgestattet, besitzt Mistreß Norton diejenige Energie des Gedankens, die die Grundlage aller Größtenwerke bildet, die sie gleichsam mit Leib und Seele umgiebt und ihnen die Kraft verleiht, der Gewalt der Jahre zu trotzen. Mistreß Norton denkt, bevor sie schreibt. Alles, ihren Phrasen liegt eine Idee zum Gemude, und weniger sie sich immer Fußten mag, es herrscht stets der Gedanke in ihren Produktionen vor. Wenn Felicia Hemans mehr lyrisch ist, so zeichnet sich dagegen Mistreß Norton durch ihre Gewandtheit, durch Kraft und Energie vortheilhaft aus.

Schon die äußere Gestalt der Mistreß Norton verkündet einen lebhaften regsamen Geist. In ihren schwarzen Augen funkelt ein orientalisches Feuer, das ihre ganze äußere Gestalt zu beseelen scheint. Sie ist zwar an aristokratische Sitten gewöhnt, kann aber, trotz der vornehmen Route von Almack, die Kraft und Originalität nicht vertuugnen, die in ihren Werken sowohl als in ihrer Physiognomie so mächtig ausgeprägt sind.

Eine Enkelin des berühmten Englischen Redners und Schauspiel-Dichters Richard Brinsley Sheridan, ist Mistreß Norton, früher Miß Sheridan, der letzte Sprößling jener Familie, in welcher Talent und Geist wie ein unverästerliches Erbtheil in ununterbrochener Linie sich fortpflanzten. Der Vater sowohl als der Sohn Sheridan's, so wie seine Mutter und seine Schwestern, wirkten gleich jener sich unter ihren Zeitgenossen geltung baden, wenn nicht der ungeborne Glanz, der den Verfasser der „Lästerschule" umgab, den Ruhm der übrigen Mitglieder seiner Familie in den Schatten gestellt hätte. Die junge Miß Sheridan war glücklicherweise keiner jener öffentlichen Erzieherinnen oder Gouvernanten anvertraut worden, die man heutzutage besonders in England und Frankreich so zahlreich antrifft, und die sür lesslgeliebte Preise sich anbeischig machen, ihren Zöglingen alle Arten von Tugenden und Talenten auf eine mechanische Weise beizubringen; ihre Ausbildung ward vielmehr unmittelbar von ihren Aeltern geleitet, und diese hatten keineswegs die Absicht, ein sogenanntes hochgebildetes Mädchen (an accomplished girl) aus ihr zu machen. Ihr eigener Bruder so wie dessen Lehrer interessten sich, wie es scheint, sehr wenig für die damals üblichen Studien beizubringen, die man sonst beim weiblichen Geschlecht so gering zu achten und sireoteren Beschäftigungen aufzuopfern pflegt. Somit erhielt ihr Geist eine gewisse männliche Kraft, ohne jedoch von seiner ursprünglichen eigenthümlichen Naivität etwas zu verlieren.

Ihr poetisches Talent der Miß Sheridan ward nicht etwa äußerlich angeregt; sie wurde vielmehr Schriftstellerin zu ihrer eigenen, innersten Befriedigung. Die Dandys, die damals noch etwas Neues in England waren, bildeten eine eigenthümlich bizarre und affektirte Race, die aller Welt Anlaß zum Spotte gab. Der Buchhandel verstand bald, seinen Vortheil aus der Sache zu ziehen, und es kamen in der Zeit eine Menge von Flugschriften heraus, die alle mit der Miene des Kenners an der Sitten ringen. Das eine Werkchen nannte sich den Ball der Dandys, ein anderes das Defenner des Dandy, ein drittes die Höflichkeit des Dandy und so weiter. Schöne Kupferstiche dienten dazu, die zierliche, mit großen Lettern gedruckte Bibliothek zu verherrlichen, und von allen Seiten wurden demnächst in dem Kriege gegen den Dandyismus die ehrenvollsten Vorbeeren geerndtet. Diese Herrlichkeit verbreiteten Ehrenkränze liefen die kleine Miß Sheridan nicht schlafen; sie fühlte auf einmal ihr Genie erwachen, und sie ergriff die Feder und trat unter der Reihe der furchtbarsten Gegner des gemeinschaftlichen Feindes auf. Das erste Werk, das sie von Herrn Marshall, der das Monopol der damaligen Dandy-Literatur behauptete, andet, war der „Beau der Dandys". Man denkt sich ein Mädchen von funfzehn Jahren, das eine Satire gegen die Abenteurer der Gesellschaft schreibt! Der Versuch hatte etwas Bizarres; indessen war er doch von einem günstigen Erfolge gekrönt, so daß der Verleger daß eine zweite Auflage veranstalten ließ. Als funfzehn Jahre später die bereits verheirathete Mistreß Norton mit ihrem Kinde ausging, um ein Bildchen für dasselbe zu kaufen, da war es der „Beau der Dandys", den man in der öffentlichen Meinung zu ehren, daß sie selber die Bewsserin dieses kleinen Meisterwerkes sey.

Der erste Miniatur-Triumph war eine Ermunterung für die literarische Thätigkeit der jungen Miß gewesen. Sie schrieb nun Tragödien, machte Oden und Sonnette; aber es fand sich kein Buchhändler, der sie drucken und herausgeben wollte. Miß Sheridan bewahrte ihre Dramen in ihrem Portefeuille auf; sie hatte bald gelernt, in jenem Stücke einige Zeilen mit Turbanen erscheinen zu lassen, und brachte sie gelegentlich mit Hilfe ihrer Brüder und ihrer Cousinen in irgend einer Privatgesellschaft zur Aufführung, ohne im Entferntesten mehr von einem Ruhme zu träumen, der so schwer zu erreichen und zu dessen Bewerbung sie nicht einmal zugelassen wurde. Zu siebzehn Jahren verlobte sie sich, und zu neunzehn Jahren heirathete sie Herrn Norton, den Bruder des berühmten Grantley.

Die Schwergen Rosaliens, ein Zaubergedicht, dessen stille Melancholie keineswegs, wie es sonst bei den Schriftstellerinnen gewöhnlich, in eine weinerliche Empfindsamkeit ausartet, kam kurze Zeit nach ihrer Verheirathung heraus. Das Werk erschien anonym. Die Journale hatten es nicht angekündigt, aber es machte trotzdem Glück. Es ist eine düstere, aber tiefe Lebens-Ansicht, die in dem Gedichte vorherrscht, eine gedankenvolle Einfachheit und scharfe Beobachtungsgabe, die weder von der mehr künstlich melancholischen Mistreß Hemans, noch von der mehr prunkenden und kokketten Miß Landon erreicht wird.

Digitized by Google

Auf die Schmerzen Rosalieus folgte das romantische Gedicht, der Unsterbliche (the Undying One). Dasselbe erfreute sich des ungetheilten Beifalls sowohl derjenigen, welche zu ihrem eigenen Vergnügen lesen, als auch derjenigen, die es professu als Kritiker sich einen Ehrenpunkt daraus machen, an nichts Vergnügen zu finden. Trotz eines drei gewöhnlichen schon vielfach behandelten Sujets, wirft dies Gedicht immer sein Rosehen als ein interessantes Werk der Zeit behaupten.

Der Unsterbliche ist Niemand anders als der ewige Jude. Wie ermüdend sie den Leser, diese unbegänglichte ewige Person immer von neuem auf die Bühne treten zu sehen! Lewis hat ihm eine ziemlich wichtige und tragische Rolle übertragen, so daß man ihn nachher billig hätte anerahnen lassen können. Aber auch Shelley und der Capitain, Medwin haben sich seiner bemächtigt, sie lassen ihn alle Abenteuer eines verwickelten Romans bestehen und ennuyiren uns damit in Versen und in Prosa. Klingemann und Achim von Arnim in Deutschland und viele Andere in Frankreich haben den Armen ebenfalls in Anspruch genommen. Man findet ihn in einer Erzählung von drei starken Bänden wieder, die Solar hiel betitelt ist. Endlich aber begegnen wir ihm auch in der Poesie der Misters Norton.

Was sollte man mit einem Helden beginnen, dessen Schicksal unbeweglich, dessen ewiges Unglück Gott selber ein für allemal verhängt hat! Misters hat seinen Sujet nun dadurch interessant und dramatisch zu machen gewußt, daß er ihn mit menschlichen Leidenschaften ausgerüstet, daß er ihn gegen den Allerhöchsten, wie einen Rebellen gegen seinen König, aufgewiegelt und den Gottes in einen bizarren Roman umwandelte. Misters Norton und die übrigen Schriftsteller dagegen, die den ewigen Juden zum Text ihrer Compositionen gemacht, haben mich bemerkt, daß sie, indem sie den unvergänglichen Helden in die seltneren Jahrhunderte hinauf verfolgten, sich selbst sowohl als den Leser zu unerträglichsten Monotonie verdammten.

Wie wollte man auch diesen unendlichen Leiden ein Interesse abgewinnen? Wie diesen ewigen Wiederholungen desselben Ideen während eines unbegränzten Zeitraums irgend einen Reiz verleihen? Ein Mensch, der so ungeheuer mannigfache Prüfungen erlebt, der so viele harte Schicksale erfahren, ein solcher Mensch muß nothwendig von selbst verhärten. Sein Geist muß endlich erstarren und unempfindlich und gefühllos werden. Es wird zu einem Gegenstand, den Niemand mehr zu schlagen, und seine gleichgültige Ruhe bietet uns nur ein Bild der Verzweiflung und der Teufelsfigkeit dar. Denn sein Herz ist von zu vielen Leiden schon zerrissen, seine Seien hat das Unglück gefurcht, und er selbst muß am Ende, wie ein geistreicher Franzose (Chamfort) sich ausdrückt, entweder zerschmettert oder zu Erz werden (il faut qu'il se brise ou se bronze).

Wenn wir aber auch die Wahl eines solchen Stoffes durchaus tadeln, so müssen wir doch gestehen, daß Misters Norton ihn durch ihre bewundernswürdige Gewandheit und naive Anschauung mit einem neuen Reiz auszustatten gewußt. So oft sie sich dem wirklichen Leben nähert, entfaltet sie ein ungemeines merkwürdiges Talent. Ein zartschlendes Weh durchzieht und analysirt sie die Leidenschaften besser als die Poeten und beleuchtet sie weit die Gefühle die Charaktere und Prinzipien. Schade, daß sie den Drama zu eifrig nachgejagt und daß sie selbst nach den Heldengestalten der Epopee begierig war! Das Anziehende des Dramas und der Epopee besteht wahrlich nicht in der erkünstelten Majestät, wie sie unsere Schriftstellerin aufgefaßt hat, sondern in der tiefen innerlich gefühlten Wahrheit, in der unverkennbaren Wirklichkeit und in der Darstellung menschlichen Verhältnisse und Gefühle, wie sie von Gott eingesetzt sind, kurz in allem dem, dessen geheimnisvolle Magie unserer Dichterin von der Natur in einem hohen Maße verliehen worden. Aber außer der Sanftmuth und der inneren Harmonie, außer dem Reize, den manche andere geistreiche Frauen mit ihr theilen, besitzt sie eine weit männlichere Kraft und eine aufrichtigere Wahrheit, und es bängt dies einzig von ihr selber ab, sich zum ersten Range der Englischen Dichter unserer Zeit emporzuschwingen."

Consumtion in London.

Der Verbrauch von Fleisch in London erreicht das Unglaubliche; um sich aber einen recht deutlichen Begriff von demselben zu machen, muß man die Schlachtvieh- und das Gewicht desselben gehörig feststellen. Um das Jahr 1700 schätzte man auf dem Viehmarkt zu London das Gewicht eines Ochsen auf 770 Pfund, das eines Kalbes auf 50 Pfund, das eines Hammels auf 28 und das eines Lammes auf 16 Pfund. Seitdem aber hat man in der Mast-Kultur bedeutende Fortschritte gemacht, und in jetzige Zeit nimmt man das Gewicht eines Ochsen an zu 800 Pfund, das eines Kalbes zu 140 Pfund, das eines Hammels zu 80 Pfund und das eines Lammes zu 50 Pfund. Die Zahl der Ochsen, welche im Laufe eines Jahres in London geschlachtet werden, beläuft sich auf 110,000, die der Kälber auf 50,000, die der Hammel auf 770,000, die der Lämmer auf 750,000 und die der Schweine auf 200,000 Stück. Smithfield ist der Hauptmarkt für die Gegenstände, welche wir so eben aufgezählt haben, und die Summe, welche aus denselben gelöst wird, beträgt jährlich 800,000 Pfd. Sterl. oder 5½ Millionen Thaler. Die Anzahl von Fischen, welche jährlich in dieser Weltstadt verzehrt wird, ist der des Fleisches nicht gleich, außer zu gewissen Jahreszeiten, wenn einige Fischsorten in Ueberfluß an den Markt kommen und ungewöhnlich billig zu haben sind. Man rechnet indeß, daß jährlich ungefähr 2000 Schiffsladungen an den Markt zu Billingsgate gebracht werden, jede Ladung zu 40 Tonnen gerechnet; hierzu kommen ungefähr 20,000 Tonnen aus den Binnenseen, also im Ganzen 120,000 Tonnen, oder 240 Millionen Pfund.

Der Verbrauch von Getränk erreicht bei weitem nicht diese Höhe; auch hält sich dieser Artikel besser im Preise und ist nur für den Tisch der Reichen bestimmt.

Das Mild ist gewöhnlich um einen billigen Preis zu haben, den größten Theil des nicht geringen Quantums verbrauchen die Gemen (der niedere Adel), die wohlhabenden Eigenthümer und die Pastetenbäcker.

Der Verbrauch des Korns ist in London auf ungefähr 900,000 Quarters gestiegen, jedes Quarter zu acht Scheffel gerechnet; der Verbrauch des Porter und der Ale beläuft sich auf 2 Millionen Fäßer, das Faß zu 190 Maß gerechnet. An Spiritosen rechnet man 11 Millionen Gallons oder 35 Millionen Maaß; der Weinbedarf erreicht eine Höhe von 65,000 Pipen; an Butter und Käse werden, von der ersten 21, von dem letzteren 26 Millionen Pfund verzehrt.

An Kohlen braucht man ungefähr 1,200,000 Chaldrons oder 3 Millionen Berliner Scheffel.

In der Umgegend von London hält man eine außerordentliche Menge von Milchkühen; diese geben täglich im Durchschnitt 7,900,000 Gallons oder 39 Millionen Maaß Milch; diese außerordentliche Quantität wird aber noch von den Händlern durch einen gehörigen Zusatz von Wasser um ein Viertheil vermehrt.

Wenn wir nun, den statistischen Berechnungen zufolge, für Paris eine Einwohnerzahl von 800,000 und für London von 1,200,000 annehmen und die Differenz der Kopfzahl gehörig verrechnen, so finden wir, daß man in Paris 56,200 Kälber mehr als in London braucht, dagegen braucht man in London 1250 Ochsen, 222,500 Hammel, 72,500 Schweine, 28 Millionen Maaß Branntwein nebst anderen Spiritosen und 269 Millionen Maaß Bier mehr als in Paris. Dieser letztere, deutschlichte Artikel geschieht sich indessen ganz natürlich aus, wenn man bedenkt, daß die niederen Stände in London zur Consumtion des Weines nicht das Geringste beitragen.

Bibliographie.

History of the western highlands and isles of Scotland. (Geschichte der westlichen Hochlande und Inseln von Schottland.) Von D. Gregory. 14 Sh.

Gallery of modern British artists. (Gallerie neuerer Britischer Künstler.) 4. 30 Sh.

Britannia after the Romans. (Britannien, nach den Römern.) 4. 30 Sh.

On infanticide. (Ueber den Kindermord.) Von Cumme. 3½ Sh.

Statistics of the British Empire. (Statistische Notizen von Großbritannien.) Von Mac Culloch. 7½ Sh.

Life of Spenser. (Spenser's Leben.) Von Raffet. 4 Sh.

Tour etc. (Reise durch Frankreich, die Schweiz, Deutschland ꝛc.) Von Raffles. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Spanischen Unabhängigkeits-Krieges, vom Grafen von Toreno. Dieses Werk*) ist jetzt bis zum vierten Bande gediehen, der indessen auch nur bis zum Anfang des Jahres 1810 reicht. Es scheint sich in diesem Bande nachstehende Ereignisse in sehr lebendigen Schilderungen dargestellt: Marschall Masséna's Rückzug von Santarem nach Ciudad Rodrigo; die Belagerung und Einnahme von Badajoz durch die Franzosen; der Feldzug an der Elbuera; die Schlacht von Ebelana; die Belagerungen von Tortosa, Tarragona und Saguntz; die Schlacht dieses Namens und der Einzug der Franzosen (unter Marschall Suchet) in Valencia; die Einnahme von Ciudad Rodrigo durch Wellington und die Flucht der Franzosen die nach Tarifa. Eine bunte Reihefolge von Siegen und Niederlagen hat hier dem Verfasser, der als Historiker auf einem seinen Fähigkeiten bei weitem mehr zusagenden Felde sich befindet, wie als Financier, Gelegenheit gegeben, Spaniens Schmerz und seinen Jubel auf eindringliche Weise zu schildern. Die von den Franzosen verübten Gräuel möchten hin und wieder mit etwas zu stark aufgetragenen Farben dargestellt sein, doch ist dem bretzten Nationalgefühle wohl mit Recht Manches nachzusehen. Kriminfalls dürfte das Werk des Herrn von Toreno sehr geeignet seyn, die Beetiebe der Spanier für ihre Französischen Nachbarn im gegenwärtigen Augenblicke zu vermehren. Napoleon wird von dem Verf. mit großer Strenge beurtheilt, und namentlich werden in diesem Bande die Fehler aufgedeckt, die der Kaiser dadurch begangen, daß er seinen Bruder Joseph auch den Schein von Unabhängigkeit genommen, die dieser doch in den Augen der Spanier, als ihr König, sich hätte bewahren müssen, um nicht eben nur als ein willenloses Werkzeug der Französischen Welt-Herrschaft zu erscheinen.

— Spanisches Theater. Am 31ten d. M. wurde auf dem Theater del Principe in Madrid zum erstenmale ein sünfaktiges Lustspiel in Versen, unter dem Namen „die Zeitungs-Redaction" (La redaccion de un periodico) aufgeführt. Der Verfasser hielt es jedoch noch am Tage vor der Darstellung für gerathen, durch die Madrider Zeitungen bekannt zu machen, daß er weder das Bild, noch viel weniger die Karrikatur von lebenden Personen habe geben wollen, wenn auch in der Handlung und in den Charakteren des Stückes manchertei an das wirkliche Leben erinnere. „Mit einem Worte", sügt er hinzu, „ich habe kein historisches Drama, sondern ein Lustspiel schreiben wollen." Am Ganzen scheint das Spanische Stück nach Allem, was die Madrider Blätter davon berichten, Aehnlichkeit mit dem (einigermaßen verunglückten) „literarischen Salon" von Bauernfeld zu haben.

*) Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el conde de Toreno.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei F. W. Horn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 89. Berlin, Montag den 25. Juli 1836.

Schweiz.

Der Paß von Anterne.

Das Thal von Servoz ist das erste, in das man aus dem von Chamonix gelangt. Wenn der Schnee von den benachbarten Gipfeln verschwunden ist, wenn die Wiesen sich wieder in ihr Grün gekleidet haben, wenn die Adonsrose die Felsen vergoldet, die es einschließen, dann ist dieses Thal gar lachend bei all seiner Wildheit. Einige Hütten liegen zerstreut darin umher, und unter ihnen ein kleines Wirthshaus, in dem ich am Abend des 12. Juni anlangte.

Man kann auf vielerlei Weise aus diesem Thal hinaus. Manche schlagen die große Straße ein, welches natürlich der einfachste Weg ist; ich aber, damals ein junger Mann und überdies ein leidenschaftlicher Fußgänger, verschmähte solche breitgetretene Thalwege. Ein Wanderer will Gipfel und Engpässe, er will Abenteuer, Gefahren und Mauder; warum? Weil dies eben sein Element ist. So wie der Esel sich nicht zräumen läßt, daß man von der Mühle zum Bäcker anders als auf dem kürzesten, gewöhnlichsten und bequemsten Wege gehen könne, eben so wenig denkt ein Wanderlustiger daran, daß es sich von Servoz nach Gouf anders als auf dem längsten, beschwerlichsten und schreckrichsten Wege gelangen lasse. Die reisenden Kaufmannsdiener, die Alpenhändler, die Millionäre und die alten Leute thun es dem Esel nach; die Literaten, die Künstler, die Engländer, Herr A. Dumas und ich machten es wie der Wanderinstige.

Kaum war ich daher in dem kleinen Gasthof von Servoz angekommen, als ich mich nach der Beschaffenheit der Päße und Bergjäge erkundigte. Man nannte mir den Paß von Anterne, eine enge Schlucht, eingeklemmt von den Zig-Spitzen und von der Baße des Mont Buet; der Fußsteig ist schwierig, der Gipfel rauh und kahl; ich sah, daß es ganz etwas für mich war, und entschloß mich, am folgenden Tage mit Hülfe eines guten Führers diesen Weg einzuschlagen. Leider zieht es jedoch an dem Ort keine Führer, und man konnte mir dazu nur einen Gemsenjäger vorschlagen; aber es fand sich, daß dieser Mann bereits von einem Englischen Reisenden gedungen war, der sich auf demselben Wege, den ich zu nehmen beschlossen hatte, nach Sixt begeben wollte.

Ich hatte diesen Wanderlustigen bei meiner Ankunft auf der Schwelle des Wirthshauses gesehen; es war ein Gentleman von gefälligem Aeußern, eben so eigen als ausgesucht gekleidet und von sehr feinem Benehmen, denn er erwiederte mir den Gruß nicht, den ich im Vorbeigehen an ihn richtete, was bei wohlerzogenen Engländern ein Zeichen von gutem Ton und Weltkenntniß ist. Da ich jedoch dörte, daß der von diesem Reisenden Gedungene der einzige Mensch in dem Orte sey, der mich nach dem Paß von Anterne führen könne, so bekete ich wieder zu dem Engländer zurück und bosste, ihn dahin zu bewegen, daß er mir erlauben wiede, den Weg nach dem Paß in seiner Gesellschaft zu machen, wenn ich dem Gemsenjäger die Hälfte des Lohns zahlte. Der Engländer sah mit dem Gesicht nach dem Mont-Blanc gekehrt, ohne ihn jedoch anzusehen. Er hatte eben gezähnt; ich gähnte auch, um ihm meine Sympathie zu bezeigen; dann glaubte ich noch ein paar Minuten warten zu müssen, damit Mylord Erit hätte, sich mit meiner Person verteant zu machen; so, dachte ich, würde ich mich als bei ihm eingeführt, als ihm vorgestellt ansehen können. Wie mir nun jene günstige Augenblick gekommen zu sein schien, sagte ich so laut und sicer erst noch ohne mich an Jemand zu wenden: „Herrlich, ein erhabenes Schauspiel!"

Es rührte sich nichts, es antwortete nichts. Ich trat näher. „Monsieur", sagte ich sehr höflich, „kommen ohne Zweifel von Chamonix? Ut. (Ja.) — „Ich bin ebenfalls heute früh von dort ausgegangen." Der Engländer gähnte noch einmal. — „Ich habe nicht das Glück gehabt, Monsieur, Ihnen unterwegs zu begegnen; sie müssen über den Paß von Balme gekommen seyn?" — No. (Nein.) „Ueber den Prarion vielleicht?" — No. — „Ich kam gestern über die Schwarze Koppe dort an und denke morgen über den Paß von Anterne zu gehen, wenn ich nämlich einen Führer finden kann. Sie haben, wie ich höre, einen bekommen?" — Ut. — „Ut! no! das hol' der Teufel, sagte ich im Stillen zu mir. Dummes Geschöpf! Dann entschloß ich mich, die Sache rasch zur Entscheidung zu bringen, und sagte: Wäre es wohl unbescheiden von mir, Monsieur, wenn ich, falls ich keinen Führer auftreiben kann, Sie um die Erlaubniß bäte, mich Ihnen anzuschließen, unter der Bedingung, daß ich die Hälfte zahle?" — Ut. — Il y avé de l'indiscrétion. (Ja, es wäre unbescheiden.) — „In diesem Fall will ich es nicht", versetzte ich und entfernte mich, ganz entzückt über dies interessante Zwiegespräch.

Es ist eine köstliche Zeit auf der Reise, wenn man des Abends in einer einsamen, wilden Gegend auf das Angeführ süß umherirrt, ohne an etwas Bitteres zu denken, als zu schauen, was sich uns darbietet, mit den Vorübergehenden zu plaudern und einen Appetit, den unser Marsch schon geschärft hat, und den das bestellte Mahl bald befriedigen wird, noch mehr zu reizen. Indem ich so spazieren ging, wandte ich meine Schritte nach einem mit Trümmern bedeckten Felsen; man nennt ihn den St. Michaels-Berg. Zwei Ziegen weideten darauf; sie stoben bei meinem Anblick, ich blieb allemiger dem Orte des Plages und setzte mich neben jungen Erien nieder, die an diesem Orte wachsen.

Ich will hier nicht etwa ein Abenteuer zu erzählen Anstalt machen. Dergleichen, lieber Leser, mußt du nicht erwarten. Ich sag da, und das war Alles. Aber das ist auch viel, glaube mir, zu dieser Tageszeit und an diesem Orte. Das Thal liegt schon im Schatten; nur dort, wo es nach dem Mont-Blanc hin sich öffnet, der ganz nahe ist, erhellt und färbt ein glänzendes Licht die Eisfelder dieses majestätischen Gipfels, dessen Zacken sich von einem dunklen Azur scharf abgränzen; ein prächtiger Anblick! So wie die Sonne sinkt, zieht der Glanz sich allmälig von den Gletschern, diesen transparenten Abgründen, zurück, und wenn von drei höchsten Spitzen der letzte Schimmer verschwindet, scheint es, als habe das Leben aufgehört, die Natur zu beseelen. Dann kehren die Sinne, die bis diesen Augenblick an jene Höhen wie durch einen Zauber gebannt und gefesselt waren, wieder zum Thal zurück; die Wange fühlt den frischen Hauch des Abendwindes, das Ohr hört wieder das Rauschen des Baches, und der Geist steigt von den Höhen der Beschauung herniedet, um an die Nachtmahlzeit zu denken.

Ein Hirt war herbeigekommen, die Ziegen zu holen. Auf seinem Rückwege gesellte ich mich zu ihm. Dieser gute Mensch hatte einige Kenntniß von dem Paß von Anterne, und ich wiede ihn gewiß vorgeschlagen haben, wir am nächsten Morgen als Führer zu dienen, hätte ich nicht die äußerste Kleinmüthigkeit bei ihm wahrzunehmen geglaubt. „Gemeine Leute allenfalls", sagte er, „aber vornehme Herren, nein! Der Schnee liegt überdies sehr hoch! Es ist erst acht Tage her, da sind dort zwei Schweine umgekommen, es waren Pierre's; und seine Frau dazu, die sie aus Sammlung von Mörte zurückriefen. Zwei ganz aufgewachsene Schweine! Wenn sie sie noch verkauft hätte, so würde sich wenigstens das Geld gefunden haben! Ich sage Ihnen, es ist ein schlimmer Weg im Juni." Ich verschwerte ihm auf Grund meines Reisehandbuchs, daß der Paß von Anterne im Gegentheil sehr leicht zu überschreiten sey, weil er sich nur 7096 Fuß über die Meeresfläche erhebe, während die Gipfel des ewigen Schnees erst bei 7812 Fuß eintrete. Und da die Kraft meiner Beweisführung den Hirten nicht überzeugt zu haben schien, so nahm ich mein Bleistift und vollzog auf dem Deckel eben dieses Reisehandbuchs eine flegreiche Subtraction, wodurch ich darthat, daß wir von der Höhe des Passes aus noch 726 Fuß kahlen Felsen, folglich wehre Schnee noch Eis, hätten.

Als er sah! (Darauf ist nicht zu geben!) sagte er in seinem Patois, diese Ziffern, auf die verstehe ich mich nicht; aber sehen Sie, es sind jetzt zwei Jahre, da ist, in eben dem Monat, ein Engländer dort gebieben. Es war der Sohn. Ich sah seinen Vater voller Thränen und Trauer. Sie bewirtheten ihn festlich bei Renaud's, sie setzten ihm geroehnte Nüsse, Fleisch und schöne Bissen vor; es hall Alles nichts! Er wollte seinen Sohn. Man fand ihn schwindelnigig Stunden nachher, aber es war nur der Leichnam."

Es schien mir ganz klar, daß dieser Mensch die Namen verwechselte, denn das Reisehandbuch war zuverlässig und die Subtraction richtig. Uebrigens wollte ich ja ein wenig Gefahren, und wenn ich dachte, daß an den Ausgang des Hirten am Ende etwas Wahres sey, nur durch die Uebertreibung eines furchtsamen Gemüthe vergrößert, so sand ich, daß der Esel d'Anterne gerade der Paß war, der mir unter allen Päßen am meisten zusage. Ich bedauere also bei meinem Plan, diesen Weg zu nehmen, wenn auch ohne Führer, da ich keinen auftreiben konnte, so doch mit dem Beistande meines trefflichen Reisehandbuchs und mit der Absicht, kurz nach dem Engländer aufzubrechen, um seinen Fußtapfen von fern zu folgen.

Als ich in den Gasthof zurückkam, fand ich das Abendessen bereits angerichtet. Man mich war ein kleiner Tisch gedeckt; weiterhin hatte Mylord den seinigen, an dem er in Gesellschaft einer jungen Demoiselle, seiner Tochter, spricte, die ich noch nicht gesehen hatte. Sie war schön, strahlte von Jugendfrische, und ihr Benehmen zeigte die Mischung von Anmuth und Scheuheit, die man bei den jungen Engländerinnen aus den vornehmen Klassen so oft findet. Da ich Englisch verstehe, so hatte ich von ihrer Unterhaltung profitieren können, ohne doch davon Theil zu nehmen; aber sie beschränkte sich auf den Austausch einiger einsilbigen

Digitized by Google

Worte, die eine mit Würde gepaarte Verachtung über die Ausschweifung der Leute, über die Qualität der Speisen oder über die zweideutige Reinlichkeit des Geschirrs ausdrückten. Die Gerichte selbst waren sonderbar gewählt und noch sonderbarer zertheilt. Madrowissole hatte sich ein gewaltiges Brafstück aufnöthen lassen, ein Huhn über- und hinterließ Lippen verschwätzten es nicht, einigen Schlucken von einem Wein, der wahrscheinlich ihn ihrem Reisevorrath gedöhren mochte, den Durchgang zu verstatten. Mylord war unterdessen damit beschäftigt, sich einen Thee zu bereiten, der seine ganze Mahlzeit ausmachen sollte. Er verwandte auf dies Geschäft jene kleinliche Sorgfalt und jenen wichtigen Ernst, die ein echter Engländer dabei niemals fehlen läßt, und obgleich das ganze Haus wegen dieses Thees auf den Beinen war, zu Alle überredet, und hätten sie auch ins Feuer springen sollen, damit nur dieser Thee vollkommen gerieth, so begegnete doch Mylord dem ganzen Hause mit jener steifen Laune, die eben so den Engländer von Stand auf der Reise, im Gasthof und auf dem Kontinent begleitet.

Gegen das Ende der Abendmahlzeit trat der Führer herein. „He, hallo, hören Sie, Herr", rief er, „wir müssen uns sehr selbst auf den Weg machen! Ich habe das Wetter beobachtet; gegen Mittag könnten wir Sturm bekommen, das ist da oben ein schlimmes Ding, des Schnees wegen. Da würde der Sonnenschirm dieser Damoiselle ihr nicht viel helfen!"

Diese derbe Art, sich auszudrücken, verletzte Mylord sichtbar. Er er antwortete, begann er mit seiner Tochter eine Unterredung in Englischer Sprache. „Dieser Führer", sagte er zu ihr, „hat ein für andere unbrauchbares Vertrauen." „Er scheint mir ein Dummkopf zu seyn. Sagen Sie ihm, daß ich die Partie nicht machen will, wenn eine einzige Wolke am Himmel ist." — Mylord wandte sich nun zum Führer und sagte in dem Idiom, dessen sich die Engländer gewöhnlich bedienen, wenn sie mit einander Französisch sprechen: „Je ne voulé partir que quand la ciel n'a avec pas une nuage." „Ich will die Partie machen, dann machen, wenn keine einzige Wolke am Himmel ist." — „Ah, bah, das macht es nicht!" erwiederte der Führer; „ganz früh werden Wolken da seyn, das kann ich Ihnen sagen, und oben deshalb müssen wir ganz früh aufbrechen. Seyn Sie nur unbekümmert, wir Leute hier verstehen uns schon aufs Wetter und auf die Gegenden."

Mylord zu seiner Tochter: „Das ist ein Schelm." Zum Führer: „Ich sage Ihnen, daß ich nicht aufbrechen will, wenn eine einzige Wolke am Himmel ist." — „Wie Sie wollen, das ist Ihre Sache, ich wette aber, daß der Himmel gegen neun Uhr klar seyn wird. Nun werden Sie vielleicht um neun Uhr aufbrechen wollen; aber ich sage Ihnen, daß es um Mittag stürmen wird, und gegen Mittag werden wir dann gerade mitten im Schnee seyn, wogegen wir, wenn wir heute früh aufbrechen, Mittags schon in Sixt sind, und dann mag es uns gewittern immer kommen!" — nicht früh zu seiner Tochter: „das ist ein Schelm, wertst Du wohl, Klara, er weiß, es wird morgen schlecht Wetter seyn, und will uns dahin bewegen, den Marsch frühzeitig zu beginnen, weil er fürcht, wenn es regnet, sein Geld verlieren würde." — „Ich glaube auch." — „Diese Menschen sind ganz auffallende Diebe!" — „Gewiß, thun Sie ihm Ihren Willen kund; er ist ertappt." — „Monsieur le guide, Ihre Meinung ist mir Freund, ich durchschaue sehr klar Ihre Kriegslist (sie distinguë parfaitement hien voter eatratadgem!) Ich will die Partie nur machen, wenn am Himmel nicht mehr Wolken sind, als auf dieser Platte (zu Klara:) How do you say plate, Clara?" — Klara: „Teller." — Mylord fortfahrend: „als auf diesem Teller. Verstehen Sie?" — „Ich verstehe, ich verstehe, aber das ist Unvernunft. Da ist der Pierre, lassen Sie mich ihn herbringen, mit seinen beiden Schweinen, die ihn das gestoßet hat!" — „Ich verbiete Ihnen, Schweine herzubringen." — „Es ist nur, um den Herrn zu beweisen . . . . . „Ich verbiete es Ihnen." (Je defendé vos.) — „Wie Sie wollen." — „Je defendé, diable!"

Der Führer ging fort, und so konnte ich, gegen meine Gewohnheit, am Abend vorher die Schuhe meines Aufbruchs noch nicht bestimmen. Ich war geneigt, die Verscherungen des Führers für aufrichtig zu halten, da sich aber seine Stimme im Kapitel hatte, so mußte ich mich begnügen, meine Geschicklichkeit an das des Mylord zu knüpfen, und mit diesem Entschluß ging ich schlafen.

Die Führer boden ihren eigenen Kopf. Vorgeschrieben des Befehls, den er erhalten hatte, kam der unfrige früh Morgens und machte Lärm, um Mylord zu wecken und zum Aufbruch zu bewegen. Mylord, schon im Juwelen gekleidet und gereizt durch die ungestüme Manier, womit der Jäger seine Laute aufzumecken suchte, sprang aus dem Bett, steckte die Nase aus dem Fenster, und da er den Himmel ganz mit Wolken bedeckt sah, konnte er seinen lebhaften Unwillen nicht zurückhalten. „Von sie tuns Schelm, Sie sind ein Schelm, Monsieur! tone Courbe!" schrie er von seinem Fenster aus; „je connaisaé, ich kenne Eure Kriegslist! Ich kenne sie! Ich erkläre noch einmal, daß ich nicht von der Stelle gehe, wenn auch nur eine einzige winzige Wolke am ganzen Umkreis des Firmamentes ist! Hört, ganz schnell, gleich!" (Je declaes encore tune fois que je ne parté pas s'il y avé tune sieule niundge tuinjne dans tute la circumferance de la firmamente! Allé vos-en! Taie-toite! Tuite!)

Der Führer zog sich brummend zurück, aber ohne den Grund eines so heftigen Empfanges recht zu begreifen. Uebrigens dauerte es nicht lange, so traf seine Wetter-Prophezeiung ein. Um acht Uhr brach die Sonne durch den Wolkenschleier, der bis dahin über dem Thal geschwebt hatte, hervor, und bald, nachdem sie die dünner gewordenen Dünste zerstreut hatte, sah man sie an einem vollkommen reinen Himmel strahlen. Da erst entschlossen sich Mylord und seine Tochter zum Aufbruch und bestiegen ihre Maulesel, die, gestattet und gezäumt, schon längere als zwei Stunden in Gesellschaft des Führers vor dem Wirthshause wurteten. Ein dritter Maulesel trug ihren Mantelsack nach Sixt auf einem kürzeren und leichteren Wege. Als sie ungefähr zwanzig Minuten fort waren, schnallte ich mein kleines Ränzel auf den Rücken und folgte ihnen zu Fuß.

Das Gebirge, welches wir erklommen, ist malerisch und reizend. Bis zur halben Höhe geht man über herrlich bewaldete Bergrücken; zuerst kommen Nußbäume, dann Buchen, mit Tannen vermischt, hernach Birken, deren zitterndes Laub schlanke silberweiße Stämme krönt; endlich gelangt man zu den Fir-Fichten. Dies sind Fichten, die sich hoch in die Wolken erheben, die immer gewaltiger, immer drohender werden, je mehr man sich ihnen nähert, und die eine ungeheure Kette bilden, welche nach Sallanches zu läuft, wo sie mit der majestätischen Nadel von Warens schließt. Diese Festen sind verwittert und von den Gewässern untergraben; durch allmähliges Einstürzen, wovon das letzte im vorigen Jahrhundert stattfand, haben sie die Bergrücken gebildet, welche jetzt mit Wald und lachenden Weideplätzen besäet sind; unter ihnen aber liegen Leichname von Menschen, ganze Dörfer und Landschaften verschüttet. Hin und wieder sind einige kühne Jäger auf die Fir-Felsen geklettert; sie sagen, daß sich auf diesem rauhen Gipfel ein tiefer dunkler See befinde, von dem man in der Gegend wunderbare Geschichten erzählt.

Das letzte Dorf, an dem man vorbeikömmt, wenn man von Servoz hinaufsteigt, ist das sogenannte Bergdorf (village du Mont). Man sieht die Oede auf, die in diesem kleinen Weiler herrschte, in welchem ich weder Bewohner noch Vieh erblickte, und ich wachte bei einem Brunnen Halt; aber es zeigte sich Niemand, den ich nach der Ursache einer so völligen Einsamkeit hätte fragen können. Hätte es so gekannt, so würde eine einzige Erkundigung auf eine Verfolgung meiner Reisigier gestoßen seyn, denn am nächsten Tage zeigte mir unser Kutscher, als wir in Bonneville anlangten, das Gefängniß, welches sämmtliche unglückliche Einwohner dieses Dorfes in sich schloß.

Die Geschichte ist traurig. Jenes Dörfchen hatte, wie die anderen im Thal, sein Theil Güter und Tugenden; wie in den anderen, so hatten Neid und Unfriede Sitten auch hier die Herrschaft der Tugenden und einen mäßigen Wohlstand gegründet; ein Geschlecht folgte da dem anderen in Dunkelheit, aber in friedlicher Einigkeit. Als jedoch nach Verdrängung der Kriege des Kaiserreichs die Einwohner an ihren Heerd zurückkehrten, brachten Einige die Gewohnheit des Müßiggangs und der Trunkenheit dorthin mit; sie lehrten, wie man anderwärts die Kirchoversäume, wie man über den Pfarrer spotte; sie erzählten, daß die Savoyarden in Paris sehr geachtet seyen, und daß sie daselbst in wenigen Jahren durch feinesweges schwere Dienste große Geldsummen sammelten. Dadurch ließen mehrere sich verleiten, von ihrer Heimath fortzugehen, und als sie nach einigen Jahren zurückkehrten, brachten sie zwar eine große Summe Geldes mit, zugleich aber auch unbekannte Laster, abscheuliche Ueberlichkeit und Geschmack an einem losteren Leben, der ihnen zum Bedürfniß geworden war. Dieser Schein hatte in Bonneville in die alten Grundsätze, Verachtung der ländlichen Sitten und religiösen Gebräuche den Boden aufgewühlt; die Verderbniß keimte dann schnell Wurzel, breitete sich aus und drang bis ins Herz aller Familien; Unmäßigkeit, Krankheit, Elend nagten wie Geschwüre an den einst gesunden und lebensfrohen Menschen, und nach Verlauf weniger Jahre wurde unter diesen früher thätigen Leuten, wo durch das Abwichen von der Gewöhnung an Ordnung und Arbeit zu Grunde gerichtet war, und die nur das Band des Lasters und der Noth zusammenhielt, ein schändliches Komplott gegen das Eigenthum der benachbarten Gemeinden geschmiedet. Sie demächtigten sich des Viehes, machten Anspreche an fremdes Gut, stritten sich um den Besitz von Grund und Boden, und gewannen zuletzt vor Gericht ihre Sache dermaßen mit falschen Zeugnissen, daß sie sich Alle gegen Einen und Einen gegen Alle durch einen furchtbaren Eid verpflichtet hatten. Endlich aber nahte das Ende ihrer Verbrechen; Väter und Mütter wurden in Kerker geworfen, und ihre Kinder irrten verwaist und verschmachtet umher und aßen vor den Hütten oder auf dem Pflaster der Städte das bittere Brod des Almosens.

Dieses Glück wußte sich von allem dem nichts, als ich an der Thüre in dem verlassenen Dorfe saß und das Krystall derselben, das glänzende Moos ringsherum bewunderte; ich dachte, die guten Leute, die ich unter dem Dach der Häuser und um ihre Ställe nicht sah, arbeiteten vielleicht im Walde oder fischen irgendwo in der Ferne ihre zahlreichen Heerden weiden. Wie konnte ich mir auch an diesen entlegenen Orten, unter diesen fürchterlichen Bergwänden ein Verbrechen denken, das ich an den Einwohnern großer Städte jetzt erbrennen Plagen aufgereichen wär! Wie ist es möglich, im Schooße der Hochalpen sich dem Zauber der Unschuld zu entziehen, die man dort, wie in einem unverletzlichen Asyl, zu finden überzeugt ist! Und wenn diese Erwartung auch oftmals getäuscht werden, so fehlt der schöne Traum doch immer wieder zurück, und uns Stadtmenschen diese große Natur tief drengt, weil, wenn ihre Schwingungen des Gebirge zu uns sprechen, unser Herz bebend schlägt, sich läutert, seine unpflanzliche Unschuld wiedererzugewinnen scheint und halb das Böse, die Laster und die niedrigen Leidenschaften vergessend, auf alle Umgebungen den Zauber überträgt, der es berauscht.

Ich empfand ihn, diesen Zauber, in alter seiner Reinheit und immer wieder, je öfter ich ihn trieg. Gegen mir über zeigten sich jetzt einige Weiler, über den tiefen Abgründen; der Mont-Blanc hatte das matte Kolorit, bei welchem die scharfen Kanten des Felsen sich ganz schwarz auf einem trüben Weiß abzeichnen, und von Süden her wehte der Wind in kalten Stößen. Ich dachte an die Prophezeiungen des Führers, aber ich mußte dabei nur über den guten Mylord lachen, der, um nicht in eine eingebildete Falle zu gerathen, sich selbst eine wirkliche gestellt hatte. Von Zeit zu Zeit, wenn der Gehörlich nicht so sicht und der Abhang nicht so schroff war, sah ich die beiden Maulesel über meinem Haupt. Mylord und seine Tochter ritten dahin, ohne ein Wort zu sprechen, da blieb der Führer, der den Mantelsel der jungen Frau an der Hand leitete, einen Augenblick stehen, um ihr etwas zu zeigen, und es entstand ein kleiner Wortwechsel.

An dieser Stelle zeigen nämlich die Führer dem Reisenden einen Fleck von rothgier Farbe, den man hoch oben an der Wand der Fy-

Digitized by Google

Festen erblickt. Sie nennen diesen Fleck den Zig-Mann, indem sie behaupten, er sey gesorgt und sehe aus wie ein Paar gelber Hosen, während andere Feinschmecker noch mehr sie meinen, die Gestalt des Risses vollständig machen. Diese Merkwürdigkeit nun zeigte der Führer der jungen Mis; um ihr aber bemerklich zu machen, daß es ein Mann sey, nannte er die Hosen. Man weiß, wie abscheulich dieses Wort einem Englischen Ohre klingt, und es mußte sich auch ein Anstand hoher Prüderie auf dem Antlitz der jungen Dame, während Mylord auf dem seinigen Zeichen der komischsten Entrüstung blicken ließ.

„Hier oben links", wiederholte der Führer, „stehen Sie da ein Paar gelbe Hosen." — „Ich verbitte Ihnen, Führer, dieses Wort, cette mote, auszusprechen!" — „Mis, der Herr sehen es nur nicht. Da, gerade am Ende meines Stocks . . . ein Paar gelber Hosen!" — Jetzt wurde das verschämte Anbehagen der jungen Mis noch ärger, und Mylord, über den Nachfall der Führere ergrimmt, sagte: „Vous êtes une malproper, Sie sind ein unsauberer Geselle, Mosieue! J'avé dite à vous de ne pas prononcer cette sale mote! Ich habe Ihnen befohlen, dieses schmutzige Wort nicht auszusprechen! Je paye vos, c'est vos d'avoir de l'obéissence! Ich bezahle Sie, und Sie haben zu gehorchen!" Dann zu seiner Tochter gewandt: „Pique la miulette, reide den Maulesel an, Klara!" Und so setzte die Karawane ihren Marsch wieder fort. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Wetten und die Wetter.

Nicht bloß in unserer Zeit ist das Eingehen von Wetten eine Lieblingsneigung vorzugsweise der vornehmen Welt, sie war zu allen Zeiten, bei allen Völkern Sitte, und schon im grauen Alterthum finden wir ihre Spur. Es dürfte wohl nicht uninteressant seyn, wenn wir hier einige der merkwürdigsten Fälle aufzählen und zu einander reihen.

Nur mit wenigen flüchtigen Worten erwähnen wir der bekannten Griechischen Lais, die gewettet hatte, sie verwöge es, den bekannten Philosophen Xenokrates um seinen Gleichmuth zu bringen. Sie drang in sein Haus, gab vor, sie wolle mit den Arzkunsten versuchen, und stehe ihm um eine Zweifaat an. Der Philosoph nahm sie mit der größten Bereitwilligkeit auf, er sorgte mit seltener Zuvorkommenheit für ihre Bedürfnisse und theilte das einzige bewohnbare Gemach seines Hauses mit ihr; aber die beharrlichsten Künste der Verführung scheiterten an dem steifen Gleichmuth des Philosophen, und Lais hatte ihre Wette verloren.

Bei den Römern herrschte eine große Neigung zum Wetten vor; man ging diese Sache unter gewissen Feierlichkeiten ein. Die beiden Parteien zogen einen goldenen Ring, den die Patrizier bekanntlich immer zu tragen pflegten, vom Finger und legten diesen in die Hand eines Dritten. Die unter dieser Form eingegangene Wette war über Alles bindend, sie hatte sogar gesetzliche Kraft.

Eine der genauesten und umfänglichsten Römischen Wetten ist die des Arztes Asklepiades, der gewettet hatte, daß er seine Lebtage nicht krank werden würde. Das Sonderbarste aber, wenn man dem Plinius trauen darf, ist, daß er seine Wette gewonnen hat, denn er war sein ganzes Leben lang gesund, er litt kein Ungemach von dem Zufall, der die Ursache seines Todes war, denn er that im hohen Alter einen Fall und starb auf diese Weise.

Jedermann kennt die berühmte Wette der Königin Kleopatra, die mit dem Antonius gewettet hatte, daß sie bei einem Gastmahl eine Million auf einmal verspeisen würde, und darauf eine kostbare Perle hinunterschlucken, die sie vorher in Weingeist aufgelöst hatte. Aber man hat nicht beachtet, daß Antonius, wenn er wollte, die Wette für ungültig hätte erklären können; denn Kleopatra hatte die Wette nur auf Ehre und Glauben mit seinem Widerpart abschließt, und jede Zweideutigkeit in Wort und Thatsache ist durchaus ungültig. Wenn man sich anheischig macht, bei einem Gastmahl eine gewisse Summe zu verspeisen, so ist es die zur Sache klar, daß für diese Summe Lebensmittel beigeschafft werden müssen, und hätte man den Fall einer Zwei vorliegen können, wobei diese sonder Zweifel genutzt haben, daß die Königin verloren habe.

In Genua war in früheren Zeiten eine Art von Wette Mode, die, allem Anscheine nach, der Ursprung der Lotterie ist. Die fünf Senatoren, welche in Gemeinschaft mit dem Dogen die Republik regierten, wurden auf folgende Weise erwählt: Die Namen von hundertzehn Bürgern wurden auf Zettel geschrieben und in eine Urne geworfen, ein Kind mit verbundenen Augen, — ganz wie bei unseren wohlthätigen Lotterien, — zog fünf dieser Namen aus der Urne, und die Inhaber derselben wurden mit der Senatoren-Würde bekleidet. Diese Wahl gab nun Gelegenheit zu vielen und großen Wetten: man pariete nämlich, daß dieser oder jener Name zuerst aus der Urne gezogen werden würde, oder man setzte auf zwei Namen, was mit der Ante unseres Lotterieplans Aehnlichkeit hat, oder man bietet auf drei derselben, was unserer Terne gleicht, oder auf vier, was wiederum unserer Quaterne ist, ja manche drittehmten sogar alle fünf Namen, welches der Quinterne unserer Lotterieplanes gleicht; mit einem Worte, wie man in jetziger Zeit die Nummern deutet, bezeichte man damals die Namen; alle Eigen- und Einzelheiten des Spiels, wie sie jetzt gebräuchlich sind, wurden auch damals in Anwendung gebracht. Die Summen, welche durch diese Wetten in Circulation gesetzt wurden, stiegen zu einer verhältnißen Höhe, denn selbst die geringeren Volksklassen nahmen noch vieren Kräften Theil an diesem Spiel.

In dieser Laude, wo die Erwählung der Obrigkeit Gelegenheit zu Hazardspielen gab, durfte man zweierlei Dinge nicht zum Gegenstande einer Wette machen, nämlich ob eine geschlossene Ehe gültlich werden würde, oder nicht, und ob eine See-Expedition zur Entdeckung neuer Inseln oder Länder erfolgen werde; ein Ähnliches Verbot herrscht zu Rom, das den Tod des Papstes und die Erhebung eines neuen, so wie die Erwählung der Kardinäle betraf; und was endlich zu Genua erlaubt war, nämlich die Magistratswahl zum Gegenstand einer Wette zu machen, das war in Venedig nicht allein verboten, sondern die Uebertretung wurde auch streng bestraft.

Im Jahre 1634 lag dem Parlamente zu Dole ein sonderbarer Streit vor, der aus einer Wette entsprang, die zwei Bürger von Premes mit einander eingingen. Der eine Kontrahent zahlte die Summe von 24 Frcs., dafür stellte sein Partner ihm für jedes Kind, das im Laufe des Jahres in ihrem Wohnorte geboren und getauft würde, eine Anzahl von Hiefelkörnern geben. Für das erste Kind hatte er ein einziges Korn zu liefern, für das zweite zwei, für das dritte vier und so fort in steigender Progression. Die Zahl der geborenen Kinder stieg auf 66. Die Hiefelkörner liefen zu einer so ungeheuren Summe an, daß derjenige, welcher sich zur Lieferung derselben verstanden hatte, die Aufhebung der Wette verlangte, weil diese auf einer Unmöglichkeit beruhe. Das Parlament verbittte, daß derjenige, der, in Rücksicht auf sein Verbrechen, die Hiefelkörner zu liefern, die 24 Frcs. empfangen habe, diese wieder herausgeben und aus seinen Mitteln 24 Frcs. zulegen solle, als Strafe, weil er die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllen könne und also verloren habe. — Dies Urtheil war, unserer Meinung nach, nicht gerecht, denn der, welcher die Wette angeboten hatte, wußte recht gut, daß die Erfüllung derselben unmöglich sey; er hatte nur die Dummheit seines Gegners zu seinem Vortheile benutzt, und dies gab seiner Handlungsweise einen Anstrich des Betruges.

Eine Wette, die an eine ähnliche in der neuesten Zeit erinnert*), fand zwischen dem Grafen Saillant und dem Prinzen Conté statt. Ersterer wettete nämlich zehntausend Thaler, daß er in einer Zeit von sechs Stunden zweimal von dem Thore St. Denis zu Paris bis nach Chantilly**) und wieder zurück reiten wolle. Eine einzige Mittelstation nahm Theil; es fand eine Million von beiden Seiten. — Der Graf hatte einen Gürtel um seinen Leib geschnallt, seinen ganzen Körper hatte er mit kleinen Binden umwunden und eine große Bleikugel in den Mund genommen, um sich daselben seisch zu erhalten. Auf dem ganzen Wege warfen frische Pferde aufgestellt, und jedes Hindernis, das man unglücke voraussehen konnte, so viel als möglich aus dem Wege geräumt. Am Thore von St. Denis war eine Uhr angebracht, um die Stunden genau zu messen. Der Graf ritt rasch ab und war bald aus dem Gesichtskreis entschwunden, auf den Stationen schwang er sich von einem Pferde auf das andere, ohne den Erdboden zu berühren, und wenn er sah, daß sein Pferd Muth hatte, spornte er es zu noch größerer Eile. Die Sache lief so gut ab, daß er 18 Minuten vor der Zeit sein Ziel erreichte und sich augenblicklich wieder nach Versailles zu reiten, um dem König, der sich für diese Wette interessirte, die Nachricht seines Sieges zu überbringen. Fünf Monate darauf löste sich dieser Angelegenheit auf eine traurige Weise; der Graf starb, und die Aerzte behaupteten, er habe den Keim des Todes seit jenem verhängnißvollen Ritt mit sich herumgetragen.

Im Jahre 1723, das lebhaftigkeit sehr reguicht war, ging der Banquier Bulliot eine eigenthümliche Wette ein. Er hatte bemerkt, daß es am St. Medardus-Tage regnete; dieser Tag steht in dem Ruf, daß es, wenn er Regen bringt, vierzig Tage lang fortregnet. Ansterdem hatte es am Tage St. Gervais geregnet, ein Heiliger, der ebenfalls sehr wässeriger Natur ist, und er schlug nun auf dem Regen-Kaffeehaus, wo er sich den befand, die Wette an, daß es vierzig Tage hinter einander regnen werde. Mehrere der anwesenden Personen waren bereit, gegen ihn zu halten, und die Wette wurde folgendermaßen abgefaßt: „Wenn es vom Tage St. Gervais ab, vierzig Tage hinter einander, wenig oder viel regnet, dann ist sie Bulliot die Wette gewonnen; bleibt aber während dieser vierzig Tage der Regen auch nur an einem einzigen aus, dann hat Bulliot die Wette verloren." Die Wette wurde sehr viel, die sich hatten. Der Abend kostete ihm eine bedeutende Summe, denn er setzte nicht bloß gegen baares Geld, sondern auch gegen Tabaksdosen, Ringe und andere Pretiosen, die ihm geboten wurden. Man sagt sogar, daß Jemand eine Anzahl Hemden von Holländischer Leinwand geboten und daß Jener sie angenommen hätte. Die Wette erregte Aufsehen, und da alle Summen gegen Bulliot standen, so wurde sie für sehr gefährlich für ihn gehalten. Aber dieser ließ sich nicht irre machen, sondern sah ruhig den vierzig Tagen entgeg

richtshof von Chatelet und darauf das Parlament annullirten die Wette; man nahm an, daß sie gar nicht eingegangen sey.

Um mit einer Geschichte der neuesten Zeit zu schließen, so bemerkt, daß ein junger Mann in der Schwimmschule am Pont Royal vor einigen Tagen wettete, daß er auf einem angewiesenen Raum vier Stunden hinter einander vorschwimmen wolle. Der Gegenstand der Wette war eine Uhr gegen eine Jagdflinte. Der Wettende ging um 6 Uhr 10 Min. ins Wasser und blieb darin bis um 10 Uhr 20 Min. und hatte auf diese Weise die gegebene Frist noch überschritten. Als er aus dem Wasser kam, war er bleich, seine Lippen waren blau und sein ganzer Körper mit einer schlammigen Kruste überzogen; er war aber durchaus nicht der Kälte steif und nach seiner Aussage auch nicht ermüdet. Die Jagdflinte, angeblich 50 Thaler an Werth, ward ihm zugesprochen. (J. d. P.)

Weinkennen in Frankreich.

Wir besitzen vollständige Werke über die Gastronomie, in denen natürlich dem Kapitel von den Weinen auch ein Platz eingeräumt seyn muß; aber haben wir, so wie die Engländer, zwei besondere Abhandlungen über die Kunst des Trinkens aufzuweisen, von denen eine jede aus zwei Oktavbänden besteht? Und doch findet man in Paris eben so erfahrene, eben so unterrichtete Weinkenner, wie in London.

Die Kunst, gut zu trinken, besteht nicht ausschließlich in der Kenntniß, gut zu leben, als die, gut zu essen; aber diese Kunst ist sehr selten; daher trifft man eher auf zehn Gastronomen, als auf einen Weinkenner. Der Weinkenner ist der Eingeweihte in der Kunst der Bergabhänge, der beim bloßen Kosten eines Weins von Goldhügel (Burgunder), aus der Gegend von Bordeaux und aus der Champagne augenblicklich sagt: „Das ist Wein von dem Jahr und von dem Gewächse, der sich durch die oder die charakteristische Eigenschaft jenes Jahres auszeichnet.“ Und um stets erste bei dem Goldhügel zu bleiben, so wird er sagen: „Das wiederbrichtene Kometen-Jahr hat nicht ganz gehalten, was es versprach; 1819 hat es an Güte erreicht und an Dauer übertroffen; 1822 zeichnete sich durch seine Feinheit, Leichtigkeit und selbstreine Reife aus; 1825, das so große Hoffnungen erregte, bekanntet nach elf Jahren noch immer einen bedeutenden Platz unter den Produkten der ausgedehnten Weinberge der Hügel von Nuits. Ehre aber, jedoch ehre dem Jahre 1802, welches die jetzt das große Jahr des neunzehnten Jahrhundertes geblieben ist!“

Ein solcher Weinkenner bleibt nicht bei der Kenntniß eines einzigen Landes stehen, er dehnt sie bei dem ganzen Erdreis aus; der Lokaver, der Cantenner, der Cyprer-Wein, der Malaga, der Syrakuser, der Malvasier, der Madeira, alle kommen unter seine Gerichtsbarkeit, und von seinem Ausspruch findet keine Appellation statt, denn er wird durch den seinen Geschmack geheiligt, das schnelle Geschenk, welches die Natur dem Menschen verliehen konnte, und das sie so selten austheilt.

Macht der Kenner ist im Stande, selbst die Kunst, gut zu trinken, daß man mit Methode und Ordnung trinke, daß man die Weine, die bei einem Gastmahl vorkommen sollen, in der Rangfolge anfzunischen verstehe, die ihnen unter einander gebührt, daß man, vom schwachen zum starken, vom herben zum süßen übergehend, vor allen Dingen jene zu große Mannigfaltigkeit vermeide, die den Geschmack abstumpft und aus dem Vergnügen eine Strapaze macht. Diese Methode in der Trinkkunst ist wie das rechte Licht, in welches man ein Gemälde stellen muß, um es zu würdigen.

Jetzt hat die Mode, dieser unerbittliche Tyrann, dem Alles gehorcht, die Weine, welche man bei einem Diner reicht, gemeiniglich auf drei beschränkt, den Madeira, als Einleitung, und die süßen Weine, als Epilog, aufzunommen. Der Champagner, der Rhein-Wein und der Bordeaux-Wein bilden diese Zeitgeist. Den Champagner, gut gekühlt, trinkt man gleich nach der Suppe, und sein Reich endet erst in dem Augenblick, wo der Nachtisch aufgetragen wird; der Rhein-Wein kömmt als angenehmes Intermezzo, und die verschiedenen Bordeauxer Gewächse machen den würdigen Beschluß.

Warum ist der Goldhügel so entartet, daß er den einst behaupteten besten Rang ganz verloren hat? Der eigentliche Grund davon ist die Bearbeitung oder, mit anderen Worten, die Versetzung mit Zucker, die man im Augenblick der Gährung jetzt damit vornimmt.

Chaptal empfahl bei seinen ausgezeichneten chemischen Kenntnissen die Bearbeitung als Aushülfsmittel; mit Zucker verdorbene man die schlechten Jahrgänge. Aber dieser Rath der Wissenschaft war so verleitend, daß der Gebrauch des Zuckers bald ganz allgemein wurde; jetzt bearbeitet man den Burgunder, es mag das Jahr gut oder schlecht seyn, und wer nicht seine Bearbeitungen treibt, um sich natürlichen Wein zu verschaffen, der bekömmt alle Weine der Hügel von Beaune und Nuits chaptalisirt: dies ist der technische Ausdruck für jene so allgemein in Gebrauch gekommene Bearbeitung. Man erwarte also nicht mehr jene köstlichen Weine, deren Blume einen so markigen Nachduft auf der Zunge hatte und den Gaumen bezauberten wenigstens, wenn sinst Mönchen darauf, nachdem man sie getrunken, sie noch immer zu trinken glaubte; die Hoffnung wäre vergeblich. Die Bearbeitung hat diese herrlichen Gewächse geschmächtet; es war wie ein Schießgewehr in der Hand eines Tollen. Doch man verwechsle auch diese Verfeynung nicht mit den nützlichen Bearbeitungen, die, als die Früchte der Wissenschaft und glücklicher Versuche, mit Gewicht angewendet werden.

Während der Goldhügel auf dem schlechten Wege der Entartung behartet, gereicht es uns zum Vergnügen, einen Oenophilen im Departement des Jndre und der Loire rühmen zu können. Dieser Weinliebhaber ist der ausgezeichnete Landwirth, Graf Hondard, der vermöge seiner Betriebsamkeit, Einsicht und Bearbeitungsweise die Insel Madeira an die Ufer der Loire herangezaubert gewußt hat. Seinen Fleiß und seine Kenntnisse auf die Kultur des Weinstocks, der Trauben und der Weine verwendend, hat er seine Erzeugnisse dem Urtheil mehrerer erfahrener Weinkenner in Paris unterworfen, die zu einem Geschworenengericht zusammentraten, um über eine so wichtige Frage zu entscheiden.

Dieser Areopag erklärte nach langer, reiflicher, gewissenhafter Prüfung und sorgfältiger Berathung einstimmig, daß ihm einer dieser Tonrainer Weine fast vollkommene Aehnlichkeit mit einem der Madeira-Weine, Terrelat genannt, zu haben scheine. Dabei ist noch der außerordentliche Vortheil, daß der Wein des Grafen Houdard seinen Geist in sich selbst findet, während die Madeira-Weine den übrigen von Frankreich entlehnen, welches jährlich Tausende von Pipen Cognac nach jener Insel sendet.

Die Bearbeitung ist aber nicht allein an der Entartung schuld, die auf dem Goldhügel um sich gegriffen hat; das Uebel schreibt sich von länger her; es fängt die 1790 und 1793 hinaus; das erstere dieser Jahre zerstörte die Klöster, das zweite vernichtete die Eigenthümer und veränderte den Grundbesitz. Der Weinberg von Vougeot gehörte den Mönchen der Cistercienser-Abtei; diese gutten Väter sahen auf die Ehre und dachten nicht an den Gewinn. Wenig und gut, war ihr Wahlspruch; auch bieten sie die weinliche horizontal, indem sie den Berg in drei Regionen theilten; die erste, oberste bebeilten sie für sich und bestimmten sie für Geschenke an geehrte Personen; die zweite und dritte waren sum Verkauf gewidmet. Ihre Nachfolger schlugen einen ganz entgegengesetzten Weg ein; aus den drei Regionen machten sie nur eine einzige; sie sie war die Menge Alles, und von der Nase ihrer Saugzer lebend, hatten sie die Barbarei, Fächser abzusenken. Monstrum horrendum!

Der letzte Superior der Cistercienser-Abtei war Pater Gobelet. Dieser verstümmte Weinkenner wollte, als er mit thränenden Augen die seiner Pflege anvertrauten kostbaren Keller verlassen mußte, nicht von ihnen scheiden, ohne wenigstens eine sächtige Probe von dem heiligen Feuer mitzunehmen; er ging so bausbälterisch damit um, ohne jedoch zu geizen, daß noch im Jahre 1813, als der ehrwürdige Klosterbruder zu Dijon, seiner Vaterstadt, mit Tode abging, ein Rest davon übrig war.

Im Jahre 1803 wurde der Kriegs-Kommissär Herr N... als es durch Dijon reiste, mit einem seiner Freunde von Pater Gobelet zu Tische geladen; nach der Tafel, die mit zahlreichen Spenden von diesem Nektar deuzkt werden war, machte Herr N., dem ehrwürdigen Amphitryo dankend und Glück wünschend, den Vorschlag, eine Börse mit 30 Louisdor zu 24 Franken gegen fünfzig Flaschen von jenem Wein zu vertauschen. Dieses Anerbieten ward mit kalter Verachtung aufgenommen, und die Antwort lautete: „Mein Herr, es ist Sitte durch Dijon kommen, bitte ich um die Ehre, daß Sie bei mir zu Mittag speisen; wir wollen dann von dem Wein trinken, so viel Ihnen beliebt, aber auch nur eine einzige Flasche davon zu verkaufen, nimmermehr!“

— Ehre dem Andenken dieses würdigen Weinkenners!

Der Romanée Conty lebt nur noch in der Erinnerung der kleinen Zahl von Auserwählten, die so glücklich waren, davon zu trinken. Der Fürst machte denen, die er mit seiner Güte beehrte, manchmal Geschenke damit, so zum Beispiel im Jahre 1782 dem Herrn von Jnjanc, der nachher Exbischof von Paris wurde. Dank dieser Freigebigkeit, hatten auch wir das Glück, jenen köstlichen Wein kennen zu lernen, der in der Flasche, wie der Montrachet, Sammet und Atlas zugleich war. Göttlicher Nektar, du verlorst uns feinster aller weißen Weine, die unser reiches Frankreich hervorbringt! Du allein bist ein und unteilbar geblieben in den Händen deiner ehrenwerthen und redlichen Besitzers, des Marquis von Goiche, Pairs von Frankreich.

Der unglücklichste Weintrinker, in Dunkelheit der Unwissenheit auf einen klapperreichen Keran unbereitrend und nahe daran, an der „Bearbeitung“ zu scheitern, hatte die seht vergebens nach einer Kruche gesucht, die ihn bei seinem ungewissen und gefährlichen Zuge als Wegweiserin dienen könnte. Da schimmert ihm plötzlich ein helles Licht entgegen, aus eine glänzende Klarheit, von einem Spiegel zurückgestrahlt, um sich her verbreitet und, gleich dem Leuchtthurm von Gatteville, den wir auf die Ausstellung von 1833 zutieten, sowohl als Führer wie als Fackel dient. Diese Leuchte ist die Französische und auswärtige Önologische Gesellschaft, ein rein wissenschaftlicher Verein von Gelehrten, die theils durch Studien, theils durch lange feuchtrennde Erfahrung vollkommen befähigt sind. Ihre Korrespondenten, so wie ihre Untersuchungen, erstrecken sich über die ganze Oberfläche des Erdballs.

(Marquis de Cussy.)

Mannigfaltiges.

— Bibliothek-Maschine. In der Pariser Königl. Bibliothek ist seit einiger Zeit eine sehr sinnreiche Maschine zur Herunterspedirung und Hinaufbeförderung von Büchern, die in den oberen Stagen aufgestellt sind, in Thätigkeit. Wenn ein Leselustiger jetzt ein solches Buch verlangt, so wirft der Kustos, an den er sich wendet, ein Blättchen Papier, auf welchem der Titel des Buches geschrieben ist, in die Maschine, und diese befördert den Zettel sofort nach der betreffenden Etage. Hier nimmt ein Bibliothek-Diener den Zettel heraus, sucht das Buch und vertraut es dann der Maschine an, die es blitzschnell, ohne daß der Unterstehende weiß wober und wie, an den bezeichneten Ort bringt. Der Apparat der Maschine befindet sich in einem Schranke verborgen, der neben dem Büreau der Kustoden steht, so daß die ganze Prozedur in der That etwas Gebeimnißvolles hat. Es gewährt diese Erfindung neben dem großen Vortheil der Zeit- und Arbeits-Ersparniß auch den, daß den Kustoden und Bibliothek-Dienern die Mühe erspart wird, die das ewige Laufen und Hinauf- und Herunterklettern sonst verursacht haben.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Mittwoch den 27. Juli 1836.

Frankreich.

Ein Wort zur Vertheidigung der Französischen Literatur unserer Zeit.

Von Sainte-Beuve.

Seit geraumer Zeit wuchern ausländische Literatur und Kritiker in heftigen Diatriben gegen unsere heutige Literatur, unsere Dramen, Romane u. s. w. England vor Allen, England, das ja so baar und arm an dichterischen Namen und Ehren ist, vergilt uns die entpuppstische Bewunderung, die wir seinen letzten großen Geistern gezollt haben, mit mißgünstiger Strenge gegen alles Französische; und doch, seitdem Schiller und Goethe, Byron und Scott vom binnen gegangen, wo anders als in Frankreich wäre noch eine reiche Generation von Dichtern, eine freudige Mannigfaltigkeit poetischer Kräfte zu finden? Da wir es hier auf keine systematisch-patriotische Apologie abgesehen haben, so lassen wir uns auf das Kapitel von der Dramatik nicht erst ein; die Mehrzahl der neueren Schauspiele ist so sehr für's Auge gemacht, daß auch der flüchtig vorüberziehende fremde Gast auf den ersten Blick mit seinem Urtheil zu Stande kommen mag. Ein Artikel in der Quarterly-Review aber recht gegen unsere gesammte gegenwärtige Literatur eine so unerhörte Kriminalklage, daß ein Mann von bescheidener Einsicht und feinem Sinn, dergleichen bisher die uns zu Lande immer zu finden gewesen, unmöglich verschweigen kann, wie sehr ihn dergleichen aus der Fremde herübergebrachte Schmäh-Artikel verdrießen, in denen alle Unterscheidungen über den Haufen geworfen, alle Verdrehtheiten und Beziehungen, wonach sich das Talent und die Production bestimmt, unter einem Strom von Schnabbungen unkenntlich gemacht werden.*)

Die Kompetenz eines Fremden zur Beurtheilung einer durchaus gleichzeitigen Literatur läßt sich füderhaupt bestreiten, und zumal wenn von Französischer Literatur die Rede ist. Wenn solche fremde Gäste mehr durch häufiges Reisen, durch einen längeren Aufenthalt im Lande und durch zahlreiche Erfahrungen aus dem Leben gleichsam bei uns eingebürgert sind, so kann Alles, was sie sagen, nur zur Hälfte Wahrheit seyn und nur für den Augenblick gelten. Im 18ten Jahrhundert wollen wir freilich das Urtheil von Bolingbroke, Horace Walpole, Hume und Grimm respektirt haben: diese Männer waren mit Frankreich wohl vertraut, hatten in der ausgezeichnetsten Gesellschaft gelebt und sich nicht, wie vermuthlich der Beurtheiler in der Quarterly-Review, damit begnügt, sich Monate lang in der Touraine zugebracht zu haben. Noch in unseren Tagen wieder wir mit Fremden solche Richter anerkennen, wie Mackintosh war, Männer von einsichtsvollem, schaefsichtigem, treffendem Geiste, die gleichwohl die unerläßliche Einführung und Anleitung durch einen befreundeten Cicerone nicht verschmähten. Inzwischen sehen wir auch anzgezeichnet begabte Fremde bei längerem Verweilen in unserer Mitte eine richtigere Erkenntniß ungezwänglich bleiben. Der berühmte Kritiker A. W. v. Schlegel hat Jahre lang in Paris gelebt, ist nach wie vor ungerecht gegen uns gewesen und hat eigentlich nie recht Bescheid über uns gewußt. Soll ich meine Meinung unumwunden aussprechen? Die Vorgänge der Gegenwart, die sich vom gestrigen zum heutigen Tage zutragen, erfordern, wenn man sie recht begreifen will, eine so lebendige, unmittelbare, ins Einzelnste dringende Beobachtung und kombinirende Auffassung, daß der geschiedenste und gelehrteste Ausländer aus seiner entfernten Stellung nur ein annäherndes, mangelhaftes, beschränktes, ja ein ungeschlachtes Urtheil, wie man zur Zeit Ludwig's XIV. zu sagen pflegte, kurz ein eben so ungeschicktes fällen würde, wie Einer, der aus dem entlegensten Winkel der Provinz heraus sein Wort über die Literatur der Hauptstadt darzugeben will. Den lebendigen Herzschlag die geheimen Geister nicht. Der klar blickende, für Alles empfänglichste Goethe äußert sich über die junge Literatur unserer Zeit überaus geistreich, aber etwas schief; seinen Urtheilen fehlt der rechte Maßstab, und in den Aussprüchen, die er vor einigen Jahren, zur Zeit des Globe, über unsere Schriftsteller ergehen läßt, ist er selbst gar schön wiedergutzumachen, wie aber nicht. Ein ungerechtes Urtheil über unsere Literatur scheint mir etwas schmankend und drakfamkig; zum Glück hing unser Schicksal von diesen Orakeln nicht ab. Tieck, der große Kritiker, hat vor einiger Zeit unsere Literatur aufs heftigste angegriffen; da er sich aber bloß an die Extravaganzen und Uebertreibungen in diesem Gebiete hält, so ist auch sein Bannstrahl matt. Wie gesagt, um die Erscheinungen einer gleichzeitigen Literatur, zumal der Französischen, recht zu beurtheilen, muß man an Ort und Stelle seyn, keine Schattirung überseben, die höheren und niederen Abstufungen unterscheiden, das Original nicht mit seinen Nachahmungen, das jetzt und ehetzig Entworfene nicht mit deklamatorischer Verzerrung verwechseln, und genau merken, wo die wahre Begeisterung und Inspiration aufhört und die Audeit Rolle ihren Anfang nimmt. Nur zwar finden diese Gegenstäze nicht bloß zwischen zwei oder mehreren Schriftstellern statt, sondern sie begegnen sich in einem und demselben Geiste und wollen da herausgefunden seyn. Aus der Ferne ist das nicht möglich.**)

Für England, das bestreiten wir nicht, mag der Ausspruch in der Quarterly-Review recht gut und zweckmäßig seyn. Wer weiß? am Ende ist's ein Stück Moral-Polizei, ein Mandat zur Abperrung gegen die Seuche in der Nachbarschaft. Frankreich, so heißt es, ist krank und giftig durch und durch; hüte sich jede gesunde und vernünftige Person vor dem Französischesien. Sehr wohl, Gentlemen! aber ihnt uns den Gefallen und lakt, wenn ihr zu uns kommt, eure Polizei zu Hause. Ihr habt's ja mit Byron, Shelley, Gobwin, mit einem Schelten Dichtern und berühmten Genien nicht anders gemacht; aus ängstlicher Pedanterie läßt ihr ihre Namen auf einem index expurgatorius peinigen, und ein Franzose sollte sich die Prozedur nicht gefallen lassen? Das wäre gar zu anmuthend. Den Referenten in der Quarterly-Review, die so gewaltig böse auf uns ist, halte ich mit Wahrscheinlichkeit oder vielmehr mit Gewißheit für einen Mann von viel Gelehrsamkeit, nicht ohne Verstand, sie einen tüchtigen Scholar, der sein Griechisch, seine Geschichte und seine drei neueren Sprachen von der Schule her zu den Fingern hat. Wir Franzosen können freilich sagen, sein Aufsatz sey — nun, wir soll ich's in der Geschwindigkeit ausdrücken? — ohne Intelligenz, er sey durch und durch konfus; darum wollen wir aber auch bescheiden seyn und uns verschämt bedenken, ehe wir über eine Literatur, in deren Werkstätten wir nicht bekannt sind, ein absprechendes Urtheil fällen, gesetzt auch, es lägen uns alle Akten zur Hand und wir hätten uns stetig darin umgesehen.

Von Anfang an macht unser Autor die heutigen Romanschreiber zu Geistesfeinden derjenigen, die im vorigen Jahrhundert geschrieben haben. Daran ist kein wahres Wort. Balzac hat seine Aktunft gar nicht von J. J. Rousseau her; der jüngere Erdölson hat sein Jahrhundert nicht beherrscht, wie jener Autor meint, sondern er ist ein bedeutender, keineswegs aber ein derühmter Schriftsteller des zweiten und dritten Ranges gewesen. Wenn unser Freund Engländer sich mit seiner Art, die Dinge zu betrachten, ins vorige Jahrhundert zurückversetzt, wenn er wollte, er würde es wohl mit den damaligen Romanen nicht besser als mit den heutigen gemacht und Alles unter einander geworfen haben, wo er heute einen sorgfältigen Unterschied macht. Würde nicht der gefeierte Göt-Blas zu seiner Zeit den Heroen Puritanern drüben und den bischöflichen Theologen ein Aergernik gegeben haben, wenn sie ihn nur hier und dort aufgeschlagen hätten? Gott weiß, mit welchem Abscheu man damals in ehrbaren Englischen Familien von Voltaire sprach, von demselben Voltaire, den unser Autor heute im Vergleich mit Jean Jacques als ein Genie im Vergleich mit einem Verrückten darstellt. Seine ganze Schilderung des 18ten Jahrhunderts ist unrichtig, überladen und aus politischem Eifer recht schwarz aufgemalt, damit unsere gegenwärtige Verdammniß, die sich ja von damals herschreibt, recht deutlich werden mag.

Soviel ist's, daß der gute Mann seinen Prozeß gegen uns mit einer überaus ernsten und tief gehenden Untersuchung über Paul de Kock eröffnet, und ich wollte, er könnte das seine und verschlagene Lächeln erblicken, womit die geistreichen Männer, die er verunglimpft, seinem ergötzlichen Ungeschick zusehen. Einstweilen lassen wir ihn in seinem Irrthum. Wenn man so manchmal ins Gespräch er allerdings damit den Ton an, erst ganz unmerklich in Paris abgetrat und ganz heimbungrig nach der Bekanntschaft mit unseren berühmten Namen sind, so erkundigen die Leutchen sich zuerst nach Lamartine, nach Berenger — nun,

*) Wir haben in Nr. 65—67 des Magazins von d. J. zwar die wesentlichsten Momente dieses Artikels der Quarterly-Review mitgetheilt, doch hielten wir es dabei für angemessen, manche augenscheinliche Uebertreibung und einige Angriffe, die bloß den Charakter von Schmähungen tragen, wegzulassen. Die in Paris erschienene Revue-Britannique hat bei ihrer Uebersetzung dieses Artikels eine solche Zurückhaltung zu beobachten nicht sie nöthig befunden, und deshalb sind die Bemerkungen des Herrn Sie. Beuve auch zum Theil gegen diese Zeitschrift gerichtet.

**) Der Standpunkt in der Ferne gewährt aber auch seinerseits wieder einen Vortheil, den das unmittelbare Beisammenstehen in subjektiven Verhältnissen nothwendig entbehrt. Wenn Goethe die neuere Französische Literatur eine „Literatur der Verzweiflung" nannte, so sind wir allerdings damit den Texten einverstanden, den diese Literatur auf das Ausland macht, sehr treffend bezeichnet. Keineswegs war aber damit jede Anerkennung ausgeschlossen, oder gesagt, daß in dieser Erscheinung nicht auch, wie einst in der sentimentalen Schule eine gute Drang-Periode der Deutschen Literatur, der Entwickelung Keim einer besseren Zukunft liegen könne

das geht noch an, das läßt sich noch mit Verstand anhören. Von Einem zum Anderen kommen sie denn doch bei der dritten, vierten, fünften Frage auf ihren Lieblings-Autor, den sie im Herzen führen haben: „Und Paul de Kock?“ platzen sie heraus. Es kostet wirklich Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß das ein ganz anderes Ding ist. „Nun ja, er mag recht schöne Eigenschaften haben; ich meine es auch, aber ich kenne ihn nicht genug, ich habe ihn eigentlich noch nicht gesehen.“ Kurz und gut, unser Publikum ist noch von vorn herein nicht besonders glücklich orientirt; er liest wohl so mancherlei durch einander, und obwohl es uns leid thut, daß er sich so ein bischen kbotisch introduzirt, so werden wir doch dem werthen vornehmen Herrn den Gefallen damit thun, ihm den richtigen Weg zu weisen, den er die zur Stunde nicht erspäht hat. Wem geschähe auch ein Gefallen damit? Ihm liquidis immisi fontibus apruni! (Schluß folgt.)

Schweiz

Der Paß von Anterne.

(Schluß)

Der Führer, ein schlichter Gemsenjäger und nur gelegentlicher Wegweiser, ohne einen Beruf daraus zu machen, also nicht, wie die Führer von Chamonix, mit den Sitten und Gewohnheiten der Reisenden bekannt, begriff immer weniger, mit wem er es zu thun habe. Da es ihm aber im Grunde nur auf seine Bezahlung ankam, so war er nicht weiter zudringlich mit seinen Erklärungen, sondern zog eine ungeheure Pfeife, mit Tabak vollgepfropft, aus seiner Tasche, nahm sie in den Mund und fing an, Feuer zu schlagen.

Klara zu Mylord: „O, welch' abscheulichen Geruch wird es geben, wenn dieser Bursche seine Pfeife rauchen will!“ — Mylord zu Klara: „Es ist mir noch kein so unerträglicher Mensch vorgekommen.“ Zum Führer: „Ich verbiete Ihnen, Führer zu rauchen, de fumer, pour-quoi, mon fils, il craigne le perfume, weil meine Tochter den Fusil fürchtet.“ — „Es ist kein Fusel, es ist guter Tabak, sehr guter!“ — „Es ist ein schlechter Fusel, ich verbiete es Ihnen!“ — „Nun, dann nehmen Sie ihn, das Thier ist sicher, ich will hinten nach bleiben.“ — Klara: „O, o, nicht den Mauleisel verlassen, sie quitte pas la mulelette!“ — Mylord: „Mäßigen Sie ihn nicht!“ Ohe! verbat fellow wo have there! (Mit dem Kerl sind wir schön angekommen!) Ich verbiete Ihnen, zu rauchen; wenn Sie rauchen, verweigere ich Ihnen absolut die Bezahlung! Si vous fumé je refusé absolument de payer vos!“ — „Ah ben! Das sind Menschen! . . . Lieber doch Vieh zu Markte treiben“, sagte der Führer und steckte seine Pfeife wieder in die Tasche. „Nun verwöhnt“, sagt er hinzu, „das Mädel wird unwirsch, wir müssen machen, daß wir über den Schnee kommen.“

In der That hatte der Himmel sich von neuem ganz mit Wolken überzogen; alle Gipfel waren verhüllt, und der Wind trieb den Staub schon in viel heftigeren Wirbeln aus den Schluchten herauf. Wir stiegen dreiviertel nahe an drei Stunden, und doch schien die Höhe des Passes noch fern. Seitlem wir den Fuß der Zu-Seiten erreicht und damit zugleich die letzten Spuren von Vegetation hinter uns gelassen hatten, entzogen uns diese Felsen, um die wir herumzuklettern anfingen, die Aussicht auf das Thal von Servoz. Die Scene hatte sich also verändert; links steile Felsenspitzen, rechts die Wasser des Mont Buet, voll Eis und kahler Steine, rings um uns eine die traurige Oegend, deren Nacktheit nur durch die weiße Schneedecke belebt wurde, die mit jedem Augenblick zahlreicher werden, um bald in eine ununterbrochene Fläche zusammenzufließen.

Mylord zu Klara: „Ich glaube fast, der Kerl weiß den rechten Weg nicht.“ — „Ich auch“, antwortete Klara mit ängstlicher Miene. — Mylord: „Sie führen uns einen schlechten Weg, Führer; von meine non dans lune rechte Weg!“ — „Hier!“ Das war noch sehr an. Warten Sie nur, wenn wir erst oben sein werden! Vorwärts, vorwärts.“ — Klara zu Mylord: „O, ich habe große Furcht, mein Vater!“ — „Vorwärts, vorwärts, Sie wollten mich gestern nicht hören; jetzt müssen wir sehen, wie wir fortkommen.“ — „Je voulé rétorner! Ich will umkehren, durchaus umkehren!“ rief die junge Miß sehr erschreckt. — „Unmöglich, Mylord. Hier sind wir hoch; daß es für uns besser wäre, wenn wir jetzt schon die andere Seite erreicht hätten.“ — „Halten Sie den Mauleisel an, Führer, halten Sie!“, sagte Mylord. Der Führer, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete nicht auf diesen Befehl. „Arrêten“, wiederholte die junge Miß. „Arrêtez“, scheint Mylord. „Lutte unite, tutte! Halten Sie ihn auf der Steile an!“ — Der Führer ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern betrachtete, ehe zu antworten, den Himmel hinter uns. „Das ist bös“, murmelte er, hielt dann ungestüm die Mauleisel an und sagte: „Monsieur, Mamsell, Sie müssen absteigen.“ — „Absteigen“, schrieen Beide mit einem Laut. — „Und das schnell! Umzukehren ist nicht möglich. Hier binten uns ist schon das Ungewitter; der Wind jagt es uns im Gesicht heran. Es bleibt uns kein andrer Weg, als zu fliehen, wir wir ihm entwichen können. Der Paß ist noch weit; wollen wir da drüben, so sind wir verloren, noch ehe wir dort anlangen! Wir müssen diesen Steig links hinanklimmen, er führt einen kürzeren Weg; zuseits sind wir außer dem Bereich des Windes. Herunter, die Mauleisel werden schon nach Hause finden, herunter alle!“

Die Kaltblütigkeit dieses Mannes machte Eindruck auf Mylord, wenn auch seine Worte ihm große Besorgniß verursachten. Er stieg ab, ohne ein Wort zu sagen. Jetzt näherte ich mich; die junge Miß zitterte an allen Gliedern. Ohne um Erlaubniß zu fragen, half ich ihr aus dem Sattel, indem ich einige beruhigende Worte an sie richtete. Als ihr Vater sah, wie sie mit ihren zarten Füßen tief in den Schnee sank, wollte sich ein Gefühl des Mitleidens auf seinem Antlitz. — „Führer“, sagte ich sogleich zu dem Manne, der eilfigst die Steigbügel an den Sattel der Mauleisel befestigte, „Sie müssen uns hier heraushelfen. Ich habe von Ihrem Muth, von Ihrer Stärke gehört; Sie sind Felsjäger, der geschickteste Jäger des Thals, wir verlassen uns auf Sie.“ Dann zu Mylord mich wendend: „Seyen Sie außer Sorgen, mein Herr, ich habe auch Kräfte und bin das Gebirge gewohnt. Dieser brave Mann und ich werden Mademoiselle schon aufrecht halten, wenn sie unter dem Uebermaß der Ermattung zusammensinken sollte.“ — „Obstige, sehr obstige!“, erwiderte er, von seiner heftigen Aufregung ganz zerstreut.

Wenn auch nicht so verwirrt wie der Engländer, so war ich doch nicht minder besorgt. Die Erzählungen des Hirten, auf die ich am Abend vorher kaum gehört hatte, traten wieder vor mein Innerstes und ließen mich unsere Lage als sehr gefährlich ansehen. Dieser Mann hatte mir die Umstände, wie den Tod des jungen Engländers und den von Pierre's Frau begleiteten, nach ihren ganzen Herzange geschildert; es schien mir, als sähe ich sie sämmtlich mit schrecklenvoller Wahrheit sich wieder erneuen! Die Unglücklichte hatte, als sie mit ihrer Gefährtin dem Gipfel schon nahe war, seine Kräfte mehr gebadt, um zu entfliehen, und nach wenigen Augenblicken hatte sie in dem Wirbelwinde den Tod gefunden; dies ist ein Sturm, der sich in den Klüften zu bilden pflegt, Schlünde verschlingt, mit schrecklichster Wuth darin umherrast und umgebrune Schneemassen losreißt, unter denen dann alle Gegenstände, über die er hinwegsteht, begraben werden. Solch' ein Wirbelwind war es nun, der hinter uns wie aus den Tiefen des Thales brausend aufzog und in wenig Minuten zu erreichen drohte. Sobald der Führer ihn erblickt hatte, um ihn mit die Gefahr noch abwenden konnten, ließ er ihn nicht eher von den Augen, mit Scharfer Genauigkeit berechnete er seine Entfernung, sah seine Richtung vorher und fand nun, verwöge seines ehrlos Scherern als scharfen Blicks, daß wir, um nicht umzukommen, eiligst den Abhang hinaufsteigen müßten, den er uns zeigte.

Wir machten uns an die Arbeit. Die Mauleisel hatten sich kaum frei gestößt, so waren sie, den Kopf in die Höhe gestreckt und die Mähnen im Winde flatternd, schnell und mit großen Sprüngen, ihrem Instinkt geleitet, verliefen sie den Fußsteig, auf welchem wir gekommen waren, stürzten sich nach links, um der Wasserfahrt auszuweichen, und rannten in einen dunklen Abgrund hinab, wo wir sie bald aus dem Gesicht verloren. „Vorwärts! damit wir die Höhe erreichen!“ rief der Führer uns unaufhörlich zu. Aber der Abhang war so steil, daß es ohne den Schnee, der die Felsen unter unseren Füßen hatte, auch den geschicktesten Jäger unmöglich gewesen wäre, sich aufrecht zu erhalten. Dieses günstigen Umstandes ungeachtet kamen wir nur mit Mühe vorwärts, und die dringenden Ansteurungen des Führers machten uns oft verwirrt, als daß sie uns fortdalfen. Die junge Miß unterdrückte ihre Angst, um das Entsetzen, das ihren Vater ganz zu umstricken schien, nicht noch zu vermehren; sie strengte sich über alle Maßen an, um sich auf den Füßen zu erhalten, aber ihre Kräfte schwanken immer mehr, und nachdem sie anfangs aus natürlicher Scheu einige Verlegenheit gezeigt hatte, als sie die Unterstützung meiner Hand annehmen sollte, hing sie jetzt schon ganz an meinem Arm und überließ mir sehr oft die Sorge, sie zu halten, ja fast sie zu tragen. Obgleich ich selbst erschöpft war und jeden Augenblick glaubte, daß auch mir meine Kräfte den Dienst versagen würden, so belebte doch die äußerste Gefahr, in der sich diese junge Dame befand, meinen Muth wieder, und ich machte noch einen angestrengten Versuch. Endlich langte sie auf der Höhe des Abhangs an, wo wir sie sielen, um ihrem Vater, der unseres ganzen Beistandes bedurfte, in Hülfe zu eilen.

Ein neuer unerwarteter Zufall hatte die Angst dieses armen Mannes aufs Höchste gesteigert. Während er das steile Aufsteigen des Abhanges bedurch zu vermindern suchte, daß er im Zickzack hinanklimmte, hatten ihn seine Schritte auf einen unter dem Schnee verborgenen und, wie es zuweilen vorkommt, bloß auf seinem Gleichgewicht ruhenden Felsenblock geführt. Die last des Reisenden hatte diese ungeheure Masse ein wenig zum Schaukeln gebracht, und der Schrecken, Mylorden war so plötzlich und gewaltig, daß er über den Fels nicht hinüber zu springen vermochte, sondern zitternd und bebend, mit bleichem entstellten Antlitz, in die Knie sank. Seine Tochter, die ihn von der Höhe des Passes in diesem Zustand erblickte, stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, und wir selbst wußten nicht gleich, was wir thun sollten. Laßt mich, rief mein wackerer Herr, es hat nicht zu bedeuten! Ich werde mich wieder erholen, ich bin nicht zu bedauern! Meine Kräfte sind zu Ende, sagte er hinzu: wir wollen ihn tragen!“ — Durch unsere vereinten Bemühungen gelang es uns denn auch, obgleich wir unendlicher Anstrengung, den Gipfel mit ihm zu erreichen.

Von diesem Gipfel befand sich ein Schritt noch von einigen Fuß, der, beständig vom Winde gefegt, von Schnee entblößt war. Dort sahen wir uns alle vier versammelt. Das Ungewitter kam immer näher. Wir dürfen hier nicht gesa werden“, sagte der Führer; „ich nehme Monsieur auf mich, er ist der schwerste; Ihnen übergebe ich Mamsell. Wir hatten nun bloß noch hinabzusteigen, aber über 20 Fuß boshen Schnee. Sie setzen Alle Ihre Füße in die Spuren der meinigen. Vergessen Sie nicht; es ist, um die Höher zu vermeiden, die sich rings um die Felsen befinden. Muth, mein braver Herr! Muth, Mamsell! Es hat nichts zu sagen! Hier ist etwas zu Ihrer Stärkung!“ —

Bei diesen Worten zog der Führer eine alte lederne Kürbisflasche, worin sich noch einige Tropfen schlechten Branntweins befanden, aus der Tasche hervor. „Kändlich, sittlich“, sagte er und reichte zugleich seine Flasche den Lippen der jungen Miß dar. Diese kostete den Likeur und gab die Flasche mit dankbarem Lächeln zurück. Der Führer ließ dann Mylord trinken und reichte der Flasche auch mir. Sie war ziemlich leicht. „Das für Sie Führer“, sagte ich. — „Trinken Sie nur“, versetzte er, indem er sich zum Aufbruch anschickte, „wenn Sie noch etwas davon finden.“ Dann schaute er über sich und rief plötzlich: „Auf den Mauleisel!“ als hätte ihm die Nahlick des Himmels einen grüßten Schrecken verursacht. Wirklich nahte sich die Wasserhose, einer ungeheuren Säule gleichend, in schräger Richtung, und schon von

Digitized by Google

hätte uns ihr oberer Theil, der auf uns zu gekehrt war, die Gipfel der Fiz-Felsen zu unserer Linken.

Das Fläschchen Branntwein hatte unsere Kräfte wieder etwas gestärkt; wir begannen hinabzusteigen; aber gleich bei den ersten Schritten boten sich unüberwindliche Hindernisse dar. Der Schnee, auf dieser Nordseite gegen den auf der andern Seite herrschenden kalten Wind geschützt, war ganz weich, und wir sanken bis an den Gürtel hinein. Die Kleider der jungen Miß wurden durch die Berührung mit diesem Schnee bald völlig durchnäßt, und indem sie sich von ihm wie Leine legten, vermehrten sie ihr eisiges Frost und hinderten sichtbares alle ihre Bewegungen. Jeden Augenblick sah sie sich aufgehalten, ohne daß ich ihr, bei diesem Grunde des Hindernisses, irgend eine Linderung verschaffen konnte. Als der Führer bis gewahr wurde, rief er sich selbst zu: „O du dummer Kerl! Daran hättest du doch eben denken sollen. Es hilft nichts, Mamsell muß sich, wie die Weiber hier zu Lande, aus ihren Mocken ein Paar Hosen machen!“ ... Seit einigen Stunden hatten sich die Umstände gewaltig verändert. Die junge Engländerin legte, war nicht ohne Verlegenheit, aber diesmal ohne falsche Prüderie, Hand ans Werk, schlürfte die vorderen Enden ihres Kleides nach hinten hinauf und befestigte es dort mit einer Nadel, indem sie sich auf diese Weise eine Art weitbauschiger Pantalons machte, die es ihr verstatteten, wenigstens etwas leichter fortzukommen.

Was Mylord anbetrifft, so war er ausschließlich mit der Sorge für sein Pferd beschäftigt. „Oh! lieg!“, sagte er bei jedem Schritt zu mir, „ohlieg!“ Wenn ich mich nach dem Führer, der das noch lange so weiter?“ — „Jetzt sind wir sicher,“ erwiderte der Führer; „aber schauen Sie nur einmal dort hin, wo unser Weg gegangen wäre.“

Auf diese Worte des Führers ließen wir, wie von einer gemeinsamen Bewegung getrieben, einander los, wandten unser Auge nach jener Seite hin und standen da, in schweigendem Anschauen versunken. Die Wasserhose zerspaltete jetzt mit furchtbarem Getöse. Gewaltige Schneemassen schlugen gegen die Felsen, fuhren in den Lüften umher, der Sturm faßte diese zerstreuten Massen und schleuderte sie gegen einander, so daß es aussah, als ob alle Winde plötzlich entfesselt seien, um ein ungeheures Gewölk zu zerreißen. Beim Anblick dieses Schreckens wandte sich Mylord, der seine Tochter kaum den furchtbarsten Tode entgangen glaubte, von seinen Gefühlen überwältigt, zu ihr hin, um sie, wie es schien, in seine Arme zu schließen ... aber er setzte hatte der Zorn über widerstand, und sie war besinnungslos hingesunken.

Ich zog sogleich meinen Rock aus und umhüllte die junge Dame damit, dann bob ich sie in meine Arme empor, während ihr Vater einige Sachen aus meinem Tornister hervorholte, in die wir ihre erfrorenen Beine und Füße wickelten. Sie schlug die Augen wieder auf und erröthete, da sie sich in meinen Armen erblickte. „Es geht schon besser,“ sagte ich zu Mylord; „nehmen Sie wieder den Arm des Führers, mein Herr, und lassen Sie uns weiter gehen. Ich werde Mademoiselle tragen, die mir gerade so theuer sind.“ Mit schwacher Stimme sagte jetzt die junge Miß: „Dank, mein Herr; geben Sie, mein Vater, sich die Ehre!“ und ihren Arm um meinen Hals schlingend, hielt sie sich, wie sie sagte, die kleine Uhr Person zu erleichtern. — „Da die Sache so steht“, sagte der Führer, „so wollen wir uns rechts wenden, ich weiß da eine Hütte!“ — Wirklich fand der brave Mann nach etwa zwanzig Minuten eine elende Käsehütte auf, von der nur der Schneeofen aus dem dichten Schneelager hervorragte, unter welchem sie begraben war. Diese Hütten sind sehr wenig; der Führer räumte den Schnee fort, machte Feuer, und Alle, Hund, hinein, nahm mir das junge Mädchen ab, und bald waren wir Alle in dieser Wohnung beherbergt, deren Wände aus schwarzen verräucherten Balken bestanden, während der Fußboden eine feuchte Erde war, deren Beschaffenheit noch deutlich genug anzeigte, daß sie im vorigen Sommer den Heerden zum Aufenthalt gedient hatte.

Was ohne diese rettende Dach, das sie uns so kostbar war, uns unserer jungen Gefährtin gewesen wäre, ist schwer vorherzusagen. Auf das Ungewitter, das sich entladen hatte, ehe es uns erreichte, war ein kalter mit Schnee vermischter Regen gefolgt, dessen gefterene Tropfen das Gesicht stachen, den Blick hemmten und unseren Horizont auf wenige Schritte begränzten, so daß selbst der Führer kein anderes Zeichen als den Abhang des Gebirges hatte, wonach er uns leiten konnte. Es war der Rest des Sturmes, was unser äußere Hammer hinwegjog. Uebrigens wäre es mir doch, so leicht auch die junge Miß war, kein unmöglich gewesen, sie noch weiter zu tragen; und der Führer sinnreiste konnte mir diese Arm nicht abnehmen, ohne die Leitung unseres kleinen Zuges zu verlassen, während die Schwierigkeiten und Gefahren des Weges seine ganze Aufmerksamkeit und völlige Freiheit für seine Bewegungen erheischten. Dies hatte sie wohl der Mann vorausgesehlt, als er plötzlich anrief: „Ich weiß eine Hütte!“

Sobald wir hineingetreten waren, rüttelte er an der Thür, bob sie aus ihren Angeln und legte sie so auf den Boden, daß sie uns die wohnende Seite zukehrte, worauf ich Alles, was mein Ränzel enthielt, darüber breitete, um der jungen Miß ein Lager zu bereiten. Mylord unterstützte schweigend, aber in Thränen auf Knien gesunken, das Haupt seiner Tochter mit einem seiner Arme, damit es nicht auf dem Holz liegen sollte, und mit dem anderen breitete er Alles, was wir noch von trockenen Kleidungsstücken übrig hatten, über ihren erstarrten Körper aus.

Unterdessen hatte Felsiz von den inneren Dachschindeln die weichen herausgesucht, die vom Thauwetter des Frühlings noch nicht durchweicht waren, und nachdem er sie über einigen Streichhölzern, die er einzeln zwischen den Balken der Hütte zusammenlas, anzündschichtet hatte, nahm er sein Fernerzeug aus der Tasche und sagte, indem er dabei nach Mylord hindlickte: „Fräulein Sie nichts, dieswal ist es nicht für meine Meise!“ Bei diesen Worten, die, ohne daß der arme Jäger es wollte, einen sehr bitteren Verwurf in sich schlossen, malte sich ein Zug der lebhaftesten, herzergreifendsten Reue auf dem Antlitz des Engländers, und Röthe überlief seine Wangen. Sein Mund blieb stumm, aber in seinem Blick spiegelte sich die Scham, die bei einem bejahrten Manne immer rührend ist, und ich konnte kaum fehen, daß er es sich nicht vergieb, hart gegen einen Mann gewesen zu seyn, dem er jetzt, wie er wohl einsah, das Leben seiner Tochter zu verdanken hatte.

Schon knisterte die Flamme auf dem Herde, und wie rückten näher. Diese angenehme Wärme schien die Lebenskräfte der jungen Miß wieder zu wecken; ihr schönes Gesicht färbte sich wieder, nach und nach konnte sie auch ihre steif gewordenen Glieder wieder leichter bewegen; ihre ersten Worte, die nur Dank sie unsere Sorge admeten, gaben ihrem Antlitz eine erhöhte Anmuth, und schon strahlte ihre Schönheit wieder von unerwartetem Glanz, mitten in dieser schwarzen Verwüstung und bei dem hellen Feuer des wohlthätigen Heerdes. Mylord, der nun die Gewißheit hatte, daß seine Tochter ihm wiedergegeben sei, ging in diesem Augenblick von der heftigsten Angst zur leidenschaftlichsten Freude über, und mit Thränen rollten über sein Gesicht, ehe er noch ein einziges Wort sprechen konnte. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hand seiner Tochter los, um die wenige und die des Führers zu drücken, worauf der Letztere ganz einfach erwiederte: „Ich sagte es Ihnen ja, mein guter Herr, daß es nichts zu bedeuten hätte!“

Nein, auch mit den größten Gefahren, und sähe man auch ein paar Stunden lang den Tod vor Augen, sind diese unvergleichlichen Augenblicke nicht zu theuer erkauft, wo Hoffnung wieder aufsteht und die Angst wird verlägt, wo das Glück plötzlich in seinem ganzen Frische und Lebendigkeit wieder erschient, wo die Freude des Herzens überquillt, sich nach Außen ergießt und mit der Freude Aller und Jedermanns sich vermischt. Ich werde manche edle Lust, manches lachende Vergnügen vergessen, die ich auf dem Pfade meines Lebens gepflückt habe, aber niemals wird aus meinem Herzen das Andenken an die Stunde schwinden, die ich mit drei Fremden in einer elenden Hütte, im tiefen Schnee und beim Toben des Sturmes verlebte!

Der immer thätige und vorsichtige Führer hatte am Feuer eine Art von Leine gezogen, worauf er unsere Kleider zum Trocknen hing; der der jungen Miß waren ihr bereits an ihrem Körper getrocknet, sie hatte sich Alles wieder in Ordnung gebracht und verschierte, daß sie jetzt weiter zu gehen im Stande sey. Durch das Loch, welches wir im Dache gemacht und das Felsiz erweitert hatten, war unserem Feuer den nöthigen Luftzug zu verschaffen, fiel in diesen Augenblicke ein Sonnenstrahl herein und gab uns das volle Sicherheitsgefühl zurück. „Ein Zeichen von Kälte“, sagte der Führer, „der Schnee wird tragen. Doch gleichviel, auch auf den Steinen werden meine Schuhe nicht übrigfässig seyn.“ So nannte er nämlich eine Art von hölzernen Sandalen, die er so eben mit seinem Messer fiir die junge Miß geschnitzt hatte, deren feinen schon sehr beschädigte Fußzeug weder der Feuchtigkeit der Schnee noch weiter unten der Raubgkeit des Steiges hätte Widerstand leisten können. Während wir unsere Anstalten zum Aufbruch beendigten, paßte er selbst sie ihr an und bald darauf verließen wir die Hütte, nachdem wir das Feuer mit Schnee ausgelöscht hatten.

Der Abend war schön, aber die eben verflossenen Stunden verliehen ihm in unseren Augen einen noch herrlicheren Glanz. Wie harmonirte die sanfte Abendröthe mit der Heiterkeit, die in unseren Seelen auf so viel peinliche Qualen folgte. Wir konnten uns einander kaum glücklich, daß wir nichts mehr zu fürchten brauchten, und doch noch durch die frische Erinnerung an eine gemeinsame Gefahr und an eine gemeinsame Hingebung an einander gefesselt. Die junge Miß fügte sich auf meinen Arm, ihr Vater hatte es so gewollt, da sie aus Beschadenheit es ablehnte; nach seiner Meinung war dies eine mir schuldige Rücksicht; nach der meinigen eine Huld, auf die ich kein Recht zu viel Werth legte, als ich gebeime Wonne dabei empfand. Nach Verlauf von drei Viertelstunden waren wir aus dem Schnee heraus. „Jetzt“, rief Mylord voll Entzücken, „bin ich glücklich, j'ai été heureuse, bien beaucoup heureuse, über die Maßen glücklich, und ich danke Gott dafür!“ Dann zu mir sich wendend, „Sie sind mein Freund, vos êtes mon ami, Monsieur! Je n'ai pas d'autre chose que je puisse dire à vous.“ Weiter kann ich Ihnen nichts sagen! — Vous, la guide, demandez à moi, et vos obtenez tutte de mon gratitude et de mon affection. Vos êtes tous excellents, tous digne homme. J'avé mal judgé vos hier et j'en avé mine grande remords! Fiumez le pipe, mon ami, pour obligier moi! (Sie, Führer, fordern Sie uns mit Sie sollen Alles von meiner Dankbarkeit und Zuneigung erlangen. Sie sind ein vortrefflicher, ein würdiger Mann, ich habe Sie gestern verkannt und ich habe große Gewissensbisse deshalb. Rauchen Sie Ihre Pfeife, mein Freund, um mich zu verbinden!“) — „Daran soll es mich fehlen“, antwortete Felsiz, und machte sich sogleich ans Werk.

Der übrige Theil des Abhanges war leicht zurückzulegen; wir trafen vor Nacht in Sixt ein. Dort fanden der Engländer und die junge Miß ihr Fellesten vor und konnten nun endlich ihre Kleider wechseln. Sie brauchen darauf, daß ich mit ihnen zu Abend speisen möchte, indem sie mehr dem Antrieb ihres Herzens nachgaben, als der gewaltigen Erwattung, die ihnen eine so lange Entbehrung der Nahe verursachen mußte. Gegen Ende der Mahlzeit wurde der Führer gerufen; Mylord brachte ihm zu Ehren einen Toast aus, und indem er ihm einige Goldstücke in die Hand gleiten ließ, wußte er ihm dabei doch zu zeigen, daß es Dienste gebe, die weniger mit Geld, als mit Achtung und zuvorkommender Artigkeit belohnt werden.

Am folgenden Morgen trennten wir uns. Die Tag schien mir unendlich lang, der Weg verdrießlich; was soll ich noch mehr sagen? Die Anmuth und Schönheit der jungen Miß, die ich in meinen Armen getragen hatte, waren einige Augenblicke meines Lebens der Gegenstand meiner lebhaften und zärtlichen Sorge gewesen; heimliche es noch mehr, um mir noch viele Tage lang alle Lust, wo sie nicht war, unerträglich erscheinen zu lassen?

(Bibl. Univers. de Genève.)

Digitized by Google

China.

Englands Verhältnisse zu China.

Die Chinesische Angelegenheit ist in den letzten Monaten der Gegenstand zweier Schriften geworden, von denen die eine — deren Verf. der bekannte Capitain Lindsay ist — die neueste Politik Englands lebhaft in Schutz nimmt, weggen die andere, von Sir Thomas Staunton, mit gewichtigen Gründen diese Politik bekämpft. Die Stimme der Letzteren, als Einer der größten Kenner Chinesischer Art und Sitte, verdient wohl, mit Aufmerksamkeit gehört zu werden, und um so mehr, als von den Verfechtern der entgegengesetzten Meinung noch Keiner solche Kompetenz gehabt hat, wie Sir Thom. Staunton.

Der Verfasser dagegen ist wohl, daß man nichts Geringeres als offene Feindseligkeiten mit China beyweckt. Es ist den Briten — wie er sagt — nicht gelungen, ein freundschaftliches Verhältniß zu diesem Reiche zu erzwingen, und eine feindliche Unternehmung würde, wenn sie vorübergehende — nach seiner Ansicht — unendlich verderblichere Folgen haben: sie würde nicht bloß dem Britischen Handel mit China den Todesstoß geben, sondern auch den moralischen Einfluß Englands so gut als vernichten.

Sir Thomas unterscheidet den Allen den Grund jenes „unterdrückten Druckes", jener „beängstigenden Wortwichtigkeit", der England zu friedlichen Unternehmungen aufforderen soll „gegen eine beherrschte Macht, mit der es über hundert Jahre lang in sehr vortheilhaftem kaufmännischen Verkehr gestanden." Lindsay will den stärksten Grund zur Erbitterung von Britischer Seite darin suchen, daß Lord Napier so schnöde behandelt worden sey. — Sir Thomas erklärt diesen stärksten Grund für gar keinen Grund und zeigt, daß die Briten, vom nationellen Standpunkt betrachtet, kein gutes Recht auf ihrer Seite hatten. Wir theilen die betreffende Stelle seiner Schrift wörtlich mit:

„Lord Napier, zu dessen Gefolge Personen von der größten lokalen Erfahrung gehörten, mußte nothwendig wissen, daß die Chinesische Regierung noch keinem Fremden erlaubt hat, sich in Canton zu etabliren, wenn er nicht im strengsten Sinne des Wortes Kaufmann war. Es offenbarte Shnen, der seine anderweitigen Rechte und Privilegien in Anspruch nimmt, wie es schlechterdings unmöglich, bei gesteigerten Schritten durch die Finger zu sehen. Ich sage alle unumwunden: daß nur eine rechtmäßige Entschuldigung konnte Lord Napier verdringen, wenn er seine erste Erscheinung auf Chinesischem Boden durch Verletzung der bekannten und anerkannten Institutionen dieses Reiches brandmarkte! Unser Gouvernement ist vollkommen geneigt, daß es einen Chef über unseren Handel mit China in Canton anstellen wollte; und hätte man die Motive dazu den respektiven Behörden vorläufig und in geziemender Form auseinandergesetzt, so wäre der Zweck entweder erreicht, oder wenigstens ein Absicht der Verwand zur Beschwerde gegeben worden. Aber nicht nur dieses wurde verabsäumt: Lord Napier trat sogleich seine Art den öffiziellen Schreiben mit, daß ihn legitimiren und über die Eigenschaft, in der er ankam, Aufklärung geben konnte. Die Chinesischen Behörden hatten nichts, was von ihm zeugte, als sein eigenes ipse dixit — das ipse dixit eines Individuums, dessen erster Akt auf Chinesischem Gebiete eine Uebertretung der Landesgesetze war. Herr Lindsay giebt zu, Lord Napier könne in gewissem Betracht unbesonnen gehandelt haben; gewiß verdienen aber seine Justimationen weit größeren Tadel, als er selbst." —

„Die Chinesischen Behörden handelten bei jener Gelegenheit gerade so, wie meines Erachtens jede andere Nation unter ähnlichen Umständen gehandelt haben würde. Sie gaben Lord Napier die Weisung, nach Macao zurückzukehren und von dort erst um Erlaubniß nachzusuchen, Canton betreten zu dürfen. Das persönliche Weh auf Seiten sich denenmen, wenn sie für seine Verhöhnung ihrer Reichsgesetze ungeahndet gelassen hätten. Lord Napier trotzt — er erklärt, er werde Canton nicht anders verlassen, als mit gezücktem Säbel — er fordert die Capitaine zweier Britischer Fregatten auf, zu seinem Beistande stromaufzu fahren; — eine reine gesetzwidrige Handlung, die erst nach Ueberwältigung der Chinesischen Batterien und nach einem lebhaften Gefechte müßte angeführt werden konnte, in diesen Verlaufe weiteres Individuum auf beiden Seiten getödtet oder verwundet werden. Alles dies geschah, ohne daß ein wahres Bedürfniß zur Nothwehr vorhanden gewesen wäre. Lord Napier schmedte in seiner Gefahr — man bedrohte seine Person nicht — er brauchte nur fortzugehen und dahin zurückzukehren, von wannen er gekommen war."

„Verstehen wir uns nur einen Augenblick in die Lage der Chinesen: nehmen wir an, ein Paar Fremdsüche Fregatten steuerten keck die Themse hinauf und zerstörten das Fort Tilbury, um den Verbandlungen des Französischen Botschafters Nachdruck zu geben: dann können wir uns einen Begriff davon machen, wie den Chinesen zu Muthe sepn mußte, als man die Forts der Bocca Tigris stürmte!" — —

„Nachdem es so weit gekommen war, daß Lord Napier selbst keinen anderen Ausweg sah, als den der Capitulation, da widersuhr ihm das erste Unrecht, über welches er billigerweise klagen konnte — obschon es an Reizmitteln gar nicht gefehlt. — Man hielt ihn auf dem Chinesischen Boote, das er bestiegen hatte, so lange fest, bis man sichrer Kunde davon erhielt, daß die Britischen Fregatten aus dem Flusse hinaus waren. Herr Lindsay nennt diese Behandlung verrätherisch, und ohne Zweifel war sie dies insofern, als die Chinesische Behörde ihr Vorhaben, den Lord als Geisel zu behalten, erst nachträglich eingestand: von einer Verletzung feierlicher Zusicherungen konnte aber schwerlich die Rede seyn."

Sir Thomas Staunton billigt Herrn Lindsay's Vorschlag, die Königl. Commissäre zurückzuberufen und eine ansprachlose Person als Zoll-Agenten nach China zu schicken; er ist aber zugleich der Meinung, daß eine dritte in tüchtige Hände gelegte Gesandtschaft ihren Zweck erreichen würde.

Der Verf. berührt auch den vielbesprochenen Beinamen Barbar, womit die Chinesen uns Europäer in verächtlichem Sinne belegen sollen, und welchen er für eine unkorrekte Uebersetzung erklärt."

„Was das Wort fy betrifft, so bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß es der ehrenvollste Ausdruck sey, dessen man sich bedienen könnte, um Ausländer zu bezeichnen; ich sage nur, daß man sehr Unrecht hat, wenn man ihm geradezu eine verächtliche Bedeutung unterlegt. Herr Lindsay selber gesteht, einige ausgezeichnete Kenner des Chinesischen hätten Bedenken getragen, darüber zu rnsicherden, „ob man gegen diesen Ausdruck mit Recht einen einwenden könne." Zu diesen Männern gehört aber der vorewigte Morrison selbst, in dessen Wörterbuche das genannte Wort also erklärt wird: „„Ausländer im Osten; — Ausländer überhaupt; das entsprechende Schriftzeichen besteht aus den Bildern groß und Bogen, mit Anspielung auf die langen Bögen, deren gewisse fremde Völker im Osten sich bedienen."" Erfolgen noch verschiedene andere Bedeutungen; aber keine derselben rechtfertigt auch nur in Geringsten eine Uebersetzung durch Barbar. Herr Lindsay meint, er könne diese Uebersetzung mit manchen Stelle in Confucius verdrehen; allein was sagt Confucius nach Herrn Lindsay's eigenem Citate? Daß sy solche Nöther bezeichne, die jenseit der Gränzen China's wohnen. Ich möchte daher, selbst auf Confucius' Autorität gestützt behaupten; daß eine Uebersetzung wie Fremder oder Ausländer der Wortung weitaus."

„Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch gegen die unsinnige Phrase Barbaren-Auge zu protestiren. Das Chinesische Wort, welches hier durch Auge übersetzt wird, erklärt Morrison in seinem Wörterbuche also: „„Yn, das Auge; ferner derjenige, welcher etwas dirigiet, die vornehmste Person, Haupt-Person."" Nun ist es doch wohl klar genug, daß man bei Anwendung dieses Epithetons auf Lord Napier nicht an die erste, sondern an die zweite Bedeutung dachte, daß also sein Titel: Ausländischer Ober-Aufseher (foreign superintendent), sehr gut ins Chinesische übersetzt war. Es ist wirklich schwer, für die Verdolmetschung Barbaren-Auge einen zureichenden Grund anzugeben, wofern man der leidenschaftlichen und ungeahndigen Zuhalt der Dokumente nicht absichtlich übertreiben wollte. Ich will den Uebersetzern einen Beweggrund der dieser Art nicht unterschieden und bemerke nur, daß solche Korrektur-Uebersetzungen strenge Rüge verdienen, sofern sie eine Erbitterung der eingebrachte Schmähungen erzeugen, die am Ende nur mit Blut gesühnt werden kann."

Wenn das Chinesisch-Englische Jargon, dessen man sich bei Uebertragung Chinesischer Dokumente so gern bedient, von gebildeten Chinesen gewöhnlich werden könnte, so dürfte man es ihnen gar nicht verdenken, wenn sie das Wort fy hinfüro in dem Sinne von „Barbaren" gebrauchten. Das März-Heft des Asiatic Journal vom Jahre 1833 enthält eine anständige Englische Uebersetzung des berühmten Edikts, das der Gouverneur Lu in Betreff Napier's erlassen: alle Gebote sind darin in gewissenhafter Treue wiedergegeben; nur die Gepflogenheit, aber unpatetische Fehler sind zugeben, daß jenes Dokument mit eben so viel Verstand und Würde abgefaßt ist, wie nur irgend ein öffizielles Schreiben in Europa.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Grundsätze der allgemeinen Grammatik.*) Dies ist der Titel einer kürzlich von Don Jose Gomez Hermosilla in Madrid herausgegebenen Schrift, in welcher der Verf. den, wie er sagt, den Francisco Sanchez de las Brozas, der zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte, nicht betretenen Weg einer philosophischen Behandlung der Grammatik von neuem eröffnet. Sein Werk zerfällt in zwei Bücher, worunter das eine die Worte an sich und das andere die Syntax behandelt. Die Worte theilt der Verf. in drei Klassen, in solche, die wirklich oder durch die Abstraction unseres Verstandes existirenden Wesen bedeuten, in solche, die die Bewegungen oder Thätigkeiten dieser Wesen (seres) angeben, und in solche endlich, die bloß ein Verhältniß (relacion) anzeigen. Diesen drei Klassen ordnet nun der Verf. die verschiedenen Redetheile unter, über die er manches Sinnreiche und Neue zu sagen weiß. In der Syntax wird vornehmlich der rhetorische Stil ausführlich behandelt, wobei der Verfasser unstreitig von der politischen Rednerbühne, die gegenwärtig in seinem Vaterlande wieder eröffnet ist, influirt worden. Bemerkungen über Deklogradhie und Puriismus machen den Beschluß seines Buches, das für Spanische Sprachforscher von vielfachem Interesse ist.

— Schiller Italiänisch. Von Schiller's Wilhelm Tell ist eine treffliche und unverfälschte Italiänische Uebersetzung in Mailand erschienen. Andreas Maffei, der Uebersetzer des Tell, hat auch bereits die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart in seine schöne Muttersprache übertragen, in der sich die bitterreichen Verse Schiller's ganz vortrefflich ausnehmen.

*) Wir berichten und hier auf das, was bereits im Februar-Hefte des vorjährigen Magazins (Nr. 25) unter dem Titel Barbar und Barbarey Nähe hierüber gesagt worden.

**) Principios de gramatica general.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Freitag den 29. Juli 1836.

Böhmen.

Ueber das Alter der Slawen in Europa.

Nach den Böhmischen Mittheilungen P. J. Schafarik's.

I.

Daß die Nationen des Slawischen Stammes von undenklichen Zeiten oder, was dasselbe ist, aus vorhistorischer Zeit her Uebewohner Europa's sind, daß sie da gemeinschaftlich mit andern Zweigen des Japhetischen Menschenstammes, namentlich des Celtischen, des Deutschen, des Litthauischen, des Thracischen, des Griechischen und Lateinischen ihre Sitze hatten, dies zu beweisen, würde wohl nichts besser seyn, als einen Blick zu werfen auf die Resultate der gesammten Slawischen Alterthums-Wissenschaft. Dennoch wird es nicht überflüssig erschienen, über einen so wichtigen Gegenstand schon jetzt vorläufig und nur in der größten Allgemeinheit einige Betrachtungen anzustellen, und auch so schon wird es nicht unnöthig seyn, einige Hauptgründe zur Bestätigung jenes Satzes vorzubringen.

Vor Allem kann nicht bestritten werden, daß jedes der heutzutage in Europa sich findenden Völker irgend welche Vorfahren gehabt haben mußte und nicht aus Nichts entstanden seyn konnte. Zwar ist manches Volk im Verlaufe eines Jahrtausends so vollkommen verschwunden, daß außer seinem in alten Geschichten genannten Namen nichts übrig geblieben ist; doch jede der großen Nationen unserer Zeit muß im tiefsten Alterthume ihre Vorfahren gehabt haben. Ferner ist es offenbar, daß jeder der gegenwärtigen ursprünglichen und unvermischten selbstständigen Volksstämme, wie dergleichen der Slawische und Deutsche sind, wenigstens schon zu Anfang der historischen Zeit, also etwa vor dreitausend Jahren, als ein besonderer Stamm bestanden haben mußte; denn wäre er erst später in einer historisch beleuchteten und bekannten Zeit aus der Vermischung anderer Stämme entstanden, so würde er eben darum aufhören, ein unvermischter selbstständiger Urstamm zu seyn. Wer dürfte wohl gesunden Sinnes behaupten, daß die Slawen nicht ein ursprünglicher und reiner Urstamm sind, so gut wie die Deutschen, Celten, Lateiner, Griechen u. A., oder daß sie erst in neuerer Zeit, etwa nach der Geburt Christi, aus dem Gemisch anderer Stämme erzeugt worden wären, etwa wie die Wallachen aus den alten Geten, Römern und Slawen!

Wer so urtheilte, welche offenbar verrathen, daß ihm die Geschichte der alten Völker, daß ihm der angeborene körperliche und geistige Charakter der Slawen und vor Allem ihre gediegene selbstständige Sprache durchaus unbekannt ist. Denn wenn wir auch für jetzt nichts vom eigenthümlichen Charakter der Slawen erwähnen, so hat die Slawische Sprache ihrer Form und Materie nach ein so in die Augen fallendes Gepräge von Originalität, daß sie eben deshalb auch als unwiderlegbarer Beweis der Originalität des Volksstammes selbst dienen kann. Allerdings konnte irgend ein uralter Stamm, ohne die übrigen Charaktere seiner Originalität zu verlieren, sich entweder eine neue Sprache bilden oder eine fremde annehmen, wie z. B. die Juden; aber eine so originelle, selbstständige, reine, grammatisch vollendete, reiche und in so viele Dialekte sich theilende Sprache, wie die Slawische, konnte ohne ein selbstständiges originales uraltes Stammvolk unmöglich entstanden seyn. Die Europäischen sowohl als die Asiatischen Haupt- und Grundsprachen sind den linguistischen Forschern von Herodot an bis zu dem Erscheinen der Slawen in den Griechischen, Römischen und benachbarten Ländergebieten im Osten Jahrhunderte mehr oder weniger bekannt, und es versuche daher Jemand, das Slawische Sprach-Idiom einer Analyse zu unterwerfen, wenn er der Meinung ist, daß es, wie die Romanischen Sprachen und die Wallachische, eine neue aus mehrfacher Vermischung entstandene Schöpfung sey, so daß aus ihm, wenn man fremdartige Bestandtheile ausscheidete, nichts von ursprünglich Slawischer Materie oder Form übrig bliebe. Eben so wenig kann man mit Ernst und bei gesundem Verstande die Vorstellung fassen, daß die Slawen diese ihre gegenwärtige Sprache, ihre eigene angeblendt, von irgend einem fremden ausgestorbenen Volke sollten überkommen und sich angeeignet haben. —

Es waren also die Slawen von uralters her ein besonderer Stamm in der Reihe der übrigen ursprünglichen Europäisch-Asiatischen Volksstämme, mit gleichem Rechte, als ihre Sprache nach dem Ausspruche aller vorurtheilsfreien Forscher in der Reihe der übrigen Ursprachen eine eigene Stelle einnimmt.

II.

Es ist bekannt, daß die Sitze der Slawischen Nationen noch heutzutage über den größten Theil von Europa verbreitet sind, und daß sie in Hinsicht der Volksmenge von keinem der in diesem Welttheile wohnenden Stämme übertroffen werden. Und es lehrt uns die Geschichte, daß sie vor einem Jahrtausende einen noch viel größeren Raum in Europa eingenommen hatten; denn beinahe die Hälfte der zum heutigen Deutschen Bunde gehörigen Länder, namentlich das ganze Nord-Deutschland, ferner das ganze heutige Ungarn vor der Ankunft der Madjaren, endlich viele gegenwärtig unter der Türkischen Herrschaft stehende Länder an der Thracischen Halbinsel, ja selbst in Griechenland waren von ihnen besetzt. Wenn wir die bekannte Volkszahl des Slawischen Stammes der gegenwärtigen Zeit mit der des Deutschen, als der in Hinsicht der Menschenmenge einander nächsten (jeder derselben zählt zwischen 60—70 Millionen), vergleichen, gewinnen wir dadurch ein bestimmtes Maaß, welches uns dazu dienen kann, eine beiläufige Schätzung der Größe dieser beiden Stämme in viel früherer Zeit zu erlangen. Vor Allem läßt sich aus unzweifelhaften Daten der Geschichte zeigen und hinreichend durchführen, daß vor einem Jahrtausende, das ist etwa um das Jahr 800, der Slawische Stamm dem Deutschen in Hinsicht der Ausbreitung und der Volksmenge wenigstens gleich kam, wenn er ihn nicht noch überstieg, was allerdings wahrscheinlicher ist. Steigen wir nun drei Jahrhunderte weiter, also etwa in den Anfang des sechsten Jahrhunderts hinauf, um welche Zeit die Slawen unter diesem ihnen eigenthümlichen Namen in der Geschichte Europa's zuerst bekannter wurden, so finden wir auch hier unleugbar die Menschenzahl beider Stämme im Gleichgewicht. Denn sollte es wohl glaubwürdig seyn, daß die faulen, dem Frieden und dem Ackerbau ergebenen und darum von allen Seiten verdrängten und der Vernichtung unterliegenden Slawen in dem Zeitraum dieser drei Jahrhunderte (500—800) eine schnelle Vermehrung erfahren und dagegen die mächtigen, gewaltsam und mit Glück ihre Herrschaft weit und breit entfaltenden Deutschen an Volksmenge nichts oder nur wenig zugenommen hätten? Eine solche Meinung würde nicht nur gegen die innere Wahrheit des natürlichen Herganges der Dinge streiten, sondern auch den ausdrücklichen Zeugnissen der damaligen Geschichtsschreiber widersprechen. Denn in der That reden die Schriftsteller des 6ten Jahrhunderts, Jornandes und Prokopius, mit Verwunderung und mit besonderem Nachdruck von der großen Zahl Slawischer Völkerschaften und von der Menschenmenge der Slawen, indem jener angiebt, daß die Landschaften hinter den Karpathen, dieser, daß alle vom Schwarzen Meere gegen Norden hin gelegene Länder mit Wendischen, Antischen und Slawischen Völkern besetzt seyen. Nicht lange darauf sehen wir in der That diese Völker über alle Landen zwischen der Elbe, dem Adriatischen, Aegeischen und Schwarzen Meere verbreitet und die selber von anderen Nationen bewohnten Länder von ihnen besetzt. Daß aber diese Besetzung so vieler und weitläuftiger Länderstrecken nicht etwa durch Kriegsgewalt geschah, wie z. B. bei dem alten Rußland durch die Waräger, bei Mösien durch die Bulgaren, sondern daß es durch friedliche Volksvermehrung erfolge, kann hinreichend als Beweis die allgemeine Gebundenheit eines ackerbauenden Volkes an das Besitzthum seines Ackerlandes und die noch bis heutzutage bestehenden Wohnsitze der Slawen in jenen Ländern, wenn man diejenigen davon ausnimmt, die später, da von Deutschen, dort von Madjaren und anderwärts von den Türken, entweder vertrieben oder vernichtet wurden. Eine solche über einen bedeutenden Theil Mitteleuropa's in der kurzen Zeit von 150 Jahren (etwa 490 — 638) sich verbreitende Ueberschwemmung Slawischer Völker wäre nicht möglich, wenn man nicht eine ungeheure, in der Geschichte der Nationen beinahe beispiellose Volksmenge des Slawischen Stammes annehmen wollte.

Indem wir somit die Spur der großen Volkszahl des Slawischen Stammes bis zum Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Christo zu verfolgen im Stande sind, warum sollten wir, auf einem so festen und breiten Grunde stehend, den Schritt nicht noch weiter wagen? Warum sollte es uns unmöglich erschienen, daß nun nicht bloß in der Zeit um Christi Geburt, sondern in einer noch viel früheren Epoche, dieser volkreiche Urstamm gerade so zwischen den anderen Europäischen Volksstämmen ausgezeichnet war, wie nach Christi Geburt im sechsten Jahrhundert? Warum dürfte uns nicht auch in dieser Zeit dieser Slawische Stamm schon damals auf gleiche Weise wie andere ursprüngliche und volkreiche Stämme in weiten Länderstrecken seine Sitze hatte und darin existirte? Führwahr, wenn wir richtig urtheilen wollen, müssen wir das, was in jener Periode von den Deutschen gilt, auch von den Slawen gelten lassen. Man weiß hinlänglich, welche Länderstrecke in dem heutigen Deutschland, in den Niederlanden, Dänemark, Schweden und den anliegenden Inseln um Christi Geburt von Deutschen Völkern, deren Geschichte wegen ihrer Kriege mit den Römern lichter ist, besetzt war; und es läßt sich vom Slawischen Stamme, dessen alte

Digitized by Google

Geschichte ans besonderen Gründen viel weniger aufgeklärt ist, mit gleichem Rechte dieselbe Größe annehmen.

Es war also der Slawische Stamm, man kann nicht anders als so schließen, schon in der ältesten historischen Zeit, und namentlich lange vor Christi Geburt, ein großer volkreicher Stamm, der irgendwo weitläufige Sitze haben mußte.

III.

Dagegen pflegt man den Einwurf zu machen, daß von einem solchen Alterthum der Slawen die geschichtige Geschichte uns kein Zeugniß hinterlassen habe. Und zwar ist es die Griechische sowohl als die Lateinische Geschichtschreibung, so wie es den Anschein hat, davon entweder sehr wenig oder durchaus nichts aufzuweisen. Indessen muß man hier, um nicht aus Mißverstand zu irren, gar sehr auf seiner Hut seyn. Vor Allem muß zugestanden werden, daß weder die Geschichte der Griechen, noch die der Lateiner eine ausführliche Beschreibung der Völker und Volksstämme unserer Erde umfasse, und daß aus anderen Theilen hinreichend bekannt ist, daß es manche Nationen gegeben, die von uralters her in Europa, besonders in dessen nördlichen und westlichen Regionen, ihren Sitz hatte, von deren Begebenheiten die Geschichte sowohl als die Lateinische Geschichte durchaus keine Kunde ertheilt. Ferner scheint auch das nicht unwahrlich, daß die Ur-Völker der Slawen den ehemaligen Griechen und Römern bekannt waren, jedoch unter einem Namen, der nicht unter dem jetzigen Namen; denn im Laufe der Zeiten unterliegen die Namen der Nationen, so wie die Nationen selbst, in ihrer Heimath sowohl als in der Fremde, manchen Veränderungen, indem die einen verschwinden, andere wieder aufkommen, wie das aus der Geschichte hinreichend bekannt ist. Endlich, wenn wir einmal die Ursprünglichkeit, die Ausbreitung und die große Volkszahl des Slawischen Stammes im fünften und sechsten Jahrhundert, so wie es bei gesunder Urtheil unzweifelhaft ist, zugeben müssen, so läßt sich nicht anders weiter schließen, als daß unser Slawen entweder im fünften Jahrhundert plötzlich aus Nichts entstanden sind, oder daß sie mit einem Male in großen Massen aus dem Innern Asiens nach Europa einrückten, oder aber, den Griechen und Römern unbekannt von jeher, etwa unter andern diesen ähnlichen Namen verborgen, hier ihre Sitze hatten. Das Erste ist theils an sich selbst, theils darum unwahrlich, weil dann die Ursprünglichkeit des Slawischen Stammes keine Gültigkeit mehr hätte, indem die dazu gehörigen Völker als eine neue, etwa aus der Mischung anderer Älterer entstandene Schöpfung betrachtet werden müßten, dem, wie schon zuvor bemerkt, der gesammte intrigue Charakter dieser Volkes und seiner Sprache widerstreitet. Das Zweite bleibt nicht übrig, als entweder die Sitze der Hunnen, Awaren, Chasaren, Bulgaren u. A., für Ueberfledder aus Asien zu halten, oder sie zu den ursprünglichen uralten Bewohnern Europa's zu rechnen.

IV.

Die Meinung, daß die Slawen im Gefolge der Hunnen, Awaren, und anderer Wandervölker erst im vierten oder fünften Jahrhunderte aus Boch-Asien in Europa eingedrungen wären, hat mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und fällt bei schärferem und vorurtheilsfreiem Erwägen von sich selbst in Nichts zurück. Die Griechischen und Römischen Schriftsteller, namentlich Jornandes, Prokopius, Agathias, Menander, Johann von Biclar, Mauritius, Theophylaktus u. A., indem sie uns die Kriege mit den Slawen in Europa seit dem sechsten Jahrhunderts geben, wie sie damals gegen die Gränzen des ehemaligen Römischen, dann theilweise Griechischen Kaiserthums andrangen, machen nicht die geringste Erwähnung ihrer Abkunft, ihrem ersten Sitze oder des Stammes, von dem sie ihren Ursprung genommen hätten, sondern sie sprechen von ihnen als von einem allgemein bekannten Volke. Dieß so wichtigen Eigenschaften werden noch bei keinem anderen Volke so ausdrücklich, bisher unbekannten und eben neu auftretenden Volke mit Stillschweigen übergangen, sondern es wird im Gegentheil mit größter Sorgfalt nach dessen Ursprung und Abkunft in den entferntesten Gegenden Skandinaviens, am Kaukasus und selbst in den unbekanntesten Ländern des nördlichen Asiens gesucht. Dieses Schweigen der Schriftsteller des 6ten Jahrhunderts von einer Ankunft der Slawen aus Asien ist kaum den Zufall zuzuschreiben, sondern muß als Grund dienen, die Slawen für ein eingeborenes, von uralters her in Europa einheimisches, keineswegs aber für ein neues, fremdes und erst aus Asien eingewandertes Volk zu halten.

V.

Zu diesem so beispielslosen Schweigen gleichzeitiger Geschichtschreiber über den vermeintlichen Herzug der Slawen aus Asien tritt nun noch ein andrer nicht weniger wichtiger Grund hinzu. Die vielen Nationen, welche vom vierten bis zum zwölften Jahrhundert unter mancherlei Namen, als Hunnen, Sabiren, Awaren, Bulgaren, Chasaren, Matzjaren, Polowzer oder Petschenegen, Kumanen u. s. w., entweder aus dem Innern Asiens oder vom Kaukasischen Isch regossen und Europa gleich einem Schwarm hungriger Heuschrecken übergossen, gehören nach dem einstimmigen Urtheil der vorzüglichsten Geschichts- und Sprachforscher zu der nordischen Menschen-Race (gewöhnlich, wenn gleich nicht ganz angemessen, die Mongolische genannt) und namentlich zu ihren Mongolischen, Tatarischen und Tschudischen oder Finnischen Abzweigen, und durchaus nicht zu der Indo-Europäischen. Es findet sich kein Beispiel, daß irgend ein Volk dieser Indo-Europäischen Menschenstammes in so später Zeit, das ist im 5ten Jahrhundert nach Chr., aus Asien nach Europa eingewandert wäre; namentlich hatten um diese Zeit alle die dahin bekannte Europäische Zweige dieses Stammes, die Thracische, Gothische, Lateinische, Celtische, Cimbrische, Deutsche, Litthauische, bereits hier ihre festen Wohnsitze, und es hatte dagegen kein einziger Asiatischer Zweig dieselben Menschenstammes in den letzte Zeit seine Urstze verlassen. Es ist aber mit vollkommener Gewißheit bekannt, daß der Slawische Volksstamm dem großen Indo-Europäischen Menschenstamm angehört und mit jenen Abkömmlingen der nordischen Menschenschlages, zu dem die Einwanderer des Mittelalters gehören, in durchaus keiner verwandtschaftlichen Beziehung steht. Wir dürfen daher kühn behaupten, daß, wenn je dieser Stamm aus Asien nach Europa einwanderte, dieses in der unbrechbringlichen Dämmerung jener uralten, über alle historische Erinnerungen hinausgehenden Zeiten geschehen sein müsse, wo die übrigen Völker desselben Indo-Europäischen Stammes, vom Ausgange gegen den Untergang täglich sich verbreitend, endlich beinahe ganz Europa mit Ausnahme einiger der äußersten Enden desselben, mit ihren Familien bevölkerten. Es ist wohl zu glauben, daß, so wie wir den Slawischen Volksstamm später immitten anderer verwandten Stämme, namentlich des Thracischen und des Deutschen, eingesessen finden, es im Allgemeinen aufgefunden werden kann, daß er von uralters her denselben Stand einnahm und somit weder früher als die Deutschen, noch auch später als die Thracischen Völker in Europa sich verbreitete.

VI.

Nun aber könnte man dennoch den Gedanken fassen, daß die Slawen, wenn sie auch nicht erst zur Zeit der Hunnischen Einwanderung, aus den angeführten Gründen, in Europa anlangten, doch einige Jahrhunderte früher von den Asiatischen Theile ihres Stammes sich getrennt haben und in Europa eingewandert seyn mochten, woraus auch gewissermaßen erklärbar wäre, warum bei den alten Geschichtschreibern weder von ihrem Schicksalen im inneren Asien, noch von ihrem Zuge nach Europa Erwähnung geschehen. Obgleich diese Meinung für den ersten Augenblick nicht ganz unwahrscheinlich erscheint, so verliert sie bennoch alle Geltung, wenn man sie einer näheren Betrachtung unterzieht. Die Slawen konnten innerhalb der historisch bekannten Zeiten von keiner anderen Seite in ihre späteren Sitze eingewandert seyn, als von Osten entweder durch die Kaukasischen oder die Uralische Pforte. Nun aber wissen wir, daß vom sechsten Jahrhundert vor Chr. die ganze Gegend, von Europa mit Asien zusammenstößt, mit einem ganzen andern Menschenschlage, namentlich mit Völkern Scythischer Herkunft, besetzt war, durch welche durchzudurchbrechen einem wichtigen Volksstamme gar nicht möglich gewesen wäre, ohne eine heftige Erschütterung des ganzen Weltheils zu erzeugen und die Aufmerksamkeit aller alt-Europäischen Volksstämme zu erregen.

Die jahrlichen an den Gestaden des Schwarzen Meeres und der Mäotischen See angestellten Scythischen Kolonien, welche einen ausgedehnten Handelsverkehr mit Völkern des Norden unterhielten, neue Zeugen aller in jenen Gegenden vorfallenden Ereignisse und Veränderungen. Dieselben Massageten, Scythen und Sauromaten, welche zu Herodot's Zeit und während des Kriegszuge Alexander's beim Kaspischen Meere, beim Kaukasus und der Mäotischen See ihre Wohnsitze hatten, wurden auch von viel späteren Schriftstellern, dem Diodorus Siculus, Mela, Strabo, Plinius u. A. gekannt und genannt, und so lange jene mächtigen Völker jene Gegenden besetzt hielten, wäre es wohl für keinen anderen Volksstamm ohne Waffengewalt und Kriegsgefahr möglich gewesen, aus Asien nach Europa durchzudringen. Die Uebersetzung eines so zahlreichen Volkes, als, nach aller Wahrscheinlichkeit, das der alten Slawen gewesen, hätte entweder mit einem Male in einem einzigen ungeheuren Schwarme geschehen müssen, oder in einzelnen zerstreuten Haufen. Im ersten Falle wäre dieß nicht ohne große Gewaltig und gräulichkeit gewesen, wie der Zug der Hunnen unter Balamber's Führung im 4ten, oder der Tataren unter Batu-Chan im 13ten Jahrhundert, und gewiß hätte das ganze damalige Europa die blutigen Folgen davon zu empfinden gehabt. Im anderen Falle wäre es für die einzelnen zerstreuten Haufen und Familien schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, sich mit gewaltsamer Hand durch so viele Kriegsvölker von Völkern fremden Geschlechts einen Weg zu bahnen, die früher ausgewanderten Brüder zu treffen, in ihrer Nähe für sich geeignete Wohnsitze zu finden und sich mit ihnen endlich zu einem einzigen Stammesgangen zu verbinden.

VII.

Wenn also die Slawen in der späteren schwach, als auch in der älteren historischen Epoche, denn von einer noch früheren zu handeln liegt außer unserem Vorhaben, weder gewaltsam und mit bewaffneter Hand, noch verstohlen und in verdeckten Zügen aus Asien nach Europa überströmen konnten, so ist man genugt, sie für wirkte Bewohner dieses Welttheils zu halten, um so mehr, da diese Meinung auch durch andere wichtige und eben so wesentliche und übergewogene Gründe erhärtet werden kann. Zu diesen Gründen gehört vor allem Andern die nahe Verwandtschaft des Slawischen Sprach-Stammes mit den Sprachen anderer Volksstämme des Indo-Europäischen Hauptstammes, welche von uralter Zeit her in Europa eingesessen waren, namentlich des Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Litthauischen. Es finden sich zwar auch Familien-Aehnlichkeiten zwischen der Sprache der Slawen und anderen morgenländischen Indo-Europäischen Sprachen, namentlich der Persischen, Armenischen u. A. Sprache. Doch diese Aehnlichkeit ist eine entfernte und bietet nur seine Züge zur Vergleichung dar, indeß die Sprach-Elemente der Slawischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Litthauischen auf eine überraschende Weise übereinstimmen. Der ganze Habitus der Slawischen Sprache und die grammatischer Bau stehe viel näher dem der übrigen Europäischen Sprachen, als dem der Asiatischen, so daß schon aus der gleichen Stammung, wie jeder leicht erkennen muß, der es unternimmt, sie ohne vorgefaßte Meinung zu vergleichen. Bildung, Absetzung, Zusammensetzung der Worte, die Deklinirung der Hauptwörter, die Vergleichungsstufen der Beiwörter, die Konjugationen, die Syntax, besonders wenn man die älteren Slawischen Sprachformen mit den älteren Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Litthauischen vergleicht, sind in allen diesen

Digitized by Google

„fünf Europäischen Hauptsprachen so durchaus ähnlich und übereinstimmend, daß man gezwungen ist, sie für eben so viele Geschwister einer und derselben Urmutter zu halten, welche erst später hier in Europa sich in ihr aus Asien in unbenklichen Zeiten mitgebrachtes Erbtheil, die gemeinschaftliche Sprache, getheilt haben mögen. Diese anscheinende Verwandtschaft der Hauptsprachen Europa's gab einigen theils vorreitigen, theils unreifen Sprachforschern Veranlassung, daß sie bald das Griechische, wie Dankowsky, bald das Lateinische, wie Schottelius, bald das Lettdeutsche, wie Thumann, u. s. f. für Abstammlinge des Slawischen hielten, bald umgekehrt, wie manche Nicht-Slawen, das Slawische für einen Abkömmling einer von jenen vier Hauptsprachen, obgleich eben so ungegründet und voreilig, aufgabrn, da es wohl besser gewesen wäre, um sich vor Irrthum zu bewahren, sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen und alle diese Sprachen lieber als die Töchter oder vielmehr Enkelinnen einer und derselben unbekannten Urmutter zu betrachten. Doch auch diese, wenn gleich irrthümlichen Meinungen geben uns ein redendes Zeugniß von der auffallenden und entschiedenen Verwandtschaft der genannten Sprachen, welche Verwandtschaft in Bezug auf die Asiatischen Sprachen nicht in dem Maße im Slawischen sich findet, zum Beweise, daß sie erst hier in Europa neben dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Lithauischen selbstständig und nicht ohne wechselseitigen Einfluß sich ausgebildet, und daß daher der Slawenstamm in diesem Weltheile wenigstens eben so alt ist, wie der Griechische, Lateinische und Deutsche. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Wort zur Vertheidigung der Französischen Literatur unserer Zeit.

(Schluß.)

Es kommt noch besser, d. h. gleich hinter Paul de Kock kommt Victor Hugo. Diesem wird nun gleich seiner Notre Dame wegen vorgeworfen, er habe es dem Walter Scott abgesehen und wohl gar aus dem Daumen Darmerd gesogen. Wir Franzosen haben Walter Scott so fleißig gelesen, bewundert, verehrt und in der That so richtig geschätzt und anerkannt, daß wir seiner Partelichkeit verdächtig seyn können, wenn wir ihm einmal etwas absprechen. Unserem Engländer schweben ein paar Kapitel aus der Notre Dame vor, worin Ludwig XI. auftritt. Aber der ganze Roman sieht gewiß und wahrhaftig keinem Walter Scottschen ähnlich. Die Gestalten sind ganz andere, die Erfindung bei Victor Hugo ist die Gothische Kathedrale zu Paris; diese Ihre gehört ihm ursprünglich an, und kein Anderer als er konnte sie in diesem Stil ausführen. Was heißt das, Stil? Es wird schwer seyn, dem Engländer zu erklären, warum wir den Stil in Victor Hugo's Werken so hoch halten. Ein Fremder, der eine andere Muttersprache spricht, kann sich auch auf dergleichen Subtilitäten nicht einlassen; er hält sich gar zu sehr an den Fleischtheyer, an die äußere Masse des Romans, und daraus ergiebt sich denn recht eigentlich ein massives, ein ungeschlachtes Urtheil, wie die seinen Leute zur Zeit Ludwig's XIV. sich auszudrücken pflegen.

Wir alle kennen eine ausgezeichnete Frau, die auf dem Wege, einen wohlverdienten Ruhm zu erwerben, von den verschiedensten Seiten mit so unwürdigen Schmähungen angefallen worden ist, daß sie — wir verwerfen dies im Verübergehen — um ihres eigenen Charakteres willen, in Zukunft die Namen berühmter Personen ihres Geschlechtes mit zweifacher Scham und Achtung im Munde führen sollte. Diese Frau besitzt einen Geist wie wenige Männer; der Engländer aber weiß schon mit ihr fertig zu werden. Zuerst wird ihr angewiesener Name dergestalt verstellt und verunstaltet, daß man kaum mehr, daß man weiß, daß ihre Titulatur bestritten, ja der sie unsterblich berechtigt ist, und ihr Wappen, worauf sie seitlich wenig steht*), man muß gestehen, einem Kritiker, der uns so eben Dekorum gepredigt hat, steht diese leichte Ironie und diese ausgezeichnete Artigkeit und Delikatesse ganz besonders wohl an und ist ihrem ganzen Wesen nach gar nicht genug zu schätzen. Was gegen das Talent dieser Dame einzuwenden und an ihren Darstellungen auszusetzen ist, kommt mit dem Verstande zusammen; schätzbare sind es, auf einzelne Blatt und Rechnung; er hat unsere Literatur in solchen Massen verschlackt, daß ihm das Mäßreste und Reinste von den Schriften jener Dame mit dem Stärksten und Heftigsten gleichsam in einem Wissen durch den Mund ging; er hat die Lavinia und den Leone Leoni auf einmal hinuntergewürgt. Damit unser trefflicher Autor, der klassisch gebildete scholar, recht begreife, was er da gethan hat, so sagen wir ihm, es ist beinahe so, als hätte er mit dem Nechtelchen den Anakreon gekaut und verdaut, ohne es zu merken. Lelia wird geradezu dem Henker überliefert, und weil er gerade dabei ist, so werden Julliana und Valentina gleich mit abgethan. Alfred de Vigny hat ein ganz besonderes Glück, daß seine Dramen und Romane, Erzeugnisse eines wohlbestellten, gediegenen Talents, dieser cyklopenmäßigen Kritik nicht behalten zugänglich sind. Wäre es sich der ausgezeichneten Gnade würdigen, daß er nicht mit Haut und Haaren aufgefressen und daß zwischen „Eugenie Grandet" und „Pater Goriot" ein Unterschied gemacht wird.

Die Frage über die Heiligkeit der Ehe, die in den Werken des berühmten Schriftstellerin angegriffen und verletzt seyn soll, und über die daraus folgen der wesentlichen Gesellschaft, welche unser englischer Kritiker daraus herleitet, ist noch längst von der schwerbeschuldigten Verfasserin selbst besprochen worden**), und zwar geschah dies einem so geschichten und zugleich höflichen Antläger, einem Franzosen, gegenüber und in so würdiger und schicklicher Weise, daß ich weit entfernt bin, mich in den Streit einmischen zu wollen. Dies ist ein ernster, vorsichtig zu behandelnder Gegenstand, und mir scheint, daß eine systematisch fortgesetzte Verthedigung, wobei Grundsatz gegen Grundsatz und Behauptung gegen Behauptung aufgestellt wird, völlig so unerspriesslich seyn dürfte, als der Angriff gewesen ist. Unsere gegenwärtige Literatur zieht sich sehr wenig, sie braucht sich gar nicht um den Abscheulichen, dem Regelwerigen, dem Unreinen und Gewaltsamen; das stelle sich nicht in Abrede, und ich wünschte ihr von Herzen einige Mäßigung und Beschränkung, nicht allein der Moral, sondern auch der Kunst und dem Geschmack zu Liebe. Hier bitte ich aber noch, zu bedenken, daß die Aesthetik zwar nicht das Gegentheil der Moral, aber doch etwas Anderes ist. Die Moral kann in ihrem streng gesetzlichen Walten manchmal der Aesthetik nichts Gutes zutrauen und ihr Schweigen gebieten; denn allerdings so streng und wählig der Geschmack seyn mag, er bleibt immer laxer, elastischer, wandelbarer als das moralische Bewußtseyn.

Niemand aus frommem Glauben und religiösen Grundsätzen Gewissens halber gegen eine Art Literatur protestirt, so sage ich mich schweigend und diskutire nicht mit ihm, weil sein Motiv ein höheres, ein gebieterisches ist, weil es ihn treibt, einer Gefahr, einem Verderben zu entgehen, dessen Schrecken tiefer und dauernder sind, als der Genuß und die Gaben der Anmuth und des Wohlgefallens, worauf von der andern Seite ein Werth gelegt wird. Von dem Augenblick an, wo Martine zu den Zeiten des Abbé Nicole besser war, schreib er keine Tragödien mehr; er wollte das sichere Theil erwählen. Sanct Paulus macht Anakreon und Horaz den Garaus, und statt des Gürtels der Venus muß der Strick und die Kutte des Büßers dem Symbol werden. Auf einem solchen Standpunkt befindet sich aber unsere heutige Gesellschaft einmal nicht! wie können und haben bei der gegenwärtigen Streitlage von den strengen Ansichten Gebrauch zu machen und an Moral der heutigen Welt, an die Moral der ehrlichen Leute halten. Verträgt sich nun die Moral mit der Tragödie und Komödie, mit der Posse und Tartüffe, mit dem Gürtel der Venus und Armidas Gärten, nun warum sollte da die Aesthetik nicht auch auftreten und ihre Anforderungen geltend machen dürfen! Und wirklich so lange es einen civilisirten Gesellschaftszustand und eine verfeinerte Literatur gegeben hat, sehen wir diese Literatur in Frauenzimmer, in Aberglauben, in Mode und andern durch die Phantasie gegebenen Form sich um abnorme Zustände, um ein Pathos, eine Leidenschaft, um Beobrechen, um Liebe, Verblendung und menschliche Schwäche bewegen; und gerade die Werke, die am meisten Bewunderung gefunden haben, gewinnen diesen Sieg durch die Schönheit und Anmuth der Form, und selbst der ethische Hintergrund, den sie hinterlassen, gründet sich eben so sehr auf den vollendeten Weg der Kunst, als auf den Schluß, der als Resultat aus dem Ganzen gezogen werden konnte, und der gar oft mit dem wirklichen und buchstäblichen Schluß in Widerspruch stehen würde.

Die Wahrheit ist: unsere neuern Schriftsteller besitzen in hohem Grade das Talent der Schilderung des Einzelnen, aber ihre harmonische Anordnung der Umrisse und Massen ist Manchen gerade abhanden; und gerade diese sind ihnen behagend Noth, nicht aber die sogenannte Moralität, um welche es der wahren Kunst gar nicht unmittelbar zu thun ist, zu wegegen die Kunst sich ganz gewiß sträuben würde, wenn sie sich zu ihrer feierlichen Verklärigkeit bergeben sollte.

Es ist aber mit der Ehe, wie mit vielen andern wesentlich wohlgegründeten Dingen zum Leben; sie werden dann spröde, leicht und verletzlich, in steife ungeeignetere Achtung stehen sie. Wir wollen ihre Wohlthaten genießen, wir wollen vermittelst ihrer unsere moralische und physische Wohlfahrt begründen; damit ist aber nicht gesagt, daß innerhalb dieser Bedingungen Alles gegeben sey, was an poetischen Ideen und Motiven möglich ist. Gerade weil wir in Frankreich einer Herrschaft der mittleren Klassen unaufhaltsam entgegengehen, müssen wir uns vor einem falschen Ideal bürgerlicher Gemeinschaftlichkeit zu verbergen suchen; an dieser Sandbank würde alle Kunst und Aesthetik scheitern.

Es ist aber mit der Ehe, wie mit vielen andern wesentlich wohlbegründeten Dingen zum Leben; sie werden dann spröde, leicht und verletzlich, in steife ungeeignetere Achtung stehen sie. Wir wollen ihre Wohlthaten genießen, wir wollen vermittelst ihrer unsere moralische und physische Wohlfahrt begründen; damit ist aber nicht gesagt, daß innerhalb dieser Bedingungen Alles gegeben sey, was an poetischen Ideen und Motiven möglich ist. Gerade weil wir in Frankreich einer Herrschaft der mittleren Klassen unaufhaltsam entgegengehen, müssen wir uns vor einem falschen Ideal bürgerlicher Gemeinschaftlichkeit zu verbergen suchen; an dieser Sandbank würde alle Kunst und Aesthetik scheitern.

Denkt euch eine Literatur, mit der das Geschlecht der Moralistenjenseits des Kanals und die ingrudhaften Hausväter und Hausmütter in der Provinz und wo möglich auch die Majorität der Deputirten-Kammer — wenn's darunter gerechtige Leute giebt, so bitte ich sie um Verzeihung und habe sie nicht persönlich gemeint — vollend zufrieden seyn könnten, wäre sie recht zum Erbarmen? — Von dem Tage an, wo eine solche Literatur sich unter uns austhäte, wasserklar, voller Verstand und Ernsthaftigkeit, wohl erlaubert, sachlich und moralisch und nur Gutes daraustheilend, — wüßte die Gesellschaft etwas gewennen haben? der Geschmack wäre gewiß nicht gebessert, wenn wir auch alles Andere dahingestellt sein lassen.

Ich denke mir sogar, und es soll mir lieb seyn, wenn es geschieht, daß künftig einmal ein Theil unserer Literatur diese Beschaffenheit annimmt; das wäre denn vielleicht ein Symptom und Anzeichen gedeihenderer und erwünschtermaßen verbesserter Volks- und Lebenszustände. Aber daneben wird doch immer eine Literatur bestehen und gepflegt werden, mit welcher wackere und philanthropische Nationen uns zu trennen Ursache haben, mit welcher die Mehrzahl unserer ehrbaren Bürger und sogar die Majorität der Deputirten-Kammer sich wenig oder beinahe nichts gemein hat, eine Literatur, die immer nach dem Außergewöhnlichen, nach Übeln, neuen und paradoxen Ideen, nach tiefer Erregung, nach stürmischen und schmerzlichen Empfindungen, kurz nach oft dem Fremden wird, was man poetisch und romantisch nennt. Wünschen wir uns Glück, wenn diese Übneure und doch zugleich elegante Literatur, in der demselben noch ungeschickten aristokratischen Element einwohnt, wodurch sie von der so genannten geldenen Mitte abgelenkt wird, wünschen wir uns Glück, wenn sie nicht, in schroffem Gegensatz zu den unsichtenen Tendenzen und zu exemplarischen Moralität jener bürgerlichen Literatur, überseits über die Gränzen hinausgeführt wird, innerhalb deren allein eine gleichmäßige Schönheit und Rube, eine geniale Freiheit und Zweckmäßigkeit der künstlerischen Erfindung und Gestaltung möglich ist.

Leider ist der Tag noch nicht gekommen, wo solche Wünsche in Erfüllung gehen könnten; und wenn eine Reaction im Namen der Mo-

*) Hiernach hätte es also mit der Baronin Dudevant dennoch seine Richtigkeit.

**) Vgl. Nr. 70 des Magazins.

rat auf so lärmende Weise eingeleitet wird, wir gegenwärtig bei uns der Fall zu seyn scheint, wenn so grobe Stimmen darreinschallen, wie jene, deren Votum wiedergegeben die Revue Britannique der Mühe werth erachtet hat, so müssen es kein Wunder, wenn eine ganze literarische Generation von ruhigerem und gemäßigterem Temperament, als unsere gegenwärtige Französische, darüber in Harnisch geriethe und sich etwas wild gebärdete. In der That, es liegt in jenem Artikel eine Impertinenz, eine Verletzung aller Feinheit und alles wahren Anstandes, die in ihrer Art eben so schlimm ist, wie Alles, was er unserer moralischen Welt etwa Arges gewordenen Literatur zum Vorwurfe macht. Hätte man dieses Gerede ruhig so hingehen lassen, es hätte, wo nicht französische Autorität sich daran stärken und literarisch-nationeller Dünkel sich daran kühlen, wir hätten es nicht brühergebracht; weil man sich aber hat einfallen lassen, es den Franzosen als ein interessantes Aktenstück mitzutheilen, so konnten wir nicht umhin, unsere Meinung darüber zu sagen. So viel ist übrigens gewiß, ein einziges Buch, in welchem eine freie und feuchtbare Idee, ein echter Gehalt, ein regressiver Zustand in ansprechender Form und mit gemüthlicher Frische zur Darstellung käme, würde dem Geschmack des Publikums und seinem moralischen Zartgefühl wirksamer aufhelfen, als dergleichen unfruchtbare Diskussionen und Zänkereien. Also fort damit und so bald als möglich!

Darum werden wir jedoch die wahre literarische Kritik nicht geringer schätzen, wir werden vielmehr fortfahren, einen großen Werth auf diese Thätigkeit zu legen, wozu unsere Rubrik von jeher Beruf und Talent gehabt hat und wahrhaftig noch heute hat. Die Herren Reviewers, bei denen Frankreich so übel dafür wegkommt, daß gewisse Bücher hier erschienen, sie mögen es uns aufs Wort glauben, daß gerade in Frankreich dergleichen Werke am schnellsten kritisirt, am greifreichsten verspottet werden; zwar nicht immer auf einem gedruckten Blatt, aber dafür an tausend anderen Orten, in lebendigem Gespräch, an einer Straßenecke im Winkel eines Salons, kurz überall, wo zwei Leute sich treffen, die einander beim ersten halben Wörtchen verstehen.

Nein wahrhaftig, Arbeit ist nicht so ganz ausgestorben, wie jene Leute in ihrem Dünkel wähnen; es ist noch vorhanden, freilich nicht Tag für Tag in der Akademie, auch nicht im Corpus der Tagesblätter, sondern hier und dort im weiten Raume verstreut; um so größer ist das Vergnügen, wenn man es kennt und zu finden weiß. Käme nun der Verfasser jenes Artikels oder ein Anderer aus jenen Regionen und fragte mich, wo denn, an welchen versteckten Zufluchtsort diese Athenische Gemeine hingekommen sey, so wäre ich ein großer Thor, wenn ich's ihm sagte. Wenn dergleichen Leute zu Hunsen ins Land hineinstürmen, so kann, wer klug ist, nichts Besseres thun, als sich auf den Berge Hymettus hinter dem kleinsten Rosmarinbusch verstecken und den Feind in ganz Böotien schalten lassen, sogar im ganzen Peloponnes, wenn's seyn muß.

Sainte-Beuve.

Bibliographie.

Des anciennes Fourches patibulaires de Montfaucon. Recherches touchant l'origine, l'emplacement, l'usage et la description de ce gibet, avec plans et vue, et une notice sur les principaux personnages qui y ont été exposés. — Von R. de Labilleglie. 3 Fr.

Choix de Chroniques et Mémoires sur l'histoire de France, avec notices biographiques. (Commentaires du maréchal Blaise de Montluc. Mémoires du maréchal de Vieilleville.) Von J. A. C. Buchon. 5 Fr.

Essai historique sur Louviers. — Von Paul Didon.

Voyage en Orient. — Von Delaroière. 4½ Fr.

Spanien.

Fabrikwesen in Spanien.

Während der letzten zwanzig Jahre sind in der Spanischen Provinz Catalonien zahlreiche Fabriken der verschiedensten Gattung entstanden. Die Baumwollen- und Seidenwaaren-Fabriken sind die zahlreichsten. Vor der Revolution des Spanischen Amerika bestanden in dieser Provinz ungefähr 200 Papiermühlen, denn die österreichischen Provinzen verbrauchten zur Ausfertigung der sogenannten Cigaretten*) eine große Menge Papier. Aber diese zetzt selbstständigen Staaten haben ihren Bedarf in der letzten Zeit aus Genua und anderen Italiänischen Häfen bezogen, wo man die Papierforten der Catalonischen Fabriken nachmachte.

Die Seiden-Fabriken zu Valencia, Madrid und Granada beschäftigen einen großen Theil der Einwohner der beiden genannten Provinzen und der Hauptstadt. In Aragonien und Castilien bestehen zahlreiche Manufakturen von groben wollenen Zeugen, und um ihr Fortbestehen zu sichern, hat man auf ähnliche Fabrikate des Auslandes einen hohen Eingangs-Zoll gelegt. Auch in Guadalarara und Alcoy verfertigt man sehr gute Tücher; das letzte Etablissement ist vorzugsweise ausgebreitet.

In den nördlichen Provinzen ist die Lohgerberei einer der blühendsten Gewerbzweig. Der in Galizien und in Asturien einst so bedeutende Leinwandhandel hat seit kurzem fast ganz aufgehört. In verschiedenen Theilen von Spanien macht man sehr geschmackvolle Töpferwaaren.

Früher waren die Eisenwerke in Biscaya sehr zahlreich, aber bei dem hohen Preise der Feuerung sind bei dem wenigen Vorschuß, den man den Besitzern leistete, sind jene Werke nach und nach bis auf eine kleine Zahl eingeschmolzen und werfen kaum einen geringen Ertrag ab.

Seit einiger Zeit ist in Galizien, nicht weit von dem Seehafen Aliteg, ein sehr reichhaltiges Steinkohlenlager entdeckt worden. Dies Bergwerk, zu dessen Spitze Leute von Einfluß und sehr reiche Kapitalisten stehen, hat seit kurzem befriedigende Resultate geliefert, und man hegt die Hoffnung, daß man von hier aus bald alle große Etablissements im nördlichen Spanien werde versorgen können.

Die Erzeugnisse der Wollen-Waaren-Fabriken in Spanien sind großentheils von geringer Beschaffenheit; es wird auf die Bereitung der Wolle wenig Sorgfalt verwendet, auch sind die Farben selten echt.

Die Baumwollen-Fabriken haben sich in den letzten Jahren sehr vermehrt, und die Seidenspinnereien breiten sich in Barcelona immer mehr aus. Die Spanischen Kattune (Calicots) sind man jetzt schon ziemlich allgemein; die bedruckten Stoffe lassen hinsichtlich der Muster nur wenig zu wünschen übrig, aber die Farben halten sich selten. Die in Spanien fabrizirten Seiden-Waaren sind in der Regel dauerhaft, aber sie entbehren den Glanz; das rohe Material ist schlecht gesponnen und überhaupt mangelhaft behandelt. Die aus diesem Gespinnst verfertigten Wänder und Schnupftücher sind die besseren Erzeugnisse dieser Art.

Das Fabrikwesen in Spanien wird erst dann einen höheren Aufschwung nehmen, wenn man ein verbessertes System in der Landwirthschaft eingeführt, wenn die Bevölkerung zugenommen hat und die Arbeitslohne wohlfeiler geworden sind. Bisher hatten eine große Menge drückender Verordnungen jeden bedeutenderen Aufschwung der Industrie verhindert; das ist jetzt vorbei, aber die Kostbarkeit der Lebensmittel, die großen Ausgaben, welche durch die Anschaffung der Maschinen veranlaßt werden, die zahlreichen Festtage, die Schwierigkeit des Transports und die Höhe des Zolls von einer Provinz in die andere, endlich aber die hohen Abgaben, — alles nicht nur auf dem rohen Material, sondern auch auf den verarbeiteten Stoffen und auf dem Verkauf der letzteren ruhen, bilden für das baldige ungehörte Fortschreiten der Manufakturwesens in diesem Lande ein fast unübersteigliches Hinderniß.

(F. d. P.)

Bibliographie.

Tratado histórico-canonico sobre los párrocos, su origen, antigüidad, obligaciones y derechos. (Historisch-kanonische Untersuchungen über die Gewalt, so wie über die Pflichten und Rechte der Pfarrer.) Vom Dr. der Theologie, Don Antonio Mendigabal, Pfarrer von Navarete. 2 Bde. 4.

Apuntes sobre los principales sucesos, que han influido en el actual estado del América del Sud. (Ueber dasjenige, was vornehmlich den gegenwärtigen Zustand von Süd-Amerika herbeigeführt hat.) Von J. M. de Padilla, Staatsrath.

Mannigfaltiges.

— Das Licht kommt jetzt vom Norden. Seltsam genug, muß der Occident jetzt dafür sorgen, daß es dem Orient an seinen eigenen Büchern nicht fehle! Tauchnitz in Leipzig läßt einen Arabischen Koran für die Muhammedaner drucken; Zeitschel in Mainz und Grosse in Breslau veranstalten eine Arabische Ausgabe der „Tausend und Eine Nacht", die in der Türkischen offiziellen Zeitung angekündigt wird, und in Paris endlich besorgt man kritische Ausgaben morgenländischer Dichter, die im Orient nachgedruckt werden. Dies ist z. B. auch mit der Arabischen Uebersetzung der Fabeln des (Pehlwi-Dichters) Pilpai geschehen, die Silvestre de Sacy vor mehreren Jahren in Paris herausgab, und die jetzt wörtlich in der Druckerei des Pascha von Aegypten, zu Bulac bei Kahira, nachgedruckt worden ist. In der That wird auch dermalen das gelehrte und das poetische Arabisch in Europa besser verstanden, als in Kahira und Damaskus, wie man bei uns das Sanskrit ehrerbietig gewiß mit besser und mehr in seinem Zusammenhange mit anderen orientalischen Sprachen treibt, als in Benares und Prajag. Der Aegyptische Herausgeber des Pilpai hat sogar die Arabische Vorrede de Sacy's mit abgedruckt, nennt jedoch seine Quelle nicht, sondern bezeichnet sich damit, zu sagen, daß es ihm gelungen sey, sich eine in Auslande veranstaltete Edition zu verschaffen. Die Französischen Noten unter dem Texte scheint er jedoch nicht verstanden zu haben, da er weder sonst, bei seinem übrigens mit kritischer Aufmerksamkeit besorgten Abdrucke, die Beziehungen derselben sich hin und wieder zu Nutze gemacht haben würde.

— Chateaubriand's Englische Literatur. Wir waren auf das Urtheil begierig, das über dieses Werk in England selbst gefällt werden würde; wir waren auf einen strengen Ausspruch gefaßt, aber er ist nicht blos streng, sondern auch ungerecht. Man verzeiht dem großen Manne nicht, daß er seine eigenen particularen Ansichten über Zustände und Menschen, die freilich in England selbst von Grundwurf als dem einzigen angesehen werden. „Monsieur Chateaubriand", heißt es etwas vornehm im Athenaeum, „ist ganz das, was die Deutschen einen subjektiven Menschen nennen. Sein Werk ist nicht sowohl ein Buch über Englische Literatur, als eine Abhandlung de omnibus rebus, die weit passender ein „„Versuch über die Englische Literatur in ihren Beziehungen zu Herrn Chateaubriand"" hätte genannt werden können." — Heißt das nicht aber den Charakter des großen ironischen Dichters geradezu verkennen? Freilich mischt er überall seine eigene Persönlichkeit ein. Aber ist es nicht eben diese, die ihn von jeher interessant gemacht hat? Wer eine über alle menschliche Dinge erhabene Weltansicht von Chateaubriand erwartet, der kennt freilich seine poetischen Werke nicht, in denen zwar immer eine edle, aber durchaus einseitig menschliche Natur vorwaltet.

*) Cigaretta oder Cigarito sind die kleinen Papiercigaarren, d. h. kurze Papierröhrchen, die mit Taback gefüllt sind; sie bilden einen Haupt-Consumations-Artikel in Spanien.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Montag den 1. August 1836.

Frankreich.

Simon, Roman von George Sand.

Simon ist der einzige Sohn einer armen Wittwe, Johanna Feline, die in einem Kreis am Kanal la Manche wohnt. Johanna ist das Orakel ihres Dorfes; sie sagt zwar keine künftigen Dinge voraus, ist aber mit hoher Klugheit und merkwürdiger Einsicht begabt — Sie hat die Bibel nicht nur gelesen, sie hat sie auch verstanden und darüber nachgedacht.

Simon Feline theilt nur unvollkommen den Charakter seiner Mutter. Seine Seele ist rein und stolz, aber weder religiös noch energisch. — Er ist der Stamm in Lelia, aber auf niedrigen Standpunkt gestellt und zu dem gewöhnlichen Gang des geselligen Lebens gezwungen. Sein Ehrgeiz und der Trieb einer ausgesprochenen Geistes winken ihm weit über die Sphäre hinaus, in der Natur ihm seine Stellung angewiesen und wo das Elend ihn fesselt. Dieser schwere Kampf, den er aber erblickt und seiner Mutter verbergen will, führen in seinem Innern eine große Krisis der Entmuthigung herbei, aus welcher zu 18 Jahren der fürchterliche Vorsatz des Selbstmordes entspringt. Das Grab öffnet sich zu Simon's Füßen; aber sein guter Genius, in der Gestalt eines Vaters und (sonderbar genug) unter dem Gewande eines Advokaten, entreißt ihn seiner tödtlichen Verzweiflung, indem er ihn vom Joche der Armuth befreit. Der Advokat, Herr Parquet, gehört zu der kleinen Klasse von Leuten, welche die Reichen beraubt, um Unglücklicher mit diesem Raube zu unterstützen. Er zwingt Simon, die Summe von 10,000 Franken, die für ihn hinterlegt ist, seine Studien in Paris zu machen, anzunehmen. Es ist eine ganz kurze, aber hübsche Scene, in welcher der würdige Pathe durch ärztlicher Gutmüthigkeit und geistvolle Einwendungen den eigensinnigen und stolzen Widerstand, den der junge Mann anfangs seinem großmüthigen Anerbieten entgegensetzt, entwaffnet. Wir geben diese Scene mit den Worten der Verfasserin wieder.

„In gänzlicher Unkenntniß aller Bedürfnisse der Civilisation, hatten sich Johanna und Simon reich genug geglaubt, von den 1200 Franken Rente zu leben, die ihnen der Pfarrer hinterlassen hatte. Die Hälfte dieses Einkommens war für die erste Erziehung des jungen Mannes hinreichend gewesen, die andere hatte ihrer Johannens mäßiges und ländliches Leben einen gewissen beschränkten Wohlstand verbreitet. Aber Simon, dessen dringender Wunsch es war, in Paris zu studiren, und der in Poitiers schon verschiedene Jahre, sah sich hier nach einem zweijährigen Aufenthalt in mannigfaltige Verlegenheiten verwickelt. Schrecklich war ihm der Gedanke, von seinem Unternehmen abzustehen und in dämmliche Unwissenheit wieder zu versinken; aber noch schrecklicher der, seiner Mutter ihren bescheidenen Wohlstand, den er gern um den Preis seines Lebens verdoppelt hätte, zu entziehen. Er dachte im Ernste daran, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen; sein Charakter war zu verschieden, als daß er Jemand seinen Schmerz hätte mittheilen sollen. Mutter Feline wußte nichts davon, aber sie war erschreckt, die finstere Melancholie, die sich der jungen Seele bemächtigt hatte, und die von jenem Zeitpunkt an die unverlöschlichen Spuren tiefen und schweren Leidens seinem Gesicht einprägte, zu sehen. Glücklicher Weise sandte der Himmel unserm Simon einen Freund in der Noth. Es war ein Notar, Nachbar Parquet, einer der besten Menschen, die jemals in dieser Provinz gelebt haben. Parquet war aus dem Dorfe Fougères gebürtig; zwar mußte er, seines Amtes wegen, in der Stadt wohnen, und hatte sich da für seine Interessen ein anmuthiges Haus gekauft, aber dennoch verbrachte er gern die drei Tage der Woche, in denen er über sich disponiren konnte, in dem Häuschen seiner Vorfahren. Alle von Vater auf Sohn waren Notare, alle wohlhabend und thätig gewesen und schienen sich die erbliche Regel festgestellt zu haben, viel zu gewinnen, um viel ausgeben zu können, ohne ihre Kinder dadurch zu benachtheiligen. Auch unser Parquet hatte in seiner Jugend einen kleinen Hang zur Verschwendung gezeigt, aber in reiferem Alter seine Ausgaben so geordnet, daß er ein höchstes Vermögen zusammengebracht hatte. Man sagte, dieses Vermögen sei zum Theil zu Gunsten der Armen, gern vertheilhaft verheirathen wollte, geschehen. Die Wahrheit aber ist, daß er nur durch die silberleidende Sparsamkeit seiner Frau, aus Widerspruchsgeist, zu mancher Verschwendung bereitet worden war; aber sobald die gute Dame todt war, fand Parquet viel weniger Vergnügen daran, von der Frucht zu kosten, die ihm nun nicht mehr verboten war, und er hatte in der That Zeit und Geld genug, sein Leben zu genießen und es gut anzuwenden; er blieb großmüthig, aber mit Maßen. Seine Tochter war angenehm, ohne hübsch zu seyn, mehr sinnig, als geistreich; sanft, arbeitsam, voller Ordnung in ihrem Haushalt, voll liebreicher Sorge für ihren Vater und gütig für Alle, schien sie es sich zur Pflicht gemacht zu haben, den sanften Namen Bonne (die Gute), den ihr Vater ihr gegeben hatte, zu verdienen.

Das Landhaus des Advokaten Parquet lag am Eingange des Dorfes, überhalb der Hütte der Johanna Feline und unterhalb des Schlosses von Fougères. Diese drei Wohnungen mit ihren großen und kleinen dazu gehörenden Umgebungen bedecken die Anhöhe. Der alte, in einen Wiesenplatz verwandelte Park des Schlosses ging bis zu den Gründen des symmetrisch geordneten Gartens Parquet's, und die Mauer dieses letzteren war nur durch einen Zaunstieg von der Hecke getrennt, die den Ausgangspunkt von Mutter Feline's ländlichem Küchengarten bildete. Durch diese vertraute Nachbarschaft hatten beide Familien sich kennen und schätzen gelernt.

Simon Feline und Bonne Parquet waren Freunde und Spielgefährten; der Advokat selbst war früher durch die höchste Achtung und lebhafteste Freundschaft mit dem Abbé Feline verbunden gewesen, man sagt sogar, daß er in seiner Jugend unerhört für die schwarzen Augen Johanna's gefeuert habe. Gewiß ist es, daß in seiner Freundschaft für diese alte Frau eine Mischung von Achtung und versöhnter Galanterie lag, die oft den ernsten Simon lächeln machte. Das war übrigens die einzige romantische Leidenschaft des Ex-Prokurators gewesen. Zerstreuungen aller Art, die er ziemlich falsch die „Zehrungen einer sanften Philosophie" nannte, waren ihm zur Hülfe gekommen und hatten, sagte er, verhindert, daß sein Leben einer dumpfen Verzweiflung anheimfiel. Seit jener Epoche „bejammernder Tedaume und vergebens gestossener Thränen" hatte er Johanna Mutter von zwölf Kindern werden sehen. In ihrem Glücke wie in ihrem Schmerze hatte er immer in Parquet einen würdigen Nachbar und ergebenen Freund gefunden.

Der vortreffliche Mann war voll Verstand und Scharfblick. Er errieth das Geheimniß Simon's, ehe er es entdeckte. So entriß er ihm endlich das Geständniß seiner Schulden und seiner Verlegenheit für die Zukunft. Und ihn in sein Kabinet in der Stadt führend, steckte er ihm eine Brieftasche in die Hand und sprach: Hier ist eine Summe von 10,000 Franken, nimm sie, ich habe sie von einem Reichen erhalten, weil ich ihm einst 400,000 gewinnen half. Es ist eine Gabe, auf die ich nicht mehr rechnete, denn der Klient hat sich seitdem zwei oder drei Mal ruinirt und ist eben so oft wieder reich geworden. Niemand weiß, daß mir diese Summe eingezogen ist; selbst meine Tochter nicht, bewahre mir sie das Geheimniß. Es ist nicht gut, daß ein junger Mann von sich sagen kann, er habe ihm Jemand einen Dienst erzigt. Das Erstist von der Welt ist es, diesen von einem wahren Freunde anzunehmen, aber die Welt versteht nicht von ihm Allen. Vielleicht hätte ein Anderer Dir eine Pension, oder Deine Wechsel zu bezahlen, vorgeschlagen. Diese letzte Punkt ist meinen Grundsätzen der Ordnung zuwider, und was den ersten betrifft, so glaube ich, daß es Deinem Stolze Leid gethan hätte, nur einmal anzuerkennen. Dieses Geld, mein Freund, bietet Dich zu einer periodischen Dankbarkeit verurtheilen. Du hast Herz. Du hast einen mäßigen Sinn, diese Summe wird hinreichend seyn, Dich mehrere Jahre in Paris zu erhalten, wenn Du nicht in Kaster Dich verstrickst. Denke daran, das ist Deine Sache. Alles, was ich Dir auch noch in dieser Hinsicht sagen könnte, würde nichts verändern. Mag Gott Dich vor einer so fürmischen Jugend, wie die meinige war, behüten. Simon, von einer so außerordentlichen Großmuth ganz betäubt, versuchte umsonst, sie abzulehnen, indem er seine Besorgniß aussprach, die Schuld nicht schnell genug wieder tilgen zu können.

„Ich gebe Dir dreißig Jahre Kredit", antwortete lachend Parquet, „Du kannst sie den Kindern meiner Tochter zahlen, und mit Zinsen, wenn Du willst. Ich suche zu nicht Deinem Stolz zu verletzen." — „Wirau ich aber stehen sollte, ohne meine Schuld abtragen zu können, was wird dann meine Mutter thun?" — „Ich verlange ja keinen Schuldschein von Dir", sprach mit barschem Tone der Advokat: „weder Deine Mutter noch meine Leben sollen etwas davon wissen. Und nun genug davon, mach' Dich auf und lebe wohl; wisse nur noch, daß ich weder so großmüthig, noch so unklug bin, wie Du glaubst. Du, Simon, beginnst Deine Laufbahn und verstehst Dich schlecht ich Dir sage. Der Neffe meines armen Feline, der Sohn Johanna's, soll nicht zur Dunkelheit verdammt seyn. Wer weiß, ob ich nicht, ehe zwanzig Jahre verstrichen sind, mich von Deiner Protection gröbst schäle. Ich lache nicht. Leb' wohl, Simon, und laß mich selbstlücken." . . . .

Simon verläßt seine Mutter, und erst, als er bereichert mit den so theuer erkauften Schätzen der Wissenschaft war, kehrte er zu ihr zurück. Der Bauer ist zum Advokaten geworden; aber noch eben so traurig, bleich und leidend, eine Leere in seinem Herzen, die die Liebe allein ausfüllen kann. Er sieht täglich die liebliche Bonne Parquet,

Digitized by Google

die Tochter seines Wohlthäters, eine niedliche kleine Wiedschafteeu, voller Ordnung, sanft, sparsam, umwissend und naiv, ein wahrer Schatz von Frau für eine Wirthschaft in der Provinz. Bonne empfindet für Simon eine unschuldige Zärtlichkeit, und jeder Andere, als er, würde wohl an den unwillkürlichen Koketterieen des liebenswürdigen Mädchens das Gefühl, welches sie deserlt, errathen; aber er bemerkt nichts. Das ist nicht das Wesen, welches dem seinigen entsprechen kann; Bonne wird ihm stets gleichgültig sein. Wehe ihm! Die, die er lieben soll, er, der stolze und arme Republikaner, ist Fiamma von Zongeres, die Tochter eines Grafen, eines alten Emigranten, der nun aufs neue die Waffen seiner Vorfahren getauft und sich darin niedergelassen hatte. Der Graf kommt aus Italien, wo er die langen Jahre des Exils verbracht und durch Handels Speculationen einen Theil seines in der Revolution verlorenen Vermögens wiedergewonnen hat. Fiamma ist sein einziges Kind, die Tochter einer Venetianerin, die er während der Emigration geheirathet und die nach mehreren Jahren einer Ehe voller Stürme und Geheimnisse gestorben ist. Simon begegnet Fiamma in den Wäldern, auf den Bergen, und bei dem ersten Blicke, den er mit der schönen Fremden austauscht, hat er begriffen, daß sich für Beide jetzt eine Zukunft voll Liebe und Poesie, oder ein ganzes Leben voll heftiger Kämpfe eröffnet; hat er vorhergesehen, daß über beiden Seelen entweder in eine verschmelzen, oder sich mit Wuth zurückstoßen werden. Fiamma ist ein riesiches Kind: gewachsenes Mädchen mit langen glänzend schwarzen Haaren und scharfen Gesichts-Umrissen. Allein, auf wildem, nur auf ihre Stimme hörendem Renner durchzagt sie Wälder und Ebenen, bei Tag, wie bei Nacht, in glühender Sonne oder durch hochliegenden Schnee. Weder Heim noch Kiteaß wieden sie drücken, wenn es darauf ankäme, zu fechten, um ihrem Vaterlande Größe und Freiheit wieder zu geben. Unterdessen übt sie ihre heroische Kraft auf Kosten der armen Waldbewohner, sie jagt mit leidenschaftlichem Wahnsinn und wird von den Krallen der Raubvögel, die sie lebendig fangen will, empfindlich verletzt. So begegnet ihr Simon eines Tages mit Schweiß und Blut bedeckt. Aber Fiamma weiß nichts von ihren Wunden, sie fühlt sie nicht, sie lacht über Simon's Schrecken und will mit ihm nur von Venedig und Freiheit sprechen.

Der unglückliche junge Mann kämpft umsonst gegen das Unsichergreifen einer rasenden Leidenschaft, die eben so ohne Ziel wie hoffnungslos ist. — Fiamma zeigt sich weitaus gegen ihn, aber so ruhig, so enthusiastisch, so rein! Die Verzweiflung demüthigt sich zum zweiten Male seiner Seele, und Johanna, von den Zeigen eines Uebels, das sie ereb, erschreckt, entdeckt der Fiamma die Gefahr ihres Bohnes, beschwört sie auf den Knieen, sich ihrem zu fliehen und ihn zu verlassen, daß sie ihn dahin bringe, aufs neue seine Studien, die er gänzlich aufgegeben hat, zu ergreifen. Fiamma, ohne zu zögern, schreibt an Simon: Arbeite, ich liebe Dich! Aber man schärft ihm ein, sich von ihr zu entfernen und sich in der Stadt niederzulassen, wo er sein Talent als Advokat ausüben soll. Simon, freudetrunken, bekommt Glauben an die Zukunft. Sein Debüt ist glänzend, und in wenigen Monaten ist er der größte Redner des Departements; aber er sieht Fiamma nicht mehr, und die Briefe, die er nach langen Zwischenräumen von ihr empfängt, widerlegen mit Kälte die süße Auslegung, die er natürlich ihrem ersten Billette gegeben hatte. Endlich erfährt er mit Schmerz, daß sie das Schloß verlassen hat, um in einem entfernten Kloster zu wohnen. Simon, der sich nicht mehr gesiebt glaubt, reist sich diesesmal, überwindet seinen Kummer und begreift nach und nach die Größe Fougères.

Wer Jahre später hörte man in der Stadt von der nahen Heirath des berühmten Advokaten Feline mit der hübschen Mlle. Parquet reden; Fiamma hat ihr Kloster nicht verlassen; Bonne schreibt ihr, um sie zu bitten, ihrer Hochzeit beizuwohnen. Indem sie dies thut, folgt die junge Braut einer geheimnißvollen Eingebung; sie sieht sein einziger Zeit klarer; die Art der Zuneigung, welche ehemals Simon und Fiamma vereinigte, die unbekannten Gründe ihrer seltsamen Zurückgezogenheit von der Welt schrinen ihr verdächtig. Sie will nicht den, den sie liebt, heirathen, ehe sie ihn Fiamma gegenüber gesehen hat. Sie handelt weise; denn einen Monat Hofer feiert man auf dem Schlosse eine doppelte Heirath: die Simon Feline's mit ..... Fiamma v. Zongères und die der Bonne Parquet mit einem jungen Arzte, welcher sie seit langer Zeit liebte, und dessen Charakter ihr für ein Glück bürgt, das sie in jener unpassenden Verbindung niemals hätte finden können, — Nun wollen wir einen Augenblick dem Gedanken folgen, der dieses Roman bildet zu haben scheint. Ist es nicht wunderbar, ein Drama von Mad. Sand durch eine Heirath sich entwickeln zu sehen?... Was sagen wir? Durch zwei Heirathen, bei denen sie aus die Perspektive langer Jahre des Glückes offen läßt? Ist es nicht merkwürdig, bei dieser bürgerlichen Entwickelung doch auch wieder ihren großen Italiänischen Typus, jene starke Frau, die sie bisher in dem glühendsten Duft und in der tiefsten Verachtung aller ehelichen Bande erhalten hat, figuriren zu sehen? Wir wollen ihr Glück wünschen; denn sie hat dieses Liebingsthema ihrer Phantasie verdeckt; sie hat ihm das Gefühl kindlicher Liebe, dieses religiöse und edle Gefühl, das sie jetzt, eben so wie das der Mutterliebe, allen ihren Werken fehlte, in das Herz gepflanzt. Allerdings ein großer Fortschritt, den George Sand eben so als Dichter, wie als Moment unserer Zeit, deren Kind und Repräsentant sie zugleich ist, gemacht hat!

Böhmen.

Ueber das Alter der Slawen in Europa.

(Fortsetzung.)

VIII.

Dieses Zeugniß der Sprache von dem gleich hohen Alter des Slawischen Stammes mit den ihm verwandten in Europa beziehe sich freilich auf eine sehr entfernte uralte Zeitepoche. In anderer Hinsicht wird der finden sich in unserer Sprache unterschiedene Anzeichen, daß unser Volk noch früher, als im oben oder Jahrhundert in denselben Gegenden, wo wir es später finden, seine Sitze gewählt haben mußte, und zwar zugleich mit anderen Alte-Europäischen Nationen, namentlich, andere schon genannten, mit Celten (Wlachen) und mit Finnen oder Lichuden in Nachbarschaft gewohnt haben müsse, daß es durch einen langdauernden vielfältigen Verkehr die Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Gesetze und Abredarten, Personen- und Einzelnamen in seine Sprache aufnahm und hinwieder aber dergleichen aus seinem eigenen Stamm im Uebermaße entbreite, wovon man sich durch eine kritische Vergleichung der Alterthümer und der Sprachen der angesührten Völker überzeugen kann. Unsere so geregelte und überreiche Sprache kann auch in dieser Hinsicht das wichtigste mit glaubwürdigste Zeugniß abgeben. Man wird aber hier genau die oben schon erwähnte Stamm-Verwandtschaft der Slawischen mit anderen Sprachen unterscheiden von der zufälligen der Seiten-Verwandtschaft, welche hier vorzüglich gemeint ist. Jene, indem sie den gesammten Organismus der Sprache durchdringt, fällt oftmahlen dem unbefangenen Sprachforscher klar und deutlich in die Augen; diese dagegen ist in einzelnen Worten verborgen, welche überdies zufach umgeändert und entstellt eine nicht gemeine Kenntniß der alten und neuen Europäischen Sprachen in Anspruch nehmen, wenn sie nicht kommen erforscht werden sollen. Eine genaue Vergleichung der Slawischen Sprache mit anderen Europäischen, namentlich mit der Celtischen, Deutschen, Litthauischen u. A., kann und muß in uns die Ueberzeugung hervortufen, daß in dem ältesten Slawischen Idiome nicht weniger Worte aus den genannten Sprachen und umgekehrt in ihnen aus der Slawischen enthalten zu finden sind. Obgleich nun nicht zu leugnen ist, daß jene wechselseitige Mischung der Slawischen Völker in neuerer Zeit, nachdem sie den ihnen Jahrhunderte, stattfinden konnte und oft stattfand, so läßt sich solche doch nicht von allen hierher gehörigen Beispielen geradeswegs behaupten.

So sind z. B. Celtische Wörter, die sich im Slawischen finden, als: obr (der Riese, ambro), skâla (Fels), pawëza (Schild), hlw (Mann) u. dgl., gewiß viel früher hineingekommen, als im Jahre 400 — 638 von diesen aufgenommen oder dergleichen aus Deutschen, Litthauischen u. A., kann und muß in uns die Ueberzeugung hervortufen, daß in dem ältesten Slawischen Idiome nicht weniger Worte aus den genannten Sprachen und umgekehrt in ihnen aus der Slawischen enthalten zu finden sind. Obgleich nun nicht zu leugnen ist, daß jene wechselseitige Mischung der slawischen Völker in neuerer Zeit, nachdem sie den ihnen Jahrhunderte, stattfinden konnte und oft stattfand, so läßt sich solche doch nicht von allen hierher gehörigen Beispielen geradeswegs behaupten.

So sind z. B. Celtische Wörter, die sich im Slawischen finden, als: obr (der Riese, ambro), skâla (Fels), pawëza (Schild), hlw (Mann) u. dgl., gewiß viel früher hineingekommen, als im Jahre 400—

eine Weise übertragen habrn. Hierdre gehörtn unter vielen andrern die Namen Blach (Italiäner), Njemec (= n z) (Deutschre), Rokausy (Oesterreich), Kekonose (Riesengebirg), Nlezy (Schlesien), obr (der Riese), wisles (wisles) (der Sieger), apulia otre (apulischer Riese), Sotäk (Wichten in Ungarn), akomorsch (Räuder), sebr (Knecht) u. s. w. Mit dem Namen Wlachen benannten die Slawrn insgemein alle Völker Lettischen Stammes, ehrn se wie die Deutschen, bri denen valah, vëall, valr u. s. w. daffelbe bretutete. Die Uebertragung des Namens Wlachen auf die Lateiner, als ein Volk, welches hinter den Wlachen wohnte, ist ein Beweis, daß die Slawen die Letten schon zu jener Zeit gekannt haben müssen, als sie noch das ganze Ober-Italien, Carnien und Noricum einnahmen. Ans ähnlicher Ursache nannten z. B. die Lonsen das ganzr gegenwärtige Rußland Krrewen, nach den Kriwitzen, welche die Wohnsitze zwischen ihnen und den übrigen Bewohnern Rußlands inne hatten. Eben so nannten die alten Tschuden alle Slawe dinavier Ringen, nach den Küstenbewohnern dieser Nationen, die früher das Ländchen Rugetzg bewohnt hatten. Der Name Pjimen, scheint mit dem Volksnamen Armeier, dessen schon Cäsar, Tacitus u. A. erwähnen, einerlei Ursprung zu haben. Die Namen der von Ptolemäus angegebenen uralten Völkchen, der Alakaten in dem heutigen Oesterreich und der Korkennier im Riesengebirge, haben sich bri keinrm anderen Volke als bri den Slawrn in ihrer Reinheit erhalten, zum Zeichen, daß die Slawen in jener uralten Zeit von den Sitzen dieser Völker nicht gar fern gewohnt haben mußten. Daffelbe gilt von dem Namen Stepy (Schiffrer), welcher etwa von den ehemaligen Sitingen herrührt, die in der Nähe des Bodenbrrges an dem Jilschen Sleso gewohnt hatten und schon im Anfange des 4ten Jahrhunderts von da mit den Vandalen ausgewandert waren (im Jahre 333 findet man sie in Pannonien und 407 in Gallien, wo sie verschwanden). Das Wörtchen ober, Pol. nisch oberzym, Lauflsisch loabor (saubro gisso), ist abzuleiten von dem Celtischen Amberenn, welche im 3trn Jahrhundert vor Chr. mit einem ihrer Zweige bis hinter den Vogesrn an dem heutigen Flusse Obra im Posenschen angesiedelt waren, nicht aber von den Avarrn, wie man allgemein irrthümlich annimmt; denn gerade den Slawischen Völkern, welche am meisten mit den Avarrn zu thun hatten, den Russen, Bulgarren, Serbren, Ebrdalen und Winden, ist das Wörtchen ober durchaus unbekannt.

Das Slawische wissen (heros, vieior) steht mit dem Namen der nächstrrn Bilzingrr am Gestade des Baltischen Meeres, deren schon Tredellius, Sidonius, Aurelius Victor u. A. grdenken, ehn so in der Benbindung, wie unser penzr, Lrtvisch pirnsza, Polnisch pienigze, mit dem Alt-Deutschen pfenning; knez, Pohln. knjaz, mit Alt-Deutschem kunninc, Gerb. kuniggs. So ist's keinem Zweifel unterworfen, daß der Name der heutigen Sasaten in Oldenburgrn von den ehemaligen Saxagen abzuleiten ist, welche die Historiker schon um die Mitte des 3ten Jahrhunderts in jene Gegrnden setzen. Die ehemaligen Seamari, rin im 3ten und 6ten Jahrhundert an der unteren Donau ansässiges Ueberrschrrisches Räubervolk, ist als Nest, Ursprung, der Worte skomroch, Mirff, skomorschi (lustig, nebulos), zu betrachten. Eben so die Sabiren oder Sebrrn, Verbündrter der Hunnen, welche später von den Bulgaren und Slawen unterjocht wurden, rin Slawischrs Namen geber (servus, plebejus), dessen sich die Alt-Sechischen Gesetzbücher vielfach bedienen, seinen Ursprung. Sollten dergleichen Beispiele, deren uns noch sehr viele zu Gebote stehen, nicht hinlänglich sein, um die Behauptung darthun, daß die heutige Welt, in Bezug auf Sprache und Volksthümlichkeit, zum Theil Alt-Europäischr Namen erhalten haben, nicht erst im 3trn Jahrhunderte aus undekannten Wildnissen des innrrrn Asiens angelangt seyn mochte, sondern daß es von jehr in Europa, und zwar in der Nachbarschaft der Letten und der Deutschen, gewohnt haben müsse?

X.

Nicht weniger wichtig ist in dieser Hinsicht das Ergebniß, welches wir aus der Vergleichung Alt-Slawischer Personen-Namen mit den Namen anderer verwandter Europäischer Stämme, namentlich der Celten und der Deutschen, erlangen. Bei diesen Stämmen sind häufig die Personen-Namen entweder ganz gleich, oder wenigstens nach gleicher Analogie wie bei den Slawen gebildet, und stehen den Worten einer Abstammen-Nachbarschaft und ihres Verkehrs, gleich viel, ob im Frieden oder Anfrieden. Wer sich davon vollständiger überzeugen will, der möge entweder in den historischen Quellen oder wenigstens in alten Namen-Registern, dergleichen eine große Anzahl, in Betreff der Personen-Namen, dieser Stämme zu finden ist, sich genauer umsehen. Es ist nicht hier unser Zweck, diesen Gegrnstand in seinem Umfange speziell zu erforschen. Wir wollen unsere Behauptung nur durch einige wenige Beispiele zu erhärten suchen. Die ältesten Deutschen und zum Theil Celtischen Namen, welche schon bei Griechischen und Römischen Schriftstellern vorkommen, sind zusammengesetzt aus den Wörtchen — gast, — mann, — mär oder mer, — rödu oder rät, — woldu, — wisa und wit, — mit denen der Alt-Slawonischen Ausgänge auf — gost oder — host, — mir, oder — mer, — rad, — velad, — wit, vollkommen übereinstimmen. Vergleichen wir z. B. die Alt-Deutschen Namen Alpigast, Arpigast, Habugast, Halstegast, Lindigast, Nrogast, Potegast, Saligast, Wisegast u. A. mit den Alt-Slawischen Volksbesch, Bnbibest-Gelibest, Dobrobest, Domabest, Ebotebest, Lutobest, Pirebest, Radebest, Slebebest, Wsebest u. A., Alt-Deutsch: Gartman, Gartman, Hermman, Marchman, Selaman, Sigiman u. s. w. mit Alt-Slawischen Bigman, Dermann, Judman, Lutoman, Ratman, Spitiman, Wenemann, Wilman u. A.; Alt-Deutsch: Britemar, Grnedemar, Danebmar, Godomar, Regimmar, Catumer, Chariomer, Filimer, Richomer, Walemer, Markomir, Segimir, Utremir u. s. w. mit Alt-Slaw. Beanlimir, Budimir, Cyrcilimir, Gotemir, Chotimir, Kleninmir, Plojmir, Womir, Mumtimir, Pretimir, Spritimir, Tatomir, Totimir, Wetrimir, Woinimir, Zwonimir u. A.; Alt-Deutsch: Chunirat, Hardurat, Hyperat, Ingirat, Kunirat, Wielsor u. s. w.; Alt-Slaw.: Domarad, Luterad, Milorad, Obrad, Soberad, Waccerad, sonst auch Domarat, Luterat u. s. w.; Alt-Deutsch: Rdelwald, Reipwald, Cagiowald, Catwald, Gundewald, Hildewalt, Raginwalt u. s. w. mit den Alt-Slaw. Dobrowlad, Dochowlad, Dusgewlad, Horowlad, Juwinlad, Brodowslad, Powlad, Prowlad, Samowlad, Wojewlad u. s. w.; Alt-Standinavisch: Folkwitr, Arnwitr u. s. w. mit Alt-Slaw. Untewid, Wlaswid, Pustowid, Swomid u. s. w., und eben so die Goth. Witerenla, Witerit, Widimir u. dgl. mit den Alt-Slaw. Wid, Widzicz, Widak, Widin, Widoje, Widmej, Widimir, Widoslaw u. s. w.; Alt-Deutsch: Leutcrit, Lindrit, Limrit u. s. w. mit den Alt-Slaw. Bobwid, Budwid, Dalowid, Hoslimit, Hyderad, Radowit u. s. w., und abermal das Alt-Deutsche Biterich, Bisgrac, Bisbiad, Bisbimir, Bisiga, Bisiga u. s. w. mit den Alt-Slaw. Bisa, Bisan, Bisas, Bisago, Bisel. Bisoheft, Bisemie u. s. w. Auf ähnliche Weise finden wir auch in den Vorderthrilen solcher Namen bei vielen Volksstammen analogr Bildungen. So z. B. Alt-Deutsch Lendo. Lendafisc, Leudoveca, Liubinge, Liebgart u. s. w. und Alt-Slaw. Luda, Ludawa, Lubez, Ludiega, Ludebl, Lubomysl, Ludoslaw u. s. w.; Alt-Deutsch: Lendegisil, Leudewald, Leutbald, Leutbert, Lindbag, Lindegast, Lindegar, Lindevit, Lintpeunt, Lintswit u. s. w.; Alt-Slaw.: Ludrisko, Ludemysl, Ludemil, Ludrat, Ludbor, Ludmil, Ludomir u. s. w.; Alt-Deutsch: Radagais, Radealt, Radulf u. s. w. und Alt-Slaw. Radimir, Radislaw, Radimej, Radobest, Radolaw, Radowit u. s. w.; Alt-Deutsch: Waldefred, Waldolan, Waldwunt u. s. w. und Alt-Slaw. Wladimir, Wladislaw, Wladmej u. s. w.; Alt-Deutsch: Woldag, Wisthlaud, Wisfrid, Wiligart, Wismund, Wislinab, Gothisch Wisjarisb u. s. w. und Alt-Slaw. Wolan, Wolek, Wolen, Wolder, Wolhan, Wolhest, Wolimir, Wolebuj u. s. w.; Alt-Deutsch Folkdog, Folkaet, Folknand, Folkwin, Folkrie u. s. w. und Alt-Slaw. Jaroslof, Staroslaw u. s. w. Doch es scheint überflüssig, mehrere Beispiele anzuführen, da in der Sache von selbst in die Augen fällt.

Wenn wir hier vor der Uebereinstimmung Deutscher und Slawischer Namen erwähnt haben, würde wahrscheinlich in nicht geringerem Maße von den Celtischen gelten, wenn nur reichere Sammlungen von dergleichen ursprünglichen und echten Namen auf uns gekommen wären. Auch die Celten hatten solche Namen im Gebrauch, die mit dem Wörtchen mar oder mer zusammengesetzt waren; und über auf sie ausgedrehnten Namen: Artagit u. A. stimmen sehr wohl mit den Alt-Slawischen auf ir'e — sjer sörerin: Goeswir u. s. w. featre — zir: Nenzir, Radzir, Wratzir u. s. w. Diese so auffallende und dazebrrirte Uebereinstimmung in der Bildung Slawischer, Deutsche und Celtischer Personen-Namen — denn von Litthauischen, Griechischen und Lateinischen enthalten wir uns für jetzt rin Mrrrrrs zu erwähnen — war gewiß nicht nur durch Jahrhunderte lange Nachbarschaft und innigen Verkehr dieser Völker hervorgebracht worden, daß diese also leicht von den neuangekommenen Slawen im 3trn Jahrhundert und in der folgenden Zeit in den Celtischen angenommenen oder nach ähnlichen Grundsätzen gebildet werden sein möchten. Wer so schließen wollte, der würde sich auf das Erkennen des Charaktres und der Sitten greßrr frühzeitiger Völker gar wenig verstehen. Die oben angeführten Slawischen Personen-Namen waren nach dem Zeugniß unserrr ältesten geschichtlichen Quellen im 6ten und 7ten Jahrhunderte im Volke schon so verbreitet und allgemein im Gebrauche, daß es durchaus unmöglich ist, daß sie erst damals aus der fremden in die Slawische Sprache hätten übergrbrn sollen. Zur vollkündigen Beebannung der eigenen und zur Aufnahme fremder Namen sind, wir wir aus der Geschichte der Bulgaren in Mösien und anderer Völker wissen, ganze Jahrhunderte nicht hinreichend. Dagegen findet man bei den alten Slawen nicht die geringste Spur slawischer Namen. Wenn sich nun Blutsverwandtschaft zwischen Celten und Deutschen und Slawen, wie gar nicht zu leugnen, bestand, so war dieser ohne Zweifel ebrits weltgeschichtlich, theils viel älter als die Zeit des Einfalls der Hunnen in Europa. Der Böhmische Fürst Herisman (872) hatte einen Deutschen Namen; dagegen führten der Deutsche König Swatopluk, Sohn des Kaisers Arnulph (893), und der König der Dänen, Wertelam (767), Slawische Namen: warum sollte nicht auch das früher Statt-fand, auch wohl früher stattgefunden haben? So finden wir auch in der That den uralten Namen Mimir oder Memin nicht nur in der frühesten Zeit bei den Skandinavischen Normannen, sondern zugleich auch bei den Pannonischen Slawen und den hinter der Donau wohnenden Serbiren. Und wieder einige Alt-Deutsche Namen, als Odoacar, Ricbrod, Radowald, Waltharar u. s. w. haben den Slawischen Godemir, Ludewit, Radowlad, Wladimir u. s. w. unstreitig wrbe als eine bloß äußrer scheinbare Uebereinstimmung. Doch die Wehrzahl der Namen bei beiden Stämmen ist ursprünglich und eigenthümlich und bloß aus gleichem Stoffe und nach gleichen Regeln gebildet. Uebrigens sey es wie es sey, so ist doch der rechtfertigte Anstandch der Namen und ihrer Bildungs-Analogie bei den Slawen von der einen, bei den Deutschen und Celten von der andern Seite ein offenbares und laut sprechendes Zeugniß, daß die Slawen durch mehrere Jahrhunderte, lange vor ihrem allgemeinen Aufteit auf den Schauplatz der Geschichte, wohl mit den Europäischen Deutschen und Celten, nicht aber mit den Asiatischen Mongolen, Tücken und Samojeden in Nachbarschaft gelebt haben müssen

XI.

Wenn wir nun die Sitten, Gebräuche, den Gottesdienst, die Staats-Einrichtungen und die Rechtspflege der alten Slawen, so weit wir

Digitized by Google

von glaubwürdige, theils geschriebene, theils traditionelle Nachrichten deßgru, näher in Betrachtung ziehen und sie mit denen anderer Alt-Europäischen Stammvölker derselben Indo-Europäischen Urstammes, namentlich der Thraker, Celten, Deutschen und Litthauern, vergleichen, so finden wir eine solche Verwandtschaft und Uebereinstimmung zwischen denselben, daß wir nothwendig annehmen müssen, daß alle diese verschiedenen Volksstämme vor undenklichen Zeiten in Europa ihre Sitze gehabt, daß sie nach gemeinsamen Mustern die Einrichtungen ihres privaten und öffentlichen Lebens gezeigt und in einer langen Zeitreihe mit einander kommunizirt haben müssen.

In dieser Hinsicht stehen die Slawen noch immer den eigentlich Europäischen Stämmen näher, als den Asiatischen derselben Indo-Europäischen Menschenstammes, und auch zu diesen stehen sie unendlich näher, als zu den Völkerstämmen der amerikanischen Menschen-Racen, obgleich sie später mit einigen derselben in Nachbarschaft lebten, sa, was noch mehr ist, mit ihnen vielfach sich vermischten, namentlich mit den Tschuden an der oberen Wolga, mit den Bulgaren in Mösien u. s. w. Es lassen sich die hierher gehörigen Beweise der Wahrheit dieses Ausspruches nicht speziell mittheilen; doch wird dies an einem anderen Orte geschehen, wo wir das gesammte Gebiet des Slawischen literarisch bearbeiten werden. Hier wollen wir uns für jetzt mit einigen Beispielen begnügen.

Die Mythologieen der alten Celten, Deutschen, Litthauen und Slawen haben ungemein viel Gemeinsames mit einander. So bereschte bei den Celten der Glaube an die Dusen (Duisi), bei den Slawen an die Djasi oder Diesi (böse Gottheiten). Die Slawische Perja (Perune) hieß bei den alten Skandinavischen Freya, mit dem Zunamen Manadys, das ist die Wendische Jdolitin. Der Skandinavische Tyr ist in unserm Tiu (Ertes) und ihre Wôla unsere Wila. Der Alt-Deutsche Thur oder Thyr (Mars) wurde von den Slawen unter dem Namen des Tur verehrt, wohr das Turesest (turice), welches gegenwärtig in das Pfingstfest sich verwandelt hat. Die alten Skandinavier erzeigten göttliche Ehre einem Helden und Weisen mit Namen Knasse, vom Geschlechte der Wanen, das ist der Wenden. Der Litthauische Pikulkl ist sowohl den ehemaligen als den gegenwärtigen Slawen wohl bekannt, so wie dagegen den Litthauen, aber auch den Albanen und Armauten, der Slawische Perun gemeinsam war. Eine nicht geringere Uebereinkunft findet sich in den nationalen Sitten und Gebräuchen der genannten Volksstämme. Wenn die alten Slawen Grünßleichtigkeiten hatten, gaben sie ein Zeugniß aufs Gewissen dadurch, daß sie ein Stück Rasen über dem Haupte hielten; daßelbe thaten die Römer und die Deutschen. Die verschiedenen Stufen und Klassen der militairischen und richterlichen Würden bei den Deutschen und Slawen, so wie noch früher bei den Römern, wurden durch dieselben Zahlen bezeichnet. In den Gothischen Gesetzsammlungen geschieht Erwähnung der millenarii, quingentenarii, centenarii und decani, und von dem großen Serbischen Zupon Nemanja liest man im dessen Gesetzbuche, daß er alle Richter und Kriegsleute, alle Befehlshaber von tausend, von fünfhundert, von hundert und von zehn Männern zu einem allgemeinen Landtage versammelt habe. Die Namen der Würden und Aemter bei den Thrakern, Lateinern, Celten, Deutschen und Slawen sind nicht selten dieselben, z. B. Getisch zoapan, Slaw. zupan; Lat. rex, Celt. rix, Goth. reiks, Böhm. rek (gegenw. ein Held); Goth. kuningas, Alt-Deutsch cuninc, Cymillisch kuning, Böhm. kujez u. s. w. Endlich weiß man nach den Zeugnissen des Prokopius und Mauritius, daß die Slawen, von ihrem ersten Auftreten auf dem Schauplatz der allgemeinen Geschichte an, gleich den Griechen, Römern, Celten und Deutschen, in Städten und Dörfern gewohnt haben, daß sie Häuser gebaut, sich mit Ackerbau, Handwerken und Handel beschäftigt, daß sie den Krieg zu Fuß und zu Pferde zu führen gewußt, sich der Schilde zur Vertheidigung bedient haben u. dgl. m., und daß sie nicht, gleich den Scythen und Sarmaten, ein nomadisches Leben unter Zelten von Thierhäuten geführt und auf Wagen und Pferden von einer Steppe zur anderen umherzogen, einzig auf Raub und Beute erpicht. Alles dieses und dem Aehnliches führt uns, wenn wir ein gesundes Urtheil daraus ziehen wollen, zu dem Schluß, daß die Slawen im 3ten Jahrhundert den übrigen Bewohnern Europas unmöglich so fern und fremd seyn konnten, wie es gewöhnlich, obgleich irrig, angenommen wird.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Privat-Ball in Madrid. *)

Das Karneval ist die Zeit, um welche hier die bedeutendsten Privat-Bälle gegeben werden. Der Englische Gesandte, Herr Villiers, gab vorigen Jahr eine sehr glänzende Soirée dieser Art, welche ein sprichtiger Spanischer Krieger in höchst poetischer Prosa beschrieb. Die Gemahlin des Französischen Gesandten, Grafen von Rayneval, veranstaltet zu allen Jahreszeiten einen Ball im größten Maßstabe, und außerdem sieht sie an jedem Mittwoch eine große Gesellschaft in ihrer Wohnung. Die vornehmen Spanier bemerkten Herrn Villiers um seine deutlichen Zimmer und Frau von Rayneval um Ihre eleganten Zirkel. Einer dieser Granden, der mehr Selbstvertrauen besaß, als die Uebrigen, kam sogar auf den Einfall, die Ehre seiner Landsleute in diesem Punkte auf recht brillante Weise zu retten.

Er brachte mit großer Anstrengung und bekanntem Aufwand einen Masken-Ball im großen Maßstabe zu Stande, und an dem festgesetzten Tage nahm die Unterhaltung Abends 11 Uhr ihren Anfang. Die Königin selbst erschien mit großem Gefolge: Alle waren in schwarz Domino's gekleidet, und der ganze Saal bot einige sich stumm durch die Gemächer; aber bald lebten sie metamorphesirt zurück. Die Königin hatte ihren Domino gegen ein Ballkleid vertauscht; sie trug ein Halsband aus Brillanten und eine einfache Blume im Haar. Auf ihrem schönen Gesicht lag große Herzensgüte, und sie wußte alle Herzen dadurch sür sich einzunehmen. Der Kammerherr Muñoz befand sich an ihrer Seite, schwarz gekleidet und mit edler Zurückhaltung sich präsentirend. Die Monarchin tanzte mit dem Hausherrn und mit einem eleganten jungen Diplomaten.

Die Gemächer waren bald mit Menschen gefüllt, und man konnte sich in keinem derselben behaglich fühlen, weil das Lokal durchaus nicht zu einem großen Balle paßte; denn es bestand aus einer Reihe kleiner Zimmer, die zum Theil nicht einmal mit einander kommunizirten. Die Gesellschaft präsentirte sich in einer Art Brillanzlust, weil die obenbesagten spärlichen Wachskerzen mehr brannten. In Spanien haben alle Zimmer am Abend eine dürftere Beleuchtung, der sonst so feine Marquis *** (junger Wirth), versäumte es, von dieser allgemeinen Regel eine rühmliche Ausnahme zu machen. Die Bedienten, welche kein Hausmeister dirigirte, veranlaßten große Konfusion: sie stürmten durch alle Zimmer, putzten lichter aus, oder warfen Tassen und Schalen mit Eis an den Boden.

Inmitten der Lustigkeit ereignete sich ein tragischer Umstand: die Lampe im Hauptzimmer fing an, ihre letzten Säfte auf die Kleider der Tanzenden zu destilliren, und erst, als die Meisten ihre Saldung bekommen hatten, entdeckte man die kleinen Röhren in dem Lichtspender. Jetzt wurde die Lampe unter vielen Umständen abgenommen; sie bezeichnete aber ihren Rückzug mit einer langen Gasse von Dettropfen.

Der Marquis ist ein kleiner schwärzlicher Mann, nicht höher als fünf Fuß und von frischer Gesichtsfarbe. In Sachen der Etikette besitzt er viel Empfindlichkeit; wie ganz war daher sein Entsetzen, als er, von dem Balkon seinen Augen kaum trauend, erblickte, daß ein Mann leuchter plötzlich von seinem Platze herabfiel, die hübschen Señorita's an Hals und Nacken verletzte und den Señoren die Nasen zerschlug! Es war, als hätte der Teufel mit den Leuchtern sein Spiel gehabt.

Um zwei Uhr in der Nacht öffnete man die Speisezimmer. Kein Zimmer war für die Königin bestimmt, eines für das diplomatische Corps und zwei andere für die übrigen vornehmen Gäste. Keine Schüssel, ein einmal auf dem Tische kam, wurde weggetragen, und so drängte sich bald eine Menge von Bedienstellen um auf der Tafel. Ein Herr, der sich schon bei vielen Gelegenheiten als gewaltiger Esser hervorgethan hatte, sammelte mit großer Kaltblütigkeit die Fragmente verschiedener Gerichte auf seinem Teller und machte sich so ein wahres Potpourri, bei dessen Konsumtion noch Andere wacker mithalfen. Viele der Gäste mußten mit leerem Magen abziehen, weil sie wegen des beschränkten Raumes an der Tafel keinen Platz gefunden hatten oder nicht bald genug bei der Hand waren, als man über die verschiedenen Gerichte herfiel.

Der Tanz wurde nach dem Souper erneuert. Da die Musik vortrefflich war, so tanzte man bis zum letzten Augenblick mit großer Lebendigkeit.

(Honan, the Court and Camp of D. Carlos)

*) Es ist dies ein Prödchen aus dem kürzlich in London erschienenen Buche des Herrn Honan über Spanien. Herr Honan, der Korrespondent des Morning-Herald, ist ein eifriger Karlist. Den letzigen Hof in Madrid, von welcher Hauptblatt er aufgewissen werden, schildert er natürlich, wie auch aus dieser Skizze hervorgeht, nicht sehr glänzend.

Mannigfaltiges.

— Ein Spanisches Kloster, wie es jetzt aussieht. Das Dorf Nda (am Ebro) ist vielleicht eines der elendesten Dörfer, die man überhaupt sehen kann; dennoch steht seit Jahrhunderten in diesem Dorfe ein Kloster, das eben so wohl der Palast eines Sultans werden könnte. Dieses Gebäude bedeckt beinahe zwei Morgen Landes, und thürmt in seinen geräumigen Zellen, oder vielmehr Zimmern, in seinen Korridors und Hofräumen die ganze Britische Legion mit Kavallerie und Artillerie beherbergen. Zu diesem Kloster gehört ein Terrain von vierzehn Lequat, welches Eigenthum der Mönche ist. Wer sandten diese frommen Müßiggänger am Vorabend eines allgemeinen Bankerotts, oder sie wollten uns ihren wahren Reichthum und ihre üppige Lebensweise, so gut es gehen wollte, verheimlichen; denn das Mahl, welches man uns im Kloster vorsetzte, war so frugal als möglich. Zuerst kam eine Art Suppe, in welcher Brod à la Française die vornehmste Zugedirat war. Diese Soppa wurde mit hölzernen Löffeln gegessen. Dann folgte gekochtes Rindfleisch in einer großen Schüssel aus Zinn, von einem Kreise Bohnen umgeben — dann kleine Portionen gekochtes Hammelfleisch, und endlich ein trockener unschmackhafter Fisch, der mit schlechtem Oel verfeist wurde. Ein vortrefflicher Brod, das beste, welches wir auf Spanischem Boden bis dahin genossen, verbesserte den Geschmack der übrigen Speisen. Als einen Schlauch voll Leder man uns saurem Wein in grob gearbeiteten Bechern, und zum Nachtisch gab es Aepfel und Wallnüsse in Ueberfluß .... Nachdem wir die Schüsseln rein gesegt hatten — denn wir waren sehr ausgehungert —, kreten wir den letzten Becher, steckten unsere Cigarren an und scherzten und lachten auf Unkosten der ehrwürdigen Väter, daß die Mauern des alten Refektoriums wiederhallten. Nur Laienbrüder hatten uns bewirthet; kein einziger Mönch war bei Tische erschienen.

(Journal of the movements of the British Legion.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 3. August 1836.

Frankreich.

Bilder aus der Französischen Provinz.

Eine Wirthstafel.

Die Wirthstafel in der Provinz bietet jedem Reisenden eine Art von improvisirter Familie dar. Was ihren Reiz ausmacht, ist jene Innigkeit, Vertraulichkeit und Ungezwungenheit, die dem Neu-Angekommenen gleich begegnen. Es ist ganz wie zu Hause, zu noch besser daran, weil hier kein Hund und keine Katze, kein Nachbar, keine falschen Freunde, kein Portier, keine Benne, kein Schwarzseher u. s. w. ihm Verdruß machen oder lästig fallen.

Außerdem ist die Zauber-Katerne der sozialen Welt niegends teurer, materischer und mannigfaltiger. Mit Ausnahme des geschworenen Borschneiders, von dem wir bald mehr sagen werden, und etwa eines reisenden Handlungs-Commis, der mehrere Tage verweilt, sieht man alle Tage andere Gesichter. Das Personal wechselt noch häufiger als die Schüsseln.

Jeder ankommende Reisewagen bringt eine Portion Esser, Leute, die einander unbekannt sind, die in denselben rollenden Kosten eines packt waren, die auf dem Wege zusammentreffen, einander verlassen, sich stets neu ergänzen und von denen man doch schwören sollte, sie seyen allesammt die ältesten und besten Freunde.

Gute Freunde sind sie auch in der That; sie sind Freunde, aber nicht eigentlich aus Sympathie oder Gleichheit der Gesinnungen, sondern einzig darum, weil sie denselben Wagen, denselben Conducteur, dieselben Pferde, denselben Appetit haben. Dies ist eben so gut ein Grund, wie jeder andere.

Es wäre rein unmöglich, dieses wechselnde Kleeteil individuell aus zumalen; doch kann man das ganze Personal auf ein paar Haupt-Physiognomieen zurückführen. An jeder vollständig organisirten Wirthstafel befindet sich eine von dem Gastwirth gratis unterhaltene Person, welche bei der Mahlzeit die Honneurs macht und jedem Gaste von Amtswegen sich gefällig bewies.

Die Rolle dieses Emeritus, der sein Vortegemesser mit wunderbarer Geschicklichkeit handhabt, ist im Grunde eine ökonomische. Während er anscheinend nur den Vortheil der Gäste im Auge hat, arbeitet er nicht bloß mittelbar, sondern unmittelbar im Interesse des Wirths. Er braucht nur einen Blick auf die Karawane zu werfen, die sich eben um ihn herum gelagert hat, und schon weiß er aufs Haar, wie viel Speise der ganze Schwarm in einer bestimmten Zeit konsumiren kann. Für jedes bedeutende Stück, das es auf eine geschickte Art aus den Klauen der Bürger zu retten im Stande ist, hat er eine Prämie zu gewärtigen.

Dann kommt der abonnirte Tischgast, ein Bürger der Stadt und gesäßlicher Miteffer, der die Anzahl der Gerichte schon im Voraus kennt, immer einen kleinen Rückhalt in die Küche macht, bevor er an der Tafel Platz nimmt, und dem Hausmeister Neuigkeiten zuträgt, wofür er denn zur Belohnung gewisse Notizen über den Grad der Saftigkeit, der Zerkche und Garheit jeder Speise erhält. Diesem verschmitzten Lebemann ist nichts von dem, was die Speisen betrifft, ein Geheimniß. Kein falscher Schein vermag ihn zu täuschen; er ist der Lord Byron der Wirthstafel.

Wenn dieser Herr einerseits die Treuherzigkeit, die Sorglosigkeit und Unkunde des Reisenden sich zu Nutze macht, so beschreibt er ihm dafür auch andererseits alle Merkwürdigkeiten des Ortes; er nennt ihm den Namen des Bürgermeisters, erklärt ihm die Bedeutungen der Straßen-Namen, belehrt ihn über einen Wall oder Graben, die von Julius Cäsar angelegt seyn soll, und sagt ihm genau, wie viele Stufen er zu steigen hat, wenn er den höchsten Thurm des Ortes kletternd will. Alle diese Belehrungen empfängt man gratis, und doch ist der Cicerone kein privilegirter Inspektor der historischen Denkmäler Frankreichs!

Mustern wir nun die Reisenden! Da sitzt denn zunächst ein wohlbeleibter Mann von 40—50 Jahren, ein Kaufmann, Fabrikant, Eigenthümer oder sonst was; er hat ein röthliches Gesicht, lange Bauern, ein doppeltes Kinn, eine schwarzseidene Mütze. Dieser Herr spricht wenig, trinkt viel, sagt kein Wort, lacht naasfbrüchig, verschluckt sich öfter und bustet. Er lacht von ganzem Herzen über Alles, was der allgemeine Spaßmacher zum Besten giebt.

Jede Diligence hat nämlich ihre lustige Person, einen schwarz gekleideten Mann, den ich für einen Advokaten halte; er plaudert unaufhörlich, erzählt seine Ruckreisen gar possirlich, und beabsichtet den Witz der Streitsüchtigen mit vieler Geschicklichkeit.

Sein Stichblatt, seine Olive, sein Opfer ist jener lang gewachsene und milchdärtige junge Mann, von linkischen Manieren, etwas altmodischer Kleidung, großer Schweigsamkeit, frischer Gesundheit und jüngferlicher Verschämtheit. Wo trist er hin? Man weiß nichts davon, und er selbst weiß es kaum. Seine Reisern haben ihn auf die Diligence gepackt, wie ein Felleisen, und sein Felleisen ist mit einer Adresse versehen. Sie haben seinen Platz bezahlt und ihm dann gesagt: „jetzt reise!“ Und er ist abgereist.

Die vierte Hauptperson ist ein große, bagarrer, kalter, verschlossener Mann, ein öffentlicher Beamter, wo sich nicht sehr irre; denn an welchem Orte begegnet man seinem öffentlichen Beamten? Die ganze eine Hälfte der Französischen Nation besteht aus Beamten der anderen Hälfte. Steigst auf die Thürme von Roter-Dame und ihr findet ganz oben einen öffentlichen Beamten, einen Guardian. Aufsteher oder Thürmer. Geht hinab in die Eingeweide der Erde, verseukt euch in die Katakomben und ihr trefft hier — einen öffentlichen Beamten, einen unterirdischen Cicerone, einen Guardian der Gebeine und Todtenschädel. Bleibt ihr in euren Wohnungen, so bekommt ihr es leicht mit noch schlimmeren öffentlichen Beamten zu thun, besonders in dieser Zeit der Untersuchungen und Verbaftungen. Ihr seht, es ist eine Unmöglichkeit, dieser Menschenklasse zu entgehen.

Um nun wieder auf dasjenige Exemplar zu kommen, welches an der Wirthstafel sitzt, so ist dieser Herr allem Anschein nach von peinlichen Gefühlen bewegt. Er hat Furcht, und vor was? Vor der Möglichkeit, daß das Gespräch eine politische Wendung nehmen möchte. Da ihm begreiflicher Weise viel daran gelegen ist, in Amt und Würden zu bleiben, so kann man ihm seine Besorgnisse nicht verdenken. Der brave Mann wird zwar in seinem Falle selbst etwas unvorsichtiges reden; wenigstens muß er aber deßo mehr hören! Es kompromittirt ihn, nach seinen Grundsätzen, schon genug, wenn er auf die Behörden schimpfen hört, und dieses peinliche Gefühl zehrt an seinem Körper. Daher seine Magerkeit.

Sey nur ganz außer Sorgen, guter Mann! Die Welt kümmert sich nirgends weniger um Politik, als an der Wirthstafel, und zwar nicht aus Scheu, sondern aus Unwissenheit. Schon zwei, drei Tage befindet man sich auf der Reise. Man weiß nichts, man denkt an nichts. Wie kann auch der Mensch eine Meinung haben, wenn er nicht einmal die Zeitung gelesen hat?

Und dann giebt es auch hier ganz andere Dinge zu thun, als politische Meinungen zu verfechten. Der Nachtisch ist aufgetragen, und jetzt beginnt die Glanzperiode des reisenden Commis, von dem ich oben gesprochen. Der reisende Commis ist während der Hauptmahlzeit etwas bescheiden gewesen; er hat während des Klirrens der Gläser und Gabeln nur etwa fünf Dutzend Calembourg's und drei oder vier muntere Histörchen zum Besten gegeben. Man nehme noch hinzu, daß er gegessen oder vielmehr die Speisen hinuntergewürgt hat; denn das Pferd grasst, der Ochse käut wieder, der Mensch ißt und der reisende Commis würgt hinunter.

Endlich erscheint eine günstige Gelegenheit; sobald der Nachtisch aufgetragen wird, angelt sich der Commis die allgemeine Aufmerksamkeit: er tritt abwechselnd als Possenreißer, als Taschenspieler, als Bauchredner, als Virtuos auf. So z. B. verschluckt er Brodkügelchen und zeigt sie bald nachher wieder an; dann modellirt er mit denselben Kügelchen die Büste Lafayette's oder die von Ludwig Philipp. In der Art, wie er diese Zigilchen modellirt, erkennt man gleich, ob er monarchisch oder republikanisch, Radikaler oder Juste Milieu ist; im Allgemeinen aber hat unser Handlungs-Reisender seit der Juli-Revolution keine Meinung mehr; er kann sich selbst noch nicht wiederfinden, kann nicht sesten Fuß gewinnen in dieser Ueberschwemmung politischer Systeme, die Feuerbrünste durchtoben. Mittlerweile sagt er keck, daß Bonaparte ein großer Mann gewesen, jedoch etwas zu ehrgeizig war; er haßt die Jesuiten, macht Wortspielcak auf die unwissende Weltpriesterschaft und läßt den Gott aller steifen Leute leben.

Jetzt produzirt er eine andere liebenswürdige Eigenschaft: er zerschneidet ein Stück Brod in eine Menge kleiner Stückchen, legt sie, eines nach dem andern, auf die Tischkante seiner Linken, schlägt dann mit der Rechten gegen der Kante, und siehe da! sämmtliche Stückchen fliegen ihm zur allgemeinen Belustigung in den Mund. Nach diesem Kunststück stellt er sein Glas mit Wasser, hält es mit der linken Hand auf dem Tische fest, benetzt den Zeigefinger der Rechten und lockt ihn um den Rand des Glases herumzuleiten, so daß eine ohrenzerreißende Musik entsteht. Die zartnervigen Damen bitten ihn um Barmherzigkeit; diese gräuliche Harmonie zu verstummen zu lassen; er aber bleibt unbarmherzig. Er hat die subjektive Ueberzeugung, daß man die Damen recht quälen muß, wenn man ihre Gunst erwerben will.

Digitized by Google

Hat der reisende Handlungsbeflissene die Reihen seiner Zuhörer genugsam gemartert, so geht er zu Bauchredner-Künsten über. Er spielt den Bauchredner auf eine gräßliche Weise. Gewöhnlich erzählt er die Scene zwischen dem Schornsteinfeger oben im Kamin und seinem Meister, der von unten mit ihm zankt und auf ihn schimpft, weil er ihm, als er eben in die Höhe sah, etwas Ruß ins Auge hat fallen lassen. Es ist dies eine sehr dramatische Situation.

Sodann erzählt der Handlungs-Reisende das letzte Abenteuer des Herrn Mapeux, nämlich: „Welchergestalt Herr Mapeux sich kompromittiret gesehen bei der letzten Partier Eweuse; welchergestalt er, weil er zufällig unter den Pferden gesessen, gewaltsam zuweilen sog, zuweilen tüchtigen zu begehen, um nicht ihr erstes Opfer zu werden; welchergestalt er damals mit dem Blute eines Stabs-Offiziers (statt des Weines) im Glase einen Toast ausbringen und ein achtjähriges Kind verspeisen sehen; wie er mit einer Hand gestoßen und mit der anderen gestohlen, um den Aufstehern eine genügende Wagschale für seine Moralität zu geben; welchergestalt er endlich, nachdem man ihn binter einem Haufen Pfahlscherben, die ihr verdecken sollten, entdeckt hatte, in ein ekelhaftes Scuterrain der Polizei-Präfektur geworfen worden — wie er daselbst einen Zweikampf mit einer ungeheuren Ratte bestanden, und welche schöne Antwort er vor dem Richtstuhle gegeben."

Den Beschluß macht unser Tausendkünstler damit, daß er, ohne sich sehr bitten zu lassen, sämmtliche Lieder des Abraten Frydeau singt. Zu seinen Meaprux Reiten gehören: „Komm', weiße Dame!"; — „Ha! welch ein Glück, Soldat zu sein!" — „Es ist die Fürstin von Navarra"; — vor Allem aber gängt er in der anmuthigen Gattung:

Einhundert Statuen schmücken den festlichen Saal,
Und großen goldnen Wein in den goldnen Pokal w. s. w.

Anwesenden singt er Romanzen, wozu er mit Weisen und Gebärden sich selbst accompagnirt, auch lustige Lieder in allen Tonarten. Weltert sein Auditorium nur aus Männern, so giebt er Alles ohne Ausnahme zum Besten; befinden sich aber Damen darunter, so substituirt er den allzu schlüpfrigen Stellen ein Tra la la, den unschicklichen Reimen aber einen Laut, den er dadurch hervorbringt, daß er seinen Zeigefinger in den Mund steckt und rasch wieder herauszieht. Paf!

Wie klingen auch die Dissiere wie ertönen sie! Die Wiederkehr, (also auch jeder Dilligrave) ist stets einem Offiziere geschuldet, einem Offiziere aus der komischen Oper. Es ist dies Einer von jenen Herren, die sich immer mit Urlaub und Beeläugnung des Urlaubs herumtragen. Solche wie Nomaden herumziehenden Heroen haben etwas Sultanisches in ihrem Wesen und etwas Kamelanzüchtes in ihrer Physiognomie. Sie sind im Durchschnitt von mittlerer Statur, wachsenen Embonpoint und einschmeichelnd wie Gift und Liebe. Sie haben einen feischen und rothen Teint, ein rundes Gesicht, ein Gesichten im Kinn, einen ziemlich langen Hals, rothe Ohren, einen feisirten Schnurbart, eine hohe und weiße Stirn und ein federnartiges, fein gekräuseltes Haar. Ihre Kleidung besteht aus bestigen Pantalons, einem grünen, bis an den Hals zugeknöpften Reisterock mit garnirten Knopflöchern, einer schwarzen Halsbinde und einer ziemlich hohen, mit flitternder Tresse, die etwas flubermäßig sitzt. Ihre Hände sind klein, weiß und fleischig; an allen Fingern tragen sie Ringe um den Steifein immer Sporen. Ein solcher Herr Oberst von beträchtlichem Urland sveicht wenig und trinkt den Wein ohne Beimischung von Wasser. So oft er einmal hustet, duftet Jeder: dieser Mensch weiß eine Weile von gutem Kaliber haben. Den schönen Geschlechte ist er ein Gegenstand der Zärtlichkeit, ohne Unterschied des Ranges und Standes; auch sieht ihm eine Art von sterreotypem Lächeln zu Gebote, das halb sardonisch ist, halb nach Libertinage schmeckt. Dieses Lächeln übt auf gewöhnliche Frauen einen wundervollen Zauber.

So stärken wir uns überflüchtlich das gewöhnliche Personal einer Wirthstafel betgestellt. Setzen besuchen sich Engländer darunter. Die Engländer bilden gern eine Gesellschaft für sich. Man sieht ganze Britische Familien, lauter lange, hagere, mit Kamaschen bekleidete Figuren, kalt und gefrorenlich durch den großen Speisesaal schreiten, um in einem anstoßenden Kabinette sich gütlich zu thun. Es geschieht dies eines Theils aus Menschenscheu, größten Theils aber aus Oekonomie — eine viel verhandelnde Oekonomie, die sich wohl senken kann, Wirthen werden, sie hier für ein einziges junges Huhn so viel bezahlen müssen, als die Rechnung der ganzen Familie an der Wirthstafel betragen haben würde. — Gleichviel: sie laborieren nun einmal an Vorurtheilen und Mißgriffen. Sie halten sich nur dann für gerecht, wenn man sie ohne sorgfältige Rechnung preßt. Sie wollen durchaus eine Karte, ein Mahlzeichen-Exempel sehen, bevor sie sagen ausdrücklich, sie seven nach Frankreich gekommen, um zu sparen, weil man sich in Frankreich wohl feller zu Grunde richtet, als in England.

Es bleiben uns jetzt noch ein paar Worte über das weibliche Personal. Gewöhnlich befinden sich zwei Damen unter den Passagieren: diese Damen sind entweder Mädchen, oder Witwen oder — verheirathet; über Einige bleibt der Zweifel. Kann man klar werden. Beide haben ungefähr gleiches Alter, sind weder verniger hübsch, sentimental oder muthwillig, freuder oder zuvorkommend, aber zu jeden Falle Kokketten.

Woher kommen sie? Wohin geht die Reise? Was sind sie? Was treiben sie? Wen gedenken sie an? Alle diese Fragen geben der Phantasie ihren Zügellosesten reichte Nahrung, und stürzen sie in einen wahren Strudel von Vermuthungen und Konjekturen. Wie dem nun sei, ich liebe die reisenden Schönen. Ich finde Vergnügen an ihren unverdrießlichen Toiletten, an ihrer Taille, die keine Schnürbrust einklemmt, an jenem abgenutzten grünen Schleier, jenen geheimnißvollen großen Mantel oder Schawl, der zu Hypothesen Stoff giebt. Ich liebe ihren Teint, den Schlafmangel zerbleicht hat, ihre großen der Müdigkeit Einschreibung bieten, ihre auf der Stirn liegenden glatt gekämmten Haare, das kleine Häuchen, das ihnen zum Entsetzen und stets, und die schlechten Pantoffeln, deren Fetzen ein niedliches Füßchen überdeckt. Ihr ganzes Wesen hat etwas wollüstig Müdes und anmuthig Schmerzentreiches; und selbst der Ton ihrer Stimme scheint zu sagen: O Gott! ich kann nicht mehr! Ich bin sehr erschöpft, bin wie zerschlagen, wie gerädert, und muß der Zukunft beinahe verzagen!

Wenn die reisenden Damen der Diligence entstiegen sind, werden sie plötzlich unsichtbar und erscheinen nicht eher an der Tafel, bis das zweite Gericht devorsteht. Sie leben übrigens beinahe von der Luft, und verbringen den größten Theil der Zeit damit, daß sie einander etwas zuflüstern; denn zwischen Damen giebt es immer einen Austausch von Geheimnissen. Oft erstehen sie ein Gähnen, welches sich verstaltende Locken hinter den Ohren, oder ein Zurechtmachen des, betrachtern ihre Fingerspitzen, lauschen den Alsanzereien, die man ihnen beerzählt, und lächeln statt aller Antwort. Auch ziehen sie den immer herabgleitenden Schawl ober Mantel wohl hundert Mal wieder über die Schultern, oder sie werfen die Kinnbänder ihres Hutes zurück, die immer wieder hervorkommen: dies giebt ihnen Gelegenheit, einen reizenden Vorderarm zu zeigen. Endlich, der Handlungsreisende seine etwas anzüglichen Complete anstimmt, erneuern sie ihre stisterende mit Lachen vermengte Unterhaltung und thun, als lachten sie über etwas Anderes.

Bieder haben wir nur beachtet, was über dem Tische vorgeht; wie es unten stehen mag, ist uns noch ein Räthsel. Wer weiß, ob der Stiefel des Offiziers mit dem Pantoffel seiner hübschen Nachbarin nicht sehr vertraut geworden ist? Zu Anfpruche's findet sich unter einem Tische die beste Gelegenheit, und wo der Zufall Personen bestellt Geschlechts so wie dier zusammenführt, um sie in einem Nu wieder zu trennen, da ist eine Intrigue bald eingeleitet.

Eine junge Reisende, die keinen Menschen hat, der sie braufsichtigt, braucht sich nie die peinliche Frage zu stellen: „was wird diese oder jene Person, was werden die Leute dazu?" Gerade die Gewißheit, nach wenigen Stunden ein eben gefundenes Band wieder zerreißen zu müssen, die Gewißheit, dem gelieben Gegenstande nie wieder zu begegnen, als höchstens im Thale Josaphat, macht diese ephemere Liebe noch feuriger, noch romantischer und hingebender. Bei solchen Liebesbündnissen im Stuvenschnelle kommt es sicherlich nicht leicht weiter als zu einem Lächeln, einigen verliebten Blicken, ein paar doppelsinnigen Worten, einem Händer-Druck. Zuweilen, aber erbeterische Nothwendigkeit stellt sie in den Schranken eines ernsten Platonismus.

(Le Siècle.).

Bibliographie.

Cours élémentaire et pratique de la Tenue des livres en parties doubles. — Von Joseph Gérard. 8 Fr.

Essai sur l'éducation, et spécialement sur celle du sourd-muet. — Von Désiré Dehinaire.

Fleurs de Mai. Traduction de l'allemand de Chanoine Schmid. 2 Fr.

Jardin de la langue latine, divisé en deux parties. — Von Barthélemy Merand 5 Fr.

Jacques Delorme, ou Bonheur et Religion. — Von B. d'Exauvillez. Zweite Auflage.

Racines de la langue allemande. — Von Chrétien Leut. 6 Fr.

Lectures tirées des Chroniques et des Mémoires, précédées d'un précis des événements depuis les Gaulois jusqu'à nos jours. — Erster Band.

Du Démon de Socrate. Spécimen d'une application de la science psychologique à celle de l'histoire. — Von J. F. Lelut. 7 Fr.

Traité des Causes primordiales, géographiques et historiques. — Von C. R. Gaubert. In 12.

Böhmen.

Ueber das Alter der Slawen in Europa.

(Schluß.)

XII.

Ueberdies ist der Umstand wichtig und durchaus nicht zu übersehen, daß gerade in einen Räubern, wo später, das ist im 3ten und 6ten Jahrhunderte, plötzlich eine ungeheure Menge Slawen mit den mannigfaltigsten Volksnamen vor unsere Augen tritt, das ist in den Gegenden um das Karpathengebirge, schon in viel älterer Zeit bei Griechischen und Lateinischen Schriftstellern Namen von Städten, Flüssen und Bergen vorkommen, die so offenbar den Charakter des Slawischen an sich tragen, daß es ohne gezwungene Meinung unmöglich ist, sie für solche nicht anzuerkennen und sie einem Volksstamme eines anderen Sprachstammes zuzuschreiben. Wir gedenken hier nicht, Wörter anzuführen, die bloß einen Slawischen Anklang hätten und muthwirren entweder die Ansiegungen unterworfen wären, sondern wir wollen solche Wörter anführen, die durchaus klar, unverkennbar und offenbar Slawisch sind, und von unbewußten Zeiten als Namen von Flüssen, Bergen und Städten bei den Slawen gebräuchlich, bei anderen Völkern aber durchaus unverständlich sind, einheimischen Namen, die durchaus in keiner anderen Europäischen Sprache sich wiederfinden. Solche Wörter sind z. B. Zeta oder Cerna Bejawa, Pleso, Plewa, Metawa, Ebeles, Sitowe, Plena, Potiß u. v. a. Wir wollen hier zur besseren Aufklärung der Sache einige wenige Beispiele anführen. Sirbi oder Serbi, ein Volk, welches nach Plinius (vor dem Jahre 79 nach Chr.) und nach Ptolemäus (um 161) zwischen den Weichsel und der Weiga, an dem beutigen Fluße Serba oder Serpa seine Sitze hatte. Serbinum, nach Ptolemäus eine Stadt im unteren Pannonien; Serbetium, nach den Peutingerschen Tafeln und nach dem Itinerarium Antonini ebendaselbst gelegen, vielleicht bereits derselbe Name, an welchselbst das heutige Srbac an der Sau. Iserna, nach einer Römischen Inschrift, auf Maenzer (v. J. 157), einst eine Stadt, jetzt Ruinen am Flusse Cerna bei ihrem Ausfluß in die Donau an der Gränze zwischen Ungarn und

Digitized by Google

Wallachei; in anderen gleichzeitigen Quellen wird sie Zerna und Zierna geschrieben. Versbosic, nach den Memorabilien des Kaiser Trajan (106) bei Priscian, Perseveja; nach den Peuting. Tafeln u. A., nur eine noch im Mittelalter bekannte Stadt an dem heutigen Flusse Brjawa im südöstlichen Ungarn. Pisso, nach Plinius, Aurelius Victor u. A., der größte See im Pannonien, später Blaten genannt, ist der rein Slavische, in den Karpathen, in Mähren, Schlesien und Rußland längst mehr bekannte Name plesso, der See. Palva, nach dem Itinerarium Antonini eine Stadt im unteren Pannonien, noch jetzt ein Städtchen und Flüßchen Plewa im Türkischen Kroatien. Maravisc, nach Ptolemäus ein Nebenflüßchen des Don, nicht weit von den Sitzen der oben erwähnten Serben. Karpates, nach demselben Ptolemäus, nach Martian, Serafatres u. A. das Karpathengebirge, so viel als Chrbet, so wie noch heutzutage ähnliche große Gebirge genannt werden; die unwohnenden Russinen nennen die Karpathen Horby, bei den Ebermaten und Winden den bedeutet das Wörtchen chrb oder chrib dasselbe, das ist einen Berg. Savari, nach Ptolemäus u. A. ein Volk hinter den Karpathen in Sarmatien, ihemlich mit Nestor's Slowern. Wir wollen uns hier nicht über andere Namen aus derselben Epoche weiter verbreiten, dahin gehören: Wyna Schauna, (Wynigland) Chwinjud oder Chwini Slawen, Patissius (Potisi) (die Gegend an der Theiß). Milaresk (der beliebte Fluß), Steten (der Mittlere) u. A., welche Namen man alle ohne Anstand für Slawische sogleich erkennen muß, und wir überlassen es dem unbefangenen Urtheil, zu erwägen, ob es thunlich sey, diese und dergleichen Namen den Slawen abzusprechen und aus irgend einer anderen Sprache herzuleiten, ungeachtet der Umstand, daß alle solche Benennungen als Eid, Ether, Cerna, Brza, Brjawa, Plesa, Plewa, Moskawa, Ethbat, Sjewer u. s. w. von undenklichen Zeiten der bis zum heutigen Tage von allen, auch den von einander entferntesten Slawen, als Benennungen derselben Gegenstände allgemein gebräuchlich, indeß man bei den anderen Alt-Europäischen Völkern nicht die geringste Spur davon findet. Wäre es daher nicht verkehrt, und unsinnig, anzunehmen, daß die Slawen erst nach ihrer supponirten Ankunft auf diesen in dem Jahrhunderte diese Namen von anderen Völkern übernommen hätten, da doch keine anderen vorhanden waren? und auch, wenn das der Fall gewesen wäre, so ist es nicht möglich, daß diese Namen in einer so großen Ausdehnung Slawische gekommen wären und sich da so sehr verbreiten hätten. Es dürften also wohl dergleichen geographische Benennungen als unbestreitbare Zeugniß leisten, daß dasjenige Volk, den sie ihren Ursprung haben, ein Slawisches und zwar von uralterher Zeit in Europa angesessenes Volk gewesen sey müsse.

XIII.

Endlich verdient auch der Umstand unsere besondere Beachtung, daß, obgleich wir ausdrücklichen Zeugnisse gleichzeitiger Griechischer und Lateinischer Schriftsteller über den Ursß der Slawen in Europa erst dahin gelangen, daß doch offenbare Beweise vorliegen, daß man sie zur Zeit ihres ersten Auftretens auf dem historischen Schauplatze im Jten und Ten Jahrhundert, in jener so denkwürdigen Epoche, wo sie, aus ihren Stammsitzen von Hunnen und Awaren verdrängt, mit diesen gemeinschaftlich Europa in den Occident überschwemmten, unter Verhältnissen traten, nicht für ein neues und fremdes hielt, sondern als ein altbekanntes betrachtete. Dieses erhellt überall aus der ganzen Art und Weise, wie die damaligen Schriftsteller von ihrer Erscheinung auf den Schauplatz der Geschichte berichten, theils aus den von ihnen ausdrücklich ausgesprochenen Zeugnissen. Zuerst verdient hier Prokopius angeführt zu werden. Nachdem er eine Beschreibung, die dieselbe auch ausführlicher, wie wir besitzen, von den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren gegeben hatte, schließt er seinen hochwichtigen Bericht durch einen allgemeinen Ausspruch über das Alterthum der Slawen mit folgenden äußerst denkwürdigen Worten: „Ehedem war den Slawen und Anten ein und derselbe Name eigen; denn Beide wurden von uralters her (τὸ πάλαιον) Sporen genannt, weil, wie ich meine, sie ursprünglich an diesen Ufern wohnten. Daher auch von ihnen sehr vielfältige Einfälle in das Gebiet sind; denn der größte Theil der Landschaften jenseits des Ister ist ihr Besitzthum." Es waren also die Slawen von uralters her, das ist wenigstens seit mehreren Jahrhunderten, dem von unlängst vorgefallenen Zeiten wieder man sich eines solchen Kindereks nicht bedienen, den Griechen, und vielleicht auch den Römern, unter einem, wir Prokopius berichtet, dem ganzen Stamme gemeinschaftlichen Namen, den der Sporen, aber wie wir es verstehen, der Sporen bekannt. Da nun Prokopius gleich weiter hinzusetzt, daß die weitläuftigen Länder jenseits der Donau ihre Sitze gewesen, und nichts davon erwähnt, daß sie in diese Gegenden von anderswoher eingezogen wären, so ist nicht zu zweifeln, daß er selbst dafür hielt, daß sie von jeher in diesen Landschaften gewohnt und darum auch allgemein bekannt waren. Den Ausdruck „von uralters her (ὁ παλαιὸς)" kommt er auch an einer anderen Stelle, wo er von der bei den Slawen gewöhnlichen Volks-Regierung spricht, woraus wenigstens deutlich hervorgeht, daß er nach dem Alterthum der Slawen sleißig geforscht und sich eine ziemliche Kenntniß davon, theils aus ältern Schriften, theils aus mündlicher Ueberlieferung, erworben hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn der bei diesen seinen Forschungen von irgend was von einem unlängst von den Hunnen gebrachten Namen der Slawen aus Asien in Europa gehört hätte, er es gewiß nicht mit Stillschweigen übergangen haben würde. Keiner von den Schriftstellern jenes Zeitalters hielt die Slawen für Asiatische Auswanderer, gleich den Hunnen, Awaren, Bulgaren u. s. w. Bei dem Alter ist sehr zu bedauern, daß Prokopius, weil er der Slawischen Sprache durchaus unkundig war, uns den uralten, allen Slawischen Stämmen gemeinsamen Namen nicht in seiner ursprünglichen und unverstümmelten Form hinterlassen hat. Denn möglich jeder sinnige Forscher der Slawischen Alterthümer nach dem Vorgange Dobrowsky's sich leicht überzeugen wird, daß Prokopius das gewiß nie gehörte Wort Sporen aus dem Ile-Slawischen Namen Serben umgewandelt hat, so wird doch die Verstümmelung dieses Namens bei dem fast einzigen Schriftsteller jener Zeit, der über das Slawische Alterthum geschrieben, immer den einheimischen und fremden Gelehrten zu vielerlei Auslegungen, Irrungen und Umbildungen dieses Wortes Veranlassung sein, um allerlei schale Hypothesen vom Ursprunge der Slawen zu Tage fördern. Mit dem Zeugnisse des Prokopius von dem Alterthum der Slawen in Europa stimmen auch die Aussprüche späterer glaubwürdiger einheimischer sowohl als auswärtiger Zeugen überein. Hieher gehört vor Allem das merkwürdige Zeugniß des Guido von Ravenna, gewöhnlich Anonymus Ravennas genannt, welcher im Laufe des 9ten Jahrhunderts giebt (gest. 886) und aus den Römischen Reise-Mappen und anderen für uns verloren gegangenen Quellen eine ausführliche Chorographie verfaßt hat, die nun freilich nur in einem mageren Auszuge auf uns gekommen ist, jedoch sehr viele überaus wertvolle Fragmente und Nachrichten in sich schließt. Dieser schreibt Folgendes vom Ursprunge der Slawen: „Im Umkreise der sechsten nächstlichen Stunde liegt die Heimath der Serbben, aus welcher der Stamm der Slawen hervorging; aber es sind auch die Vites und die Chymabes aus derselben hervorgegangen." Es muß bemerkt werden, daß unser Geograph dieses Serbbien, woraus er die Slawischen Völker herleitet, zwischen die Wohngebiete der Roemanen, Zumen, Korten und Regolanen setzt, und namentlich es von dem alten Serbbien unterscheidet, welches weiter gegen den Aufgang im Umkreise der zehnten nächtlichen Stunde gelegen und was er „das alte sleppereiche Serbbien" nennt. Das Zeugniß des Guido verdient um so mehr Beachtung, da es zweifelsohne aus guten und reinen Quellen, nämlich aus Lateinischen Geschichtbüchern Deutscher Herkunft aus dem 7ten Jahrhunderte, geschöpft ist, die er zwar dem Namen nach ungeführt hat, deren Schriften aber verloren gegangen sind, aber auch das vieles aus den mündlichen Ueberlieferungen vielgereister und erfahrener Männer gesammelt ist.

Mit Guido's Nachrichten stimmt einigermaßen dasjenige überein, was in den geographischen Memoranbilien einer Münchner Handschrift aus dem Ende des 9ten Jahrhunderts von den Slawen zu lesen ist; „Germani (das ist die Serbjanen, damals z. B. 70) reichen bis zu bedeutender Größe, daß aus demselben alle Völker des Slawischen Stammes, nach ihrer eigenen Versicherung, abstammen." Die Vergleichung dieser Stelle mit anderen in denselben Memorabilien führt zu der Ueberzeugung, daß dieses große Reich der Serben, dieser Ursitz und Ausgangsstätte aller damaligen Slawischen Stämme, von Belosirbien bis Kaiser Constantinus Porphyrogenneta und von der Nazewnisse Guido Kleine-Serbbien durchaus nicht verschieden war.

Auf ähnliche Weise spricht der Papst Johann X. (914 — 929) in seinem Briefe an den Ebermatischen Fürsten Tomislaw und an den Zachlumer Fürsten Michael in folgenden Worten: „Fürwahr, wer wüßte daran zweifeln, daß die Reiche der Slawen zu den Ersitzungen der apostolischen und katholischen Kirche zu rechnen sind, welche gleich in ihrer Wiege die Nahrung gern, selgen Andenkens, den Papst Gregor u. s. w." Dem, worauf hier der Papst hindeutet, dient als treffliches Zeugniß dasjenige, was Nestor, der Ilteste Russische Chronist, von den unterjochten Stämmen der Slawen vor der Occupation und im alten Illyricum sagt, von der Besitznahme durch die Apostel Paulus und Andreas unter den Slawen in Illyricum und in Rußland u. s. w. in seinen Annalen berichtet. Dieses Zusammentreffen zweier so entfernten, von einander unabhängigen Zeugen in einer und derselben Sache ist gewiß misverstritig und beachtenswerth. Wir wissen zwar recht wohl, daß diese Tradition von der Anwesenheit der Apostel Paulus und Andreas unter den Slawen auch Slawische Gewässe durchaus nicht begründet werden kann; jedoch bietet uns das letztemeges, daß wir aus diesen altchristlichen Zeugnissen wenigstens dasjenige benutzen, was sie unser gegenwärtiges Thema so vortrefflich geeignet ist, nämlich, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters unter den damaligen Gelehrten das ursprünglichste und reelle Dasseyn der Slawen in Europa die allgemeine anerkannteste Meinung war. Und so vieler Zeugniß scheint uns besonders Nestor's Zeugniß äußerst wichtig zu seyn. Er war ein geborner Slawe, lebte inmitten des ausgebreitesten Slawischen Volkes, der Russen, schrieb am Ende des 11ten Jahrhunderts und schöpfte seine Nachrichten aus mutterländischen einheimischen Quellen, aus alten Traditionen, aus noch vorhandenen Gesängen und Erzählungen.

Es ist durchaus nicht zu glauben, daß, wenn der Zug der Awaren nach Europa erst im 3ten oder im 6ten Jahrhunderte erfolgt wäre, das Gedächtniß einer solchen Ueberseelung wenigstens in Volkssagen und Volksliedern sich nicht bis ins 10te und 11te Jahrhundert erhalten hätte. Doch davon findet sich nirgends eine Erwähnung, sondern gerade umgekehrt zeigen sich offenbare Beweise, daß die Slawen sich selbst für ein ursprünglich Europäisches Volk gehalten haben, welches von jeher ein Theil der Bevölkerung Rußland ausmachte und in uralten Zeiten mit einigen Zweigen seines Stammes bis tief nach Süden in die Donau-Gegenden des ehemaligen Illyricum gezogen hatte.

Aus allen diesen bis jetzt auseinandergesetzten Gründen, wenn wir sie alle zusammen verbinden und sie unparteiisch nach ihrem innern Werthe beurtheilen, können wir mit aufseldarer Gewißheit den Schluß ziehen, daß der Stamm der Slawen bis tief in die historischen Zeit so zahlreiche und in so viele Völkerschaften zerfallende Slawische Stamm unmöglich erst zur Zeit der neueren Züge Mongolischer, Turkischer und Tschudischer Völker, namentlich der Hunnen, Sabiren, Awaren, Bulgaren, Chasaren u. A., aus Asien in Europa eingewandert seyn könne, sondern daß er schon da von uralter Zeit her zwischen anderen ihm verwandten Volksstämmen, den Thrakern, Esten, Deutschen und Lithauern, seine bestimmten und bleibenden Wohnsitze daselbst gehabt haben müsse. Aus diesem Grunde wird der gewissenhafte Forscher Slawischer Alterthümer gewiß es für seine unabweisbare Pflicht anerkennen, der Alten den Ursprung der neueren Slawischen Völker nirgends anders als in Europa aufzusuchen, und sich wohl hüten, daß er sich nicht aus Uebereilung und einseitiger Ansicht im Felde Asiatischer Geschichtsforschung verliere.

Digitized by Google

Damit er jedoch beim Uebergange aus der finstern und lichteren Geschichts-Epoche der Slawen in die unsichere und dunkele vom rechten Wege nicht abirre, wird er vorzüglich seine Aufmerksamkeit darauf richten müssen, zu erforschen, unter welchen Namen die Slawischen Völker im 3ten und 4ten Jahrhundert, zur Zeit ihrer letzten Ausbreitung in Europa, anderen umgebenden Völkern bekannt wurden und welche Länder von gleichzeitigen Schriftstellern sie über damaligen oder früheren Wohnsitze angegeben werden. Wenn einmal die eigenthümlichen Sitze der Slowen im 3ten und 3ten Jahrhundert mit hinreichender Sicherheit aufgefunden sehen werden, gelingt es vielleicht, dann neue Quellen des Lichtes aus älteren Griechischen und Lateinischen Schriftstellern und anderen Denkmalen zu Tage zu fördern und endlich die dichteste über die älteste Geschichts-Epoche unserer Hauptvölker liegende Finsternis vollends zu verscheuchen.

Australien.

Die Verwaltung von Van-Diemens-Land.

Das East-India-Magazine giebt von dem Despotismus des Gouverneurs dieser Kolonie die nachstehende Schilderung, die einen um so traurigeren Eindruck machen müßte, wenn nicht nachträglich hinzugefügt würde, daß dieser Gouverneur jetzt abgelöst sey.

„Die Engländer schienen gegen Fremde und gegen ihre Brüder in den entfernten Kolonieen sehr gleichgültig zu seyn. Um die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Unbill, die man sich straflos gegen diese erlaubt, zu lenken, wird eine Schilderung des in Van-Diemens-Land befolgten Systems nicht ohne Nutzen seyn. Diese schöne Kolonie blutet jetzt unter der herrschenden Tyrannei ihres Gouverneurs; Gräbern wird Jeden ergreifen, wenn er hört, daß auf dieser unglücklichen Insel nicht nur das Eigenthum, sondern auch das Leben der Bewohner unsicher sey. Dies ist unglücklicherweise keine leere Behauptung, sondern eine, die der unten vorzutragende Fall bewahrheiten kann. Wir können zuvörderst voraus schicken, daß der Gouverneur den Bewohnern desswegen so verhaßt ist und war, und ihren Unwillen deshalb so gegen sich erregt hat, weil er eine giftige Habsucht, zum Nutzen seiner Spießhut und sie seiner Günstlinge Beinat, Unterschleife, auf Kosten des Volks an den Tag legte. Sein zur Wildtür und Tyrannei sich hinneigendes Temperament veranlaßte ihn, Jeden, der so viel Unabhängigkeit des Geistes hatte, ein Verbrechen zu mißdeuten, auf alle nur mögliche, wenn auch noch so ungerechte Art zu verfolgen. Jeden erledigten Posten besetzte er mit Individuen aus seiner Familie, oder mit seinen Kreaturen. Doch auch diese Lage der Dinge wäre noch nicht unerträglich gewesen, hätte einer die Gesetzgeben rein und ungetrübt bewahrt; aber die Erfahrung hat gelehrt, daß sogar die richterlichen Beamten Instrumente seines rachesüchtigen despotischen Geistes waren.

Hier folge eine kurze Erzählung, wie gegen ein Individuum wegen eines ihm aufgebürdeten Verbrechens, an dem daselbe so unschuldig war, wie der König von England, auf Todesstrafe erkannt wurde.

Ein Herr Robert Bryan, ein freier Kolonist und mit einigen der achtbarsten Familien auf der Insel verwandt, ward im vergangenen Oktober in einen Kriminal-Prozeß, wegen vorgeblichen Raubes Vieh-Diebstahls, verwickelt, vor ein Standrecht gestellt, auf die Aussage eines meineidigen Zeugen hin schuldig befunden und, wie oben gesagt, zum Tode verurtheilt. Zuerst wird aus dem Prozesse so viel klar, daß zwei Listen von Geschworenen existirt haben, die eine vom Gres-Schrift, als der gesetzmäßig konstituirten Behörde, die andere vom Gouverneur angefertigt. Als die Liste des Sheriffs vorgelesen war, verlangte der Richter die vom Gouverneur ausgefertigte und befahl, ohne Widerrede nach dieser letzteren zu verfahren; so wurde die des Sheriffs verworfen. Verlagter protestirte gleich gegen den ersten Geschworenen, einen Major Wellman, indem er sich auf den Grundsatz des Verbeitigtseyns und der Gunst stützte, weil der Major zwei Söhne und einen Schwiegersohn hatte, die im Mileau des Gouverneurs angestellt waren, und weil der Geschworene selbst eine Magistrats-Person war und ein Amt erwartete; aber der Richter hieß diese Einsprüche nicht gelten und befahl dem Major Wellman, den Geschworenen-Eid zu leisten. — Würde ein Richter in England es wohl wagen, so schändlich zu handeln?

Der würdige Major Douglas ist jetzt auf der Heimreise begriffen, um eine Klage gegen den Statthalter von Van-Diemens-Land einzuleiten. In einem von ihm geschriebenen Briefe sagt er dem Gouverneur unter Anderem: „Ich fühle es, daß ich mein Amt mit Ehren nicht länger verwalten kann; es wäre eine Erniedrigung und ein ewiger Vorwurf, den ich mir selbst machen müßte, hätte ich es kennoch, nach allen den Kränkungen, die wir, ich und meine Familie, in diesem Lande von Ihnen erlitten haben." — Ferner: „Indem ich mich an Ew. Excellenz wende, setze ich mich unangenehmen Folgen aus, denen zu trotzen nur mein lebhaftes Gefühl sie offenbare, grobe Ungerechtigkeit mich anspornt; denn ich werde nicht nur das äußerste Mißfallen Sr. Excellenz selbst zuziehen, sondern auch von der unbezähmbaren Rache der zahlreichen Schaar derer, die durch Ihre Gunst leben, und aus Furcht vor Ihrer Macht und in Hoffnung auf Ihre Gnade allezeit Ihrem Willen blindlings Folge leisten, verfolgt werden." — An einer anderen Stelle heißt es: „Die direkten und indirekten Mittel Sw. Excellenz zur Unterdrückung, ich wiederhole es, sind bei weitem größer, als die irgend einer Despoten der Welt, und müssen den Leuten, die hierher kommen und mit der Lage und dem Zustande der Kolonie und der ungebrunen Gewalt, mit der Sw. Excellenz bekleidet sind, indem Sie über die Öffentlichen Einnahmen, die Krongüter frei und unumschränkt disponiren, unbekannt sind, unglaublich erscheinen." Und zu diesen fügen wir noch schließlich eine Stelle hinzu, in welcher der Briefsteller äußert: „Ew. Excellenz können, wie Sie hinlänglich durch die That bewiesen, das Avancement eines Jeden in der Kolonie beschleunigen oder hemmen." —

Nun noch ein Wort über die Art der Beweise, auf welche hin ein Mensch zum Tode verurtheilt worden ist. Sollte man wohl glauben, daß auf das Zeugniß einiger überwiesener Meineidigen, welches noch überdies durch Beweise von Seiten redlicher Männer widerlegt wurde, über jenes Individuum das Schuldig ausgesprochen wurde und daß war das der Fall. Man muß ja nicht vergessen, daß es auch zur Politik des Gouverneurs gehört, solche Subjekte zum Zeugniß sein Zwecke fördert, zu belohnen; ja einige dieser Verbrechen, denen die Meineid späterhin förmlich nachgewiesen ist, gehen nicht nur straflos umher, sondern genießen noch obendrein die Früchte ihrer Schändlichkeit und die Gunst des Statthalters. — Das Verfahren dieses Letzteren bei dem Prozesse war höchst seltsam; er kam von Hobart-Town nach Launceston (zwei Tagereisen) in einem und demselben Wagen mit den Richtern, er speiste auch mit denselben und der Jury des Tag vor der Untersuchung. Als diese beendet war, wollte ein Advokat der Kolonist den Polizei-Obersten von Launceston, der bekanntlich eine Kreatur des Gouverneurs war, welcher auch gerade bei ihm dinirte, seine Aufwartung machen, um zu beweisen, daß die Zeugen in dem Prozesse des Meineids schuldig wären; allein er wurde nicht vorgelassen. Möge das Englische Volk alles dieses erwägen, und es wird zu einem Resultat gelangen, welches dasselbe mit Besorgniß über das Schicksal seiner unglücklichen Brüder erfüllen muß.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Kirchen-Reform. Unter dem Titel „Mere Bekenntnisse an Silvio Pellico" *) ist so eben in Englischer sowohl als in Italiänischer Sprache die Selbstbiographie Guido Sorelli's erschienen, der darin die Geschichte seiner wechselvollen Schicksale und seiner Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses erzählt. Gegenwärtig hat er die Absicht, in seinem Vaterlande Italien und selbst in Rom als Prediger dieses Glaubensbekenntnisses aufzutreten, weshalb er es für nöthig hielt, eine offene Darlegung seiner Lebensgeschichte, die als ein Beispiel davon dienen könne, wie es jetzt um die religiöse Ausbildung und um die Jugend-Erziehung der Italiäner stehe, voranzuschicken.

— Kaspar Hauser. Die vom Grafen Standrop zum Theil selbst herausgegebenen und zum Theil veranlaßten Aktenstücke in Bezug auf die noch immer nicht zur Gnügen gebrachte Geschichte Kaspar Hauser's sind jetzt auch in einer Englischen Ausgabe **) mit einer neuen Einleitung des Grafen erschienen. „Die Deutschen", sagt die Edinburgh Gazette in Bezug auf diese Schrift, „haben eine starke Vorliebe für Alles, was die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt; wir jedoch mit unserer Englischen Gemeinheit, den Thatsachen zu ergründen, wir haben die Sache gleich bei ihrer ersten Bekanntwerdung für einen Schwindelstreich erklärt." — Es fragt sich nur, warum der Herr Graf Standrop Anfangs von dieser Englischen Gemeinheit so auffallend abgewichen ist.

— Eine spanische Küche. Wir sowarten am Küchenfeuer, weil es hier viel komfortabler ist, als in einem Gemache, welches durch den Küchenrauch gedrückt wird, den man Sra'ro nennt. Ich konnte wir so die beste Aussicht über die Zubereitung der Speisen führen. Unsere vornehmste Sorge war, daß man unserem Lebenden Gerben „ni ajos, ni cebolias!" (weder Knoblauch, noch Zwiebeln) pünktlichen Gehorsam leistete. Die alte Wirthin legte frisches Holz an, und in junge machte ein gar freundliches Gesicht. Mehrere Offiziere, die nur Freunde Kollegen erschien hatten, eilten herbei, und so verwandelte sich die Küche bald in ein Sprechzimmer. Der alten Sra'ora schien dies nicht sehr zu behagen, desto mehr aber der jungen, die alle ihre Bewunderer um sich versammelt sah. Die junge Dame war von Buchs- und Figurschön; ihr Benehmen war höchst Anstam, und ihr Charakter ohne Tadel, wie alle Französische Offiziere einstimmig versicherten. Auch sie theilte übrigens die allgemeine Abneigung ihrer Landsleute gegen Franzosen, und ihre liebste Unterhaltung bestand in Schmähungen der sie ehrdarerte Leute (gente mas decente) nannte, als die Komplimente jener süßen Herren. Sie war übrigens eine treue Repräsentantin des National-Charaktere aller Spanierinnen. Gefehl in ihrem Wesen und immer mit einer schicklichen Antwort bei der Hand, nahm sie jedes Kompliment so anmuthig auf, als wäre sie in einem Palast erzogen worden. Auch in Anführung ihrer Kenntnisse schien sie es mit der vornehmsten Landsmännin aufnehmen; denn der weibliche Unterricht beschränkt sich in den besten Familien auf etwas Lesen und Schreiben, etwas Sticken und Musik. Es verdient Bewunderung, mit welchem geringen Beerath von Kenntnissen eine Madrider Schönheit in die Welt tritt, und wie meisterhaft sie gleichwohl die Unterhaltung zu führen und die Herzen zu brodachten versteht. Ein Fächer ist ihr Alphabet, eine Mantilla ihr Wörterbuch; mit ihr hüllt sie bald ihre ganze Seele, bald nur ihre Augen ein. Und zu diesen kommt noch ihre Sprache, die Sprache, in welcher der weibliche Mund unserer Küche waren übrigens alle erdenklichen Töne durch einander zu hören: der Puchero (Kochtopf) brodelte, die Bratpfanne zischte, ein kleines Kind plärrte, die Säbel der Offiziere klirrten, ein Hund bellte, eine Katze miaute, und neben allem dem plauderte man in vier Sprachen — Baskisch, Spanisch, Englisch und Französisch — durch einander.

(Ulonus, the Court of Don Carlos.)

*) My confessions to Silvio Pellico und Le mie confessioni etc. — London, Rolandi, 1836.

**) Tracts relating to Caspar Hauser, by Karl Stanhope

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 94. Berlin, Freitag den 5. August 1836.

Italien.

Van Dyck in Genua.

Von Mörp.

Die Stadt Genua war an einem ihrer schönsten Tage mit der Sonne erwacht, um der Vermählung des Grafen Brignole beizuwohnen. Im Seehafen herrschte stille Stille; der Molo und der St. Ghristophs-Brunnen waren vereinsamt; die Galeeren schliefen auf den ruhigen Gewässern, deren klare Bläue den Perispul des Palastes Doria zurückstrahlte. Alles Gerüscht hatte sich nach der Via-San-Luca geflüchtet; der von Straße zu Straße anwachsende Haufe richtete sich nach der Kathedrale San Lorenzo und überschwemmte die engen und krummen Gassen, welche dieses Gotteshaus, von schwarzem und weißem Marmor erbaute Prachtgebäude einfassen. — Die Genueserinnen sind schön; aber die Gräfin Brignole war schöner als irgend eine Genueserin. Sie war 18 Jahr alt. Niemals hat man wohl schönere schwarze Haare, als die ihrigen, auf einer reineren Stirn, niemals wohl einen glänzenderen Teint auf einem himmlischeren Gesichte gesehen, und in einem Zeitraum, wo Italien so viel schöne Frauen den Künstlern zu Modellen geben konnte, bezeichnete man sie als das herrlichste. Graf Brignole, der Verbündete der Dintaque und Doria-Tursi, hatte in der Straße Baldi einen Palast erbauen lassen, der der anbetungswürdigen Frau, welche er heirathete, würdig war.

Die St. Lorenz-Kirche funkelte im Glanz der Lichter; der ganze Adel hatte seine Marmor-Paläste verlassen und überschwemmte das große Schiff und die Pfeiler in der Nähe des Altars; die reiche Wirksseide war in den Gotteshäusern der Kirche verschwunden; das neugierige Volk drängte sich auf dem Vorplatz, in der Halle und an allen Ausgängen der Kirche. — Niemand war dahin gekommen, um zu beten; die Königin dieses religiösen Festes war die Gräfin Brignole. Es war schwer, sie, vor dem Altare kniend, zu sehen; aber als sie aufstand, ihren Schleier zurückschlug und sich nun einen Augenblick zu den Logen hinwandte, — da stieg ein Murmeln der Bewunderung, mit den Tönen des Gregorianischen Gesanges vermischt, zu den Wölbungen der Kirche empor, und man wußte nicht, ob die Menge ihre Hymnen an die Gräfin oder an die heilige Jungfrau richtete, deren Himmelfahrtstag heute auch gefeiert wurde.

Wenige Schritte von den Stufen des Hochaltars bemerkte man einen jungen Mann, mit ungewöhnlichem Ausdruck im Gesichte, im Spiel und in der Körperhaltung; er war weder wie ein Edelmann, noch wie ein Bürger, noch wie ein Kaufmann gekleidet. Seine Tracht, ganz in Seide und schwarzem Sammet, war eine ihm eigenthümliche; sein Gesicht war bleich, ein feiner Schnurrbart schwärzte seine Lippe, ein spitzer Bart fiel von seinem Kinn herab. Er kniete nicht nieder, er betete nicht, er sehte sich niemals; er betrachtete nur die schöne Gräfin mit einem geheimnißvollen Ausdruck des Wickes; er betrachtete sie unverwandt. Unbemerklich stand er da, gegen einen Pfeiler gelehnt, und wenn auch diese Gemüthsbewegungen sein Inneres aufregten, seine äußere Gestalt blieb ruhig. Wer ihn, so stehend, sah, mußte ihn für ein Bild halten, das, aus seinem Rahmen herabgefallen, sich in einen Pfeiler San Lorenzo's eingefugt hatte. Dieser junge Mann war der Maler Anton van Dyck.

Erst in dem Augenblick, wo die Fahnen und Standarten der Brüderschaften von dem Platze des Hochaltars in das große Schiff herabgetragen wurden, wo die silberne Statue der Jungfrau, von vier Seelenträgern der Galeere „Doria" durch die Menge getragen, über deren Häuptern fortzuschweben schien, belebte er sich. Nach der Traurungs-Ceremonie begann die Prozession. Die Gräfin Brignole folgte unmittelbar der heiligen Jungfrau; ihr Gemahl ging hinter ihr, mit seinem Hofgut Wiene. Dem edlen Grafen schien es am geschwollen Gewandtheit, welche die Natur sonst den meisten Italiänern verleiht. Als er vor dem Maler von Dyck vorüberging, sagte der große Künstler zum Grafen Pallavicini: „Mein Leben für eine Viertelstunde dieses Mannes!" Niemand hörte diese Worte; sie verloren sich in einem energischen Salva Regina, welches das Volk mit Feuer anstimmte, während es der Gräfin, die mit freigebigen Händen für alle Klöster ihre Gaben spendete, mit seinem Blick fast verzehrte.

Van Dyck mischte sich in das Gefolge der Edeln und ging mit der Prozession der Vorstadt St. Pietro-Arena zu. Der Tag neigte sich; die Sonne sank auf die klaren Gewässer des Ligurischen Meerbusens; die Hügel glänzten von sanftem Lichte; die Glocken läuteten; die Schiffe begrüßten mit ihrem Geschütze die heitere Jungfrauenzeit; die Wimpel flatterten nach dem Winde; Weihrauch und Gnister füllten die Luft mit Wohlgeruch, und als in der Mitte aller dieser Freudentöne, dieses Webens der Fahnen, dieser Wohlgerüche vom Meere und von den Hügeln sich das Ave maris stella im Chorgesang hinauf zum Himmel schwang — da stürzte van Dyck Thränen über seine Wangen rollen und einen Schauder seinen Körper durchjagen. Der Palast Doria öffnete der Gesellschaft von San Lorenzo seine Thore. Das Ave maris stella ertönte unter der Säulenhalle, am Rande des Wassers; die jungfräuliche Hymne wurde am Bord aller nahen Galeeren wiederholt; es schien, als ob der Himmel, die Erde und das Meer in einem unermeßlichen Chor die junge Braut begrüßten, welche wie ein Gestirn unter der Marmor-Halle des Palastes Doria glänzte.

Van Dyck verließ die Reihen und stieg zu den einsamen Gärten hinauf, welche sich amphitheatralisch hinter dem Palaste, an der Seite der Bildsäule des Riesen, erheben. Da sammelte er sich, um über das, was er zu thun hatte, nachzudenken. Er liebte die Gräfin, nicht mit grandiöser Liebe, aber mit Künstler-Leidenschaft; er liebte sie seit zwei Jahren; er hatte diese herrliche Blume in den Gärten des Palastes Turfi, in der Mitte von Springbrunnen und Citronenbäumen sich entfalten sehen. Der Maler hatte nichts diesen Genueserinnen Aehnliches, die reicher als Könige waren, darzubieten; er hatte weder einen Marmor-Palast, noch Galleonen im Hafen; er war alle, das Geheimniß einer großen Thräne tief im Herzen verborgen, nicht kannt hervorgetreten. Einem einzigen Manne hatte er sich vertraut, dem Grafen Pallavicini, einem großmüthigen und edlen Herrn; dieser würde sein Vermögen für van Dyck hergegeben haben, aber sein Palast und seine prachtvolle Villa hatten ihn gänzlich ruinirt.

Das Fest, der Gesang, die Glocken, die Menge hatten van Dyck einigermaßen zerstreut; aber jetzt, allein, auf dem Belvedere der Doria, fühlte er die ganze gräßliche Last seiner Leidenschaft. Er betrachtete das Meer, eine geschaffige Aussicht, die oft traurig macht, aber niemals tröstet; er betrachtete auch das stolze Genua, auf seinen Bergen thronend, seine Freuden mit lustigen Glockenklängen singend und in seinem Schoße das strenge Kloster mit der heiteren lebenslustigen Villa auf demselben Hügel vereinigend.

Van Dyck schloß die Augen und schlug sich vor die Stirn; da trug ihm ein leiser Wind die feine Melodie der Prozession zu, in verhallenden Refrain, leicht, durch den Zwischenraum noch reiner tönend und süß für sein Ohr, wie ein Italiänisches Wort von den Lippen der angebeteten Gräfin Brignole gebaucht. Van Dyck, mit beklemmtem Herzen, stand lebhaft auf und ergriff seinen Degen, den er über sich an einen Zweig aufgehängt hatte.

Er verließ die Anhöhe dieses prachtvollen, aber wie eine Pyramide steilen Gartens, eilte über die Brücke, welche, quer über die Straße geworfen, von dem Weingarte zum Palaste führt, und trat in die Gallerie, wo er den Grafen Pallavicini verlassen hatte. Die Gallerie war verlassen. Van Dyck wirrigte weder die vortrefflichen Fresko-Gemälde von Perino del Vaga, noch die Statuen von Philipp Cortese eines Blickes; aber er folgte den Spuren der Prozession auf einem Blumenwege. Die Geistlichkeit von St. Lorenzo war schon lange in die Kirche zurückgekehrt; die Menge hatte sich zerstreut, aber noch unterhielten sich zahlreiche Gruppen auf dem Annunciaden-Platze von der heutigen Vermählung. Während van Dyck über diesen Platz ging, hörte er den Namen der Gräfin vielfach aussprechen und ihre Schönheit mit einem lauten und überschwänglichen Enthusiasmus rühmen, der die Unterhaltungen der Bewohner des Südens selbst auf offener Straße belebt. Er hielt sich nicht auf, denn die Nacht trat ein; schüchtern schlich er nach der Strada-Baldi, und eine letzte, aber schreckliche Bewegung drohte ihn zu erschüttern, als er den Palast Durazzo glänzend erleuchtet, festlich geschmückt und selbst Terrassen, Balkone und lustigen Pavillons mit den schönsten Damen besetzt sah. Der Ball hatte noch der Prozession begonnen; der Zauber des Tanzes erschütterte schon diesen prächtigen Palast, diesen fast durchsichtig gearbeiteten, geschmückten Marmorbeig mit seinen leichten Treppen und erhabenen Säulenhallen. Van Dyck stützte sich an die Mauer des Palastes Ferra und blieb da wie vernichtet, in finsterer Betrachtung versunken. Er litt an einem Künstlerleiden, welches kein Zeichen, kein Wort, keine Sprache auszudrücken kann, an jenem Schmerz, welchen die Natur grausam ersonnen hat, um ihre Auserwählten für die hohen von ihr empfangenen Gaben zu strafen, für jene Gaben, die ihnen von der unwissenden nicht leidenden Menge mißgönnt werden. — Erst als er den Grafen Pallavicini beim Fackelscheine die große Treppe des Palastes herabsteigen sah, erwachte er aus seinem dumpfen Hinbrüten; lebhaft ergriff er seinen Arm und zog ihn in die kleine Straße San Eire. Spricht mit von dieser Frau, sage, hast Du sie gesehen? — Ich habe so eben mit ihr getanzt, antwortete Pallavicini.

Digitized by Google

wertete Pallavicini kalt. — O, gieb mir Deine Hand, die sie herührt hat, damit ich sie küsse. — Künstler, Du bist toll. — Ich bin in Verzweiflung. — Die Zeit wird Dich heilen. — Niemals. — Sie hat mich gebeilt, mich, der ich mehr als eine Frau und zwei Paläste verloren habe. — O, ich würde die ganze Strada-Baldi für einen Kuß dieses Engels geben. — Wenn die Strada-Baldi Dir gehörte, würdest Du es Dir erst überlegen. — So würde ich mein Leben geben. — Das ist freilich leichter; aber was willst Du thun? Sie ist verheirathet. — Noch nicht. — Wie, noch nicht? Ich habe ihren Heirathe-Kontrakt unterzeichnet. — Noch nicht, sage ich Dir. — Ah, nun verstehe ich ... So eben schlägt es in San Carlo 10 Uhr, in 2 Stunden wird sie verheirathet sein. — Ja! Verdammt! mit diesem dummen Grafen! Und was thut er, er? — Er, er spielt den Ehemann; er sagt seiner Frau in allen Dialekten; er verschlingt sie mit den Augen; er spricht ihr leise ins Ohr; er sieht jeden Augenblick nach seiner Uhr; er hat die Wanduhr im Wallsaale um eine halbe Stunde vorrücken lassen; er ist gläcklich; er ist thöricht. — Und die Frau? — Die Frau tanzt, sie ist entzückt vom Tanzen, denn sie kömmt aus dem Kloster; sie würde die ganze Nacht und morgen den ganzen Tag tanzen. — Scheint sie Liebe zu fühlen, sie ihren ... — Die Frau tanzt, sage ich Dir, und wenn eine junge Frau tanzt, denkt sie nur an sich, an ihre Toilette und an ihren Tänzer.

Die Thörin, rief von Dort, und sie diese Wesen vergeben wir uns, untergeben wir unsere Gesundheit, zerstören wir unseren Geist und ermatten unseren Körper! ... Und dann sagen sie zu uns, sie tie den innigster als wir! Grausame Lüge! Ihre Liebe als Gelehrte ist nur Eitelkeitsliebe, ihre Liebe als Gattin nur Toilettenverschwörung, ihre Liebe als Mutter ein Instinkt, den die Natur ihnen ins Herz gepflanzt hat! O, ich rede Unsinn, mein Kopf brennt, hatte mich seit, damit ich wir nicht die Stirn auf dem Steinpflaster zerschmettere! — Mein armer Freund! — O, ich habe da in meinem Kopfe einen unerträglichen Gedanken wie festgenagelt; einen Gedanken, der ein Feuerbrand ist, einen Gedanken, den ich nicht benennen kann! ... und in zwei Stunden! — Los! uns von anderen Dingen sprechen. — Haß Du das Seefisch von Arazzi, das heute in der Villa Steoglietto angekommen ist, gesehen? — Nein; Arazzi malt Seestücke? In zwei Stunden! — Er excellirt nicht in diesem Genre. — Er excellirt in Nichts. — Nun, das ist Künstlereingerechtigkeit. Seine Schlacht am Palaste Doria ist ein Meisterstück. — Sein Kolorit ist falsch. — Doch Du! Doch Du! Sprich Wasser Wenig, der Ball ist zu Ende! ... Komm zurück nach der Strada-Baldi. — Es ist nur ein Intermezzo, man kann ja nicht beständig tanzen; setzt ruht man aus, um bis zum Anbruch des Tages den Ball fortzusetzen. — Ja, die Anderen, aber sie? — Sie? sie vielleicht auch. Wie sind doch Du die Frosto-Gemälde von Perino di Vaga? Liebst Du sein Talent? — Nein, es ist gemein und geeb in der Ausführung ... Die Musik beginnt nicht aufs neue; es ist zu Ende, zu Ende! — Sie wird wieder anfangen ... Ich will Die ein Geschenk machen; das letzte Gemälde, welches mir gehieben, es ist eine heilige Jungfrau von Giordano ... — Komm, komm zum Palast Durazzo. — Was sagst Du von Giordano? — Er ist ein Farbenkleckser, ein Maler für die Galeere... Behalte Dein Gemälde für Dich ... Mein Gott, welch' ein gräßlicher Tag! Die Liebe, der Weihrauch, die Blumen, das Ave waren stellen das Meer, die Oehre, das Fest, der Ball, die Liebe, o, die unerbittliche Liebe .... Es ist ein Tag, gebeizt mit den Flammen der Hölle für mich, haßamiet mit den Rosen des Paradieses für Andere .... Komm, nach Durazzo, komm! (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Se si debba avvicinare la lingua scritta alla parlata o la parlata alla scritta. (Die Italiänische Volks- und Schriftsprache.) Von G. B. Graffi. Mailand.

Analisi dell' uomo e dell' umana società. (Der Mensch und die menschliche Gesellschaft.) Von Luigi Torelli. Mailand.

Anno teatrale. (Gesammelte Theaterstücke.) Herausgegeben von Carlo Rosti. Geschenkt in kleinen Heften.

Gli asili dell' infanzia. (Ueber Kinderbewahr-Anstalten.) Eine Reihe von Gutachten, herausgegeben von Desenderente Sacchi. Mailand. 13 Lire.

Frankreich.

Franzosen in Englischer Kriegs-Gefangenschaft.

Vom Cap. Valentin.

Als ich mich im Jahre 1807 in Englischer Gefangenschaft auf einem Hulk befand, verdankte ich meine Freiheit einem einfachen und zugleich so bewährten Mittel, daß selbst der spätere Mißbrauch desselben es nicht in Verruf gebracht hat.

Wohlbemacht, so daß an kein Entweichen zu denken war, erlaubte man uns, zu gewissen Stunden und in kleinen Abtheilungen auf das Verdeck zu gehen. Auf einmal sah ich, wie auf einem der benachbarten Verdecke ein Arbeiter das Gleichgewicht verlor und in den Strom stürzte, wie in demselben Augenblick, nur vom Gefühl der Menschlichkeit geleitet, einer der Gefangenen von demselben Verdeck sich nachsprang und ihn an Bord zurückbrachte. Es ist seinem Zweifel unterworfen, daß die Engländer, uns gegenüber, den Vorwurf der Grausamkeit verdienen, doch darf man ihnen auch nicht bestreiten, daß sie sich für geleistete Dienste großmüthig bewiesen. Der Gefangene erhielt seine Freiheit, und vierzehn Tage nachher bewog ich, mit Hülfe einiger Napoleonsder, die ich noch besaß, einen der Soldaten, die uns bewachten, sich von mir ebenfalls retten zu lassen. Wir Beide spielten unsere Rollen so gut, daß der arme Teufel fast entrunken war, ehe man uns zu Hülfe kam und ich meinen Zweck erreichte.

Eine originellere Idee, die durch eine ähnliche Lage erzeugt ward, wurde in den Landgefängnissen mit mehr oder minder Erfolg ausgeführt. Man schickte die Gefangenwerbirten unter den Gefangenen nach Frankreich zurück, sobald ihr krankhafter Zustand durch eine Kommission von Sachverständigen außer Zweifel gesetzt werden war. Es galt nun, sich irgend eine Thorheit anzueignen, und wenn man, ohne sich eine Blöße zu geben, den angenommenen Charakter gut durchführte, war die Freiheit nicht fern. Die Idee war verschiedentlich, aber das Gelingen schwer, denn um die Rolle mit Erfolg durchzuführen, bedurfte es einer großen Charakterstärke und einer nicht gewöhnlichen Geistes-Gegenwart. Einer der Gefangenen gab uns davon ein seltenes Beispiel.

Er stellte sich nämlich von einer Reitwuth befallen, und alle Gegenstände waren ihm Pferde, die ihm dazu dienen mußten, seine Reitkünste zu zeigen. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie er den ganzen Tag auf Stöcken herumgaloppirte und, gegen die Bäuken stoßend, einherträbte; Alles mit so kaltem Blute und einem so großen Anstrich von Wahrheit, daß der Aufseher es für geathen fand, die Kommissären bedeutenden. Das war nun die letzte, aber auch die schwerste Probe. Kaum war die Kommission, ihren Präsidenten in Uniform an der Spitze, in den Hof des Gefängnisses getreten, wobin man auch den Kranken geführt hatte, als dieser mit der größten Gemüthsruhigkeit auf den Präsidenten zuschritt, ihn die Hand leise auf die Schulter legte und, ehe man seine Absicht ahnen konnte, sich auf seinen Rücken schwang, ihn mit den Hacken in die Seiten spornte und mit den Knieen so heftig drückte, daß der arme Präsident, zum großen Ergötzen aller Zuschauer, gezwungen ward, nachzugeben und einen Ritt mitzumachen.

Das sieht ja aus, wie eine Komödie, so wohl gar wie eine Farce, nicht wahr? Aber seht nur, diese Komödie und diese Farce wurden in diesem Possenspiel liegt. Prüft jenen Menschen: er lacht aus vollem Halse, er macht seltsame Kapriolen, aber innerlich zählt er unter unsäglicher Angst jeden Ring, der sich von seiner Kette löst. Reißt ihm sein Maske ab, und ihr werdet sehen, wie seine wirklichen Gedanken sein Muskeln anspannen und wieder erschlaffen. Er schreit, er spricht, und seine Lächerlichen Reden kommen aus einem Herzen, das von Furcht und Hoffnung gespaltet wird. Wenn wir das Alles sähen, könnten wir recht aus der Posse ein sehr ernstes Drama bilden.

Und manchmal, nach den größten Mühen, den unsäglichsten Widerwärtigkeiten, verwirrt ein unvorhergesehenes Ereigniß die Lage der Dinge noch mehr, wie dies einem meiner Freunde begegnete, der noch lebt und dessen Name von unseren Genossen im Unglück wohl noch nicht vergessen worden ist.

Es war Lantz von St. Male, der tapfere, unerschrockene Seemann, der in Gefangenschaft gerathen war. Kaum ward er eingesperrt, als auch sein Plan gemacht war; er entwarf seine Rolle und führte sie bis aus Ende mit einer Umsicht durch, die seine Charaktere wäre big war.

Er begann damit, einige Spuren von Geistesverwirrung zu zeigen; diese Letzteren sich nach und nach, so daß er, als er eines Tages einen glühenden Ofen sah, mit dem Kopf voran in denselben hineinrannte. Er hatte Vorsichtsmaßregeln getroffen; eine Umhüllung, die er über den Kopf geworfen hatte und die in dem Ofen verschwand, hatte ihn beschützt, aber er spielte mit seiner Lebhaftigkeit und Wahrheit, daß man den Betrug nicht ahnte, und er Lantz saß, als Lantz einen glühenden Ofen für sein Zimmer in Brest genommen habe. Von diesem Augenblick an machte seine Tollheit Aufsehen, von diesem Augenblick an ward sie vollständig.

Als ein Mensch war er in den Ofen hineingerannt, als ein Hahn kam er wieder aus demselben heraus. Ich scherze nicht; es war ein Hahn, ein wahrhafter Hahn, gefiedert, aufgekämmt, einbrustholzirend, ein Mähren, das ganz den Gang, die Manieren eines solchen zweibeinigen, gefiederten Geschöpfes hatte; er wußte die übrigen Thiere genau studirt haben, denn wie war eine Nachahmung vollkommener. Alle Tage, um die erste Morgenstunde, begann Lantz zu krähen, und alle Hähne in der Nachbarschaft antworteten ihrem neuen Kameraden. Während dieses Liebesgesanges liefen die Hühner, unruhig und wie in der Irre, bald hierer bald dorthin, das Ohr suchend, dessen Ton sie so zärtlich lockte. Wenn sich der Zorn seiner bemeisterte, Kämpfe sich ein Hahn empor, als ob es Federn gegeben wären, die Lantz hätte, Federn, er aß nur Korn, kurz er vereinigte die Gewohnheiten des Menschen und des Hahnengeschlechts auf eine so merkwürdige Weise, daß man ihn, wenn seine menschliche Gestalt nicht gewesen wäre, nothwendig für einen Bewohner des Federviehhofes hätte halten müssen.

Eine so vortrefflich gespielte, mit solcher Genauigkeit und Beständigkeit durchgeführte Rolle mußte auch den Inspektor täuschen; seine Heimsendung ward beschlossen. Aber ehe der Befehl dazu in gegeben ward, wollte der Inspektor der Gefangnisse, den die Erfahrung mißtrauisch gemacht hatte, noch eine Prüfung anstellen und ließ sich den Lantz vorführen.

Nach einigen Hin- und Herreden, die ich nicht wiedererzählen derfuchten werde, und worin das Hahnreden eine Hauptrolle spielte, wollte der Inspektor eine letzte Probe machen, und sprach zu seiner Feder: „Allons, Lantz", sagte er, „hier ist die Mte, die Euch die Freiheit giebt. Unterzeichnet!" — „Pfui!" entgegnete Lantz vornehm; „Pfui!" — „Und warum wollt Ihr nicht unterzeichnen?" — „Pfui, eine Gänsefeder!" — „Aber Ihr wißt doch, daß diese Akte mit Eurer Unterschrift versehen werden muß. Ihr müßt unterschreiben." — „Gut denn! Verschaffe mir eine Hahnenfeder! Ich werde nur mit einer Hahnenfeder unterschreiben."

Je mehr man ihn zur Unterschrift zu bewegen suchte, je mehr widersetzte er sich; man wußte ihm seinen Willen kund und eine Hahnenfeder herbeischaffen, worauf er ganz ernsthaft unterschrieb: „Der Hahn von Frankreich."

„Er ist wahrhaftig wahnsinnig!" sagte der Inspektor; „man schicke ihn unverzüglich nach Plymouth, wo er an Bord des „Berlamentaire" gebracht werden kann, der so eben nach Ebersburg seine Segel gehen soll." — Und als man Lantz abführte, grüßte er den Commissär mit

Digitized by Google

einem lang anhaltenden Krähen und hüpfte auf Einem Beine in sein Gefängniß zurück.

Endlich konnte er an einen günstigen Erfolg seines Unternehmens glauben. Was ihm jetzt noch zu thun übrig blieb, war minder gefährlich; zwar hatte er noch immer Rücksichten zu beobachten, denn er blieb unter Aufsicht der Engländer, seine Begleiter ließen ihn nicht aus den Augen, aber es war doch immer leichter, Leute zu hintergehen, denen nichts daran lag, seinen Betrug zu entdecken; dazu belebten ihn während der Reise die lachendsten und freundlichsten Hoffnungen: er sollte nach Frankreich und Saint Malo wieder zurückkehren, er sollte seine Angehörigen, seine Freunde umarmen, er sah sich in Gedanken mit der Auszeichnung eines neuen Kreuzes beschäftigt, um sich an England für die Schmach zu rächen, die es ihm angethan hatte, und voll Hoffnung und Vertrauen erreichte er das Verdeck des „Parlamentaire", wo er von einem Offizier empfangen wurde, der einem Schiffszungen den Auftrag gab, ihn in den Schiffsraum hinunter zu führen. „Höre, Nelly", fügte der Offizier hinzu, „da er so friedlich aussieht, brauchst du ihn nicht anzuschließen; und sage ihm, daß er den Anderen nicht zu nahe kommt, sonst könnten sie ihn leicht ertragen."

Der Offizier machte eine Pirouette, und Nell griff Lanty unter die Arme, ließ ihn hindurchgehen und in einen Verschlag treten, der mit einem mächtigen Schlosse versehen und in der Nähe des Kabelgats dergerichtet worden war. Sein Eintritt hatte wahrscheinlich die ersten Bewohner dieser Hütte aufgeweckt, denn kaum war die Thür hinter ihm geschlossen, als er das Knirren von Ketten vernahm, begleitet von einem wilden Hohngelächter und furchtbaren Verwünschungen in der Dunkelheit verbindete ihn daran, die Uebrige derselben zu entdecken. Er wollte einen Schritt vorwärts thun und ward von einer kräftigen Hand am Fuße ergriffen; indem er sich mit Gewalt zu befreien suchte, stürzte er zu Boden. Athemlos verdoppelten sich das Geschrei und die Flüche, und eine Flinth von Schlägen brach über den armen Lanty herein, der, gequetscht und blutig, seine ganze Kraft anstrengte, um sich den Klauen dieser Wüthenden zu entziehen, die vollkommen Miene machten, ihn zu zerreißen.

Es waren zwei todschlägige Verrückte, die man nach Frankreich zurückschicke, und die Lanty, so viel ihm die Dunkelheit zu erkennen gestattete, für Matrosen hielt. Ihr schauderliches Aussehen, ihre wilden und zugleich dummen Züge, ihre irren Blicke, ihre widernatürlichen Bewegungen, ihr unartikulirtes Brüllen, ihre greulichen Lieder, denen sich geschwätze Lumpen kaum ihre Witze bedecken, gaben Zeugniß, daß ihre Geisteszerwirrung den höchsten Gipfel erreicht hatte.

Lanty hatte sich in seinen Winkel zurückgezogen, so weit er von diesen unglückseligen Unholden nur irgend kommen konnte, sie daß ungeräumen Raum von zwei Fuß zwischen ihnen blieb; eine größere Entfernung erlaubte die Beschränktheit des Platzes nicht. Da der Verzweifelte, der ihre Ketten hielt, sich in seiner Wuth nur, wenn er, um sich zu strecken, seine Füße zu bewegen, gezwungen war, konnte Lanty dieser, aus Furcht, verrathen zu werden, sich darüber nicht beklagen; er spielte unter allen diesen Leuten und unter den Augen seiner tollen Genossen seine Rolle weiter und fuhr fort, zu gackern und zu krähen.

Es war eine furchtbare Lage, ein grauenerregendes Schauspiel, das diese drei Wesen darstellten. Ihre ernste und gleichmäßige Ausdauer, einer ununterbrochenen Wuth gegenüber, jene Furcht vor Hoffnung, vor dem Mangel alles genauen Maßes, vor dem Zittern geberdeten wurde, erzeugten in ihm selbst Gedanken, die Lanty erschreckten; er sah sich besiegt. Dieser Mann, der den Gefahren Trotz bieten in's Auge geschaut hatte, der dem Tode trotzte, konnte den Blick seiner verwesenden Gefährten nicht mehr aushalten. Die Hoffnung, die ihn bis dahin belebt hatte, erstarb allmälig; die Scenen, deren Zeuge er war, die Leiden, die er hatte ertragen müssen, die Schwächen, die sich in seinem Innern kund gaben, standen auf; er fühlte, daß seine Ideen sich verwirrten, er fürchtete, wirklich wahnsinnig zu werden, und unter diesen moralischen und physischen Leiden, unter dieser entsetzen Folter der Furcht und Angst gingen die fünf Tage vorüber, welche die Brigg „der Parlamentaire" gebraucht, um die Rhede von Ebenburg zu erreichen.

Sobald die Verbindung mit dem Lande hergestellt war, ließ man sie aus ihrem Gefängnisse heraus und brachte sie ans Land. Es war für Lanty die höchste Zeit. Er sah sich nicht mehr ähnlich. Der Mangel an Lebensmitteln und fescher Luft, so wie die Leiden, welche er erduldet, hatten ihn völlig abgemagert, seine Augen lagen hohl in Korf, seine Haare waren zum großen Theil grau geworden. Indessen wirkte die frische Luft, welche er jetzt athmete, wohlthätig auf ihn ein; ein Schauder lief über seinen Körper, und plötzlich, als ihm seine Theil seiner Kräfte wieder und erweckte auch seine geistige Stärke. Er begriff, daß er seinen feitischen Augenblick angezogen habe, daß ein Moment der Muthlosigkeit ihn verrathen könne, und er gewann es über sich, seine Rolle so lange fortzuspielen, bis die Engländer, welche ihn den Französischen Behörden überliefern, sich entfernt hatten.

Als sie in dem Hofe des Verwaltungshauses angekommen waren, um den General-Commissair zu erwarten, der über die bestimmen sollte, wandte sich Lanty an den Aufseher der Französischen Escorte und bat ihn mit einer so ruhigen Miene und einem so ernsten Ton um eine Audienz bei dem Commissair, daß dieser, überrascht von der Verwandlung, sich weigerte, das an ihn ergangene Gesuch sofort zu erfüllen.

Der Commissair kam selbst herunter und ließ Lanty näher treten, der ihm seinen Namen und Stand sagte, ihm die List erzählte, welche er angewandt habe, um seine Freiheit zu erlangen, die unerhörten Leiden schilderte, welche er am Bord des Englischen Schiffes erduldet, und damit schloß, daß, wenn man noch Ursache habe, an seiner gesunden Vernunft zu zweifeln, man ihn doch wenigstens von jenen beiden Rasenden entfernen möge.

Der Commissair, ergriffen von dieser Mittheilung, hörte ihn mit Wohlwollen an, und als er sich durch mehrere Hin- und Herfragen von der Richtigkeit jener Aussagen überzeugt hatte, befahl er, den Unglücklichen jede mögliche Hülfe zu leisten, und begab sich zu den beiden anderen Gefangenen.

Man hatte diese unter spezielle Aufsicht gestellt, aber sey es, daß die Ereignisse des Tages und die Neuheit ihrer Lage sie verwirrt hatte, genug, sie verhielten sich ruhig, ja einer derselben schien sogar der vergangenen Scene seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet und ihren glücklichen Ausgang wohl begriffen zu haben, denn als der Commissair sich ihm nahte, trat er einen Schritt vor, richtete sich auf, legte die Hand, wie zum Gruße, an den Korf und sagte: „Herr Commissair, ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen." — „Wie?" antwortete der erstaunte Commissair. — „Ich will Ihnen nur sagen, daß ich nicht närrischer bin, als Sie, Herr Commissair." — „Wie Buchse? Und diese Lumpen? diese Wunden?" — „Die sind nur um des Scherzes willen da, Herr Commissair."

Der Commissair wandte sich an Lanty, der mit weit aufgerissenen Augen dastand und seinen Ohren nicht trauen wollte; er näherte sich der Gruppe und betrachtete sie mit einer Miene des Staunen und der Ueberraschung, als der zweite Narr das Wandver seines Kameraden nachahmte, vortrat und gleichfalls sagte: „Herr Commissair, ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen." — „Wie? Was? Will Ihn etwa auch nicht verrückt?" — „Nein, Herr Commissair!"

„Nun denn, ihr Wünsche, so erzählt mir, weshalb ihr dem Capitain Lanty so viel mitgespielt habt?" — „Ei nun, Herr Commissair, wir machten eben unser Spiel." — „Aber ihr wüßtet doch, daß er im Rang über euch stand? Ihr habt ihn gefoppt, den Respekt auf diese Weise zu verletzen."

„Ei, zum Teufel, Herr Commissair", antwortete der Matrose, die Augen kläglich umherwendend, „Sie werden doch bedenken und die Schuld nicht beimessen? Daran ist das verdeckte Krähen schuld; Sie wissen es ja auch, daß Petrus den Herrn verleugnete, sobald der Hahn krähte."

Rußland.

Kisil-Koba, die rothe Höhle in der Krimm.

Kisil-Koba — im Tatarischen heißt Kisil roth und Koba Höhle — liegt ungefähr 25 Werst von Simpheropol, etwas seitwärts von der Straße, die zum südlichen Ufer führt. Wir machten unserer Ruhe die Fahrt dahin: zwei Damen und drei Herren. Nachdem wir 20 Werst weit bis zum Dorfe Tschuwti gefahren waren, verließen wir Reitpferde und begaben links von der Straße ab, dem Gebirge zu. Hier beginnt die Bergkette, welche sich von der südwestlichen Spitze der Halbinsel über Tschirwische bis zur Ebene von Sudak erstreckt und das Vorgebirge der Krimmschen Alpen, Jaila, bildet. Diese Höhen bestehen aus einer dichten Masse von Kalkstein, ohne die mindeste Vegetation, und sind mithin ermüdend und einförmig. Dagegen erschienen die Niederungen und Bergschluchten sehr materisch mit Waldungen und feinen Triften bedeckt, durchwandelt von kleinen, aber äußerst zierlichen Hirschen*), die häufig durch Felsen gehemmt, kleine Wasserfälle bilden. Uns dieses Stellen näherndt, begannen wir, bergan zu reiten. Anfangs ging es ziemlich bequem, dann steiler und immer steiler. Nachdem wir auf steinigem Grunde noch eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, sahen wir uns vor der Höhle. Der Felse, in welchem sich der Eingang befindet, ist nicht groß und bietet von Außen nichts Auffallendes dar. Die Berge aber, aus welche der Felsen sich lehnt, stehen in drohendem Halbkreise da. Nicht sowohl die Höhle als diese Berge zeigen eine röthliche Farbenfeuer vom Eisenoxder, der in den Kalkmassen enthalten ist, welches wahrscheinlich der Höhle ihren Beinamen gab. An einer senkrechten Berteilung, zugleich zwei Fuß unter der Erdoberfläche, bemerkt man eine halbkreisförmige Oeffnung, die zum Eingang in die Höhle. Da der Umfang dieser Oeffnung nur so groß war, um durchkriechen, nicht aber, um durchzugehen, so bedachten die Damen sich anfangs, ob sie hinein sollten oder nicht. Aber Wißbegier und der ihnen bekannte Umstand, daß es im Innern der Höhle geräumiger sey, trugen den Sieg davon, und sie entschlossen sich dazu.

Einige Besonde, wenn sie dergleichen Höhlen besuchen wollen, treffen dazu Vorsichtsmaßregeln. Sie schießen z. B. zuvor mit Pistolen hinein, um etwa dort verstecke wilde Thiere hinauszujagen. Einige, an Abeins' Verfahrsheit denkend, in die er ohne Ariadne's Faden im Lab hrinth hätte gerathen können, nehmen einen Knäuel dünner Schnur mit sich, von welcher sie das eine Ende außerhalb befestigen. Auch verfieht man sich wohl mit Fackeln, um nicht Gefahr zu laufen, daß gewöhnliche Dunkel sie mußte, sich in den finsteren Höhlen zu verlieren. Wir verließen uns jedoch auf die Versicherung unserer Führer, zweier Tataren, daß wir unbesorgt sein könnten, und nahmen nur zwei brennende Lichter mit. Nachdem wir die Oeffnung durchkrochen hatten, befanden wir uns in der ersten geräumigen und gewölbten Abtheilung. Die Dunkelheit erlaubte uns anfangs nicht, die Dragenfläche genau zu erkennen, und wir wollten weiter gehen, als wir plötzlich — man stelle sich unsere Verwirrung vor — in den dunklen Felsenwänden ein dumpfes Geräusch hörten, wie von den eilenden Tritten irgend eines Thieres. Unsere Lage

*) In der Krimm giebt es keine eigentliche Hirsche, sondern nur größere und kleinere Rehe, die entweder in den Bergen.

Digitized by Google

war natürlich etwas kriesch. Wir riefen dem einen Führer zu, der uns vorbeifiel mit seiner Laterne ziemlich weit vorausgegangen war, um uns die ganze Höhle in hellerem Licht zu zeigen. Der andere Tatar, der bei uns geblieben war, hatte zwar ein Licht in Händen, aber kein brennendes. Er hatte vergessen, es am Eingange anzuzünden, und wir hatten vollends nicht daran gedacht. Ich gestehe, daß wir uns etwas ängstlich umsahen; und was erblickten wir endlich? — flüchtige Mäuse.

Da schöpften wir wieder Athem und betrachteten muthig die armen Bewohner der Unterwelt. Sie kletterten an den Wänden umher und liefen, als sie Licht erblickten, in einen Klumpen zusammen. Mit ihrem traurigen Pfeifen schienen sie sich beklagen zu wollen, daß die Strahlen des Lichts sogar in ihre dunkle Finsterniß eindringen. Zu einer anderen Zeit hätten sie sich bei einem Besuch vielleicht geräuschlos verflecht gehalten, aber diesesmal schienen sie es ihrerseits darauf angelegt zu haben, uns zu erschrecken. Dieser Einfall interessirte mich nicht weniger. Der eine Tatar mußte mit seiner Laterne voraus und der andere mit einem brennenden Licht hinter uns gehen, und in dieser Prozession rückten wir vorwärts. Die Höhle verengte sich merklich, so daß wir bald einzeln hinter einander gehen mußten und dabei bisweilen mit den Schultern die Wände berührten. Dieser ganze Durchgang, den ich die zweite Abtheilung nennen will, schien, so viel sich bemerken ließ, allmälig tiefer zu führen. Das Aeußere der Wände und Gewölbe war wie in der ersten Abtheilung ziemlich eben und mit einer dünnen Lage von einer Art Ruß überzogen.*) Dieser Durchgang führt zu einer Oeffnung in die dritte Abtheilung. Die Oeffnung bildet einen Halbkreis, dessen beide Enden in die Höhe des Gewölbes es erlaubte, erbrechen, um mit den Füßen vorwärts zu rutschen. Die Höhle zog sich merklich hinunter. Wir gingen oder vielmehr schleppten uns einer hinter dem anderen und hielten uns, um zusammen zu bleiben, einander an den Händen. Der Eingang und die Seiten der Höhle hatten hier ein ganz anderes Ansehen, als in der zweiten Abtheilung. Wir sahen deutlich einen gelblichen Kalkstein ohne allen Ruß. An einigen Stellen waren solche Unebenheiten, daß sie hervorspringenden Felsenstücken den ohnehin schmalen Gang noch mehr verengten. Der Boden der Höhle bestand aus reinem, bisweilen feuchtem Sande. Das Wasser drang an einigen Stellen dergestalt durch den Sand, daß sich kleine Pfützen gebildet hatten, durch welche man hindurch mußte. Diese, wie man leicht denken kann, nicht sehr bequeme Beschaffenheit der Höhle verursachte uns oft, anzuhalten und auszuruhen.

Nach eine kleine Strecke mit unangenehmen Anevolichen mußten wir in der oben beschriebenen etwas angreifenden Weise fortschreiten, als wir endlich zu unserer großen Freude bemerkten, daß die Höhle geräumiger ward. Bald konnten wir wieder auf den Füßen stehen, und nachdem wir noch etwas weiter gekommen waren, befanden wir uns in einem Stalaktiten-Saal. Und hier war der Glanz des Krystall-Sandes mit dem das Gewölbe und die Wände bedeckt waren. Dem äußeren Ansehen nach glich dieser Sand an Weiße und Glanz vollkommen dem Reis. Wir konnten uns nicht früher von der Wahrheit überzeugen, als bis wir die Festigkeit der Krystalle erprobt hatten. Sehr angenehm war der Eindruck, den diese Erscheinung machte, ohne unsere Damen konnten immer eine gewisse Unruhe nicht los werden. Eine unerwartete Entdeckung zerstreute ihre Furcht. Rechts an der Wand erblickten wir einige Inschriften — man durfte ja nicht an Hieroglyphen — ganz einfache Inschriften von früheren Besuchern. Unter Anderen fanden wir die Namen mehrerer Bekannten. Da zeigte der Gedanke, daß auch wir wahrscheinlich eben so unverlegt wieder zurückkehren würden, als unsere Freunde, seine magische Wirkung. Damen machten sich daran, auch ihre Namen zu hinterlassen, und wir folgten ihrem Beispiel. Ein spitziges Steinchen, den dünnen Ruß durchschneidend, ließ weiße Spuren nach. Nachdem wir durch diese unverlöschlichen Züge unsere Namen verewigt hatten, betraten wir den unterirdischen Saal.

Was uns zuerst in die Augen fiel, war das Wasser der nämlichen Krystalle, aber nicht mehr als Sand, sondern Reise, sondern in ziemlich großen Massen. Bei Näherer Erleuchtung, als unsere zwei Lichter hervorbrachten, hatte der Widerschein bezahlend sein müssen. Das zweite, was unsere Aufmerksamkeit fesselte, war eine Inkrustirung kleinender Krystallisationen in mannigfaltigen, theils regelmäßigen, theils phantastischen Formen. Der Saal bildet ein irregulaires Viereck von ungefähr 4 Faden im Durchmesser. Die Höhe des Gewölbes beträgt über 1½ Faden. Das Gewölbe selbst und den Fußboden durch eine Inkrustirung in Gestalt dreier unregelmäßiger gewundener Säulen verbunden, die sich unten vereinigen und eine Art von Piedestal bilden. Von den Inkrustirungen unterschieden sich zwei Gattungen ganz besonders von den übrigen. Einige wie Säulen geformt, die aus willkürlich gestalteten Krystallen übereinander, stellen sich dar wie eine flüssige, bisweilen verschwindende Masse. Andere, die dem Anscheine nach Rebenschnitt mit Eiszapfen haben, könnten glauben machen, als habe diese Masse stellenweise das Gewölbe durchdrungen und sey im Niederfallen erstarrt. Wenn man auf diese Eiszapfen blickt, scheint es, als verdichten, verstreinerten und bedecken sie sich mit hellglänzenden Krystallen. Nachdem wir einigemal den Saal durchgangen waren und uns an dem Glanze und an den seltsamen Gestaltungen der Krystalle geweidet hatten, hießen wir unsere Wanderung zur beendigt. Aber unser unermüdlicher Führer, dem nicht sowohl unsere Neugier, die Merkwürdigkeiten der Natur zu sehen, am Herzen lag, als der Wunsch, zu zeigen, daß er die Höhle ganz genau kannte, führte uns zu einer neuen Abtheilung. Der Eingang hatte einen eine solche Oeffnung als die beiste, nur in größerem Stil. Gleich bei derselben befindet sich ein Wasser-Bassin, das den Weg verspert und eine ziemlich beträchtliche Tiefe hat. Täglich unser Tatar es für thunlich hielt, auf dem kleinen Rande, den das Bassin längs den Wänden der Höhle ließ, weiter zu schreiten, schien wir uns zu sehr entsetzt und beschlossen, die Erforschung der übrigen Abtheilungen anderen Liebhabern zu überlassen und unsere Wanderung zu beendigen. Von den wunderbaren Kunst-Erzeugnissen der Natur Abschied nehmend, schlugen wir unseren Rückweg ein und traten nach Einfall wieder an das Tageslicht.

Im Allgemeinen muß über diese Höhle bemerkt werden, daß, ungeachtet der Pfützen und des ziemlich großen Bassins, die Luft in derselben ungewöhnlich trocken ist. Hiegegen bemerkten wir Feuchtigkeit oder dicke Luft. Die Temperatur, obgleich wir an einem heißen Sommertage, und nachdem wir gerieten waren, in die Höhle traten, ließ uns keinen merklichen Unterschied mit der äußeren Luft verspüren. Hiegegen sahen wir Knochen von Menschen und anderen lebenden Wesen, wie es wohl in anderen Höhlen der Fall ist. Diese Höhle hat, wie alles Geheimnißvolle in der Natur und in menschlichen Angelegenheiten, auch ihre fabelhaften Traditionen. Man sagt, sie erstrecke sich mit ihren Abzweigungen 30 Werst weit bis zur Stadt Karassubasar; Hieselbst, die man in der Nähe derselben merke, kämen am Tage Flüchtlinge wieder zum Vorschein; die Türken hätten einst in Kriegszeiten diese Höhle zu einer heimlichen Verbindung zwischen Eski-Kafarai und Karassubasar benutzt u. s. w. Das mögen vielleicht lauter albrene Märchen seyn. Da aber einem jeden Mährchen etwas Wahres zum Grunde liegt, so verdient es dieses hier vielleicht auch. Die abschüssige Lage des Einganges in die Höhle, parallel mit dem nördlichen Abhang der Berge dieses Theiles der Gebirgskette, und der von uns bemerkte freie Luftzug, so wie die gleiche Temperatur, machen das Vorhandenseyn eines zweiten Einganges wahrscheinlich.

Auf dem Rückwege wandten wir uns der rechten Seite des Abhanges zu, um von der Höhe den Anblick des Wasserfalles zu genießen. Er ist nicht groß, aber, weil er so steil und sein Bett so unehen und mit Baumstämmen durchzogen ist, lärmend und außerordentlich gesung. Ohne daß wir es bemerkt hatten, befanden wir uns auf einer beträchtlich hochbelegenen Fläche eines furchtbar steilen Bergabhanges und hatten eine ausgedehnte Landschaft zu unseren Füßen. Kleine Wäche durchrauschten grünende Wiesen und eilten in schlangenförmigen Wendungen zwischen Gruppen von Gebüschen ihrem gemeinschaftlichen Reservoir, dem Salgara zu, der sich in einiger Entfernung zwischen steigenden Höhen mit einem Thale, nahmen, je weiter sie sich hingegen, größere Verhältnisse an und bildeten am äußersten Horizont einen unter dem Schatten mächtiger Buchen endenden Halbkreis. Alles dieses zusammen mit den bedrohenden Felsen des Bergabhanges, auf welchem wir standen, giebt dem Ganzen einen fast Italiänischen Charakter. Namentlich erinnert an die Eigenthümlichkeiten Neapels der Strauch, der auch ein Lieblinder in seiner Beschreibung einer Reise durch die Krimm verzeichnet. Um den Eindruck vollkommen zu machen, fehlt nur etwas, das von uns selbst abhängt — Menschen mit bequemen Wohnungen. Und auch diese Zeit wird kommen, wenn wie es vorziehen werden, unsere eigenen reizend gelegenen Landsitze zu verschönern, anstatt unser Geld auszugeben, um neue ausländische Bilder zu bewundern.

Unser Führer war erreicht. Da wir den übrigen Theil des Tages auf dem Gut eines Fremdes zubringen wollten, schlugen wir den Weg dahin ein, vollkommen zufrieden mit einer Wanderung, die zwar nicht groß gewesen war, aus einer Reihe Reichthum an Erinnerungen hinterlassen hatte.

Simpheropol, 1836. J. Andrejewski.

Mannigfaltiges.

— Geschichte der Spanischen Artillerie. Die Militair-Literatur, die in Spanien eben nicht sonderlich gepflegt wird, ist jetzt doch durch eine interessante Schrift des Hauptmann Don Ramon de Salas*) bereichert worden. Der Verf. knüpft seine Geschichte der Spanischen Artillerie an eine im Jahre 1767 erschienene Abhandlung über die berühmten Schriftsteller und Erfinder im Fache der Artillerie**) an und wirft die Veränderungen und Verbesserungen auf, welche in den seitdem verflossenen 70 Jahren darin eingetreten sind. In dem Kapitel über das „Material" sucht der Verf. darzuthun, daß viele Verbesserungen, die bieher als ausländische gegolten hätten, ursprünglich von Spanien ausgegangen seien. Ueberhaupt ist Herr Salas, wie die meisten Schriftsteller seines Landes, von großem Nationalstolz erfüllt, der ihn allerdings zu mancher gewagten Behauptung verführt, wenn sie nur, seiner Meinung nach, zur Beemehrung des Spanischen Ruhmes beitragt. „Derjenige", sagt er in der Einleitung seines Werkes, „der nicht etwas auf sich selber hält, wird auch von Anderen für nichts angesehen; wer seinen eigenen Werth herabsetzt, wird bald von aller Welt verachtet, und wer, im Süden geboren, von seinem Verstande und seinen Sinnen nur in der Weise Gebrauch macht, wie er der Norden thut, wird niemals ein Original, immer nur eine Kopie seyn."

*) Diese schwärtzliche Lage, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, zeigt eine Verbindung unzähliger Moos-Keime. Ich nenne sie Ruß, weil sie in Aüßer Gestalt dem Auge erscheint.

*) Memorial histórico de la Artillería Española. Madrid, 1836.
**) Discurso sobre los ilustres autores é inventores de Artillería. Por D. Vicente de los Ríos.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Montag den 8. August 1836.

England.

Sir Humphry Davy.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Seit dem Zeitalter Isaak Newtons kennt die Geschichte der Britischen Wissenschaft keine Entdeckungen von gleich hohem Werthe, wie die Sir Humphry Davy's. Die Forschungen eines Black, Priestley und Cavendish führten zwar wichtige Resultate herbei, doch trugen sie nicht in so eminentem Grade den Stempel des Genius und waren auch in ihrer praktischen Anwendung minder ergiebig. Wenn wir also Davy an die Spitze der Britischen Chemiker stellen, so dürfen wir seine Appellation vor unserem Sprache in ein anderes Tribunal erwarten. Cuvier selbst sagt in seiner Lobrede auf diesen außerordentlichen Mann: „Noch war Sir H. Davy nicht zweiundvierzig Jahre alt, und schon nahm er unter den Chemikern aller Zeiten die erste Stufe ein. So urtheilte Jeder, der seine Leistungen würdigen konnte."

Wirklich thut man Humphry Davy Unrecht, wenn man ihn bloß mit den Forschern seines Vaterlandes über den Akademikern seiner eigenen Schule vergleicht. Ein gelehrter Forscher kann der ausgebreitetsten Souveränität in seinem kleinen Gebiete und dessenungeachtet den unabhängigeren Fürsten des Europäischen Wissens tief untergeordnet seyn. Aber das Zeitalter Davy's war gerade die glänzendste Aera chemischer Entdeckungen; es war das Zeitalter seiner gleichfalls ausserdichen Kollegen Berzelius, Volta, Wollaston, Dalton, Gay Lussac und Thenard; dennoch wird selbst nationale Parteilichkeit Humphry Davy die Palme nicht streitig machen.

Als Newton das Gesetz der Gravitation feststellte und auf die Bewegung der Planeten anwendete, gab er eigentlich nur den Arbeiten eines früheren Zeitalters ihre Vollendung. Hätten nicht Unglück und die Apathie der Fürsten den Eifer des Deutschen Keppler gelähmt, vielleicht würde er dem Weltall in dieser Entdeckung zuvorgekommen seyn; und Hooke, Halley und Wren waren schon dicht an dem Ziel, welches Newton erreichte. Im Vollgenuß akademischer Muße konnte der Letztere sich zum Kampfe rüsten, während seine weniger vorbereiteten Mitbewerber an ihr respektives Amt gefesselt waren. Die großartige Entdeckung selbst läßt uns zwar eben so wohl den Triumph des Genies wie des Glückes erkennen; wir glauben aber, die hohen Verdienste Newton's nicht zu schmälern, wenn wir behaupten, daß er in einem anderen Zeitalter seinen Lorbeer mit manchem Anderen hätte theilen müssen.

Humphry Davy's erfolgreiche Analyse der Erdarten ist der Entdeckung der allgemeinen Gravitation nur insofern untergeordnet, als sie die Phantasie weniger mächtig ergreift. Neue Metalle von seltenen und überraschenden Eigenschaften, ohne Beispiele des Schmelzigels, aus den Erdarten und Alkalien gewinnen, die wir mit Füßen treten — aus Kalkerde, Magnesia, Natron, Baryt u. s. w. — das war eine ihrem Zeitalter weit vorangeteilte Entdeckung. Selbst ein Seherblick hätte sie nicht zu den wahrscheinlichen Ergebnissen der Wissenschaft gezählt; keine neue Forschers Bewährungen hatten sie auch nur im geringsten Grade vorbereitet. Diese Entdeckung gehörte zu den tiefsten Mysterien der Chemie — und wäre ohne den Genius und die Anstrengungen unseres glühenden jungen Forschers vielleicht noch ein Jahrhundert der Welt verborgen geblieben. Außerdem war Davy weder durch akademisches Studium noch durch experimentale Unterweisung vorbereitet. Kein Eingeweihter in der chemischen Analyse hatte ihm seine Erfahrungs-Weisheit mitgetheilt; und eben so wenig hatte ihn eine auf Reisen ins Ausland gewachte Eifersucht seiner Kollegen gestört. Seine Werkzeuge war ganz sein Eigenthum, und Alles, was ihr in Einzelnen Unvollkommenes anklebte, wurde durch die Macht seiner Intelligenz wieder beseitigt. Auch die Umstände, unter denen er seine Laufbahn begann, müssen zu einer gerechten und parteilosen Würdigung seiner Verdienste mitwirken. In einem niederen Kreise geboren, wurde er der alleinige Schöpfer seines Glückes. Keine Vorfahren mit Sitten und Titel lächelte ihn huldreich an; durch die natürlichen Impulse eines edeln Ehrgeizes getrieben, wurde er der Lehrer seiner Londoner Mitbürger, deren Liberalität ihm bei seinen Forschungen denjenigen Beistand gewährte, den anderweitig nur Fürsten oder Regierungen zu gewähren pflegen.

Indem wir die Entdeckungen des Chemikers mit denen des eigentlich sogenannten Naturforschers auf gleiches Niveau stellen, entgeht uns nicht der Adel solcher Kehre im Gebiete des Wissens, welche die geistige wie die leibliche Speise nach Pfunden abwiegen und alles Großartige in der Masse und dem materiellen Umfang suchen. Das Verdienstliche einer Entdeckung besteht einzig nur in der umfassenden und angestrengten Arbeit des Geistes, mit der sie vollbracht wird, und hat mit der materiellen Größe oder räumlichen Entfernung der Gegenstände des Forschens durchaus nichts zu schaffen. Zum Beweis des Naturforschers müssen wir auf der andern Seite den unpopularen Charakter der Gegenstände seines Bestrebens, das langsame Wachsthum seines Rufes und die beschränkte Sphäre, in welcher er glänzt, in Erwägung ziehen. Der Bewunderungs-Schein, mit welchem die Einbildungskraft die Leistungen des Riesenwuchses umgiebt, ist nur einer kleinen Zahl von Verehrern sichtbar, und selbst der Wenigen, die vor seinem Heiligthum knieen, werden mehr von dem Zeugniß seiner Schüler, als von seiner Werthschätzung geleitet. Der Chemiker dagegen appellirt unmittelbar an unsere Sinne. Er zeigt neue Elemente, neue Zusammensetzungen und neue Phänomene, die in seinen Zuhörern Bewunderung und Staunen zege machen; und wenn er sie gleich über den Einsetzungen seiner Vorfahren nicht belehrt und seiner Theorie keine gewisse verständliche Sprache leiht, so bietet er ihnen doch genug, was ihre Bewunderung rechtfertigen und sie bewegen kann, in den allgemeinen Beifallssturm aus voller Brust einzustimmen.

Humphry Davy war am 17. Dezember 1778 zu Penzance in Cornwallis geboren. Sein Vater, ein Holzdrechsler, und seine Mutter, die Tochter eines Schnitzwaarenhändlers in Penzance, scheinen Beide eines weit höheren Ranges in der Gesellschaft würdig gewesen zu seyn; sie pflegten das früh entwickelnde Talent ihres ältesten Kindes mit der sorgsamsten Sorgfalt. Ein außerordentliches Gedächtniß — Hang zur Dichtkunst, und zu romanischen Abenteuern — Liebhaberei am Angeln, das-ser selbst in den Gossen der Straßen versuchte — und ein unwiderstehlicher Trieb zur Anfertigung von Raketen und Schwärmern waren die ersten Blüthen dieser edlen Frucht, die schon im Frühling des Lebens reifte. Obgleich er der Erste unter seinen Mitschülern war, so wollte ihm doch die klassische Mahlzeit, die man ihm täglich vorsetzte, gar nicht munden, und er sagte selbst, es sey ihm recht angenehm gewesen, als er die Schule von Truro für immer verlassen konnte. In seinen Feierstunden war er der gefeierte Dichter und der Romanzlier des Zirkels, den er belebte. Wei jedem harmlosen Scherze war er voran; und er teug kein Bedenken, seine Großmutter, die ein Haus beherrschte, wo es nicht gebeuer seyn sollte, dadurch in Angst zu setzen, daß er, in ein Laken gehüllt, als Gespenst durch ihr Zimmer ging.

Im Alter Lebensjahr verließ er die Schule, und sofort betrat er jene Studienbahn, die ihn zu seinem großen Ziele führen sollte. Seine ersten Versuche waren oberflächlich und erfolglos. Die Lockungen, welche das Jünglings-Alter gewöhnlich umgaukeln, und gewisse eitle Zeitvertreibe, die man zu oft als beilsame und männliche Uebungen empfiehlt, drohten, ihn eine Zeitlang dem Müßiggang und unwürdigen Zerstreungen preiszugeben. Der Tod seines Vaters im Dezember 1794 gab seinem Charakter eine andere Richtung; das Unglück, mit welchem die Vorsehung eine brave Familie heimsuchte, deren Stütze er werden sollte, war für den Jüngling Davy ein göttlicher Wink, der ihn vom Laster zurückscheuchte, und der „Stern im Osten", der ihn zum Ruhme führte.

Als Davy seinen Fuß gewonnen hatte „auf dem grünen Rasen der Mannheit", wurden seine Bestrebungen thätiger. Er wählte die Medizin zu seinem Berufe und kam im Februar 1795 zu einem geschickten Wundarzt und Apotheker seines Geburtsorts in die Lehre. Sein Studienplan war anfangs ein universeller: er umfaßte sieben Sprachen, vom Englischen bis zum Hebräischen, und sämmtliche Wissenschaften, von der Theologie und der Astronomie bis auf die Mechanik hinab. Er brachte seine Gedanken über alle diese Gegenstände zu Papier, und in seinen Tagebüchern findet man theologische und politische, metaphysische und moralische Ideen neben poetischen Skizzen und Roman-Fragmenten. Ein geregeltes Studium der Mathematik trat eine Zeitlang an die Stelle dieser genialen Kreuz- und Querzüge; aber bald fiel er wieder in metaphysische Grübeleien, schöpfte aus dem tiefsten Borne der skeptischen Philosophie, ergnickte sich dann wieder an den britischeren Quellen der Schottischen Metaphysik — und verlebte sich endlich ganz und gar in das Schwarze Meer (!) der Deutschen Transscendental-Philosophie. Im Jahre 1796 ging er zu Bestrebungen über, die dem von ihm gewählten Fache angemessener, aber noch immer von so frühem Charakter waren, daß sie keinen praktischen Nutzen stifteten. Nach dem Muster Hartley's und Brown's versuchte er die Phänomene des Lebens durch wenige abstrakte Prinzipien zu erklären; aber seine Theorie behagte ihm selber nicht, und erst im folgenden Jahre (1797) finden wir ihn mit größerem Gewinn dem Studium der Naturwissenschaften.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Davy vor seinem 19ten Jahre das Studium der Scheidekunst nie ernstlich betrieben hatte. Lavoisier's

Digitized by Google

„Elemente" und Nicholsen's Chymisches Wörterbuch waren die ersten Werke dieser Gattung, die seine Naturerfahrenheit erregten. Die Lektüre derselben befreundete ihn nicht; er prüfte die spekulativen Ansichten Lavoisier's durch Experimente und schmeichelte sich, die leitenden Prinzipien der Französischen Schule über den Haufen werfen zu können. Der Apparat, dessen er sich bei diesen selben Experimenten bediente, bestand aus Phiolen, Weingläsern, Theeastken, Tabackspfeifen und ähnlichen Schmelztiegeln — ja, Dr. Davy behauptet, sein pneumatischer Apparat sey aus einer (salvo respectu) Klystierspritze gearbeitet gewesen, mit der ein schiffbrüchiger Französischer Wundarzt ihn beschenkt hatte.

Im Winter 1797 war Davy so glücklich, die Herren Gregory Watt und Davies Gilbert kennen zu lernen; die verwandten Bestrebungen des Einen und das ausgebreitete Wissen so wie die Heiterkeit des Andern, brachten ihm neuen Gewinn; wir denn überhaupt das Schicksal Davy in seinen früheren Jahren sehr hold war. Er korrespondirte mit Dr. Beddoes über das Wesen des Lichtes und der Wärme, und Davy's Ideen über diese schwierige Materie erschienen Beddoes so richtig und treffich, daß er ihm die Verwaltung der pneumatischen Anstalt in Clifton, die Beddoes gestiftet, antvertraute. Es sollten hier die mehrjährigen Wirkungen der verschiedenen Gase erprobt werden, und zwar zur Entdeckung von Mitteln gegen solche Krankheiten, die bis dahin der ärztlichen Hülfe trotzten. Zu Beobachtung der physischen Wirkungen dieser Gase war mit dem chemischen Laboratorium ein Hospital für Kranke in Verbindung gebracht. Im ihren liebenswürdigen Familien-Zirkel des Dr. Beddoes', dessen Hausgenosse Davy in der Folge war, lernte er noch mehrere ausgezeichnete Menschen kennen, darunter der Herren Southey, Coleridge und Lodin, welche damals, gleich ihm, ihre intellektuelle Laufbahn begannen. Obwohl der Umgang mit diesen Dichtern und die entzückende Umgebung von Clifton das Poetische in seiner Natur wieder weckten, so widmete er doch einen großen Theil seiner Zeit den ernsteren Studien, die sein neuer Wirkungskreis von ihm forderte.

Die Sucht, als Autor aufzutreten, ist vielleicht der seltsamste unglückliche Gedanke eines Mannes von Genie und oft auch der erste Gegenstand seiner Reue. Zu Davy's Nachtheil rieth ihm sein freundlicher Prinzipal selbst angelegentlichst, er möchte doch etwas drucken lassen. Beddoes hatte sich für die Licht- und Wärme-Theorie seines jungen Freundes erklärt und trug alle sein Ansehen, ihr die Publikation verschaffen zu vopelfen. Er selbst wurde der Herausgeber, und so publizirte Davy im Jahre 1799 einen Band „Wissenschaftlicher Versuche", die, wie sein Bruder (Dr. John Davy) sich ausdrückt, viel chimärischer Spekulationen, einfeitiger Raisonnirungen und vereinzelter Experimente sind. Der Best. selbst gehörte zu den Ersten, welche die Zaltheit seiner Theorien entdeckten; aber ersteinzugestehen zeugt dieses Buch von seltenen geistigen Anlagen, welche die großartigsten künftigen Leistungen verbürgen.

Der nächste Gegenstand, welcher die Naturerfahrenheit unsers Davy fesselte, waren die tieferliegen Bestandtheile in der Epidermis gewisser Pflanzen. Der Sohn des Herrn Coates zu Clifton hatte ein Taschen-Perspektiv besessen, das er zufällig zerbrochen hatte. Einige der Splitter von Flint-Glas (Kronet-cane) im Finstern an einander rieb, und so unterhielt Davy sich mit diesen vermeintlich Experimente. Er fand, daß alle Rohr-Gattungen während der Friction Funken erzeugten*), und daß diese Funken, wenn man die Stücke heftig an einander schlug, nicht bloß noch weit lebhafter wurden, sondern auch oben so hell leuchteten, wie die einen Flintenschlosses. Bei der chemischen Zerlegung gewann Davy aus 22 Gran der Epidermis 9 Gran Kieselerde (silex), während die Gran des Holzes nur 3 Gran Kieselerde ausschieden. Dieselbe merkwürdige Ingredienz entdeckte er in dem Zucker- und Wandrohrstein, in der arundo phragmites, in den Halmen und Stengeln des Weizens, des Hafers, der Gerste und in verschiedenen Gräsern, als anthoxanthum, poa pratensis u. s. w. Dr. Wollaston entdeckte nachmals Kieselerde im Holze der Teak-Bäume, und Dr. Brewster, der die Verfassungsbildung so wichtiger Substanzen durch genauere Methoden untersuchte, sah die Überzügen der Kieselerde in denselben schön und symmetrisch geordnet: jeder Kegelfall hatte eine regelmäßige Achse von doppelter Refraction, und alle waren in zierlichen Gruppen um die Dessen der Pflanze gereiht.

Nachdem Davy (nach im J. 1799) aus dem Hause des Dr. Beddoes in die Anstalt selbst gezogen war, beobachtete er mit Eifer und Zieli die Wirkungen der Gase auf das Athmholen. Er war glücklich genug, seine ersten Experiment mit dem oxydirten Stickgas machen zu können, und die Resultate erregten allgemeinen Interesse. Diese Experiment bildeten die Grundlage seines Werkes: „Chemische und philosophische Untersuchungen, mit besonderer Beziehung auf das oxydirte Stickgas und die Einathmung desselben." Dieses Buch, das unserer Davy, hätte er auch sonst nichts geschrieben, einen ehrenvollen Rang unter den Original-Foschern sichert, erschien im Jahre 1800. Der physiologische Theil ist der interessantrste, der Allem da, wo die gefährlichen Experimente beschrieben sind, die der junge Autor an sich selber gemacht, und die geistige und physische Erregung, die sie zur Folge hatten.

Der Ruf des den genannten Naturforscher Davy neue glänzende Aussichten. Der Worker ausführender Lehrer der Chemie an dem vom Grafen Rumford gegründeten Königl. Institute in London, und zwar mit der Aussicht, im nächsten Jahre die Professur zu erhalten. Im Frühling 1801 hielt er seine Probe-Vorlesung, welche die Erwartungen seiner Freunde vollkommen rechtfertigte. Natürliche Beredsamkeit, chemischer Kenntniß, Klarheit im Lehren und wohl ausgeführte Experimente machten seine Vorträge allgemein beliebt.

Im Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn scheint Davy's Geist vor Allem praktisch nützlichen Dingen sich zugewendet zu haben. Im Jahr 1803 beschäftigten ihn besonders chemische Untersuchungen in Beziehung auf den Ackerbau. Das landwirthschaftliche Institut hatte Davy engeladen, seinen Mitgliedern über die Verbindung der Chemie mit der Physiologie der Pflanzen Vorträge zu halten. Er las in Folge dessen 10 Jahre lang an dem genannten Institute und publizirte diese Vorlesungen auf Begehr der Gesellschaft im Jahre 1813 unter dem Titel: „Elemente der landwirthschaftlichen Chemie." Während dieser Periode beschäftigten ihn Experimente an allmeganteren Vegetabilien; auch machte er geologische Reisen nach Schottland und Irland, und seinen Vorlesungen über diese Wissenschaft, mit denen er 1805 den Anfang machte, mehr Relief zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The violin and its professors. (Die Kunst des Violinspielers und die Violinisten dieses Instrumentes.) Von G. Dubourg. 7½ Sh.

On the arteries. (Ueber die Arterien des menschlichen Körpers.) Von Lucas. 4½ Sh.

London and all its dangers. (London und seine Gefahren.) 1 Sh.

The ominous isle. (Die ominöse Insel.) Gedicht von dem Schäfer von Portland. 2½ Sh.

Report on the commerce of the ports of New Russia etc. (Der Handel von Neu-Rußland, die Moldau und Wallachei.) Nach Hagemeister's Russischer Darstellung.

Hindibras. (Butler's Swidibras.) Neue Ausgabe mit Anmerkungen von Dr. Nash.

The patriarchal religion of Keltain. (Die patriarchalische Religion Britanniens.) Von Dr. James. Der Verfasser, ein Waliser, sucht zu beweisen, daß die Religion der dikltschen Druiden und die der Druiden eine und dieselbe gewesen sey.

Italien.

Von Dod in Genua.

(Schluß.)

Sie gingen die kleine enge Straße von San Siro weiter hinauf und setzten sich auf einen Marmorblock, den man für den Palast Ferra beabreitete. Die Ball-Musik erschallte von neuem; aber es war auf den Terrassen weniger Lärm, weniger Volk, weniger Freude.

Das ist das Verschwören des Volks, sagte Don Diedo mit tonloser Stimme; es ist auch das wenige. Er stand schnell auf. Sieh', sieh' da, betrachte die vier Fenster, die dem geschlossen werden . . . Weißt Du, was für ein Zimmer das ist? . . Ich weiß es, ich, es ist das Zimmer des Herrn! Graf Pallavicini, bist du mein Freund? — Deine Freundschaft ist Alles, was mir von meinem Vermögen übrig bleibt; darum sage ich, — Nun gut, sie soll es haben. Die Nacht schreitet vor, die Stunde verrinnt, das Licht schwelt schnell mein Herz ich sterbe, wenn Du mir nicht beistehst. Geh' in den Palast Durazzo, verlange den Grafen insgeheim zu sprechen, mag er im Saal oder in seinem Zimmer, allein oder nicht allein sehn; sag' ihm, daß der Friend seines Vaters, der Marquis v. Gipino, ihn am Brunnen des Thales vom Lerbino mit seinem Degen und seinem Dolch erwarte, daß Gipino sich in alle Eile nach Florenz begebe und sich nur einen Augenblick mit den Wällen von Genua wegen dieses Duells auf Leben und Tod aufhalte, daß eine abschlägliche Antwort eine Ehrlosigkeit, ein Ruffschub Feigheit sey. Geh', geh'! die Lichter verblichen, die Frauen begleiten die Gräfin in ihr Gemach . . . keine Antwort, geh'! — Ich gehe, antwortete Pallavicini fatt.

Der Graf Brignole sagte eben mehreren jungen Herren, seinen Freunden, Lebewohl, als er Pallavicini eintreten und ihm geheimnißvoll ein Zeichen mit dem Finger machen sah. Er gingen in ein Lustbauschen, der Straße zu; doet nahm Pallavicini eine ernsthafte Miene an und sagte zum Grafen: Kennst Sie den Marquis Gipino? — Ich kenne ihn nicht, antwortete der Graf, aber ich weiß, daß ein sterblicher Paß zwischen meinem Vater und ihm gewaltet hat. Sein Sohn erwartet Sie am Brunnen des Thales vom Lerbino; er hat mich in sein nem Sttundanten angenommen, wählen Sie den Ihrigen, ehe Ihre Freunde sich entfernen. — Der Graf Brignole blieb stumm. — Graf Brignole, sind mine Worte klar genug? — Ich verlage einem Gipino keine Genugthuung; ich werde sie ihm morgen geben. — Morgen ist Ihr Freund auf dem Wege nach Florenz, überall wird er Ihre Schande bekannt machen. — Das ist ein sonderbarer Augenblick zu einer Herausforderung! Es sey; doch verlange ich nur eine Stunde... und er wandte sich nach seinem Zimmer. — Eine Stunde! sagte Pallavicini, ihn festhaltend; ich habe nicht die Macht, Ihnen nur eine Minute Frist zu geben; wir haben schon viel Zeit verloren. — Der ernsthaften Miene Beri, meine Freunde, antwortete er, nur die Zeit, Ihre Waffen zu nehmen, das ist Alles; jete Minute, die verfließt, raubt Ihrem Wappenschilde ein Goldkorn. — Das ist eine ungereimliche Ursache! daran erkenne ich die Gippini, so wie mein Vater sie mir hundert Mal geschildert hat. Hier ist mein Degen, kommen Sie!

Der Graf wandte sich zu den Gruppen seiner Freunde, die er eben verlassen hatte und sagte; San Gallo, ich bitte Dich, mich für zu der Kirche della Consolazione zu begleiten. — Du willst Dein Gebet sehr weit verrichten, ehe Du Dich niederkeagst! rief lachend San Gallo. — So ist es, antwortete kalt der Graf. willst Du mich begleiten? — San Gallo, die Sache jetzt bald verstehend, erwiderte nichts mehr und ging zur Treppe.

Die drei Ehrlinehmer dieser Szene stiegen hinab und gingen stillschweigend bis zur Hinterthür; da fanden sie einen in einen Mantel gehüllten Mann, der sie zu erwarten schien. — Das ist ohne Zweifel unser Kämpe, sagte der Graf Brignole. — Er ist es, antwortete Pallavicini. — Sie kennen also Gipino? — Keineswegs, es ist mir in der Strada Balbi begegnet, hat mich gefragt, ob ich von reter Gebaut

Digitized by Google

*) Das Faktum war schon lange in Ostindien bekannt, wo durch das Aneinanderschlagen der Bambusstämme bei heftigem Winde ganze Buschwälder in Flammen aufgehen.

selv, hat mir seine Sache erklärt, und ich habe eingewilligt. — Sie haben wohl gethan; wenigstens haben wir bei Ihnen kein hinters listiges Auflauern zu fürchten. — Das dachi' ich auch, — Ich danke Ihnen.

Man kam aus Zelt; van Dyck ging ungefähr 20 Schritte voraus und blieb in einem kleinen Gebüsch von Tamarinden stehen, deren dunkle Zweige die Finsternis der Nacht noch vermehrten. — Hier ist es also, Graf Eugvino, wo Sie die Kämpfe zwischen unseren beiden edlen Fürsten heimlich anwohnen wollen? — Van Dyck nahm den Degen in die Hand und antwortete nichts. — Ich sage Ihnen vorher, daß Brignole fort, daß ich mich deshalb verbindlichst werde; ich will nicht in der ersten Nacht nach meiner Hochzeit eine Wittwe machen. — Van Dyck schauderte zusammen und stellte sich bereit. — Die beiden Gegner kreuzten ihre Waffen; der Kampf dauerte nicht lange; van Dyck erhielt einen heftigen Säbelhieb in den rechten Arm; schwach von Körperbau und schon zu den Ausfällen von Schwindsucht, die ihn jung anfiel, geneigt, erschöpft von allen Aufregungen dieses schrecklichen Tages, fast er vor Schmerze und vom Rasen wieder. — Ich werde einen Wundarzt schicken, sagte drauf Brignole ruhig, — und er entfernte sich mit San Gallo.

Pallavicini leistete dem armen verwundeten Künstler alle nur mögliche Hülfe. Mein Freund, sagte van Dyck, ich habe Gold genug. Dir Deinen Palast nur Deine Villa wieder zu kaufen. Ich gebe es Dir; setze diesem Manne, schlage Dich mit ihm; Du wirst glücklicher sein, als ich. Du wirst ihn schonen! —

Dein Blut fließt, ich muß es hemmen; brenhige Dich! — Laß es fließen, mein Blut, laß mich sterben! ... Weißt Du wohl, daß er im Triumph in seinen Palast zurückkehren wird, daß Freudenthränen und tonrige Liebkosungen ihn da erwarten, daß das Paradies sich für ihn, die Hölle für mich aufthun wird? — Geh', sage ich Dir, bete diesen Mann an, ehe er die Wahl getroffen! — Brenhige Dich, brenhige Dich! sage ich Dir; wergen daß Du Kraft gesammelt; jetzt will ich Deine Wunden verbinden. — Ach, Du daß Furcht! — Mum beschimpft er mich gar. — So will ich ihm nachlaufen, ich ... laß mich ... laß mich ... ich gehe ... o Finch!

Und er fank ohnmächtig nieder.

Als van Dyck wieder zur Besinnung kam, tövbete der junge Tag die Spitzen der Appenninen. — Welche grässliche Traum! waren seine ersten Worte. — Er war wilde Bilder um sich her und süßte Pallavicini's Hand, indem er sie mit Thränen benetzte; dann lächelte er mit Bitterkeit, und zum blutigen Rasen zeigend, und ebeb seine Augen zum Himmel, mit jenem Ausdruck, den nur große Seelen allein ihrem Gesichte zu den Stunden vollendeten Kampfes geben können.

Endlich da Dich Gott gerug, wieder zur Stadt zu geben? sagte Pallavicini, — Ja; aber was soll ich jetzt in der Stadt thun? Alles ist verloren ... Sieh', wie die Sonne lachend in die Höhe steigt, wie die Natur freudig ist. Ich habe die Gräfin diesen Morgen im Traume singen hören ... Gott spottet oft unserer so ... Was kümmert Er, was die Natur sich um unser Elend! Wenn sie den schwarzen Flor für jedes leidende Wesen tragen sollte, müßte sie in beständiger Trauer sein. — Es ist gut! — Ich gut, kleine dich in Myrt und Gold, schöner Himmel Italiens, das erfreut das Elend deiner Kinder. — Ich glaube, wir könnten zurückgehen, sagte Pallavicini endig. — O! Du, Du bist von Marmor, wie die Villa, die Du verkaufen liebest ... Bah! Du jemals geliebt? — Hundert Mal; aber mit Deiner Gluth niemals. — Halt Du Frauen geliebt, die Dir Gegenliebe gezeigt und sich Deinen mit Anderen verbrennten haben? — Ganz gewiß. — Und was hast Du dann gethan? — Ich habe mich getröstet. — Wirklich? Es ist sonderbar, die Deine Worte mich beruhigen; gieb mir Deine Hand, daß ich sie drücke, Du thust mir wohl. — Genug! Du bist in der Gesellschaft; nimm meinen Arm und komm' nach der Stadt zurück. Höre, die Gräfin Bri ... — O, sprich ihren Namen nicht aus! — Es sei, die Gräfin wird gewiß zum Ball in Dir sein wohn; sie hat einen rosigen, durchsichtigen Teint; ihre Augen sind leuchtend und azurblau, wie der Golf von Genua, ihre Lippen wie Korallen, ihre Zähne wie Perlen, ihr Hals wie Elfenbein, und ihre Gestalt, o ihre Gestalt! Ich kenne nur eine Frau, mit einer solchen Gestalt, es ist die Venus Deiner Freundes Titian in Venedig. Was ihren Geist, ihre Vorzüge des Herzens und der Seele betrifft, davon hast Du mir niemals gesprochen; ich habe kümmert Dich sehr wenig ... Bitte, gieb mir 24 Stunden Zeit, und ich schaffe Dir eine andere Gräfin Brignole. — O! schweig, schweig' das ist unmöglich! — Unmöglich? Ich will Dir eine Bessere, als die Gräfin Brignole ist, schaffen .... Ich habe meinen Palast verloren, giebt' mir einen schönern, und ich tröste mich augenblicklich, auf Ehre! ... Gut, Du lächelst, es giebt schon Better mit Dir; nun laß die Augen in Verdacht, die Natur, die Deiner spottet, bei Seite und rede vernünftig mit mir. Mein Freund, alle Gräfinnen Italiens sind nicht so viel werth, wie das Blut, das aus Deinen Künstleradern fließ. — Aber von welcher andern Frau wißt Du denn eigentlich sprechen? — Gestagen sey Unsere liebe Frau! wir sind gebeist! Nb. Du interessirst Dich schon für eine andere Frau! — Es ist keine Neugierde. — Du verstehe ... mein Gott, die Liebe eines Künstlers ist, glaube ich, nichts weiter, als eine reine Neugier. Wenn die Venus von der Villa Adriani 1000 Zuß unter der Erde vergraben läge, so würdest Du Dich zum Todtengräber machen, um sie auszugraben, sie an's Licht zu befördern, sie zu sehen und sie zuerst zu umarmen.... Das ist wahr. Ihr Künstler seyd Männer, die von ihren Sinnen beherrscht werden; an ihr ist Euer lindest Unsittlichkeit zum Spottschweis geworden; die macht Euch ein Museum für Eure Gelüsten, wie ein Kabinett für Gemälde; das ist Euer Handwerk. Ihr studirt die Natur; Ihr sehet nur ein schönes Modell da, wo ein anderer Mensch den idealen Gegenstand, von dem er mit platonischer und unverzänglicher Leidenschaft träumte, vor sich sehen würde. Nun, ich will Die ein Modell gehen, vor welchem die Venus Aphrodite in ihrem Bade sich des Eifersucht verhüllen würde. — Ihr Name? — Du selbst ihn morgen wissen. Heute heil' Dein Fieber und schlafe.

So plauderte waren die beiden Freunde auf manchem Umwege vor die Thüre ihres Hauses, auf dem Platze Maria Pertlinteigung, gekommen. Die Stadt war noch in Schlaf versunken; ein Windzug wurde gemessen; er kand die Wimpfe sehr leicht, noch dem vielen vergossen Blut. Es verordnete uns 24 Stunden Ruhe.

Am andern Morgen trat gegen Mittag ein Bedienter in der Livrée der Brignole, als Ueberbringer einer Botschaft, in das Zimmer van Dyck's. Pallavicini leistete dem noch schwachen und dichten Künstler an; Graf Brignole ließ den Maler van Dyck ersuchen, zu ihm, nach seinem Palast zu kommen.

Das ist ein sonderbarer Zufall, sagte der Maler, was will der Graf von mir? Er kennt mich nicht; er hat noch niemals gesehen. — Du mußt zu ihm gehen, willst Du, daß ich Dich begleite? sagte Pallavicini. — Ganz gewiß, ich werde nicht allein gehen; es ist irgend eine Teufelsschlinge ... o gesehwind, geschwind nach dem Palast Durazzo. — Das ist aber verdrießlich; ich suchte einen Rückfall für Dich; Du wirst sie wiedersehen, und ... — Sie, sie wiedersehen! Niemals, niemals, ich werde den Grafen sehen; ich brauche ja nur den Grafen zu sehen. O! sie wiedersehen! ich würde ja ihren Fächer vor Scham, Verzweiflung und Eifersucht sterben. Komm! — Du bist noch nicht ruhig genug, um einen solchen Besuch zu wagen. Wie tollkühn hie morgen ehe dort Abend warten ... — Nicht eine Minute. — Ach, da ist der Rückfall! — Mein Freund, nicht! es ist aus, sage ich Dir; es ist nichts mehr, als ein schwerzlicher Traum, eine Erinnerung ... Komm nach Durazzo. Komm!

Van Dyck hatte sich gräcklig gekleidet; aber der Glanz seines Kostüms konnte das auf seinem Gesicht ausgeprägte Leiden und seine Bewegung nicht verbergen, er war sächerlich bleich, und sein Gang, so kräftig er ihn auch machen wollte, schwankend, wie der eines Greises. Sendern; die Hand seiner verwundeten Arms trug er, wie einen Zufall, in einer Oeffnung seiner Wämser; mit der anderen stützte er sich auf das marmorne Treppengeländer des Palastes. Pallavicini folgte ihm seufzend.

Er wurde in die Galerie geführt, wo der Graf sich nicht lange verweilen ließ. Herr von Dyck, sagte er, im entgegengehen, entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit, ich habe gehört, daß Sie in unsere Stadt zurückgekommen sind; ich hatte nicht die Ehre, Sie während Ihres ersten Aufenthaltes hier kennen zu lernen, und so bereit ich auch, Ihnen dieses Mal in mein Freundschaft und meinen Palast einzubieten. Durazzo ist die Wohnort großer Künstler, nicht wahr, Graf Pallavicini? — Van Dyck verbeugte sich und schwieg; er war betroffen. — Ich bitte Sie, Herr Graf, sagte Pallavicini, meine Freund; sich mit Ihnen von einem kleinen Geschäfte reden, mit Ihnen, Herr von Dyck. Ich habe mich vorgestern verbindlich; ohne Eigenthümlichkeit kann ich sagen, daß es eine Heirath aus Neigung war; ich will, daß unsere vertrauteste Bekanntschaft sich unter Ihres Talentes und meiner Verwägens würdigen Auspicien bilde; ich wünsche, daß Sie das Bild meiner Frau malen. Wenn ich auch Ihre Leinwand mit Zechinen bedecken sollte, wünsche ich immer Ihnen verpflichtet bleiben.

Van Dyck verbeugte sich aufs neue. Dieser Stillschweigen wurde als Künstlers Schüchternheit in Gegenwart eines vornehmen Herrn ausgelegt.

Und welchen Tag soll das Bildnß zu Ihrer Verfügung bereit sein? — Heute noch, — Ich bin bereit, sprach van Dyck mit schwacher Stimme. — Sie sind sehr freundlich, lieber Meister. Sie kommen meinen Wünschen entgegen. In meinem Atelier finden Sie zubereitete Leinwand; ich will ein Portrait in Lebensgröße, wie das der Gräfin von Bellieri, das Sie gemalt haben und das ein Meisterstück ist, wie Alles, was Sie produciren .... Ach, Graf Pallavicini, wie haben Sie meinem Herzen wohlgethan, indem Sie mir Nachricht von ihr gaben, daß ich sie diesen Morgen noch Florenz gereist. — Das ist ein Kämpfer, gedungen von den Gegnern, ich wußte es wohl, Meine Feinde haben mich zu meinem Hochzeitstage ermorden lassen wollen; das war gut angefangen. Meine Herren, haben Sie die Güte, mich hier einen Augenblick zu erwarten; ich werde Ihnen meine Frau zuführen. — Und er ging zu sein Zimmer.

Van Dyck und Pallavicini sahen sich einen Augenblick an, ohne zu sprechen .... Einen guten Rath, van Dyck! Willst Du ihn hören? — Ja. — Entferne Dich. — Unmöglich! Was würde der Graf sagen? — Was kümmert das Dich? — Er würde mich für toll halten. — In einer Viertelstunde bist Du's wirklich. — Ich skrelasse mich meinem Schicksal. — Aber denke daran, daß Du versprochen hast, daß Du Dich nicht den Pinsel entgleiten kann. — Ich habe mit meiner Hand Nichts gethan, Du hilf mich, Du leitest, Deine Hand wird bestimmt, Du wirst bei dem Werke Dich vergehen. — Desto besser!

Die Thüre öffnete sich, und die Gräfin trat ein .... Man hätte sagen mögen, daß sie die Galerie mit den Strahlen ihrer blendenden Schönheit erleuchtete, Pallavicini selbst unterbrückte einen Ausruf des Erstaunens, der ihm fast entschlüpft wäre; denn niemals hatte er sie so schön gesehen. Sie trug ein Kleid von schwarzer durchwirkter Seide, über Schultern und ihre Arme waren entblößt, und der Stoff ließ wunderbar ihre leuchtende Weiße hervortreten. Sie geflatte mit himmlischem Lächeln die beiden Fremden, und sich zu van Dyck wendend, sagte sie mit unvergleichlicher Grazie: Ich bin zu Ihren Diensten, mein Herr; es ist sehr viel Ehre für mich, Ihnen zu sitzen.

Wir wollen noch dem Atelier gehen, sagte der Graf Brignole, Herr van Dyck wird sich Leinwand, Pinsel und Paletten wählen. — Die drei Vertrauenswürdigen dieser Scene gingen in das neben der Galerie liegende Atelier. Jetzt, sahe der Graf fort, sind Sie zu Hause; erlauben Sie mir, zu bleiben?

Van Dyck gehörte nicht mehr der Erde an; er antwortete nicht; aber Pallavicini, der mit der Liebe seines armen Freundes Mitleid hatte,

Digitized by Google

sagte mit der größten Kaltblütigkeit zum Grafen: Ich kenne nun Dyck, er muß ungeschickt seyn; er malt nicht gern vor Zeugen; wir wollen hinausgehen.

Die Gräfin und von Dyck blieben allein in dem Atelier. — Ich kenne nichts so Schönes, wie Ihr Portrait der Marquise Kelletti, sagte die Gräfin mit verrauschtem Tone, um gewandt die Unterhaltung anzufangen. — Ich werde mein Möglichstes thun, um Ihnen Beifall zu verdienen, antwortete der Maler schüchtern. — Es ist Ihnen schon im Voraus gesichert. Ich kenne die Maraniße nicht, ist sie schön? — Ich habe sie niemals gesehen, Signora. — Wie? und Sie haben Ihr Portrait gemalt? — Ach, die Maraniße . . . Entschuldigen Sie, Frau Gräfin, ich denke nur an meine Palette und an meine Farben . . . sie ist ziemlich hübsch, glaub ich. — Es scheint, als ob Sie leicht Ihre Modelle vergäßen . . . Ach, Sie wollen mich stets neue malen! ich lirde diese Schmeichelei nicht; ich wünschte stehend, lachend, eine Blume in der Hand, gemalt zu werden. Gefällt Ihnen dieses Kleid? — Nein, Frau Gräfin. — Sie finden es vielleicht zu dunkel? — Das Kleid, das Sie im vorigen Jahre bei dem Feste im Palaste Doria trugen, wäre mir lieber.

Sie waren im Palaste Doria, an dem Tage der öffentlichen Gebete? Ich habe Sie nicht gesehen. — Ich hatte die Ehre, mit Ihnen zu tanzen, mit Ihnen zu sprechen. Es scheint, als ob Sie eben so schnell Ihre Tänzer, wie ich meine Modelle vergäßen. — Das ist allerliebst! Ich habe so viel Tänzer gehabt . . . Und ich so viel Modelle. — Sie sind beredtsam, Herr von Dyck; ruschuldigen Sie meinen Scherz . . . Aber wenn wir beständig plaudern, wird mein Bild nicht vorwärts kommen. — Ihr Bild ist fertig, Frau Gräfin. — Fertig! Sie haben ja noch keinen Pinselstreich gethan! — Seit einem Jahre fertig. Wir können hinausgehen.

Van Dyck stand auf, geführt die Gräfin und ging der Thüre zu. Sie gehen wirklich? sagte die Gräfin. — Ich gehe, und wenn Sie mir erlauben, den Schlüssel des Ateliers mitzunehmen, werde ich diesen Abend unbeschäftigt, um die letzte Hand an Ihr Bild zu legen. — Muß ich dazu sitzen? — Das ist nicht nöthig, das Gemälde ist fertig. — Wann werden Sie mir die Lösung dieses Räthsels geben? — Morgen! — Soll ich mit meinem Gemahl davon sprechen? — Wie Sie wollen. — So werde ich ihm nichts sagen. — Wie es Ihnen gefällt.

Van Dyck verschloß sorgfältig die Thür des Ateliers und suchte dann den Grafen Pallavicini auf der Terrasse auf. — Das war eine sehr kurze erste Sitzung, sagte Brignole. — Ich werde heute Abend die letzte halten, antwortete der Maler. — Welche bewunderungswürdige Leichtigkeit!

Van Dyck und Pallavicini verließen den Palast, und als sie bei der Kirche San Carlo vorüber kamen, sagte der betrogene Pallavicini seinen Freunden: Nun, wie gefällt Ihnen Dyck? — Gelehrt. — Willkommen! — Es fehlt mir nur noch das Mittel, von dem Du mir sprachest. — Du sollst es haben. — Eine Thorin, aus dem Kloster entwischt, eine Undefonnene, die uns bei jedem Worte tödtet! Zwei Tage der Ehe und die Manieren einer Kokette von 40 Jahren! — Brave, brave! Aber Du mußt in dieser Verwandlung bewarren . . . Sey ruhig . . . Wie nennst Du die Dame, von der Du sprachest? — Heute Abend wirst Du sie sehen; ich verspreche es Dir. — Auf diesen Abend also! Erwarte mich vor San Carlo um 7 Uhr; ich habe noch ein Geschäft zu vollenden.

Van Dyck eilte nach seinem Hause und nahm von der Wand seines Alkovens ein verschleiertes Gemälde ohne Rahmen ab; es war das Bildniß der Gräfin Brignole, in Lebensgröße; ein Meisterstück, das er aus der Erinnerung gemalt und in der Raserei einer glühenden Leidenschaft ausgeführt hatte; nur bemerkte man, daß die so sichere Hand des Künstlers auf dem Busen der angebeteten Frau gezittert und daß die Bewegung des Liebenden die gewöhnliche Kraft seines Pinsels hier überwältigt habe.

Van Dyck hüllte sich in diese Leinwand wie in ein Kleidungsstück, warf seinen Mantel darüber und kehrte nach dem Palaste Durazzo zurück. Geradewegs schritt er durch die Gallerie, ohne sich melden zu lassen, öffnete das Atelier und stellte das Bild der Gräfin in einen Rahmen. Dann rief er einen Bedienten und sagte ihm: Melden Sie dem Herrn Grafen, daß das Bild seiner Gemahlin fertig ist. — Und er entfernte sich.

Einige Tage später heirathete er die Tochter des Lord Rutwen, Grafen von Gowrie; eine Verbindung, die er, Dank sey es der thätigen und verständigen Mitwirkung Pallavicini's, ganz aus dem Siegreise schloß. Aber des armen Künstlers Herz war verwundet worden, er starb an der Schwindsucht, im Alter von 40 Jahren. — Die Frauen haben schon viele Künstler, aber die Künstler niemals Frauen getödtet.

Dies ist die Geschichte, die wir eines Tages in dem Palaste Durazzo in Genua vor dem von van Dyck gemalten Bilde der Gräfin Brignole erzählt wurde.

Méry.

Ostindien.

Militairische Uebungen der Indier.

Die Indischen Reiter besitzen erstaunliche Gewandtheit und Kühnheit. Sie können im gestreckten Galopp vom Pferde springen — einen Zeitpunkt aus dem Boden treffen — mit einer Kugel aus einer Luntenflinte eine Flasche treffen u. s. w. Die Flasche hängt entweder frei in der Luft oder steht am Boden; der Schütze reitet im schnellsten Galopp und in einer Entfernung von 15 — 20 Ellen vorüber: im Augenblick des Vorbei-Reitens läßt er den Zügel fallen, legt die Flinte an und zerschießt die Flasche in tausend Stücke.

Unter der irregulairen Kavallerie besteht eine Art von Turnier: sie messen Sperre gegen einander, demonstriren ihre Gegner und zeigen dabei in Handhabung des Pferdes und der Waffe eben so viel Geschicklichkeit als Anmuth. Besonders interessant ist der sogenannte „Mahratten-Angriff." Das ganze Corps bildet eine Fronte von zwei Gliedern, die, mit kurzem Schritt anfangend und mit gestrecktem Galopp endend, sich verwärts drängt. Plötzlich fliehen sich die Reihen, und alle Reiter sprengen, einen fürchterlichen Schrei ausstoßend und die Schwerter über den Häuptern schwingend, gestreut und wie unsinnig durch die Ebene. Mit einemmale ertönt ein Kommando-Wort, das jeden Reiter wie hingebannt fesselt. Alle Pferde werden auf das Hinterthril gesetzt, und trotz der ausscheinenden Verwirrung ist Jeder an der Stelle, die ihm zukommt: das ganze Corps bildet wieder in nächsten Augenblick wieder eine Fronte. Mit diesem Manöver hat die Indische Kavallerie oft große Schaaren schlecht geordneter Mannschaft aus einander gesprengt; allein es scheitert an einem sättigen wohldisziplinirten Feinde und kann mit dem geschlossenen Angriff einer Europäischen Reiterschaar gar nicht verglichen werden.

Der erfahrene Indische Reiter sprengt in gestrecktem Galopp gegen eine Planne an und läuft sein Pferd um, wenn es eben im Begriff ist seyn scheint, seinen Kopf an der Mauer zu zerschellen. Die besten Sperrmänner fordern einander zu ritterlichen Kämpfen heraus, und es bildet sich ein wahrer Faustkampf, ein Handgemenge, wie in den Zeiten des Mittelalters: Einige stehen mit dem wildesten Ungestüm darauf los; Andere schießen ihre Lanzen kaltblütig hinter sich her, greifen den Gegner an, wenn er sie verfehlt, zwingen ihn zu pariren, und beiden sind durch einen geschickten Stoß aus dem Sattel.

Der Europäer hat die Luntenflinte (matchlock) wegen ihrer Plumpheit ganz abgelegt; in den Händen des geborenen Indiers ist sie aber ein wahres Spielwerk. Die eigenthümliche Struktur dieser Waffe gewährt den Vortheil, daß man mit ihr viel weiter schießen kann, als mit einer gewöhnlichen Muskete. Seine Genauigkeit hat schon in einer Distanz von 800 Ellen nicht bloß getroffen, sondern verwundet; sein bedeutendes Gewicht gewährt den Vortheil, daß man sicherer zielen kann. Ein Indischer Krieger weiß mit dem Säbel eben so geschickt umzugehen, wie mit dem Speer und der Luntenflinte; wenigstens sollen die Indier im Durchschnitt bessere Fechter seyn, als die Briten, obgleich Ersteren Stimmer behaupten, daß sie sich auf Finten und Schein-Hiebe nur selten verstehen und gewöhnlich an der Stelle sich bloßgeben, auf die man es eigentlich abgesehen hat.

Unter den Truppen des Lord Lake befand sich ein Dragoner-Sergeant, ein Meister im Schwertkampf, der immer Gelegenheit suchte, seinen Muth und seine Geschicklichkeit geltend zu machen. Eines Tages stieß er auf einen Mahratten, der ein prächtiges Pferd ritt und mit einer Lanze bewaffnet war. Der Mahratte reizte seine Neugierde und sprengte mit gefällter Lanze gegen den Europäer an. Der Dragoner parirte den Stoß mit seinem Säbel und wurde nun von seiner Seite der Angreifer; sein Mahrattischer Gegner aber wußte jeden Hieb mit bewundernswürdiger Gewandtheit aufzufangen oder ihm auszuweichen, und so zog sich der Kampf in die Länge, ohne daß ein Gegner über den anderen einen Vortheil erhielt. Der Ermüdungen endlich müde, hielten beide Kämpfer zu gleicher Zeit inne, sahen einander voll Bewunderung an, schwenkten dann ihre Pferde und galloppirten ju ihrem Heere zurück. Beim Abzuge erhob der Mahratte sein Haupt und rief: „Shabla schadur!" (Gilck zu, ihr Tapferen!) worauf der Sergeant mit „Bravo, wackerer Bursche!" antwortete.

Während der Feldzüge des Lord Lake fielen überhaupt viele ritterliche Einzel-Gefechte zwischen Engländern und Mahratten vor. Ein bekannter Britischer Offizier soll auf niemals ins Lager zurückgekehrt seyn, ohne daß der Kopf eines erlegten Feindes zu seinem Sattelzeug gehangen hätte. Ein Feind, der selbst ohne Schußwaffe war, machte ihm eines Tages zur Bedingung, seine Pistolen während des Zweikampfs nicht zu gebrauchen. Der Offizier versprach dies auf sein Ehrenwort, und der Kampf begann. Der Indier nahm die erste Gelegenheit wahr, die Zügel des Pferdes seines Gegners zu zerhauen, und eben wollte der Offizier Revanche gebrauchen, als er plötzlich bemerkte, daß der Indier, statt eines lebenden Zügels, eine Stahlkette in der Hand hielt. Der Gefangene, welcher sich nun ganz der Gnade seines Feindes preisgegeben sah, zog wüthend ein Pistol und schoß ihn auf der Stelle nieder.

(Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Das Leben Washington's, Deutsch. Ein Nord-Amerikanisches Blatt meldet, daß das vor kurzem erschienene Werk: „Leben und Schriften Washington's", von Jared Spark, durch Herrn Professor Friedrich von Raumer ins Deutsche übersetzt und bei Brockhaus in Leipzig erschienen werde. „Es will", sagt der gedachte Blatt, „ein glücklicher Umstand, daß ein solches Werk einem so großen Theile von Europa unter so günstigen Auspicien vorgelegt werden soll. Herr von Raumer, welcher sich einer der ersten jetzt lebenden Deutschen Historiker gilt, wird der Uebersetzung Noten und Erläuterungen hinzufügen. Seine Briefe über England zeigen, daß er ausgebreitete Kenntnisse und scharfe Beobachtungsgabe besitzt. Wie wir hören, hat unser Landsmann, Herr Tieknor *), wie der liebenswürdige Minister-Resident am Hofe zu Berlin, Herr Wheaton, hauptsächlich Herrn von Raumer zur Uebernahme der Uebersetzung veranlaßt."

*) Herr Tieknor, ein überaus geschätzter und, wie es schien, auch sehr gelehrte Nord-Amerikaner, ist in der That vor einigen Monaten in Berlin gewesen und von hier nach Wien abgereist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 96. Berlin, Mittwoch den 10. August 1836.

Frankreich.

Ein Gastmahl im Zelte des Bey's von Mostaganim.

Von einem Offizier der Afrikanischen Armee.

Abd-el-Kader hatte sich von seiner Niederlage bei Maskara wieder erholt; die unerschrockenen Reiter, die er bis aus dem Innern der Wüste herangezogen, beunruhigten die Provinz Oran und umzingelten die im Lager von Rachgun verschanzten Französischen Truppen. Die Stämme der Bergjus, der Beni-Hamed, die Medschersem, die Hadeb-Makefs und Andere hatten sich von neuem für den Emir erklärt, den sie zur Zeit seines Unglücks im Stich gelassen. Dieses Gebiet plünderte auf den Straßen zwischen Oran und Tremezen umher und hielt diesen Allem, was es antraf, den Kopf verkehrt. Die Kuluglis (Afrikanische Türken) hatten, fünf- bis sechenhundert an der Zahl, die kleine Stadt Mazagean verlassen, um sich unter den Schutz der Kanonen von Mostaganim und Matamor, welche Plätze von unseren Truppen besetzt waren, zu flüchten. Einige Stämme waren ihnen bis dicht unter die Mauern der Stadt gefolgt, wo sie sich lagerten. Alle nun Ibrahim, das Oberhaupt der Kuluglis und vom Marschall Clausel zum Bey von Mostaganim ernannt, die Nachricht erhalten hatte, daß die Anhänger Abd-el-Kader's, an deren Spitze der Kalifat (ein Lieutenant) stand, ihn angreifen wollten, gab er den Französischen Offizieren ein Fest, um seinen Freunden zu zeigen, wie wenig ihre Drohungen ihn eingeschüchtert hätten. Die Zusammenkunft fand am 30. Mai um 5 Uhr Abends mitten in seinem Lager statt. Hier eine Schilderung davon.

Der Bey ist ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, der Gebirgsnach ein Bosnier, von freiem, offenem Ausdruck und wiederoller Gestalt. Sein Bart war schwarz und sorgfältig gestutzt, sein Anzug prächtig; in seinem Benehmen lag Größe, in seiner Stimme etwas Einnehmendes und in seinen Blicken viel Anmuth. Er kam uns bis an den Eingang seines Zelts entgegen und ließ uns durch seinen Dolmetscher bekomplimentiren; dann lud er uns ein, auf den schönen Teppichen Platz zu nehmen, die den Boden bedeckten. Das Zelt war hoch, geräumig, mit rother Leinwand ausgeschlagen und gut gestiftet. Funfzig Personen konnten darin ganz ungehindert herumspazieren. Zu jeder Seite waren auf Waffen-Trophäen einige Dutzend damascirte, mit Gold und Silber herrlich ausgelegte Flinten von Albanesischer Form aufgestellt. Im Hintergrunde befand sich ein mit kostbaren Seiden überzogener Divan mit goldgestickten Kissen; über demselben sah man die außerordentlich reichen Waffen des Beys, hinter dem Divan war eine kleine Oeffnung angebracht, durch die man in ein anderes kleineres Zelt gelangte, das zum Schlafgemach diente.

Einen Augenblick nach unserer Ankunft wurde uns Rosenwasser zum Waschen, in die mit Perlmutter eingelegten Becken gegossen, und die Diener brachten, indem sie sich der feinsten weißwirkerischen Servietten bedienten, die Hände trocken. Man konnte darauf gut essen, denn es war Alles sehr fein. Hierauf wurden die Mahlzeit, die zwar aus Europäischer Weise bereitet, aber nach Arabischer Art aufgetragen wurde, der Reihe nach in einer Menge kurz gewürzter Gerichte auf kleinen Schüsseln bestand, kamen zwei Schüsseln mit Stangen herein und stellten sich an der Thüre des Zeltes auf. Diese Stangen waren eine Art von Riesengabeln, an denen zwei ungeheure gebratene Hammel steckten. Wie zwei Schildwachen auf ihr Losungswort harrend, verblieben die beiden Schüsse bis zum zweiten Gange in ihrer erhabenen Stellung. Dann wurde einer der Hammel zerlegt und der andere den gierigen Türkischen und Arabischen Hauptlingen vorgesetzt, die sich, ihrer Vorrechte, vor dem Bey verneigten und am andern Ende des Zelts Platz nahmen, als wollte man uns auch das Schauspiel einer Arabischen Mahlzeit zum Besten geben. Zehn an der Zahl, saßen sie auf der Erde um eine große Platte von Elfenbein, auf welcher der zweite Hammel lag, und fuhren mit ihren scharfen Messern, in das nur halb gebratene Fleisch. Ohne ein anderes Werkzeug als ihre Finger eilten sie dem Ende zu, wo sich ihnen unterem hervorbot, zerbrachen die Rippen und drehten die noch blutenden Wirbelknochen um. Man hörte die Knorpel und Sehnen unter ihren mächtigen Gebiß knacken; ungeheure Stücken schlangen sie mit nichts hinunter. Die Augen auf die Viertel gebeftet, die sie mit vollen Händen hielten, und ohne sich im mindesten darum zu kümmern, was um sie der vorging, benagten sie die Knochen mit schrecklicher Gier und zerfleischten sie bis aufs Mark. Zehn Minuten waren hinreichend für sie, um dies gebratene Ungeheum aufzuzehren. Nachdem sie sich aus einem Kruge Wasser, der herumgegeben wurde, den Durst gestillt hatten, standen sie auf, grüßten den Bey und entfernten sich.

Unterdessen war man beim dritten Gange angelangt; die Zahl der Diener wurde immer größer und überstieg die der Gäste bei weitem. Schüsselchen von der Größe einer Untertasse folgten eine der anderen, glitten vorüber und verschwanden wieder. Da gab es seltsame Gerichte von einer unserer Kochart ganz fremden Zubereitung und Zusammensetzung, als Citronen- und Orangenschnitten mit Oliven, Pistolen und Muskatnüssen vermischt, und das Alles in einem saurigen Brei schwimmend, welches als Sauce dazu diente; dann gebratene Mandeln und Pistazien, in sauer Kamelmilch eingeweicht, die von Pfeffer und Ingwer ganz schwarz war; ferner grüne Birnen mit Kustus fett gemacht, gerennene Milch, mit Saitelbohlen-Sägespähnen fett mit Zucker bestreut, und dergleichen mehr.

Endlich stand Ibrahim zu unserer großen Freude von der Tafel auf, und wir folgten seinem Beispiel. Die Ueberbleibsel der Mahlzeit wurden den Beduinen vorgeworfen, die wie eingehetzte Jagdhunde vor dem Zelt standen und mit einer schakalartigen Gefräßigkeit über diese Reste herfielen. Sie zerzausten sich, prügelten einander, rissen sich die Stücke beinend aus dem Munde, und die Schüsseln verschwanden immer von Zeit zu Zeit, um die Ordnung herzustellen, tüchtige Stockhiebe auf ihre Schultern. Während dieses drolligen, aber ein wenig barbarischen Auftritts, den sich Ibrahim für große Festlichkeiten vorzubehalten pflegt, wurde die Tafel aufgehoben. Man reinchte uns, zu beiden Seiten des Zelts, in zwei Reihen einander gegenüber, Platz zu nehmen, um die ganze Länge desselben zu besetzen. Im Hintergrunde erhob der Bey, die Beine auf seinem Divan gekreuzt, seinen schönen Kopf, auf dem ein Kaschmir-Turban saß; hinter ihm funkelten dem Glanz der reichen seine prachtvollen, zu Trophäen aufgerichteten Waffen; rechts und links befanden sich sechs Häuptlinge dreimonderter Stämme. Die beiden, welche seiner Person zunächst waren, hockten auf ihren Fersen; zwei andere saßen an den äußersten Enden des Divans, und die beiden letzten standen in der Nähe des Vorhangs gemischt, etwas weiterhin auf Wegweiser-Karten, so daß sie eine perspektivische Linie bildeten, deren Mittelpunkt Ibrahim einnahm. Die mittlere Raum des Zelts war leer; am Eingange trieb sich der schaulustige und neugierige Beduinenschwarm umher. Die bunten Teachten, der Glanz der Waffen und Uniformen, die Harmonie in der Anordnung der Gruppen, dies Alles bot einen höchst theatralischen Anblick dar, der wohl des Pinsels von Decamps und Leopold Robert würdig gewesen wäre.

Wir sahen uns Alle an, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, als plötzlich eine Gewehrsalve ertönte und sechs Türkische Musketanten, mit langhärtigen Lunten im Arm, hereintraten. Nachdem sie ihre Fußbekleidung an der Schwelle zurückgelassen hatten, näherten sie sich wiederoll Einer nach dem Andern dem Bey, der ihnen die Hand zum Kusse reichte. Als diese unumgängliche Ceremonie vorüber war, stellten sie sich in der Mitte des Zelts auf und begannen eine schlaffrige, einförmige Musik, deren ermüdiger, unaufhörlich wiederkehrender Rhythmus dem näselnden Gesange der Kanzniner glich, wenn sie Psalmsalmen ableiern. Sie priesen, wie der Dragoman uns sagte, die Tugenden ihres Oberbanpes, so wie den Muth und die Hochherzigkeit der Französischen Krieger. Dieses langweilige Gestärre sing an, uns sehr zu ermüden, als siebern Beduinische Troubadoure die ersten Sänger ablösten. Sechs davon trugen Spanische Mandolinen am Halse, der siebente hatte eine Bratsche. Sie erfüllten gleich Jenen die öftlichen Förmlichkeiten gegen Seine Hoheit den Bey, und während sie ihre Instrumente stimmten, machte die vergoldete Tabaksdose wieder ihre Runde unter den Zuhörern. Ein Jeder benitzte sich, den Rosenstand einzuziehen, der uns schon wohl that, denn die Ausdünstungen des Türkisch-Beduinischen Gesindels hatte die Luft des Festsaales furchtbar verpestet. Man hörte stillschweigend zu; der Bogen kratzte auf den Saiten der Geige, die Mandolinen quietten unter den Fingern, die sie spielten, und die rohen Kehldöne dieser Barden der Wüste stimmten in einer klagenden Weise das Lob des Scheiks Mezieri an, der einst die festeste Stütze Abd-el-Kader's war, und jetzt, könnte man hinzufügen, unser Freund ist, seitdem Frankreich, das sich so freigebig gegen Fremde zeigt, ihm ein Zahrgehalt von sechstausend Francs ausgesetzt hat. Während der drei Viertelstunden, die dieser einschläfernde Klagegesang dauerte, konnten wir uns mit Mühe ein konvulsivisches Gähnen bekämpfen, das uns jeden Augenblick mit einem Kinnbackenkrampf bedrohte. Mehrere von uns vermochten ihre von Schlaf und Langeweile betäubten Augenlieder kaum noch offen zu halten; indeß die mißkommene Tabaksdose ganz abermals herum, und die Musiker zogen sich zurück. Jetzt hielten wir die Sitzung für auf-

Digitized by Google

geboten, und ein freudiges Gemurmel lief leise durch unsere Reihen. Wie schickten uns an, Abschied zu nehmen, aber vergebliche Hoffnung, noch hatten wir die Kriegsmusik nicht gehört, welche die Kinder der Wüste zum Kampf anfrezt, die Rosse zum Rennen bringt und drei Sieg verleiht. Der Drogeman sagte uns, der Dey habe sie uns zum Besten aufbewahrt und wolle uns nun damit bewirthen. Da half uns kein Danken, keine Entschuldigung, daß es schon spät am Abend sey und daß eine so lange Sitzung ihn ermüden müsse, wir mußten bleiben, denn Ibrahim wollte nun einmal diese pompöseste Neuerei Gesellschaft höchstig beglücken. Wir sollten durchaus noch eine halbe Stunde gewartet werden. Es erschienen plötzlich am Eingange des Zeltes ein Dutzend Virtuosen, theils mit sinnlöchrigen Oboen, theils mit Rohrpfeifen und Suppenlöffeln ohne Boden, über die ein Stück Pergament gezieht war, Tambourins von neuer Erfindung, Ruf ein von ihrem Obern gegebenes Zeichen begannen sie eine Symphonie. Die Obern gaben ein durchdringendes, abyrreeinendes Gequik von sich; die Pfeifen brulten aus allen Kräften, und die zerschlagenen Töpfe tönten unter dem Schlagel wie eine Ochsenhaut unter dem Stock des Fleischers; dazu sing noch das Bekuineuvolk an, aus vollem Halse zu schreien. Die Klagelene der Kamele, das Gebell der aufgeschreckten Hunde, das Blöken der Heerden und am fernen Horizont sogar das Geheul der Schakale attcompagnirten um die Wette zu dieser barbarischen Musik. Nun konnten wir es nicht länger aushalten, wir baten um Entlassung, und der Dey war so gütig, sie uns zu bewilligen. Er gab einen Wink, und Alles verstummte; eine tiefe Stille folgte auf dieses abscheuliche Lärm.

Es war faß Mitternacht. Wir empfahlen uns dem Dey, der sich innerlich glücklich pries ob der Pracht, die er an diesem denkwürdigen Abend entfaltet hatte, indem er uns unerdlichen Vergnügen bereitet zu haben glaubte. Wir kehrten mit gräßlichem Ohrensausen nach Mestagamim zurück und meinten, einer Krankheit nicht entgehen zu können, wenn den wackeren Ibrahim die Lust anwandeln sollte, seine Einladung zu erneuern.

England.

Sir Humphry Davy.

(Fortsetzung.)

Auf seiner ersten Exkursion nach Island (1805) besuchte Davy zu Portrush den bekannten Dr. Richardson, in dessen Behausung er mit dem verstorbenen Bischof von Raphoe und dessen Schwester, Lady Broomrigg, zusammentraf. Die Letztere giebt uns eine interessante Beschreibung Davy's und erzählt auch einen theologischen Streit, den er mit Einem von der Gesellschaft gehabt.

„Ich war noch sehr jung", so schreibt Lady Broomrigg an Davy's Bruder), „als ich das Glück hatte, Ihren hochbegabten Bruder zu sehen. Dr. Richardson hatte uns nach seinem Landhause in Portrush beschieden, damit wir den „„gefeierten Davy kennen lernten."" Kurz vor dem Dinner kamen wir an. Zu einem der Zimmer, durch die wir gingen, erblickten wir eine Flinte, die eben zum Fischfang hergerichtet war und in einem Winkel Netzgarnzeug an einem Fenster faß. Sack und Angelrutbe lagen am Boden. Er war so emsig bei seinen Notizen, daß wir unbemerkt vorüber gingen. Wir begrüßten unsere Wirthe, und man führte uns in das Empfangzimmer. Das Herz klopfte mir ein wenig bei dem Gedanken, daß ich in wenigen Minuten einem so großen Forscher gegenüberstehen würde; aber wie groß war mein Erstaunen, als man mir das junge Mädchen vorstellte, welches wir mit dem Buche in der Hand gesehen! Eben erzählte Sie Humphry ein Abenteuer, das ihm auf der Heerstraße begegnete, und seine Erzählung war so schmerzig, daß die ganze Gesellschaft herzlich lachte. Der Abend verging sehr angenehm; mein Bruder spielte mit dem Jüngsten Schach; aber nach dem Abendessen kam es zu einer interessanten Szene. Ihr Bruder, der sich auf theologische Skeptizismus nicht wenig einbildete, war als ungebetener Gast erschienen, um Herrn Humphry Davy kennen zu lernen; denn er versprach sich einen herrlichen Triumph über die beiden geistlichen Männer, wenn ein so großer Philosoph bei seinen Angriffen auf das Christenthum ihm schmählern würde. Kaum waren die Ladies abgetreten, als dieser eifrige Schüler Voltaire's und der Encyklopädisten sogleich ins Feld rückte. Die ungebeilte Aufmerksamkeit, mit der Ihr Bruder ihm zuhörte, machte ihn immer verwegener, und endlich schwieg er, die Miene voll triumphierender Erwartung. Jetzt nahm Ihr herrlicher Bruder das Wort und verthcidigte die Sache des Christenthums mit so gründlicher und schlagender Beredsamkeit, daß der Bischof vor Bewunderung aufstehen mußte, wie Bonaparte vor der Majestät der Zuhörer von ihren Sitzen aufsprangen, wenn die Begeisterung dieser großen Kanzelredner sie unwiderstehlich fortriß. Nachdem Ihr Bruder seinen Opponenten ganz niedergeschmettert hatte, wandte er sich den beiden Geistlichen zu und bat höflichst freihalt um Entschuldigung, daß er mit Waffen gefochten habe, die ihre Hände nie hätten gestühet haben würden. Man trank noch Wein und Wasser und wünschte einander eine gute Nacht. Unser deutscher Freund erschien nicht zum Frühstück. Er hatte lang in der Stille den Rückweg nach seinem wohl vierzig Meilen entfernten Wohnort angetreten."

Entweder vor diesem Ereignis oder in Folge desselben waren der Bischof von Durham und Sir Thomas Bernard in Herrn Davy gedrungen, daß er Geistlicher werden möchte. Sie hatten ihm die glänzendsten Aussichten auf Beförderung eröffnet; aber sein eigentümlicher Beruf ging ihm über Alles, und er dankte.

Im Jahre 1806 machte Davy eine zweite Reise nach Island; und sein Bruder hat einen ansehnlichen Theil des Tagebuchs publizirt, das er auf dieser Reise geführt. Seine Ansichten von Islands politischen Zuständen sind zwischen seine geologischen Beschreibungen gelegentlich eingeflochten. In der gegenwärtigen Krisis der politischen Wiedergeburt dieses unglücklichen Landes ist es interessant zu sehen, daß Davy mit sein Korrespondent Poole die vorwaltenden Prinzipien, nach welchen Island jetzt regiert wird, sehr gut durchschauten. „Ich habe", sagt Davy, „recht viel über Island zu sagen. Es ist dies eine Insel, aus der man ein neues und großes Land wachen könnte." Ihrer Poole sagt zur Bekräftigung der Ansichten seines Freundes: „Die wahre politische Meinung besteht darin, daß, was dem Einzelnen gut ist, auch jedem Individuum gut sein müsse sowohl als dem Ganzen, und daß Island jetzt durch dieses Prinzip gebessert worden? Faß alle Gouvernements haben dahin gestrebt, einen Theil des Gemeinwesens den übrigen Theilen aufzuopfern."

Bald nach seiner Rückkehr scheint Davy seinen Forschergeist vorzüglich auf die Kraft der Elektrizität, als eines chemischen Agens, gerichtet zu haben. Der erste große Schritt in der elektrochemischen Wissenschaft war durch die Herren Nicholson und Carlisle geschehen, welche im Jahre 1800 die Zersetzbarkeit des Wassers vermittelst der Voltaischen Säule entdeckten. Dieselben Chemiker fanden, daß gewisse metallische Auflösungen mit Hülfe derselben Kraft zersetzen ließen, und daß das Alkali immer an dem negativen Pol des Apparates sich ausscheide. Herrn Cruikshank's Entdeckung folgte die elektrische Kraft auch die salzsaure Magnesia, Soda und die Ammoniak in ihre Elemente auf: der alkalische Stoff erschien immer an dem negativen und der saure Stoff am positiven Pole. Berzelius und Hisinger erklärten die Erscheinungen, die man in der vergeblichen Formation von Salzsäure und Alkali im Wasser beobachtet hatte, wenn die Voltaische Säule darauf einwirkte, und bewiesen, daß alle drei Phänomene von allgemeinen Gesetzen abhingen, statt welcher verbrennbare Körper und salzige Grundlagen um den negativen Pol sich sammeln, während Oxygen und Säuren um den positiven Pol sich setzen, wenn die Säule durch Zlüssigkeiten sich entladet.

Noch in der ersten Hälfte des Jahres 1806 widmete Davy, ohne die vorhergehgen Experimente der Schwedischen Chemiker gesehen zu haben, seine Aufmerksamkeit diesen Gegenständen. Aus einer großen Mannigfaltigkeit den Experimenten zog er den Schluß, daß durch Elektrizität bewirkte Combinationen und Zersetzungen auf das Gesetz elektrischer Anziehungs- und Abstoßungskraft zurückzuführen seyen. Er gründete auf diesen Schluß die Hypothese, daß chemische und elektrische Attraction Wirkungen derselben Ursache seyen, die in einem Falle auf Theilchen von ungleicher und in andern auf Massen wirke; und daß diejenige Intensität unter verschiedenen Bedingungen die Ursache aller der Phänomene sey, welche verschiedene Voltaische Combinationen zeigen. Die Vortheilung, worin diese Prinzipien ausgesprochen sind, wurde 1806 vor der Königlichen Societät gehalten. Sie hat den Titel: „Ueber gewisse chemische Wirkungen der Elektrizität." Man betrachtete sie allgemein als einen der schätzbarsten Beiträge zur wissenschaftlichen Chemie, und das Französische Institut bewilligte ihrem Verfasser den Preis, den Napoleon für die wichtigsten galvanischen Entdeckungen ausgesetzt hatte.

Gekritet von seinen scharfsinnigen Lehrsätzen und Hypothesen schritt nun Davy auf der Bahn der Entdeckungen mit steigender Kraft vorwärts. Wie geschickig war der Gedanke, die Kräfte der chemischen Attraction, durch welche die Elemente anscheinend einfachster Körper getrennt werden, mit denjenigen unauflöslicher Verbindungen durch die nächstigere Attraction elektrischer Kraft zu überwältigen und so dem sterblichen Auge jene wundervollen Atome zu zeigen — jenen geweihten Staub, aus dem alle Dinge geschaffen sind! Wenn Franklin die Palme der Unsterblichkeit erhielt, weil er den Himmel seine Blitze entriß: wer möchte dann die herrliche Krone dem versagen, auf dessen Wink der Donnerkeil die wetterleuchtenden Spezialien der materiellen Welt durchzuckte und ihr ewiges Bündniß zerspreugte?

Im September 1807 machte der jetzt schon allgemeinerte Chemiker eine Anwendung seines großen Prinzips auf die Analyse des Kali, des vegetabilischen Alkali. Einige hatten vermuthet, es bestände aus Kalkerde und Wasserstoff; Andere konstituirten, es möchte wohl Stickstoff enthalten; und Davy selbst neigte sich zu der Behauptung, daß Phosphor oder Schwefel mit Stickstoff. Versuche mit starken wässerigen Auflösungen mißglückten, und eben so mit trockenem Kali. Er bediente sich darauf geschmolzenen Kali's, und jetzt wurde entzündbarer Stoff durch den Einfluß der Voltaischen Säule abgesondert. Dann versuchte er ein Stück leuchten Kali's, und dieses Mal entwickelte sich entzündbarer Stoff. Den 6. Oktober machte er die Beobachtung, daß der Stoff sogleich brannte, wenn er mit Wasser in Berührung kam, und, auf dessen Oberfläche schwimmend, wieder Kali erzeugte. In trockenem Sauerstoff-Gas brannte der Stoff ebenfalls zu vollkommen trockenem Kali. Auf gleiche Weise gelang es Davy, Platzon zu zersetzen; und als er so bewiesen hatte, daß die drei den feuerfesten Alkali: Metalle Oxyde seyen, konjizirte er gleich, die Erdarten, welche metallischen Oxyden so viel Aehnlicher sind, als die feuerfesten Alkali, müßten sich leicht zersetzen lassen. Sein Verwandter und Gehülfe, Herr Edmund Davy, schildret uns Davy's Freude, als er die kleinen Kügelchen Kalium (das neue Metall) zum erstenmale aus der Kali-Kruste hervorbrechen und Feuer fangen sah, sobald die atmosphärische Luft sie berührte. Er hüpfte und sang vor Freude, rannte im Zimmer herum, und es bedurfte einiger Zeit, bevor er wieder die erforderliche Kaltblütigkeit hatte, um das Experiment fortsetzen zu können.

Diese großen Entdeckungen, die Einige dem ungeheuren Apparat zuschreiben wollten, der ihm zu Gebote gestanden haben soll, waren das Ergebniß seiner intellektuellen Kräfte, und der bloße Zufall hatte daran keinen Antheil. Seine Voltaische Säule war aus drei verschiedenen Säulen gebildet: die Eine zählte 24 Kupfer- und Zink-Platten, von 12 Zoll im Gevierte, die Andere 100 Platten von 6 Zoll, die Dritte 150 Platten von 4 Zoll.

Während Davy diese glänzenden Entdeckungen zu Papier brachte,

Digitized by Google

effel ihr plötzlich ein blutiges Fieber, das für sein Leben fürchten ließ. Das Fieber dauerte sich zu einer langen und heftigen Krankheit aus, in der sein Arzt für das Ergebnis übergroßer Anstrengung erklärte. Erst nach neun Wochen begann er wieder zu genesen — ein großes Glück für die Wissenschaft. Die Krankheit hatte weder seinen physischen, noch seinen intellectuellen Kräften Eintrag gethan.

Während seiner Genesung wurde auf Kosten des Königlichen Instituts eine Voltasche Säule von 600 Doppel-Platten, jede zu vier Zoll im Gevierte, für ihn eingerichtet; und eine halbe Jahr nachher einen noch vollkommenern Apparat für wünschenswerth hielt, verschaffte ihm die Liberalität einiger Individuen eine neue Voltasche Säule von nicht weniger als 2000 Platten.

Diese furchtbare Artillerie wurde nun gegen die Erdarten gerichtet; klein die Analyse war hier schwieriger, als Davy selbst erwartet hatte. Nachdem diese Körper durch mancherlei Experimenten etwas erglüht und in rothem Kunstfeuer-Oxyd vermischt waren, erhielt er Amalgame ihrer metallischen Grundlagen und wußte nun den größeren Theil des Quecksilbers vermittelst eines besonderen Destillations-Prozesses auszuscheiden. Der Darstellung dieser metallischen Grundlagen waren so wenig, daß eine Untersuchung ihrer Eigenschaften große Mühe kostete; dennoch gelang es Davy, zu ermitteln, daß sie schwerer als Wasser, bei gewöhnlicher Temperatur fest und bei Rothglüh-Hitze feuerfest waren und einen Silberglanz hatten. Bei Rothglüh-Hitze absorbirten sie Oxygen aus der Retorte und bei gewöhnlicher Temperatur aus Luft und Wasser, das letztere mit großer Schnelligkeit; zersetzten Dämpfen neuen Metallen gab Davy von den Erdarten an, welchen sie gefunden waren, die Namen Barium, Strontium, Calcium und Magnesium.

Weniger glücklich war Davy im Zersetzen der eigentlichen Erdarten. Mit Hülfe der Wirkung des Potassium bewies er jedoch, daß sie aus Basen verbunden mit Oxygen bestehen; allein er konnte nicht die Elemente, ob diese Metallgrundlage selbst entzündbare Substanzen oder durch entzündbare Metalle seyen. Kalkiger Wasserstoff zersetzten Dämpfen neuen Metallen gab Davy von den Erdarten an, welchen sie gefunden waren, die Namen Barium, Strontium, Calcium und Magnesium.

Davy muthmaßte, diese Entdeckungen dürften wohl auf die Phänomene der Erdbeben und Vulkane — auf die Bildung der Meteorsteine und fallenden Sterne — und auf die Formation der festen Kruste unserer Erdsphäre Licht verbreiten.

„Es ergiebt sich", so sagt er, „aus den Experimenten des Herrn Lavendish und den Beobachtungen des Dr. Maskelyne, daß die specifische Schwere der ganzen Erde wenigstens zweimal so bedeutend ist, als die Schwere der bekannten Oberfläche. Dieser Umstand allein könnte auf die Vermuthung führen, daß die metallischen Stoff enthält. Die specifische Schwere beträgt nämlich, daß die Erdarten und weniger als die meisten Metalle, ungefähr die vier- oder fünf-fache Wägung von Metallen und Erdarten ergeben würde. Zahlreiche Thatsachen beweisen, daß die Ausbrüche der Vulkane mit Wasserstrommungen durch unterirdische Höhlen in Verbindung stehen. Die Ergebnisse vulkanischer Feuer und alle ihre Wirkungen werden sehr begreiflich, wenn wir sie als Folgen der Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit auf metallische Körper betrachten, durch Oxydation der Erdarten in denselben hervorgebracht können. Nur auf dieses Prinzip gestützt, können wir uns das Ausbören und die Erneuerung vulkanischer Feuer, die ungeheure Menge feuriger Massen, die sie ausspeien, u. s. w. erklären."

„In dieser Masse trocknen Thons ist etwas Kalium und Strontium. So lange die Masse trocken bleibt, ist sie keiner Veränderung unterworfen; sobald aber Wasser darauf einwirkt, zersprengt sie den Thon, und es erfolgt ein wahrer Brand."

„Diese Wirkung im Kleinen kann nur einen schwachen Begriff davon geben, was die Naturkräfte im Großen zu leisten fähig, wenn die Gewässer des Meeres oder unterirdischer Seen auf ungeheure Massen der Metalle der Erdarten wirken. Da ist es denn begreiflich, daß man die Wirkungen einer Explosion auf einem ganzen Kontinente verspüren, und daß die ausgestoßenen Lava ganze Meilen Landes überdecken kann. Neue Inseln können entstehen, neue Berge und Hügel dem Erdboden entsteigen."

„Der Einfluß der Luft und des Wassers auf das feste Land ist ein beständender und zersetzender; unsere Flüsse sind immer geschäftig, Schlosse in die See zu führen. Diesem Prinzip der Zerstörung muß ein Prinzip der Verjüngung, der Neubildung, und vielleicht noch mehr, daß das Innere unseres Globus hauptsächlich aus den Metallen der Erdarten bestehe, so liegt dieses Prinzip klar am Tage. Durch die Zerstörung der Oberfläche muß das Innere gleichsam entblößt werden; und durch die Wirkung von Wasser und Luft müssen neue Erdsubstanzen entstehen, und die Stelle der weggeführten einnehmen. Der allgemeinen Oekonomie der Natur gemäß können elektrische Entladungen, verwandlich dieselben, welche das Nord- und Südlicht bilden, entzündbare Stoffe vom Oxygen und Metalle von ihren Verbindungen trennen, so daß zwischen den festen, das flüssigen und den luftigen Theilen des Erdkörpers eine gleichförmige Beziehung unterhalten wird."

Als Davy in den Jahren 1818 und 1819 Italien bereiste, versuchte er diese Theorie durch Prüfung vulkanischer Phänomene zu begründen, aber keines seiner zahlreichen und selbst gefährlichen Experimente führte ein Resultat herbei, und in späterer Zeit entschied sich Davy für die einfache Hypothese, welche das vulkanische Feuer aus dem Kern unserer Erde hervorbrechen läßt.

Im Jahre 1811 machte Davy die Bekanntschaft der Misress Apreece, einer sehr reichen und talentvollen Lady, und die gegenseitige Hochschätzung Beider wurde unmerklich zur zärtlichsten Liebe. In einem Briefe an seine Mutter vom Jahre 1812 sagt er: „Ich würde mich nie verheirathet haben, hätt' ich nicht dieses herrliche Geschöpf kennen gelernt, dessen Gefühle und Interessen den meinigen ganz gleich sind, und die in hohem Grade geeignet sind, meine besten Bestrebungen und Lebenszwecke zu fördern." Diese Verbindung verhieß ihm alle Segnungen des häuslichen Glückes.

Nachdem Sir Humphry von dem Britischen Institute abgetreten war und die Wissenschaft als Mittel zum Brod-Erwerb aufgegeben hatte, hoffte er, die nun erworbene Muße ganz auf seine Forschungen verwenden zu können. Hätten ihn Nahrungssorgen an irgend einem angenehmen Wohnort fest gehalten, wo er mit seinem Weibchen nach Wohlbehagen die heiligen Pflichten der Familienfreundschaft erfüllen und seinen Abgang durch häusliche Leiden und Freuden gleichsam läutern konnte, so würde der letzte seiner Lebenstage vielleicht eben so glücklich gewesen sein, wie der erste. Aber sein Schicksal hatte es anders beschlossen. Von der Stunde seiner Verabläung an, war sein Leben das eines Reisenden und eines Wittwers, und es ist ein merkwürdiger Beweis seines intellectuellen Muthes, daß er auch unter diesen Umständen noch so viel für die Wissenschaft thun konnte.

Den ersten Theil seiner „Elemente der chemischen Naturwissenschaft" widmete er Lady Davy. Nach dem Erscheinen desselben brachte er den Sommer des Jahres 1812 in den Schottischen Hochlanden zu. Nach seiner Rückkehr hätte er durch die Explosion einer verpuffenden Mischung von Jod und Chlorin, die in Frankreich entdeckt worden war, beinahe das Augenlicht verloren. Im Jahre 1813 erhielt er von der Französischen Regierung die Erlaubniß, den Kontinent zu bereisen. Er verließ England in Begleitung seiner Gattin und des Herrn Faraday und kam den 27. Oktober 1813 in Paris an. Dawals waren die zwei bedeutendsten Mächte unserer Erde in einem Zustande gegenseitiger Erbitterung; aber die Französischen Naturforscher theilten diese Stimmung nicht. Ihre Aristokratie, welche unter dem Ersten Napoleon ihren Sand, war so liberal und herzlich, als wär' er in diesem Augenblick, wo die Interessen beider Nationen innigst verkauft sind, unter ihnen erschienen. Forscher von jedem Berufe und jedem Alter huldigten dem Englischen Chymiker mit ausschließlicher Hochachtung. Eben so erfreute er sich der wärmsten Gastfreundschaft und der zartesten Rücksichten, die man eben sowohl seinen persönlichen als seinen nationalen Gefühlen bewies.

An den Jahresfeste der Philomatischen Gesellschaft, welchen Sir Humphry als Gast beiwohnte, sah er sich von der Elite des Kaiserlichen Institutes umgeben — von Cuvier, Humboldt, Arago, Dumeril, Ampere, Brogniart, Gay Lussac, Thenard, Chevreuil und 23 anderen Mitgliedern, deren Namen wir nicht kennen. Verschiedene Toaste auf das Wohl der Institute Frankreichs und Englands wurden ausgebracht, besonders merkwürdig aber war der Umstand, daß man, obgleich diese Aechtheit der Anwesenden in Kaiserlichen Diensten standen, die Gesundheit Napoleon's nicht trank. Man wollte die Gefühle des Britischen Gastes nicht verletzen.

Während seiner Anwesenheit in Paris wurde Sir Humphry zum korrespondirenden Mitgliede des Instituts ernannt. Er erhielt eine Portion des vor neuen durch Herrn Courtois entdeckten Stoffes Jodin und war somit in den Stand gesetzt, in dem Laboratorium des Herrn Chevreuil einige wichtige Experimente zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

Zweiter Artikel.*)

Wie halten einige Zeit zu Tunis in einer Unthätigkeit zugebracht, die sür uns bald drückend zu werden anfing, als endlich Sidi-Schelik, der Schatzmeister des Bey's, aus dem Lande Rückkehr. Ich habe wenig Menschen gesehen, die mit so vorzüglichen Geistesgaben und so reichen Naturanlagen ausgestattet waren, wie dieser Minister. Sein Aeußeres trug das Gepräge der Ruhe, der Sanftmuth und zugleich der kräftigsten Energie. In einem Lande, wo man durch wühsam erworbene, gediegene Kenntnisse sich kaum emporzuschwingen vermag, wo die Gunst der Großen nur denjenigen zu Theil wird, die schon durch ihre äußere Gestalt als die Begünstigten des Glückes sich ankündigen und beim ersten Blicke anzuziehen wissen, in einem solchen Lande war es natürlich, daß Sidi-Schelik allmälig aus einem einfachen Mamelucken bald zum Rathgeber, Minister und vertrauten Freund seines Gebieters wurde. Als wir ihn zum ersten Male sahen, war er beinahe und niedergedrückt, ein großer Schmerz hatte seine Seele tief ergriffen. Mit inniger Theilnahme betrachtete ich das schöne melancholische Haupt, das unter der Last der Geschäfte und des drückenden Geschicks fast zu erliegen schien. Ich kann mich nicht enthalten, meinen Lesern die Ursache der Niedergeschlagenheit des Tunesischen Ministers mitzutheilen: es ist eine ganz einfache Geschichte, die mich tief erschüttert hat.

Sidi-Schelik gebietet, wie fast alle Mamelucken des Straits, zu jenen unglücklichen Kindern, die so häufig auf den Küsten des Orients aufgefangen und in den Basars verkauft werden, zu jenen Kindern, die unbarmherziger Weise den Armen und den Liebkosungen ihrer Mütter entrissen, sich auf einmal ihrer Freiheit, ihres Vaterlandes und ihres Familienglückes beraubt sehen. Welche Seufzer ersticken nicht hinter den Mauern dieser gebäßigen Straits! Ich habe mehrere Monate in der Gesellschaft von zehn jungen Mamelucken zugebracht, die kaum hatten nur reden, oder zwei bis drei Worte ihrer Muttersprache sich bewahrt, die liebsten schienen allesammt unglücklich zu sein; alle bedauerten die Vaterland, an das sie nur noch eine dunkele Erinnerung zu haben schienen. Sidi-Schelik ward als Kind in das Serail von Tunis gebracht, und gleich in den ersten Tagen wurde er der Lieblung seines Gebieters, der ihm den Rangtag ertheilte, sah seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit in den mannichfachsten Zweigen zu benutzen. Das Amt eines Thürhüters ist ein Beweis großer Gunst, das Zeichen eines schnellen ungewöhnlichen Avancements. Ein Kind, das damit seine Laufbahn beginnt, kann mit Recht

*) Vgl. Nr. 77 des Magazins von d. J.

Digitized by Google

auf die ersten Wörtchen des Beyliks Ansprüche machen. Wenn der Bey rauchen will, läßt er sich auf den Divan nieder; das Kind legt die Pfeife in eine Art vergoldeter Unterschale, die vier bis fünf Fuß vom Bey entfernt auf der Erde steht; sodann zündet und raucht es sie an und reicht das lange Rohr den Lippen seines Gebieters hin; hierauf setzt es sich wieder stillschweigend zu dessen Füßen, unmittelbar vor die Pfeife hin, um das Feuer in derselben zu unterhalten, während der Bey sich seinen Träumereien überläßt. Dies waren die ersten Functionen Sidi-Schefike. Späterhin begleitete er seinen Gebieter auf den Jagd-Ausflügen; und wenn der Bey ausritt, so hatte er die Weisung, ihm Zügel zu halten; bei allen diesen kleinen Geschäften zeigte er sich so verständig, so muthig und gewandt, daß er bald, obgleich noch sehr jung, das ganze Vertrauen und die Zuneigung seines Gebieters gewann. Schon war er auf den Gipfel seines Glückes gelangt, als ein Arzt ihm meldete, daß eine arme kranke Algiererin, die ihn mehrere Mal gesehen, als er über den Pos des Serails ging, in ihn sterblich verliebt habe. Sidi-Schefike erwiederte unwillig den Arzte: „Jetzt, da ich reich und mächtig bin, ohne mehr alle Welt mein Verwandter sein.“ Ein hartes Wort, das ihm später viele Thränen kostete! Der Arzt wagte es nicht, weiter in ihn zu dringen, und zog sich augenblicklich zurück. Aber nach einigen Monaten besuchte er den Minister wieder und sagte zu ihm: „Um Verzeihung, mein gnädiger Herr, Dein ergebenster Diener weiß nur zu gut den innersten Drang Deines Herzens angetrieben, jetzt vor Dir zu erscheinen. Das junge Mädchen, das sich Deine Schwester nennt, stirbt vor Kummer und Gram.“ „„Ich stehe es, daß ich sterben werde““, sagte sie zu mir; „„ich bitte den Himmel nur um die einzige Gunst, noch einmal meinen Bruder umarmen zu dürfen! Würde er es mir versagen können?““ — „Im Namen Gottes, besuche ihn! Ihre Redseligkeit mit Dir soll wahrhaftig in die Ringen, und wäre dies auch nur ein Werk des Erfolls, so kommst Du doch billig ein armes Mädchen beglücken, das von der Gemahlin des Bey und ihren Hofdamen gelieht wird. Uebrigens wird sie ohnedies bald sterben; es ist eine heftige Schwindsucht, die sie aufreibt. Deine Gegenwart kann ihr das Leben nicht wiedergeben; aber Deine hartnäckige Weigerung, sie zu sehen, würde sie augenblicklich tödten.“

Dies Mal ließ sich Sidi-Schefike erweichen. Er ertheilte dem Bey, was vorgefallen, und erhielt die Erlaubniß von ihm, die kranke Algierenn zu besuchen. Der Arzt führte ihn in ein Zimmer, wo ein junges Mädchen, blaß und leidend, ganz angekleidet auf einem Bette lag. Sobald sie ihn eintreten sah, stand sie auf und eilte ihm entgegen, „Mein Bruder! mein Bruder!“ rief sie und warf ihre Arme um seinen Nacken und bedeckte sein Gesicht mit Küssen und Thränen. „Mein Bruder, verstoße mich nicht, ich bin wahrlich Deine Schwester, sagt Dir's Dein Inneres nicht?“

Sidi-Schefike konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, so sehr hielt ihn das junge Mädchen in ihren Armen fest; aber ohne Zweifel war's eine innere Stimme, die jetzt zu seinem Herzen redete, und ihre Seelen ertannten sich, denn er drückte sie auch feinerseits an seine Brust, überschüttete sie mit Thränen und Küssen und nannte sie seine Schwester, bevor noch das junge Mädchen Gelegenheit hatte, sich als seine Schwester wirklich anzuweisen. In diesem Augenblicke erst erfüllte ihn der Gedanke an seine glänzenden Glücksumstände mit Freude: „Arme Schwester“, sagte er, „ich bin mächtig und reich; zum künftigen werde ich nicht umsonst gebetet haben, Du sollst glücklich werden.“

Das junge Mädchen starb nun einige Tage darauf, lächelnd, und Sidi-Schefike begriff gar wohl, welche Verzweiflung in diesem melancholischen Lächeln ausgedrückt war. „Da'er glaubte, daß eine reine Luft, hinreichende Bewegung und das Vergnügen, sich mit ihm allein in völliger Freiheit zu befinden, auf den Gesundheitszustand seiner Schwester wohlthätigst einwirken würden, so schickte er sie nach Mahomeyse, einem Landhause, vier Lieues von Tunis, gegenüber den Ruinen von Karthage. Die Mahomeyse liegt an einer sehr reizenden Gegend, aber es weht daselbst eine gute, gesunde Luft, und das Wasser ist dort vortrefflich. In einiger Entfernung von dem Wohnhause liegt ein schöner Garten, dessen Orangen-Bäumengerüche bis zur Terrasse des Palastes sich verbreiten. Der Schwester Sidi-Schefik's ward alle Sorgfalt und Pflege zu Theil, wie sie nur die Liebe einer Mutter gewähren kann; man sah sie die zufammen Spaziergehen gehen, oder sich hinsetzen und mit einander weinen. Sie umarmten sich wahrscheinlich von ihrem väterlichen Hause, von ihrer verlassenen, im väterlichen Hause weinenden Mutter; ja sie faßten vielleicht den Entschluß, sie bald zu besuchen; aber ach! nach wenigen schmerzvoll verbrachten Monaten war das junge Mädchen, trotz aller brüderlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit, gestorben. Sie starb in den Armen ihres Bruders, indem sie seinen Namen sagte. Sidi-Schefik mußte sich dieser Verwaiste wegen ihres Todes und vergoß lange Zeit bittere Thränen um sie.

Mahomeyse ward für den geeignetsten Ort gehalten, von wo aus man die Expedition gegen Konstantine unternehmen konnte; Sidi-Schefike sollte uns dahin begleiten. Mit tiefer Betrübniß sah er den Boden, in welchem der Leichnam seiner Schwester ruhte, von den Füßen der Soldaten entweiht; aber er mußte diese Leiden, diese Unterstellen seines Gebieters schuldig zu sehn. Seit seiner Rückkehr vom Zelt hatte er sich noch nicht nach Mahomeyse begeben; es war ihm unmöglich, uns seinen Schmerz hier zu verbergen. Ein Zimmer im Erdgeschoß ward uns zur Verfügung gestellt; aber trotz seiner Brauchlichkeit für unsere Tagesarbeiten, schien es uns doch für unsere Muskettanden nicht still und behaglich genug; wir nahmen daher von den Zimmern im obern Stockwerke Besitz, und ohne es zu wissen, wählte ich gerade das Kabinet, in dem die Schwester Sidi-Schefike's gestorben war. Der Kastellan des Hauses hatte uns nichts davon gesagt, aber als ich es später erfuhr, war ich innerlich darüber betrübt, dieses letzte Asyl betreten zu haben, das vielleicht der Sadatada für die Weihe seines Schmerzes geheiligt hatte.

Nach den Instructionen, die wir vom General Clausel erhalten hatten, war beschlossen worden, daß wir, da die Expedition vor den Frühling nicht stattfinden konnte, unterdeß Artillerie- und Genietruppen organisiren sollten, um den Bey besonders mit diesen uns eigenthümlichen Waffengattungen zu unterstützen. Es sollten Feld- und Gebirgs-Batterien unmittelbar unter unseren Befehlen aufgerichtet werden; die Artillerie mußte aber nothwendig durch zwei Bataillone regulairer Infanterie gedeckt werden, so daß wir uns auf einmal in der Nothwendigkeit sahen, Infanterie-, Artillerie- und Genietruppen zu einer und derselben Zeit heranstellen. Das Unterwehmen war nicht leicht; wir thaten Alles was wir konnten; wir fanden in Mahomeyse ungefähr fünfzig freiwillige Rekruten, einen jungen Mamelucken des Bey's, einen Tambour und zwei schlechte Kanonenstücke; dies waren die ersten Elemente unserer ganzen Kriegsmacht. Wir hatten keinen Augenblick zu verlieren; gleich am ersten Tage unserer Ankunft begannen wir unsere Rekruten einzuexerziren, und das Echo von Mahomeyse erschallte unaufhörlich von den Worten: „Achtung! Vorwärts, marsch!“ Der junge Mameluck, den man uns dazu gegeben, war ein Gilsuklung des Sadatada's. Er hatte mehrere Jahre zu Konstantinopel zugebracht und verstand sich so ziemlich auf die Eintung des Violenstandes; er wußte mit einer Klinte umzugehen, wie ein alter Gemahlter; kaum siebzehn Jahre alt, so feinem Aeußeren zu gut wie ein junges Mädchen, zeichnete er sich durch eine bewundernswerthe Körperkraft aus; die Klinte schien in seinen Händen so leicht wie Strohhalm, — dies war der Name des Mameluckes — war für uns eine treffischer Exerzirmeister. Er legte seine Klinte niemals aus der Hand, und seine Stimme ertönte vom Morgen bis Abend; es dünkte dem jungen Manne nur ungefähr wie Spielen, heute mit einer Klinte in der Hand so gut exerzirt zu werden! Indeß mußte man deßhalb eine genaue Aufsicht über ihn führen, denn er war von ungemeiner Lebhaftigkeit; er schlug all die Soldaten, und wenn er es nachher bereute, so gab er ihnen alles Geld hin, das er bei sich hatte. Nach wenigen Tagen waren unsere Leute im Marschiren wohl eingeübt; es fehlte uns nur noch an einer Trommel. Kameelreiter schickten Maulthiertreiber zu erholen und verfertigten uns selber ein Instrument. Als ich unsere Trommel zum erstenMal rebirte, machte es mir unbeschreibliches Vergnügen, sie näher zu prüfen; der reine Wirbelschlag, den ich vernahm, schien mir, obgleich der Trommler nicht eben sehr gewandt und das Instrument ein wenig verstimmt war, ungemein schön und von herrlicher Wirkung. Die Trommel ward dald verbessert, der junge Tambour übte sich; er bemerkte, daß Kameelreiter mehrere Bälgen hatten, aber ich suchte sie ihm durch Kontrommeln mit den Fingern bald weiter zu Erinnerung, und sogleich zeigte er sich des Titels eines Tambour-Majors vollkommen würdig. Noch mehr, er verstand auch die Anerpfeife zu blasen und so ward er in der Folge neben seinen Funktionen als Tambour-Major auch noch zum Kapellmeister befördert.

Als unsere fünfzig Soldaten hinreichend eingübt waren, um selbst als Exerzirmeister dienen zu können, so ernannte ich zweihundert junge Leute von Tunis zu uns. Sie zeigten sich intelligenter, nicht so gut gewöhnt als die Ersteren, was natürlich dahet rührte, daß sie über die Art und Weise ihrer Anwerbung ein wenig in Erstaunen gesetzt worden waren. Es war nämlich an einem schönen Tage, als die Leute des Beys plötzlich über alle wohlgelegitimte junge Männer in der Stadt herstellen, sie drin den Regen ergriffen und als Soldaten nach Mahomeyse schickten. Die Aeltern kamen zu uns und beklagten, daß wir ihnen ihre Kinder wiedergeben sollten. Unser Kommandant verstand sich nach vorher eingeholter Erlaubniß des Beys zu einer Art von Entschädigung, die wir ziemlich billig schien. Die jungen Leute aus den reichen Familien erhielten die Freiheit, unter der Bedingung, vier oder fünf Soldaten, je nach ihren Vermögens-Umständen, an ihrer Statt zu stellen. Durch diese und andere dergleichen Mittel wurden unsere Truppenmasse mit schneller an, als es der Bey selber anzuhoffen. Es wurden uns halb junge Mameluckes zugeschickt, die die Offizierstellen in unserem Compagnieen bekleiden sollten, so wie einer der ersten Mameluckes des Serails zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Als die Türken zu Tunis ertahren, daß es mit der Truppenwerbung ernst herging, glaubten sie auf einmal ihre Vorrogative dadurch gesichert zu sehen, daß sie der bisher freien Soldaten nur um der Würde von Kontingenten angewerben pflegte; sie fingen daher an, ihren Unwillen laut zu ertennen zu geben, und für einen Augenblick war selbst eine Revolution zu fürchten. Wir wußten anfangs nicht, was in Tunis vorging, und erfuhren es erst durch ein Corps von zweihundert Türken, die mit unseren eingeübten Truppen einverleibt wurden. Wir wohnten sie mit Freude an, wir mit Ehrfurcht; die Soldaten, die zu uns stießen, schienen es für eine Ehre zu machen, mit Jubel empfangen. Uebrigens zeigten sich die Türken bald als die Disziplinirtesten unter der ganzen Masse; die Mauren sind zwar lebhafter und aufgeräumter, aber dafür auch etwas leichtsinnig und ungeübig, und sie stehen gewissermaßen den Franzosischen Soldaten am nächsten. Durch diese neue Verstärkung war unser kleines Corps vollzählig geworden; wir bildeten eine Compagnie Artillerie-, eine Compagnie Genie-, eine Compagnie Train- und zwei Bataillone Infanterie-Truppen. Der Kommandant sorgte dafür, daß die Werkzeuge für die Pionniere und die Minneurs, so wie Pasonetie zu den Flinten — denn der Bey hatte jedmannsend Bettigaen-Flinten ohne Bajonette bewaffnet — und endlich vollständige Monturen für die Soldaten angefertigt wurden; wir ward die Anschaffung der Lafetten und Wagen für zehn Feld- und vier Gebirgs-Geschütze, so wie der zu diesen Materialien erforderlichen Geschirre, angetragen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rtlr. (1 Rtlr. vierteljährlich, 3 Rtlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Freitag den 12. August 1836.

England.

Ueber Schulwesen und National-Unterricht in England.

(Nach dem Athenaeum.)

Seit nicht gar langer Zeit ist in England so viel über Nationalunterricht gelärmt und geschrieben worden, daß das Publikum nothwendig annehmen muß, es sey Etwas im Werke oder gar schon vor sich gegangen. Man täuscht sich aber sehr. Das System des öffentlichen Unterrichts in England ist — wie können es nicht leugnen — unserer Nation und unserer Zeitalters unwürdig: die Unterweisung, die in der großen Mehrheit in den öffentlichen Schulen ertheilt wird, ist in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht mangelhaft, und die Vorsteher einer Menge von Seminarien sind „Schädel, die weder lehren können noch lernen wollen." Man hat die Mängel unseres jetzigen Schulwesens zu wiederholten Malen auseinandergesetzt; aber diese Bemühungen sind mit einer mißgünstigen Zustimmung, wie Paley sie treffend nennt — aufgenommen worden. Kein Mensch leugnet das Daseyn des Uebels, aber Keiner hält es für seine Pflicht, ihm abzuhelfen.

Eine Haupt-Ursache dieser Nachlässigkeit besteht darin, daß die Mißbräuche im Britischen Schulwesen nicht sowohl auf einer unordentlichen Maschinerie, als auf einem radikalen Irrthum des Systems beruhen; nicht blos einzelne Zweige sind angefault, sondern der Baum ist in der Wurzel faul. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß es noch niemals Mißbräuche gegeben hat, an deren Aufrechthaltung einer gewissen Menschenklasse nicht gelegen gewesen wäre, oder daß die Mißbräuche im Britischen Schulwesen keine Ausnahme von der Regel bilden. Auch sie sind mit alten und schätzbaren Institutionen innig verwebt; und ihre Schutzherren haben somit einen Schein von Recht, wenn sie gegen eine Reform sich erheben und diese Reform als eine Revolution ausschreien, obwohl eine solche Anklage nicht mehr Begründetheit ist, als die jener Persischen Höflinge, welche den Baumeister des Schach's beschuldigten, er wolle den Königlichen Palast niederreißen, weil er die Epheuranken, die ihn verunzierten, wegzuschaffen bemüht war.

Es wäre Zeitverlust, wenn wir beweisen wollten, daß nationale Erziehung eine direkte Pflicht der Regierung ist und seyn sollte; denn diese Pflicht ist von den Leitern jedes einsichtigen Staates in größerem oder geringerem Grade gefühlt und anerkannt worden. Aber zwei wichtige Fragen ergeben sich aus der Einräumung des Prinzips: In wie weit ist es der Regierung nützlich, diese Pflicht auf Andere zu übertragen? und: Welche Kontrolle soll die Regierung denen auferlegen, die mit der Vollziehung derselben beauftragt sind?

Die beste, ja vielleicht die einzige praktische Gewähr für die Vollziehung irgend einer öffentlichen Pflicht ist Verantwortlichkeit. Gestützen wir hier uns, so finden wir, daß die eben aufgestellten Fragen in der Form einiger Veränderung erleiden und ungefähr also lauten: Sind der Minister oder die Regierung, welche zu dem wichtigen Amte des öffentlichen Unterrichts ernennen, dem Volke für ihre Wahl verantwortlich? Sind die gewählten Lehrer irgend einer Autorität für die gewissenhafte Treue in ihrem Berufe verantwortlich? Darauf muß man denn, leider! zum Beschein gehen, daß die erste Art von Verantwortlichkeit in England gar nicht existirt, und daß die zweite in der Praxis nur ein Blendwerk ist. Bevor aber beide wirksam dargestellt sind, können alle Verbesserungen nur Palliative seyn.

Es kommt nun hauptsächlich darauf an, den Ursachen nachzuforschen, welche die Verantwortlichkeit nicht aufkommen lassen. Um dies mit Erfolg zu thun, muß die ganze Frage in ihrem ganzen Umfang und ohne Vorurtheil oder Leidenschaft erwogen werden.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des öffentlichen Unterrichts, so finden wir, daß derselbe bei den Griechen und Römern, sowohl unter der republikanischen als unter der monarchischen Verfassung, von der höchsten Behörde kontrollirt wurde: die Philosophen, die Sophisten und Rhetoriker waren für das, was sie lehrten, verantwortlich. Seltsames mußte — wie jeder Schüler — den Griechischen trinken, weil man ihn vorderhand für Lehren beschuldigte; und faß Jedermann ist es bekannt, daß die Römischen Kaiser, sowohl in Rom als in Athen, um die Bestrebe der Philosophen sich bekümmerten. Ohne Zweifel war die Art der Ausübung dieser Gewalt keine systematische und vielleicht eben deswegen oft von schlimmen Folgen; aber wir wollen auch nur auf das Verhandlungen des Prinzips bei den Alten hinweisen.

Unter den christlichen Kaisern wurde diese Autorität der Kirche übertragen; man betrachtete die Diener der Religion als die öffentlichen Wächter der Jugend und die würdigsten Lehrer des Volkes. Aber die Geistlichen jener Zeit hielten es mehr für ihre Pflicht, die öffentliche Meinung zu bestätigen, als dieselbe zu bilden; sie widersetzten sich unbedingt jedem Unterricht, der ohne ihre vorgängige Sanction ertheilt wurde. Die Hörsäle der Philosophen in Athen und Alexandrien wurden geschlossen; man verpönte die Wissenschaft sammt der schönen Literatur und hielt sich nur an die Mysterien des Glaubens.

Dieser Geist milderte sich bald im Ost-Römischen Reiche. Nachdem viel Tinte und Blut vergeudet waren, machte der Klerus seinen theologischen Streitigkeiten aus freien Uebergängen ein Ende, und die Literatur begann von neuem aufzublühen. Allein die wachsende Größe der Osmanischen Macht erstickte den jungen Nachwuchs bald wieder.

Was die Kaiser den Geistlichen des Ost-Römischen Reiches bewilligt hatten, das wurde ihren Bekleren im Westen durch die eiserne Nothwendigkeit aufgezwungen. Die Geistlichen in Gallien und Italien hatten nach der Invasion der Barbaren das Monopol des öffentlichen Unterrichts; aber nur deshalb, weil sie die einzigen Inhaber alles Wissens waren. Sie merkten bald, daß dieser ausschließliche Besitz ihnen große Macht in die Hände gab, und um diese Macht zu sichern, stifteten sie geistliche Schulen, in denen man nicht blos Elementar-Unterricht ertheilte, sondern übrigens Alles lehrte, was damals gelehrt und gelernt werden konnte. Die Stiftung der Universitäten verbannte man dem Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Mächte; allein diese Institute standen fast ganz unter der Kontrolle der letzteren.

Man ersieht aus dieser flüchtigen Skizze, daß von der Römischen Kirche entworfene oder vielmehr durch die Umstände in ihrem Besten gestaltete Unterrichts-Weisen in Betreff der Verantwortlichkeit zweiter Klasse ziemlich vollkommen war. Es bestand ein Tribunal, welchem die Lehrer der Jugend für den Unterricht, den sie ertheilten, verantwortlich waren. Zum Unglück lag zwar den Priestern die Orthodoxie der Lehrer mehr am Herzen, als ihre Kenntnisse und Talente; doch wurde auch das Letztere nicht aus den Augen gelassen: die Alten der Sechzehnte enthalten Beispiele genug von Personen, denen man eine Anstellung als Lehrer verweigerte, weil sie im Katechismus nicht gut Bescheid wußten. Auf der anderen Seite war aber die erste Art von Verantwortlichkeit gar nicht vorhanden. Die Kirche erkannte keine Instanz über sich, als Gott allein; ihre Beschlüsse waren nur zu oft Geburten der Leidenschaft, des Eigennutzes oder der Unwissenheit; und in Folge dessen erhoben sich, besonders in den Klöstern, auch unwürdigste Lehrer, die der Gewalt des Welt-Priesterthums Trotz boten. Man setzte nie vergessen, daß die Reformation in den Klöstern zuerst vorbereitet wurde.

Nach der Reformation erbte in England die Anglikanische Kirche das Monopol des öffentlichen Unterrichts von der Römischen; aber sie konnte weniger eine direkte Kontrolle über die Lehrer ausüben. Es fehlte der Englischen Kirche die Langmüthige Wachsamkeit ihrer Mutter. Der König war zwar in England an die Stelle des Papstes getreten; er hatte kein Kollegium von Kardinälen: das Parlament ersetzte die General-Konzilien; aber seine Debatten waren ohne Interesse und seine Entscheidungen von geringer Autorität. Da man das Lehrfach nur solchen Personen anvertraute, die der Bischof autorisirt hatte, so bewahrte man dadurch einen Schatten von Verantwortlichkeit, der noch schärfer wurde, als absolute Unwissenheit verschwand. Es wurden Lehrer angestellt, deren ganzes Verdienst darin bestand, daß sie den Verfügungen der höchsten Behörde sich unterwarfen. Die öffentliche Meinung empörte sich gegen solche Verkehrtheit; zitternde Akademieen erhoben sich, aller Verfolgung zum Trotze; und der öffentliche Unterricht wurde nachgerade von jeder Autorität emanzipirt.

So wären wir nun auf den gegenwärtigen Stand der Sache gekommen. Die Regierung übertrug ihre Gewalt der Kirche; im Verlauf der Zeiten entfagte die Kirche dieser Art Gewalt eben so wie den Pflichten, die sie auferlegte, und diese Pflichten blieben zeit unerfüllt. Unter solchen Umständen halten wir es nun für Pflicht der Regierung, jene Gewalt, die sie niemals unbedingt auf Andere hätte übertragen sollen, wieder an sich zu nehmen.

Welches sind aber die Mittel — so könnte man fragen — die dazu entsprungen sollen, wenn man dem Unterricht volle Freiheit läßt? Wir antworten darauf: es sind Uebel von gleicher Art, wenn auch nicht von gleichem Grade mit denen, die aus der ungezügelten Freiheit des Handeins Verderben sich ergeben pflegen. Mittern Einen den Tadel- sucht oder Ruhmlichkeit eines Lehrers nur nach Resultaten ermessen; und sind diese Resultate erst bemerkbar, so ist das Uebel schon nicht mehr zu heilen. Das Geld ist verschwendet, der Geist hat eine schiefe Richtung, selbst die Gesundheit ist häufig untergraben, und keine Abhülfe möglich. Gegen jede andere Gefahr schützt uns das Gesetz: der Verübelte darf sein Mißvermögen bereuen, der Wundarzt kann krankes Glied

Digitized by Google

kneiten, der Arzt kein Attest verschreiben, bevor jener dieser Herren seine Kompetenz in einem strengen Examen bewiesen hat. Nun ist aber die Erziehungskunst in keiner Art leichter und von wenigstens eben so großer Wichtigkeit, als die Heilkunde; sie erfordert eben so umfassende Kenntnisse und also auch ein eben so strenges Examen. Eine Kommission zur Untersuchung des Britischen Schulwesens würde ein ganzes Heer von Irrthümern, Mißbräuchen und Abscheuchmachtbriten ans Tageslicht bringen und den gedankenlosesten Menschen von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen.

Wir haben zwar zwei Quast-Substitute für die Verantwortlichkeit der Lehrer: die sogenannten alljährlichen Visitationen der Kollegien und Stiftungs-Schulen, und die Konnexe, welche von Comité's über Privat-Institute (proprietary schools) ausgeübt wird. Allein die jährlichen Visitationen sind eine bloße Formalität. Bestimmen sich etwa die Mitglieder derselben um das Excil der Einwohnern und Einsgaben? Untersuchen sie genau, wenn die Gelder verwendet werden? Vergleichen sie genau die Besoldungen der Lehrern und Professoren mit der Zahl der Vorlesungen? Erstatten sie dem Publikum einen gedruckten Bericht über das Ergebnis ihr Untersuchungen? Alles wird in einen amtlichen Schleier gehüllt, und das Publikum kann durch eine solche Vorgehen nichts gewinnen. Wir haben noch nie gehört, daß die Direktoren der öffentlichen Lehranstalten eine Visitation gesuchtet hätten; wohl aber sind Beweise genug vorhanden, daß viele dieser Herren bei der bloßen Erwähnung einer Untersuchungs-Kommission ernstlich dieß gewarten sind. Fort also mit dem Unsinn offizieller Visitationen! Wir wissen nun an ihrer Zweckmäßigkeit und unbefangenen Rechtungsführer, die eine Bilanz der Kosten und dessen, was dafür angeschaffte oder geleistet worden, entwerfen und überzeugen wir uns dann, daß es überall ehrlich zugegangen ist, so können auch die Berichterstatter nur Ehre davon haben.

Privat-Comité's sind allerdings eine wesentliche Verbesserung des alten Systems, aber auch sie leiden an vielen wahren Resevn. Sie bestehen aus freiwillig zusammengetretenen Personen, und der Mensch wird es bald wider, seine Zeit sie Etwas zu opfern, dessen Früchte er nicht absehen kann. Außerdem haben die Mitglieder solcher Vereine in der That keine Verantwortlichkeit, und vereinigen sie sich jemals zu einem Unternehmen, so ist kein Publikum vorhanden, das ihr Verfahren dnurtheilen könnte. Endlich sind Comité's von dieser Art höchstens zur Verwaltung einer Anstalt tauglich, keineswegs aber zur Gesetzgebung tauglich.

Das vornehmste Erfordernis in England ist ein nationales Unterrichts-System, an welchem die geistig begabtesten Männer arbeiten sollten. Dieses System müßte die Regierung bestätigen und unterstützen; ein besonderes Tedpmal des öffentlichen Unterrichts aber müßte eine konstituirende (nicht absolute) Gewalt haben, und vermittelst Begladungsgeschreinen den Aeltern die Tüchtigkeit der Lehrer verschicken soll. Ein System der Kontrolle ist nur dann preiswürdig, wenn es zwischen Centralisation auf der einen und Independenz auf der anderen Seite die Mitte hält. Oertlichen Comité's sollte man die Sorge für gerechte Lehrer überlassen, wie auch die Aufwahl derselben; das Tedpmal aber sollte, als Oberintendantur, aufsichtsrichtig um die Verwaltung der Schulen sich beklümmern und in den Streitigkeiten der örtlichen Comité's Schiedsrichter seyn.

Ehe wir schließen, legen wir es den wahren Freunden des Unterrichtswesens noch einmal an das Herz, daß alles Zögern und Beragen nicht mehr an der Zeit sey. Etwas muß geschehen, und zwar so schleunig als möglich, wollen England den intellektuellen Rang, den es unter den Nationen einnimmt, nicht auf immer einbüßen soll. Wir müssen auf staaten Widerstand gefaßt seyn, und auch die Lauheit des Publikums wird eine kurze Periode hindurch den Fortgang unseres Unternehmens behindern; aber jede neue Diskussion wird ihm auch frische Kräfte geben, denn die Mißbräuche und Uebel des gegenwärtigen Systems werden auf diesem Wege immer heller ans Licht treten.

Sir Humphry Davy.

(Fortsetzung.)

Davy verließ die Französische Hauptstadt am 29. Dezember und setzte seine kontinentale Reise fort, auf der ihm den allen Klassen die gebührende Achtung und Bewunderung gezollt wurde. So oft er Gelegenheit fand, stellte er Untersuchungen an, die seine wissenschaftlichen Zwecke förderten. Seine Experimente an dem Zitterrochen zu Genua — an den Diamanten zu Florenz — und an den Farben, deren sich die Alten bedienten, zu Rom waren von unbestreitbarem Nutzen für die Wissenschaft, aber doch, im Ganzen nicht so erheblich, daß sie in seinem Wirken Epoche gemacht hätten.

Nachdem er die ausgezeichnetsten Naturforscher Frankreichs, der Schweiz und Italiens besucht hatte, kehrte er im Frühjahr 1815 nach England zurück, und kaum hatte er von seiner Reise sich erholt, als ein neues Feld der Entdeckung sie ihm sich auftbat. Seine Societät zur Verhütung von Unfällen in „Kohlengruben" hatte schon mehr als zwei Jahre lang vergeblich Versuche gemacht, jene schrecklichen Explosionen der schlagenden Wetter zu verhüten, die oft Hunderten das Leben kosteten. Der damalige Vischof von Bristol, welcher Präsident der Societät war, lud Herrn Humphry ein, der Gesellschaft bei einem so guten Werke seinen Beistand zu gewähren. Zu Folge dessen reiste Davy verschiedene Meilen schlagenden Wetters, die er in Bewegung erhalten hatte; und schon nach vierzehn Tagen zeigte er dem Präsidenten an, daß er in diesem Gase ganz neue Eigenschaften entdeckt habe und nun vier Methoden wisse, vermittelst welcher die Kohlengruben ohne Gefahr beleuchtet werden könnten.

Eine Analyse des Kohlenwasserstoffgases lehrte ihn, daß es kohlenstoffhaltiges Hydrogen oder eine entzündbare Luft mit Kohlenstoff sey. Er fand, daß es nicht explodiren würde, wenn man ihm weniger als sechsmal oder mehr als vierzehnmal so viele atmosphärische Luft beimischte — daß weder glühend gemachte Holzkohle noch glühendes Eisen fähig seyen, dasselbe zur Explosion zu bringen — daß die explosive Mischung in Röhren von ½ Zoll im Durchmesser nicht entzündet werden könne, wenn eine Oeffnung in die atmosphärische Luft reichte — daß endlich metallene Röhren die Explosion dieser verbrennen als Glasröhren. Auf diese Prinzipien gestützt, brachte er vier Arten Lampen in Vorschlag, die Sicherheits-Lampe, die Aufblase-Lampe (blowing lamp), die Stärkels-Lampe (piston lamp) und die Holzschalen-Lampe. Die ersten drei Arten verdienen, sobald die Luft, die sie umfließt, explodirt. Der Wiesamkeit aller dieser Erfindungen bewährte sich durch Experimente in wirklichem schlagenden Wetter; da jedoch das Verlöschen des Lichtes an den drei mächtigen Lampen die Arbeiter nöthigte, die Gruben zu räumen, so führte Davy, daß seine Erfindung noch nicht vollständig war, er setzte demnach seine Untersuchungen fort, bis er in der letzten Dezember-Woche 1815 die große Erfindung der Sicherheits-Lampe ganz zu Stande brachte. Mit Bezeichnung auf diese Erfindung schrieb er an Wichard Gray: ich habe sehr einfache und ökonomische Laternen und Lichtbüchse angefertigt, die nicht nur vollkommene Sicherheit gewähren, sondern auch mit Hülfe der schlagenden Wetter Licht geben und dieses zerstörende Agens den Arbeiter in den Gruben nützlich machen, während sie es entwaffnen.

Die Flamme, welche von der Sicherheits-Lampe im Augenblicke der Gefahr ausgelöscht wurde, loderte in der neuen Lampe aus feiner Drahtverbeit noch heller auf, so daß der Arbeiter seine Beschäftigung ungehindert fortsetzen konnte. Die Erfindung der Sicherheits-Lampe ist das schönste Beispiel inductiver und experimentaler Forschung — zu wertheovollste Gerichenk, welches die Wissenschaft jemals den verdrossen Künsten gemacht hat — eines der edelsten Vermächtnisse des Genius an die Menschheit.

Der Werth dieser großen Erfindung wurde allgemein anerkannt. Die Königl. Societät ehrte sie mit ihren Wunschreichen Medaillen: der Graf von Durham und die anderen Besitzer der Kohlengruben in Tyne und Wraeie verehrten Sir Humphry ein prächtiges Service von Silber, von 1200 Pfund Sterling an Werth; und Kaiser Alexander von Rußland schenkte ihm eine vorzüglich schöne silberne und vergoldete Vase, in Begleitung eines Briefes, worin dieser Monarch ihm sein Bewunderung zu erkennen gab.

Diese Proben öffentlicher Dankbarkeit erregten bald den Neid und den Haß kleiner Seelen. Eine Erfindung, mit der man einen eigennützigen Zweck vereinbaren konnte, die im Gegentheil einer Wohlthat sie den Staat und die Menschheit war — diese Erfindung wurde als ein Plagiat angeklagt — als unwürdigen verschieren und den Menschen in Aufruhr genommen, die weiter Geschicklichkeit genug besäßen, um über Prinzipien zu räsonniren, noch Geschicklichkeit genug, um einen praktischen Gebrauch davon zu machen.

(Schluß folgt.)

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

(Schluß.)

In ganz Tunis waren die Holz- und Eisen-Arbeiter für uns in Beschlag genommen, und vierzehn Tage lang waren die Handwerker in der Kasauba und Umtere für die Soldaten von Mahamedje beschäftigt. Die Truppen lampirten unter Zelten; die Artillerie stand ein koch hinter einander in den ganzen Tag die Manöver der Truppen, so wie der Infanterie, die leichten Arbeiten der Sappeurs und Minenes, Alles machte dem Sabatzaba, der uns oft besuchte, ungemeinen Spaß. Ich selbst hatte beinahe vergessen, daß ich auch in der Mitte eines zusammengedrängten Haufens von Türken, Mauren und Beduinen lebend, und dünkte mich hier fast so sicher, als in einer Kaserne von Frankreich. Aber Einmal ward die Ordnung gestört und bitten wir den Anstand einer Compagnie zu unterbrechen. Die Soldaten weigerten sich nämlich, an dem Manöver Theil zu nehmen; indeß gehen sie bald der Festigkeit und Beharrlichkeit nach, die unser Kommandant bei dieser Gelegenheit blicken ließ. Es erfolgte eine strenge Züchtigung. Die Meuterer mußten vor dem ganzen Regiment aufgehen, und zu jedem ihrer Kameraden drei Kolbenschläge zu empfangen. Diese Strafe machte eine erstaunliche Wirkung auf die Empörer, und nach dieser soll hatten wir nie Gelegenheit, uns über die Bescheidenheit und Gelehrigkeit unserer Truppen zu freuen.

Die ersten Tage des Mai benutzten wir, da die muselmännischen Soldaten die drei Festtage unmittelbar nach dem Ramadan, einer religiösen Beschäftigung gemäß, in ihren respektiven Familien feiern mußten, dazu, die Truppen nach Tunis zu führen und sie vor dem Bey manövriren zu lassen. Sie machten den Marsch von Mahamedje nach Tunis in ziemlicher Ordnung; nur konnten wir nicht verhindern, daß einige immer zurückblieben. Die außerordentliche Abneigung der Soldaten gegen alles Schulmäßige ist ein großes Hinderniß bei der Organisation regelmäßiger muselmännischer Heere. Hier muß man ihnen sie sehr Mühe zu wehren sie die Schuhe, statt sie an den Füßen zu tragen, auf ihren Patronen aufspießen und lieber darauf gehen. Als wir vor dem Barbe (dem Serail) aufgekommen waren, fanden wir die Vorbereitung der Stadt versammelt; das Schauspiel war hier dieselbe etwas Neues, es war das erste Mal, daß man die Kinder von Tunis unter Waffen sah. Die große Anzahl verschleierter Frauen, die sich unter die Menge gemischt hatten und von denen die meisten wahrscheinlich Mütter und Schwestern der Soldaten waren, begeisterten das Regiment mit einem lauten kriegerischen Zurufe. Wir marschirten im gewöhnlichen Schritt nach dem Seeail durch einen langen Korridor, wo unsere zwanzig Tambours und eben so viele Querpfeifer sich vereinigen ließen.

Der Bey konnte der Lust nicht widerstehen, unseren Truppen entgegen zu kommen: er stellte sich selbst an der Spitze und marschirte

Digitized by Google

voran. Ich mußte lachen, als ich ihr mit aller Bravheit eines Kindes die Worte ganz doch aufsehen sah, um die Weise des Marsches dadurch besser zu bezeichnen. Die machten in einem Hopp Halt, wo das Regiment Feuer gab und vor dem Bey vorbeidefilirte. Unmittelbar nach dem Vorbeimarsche deponirten die Soldaten ihre Waffen im Serail, und wir marschirten nun mit ihnen nach Tunis. Die Infanterie nebst allen Offizieren des Regiments bei Sidi-Mustapha, einem der reichsten Mamelucken der Regentschaft. Alle Abende fand eine Versammlung und Appell vor seinem Hause statt, und mit einbrechender Nacht zogen die Tambours durch die Stadt und schlugen den Zapfenstreich. Die Tambours, und zwar diejenigen der Tambours-Majors, machten großes Aufsehen in Tunis; fast alle Tage kamen Haufen von Kindern dahin, die ihren alten dürftigen Hand entbehren und die Trommelschläger werden wollten, und selbst die angesehensten Männer schienen sich nicht von den Posen eines Tambours-Majors anzuhalten. Unser Kompanietrupp verfolgte Keinen die Aufsicht auf das Amt, das sie erstehten, und so wuchs unser Corps durch die große Menge der Ehrgeizigen immer mehr an. Die „Soldaten von Mohamedje“, so wurden sie allgemein genannt, führten sich in Tunis ziemlich gut auf, und wurden auch einige Subordnete zwischen ihnen und den Tunisern gewechselt, so lebten sie doch im Ganzen im guten Einvernehmen mit den Bewohnern der Stadt. Als wir von Tunis nach Mohamedje zurückkehrten, sagten uns mehr als vierhundert Freiwillige, ohne daß sie sich vorher hatten einschreiben lassen. Der Bey war mit dieser Art von Begeisterung nicht eben sehr zufrieden, und zu unserer Verwunderung gleich den Morgen darauf Sidi Benajset an, um uns die Lust zu benehmen. Die ganze Expedition sei „doppelt von Mohamedje“ befunden sich damals angeführt auf 1500 Mann. Der Bey erklärte, daß er diese Zahl nicht vergrößern lassen wollte, und behandte sich auf diesem seinem Entschlusse, indem er wohl wußte, daß wir auf die eine oder die andere Art uns doch immer einige neue Soldaten zu verschaffen Gelegenheit finden würden.

Einige Tage darauf, als wir uns bereits im Stande sahen, ins Feld zu rücken, hielten wir darum an, daß der Sabatada alle seine Truppen sammle, und daß die Expedition gegen Konstantine ohne Aufschub unternommen werde. Aber der Bey, durch einen halb öffiziellen Artikel eines Französischen Journals benunruhigt, in dem die Aufbedung des mit dem General Clauzel abgeschlossenen Vertrags angekündigt wurde, wollte nichts unternehmen, bevor nicht sein Gesandter von der Französischen Regierung entschiet worden sey. Von der Zeit ab stellten wir alle militairische Uebungen ein, indem wir erklärten, daß wir auf Nachrichten von Frankreich warten wollten. Es dauerte nicht lange, so zeigte Heer von Lessops dem Bey auf amtlichem Wege die Aufbedung des Traktats an, und ein Schiff, das nach Navarin ging, brachte uns die Order mit, daß wir nach Tunis zurückkehren sollten. Unsere Freude darüber faß nur seiden Zeit auf einer Weiga von Algier mit einer Wiederholung der Order unserer Zurückberufung nebst einem neuen Protekte in Bezug auf das Volk Konstantine an. Da es ihm nicht möglich war, sich mit dem Serail zu verständigen, so reiste er bald wieder ab; wir aber blieben zu Tunis zurück, bis man uns Kriegsbeute angewiesen, die der Bey uns anbieten ließ, um uns zu Frankreich günstig zu stimmen.

Da wir uns nun frei von aller Beschäftigung sahen, so machten wir einige Ausflüge in das Innere der Regentschaft. Wir verfolgten die Spuren dieser berühmten, ungefähr auf sunfzehn Meilen weit sich erstreckenden Wasserleitung, die die Gewässer des Siebenges Zowan nach Karthago führte. In kleinen Entfernungen von Mohamedje findet man eine Reihe schöner Springbrunnen, die sich auf gemauerte Bögen in die Ebene erstrecken; ich habe nirgends Imposanteres gesehen, als diesen Theil der Wasserleitung, der so kühn über den reißenden Strom geworfen ist. Als ich in Mohamedje wohnte, ging ich oft dort vorüber, und ich mußte jedesmal stehen bleiben und die herrlichen majestätischen Ruinen bewundern, die in der Mitte einer ungeheuren Einöde sich erhalten haben. Wie wundervoll erscheint doch so ein Werk von Menschenhand in Vergleich mit diesen edelwürdigen Denkmälern der Alterthume! Ich glaube, in dieser langen Reihe von Bogen, von denen die entferntesten sich anderthalb meines Gesichtskreises verlieren, ein Bild der flüchtigen und zerstörenden Zeit zu sehen; es war mir eine Reihe von Schatten, die sich allmälig in den Boden verloren. Der Zeigende Araber schlägt hier zu Pferde dieses Denkmaales sein Zelt auf, oder ruht unter den Bogenbohlen gemächlich aus. Er selbst, er kann nicht sehr Jahrhunderte. „Meine Wohnung“, sagt er, „ist leicht und von geringer Dauer; sie wird von den Winden fortgerissen; aber werde ich nicht selber ebenfalls eine Beute des Windes werden, und was bin ich mehr als ein flüchtiger Wanderer auf dieser Erde? Ein Rad an ein wüstiger Gruppe, ein Hund als ein treuer Hüter, eine junge schöne Frau, ein Zelt, um unser Liebe darin zu bergen und eine weite unbegrenzte Ebene, auf der ich mich frei umherbewegen kann, dies ist Alles, was ich mir von Gott erbitte.“ Die Spuren der Wasserleitung führten uns nach der kleinen Stadt Zowan, welche noch heutiges Tages die Wertheile dieser Leitung genießt, die sie das alte Karthago bestimmt waren. Man sieht hier die bewundernswürdigen Ueberreste eines Tempels von Cerres, und in einem Garten ein Stück einer Wasserleitung, die dieses Heiligthum mit Wasser versah. Die Gärten der kleinen Stadt Zowan sind durch ihren großen Fleiß, so wie durch eine köstliche Frische ausgezeichnet, die sie von dem lebendigen Gewässer verdanken, das von allen Seiten hervorsprudelt.

Wir stiegen zum Meere hinab und besuchten die Stadt Sollman, wo ein Maure uns den Schlüssel eines Zimmers zeigte, das seine Familie vormals zu Granada besaß. Nachdem wir einr mit herrlichen Oliven bedeckte Ebene passirten, in der alle Furteltauben aus der Gegend sich ein Stelldichein gegeben zu haben schienen, kamen wir in der Stadt der Wimmen und der schönen Frauen, zu Nebel, einem sehr reizenden Dorfe an, wo Alles, was man sieht, das Herz erfreut. Die Bevölkerung zeigt jenen heitern Anschein des Wohlstandes, das gleich auf den ersten Blick gefällt; die ganze Stadt lebt laut, und zwar im Ueberfluße, von dem, was der Blumen und Fruchtkultur ihr einbringt. Die Landschaft von Nebel bildet den Garten des Landes; hier befinden sich die Gestilde von Rosen und Jasmin, aus denen man die so berühmten orientalischen Essenzen destillirt. Die Sitten entsprechen dem gefälligen Aeußern des Landes. Es findet sich hier unverkennbar noch ein Rest jener Gastfreiheit, der einen Maurus Andalusiens. Es geschieht nur, wie die von Tunis kamen, wo die Frauen alle eingeschleiert sind, ein angenehmes Erstaunen, sie hier allein in den Straßen und auf den freien Plätzen zu sehen. Sie liegen in ihren leichten, weißen Gewändern schnell vor die vorüber, indem sie auf dem feinen Sande die zierliche Form ihrer schönen, nackten Füße zurücklassen; sie werfen die noch wohl einen Blick zu, den du leicht für eine Liebeserklärung nehmen könntest; sie folgen dann und gehen auf einmal sind Beide liebliche Phantome in der Mitte der Gärten und aus Dessen Gesichte verschwunden. Wir hatten vor einige Stunden zu Nebel zubringen, aber der unbeschreibliche Reiz des Orts hielt uns dort mehrere Tage zurück. Man findet zu Nebel und in der Umgegend viele Römische Ruinen; wir durchforschten das Land, mit dem Worte von Thaw in der Hand, und wir hatten das Vergnügen, die Fundstätten von mehreren großen Steinen in der Nähe der Ruinen von Neapolis zu sehen, die Thaw zu seinem Bedauern wegen Mangel an Zeit nicht entziffern gekonnt. Wir besuchten noch einige andere Städte, wie Rhadres, Gurda, Hammamet. Dieser ganze Küstenstrich der Regentschaft Tunis ist ungemein fruchtbar; er bildet einen Theil des alten Zeugitaniens; ein Gemälde von Karthago ist nicht zu nahe bei ihm.

Wir kehrten entzückt von unserer Reise nach Tunis zurück und erwarteten in dem Hause Sidi-Benajset's den Tag unserer Rückkehr nach Frankreich. Ich habe zu Tunis mehrere Häuser von einem geschmeckvollen orientalischen Luxus gesehen, aber in keinem anderen habe ich jenen liebreizend und an die Zeit der Patriarchen erinnernden Wohlstand gefunden, der in dem unseren zahlreichen Gesellschaft herrschte. Lebendiges und ein gesunder, wohlthuender Geruch von Blumenreben entgegen; um zur Hauptstraße zu gelangen, mußte man sich zuerst durch ein Gewühl von unzählichen Schafen durchwandeln, und fast alle Zugänge waren von Kameelen besetzt, die beständig Dinge hin und her transportirten. Sidi Benajset hatte zwei Söhne, zwei schöne junge Leute, Gouverneure von Sinya und Gerbi. Der Erste hatte in dem Augenblicke mehr seinen zahlreichen Weibern bei seinem Vater; es ward viel von einer schönen Griechin gesprochen, die ihm 10,000 Franken gekostet. Ich habe in diesem Hause die fröhlichsten Tage meines Lebens zugebracht. Des Morgens, wenn Sidi Benajset nun sein Sohn sich nach dem Serail begaben, stieg ich zu Pferde und ritt in frischer Luft um Nebel. Ich kannte bald den Gebrauch und die Umgebungen, wohin die Frauen sich zum Gebete begaben. Sobald die Sonne höher stieg, kehrte ich nach Tunis zurück; um die Zeit, wo die Bäder sich mit Käufern zu füllen pflegten, ließ ich mich von dem Kaffeehause der Türkischen Offiziere nieder und machte mir ein Vergnügen daraus, die Moge vorüberziehen zu sehen. So lange der Morgen dauerte, sah man überall Bewegung in den Straßen. Da allerlei verdrollte Gegenstände, als Pistolen, Säbel, Gürtel und geflickte Schriee, zum Verkauf ausbieten. Aber sobald die Sonnenstrahlen heiß zu werden anfingen, wurden sämmtliche Läden geschlossen, und allmälig ward's still in der ganzen Stadt. Ich bin mehrmals um die Mittagsstunde durch Tunis gewandert und fand Alles wie ausgestorben. Ich mußte mir ein Vergnügen daraus, einen von einem kühlischen Wasser zu trinken, das viele Maurer für die Beerdergebenden vor ihre Hausthüre zu setzen pflegen. Um ein Uhr spritzen wir, der Kommandant und ich, ganz allein. Nur an einem Tage setzte sich einmal Sidi Benajset zu uns, um an unserer Mahlzeit Theil zu nehmen. Derselbe saßte sich außerordentlich geniet, in unserer Gesellschaft zu essen; er schien sich anfangs dadurch beschränkt zu fühlen, daß seine Lebhaftigkeit Ungeschicklichkeit hinderte ihn daran; er mußte selber über seine Unbeholfenheit lachen, der gute alte Mann, aber er wagte es doch nicht, mit den Fingern zu essen; endlich aber nahm er sich zusammen, ward die Gabel weg, schlagte die Aermel seines Kleides bis zum Ellbogen auf und fing an, mit aller Bauernschlichkeit seine Finger in die Sauce zu tunken, und machte sich Köpfchen aus Fleisch und Brodkrumen und ab nach seiner Art mit dem besten Appetit.

Wer den Orient besucht, der weiß es, was sie besonders Reize hier eine Abendstunde gewähret, die man auf den Terrassen zubringt. Während des ganzen Tages sitzt Du Dich, wir Du es auch immer anfangen magst, von der Sonnenhitze wie oder weniger niedergedrückt; die dergeblichen Gemühe der Bewohner scheinen jede Erfrischung zu vereinigt zu sein, und dahnfolgen die Ruhe der Wüste; aber sobald es Abend wird, verläßt man das Gefängniß, man steigt auf die Terrasse und ist wie neugeboren. Das letzte Lächeln der Abendsdämmerung, der aufgehende Mond, hier eine aus der Ferne herüberkommende Frauenstimme, dort ein hingleitender Schatten, eine-entzende, gruppe Gestalt, Alles vereinigt sich, um den Genuß dieser Stunde auf's höchste zu erhöhen.

So lange der Tag dauert, zeigen sich die Frauen wenig; sie kommen höchstens einmal aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich in demselben Augenblicke wieder schnell zu verbergen. Ich hatte indeß Gelegenheit, ein schönes Mädchen auf einer benachbarten Terrasse öfter zu sehen. In den ersten Tagen schien sie es ebenfalls nicht wagen zu wollen, sich der Luft aus zu zeigen; kaum sahe sie einen Augenblick vortreten, als sie sich schon wieder hinter eine Mauer verstekte, wo sie so lange, bis die Nacht hereinbrach, still verweilte und nur von Zeit zu Zeit ihr kleines reizendes Köpfchen ein wenig hervorbliken ließ. Allmälig aber wurde sie dreister, und ehe noch die Nacht eintrat, pflegte sie eine auf der Terrasse stehende Rose in die Hand zu nehmen, um ihre Jasminen mit Wasser zu begießen. Den Augenblick der Dunkelheit zwischen der Dämmerung und dem Aufgange des Mondes benutzten die Frauen gewöhnlich, um sich auf den Terrassen niederzusitzen,

Digitized by Google

Später aber mochte der Mond auch noch so hell am Himmel scheinen, die Damen verließen ihre Plätze nicht mehr, denn es war ihnen genug, daß die Nacht sie mit ihrem allgemeinen geheimnißvollen Schleier umhüllte. Es war ein reizender Anblick, diese Frauen beim Mondschein auf den Terrassen versammelt zu sehen. Ihre Gestalten schienen verkürzter, ihre Formen vollkommener, ihre Gewänder durchsichtiger, und ihre Häupter selbst waren mit einer gewissen Art von Glorie umgeben. Alle diese Frauen bewegten sich kaum; sie begnügten sich damit, die köstliche Frische der Nacht einzuathmen; man konnte leicht versuchen werden, sie für Gruppen von glücklichen Schatten zu halten. Während ich sie so recht betrachtete, wurde es mir erst klar, was man sich unter dem Paradiese Mohamed's, dem angebrachten Aufenthalte der Hueis oder der „verklärten himmlischen Jungfrauen", zu denken habe. In einiger Entfernung von mir saß eine Dame, die fast die ganze Nacht hindurch sang und eine Art Zither spielte. Es war der Gesang einer von Sehnsucht begeisterten Seele, die mir eine unverstandene Kunde gab von wahrer Frische sich ergoß.

Das Zimmer, das wir im Hause Sidi Benaïer's bewohnten, stieß recht an das der Frauen an; ich gewahrte eine Thür, deren Schwelle sich nur zu überschreiten hatte, um mich in der Mitte der unsichtbaren schönen Damen zu befinden. Aber ich kannte die Pflichten, die mir die Gastfreundschaft auferlegte, zu gut, um mich auch nur der geringsten Indiscretion schuldig zu machen. Meine Augen wandten sich zuerst unwillkürlich meist nach jener Thüre hin, die sich zuweilen ein wenig öffnete und die jungen Mauresinnen deutlicher mir zeigte. Es waren Ereignisse, die nur des Morgens vorfielen. Schon aus dem Geräusche, das sich vernehmen ließ, konnte man sich ihr Kommen ankündigen hören. In der That begann sich, wie bereits erwähnt, Sidi Benaïer und sein Sohn täglich der Morgens nach dem Palaste des Bey's. Da wußte man sehen, wie lustig und ausgelassen jene Frauen seyn konnten, wie sie unbesprangen und laut schrieen, und wie sie überhaupt alles das thaten, was ihnen sonst streng verboten war. Nubische Negerinnen traten aus den Gemächern hervor und ließen mit lebhafter Miene in den leichtertigsten Kostümen umher; ein einfacher Schmuck, das, um ihre beweglichen Gliedern gebunden, ihnen kaum bis zu den Knieen reichte, diente zur allerlängsten Bedeckung ihres Körpers. Eines Tages, als ich etwas zeitig von meiner Morgenpartie zurückkehrte, hatte man in meiner Abwesenheit das Haus zu schmeren begonnen; ein Neger, der vor dem Eintritt Wache hielt, wollte mir den Eintritt verwehren; ich hörte unter auf seine Worte nicht und war in der Eile hineingedrungen. Siehe, da befand ich mich auf einmal mitten unter zehn jungen Frauen, die alle in dem leichtertigsten Kostüm erschienen waren. Wie sie mich bemerkten, entwichten sie schnell nach verschiedenen Seiten, und gleich einer Truppe von Jungfrauen, die etwa im Bade plötzlich von einem jungen Manne überrascht werden, stießen sie auf einmal ein durchdringendes Geschrei aus und verbargen sich vor mir. Ich setzte meinen Weg fort nach einem Zimmer, wo ich eine Fensterjalousie in feuerwährender Bewegung sah; mir pochte das Herz vor Angst und Neugierde; ich ging schnell auf den Vorhang los und fand hier in dem Winkel der Fenstern zwei reizende kleine Mädchen vor mir, das ich sonst des Abends auf der Terrasse zu sehen pflegte. Sie war satt wacht; der kleinen Mädchen sah ich nur in der Eile hinreißenden Augen, die sie zu mir emporgeboten, flehte sie mich um Gnade an. Sie zitterte, das arme Kind, und konnte kein Wort hervorbringen. Ich wollte ihre Hand ergreifen, aber sie flüchte zu meinen Füßen hin und gab mir ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte. Als ich noch einigen Anstand nahm, warf sie einen trostvollen Blick auf mich und deutete mir, indem sie die Hand auf ihren Schamhügel und Busen an, daß man ihr den Kopf abschneiden würde. Ihre Gebärde, ihr Ausdruck, Alles war so wahr; ich ward von innigem Mitleiden ergriffen und ging sogleich in mein Zimmer ab; hinter mir dörte ich eine leichte Bewegung, ein Schatten glitt über die Wand hin, ich wandte mich um, und siehe, mein kleines Mädchen war verschwunden. Ein Neger erzählte mir nachher, daß sie entsprungen sey. Ich begab mich nun da sie hinter dem Vorhange versteckt gewesen. Seit jenem Tage sah ich die Thür des Harems nicht mehr aufgehen; ich desiteg oft die Terrasse, aber das schöne Kind ließ sich dort nicht mehr blicken. Die Frauen wurden alle Sklaven in Verwahrung gebracht, und der Sohn Sidi Benaïer's schien mir seinen Vertrauten Groll nachzutragen.

Die Abreise der Pilger nach Mekka gehört zu den merkwürdigsten Dingen, die ich zu Tunis gesehen. Die fernen Reisen werden gegen das Ende Mai's unternommen. Während der Feste, die unmittelbar auf den Ramasan folgen, müssen die Muselmänner, wie wir bereits erwähnt, nach einem ausdrücklichen Gesetze des Korans, allesamt im Schoße ihrer Familie verweilen. Alle Jahre kommen die nahen Verwandten einmal mit einander zusammen; die Kinder umarmen ihre Aeltern; Alles, was bisher feindlich gegen einander war, drückt sich innwieder gegenseitig die Hände, die erhaltenen Herzen erwärmen sich wieder, und die ganze Familie fühlt sich durch die heiligen Bande der Blutes auf's engste mit einander verbunden. Beim Ausgang dieser heiligen Feste sagt man sich allerseits ein zärtliches Lebewohl und trennt sich wieder von einander. Abdann füllen sich die Straßen überall mit Reisenden; der reiche Mann schwingt sich auf sein schönes Pferd, der Krämer entfernt sich mit seinen Kamelen, und der arme Pilger nimmt seinen Stab in die Hand und wandert aus.

Alle Pilger aus den Barbarenstaaten, die die Reise nach Mekka machen wollen, versammeln sich zu Tunis, wo sie auch sich nach Alexandrien einschiffen. Von Marokko, von Algier, von Konstantine, aus dem Innern der Wüste, wie aus der Wüste Sahara, aus allen Gegenden kommt man hier zusammen. Bis zu dem Tage der Abreise verweilt man unter den Mauern der Stadt, an dem Orte, der die Marine genannt wird. Nichts ist spannender, als der Anblick dieser Karawanen des Meers ohne Zelte unter freiem Himmel kampirenden Menge. Die Pilger erscheinen gewöhnlich in Arabischem Kostüm. Ein großes weißes Burnus bedeckt ihren ganzen Körper; Stoffe von weißer Wolle umgeben ihre braungen abgemagerten Gesichter, und entlich ein Stereifen von brauner Wolle befestigt ihr Haupt und giebt ihrer ganzen Physiognomie ein wahrhaft fanatisches Ansehen. Man sieht sie hier auf der Küste mit Zubereitung von Nahrungsmitteln beschäftigt, die sie nach der Küste mitnehmen wollen. Mit aufgeschürzten Aermeln, die Füße im Wasser das Brod, gerösten sie die Schiten, zerschneiden das Fleisch und zerschneiden es in lauter lange Riemen, die sie auf Stelle aufhängen, um sie in der Sonne trocknen zu lassen. Man glaubt, eine Schaar von Räuberbanden vor sich zu sehen, die mit wildem Geschrei herabstürzt und ein Raubhaus belagert.

Die Pilger pflegen vor ihrer Abreise einen Oberanführer aus ihrer Mitte zu erwählen, der in einem besonderen Rufe der Heiligkeit bei ihnen steht. In dem Jahre, als ich mich zu Tunis befand, war es ein Marabut aus Kairuan, der diese Würde erhielt. Kairuan, in der Regentschaft Tunis gelegen, ist die zweite heilige Stadt in den Augen der Araber; sie hat das Abel-Recht, und der Eingang in dieselbe ist sowohl Juden als Christen untersagt. Einige unglückliche christliche Kaufleute, die einmal unter Arabischem Schutz sich eingeschlichen versuchs, wurden in den Straßen erwürgt, und ihre Gueter über die Mauer geworfen. Jener Verbrecher aus der Regentschaft, der den Händen der Justiz entkommen und in diese Stadt geflohen, ist gegen jeden weiteren Angriff sicher, da alle menschliche Macht vor der Schwelle der heiligen Thore verschwindet. Der große Jugendrat des Marabut's von Kairuan pflegt sich jedes Jahr Abel von den entferntesten Orten, den dieser dem Bey entgegenschickte, als die Aeltereste seiner Stadt durch Türkische Soldaten einmal verletzt wurden. Er war von hoher Statur, aber von großer Magerkeit; sein Gesicht war gleichsam feuerfarben, sein Bart blühn und seine Kahde knochicht. Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den der Anblick dieses ausserordentlichen Mannes auf mich hervorbrachte. Er zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Beweglichkeit aus; er war, als wenn er bestandig unter dem Einflusse einer Elektrisir-Maschine gestanden hätte; seine kurzen Worte, die ich übrigens nicht verstehen konnte, seine ungeklümen Geberden, kurz Alles an ihm erschien mir äußerst seltsam; aber sein glatzerner Blick, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, hatte etwas Magnetisches, das mich anzog und fesselte. Unter den Pilgern giebt es einige, die nach Mekka gehen, um irgend ein Gelübde zu erfüllen. Das sie in einem Augenblick der Noth und Bedrängniß gethan; andere unternehmen die Reise ohne alle Hoffnung auf eine Rückkehr, indem sie die Gefahren der Wüste zu genau kennen und den Wärterreed als ein glückliches Ende ihrer elenden Existenz oder als eine Buße für ihre Sünden betrachten.

Eines Morgens sah ich sie von der Höhe der Mäle herab mit ihren Karawanen sich in Bewegung setzen. Mit Mänteln auf den Rücken, ähnlich einem Bienenschwarm, dessen Abfuhrer man weit zuhor vernimmt. Die Pilger mußten sich vor ihrer Einschiffung noch zu einem heiligen Marabut begeben, der auf den Ruinen von Karthago lebte; diese sind das Schaumonument für die Reisenden; die Seelente, die Soldaten, kurz alle, welche weite Ausflüge machen, pflegen hin, um sich die Gnade des Heiligen zu erbitten. Der Weg führt sie durch einen Abgrund der Karawane folgte den Ufern des See's, der Marabut, den Kairuan ging an der Spitze, umgeben von Pilgern, die rothe Fahnen schwangen. Stillschweigend nahte man sich dem Wohnsitze von Karthago und kniete in Demuth vor dem ehrerbietigen Santon nieder, während die Zähnen über dem Thore flatterten. Nach Verrichtung ihres Gebetes kamen die Pilger wieder zu sich, um an Bord zu gehen, und so stiegen sie denn zum Meer hinab nach dem Hafen Goletta.

Sobald sie auf der Rhede das Schiff erblickten, das sie nach Alexandrien abführen sollte, stießen sie sämmtlich ein Freudengeschrei aus, gleich als wenn sie Mekka schon vor Augen gehabt hätten. Der Capitain wollte anfangs darüber wachen, daß sie sich in einer gewissen Ordnung in das Fahrzeug einschiffen; allein es war unmöglich. Die Pilger stürzten sich über einander her, als ob Schadwurm hinab, trotz aller Gewalt, hinaufpoppen. Obgleich der Capitain nur zweihundert Pilger an Bord zu nehmen bedingen, so waren doch fast noch einmal so viel an Daun angekommen. Es war indes hier nicht das erste Mal, daß sich ein solcher Vorfall ereignete. Seins Jahres, erzählte mir der Capitain, als er alle Pilger glücklich genommen, sey ihm nicht Wasser genug, trat dabt Wassermangel auf dem Schiffe ein; da stark alle Tage eine große Anzahl von den Pilgern; mehr als die Hälfte wurden ins Wasser geworfen, und doch fand er bei seiner Ankunft in Alexandrien mehr Leute, als er ursprünglich berechnet hatte. Alle diejenigen, die sich einschiffen, darf er Niemanden mehr abweisen können, und wie mit denen Raterschlägen die diejenigen zurück, die mit Gewalt in die Schaluppen hinabspringen wollten. Die unglückseligen Pilger das Schiff absahren sahen, geriethen sie in eine schreckliche Wuth, sie zerschlugen sich heulend und weinend die Brust, gleich als ob sie auf einer fernden Küste zurückgelassen worden wären. Aber auf einmal bemerkten sie ein ausländisches Fahrzeug im Hafen; sogleich stürzten sie in Kähnen und zwangen die Matrosen, sie nach dem Wallfahrts-Schiffe hinzuführen. Die Leute, die im Werk befindlichen Pilger stießen die fürchterlichsten Drohungen gegen die Mannschaft aus und reichten ihren herbeikommenden Brüdern die Hände: diese aber klammerten sich wie Raffade an das Schiff und erklegen es mit Bimonischer Gewalt. Der Capitain sah bald ein, daß es gefährlich wäre, sich dieser rasenden Menge zu widersetzen, und nahm daher alle die verzweifelten Pilger ohne Unterschied auf, nur sorgte er den Letzteren den unterstten Raum im Schiffe an. Unmittelbar darauf erhöne das lebhafteste Freudengeschrei von dem Schiffsvolk herauf und erfüllte die Luft mit seinem muntteren Echos.

J. L. Lugan.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Montag den 15. August 1836.

England.

Die Familie Vanderlin.

(Nach dem Lady's Book.)

In den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts geschah es, daß der reiche Holländer Jakob Vanderlin nebst mehreren Landsleuten zu Hamburg ein gutes Fahrzeug, den „Palatin", in Fracht nahm, um mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut nach Pensylvanien überzusiedeln. Die ersteren Gesellschaft bildend aus dreißig Personen und zur Hälfte aus Frauenzimmern. Damals trieben die Bukaniere ihr Raubwesen, und der Name Kidd war das Schrecken Aller, deren Weg über den Ocean führte. Darum hatten Vanderlin und seine Gefährten nicht allein für ein wohlbewaffnetes und gerüstetes Schiff gesorgt, sondern auch dem Kapitain Hoenne zur Pflicht gemacht, eine tüchtige und zuverlässige Mannschaft anzuwerben. Binnen wenigen Tagen hatte der Kapitain seine Anstalten beendigt. Sein erster und zweiter Schiffs-Lieutenant waren ihm zwar persönlich unbekannt, aber durch das vornehmste Amsterdamer Handelshaus empfohlen; zum dritten Lieutenant hatte der Kapitain seinen eigenen Neffen, einen jungen Engländer, Namens Reynolds, genommen. Das Schiffsvolk bestand aus fünfundzwanzig kräftigen Seebunden, eisenfeste Leute, von des Kapitains Werbern aus allen seefahrenden Nationen Europa's ausgesucht, und von denen es Jeder sich selbst allein mit dem gewaltigen Kidd aufnehmen konnte.

Sehr erfreut durch einen so ermuthigenden Bericht, dessen letzter Satz freilich in einem ganz anderen Sinne wahr sein mochte, als wie der Kapitain zu verstehen gab, gingen unsere Reisenden unter Segel, und Maria Vanderlin saß mit thränenden Augen zum ersten und letzten Male auf flachen grünenden Gestade ihres Heimathlandes am Horizonte niedertauchen. Maria war eine schöne und zarte Blume, an den Ufern der Elbe aufgewachsen, und würde die Trennung vom mütterlichen Boden nicht überlebt haben, wären nicht diejenigen Personen um sie gewesen, deren liebendes Antlitz die Sonne ihres Lebens war, ihr Vater nämlich, ihre Mutter und ein Dritter, mit dem sie gern einsam und verborgen in einer Wüste hätte blühen und verblühen mögen. Dieser Dritte war Reynolds, der Sohn eines Englischen Kaufmanns und Horner's Neffe. Sein Vater hatte ihm ein unabhängiges Vermögen hinterlassen, und der junge Mann hatte bereits mehrere Reisen in Geschäften seines Oheims gemacht, mehr um seiner Neigung und Wißbegier zu genügen und um die seemännische Kunst zu erlernen, als um des Erwerbes willen. Er hatte Maria Vanderlin kennen gelernt und ihr seine Verehrung und die aufrichtige Liebe, womit er ihr huldigte, nur aus der Ferne bezeugt. Gegenwärtig hatte er einen Theil seines Vermögens in Geld umgesetzt, von seinem Oheim die Lieutenantsstelle am Bord des „Palatin" erlangt und folgte der Flagge des Geschiekte, welches ihn der neuen Welt zuführte.

Wir überspringen eine Zeit von fünf Wochen und finden den „Palatin" mitten auf dem Atlantischen Ocean bei völliger Windstille weder. Es schien nicht mit rechten Dingen zugehen: seit 12 Tagen war jeder Windhauch erstickt; die See lag bewegungslos, als wäre sie die auf den Grund erfroren. Am 15. Tag wälzte sich die brennende August-Sonne vom Ost nach West über das glühende, trockene Firmament und sank in die Wasserfläche nieder, ohne daß ein Wölkchen die blendende Kraft ihrer Strahlen dämpfte und die Dämmerung mit Labung schmückte. Die unglücklichen Reisenden sahen nichts vor sich, als die schweigsame, nurmutliche Weite, die flüssige Sahara, in deren Mitte ihr Schiff gefesselt lag.

Jetzt hatte diese Windstille bereits gewährt. Die Sonne sank eben unter die Fluthen, wie in ihr Grab. Auf dem Verdeck des „Palatin" stand eine Menschengruppe versammelt: wie traurig waren sie verändert. Fünf Wochen schien leuchtenden Gesundheit und froher Muth aus jedem Antlitz, und sie hatten unter Freudengeschrei und grüßendem Zuruf den Hafen verlassen. Jetzt waren sie bleich und abgemagert; ein großer Theil ihrer Werkzeuge war auf unerklärliche Weise verschwunden; ein bösartiges Uebel herrschte in der Kajüte und von Steuerbord, und eben jetzt waren die Reisenden zu einer Leichenfeier versammelt. Noch hatte die zerstörende Krankheit die Reihen der Matrosen nicht heimgesucht; die rohen Gesellen betrachteten die Ceremonie mit mürrischer Zähllosigkeit, wogegen das trübe und niedergeschlagene Aussehen der Reisenden mitleidswürdig abstach. Unter ihnen stand Vanderlin, die hohlen Wangen von Fieber gezeichnet; seine Tochter stützte seinen Arm und schaute in sein Antlitz, gleich wie ein Engel der Gesundheit; unter Kranken und Sterbenden war sie wie ein lichter Genius unbeschädigt und unentstellt eingetreten. Die traurige Ceremonie ging vor sich, das letzte andächtige Gebet war gesprochen, und der Leichnam des alten Kapitains sank vom „Palatin" zu den Riesen der See hinab. Die helle Fluth durchlief weite Kreise um die Stelle, und es schien, als hätte der Ocean diese Opfer erwartet; am äußersten östlichen Horizont begann die Fluth zu schwellen, und ein leichtes Wölkchen stieg empor.

„Die Raaen gestellt!" erscholl eine rauhe Stimme; „unser Jonas ist zum Teufel gefahren, und jetzt bekommen wir Wind!" Bei dieser rohen Rede wendeten die Reisenden ihr Gesicht mit unwilligem Erstaunen; ihre Augen trafen den tückisch flammenden Blick des bisherigen ersten Schiffs-Lieutenants, Mark Dunscach, der jetzt Kapitain des „Palatin" geworden war. Die braune vierschrötige Gestalt stand auf dem Hinterdeck aufgepflanzt und kommandirte mit lauter, heiserlicher Stimme, während die Matrosen um die Masten und Raaen beschäftigt waren und der frischen Kühlung die ganze Breite der Segel entgegenspannten. Die Reisenden fühlten, daß ihnen sowohl als dem Schiffe ein neuer Herr gegeben war; eingeschüchtert von seinen wilden Blicken, die sie weder deuten noch ertragen konnten, zog sich ein Jeder zu seinem Platz in der Kajüte oder am Steuerbord zurück.

Kapitain Hoenne hatte mit Recht gefaßt, daß sein erster Lieutenant es allenfalls mit Kidd selbst aufnehmen könnte; es war wirklich ein kolossaler Wüterich. Mark Dunscach hatte unter Kidd's Kommando gedient, die er der allzähligen Gedanken des Seeräuberwesens überdrüssig wurde und diesen Dienst mit dem Vorsatz verließ, eine echt ausgesuchte unverdächte Untadt zu begehen. Er ging bei einem Holländischen Kauffahrer in Sold und verschaffte sich, als ein durchaus tüchtiger Seemann, sehr bald Empfehlungsschreiben, mit deren Hülfe er zu seiner Stelle am Bord des Palatin gelangte. Er hatte von dem Plan der Auswanderung gehört, und die böse Geist hatte ihm zugeflüstert, dies sey die goldene Gelegenheit, wo er sein schlaues Talent zeigen und neue Lorbeeren des Verbrechens einärnten könne. Der zweite Lieutenant war sein Gesell und einer seines Gleichen; eben so bestand die Schiffsmannschaft, die er kraft seiner Kommandos dauptsächlich angeworben, aus lauter „gerebten" Burschen. Die übrliche Krankheit am Bord des Schiffes war von ihm und seinen Spießgesellen zuvege gebracht, und sie bestien, sich in kurzer Zeit ohne Gewaltthätigkeit sämmtlicher Passagiere zu entledigen. Durch Hoenne's Tod war der letzte, der ihre Absichten vereiteln konnte, bei Seite geschafft. Daher steigerte Dunscach auch mit triumphirendem Schritten über das Hinterdeck, wo nimmer Dunscach, seinen Schlachten in Kommando, zu sehn: „Das ist ein humdsbrüstischer Wind und bläst Keinem zur Freude", begann der barbarische Pirat. — „Was Wind?" sagte Dunscombe: „schmatzt mir nicht von Wind nach dieser pechnigen Windstille: die hat uns besser zu unserem Plan geholfen, als aller Witz, womit wir's angestellt hätten. Nur meine ich, den alten Horner hätte das Fieber zuerst packen sollen." — „Besser so, Freund Dunscombe", versetzte der Kapitain, „sind die Leute erst fort, Zum Abfallen reif', sagte Dunscombe. — „Aber Reynolds?" — „O! der auch; er lachte und sprang vor Vergnügen, wie ich ihn ein Bissel in den Plan unserer Komödie quelen ließ." — „Teufelsie wollt ihr sagen, — na, darauf kommt nichts an. Mich kennt nur, daß Reynolds zu uns hält; 's ist ein verschmitzter Bursch, wir können ihn brauchen. Ihr? Du indessen weiter, was Deines Amtes ist, so haben wir denn in einigen Tagen Alles den Garaus gemacht." — So sprachen die beiden vollendeten Böswichter mit einander, und jeden mitleidigen Gefühl abgestorben, betrachteten sie mit grausamer Lust das schnelle Hinsterben der unglücklichen Passagiere und Eigenthümer des Schiffes und seiner Ladung. Was aber Reynolds betrifft, so hat der Leser gewiß schon die Wahrheit vermuthet, daß der wackere Jüngling sich nur aus Vorsicht so stelle, als wäre er mit Dunscombe's Plänen einverstanden, vielmehr aber fest entschlossen war, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um Maclen und die Ihrigen aus der Todesnoth zu retten.

Durch solch weitere Tage trieb das Schiff in den Amerikanischen Gewässern hin und her, und jeder Tag sah zwei oder drei neue Schlachtopfer in das Wallengrab versenken; die uns noch sechs oder acht bahrbethungerte Unglückliche, vom Fieberwahnsinn entstellt, unbersöhlichen. Hin und wieder versammelten sie sich zum Begräbniß eines Steifgefäheten auf dem Verdeck; dann fenderten sie sehnsuchtsvolle Blicke über die Fluth, ob vielleicht ein bläulicher Streif am Horizont ihnen das Land der Erlösung anbeutete, sie winkten und rangen die Hände und beten kläglich, nun möchte sie doch ans Land setzen. Dazu aber war Mark Dunscach noch gar nicht gesonnen.

Vanderlin lag auf seiner Platte und drückte seines Weibes und seiner Tochter Hand in die seinige. „Ach! ihr seyd krank, dem Tode

Digitized by Google

nahe", sprach der zärtliche Vater: „mögen sie all' unsre Gut behalten, die Wißwirthschaft, wenn sie nur unsres Lebens schonen."

„Nein!" rief die muthige Gattin aus, „nimmermehr! wir will ich mein Leben hingeben!" — „Und Vaters Leben, Mutter!" flehte Maria unter Angst und Thränen. Die Matter anwesende mit bedrohten Lippen, aber fester Stimme: „Was würde es helfen, geliebter Mann, wir sollen und müssen fechten, damit die Verbrecher sicher sind; von Neuangblick an, wo sie ihren hölischen Plan ausbreiteten, war unser Tod unwiderruflich beschlossen. Der gute Engel, der uns die bisher am Leben erhalten hat, der wird auch, daß nur ein Wunder uns retten kann. Eben das das Fehler einige Leute vom Schiffsvolk ergriffen; sie müssen schleunig in einen Hafen einlaufen, und dahin dieselben sie und nicht mitbringen. Wenn also die Krankheit nicht bald unserem Leben ein Ende macht, so werden es ihre Meister thun." — „Was Ihr da sagt, ist wahr", sprach Reynolds, der so eben leise in die Kajüte trat, mit gedämpfter tranriger Stimme; „aber ich schwöre" — hier hielt er neben Marien nieder und drückte sie inbrünstig an sein Herz — „lebend oder todt, wir gehen zusammen von hinnen!"

(Schluß folgt.)

Sir Humphrey Davy.

(Schluß.)

Beinahe drei Jahre nach Erfindung der Sicherheits-Lampe, im October 1818, wurde Humphrey Davy zum Baronet erhöht; obgleich aber sein Bruder diese Beförderung so gebraucht, als wäre sie eine Belohnung für seine große Erfindung gewesen, so bestanden und brauchen die spätre Anerkennung und die neue Stellung unter der Aristokratie, welche seine Heirath, sein Reichthum und seine großvolle Unterhaltung ihm geschaffen hatten, in dem Gedanken, daß er diesen Rang niemals erstiegen haben würde, wenn er im Heiligthum der Wissenschaft am Königlichen Institute geblieben hätte.

Der nächste Gegenstand, der Davy's Genius beschäftigte, war das Anstellen der alten Mannsfrage, die man aus dem verschiedenen Heckenlanum aus Licht gefodert hatte. Nachdem alle vergängigen Versuche gescheitert waren, hoffte man, vermöge einer chemischen Prozesses die zusammenklebenden Blätter von einander trennen und die Schrift entziffern zu können. Einige Fragmente, an denen Herr Hayter und Dr. Gilbert sich versucht hatten, kamen Davy in die Hände. Dieser brachte die dicht an einander klebenden Schichten in eine Atmosphäre von Chlor, und als der Papyrus dampfte und eine gelbe Farbe annahm, wurde die Schrift weit lesbarer. Durch diese Experimente ermuthigt, gingen Herr Hamilton und Andere mit Eifer an die Sache. Humphry Davy erwirkte sich von der Regierung die erforderlichen Unterstützungen und so den 26. Mai 1818 auch Faraday, um seiner Methode praktische Anwendung zu geben. Als er in Neapel angekommen war, machte er sich mit Eifer an ein Geschäft, bei welchem Chemie und Literatur gleichmäßig interessirt waren.

Wie dahin hatte man ausgegrabene, die eigenthümlichen Farben der Mauselten seyen durch die mehr oder weniger intensive Wirkung des Feuers hervorgebracht worden, und somit hat der gebrannte in geringeren Distanz der Lava, welche den Theil der Stadt, wo man die Bücherrollen vorfand, bedeckt haben sollte. Sir Humphry bewies aber, daß diese Rollen der Hitze nie ausgesetzt gewesen seyen. Sie hatten bloß durch die langsame Wirkung ihrer Elemente gelitten (nachdem sie vegetabilische Stoff des Papyrus sich verkohlt hatte), gerade so, wie das Holz in Boden-Kohlen sich verwandelt. Indem Sir Humphry bei regelmäßiger Hitze den binnenliegen Stoff durch Chlor oder Aether zersetzte oder auflöste, gelang es ihm, 23 Mannsseite theilweise aufzurollen; aber im Ganzen scheiterte sein Plan dennoch, weil die Mannsfrapte zu sehr beschädigt waren. Zeit noch weiß, als mit den Mannsfragen, hatte Davy mit der Schwierigkeit der Kranken und Gebrechlichkeit zu kämpfen. Er kam endlich auf das Ergebniß, daß er die Fortsetzung des Unternehmens nur Geld verschwendete und außerdem seinen Charakter kompromittirte.

In der Mitte des Jahres 1820 wurde Davy, nachdem Sir Joseph Banks das Zeitliche gesegnet hatte, an die Stelle dieses ehrwürdigen Greises Präsident der Königl. Societät, und zwar mit Newton's Wahl, ihrer seinem Ehrgeiz eröffnet. So sehr diese Beförderung ihm schmeichelte, so war der Besitz der neuen Würde doch mit vielem Ungemach verbunden. Dächen er seinem Posten mit Würde und Unparteilichkeit vorstand, so hatte er sich doch in seiner Hoffnung, die Interessen der Societät und der Wissenschaft fördern zu können, gar sehr betrogen; er fand die Regierung „ziemlich lau oder selbst gleichgültig in Sachen der Wissenschaft"; die täglichen Sorgen und Plackereien seines Amtes störten seine Gemüthsruhe und hemmten seine Forschungen, und endlich wurde auch seine Gesundheit wankend.

Als die Entdeckung des Elektro-Magnetismus durch Oersted ein neues Feld der Forschungen eröffnete, gedachte Davy zu den Ersten, welche die Experimente des Dänischen Forschers wiederholten und ihnen weitere Ausdehnung gaben. Er bewies in zwei Abhandlungen, die er der Societät vorlegte, daß der Draht, welcher die beiden Pole einer galvanischen Säule vereinigte, selbst magnetisch werde, daß er Feilspäne anziehe, und daß Nadeln, die man darauf legt, beständig magnetisirt werden. Herr Arago, der dieselben Experimente gemacht hatte, war Davy in diesen Resultaten zuvorgekommen, und seine darauf gestützten glänzenden Entdeckungen machten die Resultate zu seinem Eigenthum.

Im Jahre 1821 las Sir Humphry eine Abhandlung über die elektrischen Phänomene, die sich im festen Raume zeigen, und 1822 kommunizierte er der Gesellschaft eine interessante Abhandlung „Ueber den Zustand des Wassers und des luftförmigen Stoffes in den Höhlungen, welche man in gewissen Krystallen findet" — ein Gegenstand, der seine Nachsorger im Forschen zu sehr merkwürdigen Resultaten geführt hat. In demselben Jahre las er eine andere Abhandlung „Ueber ein neues elektro-magnetisches Phänomen, welches die ersten Anfänge elektro-magnetischer Rotation enthielt." Er schloß diese Reihe vermischter Schriften mit einer „Ueber die Anwendung von Flüssigkeiten, welche durch Condensation von Gasen als mechanischen Agenten gebildet sind." Diese Schrift veranlaßte Herrn Faraday's schöne Entdeckung der Liquefaction des Chlor-Gases.

Davy hatte jetzt die Lebens-Periode erreicht, in welcher Hang nach Beschäftigung selbst mehr das leitende Prinzip des Handelns ist, in welcher die Erfahrung das Urtheil reifer und besonnener macht. Schon war er bei jeder zivilisirten Nation seiner Unsterblichkeit gewiß — schon hatte er seinem Vaterlande eine Schuld der Dankbarkeit aufgeladen, die es weder abtragen konnte noch wollte. Die genöthigten Impulse zu intellektueller Thätigkeit waren nicht mehr vorhanden, und das Interesse, seinen Mitmenschen praktische Wohlthaten zu erzeigen, ersetzte die jugendlichen Reizmittel. Es war in gewissem Betrachte ein Glück für Davy, daß seinen Forschergeist jetzt ein Gegenstand sich darbot, der ihm ganz besonders eignete und bei dem auch jede zivilisirte Nation interessirt war; allein derselbe Gegenstand wurde ihm eine Quelle so vielen Verdrusses, daß Davy's Freunde dieses neue Blatt im Kranze seiner Ruhmes lieber wegzuschneiden bitten.

Der Commissionair der Marine hatten der Königlichen Societät angelegen, eine wissenschaftliche Untersuchung über die leichte Zerstörbarkeit des kupfernen Ueberzuges der Schiffe anzustellen. Davy selbst übernahm dies mühvolle Geschäft; er fand, daß das Metall durch ein Zusammenwirken der Luft und der salzigen Beschaffenheit der Seewasser zerfraß werde. Die Betrachtung, daß nach der Oberfläche zu eine elektrochemischen Thronie, die chemische Attraction durch Veränderungen in dem elektrischen Zustande der Körper verhält, mehrfüret oder zerstört werden könne, brachte ihn auf den glücklichen Gedanken, die Wirkung des Wassers auf das Kupfer durch Verändierung der elektrischen Beschaffenheit des Metalles zu zerstören. Da das Kupfer nur im positiven Zustand auf Seewasser wirke, so glaubte er, die negative Wirkung des Zinks werde hindern zu können, wenn er es in einem geringen Grade negativ machte. Zuerst wollte er die Voltaische Säule anwenden; aber diese umausführbare Idee wich bald einem einfacheren Plane: er brachte ein Stück Zink, Zinn oder Eisen mit dem Kupfer in Berührung. Anfangs glaubte er, es werde eine große Masse dieser Metalle erforderlich sein; aber in Erwägung, daß die Wirkung des Seewassers auf das Kupfer nur schwach und langsam ist, bestir er bald mit Grund, eine schwache elektrische Kraft würde schon hinreichend sein, diese Wirkung zu zerstören. Ein einziges Experiment überzeugte ihn von dieser großen Wahrheit, die er seinem Bruder (im Januar 1824) mit folgenden Worten brieflich mittheilt:

„Ich habe jüngst eine Entdeckung gemacht, die Dich ans mehr als einem Grunde erfreuen wird. Ich habe nämlich eine Methode ausgefunden, vermittelst welcher der so leicht zerstörbare kupferne Ueberzug der Schiffe unversehrt erhalten werden kann. Man muß ihn negativ elektrisch machen. Ein Stückchen Zink, das bei den schönsten und muthigsten Versuchen, eine Quantität Zinn giebt einen 200 oder 300 Mal größeren Quantität Kupfer so viel Elektrizität, daß sie auf das Seewasser seine Wirkung ausübt."

„Ich bin, wie Du leicht denken kannst, durch Prinzipien zu dieser Entdeckung geleitet worden; sie wird der Regierung und dem Lande underrechnet viel Geld ersparen. Ich könnte durch ein Patent sie sehr bedeutend vortheilhaft werden; allein ich will das Patent meinem Vaterlande geschenkt; denn es ist mein Beschäft, in Allem, was bei das Interesse in Anschlag kommt, ohne Makel zu leben und zu sterben."

Nun dieselbe Zeit theilte Sir Humphry seine Entdeckung der Regierung mit, und alsbald erging ein Befehl, die Methode unter Davy's Leitung in Ausführung zu bringen. Im Verfolge der Arbeiten, die des Entdeckers wurden drei Modelle von Schiffen in dem Davy gefire aufgestellt: den Kupferbeschlag des einen beschützten Zink-Scheiben (bands); den des anderen Eisenplatten, die an die Kupferbekleidung gebolzt waren, und das Kupfer des dritten ließ man unbeschützt. Die Modelle blieben mehrere Monate dem Seewasser ausgesetzt und wurden von Zeit zu Zeit durch nautische und wissenschaftliche Leute untersucht. Die Resultate waren so befriedigend, daß man den Erfolg des Experiments mit dem Kutter gar nicht abwarten. Die Methode Davy's wurde von der Admiralität und von Privatpersonen in großer Ausdehnung angewendet.

Nach seinen Experimenten im Hafen von Portsmouth überzeugte Davy, daß Gußeisen die Kupferbekleidung der Schiffe am besten schützen könne. Auch in Betreff des nothwendigen quantitativen Verhältnisses des der Metall-Bekleidungen, der schützenden und der beschützten, kam er auf wichtige Ergebnisse. Im Jahre 1825 gab er vollständige Rechenschaft von seinen Forschungen über diese und andere analoge Gegenstände in der Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der elektrischen und der chemischen Veränderungen." Diese Schrift erwarb ihm die erste der von Georg IV. gestifteten Königlichen Medaillen.

Obgleich aber Sir Humphry in seiner Theorie so glücklich war, obgleich ganz Europa die geniale Erfindung zu schätzen wußte, und obgleich der große Laplace das Prinzip, welches Davy dabei geleitet, als die größte aller seiner Entdeckungen betrachtete, so sollte der Entdecker doch soll nichts als Täuschungen und Kränkungen daran ernten. Schon in der ersten Zeit der Unterfuchung hatten Herr Knowles und Andere den Skrupel angeregt, daß, wenn man den Kupferbeschlag zu schädlich machte, die Seegewächse sich anhängen und somit die Bewegung des Schiffes behindern würden. Mehrere Schiffe kehrten zwar mit ganz rein gebliebenem Beschlage in den Hafen zurück; aber im Allgemeinen bestätigte es sich allerdings, daß die Prädisposition des Kupfers von einem anderen Nachtheil begleitet war: es hing sich eine solche

Digitized by Google

Mengen von Ankrant, Meer-Insekten, Schalthierern und Polypen daran, daß die Schiffe wirklich langsamer segelten. Dazu kamen noch chemische Veränderungen in der Schutz-Bekleidung und Ablagerungen auf dem Kupfer, die dem Schiffe sehr schädlich waren.

Um den Einfluß der raschen Bewegung auf die Wirkung der Schutz-Bekleidungen zu prüfen, begleitet Davy das Dampfschiff „Komet", welches auf Ansuchen des Königs von Dänemark (1823) abgeschickt wurde, um die geographische Länge von Helgoland zu bestimmen. Nachdem die astronomischen Beobachtungen beendigt waren, stellte die Admiralität das Schiff ganz zu Davy's Verfügung, und er benutzte diese Gelegenheit zu einer Reise durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Reise waren ihm weniger ersreulich als die Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche er bei Männern wie Berzelius, Oersted, Gauß, Oldrs und Schuhmacher gefunden hatte.

Die Britischen Schiffe, deren Kupfer man nach Davy's Methode geschützt hatte, bezeugten den überaus guten Erfolg, aber auch zugleich die praktische Unzweckmäßigkeit der Erfindung. Die Fäulniß an dem Kupfer derjenigen Schiffe, die von äußersten Häfen kamen, war so bedeutend, daß die Regierung im Juli 1823 den Befehl ergehen ließ, nur diejenigen Schiffe, die in den Britischen Häfen blieben, sollten den Schutz-Apparat behalten. Als man aber die zu Hause gebliebenen Schiffe untersuchte, fand man die Bekleidung derselben in einem noch schlechteren Zustande. Die Muscheln hingen so fest daran, daß man sie mit Gewalt abkauen mußte, was ohne starke Beschädigung des Kupfers nicht möglich war. Diese Resultate konnten kaum die Eigenliebe der Regierung (im September 1828) auf das vortheilhafte Resultat, daß man von Davy's Erfindung durchaus keinen Gebrauch machen könne.

Jetzt regten sich wieder die Feinde Davy's, größtentheils bloße Handlanger in der Wissenschaft, und erlaubten sich in öffentlichen Blättern die unverschämtesten Ausfälle gegen Davy. Sogar die Neuheit der Erfindung wollten sie ihm absprechen. Was aber ein Gemälde von das seinige am empfindlichsten verletzen mußte, war der Umstand, daß selbst Männer, die ehemvolle Aemter bekleideten, über diese Demüthigung eines Wohlthäters der Menschheit zu frohlocken schienen. In einem Briefe, den Davy um jene Zeit an Herrn Children schrieb, sagt er unter Anderem: „Ich bin tiefer getroffen, als ich sein sollte; allein ich weine jeden Abend, — ich kann nicht anders, — und dann, als man wissenschaftlichen Forscher zum Lohn für ihre Verdienste dem Flammentod preisgab." Schon im Jahre 1823 sing Sir Humphry an, über Abnahme seiner Kräfte zu klagen; im Winter und Frühling 1826 konnte er nicht ohne Beschwerde aufgehen. Eine Art von Erstarrung in Hand und Arm, ein unregelmäßiger Pulsschlag und ein Gefühl von Erschlaffung im rechten Schenkel waren die sprechendern Vorboten einer Schlagkrankheit. Im Dezember 1826 fühlte er plötzlich eine Lähmung der ganzen rechten Seite; doch erholte er sich in so weit wieder, daß er (im Januar 1827) mit seinem Bruder eine Reise nach Italien machen konnte.

Von Ravenna aus, wo sein Bruder ihn verlassen mußte, um den Pflichten seines Berufes in Kreta obzuliegen, besuchte Humphry Davy die Städte Pisa, Florenz und Genua, wo er in Italien anzukommen wollte. Im Spätjahr 1827 kehrte er, ohne merkliche Besserung zu spüren, nach England zurück.

Nach seiner Rückkehr regte er die letzte Hand an sein interessantes Werk „Salmonia, oder Angler-Tage"; auch ließ er eine Abhandlung über die „Phänomene der Autumn" in die Philosophical Transactions einrücken. Auf den Rath seiner Aerzte wendete er im Frühling 1828 wieder eine Reise auf den Kontinent. Er besuchte Triest, um an dem Litterrocchen einige Experimente zu machen; seine Abhandlung hierüber war die 65ste und letzte Mittheilung, die er an die Königl. Societät richtete. Im Januar 1829 erhielt er zu Rom die Nachricht von dem Tode des Hr. Wollaston, am 1. Februar 1829 verschied er zu Mannheim trieft seines posthumen Werkes „Trost auf Reisen."

Den 20. Febr. hatte er ganz unerwartet einen starken paralytischen Anfall. Er diktirte einen Brief an seinen Bruder, Hr. Davy in Malta, und dieser machte sich alsbald auf den Weg nach Rom. Sobald Lady Davy hörte, daß ihr Gatte leidender geworden war, verließ sie London und kam in wenigen als zwei Tagen in Rom an. So hatte Sir Humphry die Freude, seine letzten Tage in Gesellschaft derer zu beschließen, die ihm auf Erden das Liebste waren. Lady Davy hatte die zweite Ausgabe der „Salmonia" mitgebracht, in der er mit großem Vergnügen las, und wenige Tage darauf konnte der Kranke aufstehen. Er hatte sogar Kraft genug, um von der prächtigen Erleuchtung der Peterskirche in der Nacht des Osternsonntag Zeuge zu sein. Am 30. April reiste er von Rom nach dem schönern Genf; seine zärtliche und geschickte Gattin reiste ihm voran, damit er ja überall die reforderliche Bequemlichkeit finde, und am 28. Mai fand der Kranke im Hotel de la Couronne zu Genf Zimmer, die für ihn eingerichtet waren. Hier legte er sich auf ein Sofa, von dem er kaum und wann aufstand, um aus den Fenster zu schauen. Er äußerte hier den sehnlichen Wunsch, in seinem lieben Rhone einmal angeln zu können. Bald darauf erzählte ihm Lady Davy den Tod des Hr. Thomas Young, der ihn bis zu Thränen rührte. Dieser Tag war sein letzter.

„Um fünf Uhr", so erzählt Dr. Davy, „ah er mit ziemlichem Appetit, und nach dem Essen ließ er sich, nach seiner Gewohnheit, vorlesen. Um 10 Uhr zog er sich zum Schlafengehen. Beim Auskleiden sah sich er mit seinem Elendegen gegen den vortragenden Arm des Sofas, auf welchem er sich niedergelassen hatte. Die Wirkung war ganz augenscheinlich: es ergriff ihn am ganzen Körper ein Zittern, und er verspürte, wie er sich ausdrückte, ein Gefühl, als ob sein Tod ganz nahe sey. Er wurde so schnell als möglich in Bette gebracht. Im Bette klagte derselbe er einen heftigen Fieberschauer, nahm einige schwerzstillender Tropfen und hielt sich dann Etwas vorlesen, um, wie er sagte, recht angenehm einzuschlafen."

„Um halb neun Uhr wünschte er, allein zu sein; ich verließ ihn für die Nacht, und — sie kamen auf Erden. Sein Bediente, der immer in seinem Zimmer schlief, merkte nichts um halb zwei, mit dem Bemerken, daß der Kranke sehr übel sey. Ich ging sogleich zu ihm. Er hatte bereits das Bewußtseyn verloren; der Athem war langsam und konvulsivisch, und der Puls unmerklich. Nach wenigen Minuten verschied er. Sein Gesicht behielt im Tode den mildesten Ausdruck, zum Beweise, daß sein musterdichter Theil von dem sterblichen ohne Kampf sich getrennt hatte."

Die Stadt Genf gab der Hochachtung vor dem großen Hingeschiedenen durch ein feierliches Leichenbegängniß zu erkennen. Der Staatsrath, die Geistlichkeit, die Societät der Künste, die physikalische Societät, die Studenten der Akademie und die Bürger von Genf begleiteten Humphry Davy's sterbliche Ueberreste zur Gruft.

(Edinb. Rev.)

Frankreich.

Griechische Tempel und Säulen in Paris.

Von Jules Janin.

Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß unser Volk sich wenig auf Architektur versteht. Unsere Einbildungskraft, diese in allen Dingen so fruchtbare Feuerschiffe Einbildungskraft, welche in den größten wie in den nichtigsten Dingen, in Dampfschiffen und in Suppenkräutern, in epischen Gedicht wie in Gigot-Aermeln sich stets auszuheben, wird mit einem Male von unglaublicher Trockenheit, sobald es auf Architektur ankommt. Tempel, Paläste, Theater, Kirchen, Wachthäuser, alle unsere Monumente gleichen sich, und doch wäre es mir unmöglich, zu sagen, in welchem Punkte sie einander ähnlich sind; daher schätze ich mich glücklich, in Bezug auf diesen Gegenstand eine noch nicht bekannte authentische Anekdote erzählen zu können, deren Helden unsere Franzosischen Architekten eben nicht sind.

Ein jüngerer Bruder des Lord Spencer, ein wackerer und gelehrter Dorfgeistlicher, hatte Urlaub genommen, um Paris, diese Stadt der Wunder, wie man sie in seinem Dorfe nannte, auch einmal zu besuchen. Unser Engländer war ein Mann von Geist und Geschmack, von sehr feinem Geschmack sogar; aber ein wenig zerstreut. Schon seit langer Zeit war es sein heißester Wunsch gewesen, die große Hauptstadt in allen ihren Theilen kennen zu lernen, ihre Eigenthümlichkeiten zu studiren. Vor ungefähr vierzehn Tagen kam er in einer rubigen und klaren Sommernacht in Paris an, und nachdem er einige Zeit, von einem Manne, der sein Reisegeräth trug, gefolgt, durch unsere Straßen geschlendert war, beschäftigt mit seinen Führer, ihn in ein gutes Gasthaus zu bringen. Dieser empfiehlt ihm ein ziemlich elegantes Haus, in welchem unser Engländer die Nacht zubringt; aber wie viel seltsame Träume quälen den armen Reisenden, welches fremdartige Geräusch tönt in sein Ohr! Faßt um 10 Uhr schon fährt er aus seinem unruhigen Morgenschlummer in die Höhe, so schlecht hat er geschlafen.

Es ist die Morgenzeit in Paris schon sehr lebhaft; jeder Einwohner hat bereits sein Tagewerk begonnen; Jeder bemüht sich, seinen Erdenes-Unterhalt zu erwerben, sey es durch die Arbeit seiner Hände oder durch die seines Kopfes, durch List oder durch Redlichkeit, durch Intrigue oder durch Geist. Wie nun der arme Ausländer dieses große Verlangen hört, glaubt er, ganz Paris regierte die Kunst, gelingt aus dem Bette, kleidet sich in der größten Eile an und läuft auf die Straße, ohne deren Namen zu wissen, ohne sich nach dem des Gasthofes, in welchem er die Nacht zugebracht hat, zu erkundigen. Sein Eifer war so groß, seine Neugier in so hohem Grade erregt, daß er lange Zeit rechts und links, durch tausend große und kleine Straßen, durch tausend Durchgänge, auf tausend Umwegen immer hin und her lief, ohne Ruhe, ohne Besinnung, wieder umkehrte, dann wieder geradeaus über Beiseen eilte, stamte, — bis er, kurz und gut, nachdem er acht Stunden diese Promenade fortgesetzt, so vollständig sich verirrt hatte, daß er keine Möglichkeit vor Augen sah, sein Hotel und seine Straße wieder aufzufinden. Was war zu thun?

Glücklicherweise hatte Mylord Spencer, trotz seiner heftigen geoßen poetischen Begeisterung (des Vornamens Shakespeare's und des Familiennamens Spenzer), ziemlich viel Ruhe und Gelassenheit, und seine Kaltblütigkeit hatte ihn nie bis auf diesen Tag des Enthusiasmus und der Verirrung verlassen. Sobald er vollkommen eingesehen, daß er in dir'er großen Stadt keinen Bekannt wisse, stieg er an, nachzudenken, wie er es wohl möglich machen könnte, jene Straße, deren Namen er nicht kannte, jenes Hotel, das er nur schlafend gesehen hatte, wiederzufinden. — Und in diesem Gasthofe hatte er seine Kleidungsstücke, was sag ich? seine Kleidungsstücke! er hatte seinen Namen und seinen Paß, ja nicht bloß seinen Namen und seinen Paß, er hatte seine individuelle Freiheit darin gelassen! Seine individuelle Freiheit, ja wohl! Ja nein! er hatte sie nicht gelassen, das wäre noch weit, weit, weit, — das wäre Böse! Der Fall war doch ernsthaft und ängstlich.

Der erste Augenblick der Verwirrung und Verlegenheit war, die Wahrheit zu gestehen, daß zum Verzweifeln; indessen verlor unser Engländer nicht den Muth. Er blieb auf dem Platze, wo er aus seinem Traume erwacht war, stehen und wartete, bis der Zufall, ihm irgend einen gutmüthigen Franzosen zuführe, der ihn mit seiner, der Straße unterstütze und zurechtweise. Glücklicherweise ließ der Zufall, der nicht immer unser Feind ist, einen guten, geistvollen junge Mann bei dem vorübergehen; es war ein Architekt, der, nachdem er in Rom so manchen Preis gewonnen und in seiner Schule sich zweifelsohne viel mit Tempel, Paläste, Theater, Hallen, Thoren, Parthenons und Amphitheater erbaut hatte, jetzt in Paris die Häuser der Straße Monsieur anstreichen ließ.

Der Fremde äußerte sich dem Künstler wie jenem leumdlichen gutmüthigen Architekt, welches die beste Empfehlung in allen Städten und Ländern ist. „Mein Herr", sagte er zu ihm, „ich bitte Sie, mich wie

Nachricht anzuhören und nicht zu sehr über meine Einfalt zu lachen. Ich bin ein ehrlicher Englischer Prediger und habe niemals mein Dorf verlassen, bis ich, von einer unglücklichen Neugier getrieben, nur um Paris zu sehen, den Kanal passirt habe. Gestern Abend bin ich angekommen und habe mich nach einem Gasthof führen lassen, in welchem ich die Nacht zubrachte; diesen Morgen aber habe ich in meinem Essen, Alles zu sehen, von Allem zu hören, mein Hotel verlassen, ohne daran zu denken, daß ich dort Mehrere Sachen zurücklassen muß. So sehen Sie mich nun nothwendig verirrt, zum Fasten verdammt und . . . " „Mein Herr", sagte Ernst, „das ist allerdings ein schwieriger Fall. Wir wollen mit dem Frühstück den Anfang machen." — Und sie traten in ein Kaffeehaus. — „Können Sie mir nun nicht irgend ein Zeichen geben", sprach Ernst zu dem Engländer, als sie frühstückten, „durch welches mir dessen Hülfe wie die namenlose Straße und unser Gasthof auffinden könnten?" — „Mein Herr", antwortete der Engländer mit sonderbar sicherer Miene, „das war es gerade, was ich Ihnen sagen wollte, als Sie die Güte hatten, mir so zu rechter Zeit ein Frühstück anzubieten. Ich halte mich noch nicht so ganz für verloren, wie Sie es vielleicht glauben mögen, denn jetzt erinnere ich mich ganz deutlich, daß das Haus, in welchem ich heute Nacht war, dicht bei einer Art von Griechischem Tempel liegt, den ich im Mondlichte glänzen sah; Sie wissen, mein Herr, große weiße Säulen, die hier und da durch Treppen getrennt und von langen Schornsteinmündern überragt sind, was mir seltsich, die Wahrheit zu gestehen, gar nicht Athenienserlich schien. Bei diesen Worten brach Ernst in ein solches Gelächter aus, daß der Engländer ganzlich verdutzt kam, in ein lautes Gelächter aus. „Wirklich?" sagt er zu dem Gelächter Engländer, „und andere Zeichen wie diese, können Sie mir nicht geben? Sie wissen nicht einmal, ob in ihrer Straße ein Schlächter oder Parfümierwärdiger wohnt? Sie sind um wenig vorgeschritten, mein Herr." — „Mein Herr", sagte der Engländer ein wenig empfindlich, „sind in Ihrem Lande die Gasthöfe einer Griechischen oder Römischen Tempel?" — „Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß es allerdings so ist; wir wissen in Paris die Zahl unserer Fleischhäuse, denn es giebt nur 300 Schlächter hier; die Zahl unserer Griechischen Tempel aber kennen wir nicht. Kommen Sie", sagte er hinzu, „Sie sollen erfahren, daß ich Recht habe, auch bleibt uns nicht mehr viel Zeit übrig, alle unsere Griechischen Tempel zu sehen."

Und sogleich machten sie sich auf den Weg, um den Gasthof in der Nähe des Griechischen Tempels aufzusuchen. — Zufällig befanden sie sich nicht weit von dem Italiänischen Theater; ein Griechisches Gebäude, was die weißen Säulen und die darüber emporragenden Schornsteinmündern betrifft. — „Ist das Ihr Tempel?" sagt Ernst den Engländer. — „Das ist mein Tempel", antwortet dieser feindig; aber wenn er auch diesen Tempel erkannte, sein Gasthaus fand er nicht. — „Habe ich es Ihnen nicht gesagt?" rief Ernst triumphirend. — Sie gingen rund um das Italiänische Theater mit seinen Säulen, deren Zwischenräume mit Tischlermerkzeugen und Fensterreuen angefüllt waren; so nützlich sind die Säulen für unseren schönen Griechischen Himmel! — „Betrieren Sie den Wirth nicht", sprach Ernst zu dem Engländer; es ist hier ganz mit der Nähe noch ein anderer Griechischer Tempel." — Und sich links wendend, gingen sie der Magdalenen-Kirche zu.

„Das ist mein Griechischer Tempel!" rief der Engländer mit Bewegung. — „Ich habe Furcht, daß es noch nicht der Ihrige sey", sagte Ernst; „es ist eine katholische Kirche, mein Herr!" — „Ich habe Recht", antwortete der Engländer, nachdem er von allen Seiten sein Gasthaus gesucht hatte, „das ist noch nicht mein Tempel." — „Wollen wir nicht in ein Kabriolet steigen?" fragte Ernst; „wir haben noch so viel Griechische Tempel zu besuchen!" — Der Engländer war schon ein wenig kleinlaut und stieg mit ihm in ein Kabriolet. Einen Augenblick war Ernst unentschieden, nach welchem Tempel er den Fremden führen sollte; dann fiel ihm ein, daß in der Nähe der Deputirten-Kammer ein Hotel de Windsor, de Londres, de prince régent, oder irgend ein anderes Gasthaus sey; und er führte William nach der Deputirten-Kammer.

„Mein Herr", sagte er, „das ist doch, hoff' ich, ein prachtvoller Griechischer Tempel! Das sind Säulen! das sind Treppen! das sind Schornsteinröhren!" — „Sie haben Recht", sagte der Engländer; „und da ist ja auch mein Gasthaus." Aber in dem Hotel de Windsor erkannte Niemand den Engländer. — Ernst, welcher als Mann von Verdienst und Talent einen Schornsteinfeger in der Straße des Odeon weder aufzubauen hatte, führte seinen Engländer nach dem Odeon.

„Da ist noch ein prachtvoller Griechischer Tempel mit den herrlichsten Schornsteinen gesetzt", sagte er zu dem unglücklichen William; „es ist eine Schandthine für Tragödien, und an möblirten Wohnungen fehlt es auf diesem Platze nicht." — Aber der Engländer erkannte weder sein Hotel noch seinen Tempel. — Indessen erinnerte sich Ernst, daß ihm im Jardin des plantes ein Bäckermesser, der ihn protegirte und ihm dort einige Rechnen aufzagen wollte, erwarte; er führte also den Fremden nach diesem Garten, wo der Baumeister eben mehrere Griechische Tempel erbauen ließ. Tempel für die Panther, Tempel für die Raben, Tempel für den Elephanten und für die Giraffe.

„Meister", sagte Ernst zu seinem Gönner, „hier ist ein Engländer, der einen Griechischen Tempel verloren hat und ihn nicht wiederfinden kann; wir haben schon mehrere gesehen und wollten Sie bitten, uns noch andere zu bezeichnen, denn der Herr kann seinen Gasthof nur mit Hülfe dieses Tempels wiederfinden."

„Siehst Du, mein Sohn", sagte der Maurer zu Ernst, „wie ich Recht hatte, als ich behauptete, daß die Griechischen Tempel doch zu etwas nützlich, und daß nur Säulen die Stelle der Architektur seyen. In welche Verlegenheit und Unruhe würde diese fremde Engländer gestürzt seyn, wenn er den Griechischen Tempel nicht bemerkt hätte. Dank sey es jenen weißen Säulen mit ihren Schornsteinmöhren, er wird früh oder spät seinen Gasthof wiederfinden; freilich muß er ihn auch suchen." — „Und das thun wir eben seit mehreren Stunden", sagte Ernst.

„Der Griechische Tempel", fuhr der Maurer fort, „ist die Zierde einer Französischen Stadt, und niemals werden wir Säulen genug in Paris haben. Hast Du die hübschen kleinen Tempel-Wachthäuser gesehen, die ich für unsere Nationalgarde erbauen ließ? Es sind eben so viele Denkmäler zu Ehren des Kriegsgottes Mars. Und die hübschen kleinen Griechischen Tempel auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise, dir ich errichten ließ! Sollte man nicht meinen, die Gräber der Weisen Griechenlands vor sich zu sehen? Ich — des Widdas des Vater Lachaise, ich bin der Bürger der Nationalgarde! Und weil dieser Engländer unsere herrlichen Säulengänge bemerkt hat, dürfen wir ihn nicht in seinem Elend verlassen! Hast Du ihn vielleicht zufällig nach dem Pantheon gefährt?" — „Das Pantheon ist kein Griechischer Tempel", rief Ernst. — „Aber schöne Säulen hat es", antwortete der Maurer. — „Hast Du ihn das Gebäude der unterirdischen Katakomben gezeigt?" — „Auch ist ist kein Griechischer Tempel." — „Doch mit schönen Säulen geschmückt." — „Wir wollen unseren Lauf aufs neue beginnen", sagte Ernst.

Und sogleich gingen sie bis ans äußerste Ende der Stadt, nach der Kirche Unserer lieben Frau von Loretto, die zur Barriere von Montrouge, einem wahren Griechischen Tempel, vom Gott der Steuern errichtet. — „Seht", sagte Ernst zu seinem Gefährten zu unserem Engländer, „es giebt in Paris 44 Barrieren, alle mit Griechischen Säulen geziert, die zwar verschieden, theils gerade, theils krumm, cannelirt, doch oder niedrig, immer aber Griechisch sind. Ich soll Sie doch nicht zu diesen 44 Barrieren führen, nicht wahr?" — „Mein Freund", sagte der Engländer seufzend, „mein Griechischer Tempel ist mir gröber als dieser, ich habe eine kleine Frau und Kinder. Sie sehen mich tief beschämt und sehr unglücklich." — Wenn aber der Engländer unglücklich war, so sing nun auch Ernst seinerseits an, ungeheilig zu werden. Wo sollte man den verlorenen Griechischen Tempel, wo weiße Säulen finden? — „Wollen wir im Palais-Royal Mittagbrot essen?" sagte er den Engländer. Und sie gingen nach dem Palais-Royal. „Da sind wieder Säulen!" rief Ernst.

Bei Tische sprachen die Leute von Herrn Berryer, der Säule des Gerichtshofes, von Herrn Lamartine, der Säule der Literatur, von Mlle. Fanny Elsler und Mlle. Taglioni, den beiden Jonischen Säulen der Oper, von Mlle. Mars, der Säule des Théâtre français, von Meyerbeer und Rossini, den beiden Säulen der Musik, und wer so vielen anderen Parlamentär, Künstlern, Rednern und Gouvernements-Säulen, daß man einen Griechischen Tempel von Paris bis nach St. Petersburg damit erbauen könnte.

„Das sind verdammt viel Säulen!" sagte Ernst. — Nach Tische gingen sie nach dem café des Mille-colonnes. Der arme Engländer konnte nicht mehr fort. — „Wollen wir nach dem Opernhause gehen, mein Herr?" sagte Ernst; „es ist auch ein Griechischer Tempel; wenigstens werden Sie da viele Treppen, viele Säulen und vorzüglich viele Schornsteinröhren finden. Wollen wir dahin gehen?" — „Aber am Opernhause werde ich meinen Gasthof nicht auffindig machen." — „Nun, wenigstens doch viele Tempel und Säulengänge", erwiederte Ernst. — Um nach der Oper zu kommen, mußten sie durch die Straße Richelieu gehen. „Hier ist ein halb Griechischer Tempel!" sagte Ernst, auf die viereckigen Säulen der Théâtre français zeigend. Sie kamen bei einem ungeheuren Gebäude, einer Ruine der neuesten Zeit, vorbei. „Hier zu diesem Platze", sagte Ernst, „stand ein prächtiger Griechischer Tempel. Es war ein Versöhnungs-Denkmal für den Herzog von Berry." — Indessen neigte sich der Tag, und der Mond ging auf; indem sie nun in die Nähe der Straße Richelieu kamen, — „Jetzt hab' ich's gefunden!" rief Ernst vor Freude triumphirend. — Und er führte ihn auf den Börsenplatz, dem Theater der komischen Oper gegenüber. — „Da ist endlich Ihr Griechischer Tempel!" — „Der wenigste ist viel größer", sagte der Engländer, „Wenn das ist, so drehen Sie sich um!" rief Ernst. — Der arme Fremde kehrte sich um und machte Freude, O, Glück und Freude! Er sah sich dem Griechischen Tempel, den man die Börse nennt, gegenüber.

„Wahrhaftig, das ist mein Griechischer Tempel!" rief der Engländer. — Und augenblicklich trat er in sein Hotel.

Als William Sommer nach seinem Hause zurückgekehrt war und man ihn fragte, was er den Paris denke, antwortete er: „Paris ist eine Vereinigung von Höfen und Griechischen Tempeln."

Mannigfaltiges.

— Skizzen zu Shakespeare's Sturm. In England ist jetzt ein Nebenbuhler unserer Fleisch aufgetreten, der sich ohne Glück mit ihm konkurrirt. Nachdem ein in Deutschland eine neue Lieferung zu K's. Shakespeare ausgegeben worden, tritt ein junger Engländer, Herr C. Selous, mit Zeichnungen nach dem „Sturm" auf, die den einem fleißigen Studium seines Deutschen Musters sowohl als des großen Englischen Dichters zeugen. Das Werk, der Prinzessin Victoria gewidmet, ist mit erklärenden Texte in vier Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch und Italiänisch, ausgestattet. Noch vor zwanzig Jahren hätte man es wohl für etwas Unmögliches gehalten, daß in England selbst ein Englischer Dichter in Deutscher Uebersetzung abgedruckt werde. Aber die Speculation des Buchhandels auf einen Weltmarkt macht immer größere Fortschritte. Verleger des vorliegenden Werkes ist Herr Schieß, ein Deutscher in London etablirter Buchhändler.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Mittwoch den 17. August 1836.

Island.

Isländische Skizzen.

Von L. Marmier.*)

Eine neuntägige Fahrt brachte uns nach Reykiavik. Den 25sten Mai sahen wir die Küsten Frankreichs hinter uns verschwinden, und den 30sten in der Frühe lenkte ein Isländischer Pilot, in einen Mantel aus Seehundsfell gekleidet, unser Schiff der Hauptstadt zu. Es ist dies eine Hauptstadt von 700 Seelen — eine Reihe Dänischer Häuser am Strande und Isländische Hütten an den Seiten. Beim ersten Anblick dieser Hütten, längs der Ufer sich hinziehenden Gebäude glaubt man eben so viele Fischerdörfe zu sehen, die auf dem flachen Ufer vor Anker liegen und die Wiederkehr der Fluth erwarten, um dann wieder flott zu werden. Aber der Eindruck, den Reykiavik auf uns macht, wenn wir die Stadt betreten, ist weniger traurig, als man nach den Erzählungen verschiedener Reisenden sich vorstellen sollte. Man wähnt noch einige Grade der Civilisation, ehe das Land in seiner wahren Gestalt sich zeigt. Die Luxus-Artikel, mit denen der Dänische Kaufmann so gern sich umgiebt, bedecken die Wände der Isländischen Wohnungen, und das hölzerne Haus muß uns auf die Hütte vorbereiten, die sich nur ein paar Fuß hoch vom Boden erhebt, mit ihren Mauern aus Torf und ihrem Dache aus Rasen. Moose aber keine ausländische Civilisation den Residenzen halten kann, das ist der ekelhafte Geruch, den er einathmet, sobald er Islands Boden betritt. Dieser Geruch verfolgt ihn allenthalben und klebt an allen Gegenständen, die er zur Hand nimmt; er entwickelt sich aus einer Unzahl von Fischen, welche die Isländer unter freiem Himmel trocknen lassen; aber auch die Unreinlichkeit des gemeinen Mannes und die verfaulten Nahrungsstoffe, die er nicht selten zu sich nimmt, haben Antheil an der Erzeugung desselben.

Die Gestaltung von Reykiavik datirt aus keiner sehr alten Zeit. Noch vor sechzig Jahren war dieser Ort nur ein Fischerdorf. Seine Lage ist ganz die von mehreren kleinen Inseln geschützte Rhede steht im Rufe einer der bequemsten und sichersten Rheden, die es überhaupt giebt, und nicht weit davon liegen Fischerbänke, die mit Recht berühmt sind. Nach und nach errichteten die Dänischen Kaufleute ihre Faktoreien, und der Ort wurde mit jedem Jahre bedeutender. Jetzt ist Reykiavik die Residenz des Gouverneurs, des Bischofs, des ersten Arztes der Insel und des Gerichts-Präsidenten. Man findet hier eine gute Schule und eine Bibliothek, die 8000 Bände stark ist. Eine Meile davon entfernt liegt der Hochschule von Besseddat, und beinahe in gleicher Entfernung die alte Druckerei von Hoolum, die man nach Bibor verlegt hat.

Unseren ersten Besuch machten wir dem Gouverneur, Herrn von Krieger, und wie können die freundliche Aufnahme, die wir bei ihm gefunden, nicht genug rühmen. Er hat Frankreich und Italien bereist, spricht das Französische geläufig und war uns ein liebenswürdiger Cicerone.

Des andern Morgens besuchten wir in seiner Gesellschaft den Bischof, der ein hübsches Haus am Meere bewohnt. Er ist ein gebildeter und sehr unterrichteter Mann. Vormals war er Professor der Theologie an der Universität Besseddat, auch hat er in seinem neuen Wirkungskreise den alten wissenschaftlichen Sinn bewahrt. Ich fand bei ihm einen schöne Bibliothek ausländischer Werke, eine reiche Sammlung Isländischer Sagas, seltener Ausgaben und Manuskripte, die sich auf die Landesgeschichte beziehen.

Der Bischof empfing uns mit wahrhaft nordischer Herzlichkeit. Während er der Gesellschaft seine Bücher und Manuskripte voll heiteren Eifers zeigte und abwechselnd mit einem den uns Lateinisch, mit dem andern Dänisch und mit dem dritten Englisch sprach, servirte seine Gattin Kaffee, Portwein und die edle Sorte Bier, welche eine Isländische Hausfrau gewöhnlich für Fremde in Reserve hält. Diese Zusammenkunft hatte anfrieden für den Bischof und für uns noch ein besonderes Interesse. Herr Gaymard hatte ihm Tages vorher im Namen des Königs und des Marine-Ministers verschiedene Geschenke überwacht, und wir waren zugegen, als man diese Gegenstände in den bischöflichen Saale aufstellte. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welcher naiven Freude der würdige Greis den sammetnen Stuhl und die Porzellan-Tassen von Sèvres betrachtete. Als aber einer von unseren Reisegefährten die Schnur einer Wanduhr anzog, die wir ebenfalls mitgebracht hatten, und als das unsichtbare Instrument die Ouverture aus „Zampa“ und einen unserer beliebtesten Walzer spielte, da rief er mit kindischer Freude sein Weib herbei. Diese kam und brachte eine junge Freundin mit. Einige Dienstmädchen, die nicht einzutreten wagten, blieben in der Thür stehen, und hinter ihnen stellte sich ein Stadtjunge auf die Fußzehen, um das magische Instrument zu sehen. Das Ganze bildete ein ganz amüsirtes häusliches Gemälde: die Details desselben hätte Wilkie malen sollen, auch die Grenze die guten ehrlichen Gesichter. Zwei Stunden lang besahen wir uns die literarischen Schätze des Bischofs, plauderten mit ihm über Island, das er so genau kennt, und über die Geschichte Islands, mit der er noch besser vertraut ist, und beurlaubten uns dann hocherfreut über seine Gastfreundschaft.

Diese Gastfreundschaft haben wir übrigens auf der ganzen Insel gefunden, obwohl mit weniger äußerem Luxus gepaart. Ueberall, wo wir einkehrten, im Hause des reichen Bürgers wie in dem des Handwerkers, hieß uns der Besitzer herzlich willkommen, und sein Weib trug eilig herbei, was sie uns Bestes anbieten konnte. Vor wenigen Tagen besuchten wir ein paar Meilen von hier das kleine Gehöfte eines Bauern. Neben dem Zimmer, das er bewohnt, zeigte man uns ein anderes Zimmer, mit drei Betten darin, welche für die Reisenden bestimmt sind, die oft während des Winters kommen und um ein Asyl bitten. An die Küche stößt eine Schmiede, in der er schon häufig das Pferd des Wanderers unentgeltlich beschlagen hat. Der Bauer ließ uns Milch und Kaffee vorsetzen, befahl dann sein Pferd und führte uns auf über die seltsamen Einöden, die wir besuchen wollten; er mit uns voran durch die hochgeschwollenen Wassermasse und sahte dann uns freie Pferde am Zügel, um sie im Wasser aufrecht zu halten. Als er nach vierstündigem Marsche von uns schied, bäteten wir uns, ihm Geld anzubieten; denn während wir in seinem Hause waren, hatte er mir eine Isländische Bibel von Hoolum und eine alte Ausgabe des Landnamabok, die ich unter seinen Büchern fand, mir unter der Bedingung abtassen wollen, daß ich diese Bücher nicht annehme. Ein Beispiel ist uns dieselbe Aufnahme geworden. Die Isländer lieben die Fremden; es schmeichelt ihnen, daß man sie aus weiter Ferne besucht, und außerdem hatten sie Herrn Gaimard und seinen Reisegefährten, die schon im vorigen Jahre hier gewesen, in gutem Andenken. Endlich brachten wir ihnen auch viele nützliche Dinge mit, deren Gebrauch ihnen die bahin unbekannt war.

Was aber anderwärts nur ein löblicher Charakterzug wäre, das gestaltet sich hier zu einem schwierigen Werke, einer wahren Tugend. Wenn diese armen Leute aus einem Topf Milch, eine Tasse Kaffee beingen, so brauchen sie sich oft des Rothwendigsten. Sie opfern dem Augenblick, was sie mit vieler Mühe erwerben; sie geben dem Fremden, was für eine feierliche Gelegenheit. für ihre Familienfeste aufgespart war. Die Armuth der Isländer ist leider nicht übertrieben geschildert worden, und selbst in Reykiavik, wo der Handel blüht und viele Ausländer sich einfinden, schimmert dieses Elend überall durch. Es giebt hier, wie ich oben schon bemerkt, zweierlei Klassen von Bewohnern: die Dänischen Kaufleute und die Fischer und Bauern. Die Kaufleute kommen meistens alljährlich, und ihre Schiffe sind mit Lebensmitteln befrachtet. Im Monat Mai erscheinen sie an der Küste, laden im August gehen sie zumeist wieder unter Segel. Nur Wenige bleiben den Winter über hier. Sie haben elegante Wohnungen und leben ganz behaglich. Hinter diesen Dänischen Häusern, die mit großen Kosten aus Brettern und Balken, die von Norwegen kommen, erbaut sind, bemerkt man eine Art Mauer aus Torf und Moos, mit einem Dache von Rasen darüber, das gleichfalls einem Zelte sich zuneigt. Es sind dies die Isländischen Hütten. Ihr Kunst und Eleganz kann hier nicht mehr die Rede sein; diese groben und massiven Wohnungen sollen vornehmlich ein Obdach gegen die Kälte gewähren. Die Mauer ist drei bis fünf Fuß dick, mit Erde überkleidet und von allen Seiten hermetisch verschlossen. Eine enge Thür ist in der Mitte, ein Fenster an der Seite und eine Oeffnung oben am Dache. Das Innere der Hütte, der Fußboden ist die bloße Erde und der Raum so eng, daß man sich nur mit Mühe in demselben bewegen kann. Hier verfertigt der Fischer seine Netze und Angeln; dort stehen ein paar schlechte, durch Feuchtigkeit verdorbene Fässer, die seinen Proviant enthalten. In der Küche hängen seine langen Bratfische aus Seehundsfell und sein Mantel aus dickem Leder. Zwei über einander liegende Steine bilden den Feuerherd. Walfisch-Knochen und Pferdeschädel dienen als Stühle. Man kann nur mit

*) Bekanntlich ist vor kurzem von der Französischen Regierung abermals ein Schiff, die „Recherche“, zur Aufsuchung der vor zwei Jahren in der Gegend von Island spurlos verlorenen gegangenen, vom Cap Horn zurückkehrenden „Lilloise“ abgesandt worden. Die Gelegenheit benutzend, hat man mit dieser Reise eine wissenschaftliche Expedition verbunden, und Herr Marmier ist derselben von der Akademie Francaise als Sprach- und Literaturforscher beigegeben worden. Das gegenwärtige Schreiben ist von Herrn Marmier an den Secretair der Akademie, Herrn Villemain, gerichtet.

Digitized by Google

gebrochen Haupt in die Hütte treten und nicht darin aufrecht stehen. Von Außen steht man eine eingebrgte Stelle, wo der Bauer erst noch langer Umpflügung des unbautbaren Bodens etwas Gras gezogen hat, das ihm sein für den Winter giebt. Einige kamen daneben noch ein kleines Gärtchen. Die Dänische Regierung schickt ihnen jedes Jahr die nöthigen Sämereien. Sie säen ihr Gemüse im Anfang des Juni, und sammeln sie es im August nicht ein, so ist es sicht um die Ernte geschehen. Kann der Fischer neben seiner Wohnung noch einen bretternen Verschlag von einigen Quadratfuß haben, um die Fische zu trocknen, so darf er sich als ein privilegirter Besitzer betrachten. Die Meisten lassen den Ertrag ihres Fischfangs in freier Luft auf den Mauern trocknen. Sie können deshalber außer Sorge sein, daß man Etwas entwenden wird: Tag und Nacht liegt der Kabeljau in Menge am Wege, und nie hat man das Beispiel eines Diebstahls gehabt.

Man sin und wieder steht der Reisende auf Inland Wohnungen, die geräumiger, lustiger und besser gebaut sind: diese gehören wohlhabenden Bauern, die, ohne ihre nationale Bauart verbessern zu wollen, wenigstens so viel Bequemlichkeit, als möglich, damit zu verbinden suchten.

(Schluß folgt.)

England.

Die Familie Vanderlin.

(Schluß.)

Am Abend desselbigen Tages wurde die Leiche Vanderlin des Vaters ins Meer gesenkt; die Gattin sank an des Gatten Stelle auf das Krankenlager. Da verließ Marion ihre Standhaftigkeit: „Allein, verlassen!“ jammerte sie in bitterem Schmerz. Jedoch ihr Schutzengel stand ihr abermals zur Seite und erneuerte den Schwur, mit ihr zu sterben. Sie weinte an seiner treuen Brust und war einen Augenblick getröstet; plötzlich aber fuhr sie verzweifelnd empor: „Ach! sollst Du sterben? nein! nein! Du kannst Dich retten.“ — „Nicht doch, theure Maria, ich bin der schlechte Mensch nicht, wofür ich mich auf dem Verdeck ausstellen muß. Hoffen wir auf ein günstiges Ereigniß, uns aus dieser schrecklichen Mördergrube zu retten. Aber gewiß, wir trennen uns nicht!“

Mittlerweile hatte der Hunger und das Fieber auch die Schiffs-Mannschaft ereicht, und sie fingen zu murren. Noch lebten in der Kajüte zwei und am Steuerbord sechs Zeugen ihres Verbrechens. Durstenbach sträubte sich und überlegte lange Zeit, ob er Blut vergießen sollte, aber sein tückisches Auge blickte stündlich grimmiger. Die Nacht, die hoch in den Lüften Wind und Wetter regiert, trieb den Verbrecher zur Beschleunigung seiner Unthat und veränderte unter Furcht und Schrecken den Schauplatz, auf welchem unsere Geschichte vorgeht.

Nachdem das Schiff wochenlang, den Segeln und dem Steuer gehorsam, auf derselbigen Wegen hin und her lavirt hatte, befand es sich jetzt unweit der Küste von Blat-Island. Dies ist eine kleine unfreuchte dare Insel an der Küste von Neu-England, ungefähr 20 Meilen südwestlich von Philadelphia. Der Capitain, armer Tied! konnte damals von einigen wenigen Familien bewohnt, die, angeblich vom Fischfang, in Wahrheit aber davon lebten, daß sie bei Stürmen Schiffe an ihr Gestade lockten und dann ausplünderten.

„Es wäre ein Wunder, wenn dieser Nordostwind uns nicht einen guten Fang an den Strand wiese“, — so sprach John Doey, ein Matrose dieser Strandräuber, zu einer Schaar wild aussehender Gesellen, mit denen er an äußerstem Ende von Blat-Island stand und auf die See hinausschaute, welche diesmal mit solcher Gewalt und Wuth gegen die Küste trieb, wie man selbst auf dieser mit allen Ungewittern vertrauten Küste selten gesehen hatte. Es wurde immer dunkler, und schon wollte der Haufe mißvergnügt umkehren und nach Hause gehen, als der rasende Nordostwind mit dem peitschenden Regen und dem weißschäumenden Wellenschlag auch das schiffbrüchige Schiff von aus der Ferne herübertrug. Die Leute blieben stehen und horchten mit ausgestreckkem Hauptt. Aber und abermals wälzte sich der Schall auf den schweren Flügeln des nächtlichen Sturmes heran. „Das ist ein Nothsignal“, rief John Doey, „mark't drei Mann an die Küstenleuer und drei mit mir ins Leotsenboot!“ Wenige Minuten hatte lebertreiben den Haufen zu drei verschiedenen Orten der Küste empor, wo bei ihrem Schein sah man ein Boot, an dessen Bord sich John Doey als Lootse begeben hatte, aus dem kleinen Hafen in die finstere Nacht des Oceans hinausstenerte. Noch mehrere Stunden hindurch hörte man von Zeit zu Zeit die Nothschüsse des Schiffes, welches sich der Küste näherte.

„Lootse, Lootse, sieh Dir Enter Fahrt sicher?“ rief Duser, voll Angst mitten durch's Gedrause des Sturmes. „Ja, Herr, ja“, erklang John Doey's Stimme vom Mast seines plumpen Kühneins hrs unter: „Hellah ho! ihr lauft mit dem Backbord und dem Vorderthril geradezu auf das Riff.“ — „Halt ab, in Lootse Namen!“ rief der jüngse Capitain. „Hollah! der Capitain vom Steuerbord und Vorderbord in gerader Linie, so kommen wir in tiefes Wasser und tiefen Grund. Immer dreffer! — Bringt an den Wind, an den Wind. — So, jetzt bleibt dabei!“ —

In diesem Augenblick sah man eine breite glänzende Wand lange der Mündung des Schiffes, gegen welche es, vom Sturm freiwärts getrieben, mit Macht heranzuschwindet wurde. „Lootse, sieh Ihr sicher, ganz sicher?“ schrie der verzweifelnde Capitain der „Polarstern“. — „Ganz sicher, Capitain; die Laterne am Steuerbord . . .“ — „Zum Henker Eure Laternen! Was ist das da vorn? Seh' ich's nicht, ihr sch's nicht brannten? Halt ab!“ — drohnte er mit aller Kraft seine mächtigen Lungen zu — „Halt ab.“ Es sprang selbst aus Steuer und riß es mit Macht herum; das Schiff schwankte, wendete sich und schoß abermals vor dem Winde dahin. Aber im nächsten Augenblick rannte es mit einem so gewaltigen Stoße fest, daß jedes Brett krachte, und daß selbst die Masten über Bord geschleudert wurden. „Es ist steif,“ brullte der Capitain und daß die Böhne wütend über einander. „Werft ihm einen Strick zwischen seine Beamstengen und fahrt ihn in den Grund, den Schurken von einem Lootsen, der uns in dies Teufelsloch gelöhrt hat!“ „Sehr Ihr, Herr Capitain“, sprach Dory mit der größten Kaltblütigkeit, „den Lärm könnet Ihr sparen. Meint Ihr, ich wäre so ein Narr, daß ich in einer finstern Nacht, wie jetzt, zum Spaß herumliefe, bloß um der Ehre willen, in Eurer Gesellschaft zu scheitern?“ — „Zum Henker auch“, rief der Capitain voller Wuth, „ist nicht dort das Riff, und treibt Ihr nicht das Schiff gerade darauf los?“ — „Ja wohl, dort ist das Riff, und ich habe darauf los. Das Fahrwasser liegt dicht unter dem Felsen an der Kreseite, aber es ist schmal wie ein Indianerfahrzeug. Ich kann wohl wachen, daß ein Schiff in der finstersten Nacht hindurchkommt; aber Ihr, Herr, treibt den Lootsen von Bord und da fignn wir nun.“ — „Wo stehen wir“, scheie Dusenbach. — „Wo?“ — „Auf einer Sandbank, zwischen dem Lande und dem Hufeisenriff.“

Indem brach der Tag an, und sie sahen allmälig ihre Lage. Eine kleine Meile unter dem Wind dämmerte ihnen die Küste durch Nebel und Regen; sie war mit Dory's Lootsleuten besetzt, die voller Erwartung und Bereitwaen auf John's Lootsensignale die ganze Nacht am Strande zugebracht hatten. Das Schiff lag auf einer Sandbank innerhalb eines Halbkreises von Klippen und kaum eine Kabellänge lewärts von der Brandung. Durch diese Lage war es vor der Gewalt der Wellen so ziemlich geschützt; nur von Zeit zu Zeit wälzte sich eine thurmhohe Brandung über die Festenwand hinweg und stürzte sich auf Verdeck und Masten. Dies geschah in Zwischenräumen, die voller Erwartung und Bereitwaen auf John's Lootsensignale die ganze Nacht am Strande zugebracht hatten. Das Schiff lag auf einer Sandbank innerhalb eines Halbkreises von Klippen und kaum eine Kabellänge lewärts von der Brandung. Durch diese Lage war es vor der Gewalt der Wellen so ziemlich geschützt; nur von Zeit zu Zeit wälzte sich eine thurmhohe Brandung über die Festenwand hinweg und stürzte sich auf Verdeck und Masten. Dies geschah in Zwischenräumen, die voller Erwartung und Bereitwaen auf John's Lootsensignale die ganze Nacht verbrachten. Durch diese Lage war es vor der Gewalt der Wellen so ziemlich geschützt; nur von Zeit zu Zeit wälzte sich eine thurmhohe Brandung über die Festenwand hinweg und stürzte sich auf Verdeck und Masten. Dies geschah in Zwischenräumen, die voller Erwartung und Bereitwaen auf John's Lootsensignale die ganze Nacht verbrachten. Durch diese Lage war es vor der Gewalt der Wellen so ziemlich geschützt; nur von Zeit zu Zeit wälzte sich eine thurmhohe Brandung über die Festenwand hinweg und stürzte sich auf Verdeck und Masten. Dies geschah in Zwischenräumen, die voller Erwartung und Bereitwaen auf John's Lootsensignale die ganze Nacht verbrachten.

Die Wellen schmetterten eine nach der anderen wie Wasserfälle über das rettungslos verlorene Schiff. Alle Boote wurden vom Verdeck weggerissen, vom Laute der kommt keines ankommen, und selbst John Dory sendete ängstliche Blicke nach dem Strande aus. „Was meint Ihr, Lootse?“ fragte Dusendach, „wie lange wird's das Schiff aushalten?“ — „Ja, ich hab' schon einmal, da weiter draußen, ein Schiff in kleine Stücke zerschlagen gesehen; es dauerte nicht mehr als vier Stunden.“

Der „Palatin“ trotzte solch Wind und Wellen mit erstaunlicher Kraft. Zwar hörte man den Pumpenstock unaufhörlich arbeiten und sah das Schiff immer tiefer in den Sand hineinbohren. Indeß waren die vier Stunden vorüber, und der Sturm ließ allmälig nach. Die Sonne ging wieder unter, und als Licht das Unwetter sich ganz legte, war das Schiff beinah.

Kaum war Dusendach von der dringenden Gefahr, welche ihn die letzten vierundzwanzig Stunden hindurch allein beschäftigt hatte, erlöst, so richtete er seine Gedanken auf seine früheren Pläne und Sorgen. Das Schiff war dicht ingerichtet und mußte noch in derselben Nacht verlassen werden; blieb es aber da liegen, wo es lag, so kamen binnen wenigen Stunden die Inselbewohner an Bord, welche sich noch acht Stelen befanden, um von dem schändlichsten Verbrechen zu erröthen, das je zu Lande oder Meer begangen worden. Endlich faßte er einen Entschluß, und dieser entsprach genau, nämlich: das Eigenthümliche von Werth in Sicherheit zu bringen, dann Feuer an das Schiff zu legen und Alle, die seine Anklager werden konnten, in den Flammen umkommen zu lassen. Er ging daselbst mit Dunscombe und Reynolds zu Rathe. Reynolds zweifelte zwar seinen Augenblick daran, das John Dory das Schiff vorsätzlich auf die Klippe getrieben hatte, und verwarf daher ein großes Mißtrauen gegen seinen Meister, gleichwohl war jetzt die einzige und letzte Gelegenheit, und er mußte sie benutzen, den Lohn für seine kluge und meisterhafte Verstellung zu ärnten und ein Leben zu retten, das ihm theurer war als sein eigenes. Er hatte mit aller Vorsicht dem John Dory eröffnet, was es eigentlich mit Dusendach und seiner Mannschaft für eine Bewandnß habe, und welchem schrecklichen Schicksal sie als Augenzeugen verfallen müßten. Dory hald und halb selbst ein Räuber, entsetzte sich doch bei dieser Eröffnung.

„Behüt' uns Gott“, sprach er, „das ist ja arg für unser Einen. Es kennt mich aber doch, weil wir schon in den Sund kam, wie Teufels's wohl selber ein wenig zu schimm.“ Die beiden Männer berieth sich noch eine Weile, bis sie zu dem schon dunkele Nacht, und die Böte waren im Begriff, abzustiegen. „Capitain!“ rief Dory, „ich lasse mein Boot unter Eurem Steen liegen; wie es darum aussieht, mener ich, Ihr dürftet's nöthig haben, eh' wir noch wieder zurückkommen.“

Zwanzig Mann vom Schiffsvolke fuhren mit den Böten an den Strand, um das Schiffsgut zu bewachen. Reynolds wurde in der unteren Räume geschickt, um nachzusehen, wie es stände. Er ging mit Widerstehern; denn er fühlte, daß der entscheidende Augenblick nahe war.

Dusendach eilte mit stämischen Schritten und grimmigen Gesichte über das Verdeck. In seinem von Stürmen durchwühlten Geiste tauchte ein neuer Gedanke auf. „Ihr helfen“, sprach er, „man legt sie alle auf einmal warm.“ Darauf winkte er drei genannig blickende Gesichte zu sich und theilte ihnen einen Befehl zu. Diesen ihnen folgte aus Steuerbord, — der Leser weiß, zu welchem Zwecke. Die Mordarbeit war schnell vollbracht. Der dritte von den Wißwichtern schritt der Kajüte zu, wo Maria Vanderlin und ihre Mutter noch allein lebendig waren, aber erschöpft von Krankheit, von den Schrecken des Sturms und von Todesangst. Maria kniete beim Schein einer einzigen Lampe vor der betenden Stellung vor dem Bett ihrer Mutter. Als Auge fiel auf den Mörder, wie er eintrat, und blieb, wie vom Blick eines Basilisken getroffen, in sprachlosem Entsetzen an ihm haften. Er hielt inne; er verfachte, sich zu nähern; unabsichtlich verfolgte das Auge des Mädchens seinen Blick. Der Wißwicht fühlte sich wie gelähmt; er war nicht im Stande, seinen mörderischen Vorsatz auszuführen; plötzlich wendete er den Schritt und floh in den entsetzlichen Wirrsal des Schiffes. Im selbigen Augenblick eilte Reynolds aus dem Vorder-

Digitized by Google

zum herbei, sah die Thür der Kajüte offen, sah, wie eine dunkele Gestalt mit dem Messer herausschlich und schnell verschwand. Die Verzweiflung fuhr ihm durch Herz und Mark; er flügte mit Blitzesschnelle die Stufen zur Kajüte nieder; da lag Maria leblos, aber ohne Spuren äußerer Gewalt.

„Maria, meine Einzige, mein im Leben und Tod", so rief er und bob sie mit leidenschaftlicher Gewalt in die Höhe: „Maria, komme zu Die." Sie schlug die Augen auf: „Ich will ja sterben, ich bin bereit", stöhnte sie. „Nein! leben sollst Du, Maria, meine Geliebte, leben." Er trug sie zum Fenster der Kajüte und schob mit Kraft die Läden bei Seite; Jedw Dorp lucke mit seinem breiten Gesichte hinein.

„Sachte, mein Junge, sind und sachte!" flüsterte er, wahrn Reynolds seine Würde ab und legte sie sorgfältig ins Boot nieder. In der nächsten Minute war auch Reynolds mit Marien's Mutter wohlerhalten an Bord, die Steicke wurden gelöst; das Boot trieb vom Schiffe ab, die Segel wurden aufgezogen, und sie flogen mit dem Wind der Küste zu. Welche Sprache wäre im Stande, die Empfindungen der Mutter und Tochter zu schildern, als sie die wache Ueberzeugung, die glückselige Gewißheit empfanden, tief und voll im Herzen empfanden, aus solchem Schrecken und Gräuel so wunderbar gerettet zu seyn. Sie weinten, sie beteten, sie dankten mit warm überfließendem Herzen ihrem Befreier Dorp.

„Ei, schön Madame, so wohl", sagte der wackere John, „klug war's angestellt, daß mich wohr seyn, just so klug, wie meine Kostleni fahet in der letzten Nacht, und ich denke, es soll mir was Recht's dazauf zu Gute geschrieben werden; denn ehrlich gesagt, ich habe eine mächtige Rechnung im großen Schuldbuch aufsanfen lassen, und ich meine, es wird bis morgen früh noch manches Posten dazukommen."

Sie nähterten sich der Küste mit großer Schnelligkeit. „Sehr Sie Capitain Reynolds", hub Dorp wieder an: „Ich sind hier nicht von Euren Kaschen, und auch von Euren weiche, Madame, wie nie's nach dem Anfangsbuchstaben scheint; ich habe sie wohlbedächtlich in mein Boot hineingestaut, und wie sie abstoßen wollten, war ich so pfiffig und kroch selbst hinein. Nun aber, mein' ich, Ihr thut gescheiter, wenn Ihr gar nicht an der Insel landet. Auf Blak-Island sind sie halt Alle Wrackfänder, und sind da noch viele Dinge zu thun, wenn sie seine Zuschauer am Strande brauchen mögen."— „Und was mit Euch geschehen?" fragte Reynolds. „Dafür laßt John Dorp sorgen; wir werden auf Blak-Island ein Kriegsgericht über ihn halten, und man soll die Execution von hier bis Nantucket sehen. Jetzt aber sind wir an der Stelle, wo Ihr landen mögt; setzt Ihr dort die Spitze! Laßt mir mein Boot an Newport mit Luckerswaar fahren, da kann ich mir's wiederholen. Nun gute Fahrt! Hier habt Ihr ruhig Wasser, guten Wind und helles Sternenlicht, und daneben steht Ihr das Leuchtfeuer von Sconnet."

Fehl am anderen Morgen lief das Boot glücklich in den Hafen von Newport ein. Die kleine Gesellschaft, die allein von allen Passagieren des „Palatin" übrig geblieben, verweilte in dieser Stadt, bis Marien's Mutter von ihrer Krankheit vollkommen hergestellt war. Dann aber traf reichten sich Reynolds und Maria vor dem Altar die Hand. Als wäre ihnen der Anblick und die Nähe des Meeres, woran sich ihnen so furchtbare Erinnerungen knüpften, noch immer schrecklich, eilten sie so schnell als möglich gen Westen landeinwärts und ließen sich in einem der innersten Städte von Pennsylvanien nieder. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft bewohnt noch heut denselben Landstrich.

Fünf Jahr kehren wir an das Boot „Palatin" zurück. Es war klar dunkle Mitternacht. Die Schiffsmannschaft und die Leute von der Insel waren dermaßen beschäftigt gewesen, daß fast alle Gegenstände von Werth an den Strand in Sicherheit gebracht waren. Noch drei Böte lagen neben dem Schiff, und sämmtliche Mann befanden sich noch an Bord, darunter fünf todtkrank, sechs, die noch im Klebrum nach werthvollen Gegenständen suchten, und vier an den Schlepptauen, die aufpaßten, um Alles, was sich noch finden ließ, emporzuwinden. John Dorp mit seche bis acht Leuten von der Insel lag lässig neben der großen Luke ausgestreckt, und es schien, als wenn sich außer Dorp keiner von ihnen um das bekümmerte, was sie thaten. Dies währte eine Zeit zu Zeit der Stiege zum Verdeck und quelte humunter. Dusendach freudstichtigte die ganze Arbeit in eigener Person.

„Nun, was haben sie denn aus dem Kielraum herausgefischt", hub Dorp endlich an. In Nu klammerten sich Alle mit den Händen um die Stiege und fuhren mit neugieriger Erwartung in den Kielraum hinab. Schnell war ein Gedanke wie Dorp's Person Capitain Dusendach an der Ferse, schlug ihm ein Bein unter und stürzte ihn kopfvorwärts in die Tiefe; seine Leute, die um ihn waren, nahmen alsbald denselben Weg, indem Dorp's Gefährten eben so geschickt, wie ihr Meister, Hand anlegten. Die Stiegen zum Verdeck wurden gesperrt und jeder Zugang zu den inneren Räumen des Schiffes verschlossen. Einige Minuten lang war ein geschäftiges Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck; dann stiegen vom Boot drei schwere schwarze Rauchsäulen empor, und bald loderte das ganze Schiff in Flammen auf.

Ein großer Theil der Schiffsmannschaft befand sich bereits am Lande; wie es diesen erging, ist bald erzählt. Ueber die Beute des „Palatin" entspann sich ein blutiger Kampf, indem von beiden Seiten Viele auf dem Platz blieben. Die wenigen Ueberlebenden Mannschaften ließ man nicht allein am Leben, sondern nahm sie auch in die Gemeinschaft der Inselbewohner auf. Aber das auf bösen Wegen erworbene Gut verschaffte ihnen mehre Zufriedenheit noch Glück, sondern wurde ein Anlaß beständigen Zwistes, herber Vorwürfe und Gewissensbisse. Es kam die Zeit, wo Einer des Anderen Anblick nicht mehr ertragen konnte; mehrere entleideten sich, so bald als möglich von den Genossen ihrer verbrecherischen Laufbahn zu fliehen, luden ihr Hab' und Gut auf ihre Böte und ließen sich hier und dort an der Küste des festen Landes nieder. Unmäßiger Trunk, womit sie die Schrecken ihres Gewissens zu ersäufen gedachten, machte ihrem Leben ein schleuniges Ende. Auf Blak-Island waren zuletzt nur noch drei übrig, denen das Schicksal gestattete, ein elendes, unruhiges Leben über das Ziel des natürlichen Alters hinzuschleppen.

Frankreich.

Schloß Malmaison.

Es ist heute Sonntag in Paris; die Sonne scheint, die Börse ist geschlossen, der Industrie schweigt, die Rente ruht auch; auch wir wollen uns ein wenig erholen; kommen Sie, folgen Sie mir, ich führe Sie nach Malmaison. — Ich besuche es in den Tagen des Glanzes; in den Tagen der Trauigkeit lehre ich dahin zurück. Kein Fremder versäumt wohl, dieses Schloß zu sehen; Poeten, der Verfasser des Joceyn, der der Orientalen, Béranger, Frauen vorzüglich sind neugierig, dieses „Rheinsitz", wie Lord Byron es nannte, anzuschauen. — Ich wollte Sie schon im Mai dahin führen, denn das ist der Monat der Maßfeten; Napoleon starb den 5. Mai, Josephine am 29sten; ich wollte Ihnen das Grab der Kaiserin zeigen; ich hätte genschickt, daß Sie der Todtenfeier beiwohnten, die man in Rueil jährlich für die Wohlthäterin der ganzen Gegend veranstaltet. — Jetzt hält uns nichts mehr zurück, und wir wollen uns auf den Weg machen.

In einem Fiaker, wie unser Englischer Gesandte, fuhren wir ab und kamen in 1½ Stunden glücklich an. Madame Francoise, die Kastellanin von Malmaison, wollte uns Schwierigkeiten machen; wie aber zeigten ihr ein paar Zeilen von Herrn Hagermann, dem jetzigen Besitzer, und traten ein. — Das Territorium, mit dem Bonaparte das Gut begrößert hat, ist zerstückelt und verkauft worden; aber das ehemalige Wohnhaus, das alte Schloß und der Park sind ganz und vollständig geblieben. — Das ist die Hauptsache; da findet man noch den ganzen Wohlgeruch des Kaiserreichs, die herrlichsten Bäume, die die Frische des Erdbodens in langer Blüthe erhält. — Früher war diese Besitzung unbedeutend, eine Scheune, ein Pachthaus, ein unbekanntes kleines Gut gewesen. — Als die Normannen die Seine hinauf fuhren, landeten sie dort, verwüsteten Alles und bezogen so viel Grundanseiten, daß der Ort der „Anglischkahsen" und das Haus, in dem später Lebenslust und Fremde herrschen sollten, das „Anglischehaus" genannt wurde.

Es giebt in Frankreich zehn Dörfer, welche den Namen Malmaison führen; das Departement der Seine und Oise zählt allein schon fünf; aber das Malmaison, in dem wir jetzt sind, gehört zu der Gemeinde von Rueil, zu dem Rueil des Kardinals von Richelieu, in dem er einst eine Residenz erbauen ließ.

Wir sind nur zwei Meilen von Versailles entfernt. Die Wasserleitung, der Hafen und der Wald von Marly sind in unserer Nähe; das Haus von Boissy-d'Anglas liegt zwei Schritte vor uns auf der Chaussee, die den Namen desselben trägt; der Pavillon von Luciennes begränzt die Aussicht auf der Rückseite. Das Gut Sonchère ist vor unseren Augen; es gehörte früher der Familie Mesnard, ging dann zu den Beauharnais über, die es dem Marschall Bertrand abtraten. Einige Zeit darauf konnte es der Liefetant Duprard, der es jedoch, seiner Gewohnheit gemäß, nicht bezahlt hat. Daraus entstanden Prozesse, Sequestrationen des Eigenthums und Verkauf desselben in Parzellen, so daß man aus einem Theile des Guter jetzt nur nachsieht.

Im Jahre 806 machte Malmaison seinen darauf hin ich jetzt zurückgekommen) einen Theil der Königlichen Güter aus. Karl der Kahle, welchem Gvo, Abt von St. Denis, einst ich weiß nicht welchen Dienst geleistet hatte, schenkte diesem das Gut zur Belohnung. Der Abt trat es ungefähr um 1234 seinen Mönchen ab, und diese überließen es im Jahre 1620 dem Christoph Perret, einem Parlaments-Rathe, der sich von dieser Zeit an nur Perret von Malmaison nannte.

Von der Familie Perret ging Malmaison zu den Lecoulteux und Canteleu über. Jacques Deille verbrachte den Sommer dort und übersetzte in dem Schlosse einen Theil von Virgil's Georgica.

Josephine hatte den Kopf ihres Mannes auf dem Schaffot fallen sehen; sie selbst war im Gefängnisse. Tallien befreite sie. Barras bewirkte die Zurückgabe ihrer Güter; sie vergaß diese Dienste niemals. Sie war eben so gut wie gütlich. Herr Chaptrier, der sie schon sehr jung gekannt hatte, führte sie nach Croissy, in der Nähe von Chaton. Er hatte in diesem Dorfe ein kleines hübsches Haus, wohin die junge Wittwe mit ihren beiden Kindern, Eugen und Hortensia, sich flüchtete. Eugen lernte das Tischlerhandwerk; Hortensia klöppelte Spitzen; sie mußten ja leben und arbeiten, sich überall Freunde verschaffen und Hülfsquellen eröffnen. Eugen bot den Tischlermeister von Croissy niemals vergessen und in seinem Testament ihm eine Pension ausgesetzt, die ihm noch jetzt ganz regelmäßig gezahlt wird.

Aber nach der Schreckenszeit suchte man sich an Eleganz und in Vergnügungen zu übertreffen; es waren viel Heirathen zu werden, man wollte man wieder lachen. Mit unglaublicher Schnelligkeit gingen die lebhaftesten Aufregungen vorüber; Begebenheit drängte sich an Begebenheit; die eine machte immer die andere vergessen; die Gemälder waren von seltener Beweglichkeit; Bälle wurden in Paris und in der Umgegend gegeben; man war lange genug traurig und finster in seinem Kerker geblieben und hatte sie sich und sie die Strängen gefürchtet, eben so sehr sich zu vergnügen. Die Reaktion war da; alle Energie wurden gepreßt, alle Energie niedergedrückt; Blut wischte sich in die Thränen, tödtliche Kälte in den Schweiß; aber man trocknete diesen und stillte jene. Dafür bedurfte man auch jetzt der Ruhe und der Lust. Ueberall erblickte man Spaziergangende, die sich die Hand reichten und aus einander: „Ah, Sie sind es! wie steh ein ich, Sie wiederzusehen; ich glaubte Sie todt". . . .

Barras gab glänzende Soireen, in denen Josephine strahlte. Auch Bonaparte wurde eingeladen, und kaum hatte er mit dieser Frau gesprochen, so verschiedene sie allein über seine Seele. Sie beherrschten sich

Josephine kaufte Malmaiſon, und wie ihrer wurde Beiden dieſes Glück! Bonaparte adoptirte die Kinder ſeiner Gemahlin; es war ein liebenswürdiger Familienbruch.

Madame Campan bemerkt mit Freude die Erziehung der beiden Kinder Josephinens; Bonaparte vertraute ihr auch ſeine Schweſtern an. Die Penſions-Anſtalt war in St. Germain, zwei kleine Meilen von Malmaiſon, und die Frequenz zwiſchen beiden Orten natürlich nicht gering. Bei der Preisvertheilung wurden Luſtſpiele, die Aiſſan de Chazet zu dieſem Zwecke verfaßte, aufgeführt. Dieſe Geſellſchaften waren wirklich glänzend. Generale und Financiers, die Männer, die Aufſehen auf Ruhm oder Reichthum machten, konnten, bemühten ſich um Zutritt zu den Zirkeln von St. Germain. Die Unterbrechtwerden wählten ihre Frauen unter den Elevinnen; es war ein Widerſtreben von St. Cyr in dieſem Kreiſe, freilich nicht ſo freuen, aber um ſo anmuthiger und gewandter. Dieſenigen Penſionsnationen, welche bei der jährlichen Preisvertheilung den Sieg davontrugen, durften zur Belohnung acht Tage in Malmaiſon in der Geſellſchaft ihrer Hortenſia, ihrer guten lieben Hortenſia zubringen; dann wurden Partieen zu Pferde gemacht, man musſierte, und der ganze, jetzt ſo verunſamte Park war damals der Tempel des Frohſinns und der Heiterkeit.

Joſephine folgte ihrem Gemahl nach Italien, aber ſie ging nicht mit ihm nach Aegypten. Den größten Theil ihrer Zeit verbrachte ſie in Malmaiſon; es war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie verſchönerung dieſes Ortes beizutragen; ſie vergrößerte ſeine Umgebungen, gründete nach und nach eine Gallerie für Gemälde und Bildhauer-Arbeiten, einen botaniſchen Garten, eine Bibliothek, ein naturhiſtoriſches Kabinet und eine Schäferei. So wußte ſie ſich die Zeit während Bonaparte's Abweſenheit zu vertreiben und ihre Mußeſtunden angenehm auszufüllen.

Die Expeditionen nach Aegypten hatte manches Fabelhafte. Man hat ſie in 30 Bänden erzählt und beſchrieben; aber dennoch habe ich in Malmaiſon Thatſachen, deren man nirgends ſpater erwähnte, anführen hören.

Nach dem elften Angriff auf St. Jean d'Acre ließ Bonaparte Caffarelli kommen. „Mein General, was denken Sie, davon? Iſt's genug?“ fragte er ihn. Die Feſtung war gegen Caffarelli's Meinung eingeſchloſſen worden; dennoch antwortete dieſer kalt: Nein, General! Sie haben angefangen, Sie müſſen auch fortfahren ... Sie haben ja nur die Hälfte Ihrer Leute verloren ... Nur die Hälfte! wiederholte Bonaparte, der Vorwurf war bitter ... Beſiehlen Sie den Angriff, ich werde dabei ſein ... Der zwölfte Angriff fand in der Nacht Statt. Caffarelli, der ſchon früher ein Bein verloren hatte, büßte ſein Leben dabei ein.

Der 13te Angriff am anderen Tage war noch fürchterlicher und nutzloſer. Die Belagerung mußte aufgeboben werden. Bonaparte bewein te Caffarelli, wie er ſpäter auch Lannes beweinen ſollte; er war ein Mueller der ganzen Armee, großmüthig, gewandt, tapfer und von unermüdlicher Thätigkeit und Energie. Diejenigen, die ihn kannten, bewunderungswürdig. Als ſie in Kabira antamen, entſtohen alle Reichen, und Paläſte voll Geld und Erleſtenen ſtanden den Franzoſen offen. Wie ſollte man die Koſtbarkeiten aufbewahren und ein Inventarium davon machen? Bonaparte war einem Augenblick in Verlegenheit und ſagte Menge um Rath. Ein Schriftadt! rief dieſer, der Stirn ſchlagend, aus; Sie haben doch die Zöglinge der polytechniſchen Schule, gewiſſenhafte junge Leute, die rechnen können; beauftragen Sie dieſe mit der Arbeit, und Alles wird in den Schag fließen. — Gut, gut, ſagte Bonaparte, übernehmen Sie das. — Menge und ſeine Eleven machten ſich mit Eifer an das Werk, nahmen die Inventarien auf, und 6 Tage darauf lagen die Berechnungen vollſtändig und genau vor den Augen des Ober-Feldherrn.

Bald darauf ſchrieb Siéyes, der in Paris geblieben und zum Mitglied des Direktoriums ernannt worden war, an Bonaparte und machte ihn mit dem Ungemache, das in Frankreich herrſchte, bekannt. Der General verließ Aegypten und kam in einer Nacht in Malmaiſon an. Hier fand er Joſephine, von der ausgezeichnetſten und berühmteſten Männern umgeben. Zwar ſah in ſich nicht der Pleinung, daß Frauen das Zepter ergreifen ſollen, doch müſſen ſie die herrſchende Gewalt unterſtützen, ſie beliebt machen und auf dieſe Weiſe befeſtigen. Das war die Anſgabe, die Joſephine ſich ſelbſt geſtellt hatte, und die ſie mit bewundernswürdigem Geiſte erfüllte; alle ausgezeichnete Männer, in Paris wußte ſie für Bonaparte's Partei zu gewinnen. Siéyes, der damals ein kleines Haus in Paris beſaß, beſuchte ſie häufig. Oft verließ er ſchon früh, unter dem Vorwande, der Zerſtreuung zu bedürfen, das Direktorium und ging nach Malmaiſon, um dort lange Konferenzen mit denjenigen zu halten, welche, wie er, ſchleunige Veränderungen in der Verwaltung des Gouvernements herbeiführen wollten. Siéyes hatte den Königsbrüdern umſtürzen helfen, und jetzt brach er darüber nach, in Frankreich wieder einen Thronſeſſel aufzubauen.

Siéyes trieb Bonaparte laut, und daſſir ſtieß ihn dieſer ſpäter zurück. Wir ließen einmal diejenigen nicht, denen wir Verpflichtungen ſchuldig ſind; ihre Gegenwart ſchreint uns ein Vorwurf; die Geſchicklichkeit, die ſie zu unſerem Beſten anwenteten, verräth unſere eigene Schwäche; ſo beſcheiden ſie auch ſeyn mögen, wir halten ſie für ſtolz und bitten und ein, daß ſie ihre Unſpreche ihren Dienſten gleichen, wir fürchten ſie ſchon ihres Wiſſens wegen, vermeiden ſie, weil wir ſie fürchten; ihre Blicke allein ſchon ſind ſtörend; das Gängelband erſchreckt uns, wie die Kinder. Alle dieſe Triebfedern leiten den Menſchen, dieſe Geſellſchaft ſind in ſeinem Herzen, dieſe Unbankbarkeit iſt ihm ſo natürlich; Niemand entgeht ihr.

Bonaparte bewunte wohl Joſephinens, um ſich andere Freunde zu erwerben, als die, welche Siéyes ihm verſprach. — Sie war fein, gewandt, geiſtreich, großmüthig und ihm ganz ergeben; ihr glühender Eifer führte wohl ſaſt eben ſo gut, wie die geheimen Wege der Politik, jenen 18. Brumaire herbei, der die Geſchicke des ganzen Landes verändern ſollte.

Das Konſulat war aus den Ruinen des Direktoriums hervorgegangen, und aus der Aſche des Konſulats ſtieg in vollem Glanze das Kaiſerreich empor. Man verſuchte Alles; und während zehn Jahren theilte Joſephine alle Ehre, alle Glückſeligkeit; ſie wurde in Paris als Kaiſerin, in Mailand als Königin gekrönt, man umgab ſie mit allen Herrlichkeiten der Erde; aber weit entfernt, ſen ſo vielem Glanze die Leichtſinn zu werden, beſtand ihr höchſtes Glück immer nur darin, nach Malmaiſon zurückzukehren, um ſich in ihrer früheren Einfamkeit zu verbergen. Ceremonien und Etikette waren ihr ſtete Hoſpitenſt; mit der liebenswürdigſten Grazie erfüllte ſie auch dieſe Pflichten; aber ihre ganze Freude, ihr ganzes Glück beſtanden ſür ſie (wie man ihr wohl glauben konnte) in der Ruhe, der Freundſchaft und den Blumen.

Wie ihre Vergängerin, Marie Antoinette, deren Bladem ſie trug, haßte auch Joſephine alles Geräuſch, den Lärm, die falſchen Glanz ſie flüchtete; die Poeſie, die Künſte, das ländliche Leben und die Unterhaltung mit liebenswürdigen Leuten waren ihre angenehmſten Erſtreuungen, und ihr über Alles theuer. — Wenn Napoleon von ſeinen Feldzügen zurückkehrte, eilte er zu ihr nach Malmaiſon. Um Joſephinen Freude zu machen, vergrößerte er das Gut faſt täglich; bald durch einen Wald oder eine Wieſe, bald durch einen Weinberg, ſo daß der Park und die Meierei jetzt ſchon eine ziemlich weite Ausdehnung hatten. Ganz nahe bei Malmaiſon hatte eine vornehme Dame eine Beſitzung. Nicht nur die ganze Welt hätte dieſe dem Kaiſer ihr Gut abgetreten, denn ſie haßte Joſephinen wie Napoleon; da ſie es der Kaiſerin ein, ſie für ihre Ungerechtigkeit zu beſtrafen und einen ziemlich bedeutenden Hügel in ihr Haus der Widerſpenſtigen gegenüber aufführen, in ihn Waſſer hin belegen und mit Bäumen verſtanzen zu laſſen, ſo daß die Ausſicht nach dem Parke ihr gänzlich entzogen wurde. Die Arbeiten gingen ſchnell vorwärts, ſogar in der Nacht wurden ſie bei dem Schein der Fackeln fortgeſetzt, und das ſchwankende ungewiſſe Licht dieſer letzteren, in der Mitte der Dunkelheit, veranlaßte ein ſeltſames Unglück.

Ein Schlachtſtierin aus der Nachbarſchaft, eine ſchon ſehr alte und faſt blinde Dame, war neugierig, den Fortſchritt der Arbeiten auf dem feindlichen Terrain zu beobachten und ging deshalb eines Abends ganz allein aus, immer dem Schein der Fackeln folgend und unbedachtſam vorwärts ſchreitend. So denkt die Unglückliche nicht an ein gegen ſes vor ihr liegendes Waſſin, ſtößt gegen den Rand deſſelben, verliert das Gleichgewicht, ſtürzt hinein und iſt ſchon ſterbend und ertrunken, als auf den Lärm ihrer Gesellſchafter der Ober-Feldherr herbeieilen und ihr alle nur möglichen Mittelſand leiſten, ohne ſie ins Leben zurückrufen zu können.

Die Erben verkauften das Gut an Napoleon, und Malmaiſon vergrößerte ſich ſo immer mehr und mehr. Man pflanzte Alleen und Gebüſche, zog Barrieren und Gräben; aber Alles blieb dem äußeren nach einfach, und wenn der Kaiſer die Schwelle ſeiner Lieblingsgutes überſchritten hatte, ſo war er nicht mehr der Monarch, ſondern er ſprach mit der Heiterkeit eines Kindes aller beſuckenden Förtlichkeit der Zuiſerien. Der Kaiſer ſpeiſte gern auf dem Grasplatze vor dem Schloſſe. Das nannte er ſeinen Bivouac: Marſchälle, Miniſter, Adjutanten ſaßen da ſich dort ein; die Familiarität gehörte damals zum guten Ton. Man plauderte frei über Theater, Romane und Gedichte des Tages, und das Glück einer kleinen Geſellſchaft hing oft von dem Urtheil ab, das in dieſem Kreiſe gefällt wurde. Das Genie war am Hofe hochgeſchätzt; das Budget war ihm günſtig. Man ſchmälerte nicht, wie jetzt, die Penſionen, und es gab wohl keinen in der Wiſſenſchaft ausgezeichneten Mann, der nicht 3—6000 Franken an den Staatsſchatz jährlich fordern konnte, ohne die beſonderen Gratifikationen zu rechnen. Das Beſte begünſtigte das Klaſſiſche; es hatte damals Sinn für das Ideale; reine Induſtrie war der Ruhm.

„Der Ruhm“, rief Napoleon oft aus, „der Ruhm iſt mein Abgott!“ und die ganze Nation ſtrebte nach ihm, wie er. — Oft wurden auch in Malmaiſon, wenn die Geſellſchaft nur aus dem engeren Ausſchuſſe ſeiner Freunde beſtand, Pläne zu Feldzügen und Eroberungen entworfen, die Grenzen neu abgeſteckt, Europa ſtückweiſe vertheilt — das Schickſal der größten Reiche oft in dieſen kleinen, ſeicht leider ſo verſinſamten, friedlichen Winkel der Erde entſchieden. (La Renommée.)

Mannigfaltiges.

— Van Diemens-Land. Die ſchwarzen Ur-Einwohner dieſes Landes ſind jetzt ganz und gar aus demſelben entfernt und auf einer Inſel in der Bas-Straße (Great Island) zu einer Kolonie vereinigt worden. Um dieſe dem Landbau und der Induſtrie ungemein gefährlich geweſenen räuberiſchen Horden ausſchädlich zu machen, hat man zu einer Liſt ſeine Zuflucht genommen, indem der bei ihnen in großem Anſehen ſtehende Engländer Bateman, über deſſen merkwürdige Wiederauffindung, nachdem er viele Jahre lang unter den Wilden gelebt, wir kürzlich berichteten, beauftragt wurde, ſie unter mancherlei Verſpechungen nach Hobart-Town zuſammen zu locken. Hier wurden ſie zwar von dem Oberſten Arthur allerdings ſehr freundlich aufgenommen und beſchenkt, jedoch nicht wieder nach ihrer Heimath entlaſſen, ſondern unter dem Kommando des Lieutenant Darling nach jener Inſel eingeſchifft, wo ſie in einem Dorfe beiſammen wohnen und auch bereits eine gewiſſe Geſittung angenommen haben, indem ſie zum Theil nur mit Einer Frau leben, Kleidung tragen und den Boden anbauen. Am liebſten geben ſie jedoch immer noch der Känguren-Jagd und der Fiſcherei nach. Ihre Zahl beträgt ſich jetzt nur noch auf ungefähr 200, von denen der kleinere Theil aus Frauen beſteht. Ihre jetzige Lebensweiſe ſcheint ihnen nicht zuwerglich zu ſein, da ſich ihre Todesfälle durch neue Geburten nicht mehr ganz ausgleichen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Freitag den 19. August 1836.

Rußland.

Das Neujahr in Moskau im Jahre 1635 und im Jahre 1700.

Es schlug zwölf Uhr von dem Thurm des alten Kreml, und gleichsam als fördere Stimme der Zeit ihme das Erz der Glocke. Das Jahr, ein Kind der Ewigkeit, bei seinem Beginn von der Mutter dem ungekannten Schoße der Jahrhunderte übergeben und jetzt durch die Hand des Schicksals demselben entrissen, nachdem es still und schnell, schwer und heiter dreihundertfünfundsechzig Stufen vor unseren Augen erstiegen hatte, mit Schweiß und Thränen benetzt, mit wenig Freuden geschmückt, bei seinem Entstehen wie alle seine Brüder in Hoffnung strahlend und düster seine Urne beim Scheiden verhüllend, — durchbrach es zeitig der ewig fortlaufenden Kette der Begebenheiten wie das Netz einer Spinne und sank erschöpft abermals in den Abgrund der unerforschlichen Ewigkeit hinab, einem neuen Platz machend, welches jetzt seine Urne aufstellt und aus derselben das Loos der Regenten und Bettler, der Reichen und Armen, der Alten und Jungen, der kräftigen Männer und dürftigen Jungfrauen mit gleichmäßiger Ruhe hervorzieht. Fremdsüchte Erinnerungen den Einen, schwere Schicksale den Anderen, Segen und Fluch, Trübsal und Freude, Lachen und Thränen — Alles freudet das flüchtige Jahr in dem unendlichen Raume der Zeit, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einander verdrängen wie flüchtige Schatten beim Auf- und Untergange der Sonne; Alles ist nur ein einziger Augenblick!

Das Erz verklang, die Töne verstummten. Abermals begann die Rechnung der Zeit, nach Stunden unseres augenblicklichen Daseyns; abermals erschallte das Freudengeschrei der Lebenden als Willkommen dem neuen Gaste, dem Neujahr, entgegen. Abermals vergaß das windige Menschen-Geschlecht die Vergangenheit und lebt nur der Gegenwart, — lebt und stürzt sich sorglos und heiter in den Strudel der Dinge, ohne sich bereits mit schmerzlichem von einem Tage zum andern zu bereuen und hält nur die Gegenwart fest. Die leidsche Eitelkeit deglückwünscht wieder den Ehrgeiz und den Glanz; die Jugend blickt wieder freudig auf „das Neujahr", auf den neuen unbekannten Gast der Welt. Das Alter denkt lächelnd im Stillen: „Noch ein Jahr für mich!" und Kummer und Sorge wiederholen ebenfalls, jedoch mit anderem Gefühlen: „Noch ein Jahr für mich!" Aber Alles vergißt, wie der Schall der Glocke, die uns vom alten Kreml-Thurme den Beginn der neuen Rechnung verkündet.

„Tag! Tag!" denkt der Mensch beim Erblicken der aufgehenden Sonne, „wer weiß, wie viele von uns nicht mehr sind, wenn du zur Neige gehst!" Ein Tag! und ein Jahr! Wie oft wiederhotet sich dieses Wort, und wie oft auch auf dem Lebenswege verschwirrt, desto öfter wiederholt sich es. Wie sollte man es auch nicht oft wiederholen!... Die Welt altert vor meinen Augen mit jedem Moment; die Schaar meiner Reisegefährten wird mit jedem Tage geliehtet. Je weiter wir kommen, desto stärker entdünstet jedes Jahr, jeder Tag eine schöne Phantasie, zerstört eine entzückende Hoffnung, vernichtet wie eine bis dahin noch reizende Illusion. Wenn aber der beginnende Tag schon den verschwenden Gedanken anregt: „Wer weiß — vielleicht zählen wir bei seinem Schlusse nicht Einen mehr von uns Allen!" — was soll da das beginnende Jahr erst dem Menschen sagen?.....

Wie viele von uns haben nicht das verflossene Jahr 1835 mit dem heiteren Lächeln der Hoffnung und der Freude eher mit den Thränen des Kummers angetreten und an das nächste Jahr nicht gedacht! Das Lächeln verstarb, die Thräne versiegte; noch aber war des Winters Schnee und Eis nicht geschmolzen, der Lenz mit seinem grünen Schleier hatte die Erde noch nicht wieder geschmückt, und schon waren sie dahin. Wie Vielen ward nicht der heiße Sommer die Grabmacht ihres Daseyns, wie Vielen sief nicht der Herbstwind das Todeswort zu, wie Vielen bedeckte nicht der Schnee des nächsten Winters das Grab der Verstorbenen! Manche brachen: manche Liebe verwehten die Lüfte, vielen Zwiefache blieb nur der Trost glücklicher Vergessenheit, in Folge dessen sie das Trauergewand bei Seite legten; doch Vielen auch erstarb das Lächeln der Freude auf den Lippen.

Und doch so viele vergetzliche große und tiefe Lehren! vergebens mahnt jeder Augenblick den Menschen an die Nichtigkeit seiner Hoffnungen! die Großen hören die Lehren nicht vor der Stimme der verführerischen Phantasie, den Kleinen überstört sie das Gedränge des Geschäfts-Lebens und des materiellen Berufs. Vergebens emft ihnen die Stimme des begeisterten Russischen Dichters zu: Doch wohin flieht mich die Macht der Gedanken, welche das neue Jahr wie erweckt! Was ist das? wo sind die letzten zwei Jahrhunderte hin? wo sind wir? Ist das das alte Moskau mit seinen goldenen Thurmkäufen? ist das der Kreml-Platz? ist das das rechtgläubige Volk? das sind Russische Geschichten, Russische Weise, das ist Russische Sprache. Der Platz wogt im Sonntags-Leben; der Kreml strahlt in seinem alten Ruhme; der Glockenschall verkündet den Sieg der Russischen Waffen über den Feind: an uns vorbei fahren die Gesandtschaften des Perser-Schachs und des Dänenkönigs, um dem Herrn und Zaaren zum Siege Glück zu wünschen; man feiert das „Neujahr", das Jahr der Wiedergeburt der Welt und das 1635ste seit der Geburt des Sohnes Gottes.

Die strahlende September-Sonne [1]) war schon über Moskau aufgegangen. Ganz Moskau war in Bewegung; alles rief dem Kreml zu. Man hört das Geläute des Rönt, der jetzt zweihundert Jahre alten Glocken, welche im Jahre 1622 auf Befehl des Zaar Michael Feodorowitsch vom Mitropolit Kirchen Tschechoff gegossen wurde. Dorthin lakt uns eilen. Wir gehen an der Kirche Wassili Blashenii vorüber und überschreiten den Liegestein-Graben, mittelst der Spaskischen Brücke. Beim Eintritt in das Feierlichste Thor zieht den Hut ab! so verlangt es die Sitte: denn selbst unser Herr und Kaiser zieht hier seine Mütze ab. Wir treten jetzt in das Heiligthum Rußlands, in den „Kreml von Moskau." Hier umgränzte Kalita mit rothenen Mauern den Rusenhalt der künftigen Beherrscher „aller Reußen"; Dimitri Donskoi vertauschte Kalita's Umzäunung gegen steinerne Mauern. Johann aber erhöhte und verstärkte diese durch Festungswerke zum Trotz und Schrecken der Feinde. Zu Eurer Rechten erblickt Ihr das Wosnesenskische Kloster, von Dmitri's Gemahlin gegründet. Dort findet Ihr die Grabmale alter Russischen Großfürsten und Zaarinnen — den Helena Glinska und Anastasia Romanowa, Martha Sobakina und Sophia Paläologa. Vor Euch steht der Tempel von Nikolaus Gostunsky, auf derselben Stelle erbaut, wo einst der Tartarische Klosterbeef stand, wohin die Großfürsten einst kamen, um dem Gesandten des stolzen Chans auf die Stirn zu schlagen. Weiter rechts liegt das Tschudische Kloster, in welchem die große Sydibicef, Metropolitan Alexei, ruht; dort lebte und dachte einst Maximus Graecus; dort litt und starb für sein Vaterland der große Hermogen. Blickt jetzt zur Linken und seht bald Moskau vor Euren Augen. Ganz Samoskworalsche von den Worodjeffischen Bergen [2]) bis zur Wassilienschen Stona, die Woskresenskischen Brücke [3]), die Kurtija und die Simeons Slobodka [4]) liegen vor Euch mit all' einem Teller. Wie drängen sich hier diese zahllose Menschenmenge nach dem Zaarenplatz. Auf einer Seite vor uns liegt die alte Uspenskische Kirche [5]), ein Tempel der Baukunst des Aristoteles Bovonsli, in welchem ein große Heiligthum aufbewahrt wird — das Bild des heiligen Wladimir, welches zur Zeit der Invasion Timur's aus Wladimir hierher gebracht wurde, und wo die Russischen Patriarchen und Metropoliten, vom Bischof Peter bis zu Philaret, ihre Ruhe finden. Zur Linken: die Archangelskische Kathedrale mit den Grabmalen der Russischen Großfürsten und Zaaren nebst ihren Kindern und Geschwistern; dort ruht fast der ganze Regenten-Stamm Rußlands — Johann Kalita [6]), Dimitri Donskoi [7]), Wladimir der Tapfere, Johann der Weise [8]), Johann Grosny [9]) und Feodor I. der Gottesfürchtige [10]) genannt. Zwischen diesen Heiligen Stätten erhebt sich der gelbbedeckte „Ivan Weiße" — ein erhabener Thurm stolz wie die Gedanken seines Erbauers Godunoff, durch den jugendhaften Michael [11]) vollendet. Diesem Thurm gegenüber stehen wir das Zaarische Eßzimmer und den ecligen Gerichtssaal. Seht dort: zahllose schweigsame Volkshaufen; den Palast der

1) Bekanntlich hat man den Anfang des Jahres in Rußland schon dreimal verlegt. Bis zum 15ten Jahrhundert fing das Jahr bei den Russen mit dem Frühlinge und zwar mit dem Monat März an. Hieraus soll der Metropolit Cyprian den damaligen Großfürsten Wassili Dmitriewitsch überredet haben, die Zeitrechnung mit dem Herbste und zwar mit dem September anzufangen. Dies geschah auch 301 Jahre lang, bis 1701, wo Peter der Große befahl, daß auf dem ganzen Russland, wie im ganzen übrigen Europa, das Jahr mit dem Januar beginnen solle. Heutzutage beginnt die Russische Feier nun mit der Mitternachtsstunde, in den Kirchen aber erst mit dem Anfgang der Sonne.

2) d. h. Sperlings-Berge.

3) Woskresinskische Brücke.

4) Slobodka oder Slobodka heißt Vorstadt, auch wohl Gasse.

5) d. i. Mariä Himmelfahrt.

6) Johann I. Danilowitsch — Kalita genannt. 1328—41.

7) Demetrius IV. Johannowitsch — Donskoi genannt. 1362—89.

8) Johann III. Wassiliewitsch — der Große, despotie Rußland vom Joch der Tartaren. 1462—1505.

9) Johann IV. Wassiliewitsch — Grosny genannt, d. h. der Grausame, nannte sich zuerst Zaar und Selbstherrscher aller Reußen. 1534—84.

10) Feodor I. Johannowitsch 1584—98 war schwachen Verstandes. Daher regierte schon bei seinem Leben sein Schwager und Nachfolger Boris Godunoff. 1598—1606.

11) Michael Feodorowitsch Romanoff — 1613—45. Der erste Regent aus dem Hause Romanoff. Sein Vater war der geistliche Boiar Feodor Nikititsch, der nachmalige Patriarch Philaret von Moskau.

Digitized by Google

Zaaren mit Kriegern umgeben; auf der ersten Treppe drängen sich Hofleute und Große des Reiches. Sehr Ihr den den silberbaarigen Greis, den verehrungswürdigen Bojaren? Dies ist der gute Iwan Nikititsch Romanoff, der Onkel des Zaaren, der einst in der Zeit der Unruhen schwere Gefangenschaft im entfernten Polen retulerte, jetzt aber in hohen Ehren am Hofe des Zaaren lebt. Ihm begegnet, sich erneuernd, ein andrer Greis, noch lieb und frühlig: „Mirja! Euer Sohn, das ist der Fürst Dmitri Michailowitsch Pozharsky." Von der Treppe über den Platz hinweg bis zur Blagoweschtschenskischen Kathedrale [1]) ist reethes Tuch ausgebreitet. Bemerkt Ihr wohl unsern Iwan Wilitsch einige Ausländer, denen zur Anschauung der Feierlichkeit besonders erbaute Tribünen angewiesen sind? Dies ist der Holsteinische Gesandte mit seinem Gefolge. Neben dem Gesandten aber stehen noch zwei bessonders bemerkenswerthe Fremde. Der eine in dem schwarzen Bart und der ungebrauten Perrücke ist Adam Olearius, der Holsteinische Hofs-Mathematiker und Bibliothekar, der sich seiner Wissbegierde rühmt und die Russen liebt. Man sagt auch, daß der Zaar Michael ihn auszeichnend verehre und ihn sogar mit einem großen Gehalte bei sich anstellen wolle; man erzählt, daß der Kaiser ihm sogar schon heimlich haben schenken lassen. Es ist also bekannt geworden, daß Dr. äußerst gelehrt und in der Asteonomie sehr erfahren, demnach auch ein Gregorianer und mit der Himmelskahn vertraut ist, auch das Feldmessen verstehst, so wie viele andere nothwendige Fertigkeiten und Wissenschaft hat, Uns aber ist ein solcher Meister durchaus erforderlich." Olearius bleibt demnach vielleicht im Moskau. Der andere aber, den Olearius sich unterstellt, ist junge Mann in dem Stuberkleide eines Fehrin und Stiefeln mit ausgebrochen Stulpen, einer leddhaft feurige Mann ist der berühmte Deutsche Dichter Paul Flemming. Vielleicht liest er jetzt dem Olearius sein Sonnet „An die Moskwa" vor. Laßt uns näher treten und lauschen. Ja! wir haben uns nicht getäuscht; und sehr doch, in welches Entzücken setzen Flemming's Verse nicht seine Landsleuten dieben Deutschen! Sie will Ruf Ehrlich, ein tiefer Kunsmann aus Hamburg, welche schon längere Zeit in Moskau lebt. Er wendet sich jetzt zu Olearius und improvisirt ihm folgenden Vers:

„So wiederholt Du Heb den langen Staats-Zug,
Und zierest Deinen Weg mit Flemming's schönen Versen!"

Weißt Ihr aber auch, woher wir zu dieser geistigen Freundschaft mit Heslein kommen? Man sagt, der Dänen-König habe unserm Zaar um die Hand seiner jungen und verständigen Tochter, Prinzessin Irene, für seinen Sohn, den Prinzen Woldemar, gebeten .... Was grüßt aber Olearius? .. Ja so! wir haben ja die Gesandten noch nicht erwähnt, welche die junge Schwedrin-Königin Christine geschickt hat. Bekanntlich sind vor zwei Jahren die beiderseitigen Väter auf den Felde des Ehre für das Wohl der Völker Deutschlands, Ehestine aber sucht jetzt die Freundschaft Rußlands.

Doch hat nicht, wie es scheint, die Feldmesse in der Uspenskischen Kirche schon begonnen? Gewiß. Es schallt das Geläut aller Glocken, und schnell beginnt das Geläut „der großen Glocke". Der heilige Patriarch Jonsaff ist bereits aus seiner Krutz-Kapelle in die Hauptkirche getreten; Alles nimmt die Hüte ab, aus der Kathedrale kommen Priester mit Teppiche und bunte Stoffe, man breitet sie auf dem Platze aus, stellt zwei Pulte auf und endlich auch ein drittes mit dem reich geschmückten Bilde des Simeon Letopreswdez; weiter hin einen Tisch mit einem vergoldeten Becken mit Weihwasser. Zu beiden Seiten stellt man den aus der Kirche herausgebrachten „Zaarenthron", mit purpurfarbenem Sammet ausgeschlagen, und den „Zaarenschuß", mit einem Hermelin-Besatz, Prospich belegt. Es erschallt das Geläut aller Glocken, und bei dem Geräusch derselben tritt der silberbaarige Hohepriester aus der Kathedrale, um das „heilige Amt des Neujahres" zu beginnen. Mehr als vierhundert Geistliche tragen unter harmonischem Gesange Heiligen-Bilder, Fahnen, Fackeln und Kreuze. Das ganze Volk sinkt betend auf die Knie. Nun den Pforten der Blagoweschtschenskischen Kathedrale erscheint der rechtgläubige Zaar Michael, begleitet von seinen Großen und Beamten. Die tiefe Stille unterbricht nur die Stimme des Bischofs, welcher den Zaaren segnet und den Himmel um Gesundheit für den Regenten bittet. Der Zaar und der Patriach ordnen ihre Sitze wieder ein. Mit tiefer starker Stimme beginnt der Archidiakonne die heilige Ceremonie; die Glocken verstummen; und in der tiefen allgemeinen Stille hört man jedes Wort des Evangeliums, welches der Patriarch selbst mit entblößtem Haupte liest.

Bei dem Ausspruch der Worte: „Rieses Jahr segne der Herr!" erhob sich das leise Gebet wie ein Geräusch im Volke; Alles sank auf die Knie und betete: „Schenke Herr dem Neujahr Deinen Segen und Frieden." Eben so betete auch der Zaar, indem er seine Hände zum Himmel erhob und seine gebeugte Stien in den Staub beugte. Schwere Trübsal hatte sein Herz im verflossenen Jahre 1634 erfahren. Der grausame König Wladislaw von Polen hatte einen Sieg über das Russische Heer geseiert, und das Haupt eines berühmten Kriegers, einst auch standhaften Märtyrers für sein Vaterland, des Bojaren und Wojewoden Schein, war als schreckliches Zeichen für seinen Hochmuth und Unverstand unter dem Henkerbeile auf dem Blocke gefallen. Moskau war zu jener Zeit durch entsetzliche Feuersbrünste verheert worden, und mitten in diesem Elend verkümmerte das bereits Dagan der Wissenschaften, es umfing der ewige Schlaf den allgemein-geehrten Vater des Zaaren, den Patriarchen Philaret .... Seht die Thränen des Kummers auf den Wangen des sanften schon in seiner Jugend durch das Unglück schwer geprüften Zaaren, der seine ganze Regierung unter Wiederwärtigkeiten und Teufelsten verlebte, der das Geschrei des Feindes an den Mauern des goldenen Moskau hörte und der sein Reich durch Empörung und Aufruhr seiner Verwandten zerrissen sah. O, mit welcher Aufrichtigkeit, mit welcher Andacht, mit welchem Glauben wirft sich Alles zur Erde, als der Patriarch, nachdem er seine Hände über dem gefüllten Becken gemachten hatte, jetzt das lebbende Kreuz in den prachtvollen Weihkessel mit geheiligtem Wasser tauchte und der Klerus sang: „Rette Herr, Dein Volk und segne Dein Reich!"

Der Patriarch segnete den Zaaren und das Volk. Besprengte sie mit Weihwasser und sprach zum Herrn und Zaaren: „Von Gott Gekrönter, Gottesfürchtiger, Christus liebender Zaar und Großfürst Michael Feodorowitsch, Großer Zaar von Wladimir, Moskau, Novgorod, Kasan, Astrachan und vielen anderen Reichen, Selbstherrscher von ganz Rußland und aller Reußen! an dem beginnenden Festtage, am Anfang der Indiktes, d. h. am Neujahrstage, bitten wir den Allbarmherzigen, Allgütigen und Allliebenden, in der Dreieinigkeit gepriesenen Gott, um die allgemeine Erhaltung und den Wohlstand der Kirchen der Heiligen und für Eure Kaiserliche Hoheit um eine lange jährige Erfindung, um Eure Erhaltung, gekrönter Zaar und Großfürst Michael Feodorowitsch. Auch für Deine Bojaren, das christliche Kriegesheer und alle treue Diener, so wie für die ganze rechtgläubige Ehrstenheit bitten wir, unsre allbarmherzige Herr Gott möge Euch, Großer Kaiser, Zaar und Großfürst Michael Feodorowitsch, in dem drut beginnenden Jahre, so wie in folgenden vielen Jahren, Gesundheit und langes Leben zum Heil für ganz Rußland schenken, Euren Waffen Stärke, Tapferkeit und Sieg verleihen, damit sie alle sichtbare Feinde überwinden. Möge der Herr Eure Zaarischen Rechte erheben über den Muselmännischen und den Lateinischen Glauben, so wie über alle fremde Zungen und Uebelwollenden; möge er alle Feinde und Widersacher Euch zu Füßen werfen und Eurem Reiche Ruhe und Frieden, so wie Gesundheit und an jedem Früchten schenken. Verleih' Euch unser Herr Gott stete Gesundheit, Große Herr, Zaar und Großfürst Michael Feodorowitsch, Selbstherrscher von ganz Rußland, so wie auch Eurer Herrin Zaarin und Großfürstin, unserer Kaiserin Eudoxia Lukjanowna, dem Zaarewitsch Alexei Michailowitsch, dem Zaarewitsch Johann Michailowitsch, den Prinzessinnen Irene, Anna und Maria Michailowna, auch Ihren Kaiserlichen Fürstinnen den Prinzen, Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten, Hebten und allen Geistlichen, den Bojaren, den christlichen Kriegesherren, der treuen Dienerschaft und allen rechtgläubigen Christen. Gott grüße Dich, Zaar! Herr! zum heutigen Jahre und vielen folgenden, von Geschlecht zu Geschlecht, in Ewigkeit. Amen!"

Der Hohepriester neigte sich hierauf tief vor dem ganzen Volke; der Zaar und das Volk erhob sich von seinem Sitze, neigte sich ehrenvollst und rief laut: „Rechtgläubige! von Gott mit Gegebene! Bleibt gesund im neuen Jahre."

Tausende von Stimmen erwiderten mit lautem Ruf: „Gott grüße Dich und schenke Die Gesundheit und langes Leben, Zaar Michael Feodorowitsch!"

Arme, Kranke, Leidende stürzen jetzt auf den Zaaren los, indem sie ausrufen: „Zaar und Herr! beginne das neue Jahr mit Gnade, so wird auch Gott Dir gnädig sein!" Und sogleich verbreiten dazu eigens angestellte Personen Gnadenzuschenke und nehmen von den Bittenden die schon bereit gehaltenen Suppliken entgegen. Beim Schalle der Glocken, welche jetzt in einem Augenblick von allen Kirchen Moskau's gleichzeitig ertönen, geht der Zaar nach der Blagoweschtschenskischen Kathedrale, der Patriarch aber nach der Uspenskischen, wo er die Liturgie beginnt. Allgemeine Bewegung im Volke — man wirft sich vor dem Bilder des Festtage-Heiligen nieder; man wünscht einander „Glück", „ein fröhliches Neujahr"; man umarmt und küßt sich. Abermals beginnt das Geläut der Glocken, und jetzt verläßt das Volk den Kreml, denn ein Jeder eilt zur Messe nach seiner Pfarrkirche.

„Wie!" sagt ein Fremder den Andern, „kamst endigt die ganze Feier des Neujahres? Sagen Sie, wohnen Sie schon lange in Moskau?" — „Ja, ich lebe schon lange unter diesem gottesfürchtigen guten Volke. Die Feier des Neujahs endigt bei demselben allerdings mit dieser ansehnlichen Ceremonie, welche Sie eben mit angesehen haben."

Nächtender Schauspiel! Es erinnert mich an den alten Orient und seine bildlichen, patriarchalischen Sitten: Tausende von Menschen, und in ihrer Mitte der Zaar und der Hohepriester; eine Versammlung von Hierarchen und Geistlichen, Hofleuten und Wojewoden; und dieser klare Himmel über ihren Häuptern, diese alten, vom Schall der Glocken erzitternden Tempel und diese heilige Stille des Betenden .... Herrlich! wahrerfreut! erhebend! — Doch wehen bringt das Heft Ende.

Jetzt eilt Alles in die Tempel Gottes zur Liturgie, und bisraus geht ein Jeder zum „Senior" seiner Familie und gratulirt ihm. — Unsere Bittten kennt man hier nicht. Die Verwandten versammeln sich bei dem Aeltesten, essen zusammen und trennen sich nach der Mahlzeit in aller Stille, intem man voraussetzt, daß man den Neujahrstag in der Stille und in gottesfürchtigen Betrachtungen verleben müsse, damit der Segen Gottes auch Ruhe und Frieden mit himmlischer Gnade das ganze Jahr hindurch sprude. (Schluß folgt.)

Bibliographie. Im Juni 1836 erschienen in Rußland folgende Werke:

Gedichte, von Wladimir Benediktoff. 2te Aufl.
Patriotische Lieder, von M. Majewoff.
Klein-Russische Erzählungen, von Peter Burlowski. (Die Kritik stellt diese Buch als ein sehr schlechtes dar.)
Mongolische Ehrestemathie. Von Ossip Kowalewski, Professor in Kasan.

Island.

Isländische Skizzen.

(Schluß.)

Das Leben des Isländischen Fischers ist reich voller Entbehrungen und Leiden, ein beständiger Kampf gegen die Natur und die Elemente. Im Monat Februar, wenn eine Eisstrafte den Boden übergieht, wenn

Digitized by Google

der neblige Himmel nur Stürme ankündigt, wenn der bleiche Sonnenstrahl die dichte einer undurchdringlichen Nacht gleichende Dämmerung kaum zu durchdringen vermag: da verläßt der Fischer seine Hütte, seine Familie. Es überläßt seinem Weibe das Spinnen der Wolle, die Bereitung der Butter, seinen Kindern die Obhut über das Vieh. Er geht mit seiner Angelrute den Golf entlang und beginnt sein mühseliges Geschäft. Oft finden sich drei bis vierhundert Fischer zusammen, und im ganzen Lande trifft man beinahe nur die Frauen und Kinder in den Hütten an. Jede Nacht beobachten die Fischer den Himmel; weissagt der Hoyonl einen Sturm, so bleiben sie am Lande; wo nicht, so stehen sie um zwei Uhr des Morgens auf und steigen, nachdem sie ein Gebet verrichtet, in ihre Kähne. Den ganzen Tag über wird gangelt und gefischt, und gegen Abend kommen sie mit vollem Fahrzeug wieder, denn zeigt sich auch der Hoyonl gegen Mittag noch lang, so ist um Mitternacht desto freigebiger. Sind die Männer mit ihrem Fang zurückgekehrt, so beginnt das Geschäft der Frauen, welche die Fische zum Verkauf in Stand setzen. Alle Köpfe werden abgeschnitten und getrocknet, und dies ist das Einzige, was der arme Fischer für sich behält. Der Fang dauert bis zum April, zuweilen auch bis in den Juni. In diesem Monat ist zu gewöhnlich ein großer Jahrmarkt, auf welchem die Fischer den Dänischen Kaufleuten die Früchte ihrer Arbeit andieten. Von vierzig und funfzig Meilen weit findet sich der Isländische Bauer ein: er führt das Vieh mit sich, in dem er auswirbt; am Sattelzeug hängen die Fische, und die übrigen Lebensmittel stecken in wollenen Säcken. Nicht selten sieht man Karawanen von hundert Pferden ankommen, die alle mit Proviant beladen sind.

Der Handel zwischen den Dänen und den Isländern ist größtentheils ein Tauschhandel. Die Isländer erhandeln gegen ihre Artikel Mehl, Salz, Kaffee, Branntwein und einige Gegenstände des Luxus; denn die Civilisation mit ihren Verfeinerungen hat sich auch schon in die arme Hütte des Isländers einzuschleichen gewußt, und mancher Bauer, der sich kein Kleid von Seide anschaffen mag, trinkt Kaffee daraus, will beutzutage seinen Kaffee aus einer Porzellan-Tasse trinken.

Zuweilen sucht der Isländer zwar einen Theil dessen, was er verkauft, mit baarem Gelde bezahlt zu erhalten; dies geschieht jedoch nie ohne vorgängige Unterhandlung: denn es liegt im Interesse der Dänen, Alles in Naturalien zu bezahlen. Das Geld ist übrigens für den Isländer seine mehrentheils Sache; er verwechselt seine Schätze gewöhnlich in Fischen oder in einer Art Tuch, das die Frauen weben. Die nämlichen Artikel sind zugleich der Aebentolohn für Kirchte und Handlanger; und wer einige Species-Thaler sammelt, läßt sie in seinem Kasten ruhig werden. In Island versteht man noch nicht die Kunst, das Geld auf Zinsen anzulegen oder durch Handel zu vermehren. Ein traurige Erfindung des Tauschhandels ist es aber, daß der arme Isländische Fischer, der den ganzen Winter hindurch Hunger, Kälte und Beschwerden erlitten, beim Anblick eines Fäßchens Branntwein vor Freuden außer sich geräth. Alsdann setzt er sich unter seinem Zelte, am Hafen oder in den Straßen nieder und trinkt, um zu vergessen, was er gelitten hat, vielleicht sogar, um die Aussicht auf künftiges Ungemach aus seinen Gedanken zu verbannen. Fühlen sie die Wirkungen dieses Getränkes, so suchen sie nicht etwa Händel und Streit; sie schütteln einander vielmehr die Hände, umarmen einander mit großer Herzlichkeit, steigen dann zu Pferde und machen sich auf den Weg. In ihrer Trunkenheit vergessen sie oder leicht, zu nehmen, was ihnen angeboten wird, oder sie binden ihre Socke nicht fest genug und kommen dann gewöhnlich in ganz traurigem Zustand nach Hause. Einer meiner Freunde begegnete einem solchen Uebereilegen, der mit erbitztem Auge und gesenktem Kopfe heimwärts ritt. An seinem Sattelzeug hing auf der einen Seite ein Fäßchen, aus welchem Branntwein floß, und auf der anderen ein kleiner Sack, der den Weg mit Kaffeebohnen bezeichnete. Der Mann war so stark betrunken, daß er gegen alle Vorstellungen taub blieb. Schon nach einer halben Stunde mußten Sack und Tonne vollkommen leer seyn.

So enden oft dergleichen Handels-Reisen, und der Fischer kommt wieder nach Hause, um von neuem kleinen Vorrath ranziger Butter und an der Sonne getrockneter Fischköpfe zu leben. Sein gewöhnliches Getränk ist Milch mit Wasser vermischt. Er hetzt seine Wohnung mit Torf und gewahlt sie nicht, die er nicht mit den zwischen zwei Brettern getrockneten Rasenstücken bedeckt.

Im Monat August mäht er das Gras, das er sich gezogen hat. Dies ist seine ganze Aernde, und er muß sich noch glücklich schätzen, wenn diese Aernde zum Bedarf seines Viehes hinreicht. In vergangenen Jahre sahen sich die Bewohner von Reykiavik genöthigt, einen Theil ihrer Kühe und Pferde zu schlachten, weil es an Futter zu ihrem Unterhalt fehlte.

Die Isländer sind ernst und schweigsam. Vielleicht hat kein Volk weniger Sinn für Tanz und lärmende Musik. Man sollte denken, das Joch der tyrannischen Natur, in der sie leben, drücke sie Alle nieder. Wohin sie nur ihre Blick wenden, sehen sie Gegenstände des Schreckens oder unbeilvolle Erinnerungen: ein dürres unfruchtbares Land — Asche und Lava — wenige Bäume noch Pflanzen — ein fürchterliches Meer und Eisberge. Mehrere Tage lang haben wir in verbrannter Einöde zurückgelegt, ohne Wasser zu finden, als zufällig, zwischen zwei Felsen, einen Bach, der von Bimsstein ausgetrocknet sind. Keine gebahnte Straße ist zu sehen; nur Fußspuren zieht es, die jeden Augenblick ein überirrender Fluß oder das tiefende Wasser eines Morastes unterbricht. Der Isländer allein kann in dieser unwirthsamen Wüste sich zurechtfinden, wie der Schiffer mitten im Ocean. Hin und wieder erblickt man eine Pyramide aus Steinen, die wie ein Leuchtthurm dasteht, um den Weg zu zeigen, den man im Winter einzuschlagen hat: oder ein kleines Gebäude, das nach und nach von den Bauern errichtet worden ist. Der Erste, der an einem bequemen und gegen den Wind geschützten Orte Halt macht, legt den Grund dazu; dann kommt ein Anderer, der das Werk seines Vorgängers fortsetzt — dann ein Dritter, der nach demselben Plane arbeitet — und jeder Bauer, welcher hier eine Nacht zubringen will, glaubt, seinen Vorgängern und Nachfolgern den Tribut einer Stunde Arbeit entrichten zu müssen. So wird das Monument nachgerade fertig. Die reisenden Isländer wissen, wo sie es zu suchen haben, und bringen hier die Nacht in ihre Mantten zu. Es ist das Zelt der Wüste, das Karawanserai der nordischen Berge.

Hat man auf schlammigen und schwankendem Sumpfboden, oder auf verkalkten Hügellande ein paar Meilen zurückgelegt, so gewährt man plötzlich mit seinen Gefährten einen grünen Fleck vor den Rasenbach, aus welchem Dampf emporsteigt, wie ist ein Haus-Schornstein. Hier wohnt die Familie des Bauern, von der ganzen Welt abgeschieden; an schönen Tagen erhält sie dann und wann Besuche von Reisenden; im Winter aber ist sie sich selbst überlassen. Fünf oder sechs solcher zerstreuten Bauerhöfe bilden eine Gemeinde, die ihren Schulzen und ihren Pfarrer hat. Gewöhnlich man etwas weiter, so zeigt sich eine Hütte mit einem Kreuz darauf: das ist die Kirche. Dann und dann sieht man einzelnen Oasen wieder Lebewohl sagen und einen Weg längs jener Berge fortsetzen, deren zerklüftete Gipfel noch jetzt gewaltige Ausbrüche verkünden. Die weissen Dunkane, welche ehemals Flammen speien, sind jetzt erloschen; und einige sind es schon seit so langer Zeit, daß auch einmal die Erinnerung an ihre letzten Ausbrüche geschwunden ist. Aber noch jetzt scheinet unser Fuß über Krater, die erst ist gestern erloschen scheinen, über breit gebahnte Asche und ein rothes Erdreich, das sich wie der Zinnober eines Kalk-Ofens ausnimmt. Auf einem dieser Krater habe ich die Arabis gefunden, ihren zarten Stengel und ihre weiße Krone über den nackten Kalkboden erhebend. Die letzte Reise Thomas Broce's war einer Pflanze, die „arme Margarete" des Schotten Robert Brown weniger beklagenswerth.

Obgleich aber Island faß allenthalben das Bild der Verödung zeigt, hat es doch auch seine grandiosen Landschaften, seinen erhabenen Charakter. Auf einem der Hügel von Reykiavik steht ein Observatorium, das die Kaufleute gern besteigen, um ihre Schiffe von fern anzugrüßen. Von dieser Stelle habe ich oft die gewaltige Panorama bewundert, das rings um mich her sich entrollte. Die Sonne war oft noch um eine viertel Uhr in der Nacht über dem Horizont, und ihre glühenden Strahlen spiegelten sich wie eine zitternde Feuersäule im Ocean; das Meer war ruhig, nur ein sanfter Wind spielte in den dunkelblauen Wogen, die bald, sich kräuselnd, wie Sterne funkelten, bald wieder sich sanft wieder zurückzogen. Aber den Spiegel des Wassers von dem Festland erheben sich hier und dort kleine Eilande, mit grünem Rasen bekleidet, und an drei Seiten erblickt man einen Gürtel von Bergen, deren Häupter in den Wolken verschwinden. Die nächsten dieser Berge haben ein klares Blau, das ich nicht zu beschreiben vermag. Weiter die Schweizer-Berge, die ich mit den reinen Eindrücken der Jugend durchwandert, noch die Alpen, deren ich es oft und lange bewundert, noch entblaßt sie nicht diese dunkle Tinten ich erblicken habe, zeigen diese reine Färbung, diese leuchtenden Tinten, welche der Maler anstaunt, ohne sie ausdrücken zu können. Etwas mehr in die Ferne gerückt, verschmelzen diese Höhen an ihrer Basis mit den Meereswogen; ihr Gipfel schimmern Purpur und Opal; ein Schneemantel von blendender Weiße umhüllt sie, und die tragen Krone von Eisgacken, die diamantenen Zacken gleichen. Wenn der äußerste Spitze des Gipfels, der „Schneefels", ihr ewig dreifaches Haupt bei heiterem Himmel unter der Sonne erhebt, so gleicht sie einer über den Fluthen thronenden goldenen Wolke. In einem solchen Augenblick nimmt sich jener ganze Theil Islands wir eine südliche Gegend aus. Das Mittelmeer ist nicht klarer als dieser nordische Ocean, der mittäglicher Himmel nicht schöner als dieser nordische Himmel. Während die ganze übrige Erde in Dunkel begraben liegt, leuchtet der Hüter des Islandes der feurumblichste Tag. Jetzt steigen die Kinder des Fischers auf ihr Rasendach und bringen daselbst lange Stunden zu, wie auf einer Italiänischen Terrasse. Ich sah eines Abends zwei Kinder, einen Bruder und eine Schwester, auf der Hütte ihres Vaters sitzen; das brünchtige Mädchen lehnte sich auf den Knaben; ein Tuch bedeckte um sie beume, und vor der Thür der Hütte drehte die Großmutter eine mit Wolle belastete Spindel. Es war, als ob ein Idyll Theokrit's, ein Gedicht Ebenier's, in diese kalte Region entrückt wären, und die Phantasie des Malers hätte seine anmuthigere Gruppe in einer impofantesten Landschaft erfinden können.

Sind die Tage so getrieben Entfernung von der Hauptstadt kann man sich in die vollkommenste Oede versetzt wähnen. Alle Häuser verschwinden hinter den Hügeln, die sie schirmen, und man sieht nur Berge, Himmel und Meer am Horizont. Ein wahres Todesschweigen herrscht in der Natur: selt Vogel zwitschert, kein Blümchen regt sich, keine Menschenstimme ertönt; und selbst wir das nackte, fesslige Haideland zu unseren Füßen, so wächten wir faß behaupten, daß die Natur hier alle Elemente einer prächtigen Schöpfung chaotisch durch einander geworfen und sich nicht die Mühe gegeben habe, ihr Werk zu vollenden.

Dort man vielleicht den diesen prachtvollen Naturscenen, diesen so lebendigen Kontrasten die Anhänglichkeit des Isländers an sein Heimatland beimessen? Hat eine Finsternis von sechs Monaten sie traurig gemacht, so erfreut sie wieder ein sechsmonatlicher Tag. Haben sie die mit Lava und Eisen überdeckten Gebrüch mit Verdruß angesehen, so können sie wieder mit Enthusiasmus das schöne Meer und die majestätischen Berge begrüßen, die vor ihren Blicken sich enthüllen. Ein glücklicher Fischfang, nur leidlich gute Heu-Aernde ist für lange Tage des Leidens und der Beschwerden vergessen. Ein Sonnenblick ist für sie eine Warnung des Glückes, das Lächeln einer kargen Natur, die sich lange knapp gehalten hat und endlich ihren harten Sinn erweicht.

Vielleicht wird ihnen ihr Land auch oben deswegen so theuer, weil es ihnen so viele Mühseligkeiten bereitet. Reisende haben oft die Bemerkung gemacht, daß Bewohner eines rauhen und unfruchtbaren Landes mehr an ihrer Heimath hängen, als Andere. Ist dies ein Gesetz der Vorsehung? Ist es ein natürlicher Instinkt? Ist eine Wirkung jenes Geistes menschlicher Eitelkeit, das uns am meisten an solcher Dinge leitet, die uns die größte Sorge und Mühe gekostet haben? Wie dem

nun sey, wir sehen jedes Jahr eine Menge Menschen die schönen Gefilde Württembergs und des Elsasses verlassen, um einen anderen Welttheil aufzusuchen, während der Isländer dem Vaterlandsgut treu bleibt, auf dem er geboren ist. Man hat öfter den Versuch gemacht, einzelne Isländer ihrem Geburtslande zu entreißen, und hat immer haben diese Versuche schrecklichen Ausfälle von Heimweh zur Folge gehabt. Ich will nur Ein Beispiel dieser Art anführen. Ein Isländer, der nach England gerieth war, lebte schon mehrere Jahre daselbst, und der Schmerz, den er bei der Entfernung aus seiner Heimath empfunden hat, war, wie es schien, vorüber. Er äußerte nach seiner Hütte und nach seinen Bergen keine Sehnsucht mehr; er erlernte eine andere Sprache und lebte ein anderes Leben. Da traf es sich einst, daß Jemand in seiner Gegenwart ein Paar Worte Isländisch redete, und diese wenigen Worte machten ein Heer von Erinnerungen in ihm rege: er weinte, er wurde krank, und seine Freunde sahen sich genöthigt, ihn wieder nach seiner Heimath zu schicken.

X. Neumeier.

Italien.

Das Puppen-Theater zu Mailand.

(Aus Jal's Reise von Paris nach Neapel.)

Ich war ermattet und brauchte Ruhe für meine Augen und für meinen Kopf; also setzt ich mich für den Abend ein Kinder-Vergnügen und ging in den Fantaschini. Die Mailänder Marionetten sind in ihrer Art nicht minder berühmt, als der dasige Dom, der Sitz des heiligen Karl Borromeo, das Abendmahl des Leonardo da Vinci, das Thor des heiligen Ambrosius, der Wegen der Simplonstraße, — vielleicht gesagt, die dabei ich nicht gesehen, und wundere sich darüber, wer mag, es thut mir wirklich nicht leid —; die Bucentini zu Genua und die vielerlei Marionettentheiste, mit denen man zu Paris regalirt wird, gehen bei weitem keinen Vergleich von den Mailändischen. Girolami's Patres thun es im Spiel unserm ersten Schauspieler vom Theater St. Martin gleich, sie tanzen delirös. Den Abend deklamirten sie ein gewiß romantisches Drama hernunter, es hieß: Prinz Eugen vor Temeswar. Das Interesse der Handlung beruht auf einer Liebes-Intrigue, die sich von Katastrophe zu Katastrophe sechs Akte hindurch fortspinnt, — man merke sich's sechs Akte und nicht fünf, wie in den mangelhaften Werken Meister's, Lemaitre's und Martinez'. Dazwischen spielt Girolamo, der Hanswurstmacher, der beschimpft Girolamo, in Kooperals-Uniform und über und wirft mit Witzen und Possen so gewaltig um sich her, daß das gute Mailänder Volk sich in seinem Jubel sicher krank lacht. Hatte mir schon die Verdrießlichkeit des Prinzen Eugen eine rechte Bewunderung eingeflößt, so geriath ich beim Ballet während der Zwischenakte in Extase. Es geht über alle Beschreibung, was diese bösartigen Pygmäen des Taglioni's im Tanze leisten. Die berühmtesten Tänzer, die zu Neapel, London und Paris um vieles Geld engagirt werden, hätten Ursache, das Talent der geringsten unter diesen Puppen wetteifernd zu bewundern. Alle mögliche Sprünge und Wendungen, in horizontaler und vertikaler Richtung und nach allen Seiten, alle die Verzierungen und Kunststücke mit Füßen und Händen, die Verstöße mit in der Luft verweilt ist, sind hier nur auf dem Theater Fiando in höchster Vollkommenheit; wenn endlich die Puppe ihren Tanz exekutirt hat, wenn ihr in reichlichem Maße applaudirt worden ist, wenn zuletzt im Parterre auf das leise St, St, das Flüstern und Wispern der Bewunderung, der begeisterte donnernde Ruf sori, sori! erfolgt, welcher die Künstlerin zurückruft, kann schwerlich sie aus den Coulissen hervor, verdrängt mit selbstbewußtem Anstand, legt die niedliche Hand auf ihr Herz, und wenn sie sich zurückzieht, so hat sie Alles geleistet und gemacht, wie es bei den großen Sängern und den eiteln Tänzerinnen der Skala hergebracht ist. Ruft man sie dann noch einmal, so kehrt sie mit der größten Bescheidenheit zurück; ruft man sie nicht zum zweiten Male, so hat sie mehr Philosophie mit, als Vermöchte Mißbrauch; es verdrießt sie nicht, und sie weint nicht, wie jene Künstlerin — so sagt man wenigstens — zu thun pflegt, wenn der rauschende Beifall nach einer Vorstellung sie nicht wenigstens zu drei- oder viermaligem Wiederhervorertreten nöthigt.

Mannigfaltiges.

— Lagarde und der Marquis d'Argens. Lagarde, nicht weit von Toulon, ist ein elendes Oberdorf, auf einem Felsen gebaut, von wo man die ganze ehemalige Baronie Lagarde überseht. Auf der Spitze des Felsens liegen die Ruinen des Schlosses und einer Kirche, ziemlich schwerverehrt; wahrhaft großartig aber ist die Aussicht, die von hier bis an die See reicht. Die Bewohner von Lagarde leben, das wissen die Götter, in hochpreislicher Armuth. Ihr jährlicher Küchen-Prospekt reduzirt sich auf ein Schwein, das man zum Fettwerden zwingt; ihre Hausvater hat ein solches Thier in einem engen Koben stecken, aus dem es nicht heraus darf. Diese Menge von Schweine-Kellen, die alle von oben her Licht und Luft bekommen und meistens in den Kellern und Souterrains des ehemaligen Schlosses und seiner Dependenzien angebracht sind, nimmt sich höchst sonderbar aus. Der Beelzebegende wüstet diese Restenzen kaum wahrnehmen, wenn ihre Inhaber nicht durch Schmatzen und Grunzen ihre eigenes Dasepn und den Charakter der Dotschaft zu erkennen gäben. — Die Baronie Lagarde gehörte ehemals der Schwester des Marquis d'Argens. Dieser Philosoph fand daselbst einen ruhigen Tod; seine Schwester war nicht so glücklich. Sie lag mit dem Bruder von jeher in eifrigem Streit wegen der gottlosen Meinungen, die er zu verbreiten trachtete, und von denen sie die übelsten Folgen prophezeite. „Ihr bringt es noch zu einer Empörung. Du sammst Deinem Heeren von Voltairer", sprach sie; „morgen lassen sich's die Bauern einfallen, und keine Zehnten mehr zu geben, und übermorgen sagen sie uns gar weg." — „Ich, was!" erwiderte der Marquis, „Du bist doch immer ängstlich; so lange wir leben, wird's schon noch so gehen." — Es ging wirklich, so lange er lebte, und als man ihn zu seinen Vätern versammelte, läuteten ihm die Glocken der Schloß-Kapelle nach; man hielt eine Lobrede an seinem Grabe; alle Eselleute aus der Nachbarschaft und alle Bauern aus der Baronie geleiteten ihn zur Gruft. Die Greisen von Lagarde sind aber heute noch rüstig und munter. Als das Schreckens-System herrschte, wurde sie weggejagt, ihr Vermögen fonsfizirt; am Ende verflatterte man der alten, armen, verlassenen Frau aus Gnade, in einem Hospital zu sterben, wo die öffentliche Wohlthätigkeit ihr Bett und ihren geringen Bedarf bestritt.

(Jal, De Paris à Naples.)

— Eine Kriegslist. Das Schloß Kandia war ursprünglich, wie alle anderen Schlösser in dieser Gegend, zur Abwehr gegen die Raubzüge der Sarazenen gebaut worden. Seine tapferen Bewohner hatten viele und hartnäckige Angriffe mit Erfolg abgewehrt; einmal aber kamen sie in große Noth, aus der nur die Schlauheit eines Einzigen sie errettete. Das Schloß war seit mehreren Tagen eng umstellt; zwar war der Mauren des übrigen Feindes auf die Wälle abgeschlagen worden, aber die Lebensmittel gingen aus; ein einziges Kalb war noch im Schlosse, das aber kaum zu einer Mahlzeit für die Mannschaft hinreichte. Was war zu thun? — Ein Kriegsmann dreßet auf eine List; es wurde ein Zettel geschrieben, wie folgt: „Ihr seyd nicht klug genug, uns zu bezwingen; vielleicht macht euch der Hunger schmack, da habt ihr was zu beißen. Wir wollen euch jeden Morgen zu essen schicken; denn wir wollen den Sieg im Kampfe gegen eure Bottlosigkeit nicht einer Ohnmacht, sondern Gott, der heiligen Jungfrau und unserer Muthe verdanken." Dieses Brief band man dem Kalbe um den Hals und warf es den Sarazenen vom Wall hinunter zu. Da gaben sie alle Hoffnung auf, einen so wohlversehenen Platz einzunehmen, zogen ab und verließen das Land.

(Jal, De Paris à Naples.)

— Das Innere der Mailänder Dome. Der innere Raum der Kirche erschien mir eben so schön- als edel. Die Wölbung ist zwar nur gemalt, aber wem nicht eine lange Gewöhnung und ein trefliches Auge zu Statten kommt, der bemerkt die Täuschung nicht. An der Ausschmückung dieser Heiligthums hat Franz Brambilla, ein geschickter Künstler, gearbeitet; man sieht mehrere treffliche Skulpturen von seiner Hand. Den Marco Agrate ist eine phantastische Statue, vorstellend den heiligen Bartholomäus, wie er geschunden seine Haut unter dem Arme trägt. Man hat diese Bildsäule scharf kritisirt, aber trotz des Gauens, welches der Anblick einflößt, halte ich sie doch für ein schönes Werk; den größten Werth hat sie jedoch als Studium. Freilich wäre sie als solches in einer Akademie der zeichnenden Künste oder in einem anatomischen Kabinet besser an ihrem Platz, als in einer Kirche, da aber die Fehlmöglichkeit sich einmal mit den Ideen und Darstellungen vom Märtyrerthum verbraut gemacht hat, so kann sie sich am geschundenen Bartholomäus eben so gut erbauen, als am heiligen Dionysius, der ohne Kopf hinwandelt, oder an den Todesjuckungen des heiligen Lorenz, und Sebastian.

(Jal, De Paris à Naples).

— Amerikanische Kriegsgegenwart. Im Französischen Departement der Niederhöfe liegt nahe bei der Abtei St. Rubin ein Irrenhaus, das von frommen Klosterbrüdern unterhalten wird, die den Namen „Besitzer des heiligen Johannes" führen. Die guten Mönche behandeln die Irren mit der größten Sanftmuth und lassen ihnen volle Freiheit, mit alleiniger Ausnahme jener tiefen Zwischenräume, wo der laute Ausbruch ihres Wahnsinnes eine solche Freiheit gefährlich machte. Um sie zu zerstreuen, fährt man sie in das Nebenhaus und beschäftigt sie hier auf eine Weise, die ihren Kräften und ihren Gewohnheiten zusagt; der Eine ist Thürsteher, ein Anderer Gärtner, ein Dritter Koch u. s. w. Einer der trommen Väter dieser Anstalt legte einst einen Beweis merkwürdiger Geistesgegenwart ab. Der ehrwürdige Bruder befand sich in der Küche; er unterhielt sich ganz unbefangen mit einem Dutzend Irren, deren Sanftheit und Fast vernünftiges Benehmen ihn auch nicht die geringste Besorgniß einflößte. Da zog einer von ihnen zwei oder drei seiner Kameraden bei Seite und machte ihnen mit gedämpfter Stimme folgenden Vorschlag: „Sehen sei langer Zeit müssen wir uns mit einer überaus mageren Suppe behelfen, jetzt ist ein Gelegenheit da, sie schmackhafter zu machen; ich will euch, sagt er, mich schlachten. Laßt uns den Bruder Moritz in den Kessel werfen, und unsere Suppe wird ungleich besser seyn." Kaum war dieser Vorschlag gemacht, als alle Irren demselben beistimmten und sich dem frommen Bruder nahten, um ihr Vorhaben ins Werk zu richten. Es lag allerdings etwas Schreckliches in dem Anblick jener Rotten, die nicht danach aussahen, als ob sie irgend einem Vernünftigen Gutes thun könnten. Auch Bruder Moritz war im ersten Augenblick ganz verblüfft; aber er faßte sich bald, und von der Ihre durchdrungen, daß er nur mit kaltem Blute und voller Geistesgegenwart einem üblen Ausgange vorbeugen könne, machte er sogleich gemeinschaftliche Sache mit ihnen, verstherte, daß er ohne Zweifel eine vortreffliche Bouillon abgeben werde, und wünschte deshalb nichts, als nur recht bald in den Kessel zu werden.

„Aber", setzte er mit höchst bedenklicher Miene hinzu, „ich gebe euch nur Eines zu bedenken: Wenn ihr mich mit allen meinen Kleidern in den Kessel werft, wird die Suppe verderben und ihr einen Zweck doch nicht erreichen; wartet daher einen Augenblick, bis ich meine Kleider von mir gethan habe, und ich will sogleich zurückkehren und mich zu eurer Verfügung stellen." — „Das ist auch wahr!" riefen die Tollen durch einander, „daran haben wir nicht gedacht; kleiden Sie sich schnell aus und lassen Sie uns nicht warten." — Es läßt sich denken, daß der Bruder Moritz sich beeilte, davon zu kommen, und glücklich war, auf diese Weise dem gewissen Tode zu entrinnen. (F. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Montag den 22. August 1836.

Frankreich.

Die Anhänger der Lehre von der leiblichen Unsterblichkeit.

Es gab einen Augenblick im Leben Europa's, wo der Mensch an nichts zweifelte. Man hatte in einem Korn Salpeter und Kohle eine Macht entdeckt. Die Wissenschaft drang, mit dem Teleskop in der Hand, auf der Sternenbahn vorwärts; der Kompaß mit seinen nützlichen und wunderlichen Geheimnissen ward entdeckt. Eines Tages plagte, wie vom Himmel gefallen, eine Nachricht auf die Märkte von Genua, Venedig und Florenz herein, wagegen alle Nachrichten, welche Fama seitdem verbreitet hat, nur Kinderwärchen sind: es erfuhr die Kunde, daß eine neue Welt von einem Italiäner entdeckt worden, eine Welt am anderen Ende der Meere, eine Welt mit einer völlig riesenhaften Natur, mit unbekannten Bäumen, Menschen und Thieren. Heutzutage kann man sich kaum einen Begriff machen von der Erschütterung, die der Italiänischen Einbildungskraft durch diese unerwarteten Offenbarungen mitgetheilt wurde. Alle Geister waren wie im Taumel; die fabelhaftesten Tage der Titanen schienen in der Geschichte sich verwirklichen zu wollen; man dachte den Himmel zu erstürmen; man suchte nach dem Ossa und Pelion. Gott war in den Bereich des menschlichen Verstandes gekommen; es gab keine Geheimnisse mehr in dem Triebwerk des Weltalls. Die Alchymisten hielten alle Proteus-Gestalten unter ihrer Gleiche gefesselt; mit den Erscheinungen zugleich war auch ihre Erklärung da; man hatte endlich das Wort zu dem Räthsel gefunden, das in allen Windern, Wäldern und Meeren weiterlebte; man hatte den Schöpfer auf der That ertappt.

Das war eine Zeit des Stolzes, der Ueberheit, des Atheismus und der Ueppigkeit. Selbst der Glaube der Römischen Gesellschaft wurde wankend; Luther und Kalvin wollten wenig sagen, nun das Teleskop einen Galilei und Kopernikus Vermuth lehrte. Kopernikus hatte geschrieben: „Hätten wir nur Instrumente, wir würden den Lichtwechsel der Venus eben so sehen wie den des Mondes.“ Der deutsche Astronom hatte aber, als er diese Wahrheit zu Papier gebracht, nicht den Mund gehabt, sie zu verbreiten; er gab sein Buch heraus und starb am folgenden Tage, um allen Verfolgungen und Verfolgungen zu entgehen. Als die Instrumente entdeckt waren, wurden die Phasen der Venus, der Ring des Saturn, die Trabanten der Planeten, mehr oder minder zahlreich, je nach ihrem Abstand von der Sonne, wahrgenommen. Dies Alles schien gegen einige Stellen in der heiligen Schrift zu verstoßen, die den Galilei und den Kopernikus nicht vorausgesehen hatten. Amerika brachte vollends gänzliche Verwirrung in das erste Kapitel der Genesis. Die Kirche entschien vor der unverweiblichen Umwälzung, die diese Dinge in den Gedanken zu Wege bringen mußten; die Mehrzahl aber ließ sich vom Dämon des Hochmuths beherrschen; es war ihr sehr gleichgültig, ob die Pforten der Hölle über den Vatikan den Sieg behielten, sie fand im Gegentheil in diesen großigen Phasen des Augenblicks eine Aufforderung mehr, ein lustiges Leben zu führen; man schien das Ode gegen die Schrecken der Einsamkeit, weil die Hölle durch Amerika's Entdeckung in Zweifel gestellt war, mit noch mehr Ode; denn es ja eine gabe, bald ein alchimistisches Geheimniß zu entdecken hoffte, um ihre Flammen zu ersticken oder in ewigem Behagen darin zu leben.

Die Müßiggänger und Reichen, die sich von den Wundern unterhielten, welche sie selbst gesehen oder von ihren Vätern hatten erzählen hören, waren sich leicht, daß die Welt einer neuen Aera entgegenginge, und daß jeder Tag etwas Ungeheures gebären müsse. Die Ueberspannteten zweifelten nicht, daß man von Entdeckung zu Entdeckung zuletzt durchaus zu etwas noch Verzüglicherem gelangen würde, als die bloße Erstickung der Höllenflammen, nämlich zur Unsterblichkeit des Körpers. Jedenfalls, sagten sie sich, besitze die Natur ein Geheimniß, das einst dem Tod auf Erden ein Ende machen werde, und alle Verfolgungen der Wissenschaft und Phantasie mußten dahin zielen, ihr dieses Geheimniß zu entreißen, gegen welches die Wichtigkeit der Auffindung Amerika's, des Saturn-Ringes und des Schiefspulvers zu Nichts herschwinde. Es wurden also Pläne entworfen, um den Tod zu tödten.

Ein Graf von Bolsena, der unermeßliche Einkünfte hatte und den der Gedanke, daß er dieselben durch den Tod verlieren müsse, ganz trostlos machte, stellte sich an die Spitze einer geheimen Gesellschaft, die nicht den Stein der Weisen, sondern die Unsterblichkeit suchte. Diese Sekte versammelte sich in einem Schlosse auf der großen Insel des See's von Bolsena. Ihre Residenz ist jetzt zerstört, wenigstens sind nur noch Trümmer davon vorhanden. Aber die Insel der Akroten zeigt sich noch immer den Blicken des Arminiens-Reisenden, wenn er rechts das Dorf San Lorenzo Nuovo hinter sich hat und den herrlichen See von Bolsena, einen ehemaligen Vulkan-Krater, vor sich sieht.

Der Graf von Bolsena hatte sich, als Verbündete Amerigo Vespucci's, vorgenommen, auch seinerseits eine Entdeckung zu machen, die für die Menschheit noch nützlicher sein sollte, als die Eroberung einer neuen Welt. Er war ein Mann in seinen besten Jahren, also ziemlich sicher, daß der Tod ihn nicht verrathrisch ereilen werde, ehe er das Geheimniß, ihm zu entkommen, aufgefunden hätte. Die Akropten hielten unter seinem Besitz auf dem See so oft eine Zusammenkunft, als Einer von ihnen der Gesellschaft eine Mittheilung zu machen hatte. Mit gewichtigem Ernst hörten dann die Anderen ihm zu; man debattirte über das von den Akropten entdeckte Mittel zur Unsterblichkeit, und man ließ sich nur mit Versuche ein, wenn man einstimmig der Meinung war, daß eine Aussicht des Gelingens da sey. Dann nahm man einen im Sterben begriffenen Greis, erprobte an ihm das Mittel zum ewigen Leben, und am nächsten Morgen starb der Alte.

Die Gesellschaft ließ sich aber nicht entmuthigen. War der Greis todt, so wurde einmüthig dahin erkannt, daß die Probe schlecht und das Verfahren fehlerhaft gewesen sey. Hatte man dies zugegeben, so fing man von neuem an, sich in Gebräuchen zu versenken; man studirte die Heilkräuter und preßte ihren Saft aus; man vermischte ebaue Pflanzen und Gifte, um das Prinzip des Todes durch die Kraft des Lebens-Elements zu neutralisiren: man pflückte Schierling mit der linken Hand, die rechte auf dem Rücken, bei düsterem Wetterschein im März- Mond; man sprach ganz leise das unterirdische Wort aus, das Wort, von dem das Papier verbrennt, wenn man es niederschreibt, und die Lippe, die es entschlüpft; man sang im Ober den Spruch des Psalmisten: In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum, oder rückwärts, vom letzten Wort zum ersten aufsteigend: in dem hohen magischen Combinationen eine furchtbare Getreuerklärung, worüber die Hölle jauchzt und die den Teufel dem Menschen hienbar macht. Man erschöpfte Wissenschaft und schwarze Kunst. Die Akropten verzehrten sich fortbrudo, aufgerieben von der Flamme der Nachtwachen, und sie starben mit einem den übrigen Menschen fremden Schmerz, weil sie glaubten, eine Stunde länger geleht hätte sie vielleicht in das große Arkanum eingeweiht, welches ihren glücklichen Mitbesitzen unsterbliche Leiber verleihen sollte.

Um die Lücken ihrer gelichteten Reihen wieder auszufüllen, hob die Gesellschaft neue Mitglieder aus. Aber sie ließ nur leidlig organisirte Individuen, deren unbezwinglicher Muth über die schrecklichen Prüfungen der Aufnahme geliegt hatte, in ihren Schooß zu. Die Gesellschaft wollte keinen Feigen in ihrer Mitte eine Zuflucht gewähren, Keinem, der in der Einweihung eine sichere Schutzwauer gegen den Tod zu finden hoffte: nur denjenigen erhielte sie den Akropten-Titel, die bewiesen hatte Verachtung, welche dieselben gegen das Leben bezeugt, der Unsterblichkeit würdig erachtet hatte.

Bei den fürchterlichen Proben sank auch dem Tapfersten oft das Herz; der Aufzunehmende wurde mit verbundenen Augen in unterirdische Räume geführt, über denen die Wellen des See's von Bolsena tobten; er hörte seltsame, undekannte Töne und Stimmen, Wasserfälle und Ergießungen das Wasser des See's träufelte durch die dünne Decke, und überschwemmte ihn bald mit einem eisigen Regenschauer, gleich als ob er von einem Giftbach fortgewälzt würde; er hörte über seinem Haupte das Rad einer Mühle wie über dem Schaum eines Schlundes sausen, verbunden mit dem Geraffel von zerrostetem Eisenwerk und Zähnklappen einer gewaltigen Kinnlade, wenn die Wogen mit furchtbarer Heftigkeit dagegen schlugen. Zichte der Aufzunehmende im Ernstnehmen, so empfingen ihn zwei tödtige Arme, man brachte ihm einen Schlafentrunk bei, und wenn er erwachte, fand er sich allein, weit weg von Bolsena, auf einem wilden Kamm der Apenninen. Die Einweihungs-Ceremonie war jedoch nicht immer dieselbe; vielmehr wurde das Maaß der Prüfung nach dem Charakter des künftigen Akropten bestimmt. Manchmal stieß man ihn bei finsterer Nacht auf das natürliche Granit-Piedestal, welches über den hohen Wasserfall von Biabi hervorragte. Dabei erbrüte man ihm noch ausdrücklich die liebreiche Warnung, er solle sich keinen Zoll breit von der Stelle bewegen, was er auch immer hören möchte. Eine mächtige Schlesie hielt die ruhigen Gewässer der Katarakte in ihrem oberen Bett zurück. Auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich diese Schleuse, und das tiefe Schweigen der Nacht ward plötzlich von dem schrecklichen Getöse der feuterecht in den Abgrund hinabstürzenden Wogen unterbrochen. Einer der unglücklichen Gerüsten verzagt die Warnung, sprang vor Schrecken auf dem schmalen Piedestal in die Höhe und eilte in die Tiefe der Schlundes hinunter. Es wurde ihm ein prächtiges Leichenbegängniß angeordnet, und man nahm ihn nach seinem Tode als Akropten der Unsterblichkeit auf: das nachgefertigte Diplom ward ihm ins Grab mitgegeben.

Digitized by Google

Eines Tages trat ein Abept, der in großem Ansehen stand, in den Sitzungssaal. Man nannte ihn gewöhnlich den Biterber. Die Gesellschaft zählte mit Hinsicht auf den Erfolg ihres Werke fast auf ihn. Er hatte noch nichts erfunden, aber man behauptete, er sey nicht der Mann, der eine Sache dem Zufall anheimgebe, und sein erster Versuch werde sicherlich ein Triumph seyn. Seine Erscheinung erweckte diesmal ein besonderes Interesse, weil er nackt war und an derjenigen Stelle des linken Arms, wo man sonst die Tasche trägt, ein buntseidenes Band trug. Ein Adept, der auf diese Weise an dem gewöhnlichen Ort der feierlichen Sitzungen erschien, hatte der Gesellschaft etwas Wichtiges mitzutheilen. Es trat eine tiefe Stille ein. Der Adept machte sein ernstes Band los, und der Präsident bewilligte ihm das Wort.

Das Gheimniß des Lebens war endlich gefunden; bei den ersten Phrasen des Redners nach der Eröffnung ein enthusiastischen Beifall aus; von dem Augenblick an war er ein Gott. Das Geschehene; er war nicht mehr; der Adept von Biterbo hatte dem höllischen Gespenst den Kopf zertreten. Leider verlangte der Entdecker der Unsterblichkeit zwölf bis funfzehn Jahre Zeit, ehr er seine Mitbrüder den Triumph seiner Erfindung genießen lassen könne. Die Einen erwiderten, wenn es sich um die Ewigkeit handle, dürfe man sich an ein so Geringes nicht stoßen. Andere machten bemerklich, es sey doch ärgerlich, daß die Wohlthat der Entdeckung für diejenigen Adepten verloren ginge, die noch vor dem Tage des Verfuchs stürben. Diesen antworteten man, daß die Gesellschaft sich vorgesehen, ein Auferweckungsmittel zu entdecken und es auf die innerhalb dieser funfzehn Jahre verstorbenen Bestehe anzuwenden. War erst das Schwierigste errungen, so blieb das Uebrige ein Kinderspiel.

Die Gesellschaft bestand alle sich mit Chemie zu wappnen; man entschied sich für die strengste Befolgung alles dessen, was der Adept von Biterbo anempfehle, und von diesem Tage an sollte kein Bruder mehr auf neue Versuche sinnen, weil das von dem Biterber vorgeschlagene Verfahren alle Bürgschaften des Gelingens darbiete, die der ängstlichste Skeptizismus nur fordern könnte.

Zunächst hatte der Biterber Adept ein dreijähriges Mädchen und einen vierjährigen Knaben verlangt, beide so schön, als Kinder von diesem Alter es nur seyn können. Die Adepten waren mächtig und reich und lebten in einer Gegend, die außer dem Bereich jeder Heeresfchl lag. Sie fanden dahre ohne Mühe die verlangten Kinder; heimlich entführte man sie und brachte sie in die Landschaft von Bolsena. Das kleine Mädchen erhielt den Namen Vita (Leben), der Knabe wurde Aaggio (Strahl) genannt. Man schloß sie abgesondert in zwei mit hohen Mauern umgebene, aber anmuthsvolle Gärten ein, in welchen man für Alles gesorgt hatte, was zur Entwickelung des Körpers und der Gesundheit beitragen kann. Es waren zwei köstliche Gefängnisse, mit immergrünen Rasenplätzen, schönen Orangen-Gehölzen, fremdruden Quellen und Bassins; zwei das irdische Paradies kannte nicht schöner seyn. Die Adepten verpflichteten sich, Vita und Aaggio nie anders durch einen Eischwur, der Reihe nach über Vita und Aaggio zu wachen. Dieser Wachtdienst wurde aufs regelmäßigste organisirt. Es handelte sich darum, alle Bewegungen der Kinder zu beobachten, ohne sich jemals von ihnen erblicken zu lassen, und ihnen des Nachts, wenn sie schliefen, ihre Speise an einen in die Augen fallenden Ort hinzusetzen. Die Aufseher mußten alle Morgen Rechenschaft von dem Geschäft Bericht erstatten. Vita und Aaggio waren noch jünger, als der Biterber es gefordert hatte. Sie standen in dem Alter, welches kein Bild der Vergangenheit in die Zukunft mitbringt; ihr Leben hatte noch nicht angefangen, als sie in den Gaeten kamen, der so lange ihr Gefängniß seyn sollte. Bei verschiedenem Alter konnten ihre Erinnerungen sich nicht weiter zurückerstrecken, als auf die Rasenplätze, wo sie ihre ersten Schritte versucht hatten. Diese beiden Wesen hatten also der Welt noch nicht angehört; sie hatten nur Bäume, Blumen, Vögel, aber nie ein menschliches Antlitz gesehen. Die Wächter, die allen ihren Bewegungen folgten, konnten über die Menschheit im Natur-Zustande auf eine merkwürdige Weise studiren. Vita und Aaggio durch eine hohe Mauer von einander getrennt, verfuchten sich zu benehmen ganz gleichen Stellungen, Gewohnheiten und Bewegungen. Man hätte manchmal glauben können, sie könnten sich sehen und ahmten einander nach. Sie wachten um dieselbe Stunde auf, stritten auf dem Rasen, fangen der Vögeln nach und warfen sich in das Bassin, dessen Morgenfeische ihnen Schauer und Lachen erregte. Dann verfpeisten sie mundet ihre tägliche Kost, ohne sich, wie es scheint, um die Anschauer zu kümmern, die ihnen ihr Festmahl bereitete. Selten fand man sie in einer nachdenkenden Stellung. Wenn ein trüber Schatten sich auf ihre ruhigen und heiteren Gesichter lagerte, stammten sie nicht, sich auf den Rasen hinzustrecken und einzuschlummern. Das Bedürfniß des Schlafes machte sie träumerisch und traurig. Sie betrachteten oft am Mittage die Sonne mit unverwandten Blicken, lachten sie an, und in einander Freunde, der sie in ihrer Einsamkeit waren, und sangen ihr zum Dank die harmonische Hymne, die sie den Lerchen und Nachtigallen abgelernt hatten. Der Adept von Biterbo bewohnte ein Schloß in der Nachbarschaft von Monterost. Er kam regelmäßig alle sieben Tage nach der Insel von Bolsena, um die Berichte der Aufseher zu lesen und selbst durch die geheime Oeffnung die Fortschritte der beiden Kinder zu beobachten. Dann pflegten die Adepten sich zu versammeln. Man umringte den Biterber und beklürmte ihn mit Fragen; er aber verharrte in unerschütterlicher Ruhe und antwortete seinen Brüdern nur in Orakeln. Einige Geeise, denen es sehr um eine baldige Bewährung des Versuchs zu thun war, hatten den Erfinder gefragt, ob es nicht möglich sey, die Sache um einige Jahre zu beschleunigen; und der Biterber antwortete:

„Der Weinstock von Montereft hat beim Neumond getrieben; lasset noch dreimal die Rebe gelb werden und die Trauben sammeln; der Weinstock von Montefiascone liebt das Erdbad, das aus dem See von Bico kömmt; der See von Bico ist das gläserne Auge, durch welches die Bewohner der Tiefe emporschauen. Das Wasser des Bergflusses von La Paglia muß zur Weinlese von Bico getragen werden. Der Bergstrom ist eingetrocknet, lasset den Regen sich über die Marcmmen ergießen. Unser Kinder sind schön; Vita, meine Tochter, ist golden wie der Stern Iris, wenn er über den sprudelnden Kegel von Radicofani emporsteigt; Aaggio, mein Sohn, ist Mann wie unser erster Vater. Lasset den Weinstock von Montereft noch dreimal knospen." Auf diese Worte war nichts zu erwidern, man verneigte sich ehrfurchtsvoll; jeder bewunderte sie in seinem Herzen, und die ganze Gesellschaft verschied; erstaden ihrer zwei, ehe der Weinstock von Montereft dreimal gebildet hatte. Man scheid auf ihr Grab: Dormiunt et expectant.

(Schluß folgt.)

Correspondance privée et inédite de Louis XVIII, pendant son séjour en Angleterre. (Briefe Ludwig's XVIII., während seines Aufenthalts in England). Brüssel, 1836.

Die vorliegenden Briefe Ludwig's XVIII. waren ursprünglich an den vom Herzoggeber nicht genannten Grafen von Avaray gerichtet, der bekanntlich den Grafen von Provence auf dessen Flucht von Paris nach England im Juni 1793 begleitete und seit der Zeit fast ununterbrochen um die Person des hohen Flüchtlings blieb. Doch im Jahre 1810 nöthigte ein Lungenübel den Grafen von Avaray, den Winter auf Madeira zuzubringen, wo er in dem darauf folgenden Jahre starb. Wie es scheint, hat Ludwig damals die Besorgniß gehegt, seine Briefe möchten durch einen Zufall irgend einem Londlicher Buchhändler in die Hände fallen; es finden sich daher auch fast gar keine Nachrichten von dem besonderem Belange in dieser Korrespondenz, noch wird dadurch irgend ein wichtiges Aufschluß über die Politik der damaligen Zeit gegeben. Wenn Bonaparte die Briefe seines Rivalen aufgefangen hätte, so würde er dadurch auch nicht um ein Jota mehr Einsicht in die öffentlichen und Privat-Verhältnisse besessen erlangt haben, als aus den gewöhnlichen Berichten der Tagesblätter. Alle und haben diese einfachen schriftlichen Mittheilungen nur so mehr Interesse, als sie dazu beitragen, über den persönlichen Charakter eines Fürsten, unter dessen Regierung Frankreich wieder die Ruhe und den Frieden erhielt, den es seit dem Ausgange der Revolution entbehrt hatte, einiges Licht zu verbreiten. Wie wollen daher anderen Personen einige der vertraulichsten und einfachsten Briefe Ludwig's XVIII. hier mittheilen:

„Hartwell den 9. Oktober 1810. Ohne Zweifel werden Sie bei der ununterbrochenen Communication, die zwischen Portugal und Madeira besteht, die Nachrichten der Halbinsel auf direktem Wege eher, als von England aus erhalten. Sie werden demnächst auch von der Ankunft meines Neffen in Malta vielleicht schon gehört haben. Es freut mich, daß derselbe braunlich gesunden, aber er hatte doch wieder Ursache, seinen Geschmack B. P.'s (Bonaparte's) an Kälte noch etwas vermehrt gewußt haben, denn seine Pigmenten sind wenigstens keine Dunnkelpfe. Was mag aber wohl die Absicht bei diesem Ausfluge sein? Ich kann es nicht errathen. Man sagt zwar, Lucian habe sich mit seinem Bruder entzweit. Aber können wohl die Zwistigkeiten unter zwei Schelmen, die noch ein und dasselbe Interesse haben, von Dauer seyn? Im Norden scheinen die Sachen friedlich genug zu stehen. Durch welche Mittel wohl von der Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden Krieges überzeugt, als durch B. P. selbst, der im Moniteur öffentlich bekannt machen läßt, daß er noch nie in besserem Einverständnisse mit Rußland gestanden, als gerade jetzt. Der gute Alexander! Es ist wohl hohe Zeit, daß er etwas vorsichtiger zu Werke geht. Es möchte sonst kaum noch ein Jahr vergehen, und er wird sich in gleiche Lage versetzt sehen, wie sein unglücklicher Nachbarstaat."

— Zur Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, war man im Publikum weit entfernt, die Wahrscheinlichkeit einer Wiedereinsetzung zwischen Napoleon und Lucian zu ahnen, noch weniger aber in Rußland, daß ein so schneller Bruch zwischen Rußland und Frankreich kommen würde.

Die Geburt des Königs von Rom, ein Ereignis, das alle Welt in Bewegung setzte und das den Interessen Ludwig's XVIII. den sinrchterlichsten Stoß zu versetzen schien, wird von demselben fast mit prophetischer Resignation als ein höchst geringfügiger Umstand aufgefaßt.

„So haben wir denn", schreibt er an seinen Freund, „einen Knaben in Frankreich Plantagenet. Der ersteste wird sich an Kreisch und Blut der unglücklichen Opfergabe oder an dem untergeschobenen Prinz sey, was tümmerts uns? — Manche Leute wollen diesem Ereignisse gern eine ungemeine Wichtigkeit beilegen. Ich bin dieser Meinung eben nicht; mein Dilemma ist folgendes: Hat uns Gott wirklich zu dieser Trauwei auf einig bestimmt, um so kann es B. P. ebenbens an treiem Nachfolger mangeln; ist aber unterersteis die göttliche Strafe nur auf eine gewisse Zeit über uns verhängt, so werden alle Kniffeln in der Welt den Umsturz des gottlosen Gebäudes nicht verhindern können."

Ludwig XVIII. schreint den Versuch des Herzogs von Orleans, sich an die Spitze der Spanischen Insurrection zu stellen, nicht ohne einige Unruhe bemerkt zu haben. Es war dies ein Versuch, den Herr Sartans und seines Gleichen noch jetzt dem Könige Ludwig Philipp zum Vorwurf machen, als ein Beweis, daß, wenn er nicht die Lasterte in Hand' se Bille von demselben gerührt hatte, er hätte nie der Waffen gegen Frankreich gestützt, dies Verdienst doch keinesweges ihm selber zuzuschreiben sey. In dem hier folgenden Briefe lesen wir:

„Hartwell, den 3. November 1810. Der Herzog von Orleans ist von den Cortes noch Sevilien beordert worden; der Antrag war in jener monströsen Versammlung (monströs nenne ich sie, weil die Annalen Spaniens kein Beispiel von einer Versammlung der Cortes aufzuweisen haben, in der nur drei Granden zugegen waren) am 24. September eingebracht und ging mit einer Majorität von nur fünf Stimmen durch. Die Ausführung des Dekrets ward der Regentschaft übertragen. Ein Mitglied denachrichtigte sofort den Herzog von Orleans von dem,

Digitized by Google

was voeging, und rieth ihm, selbst vor den Czaar zu erscheinen; er eilte auch sogleich hin, ward aber nicht vorgelassen, sondern an die exekutive Gewalt verwiesen. Als er nach seiner Wohnung zurückkehrte, fand er den Gouverneur von Cadix, der ihnen auf ihn wartete und ihm auf eine höfliche Weise so lange Gesellschaft leistete, bis er ihn an Bord des Schiffes gebracht."

Wir können aus diesem und dem nächstfolgenden Schreiben Ludwig's XVIII. das Prinzip erkennen, das seine ganze Politik im Jahre 1823 in Bezug auf die revolutionairen Spanischen Heere geleitet:

„Hartwell, den 5. Februar 1811. Man sagt (und die Nachrichten von Paris und Cadix hiernn mit einander übereinstimmen, so dürfte wohl etwas Wahres an der Sache seyn), daß B. P. die Absicht habe, Ferdinand auf den Thron von Spanien wieder ein zusetzen, unter der Bedingung, daß er eine Schwester der unglücklichen Marie Louise heurathe. Unterdessen aber hätten die Cortes erklärt, (wenigstens heißt es so in einer Zeitung von Cadix), daß sie Ferdinand nicht anerkennen würden, wenn er unter dem Schutze eines Tyrannen, eines Usurpators des Thrones Ludwig XVIII., nach Spanien käme. Wie seltsam, die Rechte eines auswärtigen Souverains in Schutz zu nehmen, während sie die des eignen offenbar usurpiren. Diese Intelenquenz rühet lediglich von dem tief so allgemein verschmten Glauben an eine Volks-Souverainetät her, die, wie es scheint, sich das Recht anmaßt, jede Revolution, die ihr behagt, zu veranstalten, wofern sie nur ohne Blutvergießen abläuft. Zu welchem Unsinn wird diese unglückselige Lehre nicht noch führen? Würden sie wohl glauben, mein Freund, daß der König von Schweden, Gustav IV., nicht nur das Betragen seines Oheims verdrießlich, sondern selbst bekämpfet, daß er ihn als den legitimen Souverain anerkenne?"

Unsere Leser werden sich gewiß erinnern, daß der König von Schweden, Gustav IV., stets eine Art von romantischer Freundschaft gegen die exilirten Bourbons bewiesen. Als er seinerseits ins Exil gehen mußte und bei dieser Gelegenheit England besuchte, scheint Ludwig ihm mit alter Freundschaft und Zuvorkommenheit entgegengekommen zu seyn, die seine eignen beschränkten Umstände ihm gestatteten. Allein sehr bald bemerkte er, daß Gustav an seinem Unglücke leider selbst schuld war.

„Hartwell, den 13. März 1811. Der König von Schweden wird morgen von hier abreisen. Er geht zunächst nach Helgeland, sodann nach Rudell, wo er mit Schweden wegen seines Privatvermögens in Unterhandlung treten will, von dem er seit langer Zeit auch nicht einen Pfennung gesehen hat. Von da will er nach Stralsund gehen um endlich nach der Schweiz zurückzukehren. Der arme Fürst! Ich fürchte, daß er sie immer das Glück eingebüßt, das er in der That so sehr verdient. Nicht etwa, daß er den Verlust seiner beiden Würde bedauerte: er spricht vielmehr mit einer Gleichgültigkeit davon, wie man es kaum glauben würde, wenn man es nicht, wie ich, mit angehört hat. Nur Rube ist es, nach der er sich sehnt, aber das ewige Herumtreiben ist der Weg nicht, um dieselbe zu finden. Er verfehlt stets sein Ziel zu erreichen. Uebrigens scheint er mir auch, obgleich er mit niemals in dieser Beziehung etwas anvertraut hat, von häuslichem Kummer gedrückt zu seyn. Ich wünschte, er wäre nie nach England gekommen! Die vertrauenden Freimaurer und ihre würdigen Nachtömmlinge, die Illuminaten, waren, glaube ich, die Ursache seines Unglückes und haben ihn auch, seitdem er den Thron eingebüßt, nicht aufgebört, zu verfolgen."

Der im November 1811 erfolgte Tod der Gemahlin Ludwig's XVIII., Marie Josephine von Savoyen, ist das einzige wichtige Privats-Ereignist, das während der vorliegenden Korrespondenz sich zutrug. Seine Aeußerungen bei dieser Gelegenheit machen sowohl seinem Herzen als seinem Hergen Ehre. Er hatte seine Gattin mit innniger Zärtlichkeit und beklagte mit verhaltenem und um so mehr rührendem Schmerz ihren Verlust. So schrieb er unter Anderem:

„Hartwell, den 1. April 1811. Sie wissen, wie sehr ich den Frühling liebe, wie sehr ich mich stets an den ersten hübschen Tagen, an den ersten Blumen und dem jungen Laube erfreut — das Vergnügen wird auch jetzt noch in mir sein, aber der Kummer wird mich sich unzweifelhaft überall ein. Wenn ich die schöne freie Luft einathme, so denke ich daran, wie wohlthuend dieselbe auf sie eingewirkt hätte. Wie haben hier eine weiße Camelia, die noch nie so schön geblüht, als dieses Jahr. Ach, sie erinnert mich daran, daß ich diese Blume ihr gewöhnlich am Geburtstage verehrte. Der Geburtstag ist seitdem da gewesen. Ich beschäftige mich aber nicht mehr damit. Für sie hört die Zeit schiedene. Aber glauben Sie mir ja nicht, daß ich jenen Wermuthstropfen jemals wieder los werde; denn dazu müßte ich sie zu vergessen!"

Ludwig XVIII. war in der klassischen Literatur und vorzüglich im Horaz sehr bewandert. D'Avaray erfuchte ihn um die Besorgung einiger Bücher, unter Anderem um eine Französische Uebersetzung des Horaz. Dem Königlichen Freunde erwiderte hierauf: „Ihre Kommission hat mich sehr des Horaz nur nicht eben leicht zu finden. Ich habe hier zwar eine Uebersetzung von dem Abbé Desfontaines, aber diese geht nicht weiter als bis zur Mitte des dritten Buches der Oden — so daß das Werk Ihren Wünschen gar nicht entsprechen würde. Vielleicht kaufe ich eine Uebersetzung von Daru — dem Bruder Anton Daru, dem Grafen Daru. Sie ist in Versen abgefaßt; allein wenn sich auch hier und da manche gelungene Stellen finden, so ist doch die Sprache wiederum meist sehr dürftig und drückt zuweilen nicht einmal den Sinn des Originals richtig aus. — Ich habe mich somit endlich für die alte Uebersetzung des Pater Sannazar entschieden, die im Ganzen noch die am wenigsten unvollkommene ist."

— Der Französische Herausgeber macht hier die Bemerkung, daß der Königliche Briefschreiber irriger Weise Sannazar statt Sanadon geschrieben. Allerdings kann hier nur Sanadon gemeint seyn; interessen ist es wohl billiger, daß wir diesen Irrthum auf Rechnung des Abschreibers setzen, als auf die des Königs, der schwerlich den Italiäner Sannazaro mit dem Französischen Jesuiten Sanadon verwechselt haben dürfte.

. . . . „Ich schlage Ihnen vor", fährt Ludwig fort, „mir eine Liste der Oden, die Sie besitzen, mit den Nummern und Anfangswerten, wie etwa L. I. Od. I. Maecenas atavis u. s. w. beizuchnet, zuzuschicken; so werde ich denn sehen können, was Ihnen fehlt, und ich will mich bemühen, die etwaigen Lücken durch einen eigenen Uebersetzungs-Versuch auszufüllen."

Es läßt sich denken, daß Jedermann gern einige Proben dieser Königlichen Uebersetzung des Horaz lesen möchte, und wir dürfen wohl vermuthen, daß einer der Pariser Buchhändler die Gelegenheit nicht unbenutzt läßt und vielleicht schon jetzt den solche Arbeit weit im Blauen Seiner Majestät im Stillen vorbereitet. Wir halten es für unsere Pflicht, ein ähnliches Unternehmen im Voraus als ein unechtes und unbegründetes zu bezeichnen; zu wir wissen sogar, daß mehrere literarisch bekannte Männer bereits in Anspruch genommen werden, den Oden zu übersetzen, die man unter dem Namen des Königs herausgegeben beabsichtigt. Außerdem aber ist es mehr als wahrscheinlich, daß Seine Majestät nie eine solche Uebersetzung angefertigt — zumal der gute d'Avaray gestorben, bevor er noch das gnädige Anerbieten seines Königlichen Freundes annehmen konnte. Sollte daher das Werk trotzdem erscheinen, so dürfte es mit Recht unter die Rubrik derjenigen Fabricationen zu setzen seyn, zu denen auch die von einigen Zeit herausgekommenen „Memoiren Ludwig's XVIII." gehören, von denen jetzt Niemand mehr zweifelt, daß sie ein untergeschobenes Machwerk seyen.

Rußland.

Das Neujahr in Moskau im Jahre 1635 und im Jahre 1700.

(Schluß.)

Die hier geschilderte Feier des „Jahres-Anfangs" wurde in Moskau, einige kleine Abweichungen ausgenommen, im Wesentlichen aber auf dieselbe Weise bis zum Jahre 1700 jährlich wiederholt.

Indessen hatte Peter einige Jahre unumschränkt regiert, schon unternahm die Meereswellen eine Reise dahin noch nie gesehene Russische Flotte; schon war ein neues, kräftiges Heer errichtet, Asow genommen und nicht nur das Schwarze, das Weiße und das Baltische Meer, sondern ganz Europa hatte Peter zur Verwunderung gesehen und konnte nicht begreifen, „daß der Zaar von Moskau wirklich in den Werkstätten von Saardam und Deptford arbeite"; seben waren Sophia's Ränke zerschmettert, die ausschweifenden Wanderungen Stenkas[1]) aufgehört, und tausende von neuen Umwandlungen und Veränderungen bezeichneten jeden Tag des thätigen Lebens des siebenundzwanzigjährigen Kaisers, als derselbe am 15. Dezember 1699 ganz unerwartet einen Ukas erließ, welcher befahl: „den Anfang des Neujahres 1700 und des 1Sten Jahrhunderts am 1. Januar zu feiern." Bei Todmeelsching an dem nämlich auf allen Plätzen und Straßen folgender Kaiserlicher Befehl verlesen:

„Der große Kaiser, Zaar und Großfürst Peter Alexejewitsch, Selbstherrscher von ganz Groß-, Klein- und Weiß-Rußland besiehlt und gebietet wie folgt: Da Ihm, dem Großen Kaiser, bekannt ist, daß nicht nur alle Europäische christliche Länder, sondern auch die Slawischen Nationen, welche unserer östlichen, rechtgläubigen Kirche anhängen, als Wallachen, Moldauer, Serben, Dalmatier, Bulgaren und sogar die dem Großen Kaiser unterthänigen Tschekessen, so wie auch alle Griechen, von denen wir unsere rechtgläubige Religion empfangen haben, daß also alle diese Völker übereinstimmend ihre Jahre von dem Achten Tage nach der Geburt Christi, d. h. von dem Ersten Januar jenes längst verflossenen weltwürdigen Jahres aus, nicht von Erschaffung der Welt, annehmen, und da gegenwärtig das 1699ste Jahr nach Christi Geburt zu Ende geht, mit dem nächsten Ersten Januar aber bei Jenen das 1700ste Jahr und gleichzeitig auch ein neues Jahrhundert beginnt, und da diese Zeitrechnung gut und nützlich ist, so befiehlt der Große Kaiser von heute an in allen Briefen, Urkunden, Kauf- und Schenkungs-Briefen, so wie in allen Geschäften von dem Ersten Januar des 1700ste Jahr nach Christi Geburt zu berechnen."

Alles gehorchte dem Kaiserlichen Willen, und am ersten Januar 1700, vier Monate nach Anfang des „alten Jahres", wurde in Moskau so wie überall das neue Jahrhundert und das Neujahr gefeiert. Die alten Leute mochten vielleicht in der Stille darüber jammern und klagen, die junge Welt aber im „Deutschen" Kleide und mit kaiserlichen Bärten feierte lustig das Neujahr und nannte höhnisch das mit dem ersten September beginnende alte Jahr: „den alten Weiber-Sommer", welche Benennung für den Monat September sich bis auf den heutigen Tag noch erhalten hat.

Peter selbst ordnete aber ferner noch sehr ausführlich die Art und Weise an, wie das Neujahr gefeiert werden sollte: „Als Zeichen eines guten Anfangens des neuen Jahrhunderts sollen in der Residenz- und Kaiser-Stadt Moskau, nach der schuldigen Danksagung und Andacht gegen Gott, in den besuchtesten und ausgezeichnetsten Straßen und an den Häusern der ausgezeichnetsten geistlichen und weltlichen Behörden, an Thoren und Thoren Verzierungen und Ausschmückungen von Fichten-, Tannen- und Wachholder-Zweigen und Bäumen angebracht werden. Eben so sollen die Heiligenbilder, der Gostinoi Dwor[2]), die untere Apotheke, und überall, wo es passend ist, Thore und Thüren so viel als möglich angeschmückt werden. Auch soll den Dürftigen und Armen das nöthige Holz und Zweige zur Ausschmückung ihrer Thüren oder ihrer Wohnung zum ersten Januar des beginnenden 1700sten Jahres verabreicht werden. Ferner soll zur Verherrlichung des ersten Januars, als Zeichen der allgemeinen Heiterkeit, Einer den Andern zum Neujahr und zum neuen Jahrhundert beglückwünschen, sobald auf dem

1) Streltzy (nicht Strelitz, im Plurals Streltzi, hölzi Stelitze.
2) D. i. Bazar, auch Packhof.

Krasno-Plotze die Feuerwerke und das Lustfeuerwerk beginnt. Auch selbst in den Höfen der ausgezeichnetsten Gebäude der Bojaren und Okolnitschie's[1]), Gerichts-Beamten und vornehmen Leuten des Hof-, Kriegs- oder Kaufmanns-Standes aus kleinen Böllern, wo dergleichen vorhanden sind, oder aus kleinen Gewehren dreimalige Salven gegeben, auch sie viel Raketen als möglich abgebrannt und auf den Hauptstraßen mit der siebenmen Stunde Abends Feuer von Holz, Reisig oder Stroh angezündet werden. Da, wo kleine Häuser sind, können fünf oder sechs sich vereinigen, um ein Feuer zu unterhalten; auch kann, wer Lust hat, ein, auch zwei, auch drei alte Pechtonnen, mit Stroh oder Reisig aus gefüllt und auf hohe Stangen gesetzt, anzünden; vor des Bürgermeisters Rathhaus aber wird ein Lustschießen und eine Illumination stattfinden."

Alles wurde dem Ukas gemäß ausgeführt. Am Mitternacht schien begann der Morgengesang in allen Kirchen Moskau's, wie dies am Oster-Sonntag geschieht. Hierauf rückten von allen Seiten neu errichtete Regimenter mit Kanonen in den Kreml ein, und Peter in tigener Person in der Uniform des Preobrashenskischen Regiments führte die Truppen auf den Krasno-Platz. In der Uspenskischen Kathedrale feierte der Metropolit Stephan Jawerskij die Liturgie und hielt eine Rede, in welcher er von der früheren Trierschnung vom Monat März an und von der Neuvermählung redete, dieselbe vom ersten Januar zu beginnen, salbungsvoll sprach. Hierauf begann das Gebet; der Donner der Geschütze und Gewehre während des Aussprechs des Mnogoletie"), und unter tautem Hurrahrufe ging der Kaiser, nachdem er zuvor noch benedigtem Gebete die Glückwünsche der Bojaren angenommen hatte, zu seinen Truppen. Mit gespannter Neugierde sah das Volk die militairische Parade an und stürzte dann zum Empfang der Bewirthung, welche an drei Orten bereit gehalten wurde, indem dort große Fässer mit Bier und Wein und Berge von Semmelkuchen lagen. In den Palast des Kremls aber brachten sich auf besondere Einladung des Kaisers, die fremden Gesandten, seine Deutschen Generale und Officiere, die Russischen Bojaren und Hofleute; deren Frauen und Töchter aber zum Festmahle in die Wohnung der Zaarin Eudoxia, Peter's Gemahlin. Die Gesundheits-Pokale gingen an der Zaarischen Tafel aus einer Hand in die andere. Mit Eintritt der Abenddämmerung war ganz Moskau von Feuern erleuchtet. Vier selbst sind durch die Straßen und plünderte die an verschiedenen Orten in Brand gesteckten Feuerwerke an. Das Volk wogte in großen Massen nach allen Seiten und ergötzte sich an der noch nie gesehenen Feuer, während Kanonen-Salven vom Kreml herab donnerten und bei der Rückkehr des Kaisers nach dem Palaste auf dem Kreml-Berge ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt wurde. „Bei meiner Wirthschaft kosten wir die Feuerwerke nicht viel", sagte Peter; „aber wenn sie auch mehr kosteten, so sollte mich das doch nicht leid thun: denn sie erzöhnen meine Russen an das seltgerische Feuer, das weiß ich aus Erfahrung." Unterdessen hatte im Palast das Abendfest begonnen, bei welchem sich die Frauen und Töchter der Russischen Großen und hohen Beamten, so wie der Deutschen Generale und Officire, der fremden Gesandten und Ausländer eingefunden hatten. Bis zu einer Zeit war alles sehr steif und förmlich; aber solche Steifheit hat im anständigen ehrbaren Umgange mit den Männern völlige Freiheit, und erscheinen verheirathete Frauen, so wie Mädchen, bei Hochzeiten, Gastereien und jeder öffentlichen Lustbarkeit unverschleiert."

Im Palast spielte lustige Musik, und zwei Sänger-Chöre sangen fortwährend; wer tanzen konnte, tanzte; ja, Peter selbst führte manche Tänze, an welchen auch die des Tanzes Unkundigen Theil nehmen konnten, wie z. B. die Russische Weßmerka und Matelija, die ein Jeder tanzen kann. Matelija wird früher ein rascher Tanz, welcher nur nach einer bestimmten Musik und, wenn diese nicht vorhanden war, nach einem bestimmten Liede gesungt wurde. Es treten dazu eine beliebige Anzahl von Paaren im Kreis an. Das erste Paar machte sich rechts, darauf drehete sich der Herr mit seiner Nachbarin zur Linken, Beide drehten sich dann wieder rechts zum dritten Paare und so fort, bis Alles in Bewegung war. Da jedoch immer einige Gewandtheit dazu gehörte, um sich nicht zu verirren. Jeder aber tanzte, so anstand sich immer sehr bald Unordnung, Verwirrung und Gelächter. Hierauf machten alle Paare Kreuz-Reihe und Weßmerka, und der Tanz schloß mit einer allgemeinen Runde. Die Weßmerka war der Matelija sehr ähnlich, wurde aber nur von acht Paaren und mit einigen Veränderungen getanzt. Später erschienen bei der Einführung der „Assemblees" Minuett, Polonaisen, Grossvater-Tanz, Anglaise und die sogenannten Gesellschafts-Tänze. Matelija und Weßmerka konnte man vor etwa zwanzig Jahren noch in der Provinz neben der Mazurka, Mamimotka, Trempete, Contreffaite, Anglaise, Kadrilje und Gorlitza sehen. Jetzt sind jedoch alle diese guten Tänze durch die siebenden Masurkas, die Französische Quadrille und den Galtop verdrängt worden. Ein Abendschmaus beschloß die Feier des Neujahrs 1700.

Der Aufmerksamkeit des Volkes wurde von der bis dahin noch nie gefeierten Feier ganz in Anspruch genommen; den neuen Einrichtungen folgten jedoch bald andere wichtige Ereignisse, von denen das Jahr 1700 sehr reich war: Am 18. August wurde der Friede mit der Türkei geschlossen, durch welchen Asow dem Russischen Reiche einverleibt wurde, und schon am 19. August erließ Peter das Kriegs-Manifest gegen die Schweden. Am 22sten schrieb er an Apraxin: „Am 18ten d. M. haben Wir den Türken den Frieden durch ein ganz unvergleichliches Feuerwerk kundgethan; den 19ten haben Wir den Schweden den Krieg erklärt, und heute setzen Wir uns in Marsch." Am 23. September war er schon vor Narwa, doch erst im November erfolgte hier die berühmte Schlacht. — „Warum war ich nicht selbst dabei!" rief der große Mann. „Dieses Unglück muß ich jedoch für ein Glück halten", fuhr er nach der ersten Aufregung ruhiger fort; „wer die Faulheit nicht austreibt, hat Tag und Nacht Arbeit, sagt das Sprüchwort; durch ihre Siege aber lehren uns die Schweden siegen." Alsdann schrieb er an Scheremetjeff, nachdem derselbe in Finnland eingedrückt war: „In Unglück darf man nicht müthig sein, sondern vertheit man den Muth. Geh'! Sinnliche die Orch mehrt, sagst nicht mit Krankheit: denn nur der Feige und Faule erkrankt." Im Jahre 1702 fiel Nöteburg in Peter's Händel 1703 wurde Petersburg gegründet; 1704 fiel Narwa. Peter war der allgrmmärtige Genius. Im J. 1708 war Karl XII. schon in Klein-Rußland eingedrungen, der Kaiser rückte ihm schnell zum blutigen Kampf mit ihm Schwedischen Löwen, sie kamen zu einander, und 1709 ging Karl's Ruhm bei Pultawo unter . . . .

Allmächtig umschwebt daher stets der Geist des unsterblichen Peter unser Herz und unsere Seele bei jedem beginnenden Neujahr, und könnte man meinem Vaterlande wohl etwas Besseres wünschen!

N. Polewoi.

Mannigfaltiges.

— Raumer's Beiträge zur neueren Geschichte. Die Literary Gazette enthält bereits eine kritische Anzeige, so wie Auszüge dieses erst vor wenigen Tagen in Leipzig erschienenen Werkes*). Der erste Band, der der Geschichte der dritten Königinnen Elisabeth und Maria Stuart gewidmet ist, wird, wie die genannte Literatur-Zeitung hinzufügt, einen langen und einen Englischen Bericht in Anspruch erfordern, und zwar wird dieser Letztere nicht sowohl eine Uebersetzung sein, als der Sammler ja aus Englischen Original-Handschriften geschöpft hat, als hauptsächlich ein Abdruck der Letzteren, nach Hrn. v. R's Redaction. Nur die eingestreuten Anmerkungen und der Faden, der das Ganze verbindet, bedürfen einer Uebersetzung aus dem Deutschen, die unter den Augen des Herrn von Raumer vorzüglich sein wird, der selbstständig die aus der Britischen Honerar, das ihm diese Arbeit einträgt, für die Kosten seiner zwimaligen Reise nach England rauschädigt werden wird.

— Statistik des Französischen Budgets. Ein Liebhaber der Rechnenkunst, dem wahrscheinlich Zeit genug bleibt, dergleichen Aufgaben zu lösen, hat nachstehende Berechnung angestellt, ohne indeß für die Richtigkeit der Zahlen einzustehen: Das Französische Budget, nur zu einer Milliarde angeschlagen und in Französischen Franken ausgedrückt, giebt ein Gewicht von 10 Millionen Pfund. In Bank-Billets eingewechselt würde das Budget 40 Millionen Bänchen Geldpapier geben, die neue Bibliothek von 2000 Bänden, das Band zu 300 Seiten gerechnet, füllen. Wenn man das Budget auf Zwanzigsousstücke reduzirt, würde ein silbernes Band daraus gemacht werden können, mit dem man Europa, Asien, Afrika und einen großen Theil von Amerika zu umspannen im Stande wäre. Zu Zwölfsousstücken berechnet, würde das Budget die Summe von zehn Millionen solcher Stücke ausmachen. Jedes dieser Stücke ist im Durchmesser etwas größer wie ein Zoll; rechnet man jedes Stücke auf einen Fuß, oder 60 auf eine Klafter, oder aber 144,000 auf eine Linie, so würden, da die Erde 9000 Lieues im Umkreise hat, die zehn Milliarden 100 Mal um die Erde reichen, und es würden noch 928 Millionen zur Bekleidung der Aequatorlinie übrig bleiben. — Wenn mit oder ohne Budget abermals auf Französischen Stücke reinirten, so werden wir erfahren, wie viel Menschen, Frei, Pferde und Wagen nöthig sind werden, um diese Summe von Paris nach Fontainebleau zu schaffen. Ein Handlungsdiener, der 1000 Francs in drei Minuten zählt, müßte eifrig und ohne Unterbrechung täglich 10 Stunden arbeiten; er würde alsdann in 10 Jahren und 6 Monaten die Zählung des Budgets beendet haben. Zur Fortschaffung desselben bedarf man 2000 Reisewagen mit 2000 Zugthieren, ferner ebensoviel Wagen mit einer Million Säcke und 250,000 Ellen Bindfaden, um sie zuzubinden. Wenn nun die Zubreute die Millien Säcke auf ihre 2000 Wagen geladen und 12,000 Postschnhnechte unter ihre Pferde vertheilt haben, setzt der Zug sich in Bewegung und wird den beschriebenen Raum von acht Lieues einnehmen. (F. d. P.)

— Logik eines Pettuntne. Zu Nori Hütten wir schon des Morgens früh einstehen sollen, wir kamen aber nach einer tüchtigen Tagfahrt Meile erst zu Nacht an. Jetzt sollten wir Abends mit dem Herrn Kortjnal — so nannte man nämlich unsern Reffelenke; der bewies wir aber mit schönen und auffallenden Argumenten: erstens, daß seine Pferde gut und stark wären; zweitens, daß seine Pferde so stark wären, um uns geschwinde fortzudringen; drittens, daß, wenn unser Gerädel schwerer gewesen wäre und unsere Personen gleiche Gelds schwerer, wie schneller gefahren sein würden, weil nämlich seine Pferde nur schwere Lasten zu ziehen gewohnt wären. Ich gestehe, daß diese Sätze mir nicht einleuchten wollten; aber theils aus Artigkeit, theils, weil die gründlichste Widerlegung des Paradoxens die Sonne nicht zum Rückwärtslaufen gebracht haben würde, gab ich mich zufrieden. (Jul. De Paris à Naples.)

— Russische Naturdichter. In Rußland sind in der neuesten Zeit drei Bauern, Slepuschkin, Klipanoff und Suchonoff, als Naturdichter aufgetreten, deren Arbeiten durch die Literaten P. K. Swinin und W. M. Fedorow bekannt gemacht sind. Von diesen Dreien wird besonders Slepuschkin der Beachtung wert gefunden.

*) Beiträge zur neueren Geschichte, aus dem Britischen Museum und Reichs-Archive. Von Friedrich von Raumer. 2 Bde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Mittwoch den 24. August 1836.

Spanien.

Briefe über Spanien.

(Nach dem Journal des Débats.)

Saragossa, 10. Juli 1836.

Ludwig XIV. sagte bekanntlich nach der Annahme des Testaments Karl's II. zu seinem Enkel Philipp V.: „Es giebt keine Pyrenäen mehr!“ Diese so berühmt gewordenen Worte bewiesen hinlänglich, daß der große König Spanien nie gesehen, daß er niemals die Pyrenäen überschritten hatte. Nie hat die Natur selbst zwei Länder kreuzer von einander geschieden, als Frankreich und Spanien; sie gab die sichtbaren Zeichen ihrer Trennung dem Erdboden selbst mit scharfen Zügen ein. Die Pyrenäen, diese finchtbare, fünfundzwanzig Meilen starke Mauer zeigt auf ihren entgegengesetzten Seiten, schon auf wenig Schritte Entfernung, die greellsten Kontraste. Wenn man diese Gebirge, das sich terrassenförmig bis zum Gipfel der imposanten Bergkette erhebt, von der Französischen Seite besteigt, wandert man inmitten der entzückendsten Naturschönheiten. Die Straße von Oleron, die einzige, welche die Navarresischen Guerillas bis jetzt freigelassen haben, führt durch einen stillen und zähen, von der Gave durchschnittenen Hohlweg, wo alle Reichthümer einer üppigen, wilden Natur in Ueberfluß verstreut sind. Der engzerschlungene Flußgrad folgt dem Laufe des Bergstroms; an seiner Quelle angelangt, steht der Reisende die schneebedeckten Gipfel der Berge, deren Fuß mit einer reichen Vegetation bedeckt ist; hier sind es hochstämmige Bäume mit mächtigen Laubkronen, dort ist es niedriges, undurchdringliches Gebüsch; von der Höhe dieser riesigen, schneebedeckten Gipfel stürzen schäumende Kaskaden mit furchtbarem Geräusch herab, sie umbrausen und überschwemmen die Straße, die Ihr wandert. Am steilen Abhange erdauet Hütten, die mit Gärten und Feldern umgeben sind, begegnen plötzlich nicht nur der Gegenwart des Menschen in dieser Wildniß, sondern auch die Herrlichkeit, welche er über sie ausübt. Ich glaube nicht, daß es noch einen Ort in Europa giebt, der reicher an großartigen und lieblichen Kontrasten ist. Aber kaum hat man den Gipfel erklommen und steigt auf der anderen Seite wieder herab, als auch der Schauplatz sich völlig verändert; er wird zu einer scheuflen, wilden, unbewohnbaren Natur; Wüste und Oede, Leben und Tod liegen kaum zwanzig Schritte aus einander. Zwei Bergketten begrenzen die Straße: von Französischer Seite die Gave, von Spanischer der Gallego; der Weg verfolgt die tausend Windungen derselben und führt an den scheusslichen Abgründen vorüber. Einige Meilen, bevor man die Gränze erreicht, verläßt man den Wagen und besteigt ein Maulthier, das ein zige Thier, dem man sich in diesen gefährlichen Hohlwegen mit vollkommener Sicherheit anvertrauen kann. Für einen Neuling hat diese Art zu reisen etwas Imponirendes, namentlich, wenn man an der Spanischen Seite wieder herabsteigt. Mitten durch furchtbare Gemitbleche führt ein steiler Pfad abwärts, zur Linken von Abgründen begränzt, die alle mindestens eine Tiefe von drei- bis vierhundert Fuß haben; kein Wollwerk schirmt gegen dieselben. Es bleibt dem Reisenden nichts weiter übrig, als den Zügel dem zu lassen und sich gänzlich der Klugheit des Maulthiers anzuvertrauen; es ist interessant, die Sicherheit und Bisdauer dieser unvergleichlichen Thiere zu beobachten. Der Boden ist abschüssig und ungleich, aber immer wird das verständige Thier den Hinterfuß auf dieselbe Stelle setzen, welche der Vorderfuß einnahm, und wenn sie sich ausruhen, ziehen sie die Beine unter den Bauch und halten sich fest, bis sie sich mit gleicher Sicherheit wieder erheben. Man reitet auf diese Weise am ersten Tage von Certes nach Canfean und am zweiten Tage bis Aperbe. Man glaubt nicht, daß man bei einer Hitze von dreißig Graden neunzehn Stunden hinter einander reiten kann; aber seit die Straßen, welche nach Bayonne und Catalonien führen, gesperrt sind, kann man auf keine andere Weise nach Spanien gelangen. Rechnet man dazu die über alle Begriffe traurigen Gasthöfe, wo man Euch mit langem Ost und mit einem Wein regalirt, der in Ziegenfellen aufbewahrt wird, und wo man Euch Zimmer oder vielmehr Schlafsäle anweist, in welchen vier bis fünf Betten neben einander stehen, so hat man einen vollständigen Begriff von allen Annehmlichkeiten, die diese Reise gewährt.

Das einzig Interessante, das sich auf dieser Seite darbietet, sind die Maulthiertreiber. Es sind große, kräftige, gewandte, unerschrockene Menschen, unermüdliche Fußgänger, die auf dem steinigen Wegen ihre Thiere im vollen Trabe vor sich hertagen. Ihr robuster Körper, ihre muskulösen Beine, ihre nackten, mit Hanf-Sandalen bedeckten Füße zeigen schon den kräftigen Menschenschlag von Aragonien, von dem sie sich nur durch ein gefälligeres und sichereres Wesen unterscheiden. Von Zeit zu Zeit begegneten wir einigen Bergbewohnern, die, nach Art der Hirten, auf einem schlechten Pferde saßen und, das Gewehr über der Schulter gehängt, auf die Jagd gingen, um die entbehrte Mittagsmahlzeit wenigstens am Abend zu ersetzen. Und diese Leute, die ihre Tage in der größten Regellosigkeit hindringen, sind die natürlichen Vertheidiger aller Freiheiten, welche das Joch der bestehenden Gewalt abzuwerfen bemüht sind; einer Herrschaft, die sie nicht bedürfen, die sie nur behindert und langweilt.

Je mehr man sich Aragonien nähert, um so deutlicher erscheint auch dem Reisenden das Elend Spaniens in seiner eigenthümlichen Gestalt. Zuerst in Jaca, einem befestigten Platz, der die Schluchten des Gebirges beherrscht, dann in Gurrea, einem schlecht befestigten Ort, wo man anhält, um zu frühstücken; man ist von einer Legion Bettler umringt; auf den Plätzen steht man ganze Scharen nackter Kinder, die sich in den Pfützen wälzen und mit Ungeziefer bedeckt sind. Erst nach Lyon und Neuen, durchstreift in diesen Städten die schmutzigsten und ärmsten Quartiere, und Ihr werdet noch immer keinen Begriff von diesem Elend erregenden Elend haben. Unsere Französischen Bettler scheinen von Schmutz und Entbehrung zu leiden; diese Spanier aber finden darin ihre Existenz; sie sind darin geboren, sie leben darin fort, sie sterben darin, es ist ihnen zur anderen Natur geworden. Um übrigens dem Abenteuerlichen und Poetischen wieder näher zu kommen, findet Ihr in den schmutzigen Gasthöfen dieses Landes ganz die Physiognomie der Gasthöfe der Don Quixote wieder: große, von Pfeilern getragene Säle, feine Stühle, aber eine steinerne Bank, welche rund um die Mauer läuft. Die tegelförmig gebaute Decke nimmt den Rauch auf und dient zum Schornstein. Es ist unnütz, von der schauderhaften Natatulla*), die man Euch zu essen giebt, weiter zu sprechen. Ihr seyd nur zwanzig Meilen von Frankreich entfernt, aber Ihr könnt leicht auf den Gedanken gerathen, es seyen zweitausend. Selbst die Liebe zum Gewinn hat nicht vermocht, diese angeerbte Faulheit, diese Seeligkeit für den folgenden Tag zu besiegen: eine Nationalantipathie, die eine stärkere Mauer zwischen Frankreich und Spanien bildet, als selbst die Pyrenäen sind.

Ein Gegenstand, über den der Reisende bei seinem ersten Eintritt in Spanien lebhaft erstaunt, ist die Verlassenheit, sich möchte fast sagen die Verödung der Spanischen Gränz-Provinzen. Die Gesetze sind hier nicht weniger ängstlich als in Frankreich; der Paß und die Reise-Effekten geben zu einer Menge von kleinen Chikanen Anlaß; glücklicherweise aber weiß man sein langer Zeit ein bewährtes Mittel, wodurch der Eifer der Douanen bedeutend zu mäßigen ist; man kann sehr leicht eine Uebereinkunft mit ihnen treffen, vermittelst welcher man, wenn man sonst will, ganz Frankreich in Spanien einschmuggeln kann: mit einem Worte in ihrer Nähe öffnet Euch, und es ist schade, daß wenn die diese Ceremonie zufällig vergeßt, werden sie so frei seyn, Euch daran zu erinnern; Ihr dürft diesen ehrlichen Leuten, ohne zu verstehen, Euer Almosen öffentlich, in Gegenwart von zwanzig Personen geben; sie werden sich weder es anzunehmen weigern, noch werden sie erröthen.

Der Schönheit des Spanischen Bodens ist anerkannt, es ist dies eine längst gewürdigte und gehriligte Sache; nicht nur die Romanzen hallen davon wieder, nicht allein in den Balladen grünen Eitronenwälder, lacht die klare Bläue dieses klassischen Himmels. Geist selbst zu ernsten Werken, setzt die Geschichte der Spanischen Kriege von Toreno; diese ernste Historiker und Euch auf die blühenden Felder am Ufer des Ebro und in die ewig grünenden Olivenwälder dieser glücklichen Gefilde führen. Daß solche Beschreibungen früher übersaus richtig gewesen sind, war möchte es bezweifeln? Aber heutiges Tages sucht man im ganzen Frankreich vergebens nach einer solchen dürren Heideskreide, die so kahl, so entwölkert ist, als das Thal von Gallego, durch welches die Straße nach Saragossa führt. Auf einer Strecke von 8 Leuas sieht man keinen Baum; ein sandiger Boden, auf welchen einige Rosmarinsträucher kümmerlich hervorsprossen, das ist Alles, was man auf dem langen Wege von Aperbe bis Saragossa sieht; kaum kommen einige kleine Städte, wie Gurrea und Zuera, auserdem aber kaum ein Dorf; das Auge durchirrt auf einmal einen Raum von zwei bis drei Meilen im Umkreis, und auf diesem ausgedehnten Raume ist keine menschliche Wohnung, nicht das kleinste Thierzeichen zu sehen; sandiger Kies, aus welchem der Rosmarin kaum sichtbar hervorsprosst, ein dichter Staub in einer sticksend heißen Atmosphäre, das ist der ganze Reiz der Gegend. Trotz dieser Oede und Oede des Bodens wäre es aber dennoch mög-

*) Eine Art Suppe, oder vielmehr ein Brei, in dem Brod, Wasser, Kräuter u. s. w. dick einander gemengt sind.

Digitized by Google

sich, nützliche Anpflanzungen zu unternehmen; viele Bäume, z. B. die Tanne, die Eiche, der Kastanienbaum würden hier sehr gut fortkommen und eine Feuchtigkeit anziehen, die dieser Boden so sehr nöthig hat, aber es geht damit, wie mit so vielen Dingen in Spanien: sie kann wohl, aber man will nicht; der Reichthum liegt zu den Füßen der Landbewohner, sie trinken im eigentlichen Sinn darauf, oder die Indolenz mag sich nicht danach bücken.

Endlich, nachdem man über vierzig Meilen quer durch diesen öden Landstrich gezogen ist, entdeckt man Saragossa. Lange bevor man hier gelangt, erblickt man die hohen Glockenthürme und Kuppeln, die dieser altberühmten Stadt ein orientalisches Ansehen geben. Saragossa hat ungefähr 30,000 Einwohner und achtundvierzig Kirchen und Klöster, die seit der letzten Verheerung der Mönche verödet stehen. Die berühmte Kathedrale Unserer lieben Frau zum Pfeiler zeichnet sich durch mehrere kleine Kuppeln aus, die mit gelben Fliesen mosaikartig bedeckt sind und einen Effekt hervorbringen, als ob sie von Kupfer oder Gold wären. Die Stadt ist nicht schön, die Straßen sind viel zu schmal und großentheils, die schlecht gebauten Häuser sind mit einer grauen Farbe angestrichen, die an den Staub der Landstraßen erinnert; dennoch hat diese Stadt einen Reiz, den sie nicht bloß ihren historischen Erinnerungen verdankt und der ihr das Siegel der Originalität aufdrückt. Was in Saragossa schön, zu ausserlesen ist, herrlicher als alle seine altertümlichen Bauwerke und historischen Erinnerungen, das ist der Volkscharakter. Wenn man diese athletisch gebauten Menschen mit dem Afrikanischen Gluthauge, dem dichten Bart, dem ernsten Gang sieht, glaubt man sich nach dem Orient versetzt; und diesen Leuten gegenüber erklärt es sich allein, wie Saragossa, in einer Ebene gelegen, ohne Mauern und Gräben, beherrscht von den Anhöhen von Torrero, die in der Gewalt der Franzosen waren, zwei Belagerungen aushalten konnte, deren letzte 62 Tage währte. Die Leidenschaften der Aragonesen entzünden sich schnell und verlöschen langsam; ihre Hartnäckigkeit ist wie die der Wiederkäuer zum Sprüchwort geworden. Um von dieser eine Idee zu geben, stellt man gewöhnlich den Biscayer dar, wie er mit seinem Kopfe einen Riegel in die Wand stößt, den Aragonesen aber, wie er den Kopf des Nagels in die Mauer treibt, indem er mit der Faust den gegen den Kopf desselben schlägt. Wenn man die Geschichte des Feldzuges von 1808 liest, so bemerkt man bald, daß das Sprüchwort nicht gelogen hat. Dies ist ein Ereignis, das die ganze Welt kennt. Von den Franzosen bedrängt, auf das schrecklichste bombardirt, vom Torrero, wo die Franzosen fürchterliche Batterien aufgeführen hatten, bestrichen, fand Saragossa, das statt aller Festungswerke nur einen Ringmauer von zwölf Fuß Dicke hatte, die unvertheidigbaren Hülfsmauern in der barrikadirten Bebartlichkeit seiner Einwohner. Die barrikadirten Straßen waren unzugänglich gemacht, jedes Haus verlangte eine regelmäßige Belagerung, man hatte im Innern der Häuser durch das Einreißen der Mauern eine Communication hergestellt, und so geschützt, feuerten die Einwohner auf unsere Kanonen, wenn diese die Unvorsichtigkeit begingen, die große Straße Coso hinanzuziehen. Der Eifer erlosch nie. Erschöpft, die Bürger waren gänzlich Artilleristen geworden, die Weiber trugen den Männern Munition zu, die Mönche machten Patronen. Gegen das Ende der Belagerung war die Garnison von 28,000 auf 4,000 Mann zusammengeschmolzen, die Hungersnoth war so groß, daß ein Huhn 30 Franken*) kostete, und die Rathsherrn*), sich in ihre Kellergewölbe zusammendrängen, um den schrecklichen Wirkungen des Bombardements auszuweichen, hatte eine Epidemie hervorgerufen, die die Stadt noch rascher entvölkerte, als das Feuer der Franzosen. Und dennoch zeigten sie sich beim Abschluß der Capitulation so eigensinnig, daß die Sieger, als sie in die Stadt eingezogen waren, die eingegangenen Bedingungen nicht zu erfüllen vermochten; denn es schien dem Schicksal bestimmt, daß in diesen unglücklichen Feldzuge aller Ruhm auf der Seite der Feinde Frankreichs seyn sollte. Die glorreichen Erinnerungen von 1808 haben nicht wenig dazu beigetragen, den Stolz und die natürliche Unabhängigkeit der Aragonesen zu vermehren. Man kennt die Ausdrücke, in denen der Groß-Justitiarius von Aragonien seßhaft dem Könige, wenn er den Thron bestieg, den huldigungs-Eid leistete**). Obgleich die alten Privilegien dieser Provinz von Philipp II. geschmälert und von Philipp V. nach dem Successionskriege gänzlich aufgehoben wurden und also heutigen Tages nur eine historische Antiquität sind, lebt doch der Geist der Unabhängigkeit, der sie hervorrief, noch immer in den Herzen der Bewohner Aragoniens fort. So sind sie in der Krise, die jetzt Spanien bewegt, bis auf den heutigen Tag, der Partei der Königin treu geblieben, und ihren Aussagen nach, wenn sie die Banden, die das Königreich Valencia und Ober-Aragonien beirren suchen, nicht wagen, sich vor Saragossa zu zeigen, denn nie würde sich dies dem Verräthertum unterwerfen. Nichtsdestoweniger verweigerte einige Tage vor meiner Ankunft der General-Capitain, in Uebereinstimmung mit dem wohlhaben Theil der Bevölkerung, dem General Narvaez, der im Namen der Königin vor Saragossa erschienen war, den Eintritt in die Stadt, mit dem seinen Truppen Beduten, daß sie Saragossa selbst vertheidigen könnten und keiner Hülfe bedürften. San Miguel wurde zwar abgeschickt, aber er hatte im Sinne der Einwohner gesprochen. Sie werden Don Carlos nicht aufnehmen, weil sie ihre eigenen Herren bleiben wollen; aus demselben Grunde weisen sie aber auch die Truppen der Königin zurück; es ist also ein negativer Eifer. Inzwischen affirm diesen pfiffigen Aragonesen Ruhmsarten scheint sich ein großer Theil zur absoluten Unabhängigkeit zu verdergen.

Unter den zahlreichen Kirchen Saragossa's sind besonders zwei des Besuches werth: die Kirche von Seo und die Unserer lieben Frauen vom Pfeiler. Die erstere ist reicher und in einem edleren Style gebaut; die zweite ist durch das Wunder, das der heilige Apostel Jakob dort verrichtete, als er sich nach Galizien begab, berühmt. Nachdem er nämlich zu beten angefangen, stieg die heilige Jungfrau, von seinem Flehen gerührt, vom Himmel herab und ließ sich auf einen Pfeiler, der der Kirche den Namen gegeben hat und der noch jetzt mit einer wunderthätigen Kraft begabt ist, nieder. Eine sehr kleine, prächtig gekleidete Statue, welche die Mutter Gottes darstellt, ruht auf dem heiligen Pfeiler, der in eine der ungeheuren Säulen, auf denen das Gewölbe ruht, eingeschlossen ist. Aber eine in dem Stein gelassene Oeffnung verstattet den Gläubigen, den inneren Pfeiler anbächtig zu küssen und so der Gnade, welche von diesem Reliquie ausströmt, theilhaftig zu werden. Jeden Sonntag von 6 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags ließ man, ohne aufzuhören, Messen in der Kapelle der Jungfrau. Die höhere Bürgerklasse kommt nicht dahin, dagegen wimmelt es vom Volk aus den niederen Ständen. Herabgelassene Vorhänge verbreiten eine mystische Dämmerung in dem heiligen Gebäude. Männer und Weiber knieen auf den nackten Steinen, und man hört außer den Worten des Priesters nur das Rascheln der Fächer, die sich in der Dunkelheit wie eine Schaar von Nachtvögeln unheimlich bewegen. Obgleich der Skepticismus in Spanien überall Wurzel geschlagen hat, scheinen doch diese Menschen hier mit ihrer behenten Brust und ihren kräftigen, gebrungenen Formen, mit einer Glut zu beten, die sie versengen, der sich eine Schreflichkeit Wirkungen erinnert, die sie früheren Zeiten der Kraft und Glaubensmeinungen hervorgerufen hat, etwas Grauenerregendes hat.

Die Schönheit der Aragonesinnen ist nicht sprüchwörtlich wie die der Andalusierinnen und Valencianerinnen, und doch ist es unmöglich, bei dem Anblicke ihrer eigenthümlichen Reize, die unserem nördlichen Auge so fremd sind, unentzückt zu bleiben. Was bei den Aragonesinnen auffällt, ist die Fülle ihrer Gestalt, die Weiße ihres Teints, das Feuer ihrer Augen, das unter der schwarzen Mantilla hervorleuchtet. Bemerkenswerth ist es, daß die schwarze Farbe die einzige ist, welche das schöne Geschlecht, das der Pariser Mode noch nicht huldigt, zu seinen Kleiderstoffen gewählt hat. Der schwarze Schleier, oben im Haar befestigt und auf Hals und Schultern herabfallend, giebt den jungen Frauen das Ansehen der Kirchenbücher bewegter Nonnen und den alten einen Anstrich von Prophetinnen und Sibyllen; ein Anblick, der nur zu mächtig auf die Phantasie wirkt.

Ich drecke hier ab; ich habe heute nur einige der Eindrücke, welche ich bei meinem Eintritt in dies Land in mir aufgenommen habe, flüchtig schildern wollen. Und doch, geben die ersten Schritte, die man in Spanien thut, nicht gleich von vorn herein einen Begriff von der Wichtigkeit einer Expedition, deren Zusammenhang Tages hier unglücklicher Land ist? Hier habe Gebirgskette, die es von Frankreich trennt, die all' ihren Reichthum und all' ihren Schmuck dem Französischen Boden zuwendet und Spanien eine finstere Stirn zeigt; diese Schneewand, welche die Natur zwischen zweien Völkern aufgerichtet hat, die einander so sehr benöthigt sind, diese Schwierigkeit der Communication, seinen tiefer so sehr fühlbaren Mangel an Verbindungsmitteln, diese an den Gränzen Frankreichs durch Fabelhaftigkeit und Fruchtbarkeit geschaffene Wüste, diese so schönen und so elenden, von der Natur so deglückigten und von der menschlichen Verstehung so sehr verlassenen Völkerschaften, diese Hartnäckigkeit des Charakters, diese Anhänglichkeit an das Vergangene, bei Menschen, die eine Generation aus dem zwölften Jahrhundert zu seyn scheinen, die sich in unsere Zeit verirrten, dieser Geist der Verneuerung, in einer Epoche, wo alle Individuen zu einer gigantischen Einheit verschmolzen sind; alle diese Wahrnehmungen, die man hier auf den Landstrassen macht, zeigen sie uns nicht deutlich die Spur des Uebels, das Spanien verheert? Ist dies nicht das große Räthsel des Lebens, dessen Charakter man erforschen muß, wenn man die innere Natur einer Revolution kennen lernen will. Diejenigen, welche unser Jahrhundert schon erkeht hat, nur den Namen nach ähnlich ist?

Frankreich.

Die Anhänger der Lehre von der leidenden Unterthänigkeit.

(Schluß.)

Drei Jahre darauf, zur Zeit der Weinlese, zog beim Mittennachtsschlage ein Mann an der Pilgerzieche vor dem Thore der Burg des Grafen von Boissena: es war der Adept von Biterbe. Der Graf harrte seiner; er sieg ihm entgegen und führte ihn in den großen Saal. Die beiden Adepten setzten sich auf den Balken.

Das Schloß von Boissena liegt jetzt in Trümmern, man kann sich aber seine ehemalige Herrlichkeit und seine wundervolle Lage noch vorzuschaulichen. Von hohen Thürmen flankirt und rings von Mauern umgeben, wie eine Citadelle, erhob es sich über dem Flecken Boissena, beherrschte die prächtige Landschaft, die ein freisförmiger Horizont von Gebirgen von allen Seiten umschließt, und von Balkon und Schießscharten umfaßte der Blick die weite Fläche des See, die Inseln und die Oliven wäldchen, die ihn umkränzen.

Der Graf von Boissena, von Ehrerbietung vor der hohen Weisheit des Biterbers durchdrungen, wie alle Adepten, wagte es nicht, ihn zu fragen; stillschweigend wartete er auf sein erstes Wort, um es anhörig aufzufangen. — „Die Weinlese auf den Hügeln am Meeresufer ist vorbei", sagte der Biterber; „wie geht es meinen Kindern?" — „Sie erfreuen sich einer wunderbaren Gesundheit", antwortete der Graf. — „Die schmale Sichel des Mondes steigt bleich über den Eichen von San-Lorenzo empor. Die Insel des Mysteriums schwimmt wie ein Sarg von schwarzem Marmor auf dem See; dies ist die Stunde, wo meine Kinder schlafen. Die Nacht ist vorteilhaft; wir werden morgen einen schönen Sonnenschein haben. Sind die Aeppen Verbeelschieden?" — „Ja, Bruder. Meine Dienerschaft ist nach allen Radien hin gezittert." — „Gut. Die Kinder der Wittwe werden sich freuen; das Geheimniß wird erfüllt werden. Hörst Du die Klagen, die an den

Digitized by Google

Ufern des Sees unbeschrieben? Das ist der Tod, der klagt, weil er weiß, daß er sterben muß."

Die beiden Alexpten beobachteten eine Zeitlang ein tiefes Still-schweigen, um die Klagen des Todes zu hören. Der Wind des Sees seufzte in den wilden Feigen- und Tamarinden-Bäumen. — „Bruder von Bolsena", sagte der Mann von Viterbo, „wie die Nacht vor Tagesanbruch bereit sepn?" — „Wer der Meergreuelthe." — „O, lange vor der Meergreuelthe! Wie müssen wachen und uns vor dem Schlaf hüten. Um diese Stunde pflückt der Tod, der sich verloren sieht, alle Mohnblüthe des Krechthos und schüttelt sie über unseren Augen aus. Ich habe ein Gräschen und Wegerichsamen gehört; ich habe den Schau-ten einer Sense an jener Mauer gesehen; Brüder von Bolsena, wir sind von Fallstricken umgarnt; ich sage es Dir; laß uns die Augen wach halten und der Versuchung des Schlafs nicht unterliegen."

Um nicht einzuschlafen, rüdteten sich die beiden Alexpten dicht auf ihren Sitzen. — „Bruder von Bolsena", fuhr der Viterbier fort, „was wird Du mit dem Leben machen, wenn Du eine ganz Ewigkeit in Dir hast?" — „Ich werde mit die blonde Virgilia zur Gattin nehmen und sie unsterblich machen, wie mich." — „Und dann?" — „Dann werde ich Reisen machen." — „Wohin?" — „Durch die ganze Welt." — „Und dann?" — „Werde ich mich in mein Schloß von Bolsena zurückziehen, werde mich mit Schönen umgeben, werde Wein von mein vorn Winterstocsorer Berge trinken und meinen Freunden erzählen, was ich auf Reisen erlebt." — „Und dann?" — „Fange ich wieder von vorn an." — „Und wenn Du wieder angefangen haben wirst?" — „Nun, dann werde ich sehen, nachdenken . . ." — „Eine Ewigkeit ist sehr lang, Bruder von Bolsena. Verspeicht Du mir, nie nach einem anderen Geheimnis zu forschen, um den Tod wieder aufzufinden?" — „O, gewiß, das verspreche ich Dir; ich schwöre es bei unserer Gesell-schaft." — „Gut." — „Und Du, Bruder von Viterbo, wie denkst Du Deine Ewigkeit anzuwenden?"

Der geheimnißvolle Bruder stand auf; seine schwarzen Augen zun-kelten; seine Stirn furchte sich in scheiterlechte Runzeln; er streckte die linke Hand nach der Insel des Mysteriums aus und sagte mit feierlich ehrn Ton: „Moses führte die Hebräer ins gelobte Land und starb, ehe er es betrat. Moses hatte gesündigt." — „Das war gut. Du weißt immer ein Beispiel sich für das Heil seiner Kinder opfern . . ." Nach einer Pause sagte er hinzu: „Es steht geschrieben: Wee das Schwert nimmt, der soll tuechs Schwert umkommen." Der Graf von Bolsena, gottlos, unwissend, feigherzig wie er war, verstand nichts von diesen Sentenz, er begnügte sich dahee, beifällig mit dem Kopfe zu nicken.

Zur bestimmten Stunde bedeckten die Brüder Alluminaten ihre Bärte, und der Wind vom Lande trieb sie in kurzer Zeit nach der Insel. Den mederen entgegengesetzten Punkten des Ufers hatten andere Barken die übrigen Alexpten beherbergefüdet. Sie versammelten sich Alle in dem gemeinschaftlichen Saal, wo das tiefste Schweigen herrschte. Es war noch finsterer Nacht. Als die Brüder von Viterbo sich übertzeugt hatten, daß der junge Maggio in der Schüler seines Gastes sich befand, ließ man geräuschlos das bewegene Gitter wegnehmen, welches zwischen an der Mauer, die beide Gärten trennte, angebracht worden war. Nach Verabredung die-ser Acdeit ward der Befehl gegeben, schweigend den Tag zu erwarten.

Bita trat eben in ihr zwanzigstes Jahr; Maggio zählte nur zwei Jahre mehr; aber das Naturleben, welches sie führten, hatte ihre Kör-per so glücklich umwandelt, daß sie frühlinger erschienen, als sie es gewöhnlich in diesem Alter ist. Es waren in der That zwei ganz be-sondere Wesen.

Sie erwachten, wie gewöhnlich, mit dem Gesange der Vögel; beide Gärten waren nicht sehr groß, also bemerkten sie fast gleichzeitig, daß eine Oeffnung in der Mauer entstanden war. Daselbst brachen sie in lautes Lachen aus; dann aber erschraken sie plötzlich. Vor der Mündung, seiner menschlichen Sprache gleichen, für sie aber die Aeußerung eines Gedankens waren. Sie lieben an ihrem Platze, denn sie wagten es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht, daß ihnen die Ge-walt, deren Anblick ihnen so viel Freude, Schrecken, Erstaunen und Wonne verursachte, wie ein Vogel unvorbereitungsich entfliegen möchte. Der junge Mann vermochte es, eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er einige von den Liedern trillerte, die er von den Grasmücken gelernt hatte; das junge Mädchen antwortete in demselben Ton, und in dem Augenblick wurden sie gewahr, daß sie, trotz einiger sichtbaren Unterschiede an ihren Individuen, zu einer und derselben Gattung von Wesen ge-hörten. Da lächelten sie gegenseitig, und die Allmacht der Anmuth, die das Lächeln selbst zugethanen Geschöpfen verleiht, wirkte sogleich auf sie und näherte sie einander. Maggio durchschritt mit äußerst zarter Haltung die Oeffnung in der Scheidewand und setzte den Fuß auf Bita's Gebiet. Jetzt schärfte sich sein Gehör, sein Geruch, sein Geschicht plötzlich auf eine wunderbare Weise und wirkte in gewaltiger Anstrengung zusammen, wie wenn ein Netzwerk seinen Fäschet wech-selt und mit allen seinen Maschen sich beschäftigt seinen neuen Umfang mißen erforscht. Das junge Mädchen wich einige Schritte zurück; Maggio aber reichte ihr die Hand hin und bezauberte sie durch sein sorte währendes Lächeln und seine sühen Blicke; es sang auch, und nie hat ein Nachtigall in den hohen Pappeln von Bolsena zärtlicher Melodieen angestimmt. Ein kleiner Bach trennte sie noch; Maggio überschritt ihn, und das junge Mädchen hüllte sich, wie von einem unbeschreiblichen Instinkt getrieben, als sie Maggio sich so nahe sah, in die langen schwar-zen Haar wie in ein Gewand; Röthe färbte zum erstenmal ihre gold-braunen Wangen.

Die Alexpten waren im Versammlungssaale geblieben. Bloß der Viterbee und der Graf von Bolsena fuhren durch das Gucklock diesen ersten Austritt mit an und verloren keine Geberde, keine Bewegung, keine Stellung von Maggio und Bita. — „Sieh' Du meine Ewigkeit", sagte der Viterbee; „Du ist unschuldig und verblüht sich doch; die Schuld ihrer Mutter hat ihr die Schamhaftigkeit vermacht." — „Wo hat sie denn aber die Geschichte der Eva gelesen?" sagte Bolsena. — „Die Natur hat ihr diese Geschichte ins Herz geprägt; Bita hat sie im Schlaf gelesen. O, die heiligen Schriften sind wahr; wenn Eva auch gestehen-theit wäre, würden ihre Söhne nicht gesteedet sepn. Wer müssen das Blut unserer ersten Mutter wiederstinden, und wir werden leben." Der Graf verneigte sich, wie nach allen Rätseln des Viterbers.

Maggio war über den Bach geschritten; eine seiner Hände ruhte in Bita's Hand, und mit der anderen zog er den Schleier hinweg, wo-mit das Haar des jungen Mädchens ihre Gestalt und ihren Busen be-deckte. Bita lachte und setzte ihm nur schwachen Widerstand entgegen. Sie hatten sich viel zu sagen, aber nur unarticulirte Laute ohne Nachtigall-Triller tönten aus ihrer Brust hervor. Bita war die Erste, die auf einen Gedanken kam, und an der Freude, die auf ihrem Antlitz strahlte, konnte man sehen, wie es sie entzückte, etwas gefunden zu haben, was kein der Mittheilung unzugängliches Gefühl war. Sie zog Maggio mit einer Bewegung des Kopfes, die so viel sagte als: „Komm!" mit sich fort und führte ihn zu dem Rasen-Bäsket, wo des Nachts ihre Kost hingelegt worden war. Sie machte ihn ein Zeichen, das er essen solle. Maggio machte keine Umstände und ließ es sich schmecken. Da fang das Mädchen vor Freuden, klatschte in die Hände und sang Lerchen-weise, so vergnügte es sie, Maggio essen zu sehen. Sie setzten sich ne-ben einander hin und verzehrten lustig ihr Frühstück. Nie hatte den beiden Wilden ein Mahl dieser geschmeckt. Als sie ihren Durst mit der Kanne gestillt hatten, warfen sie sich in das Bassin und plätscherten schäfernd umher wie Tritonen und Nayaden.

„Die Stunde des Mysteriums wird bald schlagen", sagte der Vi-terbee mit dumpfer Stimme, „das Geheimniß wird erfüllt werden. Sage dem dienenden Bruder, daß er mir den Krug mit Wein von Montefoll und meinen dicksten Becher bringe."

Der Befehl ward auf der Stelle vollzogen. Der Graf von Bol-sena betrachtete seinen Bruder von Viterbo; der fanatische Abept schien in diesem Augenblick von Nervenanfällen erschüttert zu werden; seine Lippen bebten krampfhaft, seine Brust röchelte, er glich einem mit dem Tode Ringenden, dem im Fieber eine furchtbare Erscheinung vor Augen tritt.

Maggio und Bita liefen, als sie das Bassin verlassen hatten, wie zwei spielende Kinder auf dem Rasen herum. Bita, leicht wie ein Vo-gel, blieb nur stehen, wenn sie eine Blume pflücken wollte, die sie in ihr Haar flocht, um sich so geschmückt vor Maggio zu zeigen, teiumphi-rendre mit ihrer Blume, als eine Kokette mit einem Büschel Rubinen. Maggio hatte plötzlich aufgehört, sie durch das Baum-Labyrinth des Gartens zu verfolgen; die Heiterkeit des jungen Mannes hatte enthu-siastischen Betrachtungen Platz gemacht. Er schaute Bita an und lehnte dann in sich selbst zurück, als wollte er sich aus einer Begangenheit, die für ihn doch nicht da war, dunkle, gedankenvolle Erinnerungen zu-rückrufen, welche ohne Zweifel nur aus seinen Träumen herrührten. Er fühlte sich durch ein unwiderstehliches Etwas zu dem jungen Mädchen hingezogen, und doch hielt ihn ein unbezwingbares Etwas unaufhörlich zurück. Bita näherte sich jetzt, und indem sie ihr feuchtes Haar auf der Stirn theilte, ließ sie ihr Köpfchen auf seine Schulter sinken und gitrte verliebte Melodieen, als wollte sie sagen: „Ei, bist Du böse?" Maggio, dem die Wange glühte, ergriff mit ächzender Brust und feuch-ten Augen, unbekannten Gefühlen zum Raub, das Mädchen bei den Händen und schien sie im Vorzeichnung hinten zu wollen, daß er sich nicht mehr so vor ihr zeige, wie er sich in seinen Augenblicken ihrer Zu-sammenkunft; sie verstanden sich nicht, sie wechselten Zeichen und Töne, die erst nach langem geselligen Umgang eine Bedeutung haben. In ihrem Innern aber entwickelte sich mit wunderbarer Schnelle eine Lei-denschaft, die seiner Sprache bedarf, um sich verständlich zu machen. Maggio befendete hatte seinen Garten, seine geliebten Blumen, seine heitzuntetten Vögel vergessen. Er betrachtete Bita mit Thränen in den Augen, und seine Lippen bebten. Bita's Züge wurden ernst und trüb; Thränen flossen ihr von den Wangen; Maggio hatte noch nie Thränen fließen sehen, und auch er wußte bei diesem Anblick weinen. Ein unter-trüglicher Instinkt drängte seine Lippen an das Antlitz des Weibes, als wollte er die glänzenden Perlen auffangen, die diese schon so geliebte Gestalt mit Kummerschimmer umgaben. Seine Küsse wanken, weil all sein Blut ihm zu Kopfe stieg; er ließ sich schwachtend auf das Rasen-bett hinsinken; Bita schrie laut auf und sank ihm ungestützt zur Seite; es war, als wollte sie ihm, besorgt über seinen Zustand, ihren Trost anbieten. Unverständliche Worte, deren Sinn nur aus den Umständen klar wurde, wechselten nun viele Naturlehter in ihrer Liebe zu einan-der. Bita's Thränen waren von den Wangen geschwunden, und auch Maggio weinte nicht mehr . . .

„Die furchtbare Stunde erstarrt", sagte der Viterbee; „Bruder von Bolsena, nimm dieses Papier und lies es nach meinem Tode." Der Graf verneigte sich. Alsbald öffnete der Alexpt von Viterbo eine ge-heime Thür, drang verstohlen in den Garten, zog einen langen Dolch unter seinem Mantel und stieß ihn dreimal in Bita's und Maggio's Brust. Dann kniete er also muthig in seine eigene und stürzte todt auf den Rasen nieder.

Alle Alexpten eilten an den verhängnißvollen Ort herbei und zeig-ten zwar großes Erstaunen, aber kein Mitleid; der Fanatismus kennt kein Mitleid. Ihre Blicke waren auf den Grafen von Bolsena gerich-tet, der die letzten testamentlichen Mittheilungen von dem Viterbee em-pfangen hatte. „Bruder", sagte der Graf, „Abept die Zeiten, die mir unser glorreicher Alexpt und Märtyrer vor seinem Tode zugestellt hat. Dies Papier ist das Diplom der Unsterblichkeit für uns Alle. Höret:

„„Nicht einige Tropfen von Bita's und Raggio's Blut unter den Wein in dem kleinernen Becher, trinket Alle daraus und sprechet dabei das Wort Unsterblichkeit.““

Der furchtbare Trank machte die Runde. Es war ein Tag der Orgien und eine Nacht wahnsinniger Ausschweifungen. Man kannt dem Satan zu, man lästerte Gott, man verfluchte die Engel. Die Greise zeigten sich noch wilder als die jungen Akeyten, so groß war ihre Freude, in ihren letzten Tagen noch das Leben auf ewig fest zu halten. Nie erfüllte ein schreienderer Wahnsinn die Welt; denn wenn das Gräßliche solcher Abscheulichkeiten sich durch irgend etwas mildern läßt, so könnte man zu ihrer Entschuldigung sagen, daß es um die Vernunft aller dieser Akeyten geschehen war, und daß die Insel von Wolsena nur Narren und rasende Fanatiker zählte. Triumphirend, von Stolz und Unsterblichkeit trunken, waren sie einzuschlafen; sie erwachten noch mit dem vollen Rausch des vorigen Abends; die Welt gehörte ihnen. Ehe sie sich trennten, beschlossen sie, noch einmal zum Abschied zusammenzukommen, um gemeinschaftlich in feierlicher Berathung einen Plan für ihr unsterbliches Leben zu entwerfen. Der älteste der Gesellschaft sollte in dieser letzten Versammlung den Vorsitz führen; die Akeyten nahmen auf ihren Sitzen Platz. Man harrte des Präsidenten; er erschien nicht; gewiß hatte er die Sitzung verschlafen; man führte die Verhängniß seines Alkovens — er war todt.

Méry.

Rußland.

Russische Universitäten und Schulen.

Folgendes ist die Anzahl der Personen, die in den Jahren 1834 und 1835 im Russischen Reiche einen akademischen Grad erlangt haben.

	Auf den Universitäten											
	St. Petersburg		Moskau.		Dorpat.		Kasan.		Charkoff.		Ueberhaupt.	
	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835
Doktoren der Theologie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dergl. von verschiedenen Fakultäten	—	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Kunstlehrer (Licentiaten)	—	—	1	—	1	—	—	—	1	—	3	—
Kandidaten	16	25	37	34	13	14	5	11	3	16	74	100
Verschiedene Studien-Grade	23	15	67	33	35	23	12	13	16	20	163	113
Für die Medizinal-Partie insbesondere.												
Doktoren der Medizin und Chirurgie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Doktoren der Medizin	—	—	3	1	13	25	—	—	—	—	16	26
Inspektoren medizinischer Anstalten	—	—	—	2	—	—	2	1	3	1	1	7
Chirurgische Aerzte	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	1	2
Chirurgen	—	—	51	58	10	8	9	9	31	23	101	98
Accoucheurs	—	—	3	3	1	1	2	—	1	—	7	4
Thierärzte	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Apotheker	—	—	1	3	—	—	—	1	—	—	1	4
Apothekergehülfen	—	—	15	23	33	44	4	11	17	19	69	97
Zahnärzte	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	2
Hebammen	—	—	8	4	4	8	—	1	1	—	13	13
Hauptsumme	39	52	200	180	132	138	34	52	80	98	495	520

Nachstehendes ist ein Verzeichniß der in Rußland vorhandenen wissenschaftlichen Unterrichts-Anstalten, wie solche bei dem Ministerium des Innern für die Jahre 1834 und 1835 registrirt sind.

Bezirke.	Universitäten.		Lyceen.		Gymnasien.		Distrikts- Schulen.		Haupt- oder Kirchspiel-Schulen.		Besondere Pensionate.		Haupt-Summe.	
	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835	1834	1835
a) im Allgemeinen:														
St. Petersburg	1	1	—	—	8	8	49	49	76	84	82	94	216	236
Moskau	1	1	1	1	10	11	75	78	152	168	31	47	270	306
Dorpat	1	1	—	—	4	4	25	25	80	80	155	143	265	253
Charkoff	1	1	—	—	7	7	81	82	98	102	20	25	207	217
Kasan	1	1	—	—	9	10	62	66	63	94	6	5	141	116
Klein-Rußland	—	—	—	—	12	13	36	32	128	142	61	74	237	261
Kiew	1	1	1	1	7	7	25	27	30	43	23	18	87	97
Odessa	—	—	1	1	5	5	26	26	20	25	13	20	65	77
b) getrennte Bezirke:														
Transkaukasien	—	—	—	—	1	1	12	12	—	—	—	—	—	—
Sibirien	—	—	—	—	2	2	20	21	14	18	—	—	—	—
Hauptsumme	6	6	3	3	65	68	411	418	661	756	396	430	1542	1681

(Russische amtliche Berichte.)

Mannigfaltiges.

— Das Posthaus zu Le Luc. Herr Jourdan war ein musterhafter Wirth, sein Haus elegant und freundlich, der Mittagstisch untadelhaft. Als wir aber gegen Abend ins Gasthaus zurückkehrten, mußten sich den Leuten, Gott weiß, was für Mücken ins Ohr gesetzt haben; Alle sangen, daß es kaum auszuhalten war. Ein langer Schlingel von Stallburschen johlte ungezogene Lieder im breitesten Volksdialekt; ein Mädchen, das Töpfe aufwusch und zum Glück eine erträglich richtige und anmuthige Stimme besaß, trällerte neue Arien aus der komischen Oper; ein Bauersmann pfiff, Madame Jourdan summte, und ihr Erdprinz plärrte, Jeder sein eigenes Lied. Aber alle diese zusammen thaten es einem entsetzlichen Commis-Voyageur aus der Gascogne nicht gleich, der zu unserer Qual mit großer Prätension und mit aller Kraft der Lungen Rossinische Melodien schmetterte, gurgelte, trillerte und kadenzirte, bis ihn der Athem ausging. Wären wir nicht schon von Langeweile ganz abgespannt gewesen, so würde diese ungeheure Heiterkeit uns greulich verrückt gemacht haben. Zwei Stunden hinter einander hatten wir dies Kreuzfeuer von Arien, Vaudevilles und Opern-Melodieen in allen möglichen Takten und Tonarten, falsch oder richtig, anzuhalten, ein Lärm, wovor jede Schildwache, jeder Bettler und jeder Liebhaber, bekanntlich die geduldigsten und resignirtesten Leute von der Welt, unbetreuelt den Rückzug würden angetreten haben.

(Jal, De Paris à Naples.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Freitag den 26. August 1836.

Frankreich.

Ein Blick hinter die Coulissen der Oper.

Alles, was zum Theater gehört, Sachen und Personen, war von jeher für das Volk in einem Nimbus gehüllt, der auch jetzt noch nicht verschwunden ist. Arnal kann nicht über die Straße gehen, ohne von zwei Bösterern angegafft zu werden, von denen Einer den Anderen anstößt und zu ihm sagt: „Siehe, Lebe, da ist Arnal! Ich verschere Dir, es ist wirklich Arnal.“ Gewöhnlich verändern sie dann ihren Weg, um ihm auf drei Schritt zu folgen, und man sieht sie ein Lächeln der Verständigung mit andern Bösterern austauschen, die sich ebenfalls umwenden, um „Nenantin von Caro“ vorübergehen zu sehen. Diese Lächeln bezeugt so viel wie: „Ah, Sie erkennen Arnal? Wir auch, wir haben ihn sogleich erkannt, wir wir durch unser Nachgehen bewiesen.“ Oft besuchen auch solche Leute bloß deshalb jene Kaffeehäuser, die unzertrennlichen Nachbarn der Theater, um zu sehen, auf welche Weise die Schauspieler erfrischlichen, Bier trinken oder Domino spielen. Sie wenden ihre thörichte Neigung besonders dem Komiker zu, halten sich mit unterdrücktem Lachen in seiner Nähe auf, bieten ihm einen Stuhl an, reichen ihm Kreide für sein Billard-Queue oder heben sein Schnupftuch auf. Diese stummen Gefälligkeiten rühren endlich den Schauspieler, der dann auch und nach den Unermüdlichen grüßt, ihm einen Händedruck bewilligt und ihn späterhin wohl gar des vertraulichen Du's würdigt. Wenn der Unermüdliche jung ist und auf diese Weise seine Zeit verschwendet, die er seinem Patron oder seinen Advokaten schuldig wäre, so sagt seine Familie grobhäufig von ihm: „Er ist ein Taugenichts, aus dem nie etwas werden wird, denn er steckt ewig mit Schauspielern zusammen.“

Die Schauspielerin ist ein Gegenstand der Neugierde, der noch ganz anders gelucht und begehrt wird. In seiner Loge nimmt der Portier ihres Hauses die Besuche der Nachbarn an, die sie vorübergehen sehen wollen, wenn sie sich in die Proben begiebt; auf ihrem Wege dahin begegnet sie jungen Leuten, die ihre Stunden kennen und sich in Reihe und Glied aufstellen, um sie zu erwarten. Kaum erscheint die Erstehte, so setzen sie sich von sern schon in Positur, drehen ihre Haarlocken, schäfsen ihren Blick, und als ob sie dieselbe zum ersten Male sähen, sagen sie, laut genug, um verstanden zu werden, indem sie ihr auf dem Trottoir Platz machen: „Es ist Dejazet!“ Des Abends kommt man sie im Theater auf dem Balkon, im Orchester wieder, aus der Menge hervor zwei behandschuhte Hände erhebend, deren eine sich mit dem Halten der Lorgnette abmüdet, während die andere die Falten einer hochfliegenden Halsbinde zurechtlegt. Es ist nicht Einer unter ihnen, der sich nicht auf seinem Platz erkannt glaubte, der sich nicht einbildete, der Gegenstand unzähliger Blicke und Koketterien zu sein. So gehen die Sachen ihren Lauf fort, bis die Schauspielerin eines Tages einen also lautenden Brief erhält:

„Madame!

Ich bin achtzehn Jahr alt, von feurichem und glühendem Herzen. Ich kann nicht Millionen zu Ihren Füßen niederlegen, aber ich weihe Ihnen meine ewige, gränzenlose Liebe.

Ihr leidenschaftlicher Anbeter

Edouard.

P. S. Da ich bei meinen Aeltern wohne, so antworten Sie mir nicht nach meiner Behausung. Sendrn Sie mir vielmehr Poste restante einen Brief, in welchem Sie mir sagen, ob ich Sie nächsten Sonntag um Ein Uhr im Luxemburg, auf der dritten Bank links von der Allee des Observatoriums, erwarten darf. Sie werden mich an meinen gelben Beinkleidern, zugeknöpften Lieberock und an Ihrer meiner Augen erkennen, die Ihnen meine überschwenglichr Glückseligkeit anderlichen werden. Sollte es Ihnen nächsten Sonntag nicht möglich seyn, so mag es bis zum folgenden verschoben bleiben.“

Ein anderer Brief ähnlicher Art.

„Madame!

Fretillon ist ein so gutes Mädchen, daß sie sicher auch gern einen braven Burschen kennte, der vor Verlangen brennt, sie zu sehen. Kommen Sie in den Laden, stellen Sie sich, als wollten Sie Batist-Schnupftücher kaufen, und stecken Sie mir die Antwort auf-gegenwärtige Zeilen heimlich zu, damit es die anderen Commis, die große Spaßvögel sind, nicht gewahr werden.

Eugene,

Commis im ehernen Pferd, auf dem Boulevard der Italiäner.“

Die armen Jüngelchen glauben, daß die Sängerin nach dem Schauspiel mitten durch den Lärm und Dampf des Abendessens noch ihre Stimme ertönen läßt, und daß sie mit chromatischen Tonleitern den Kellnern eines Trinklokales verkehrt; daß die Tänzerin kein Wort spricht, keinen Kuß empfängt, ohne einen Fußwirbel zu machen; daß sie in ihrem Kummer unbehülflich, daß sie ein Entrechat schlägt, wenn sie ihren Schaal aus dem Schrank nimmt, daß sie eine liebliche Pirouette zieht, wenn sie die Thür zumacht, und daß sie sich ihrem auf weichen Divan ruhenden Geliebten nie nähert, ohne einige Pas de Basque auszuführen und ihm ein Blumenkörbchen zu überreichen. Fretillon erscheint ihnen immer sorgenlos, strahlend, großmüthig, Champagner schlürfend und ihr Leben in einem Strudel von Ehrbrief und Freude dahinwellend. Sie können sich nicht vorstellen, daß die Tänzerin, nachdem sie den Tag über die Tonleitern durchgeübt (eine Uebung, der den Nachbarn so verhaßt ist, daß sie oft Anlaß zu einer Wohnungskündigung wird) und den Abend drei oder fünf Akte hindurch mit Anstrengung gesungen hat, sich einzig, in warme Kleider gehüllt, aus ihrem Theater entfernt und in ihr Bett flüchtet, um den Halsschmerzen, dem Verlust der Stimme und anderen Leiden zu entgehen, denen die Sänger ausgesetzt sind; sie denken nicht daran, daß die Tänzerin sich des Morgens durch tausend abscheuliche Verrerübungen, Kniebeugungen und Fußteiller, die sie abmagern, ersticken und in Schweiß baden, zu der Anmuth und dem Ernst, die Vorstellung verdeutet; daß sie, dem Rennpferde gleich, kein Zurückstreben hinter der Coulisse in Haufen von Tüchern gehüllt wird und sich, abgemattet, ohne Leichtigkeit und ohne Lächeln, mühsam in ihre Loge hinaufschleppt, um ein wenig Ruhe zu suchen und mit einer Stunde voll Bellemmungen einen kleinen mit Beifall gefüllten Erfolg zu büßen. Was Fretillon anbetrifft, so ist sie ein Weib von überaus viel Geist, aber nichtsdestoweniger reuissinnig, sie, die jährlich mit großer Sorgfalt zwölf Rollen einstudirt, täglich vier Proben-Stunden durchmacht und ganz besonders sich um fünf Uhr zu Mittag speist, weil sie in zwei oder drei Stücken mitspielen muß. Das ist ihr Wachrieb, die nackte Wahrheit, die eben so profaisch und unbedeutend aussieht, wie eine in der Nähe betrachtete Decoration.

Laßt uns diese Wahrheit den Jünglingen aus der Provinz, den Gymnasiasten, den Ingenieuren, den Schreibern der Advokaten und Notare, den Zöglingen der Schulen und der ganzen zwanzigjährigen Generation zurufen, die das Leben mit einem Regenbogen von Vergnügen gefärbt sieht, für die das Theater eine Hölle voller Lust, ein Kapitolium der Freude ist; die in den Tänzerinnen Huri's, Sylphiden, Sultaninnen erblicken, Nymphen, goldverschwingte, ätherische, duftige Wesen, strahlende Schmetterlinge, dinnte, zerbrechliche, die Erde verschmähende und in höheren Regionen, in einer Atmosphäre von Portugiesischen Wohlgerüchen, von Parfums, Baiser und Blumen-Essenz umherschwebende Juselren. Dies unglücklichen Neulinge, die in ihrer unglaublichen Naivetät weit auf, wenn Ihr von einer Prima Donna sprechet; über entzückt, flammenfarbigen Ohren erweitern sich, um den kleinsten Umstand ihres Lebens einzulangen. Sie beben vor geheimer Eifersucht, wenn sie erfahren, daß Ihr mit dieser Prima Donna reden, daß Ihr, so oft es euch beliebt, den Stoff ihrer Gewänder berühren dürft; vor Neid werden sie sich werfen, wenn sie erfahren, daß Ihr zuweilen ihre Hand küßet. In jegend ein Theater Entritt zu haben, bei Madame Saqui zum Beispiel, scheint ihnen unendlich mehr werth, als eine Einführung in den Salon der besten Gesellschaft. Für sie sind die Coulissen eines Königlichen Theaters das Paradies . . . . des Mahomed versteht sich; und wenn Ihr ihnen ohne Umschweife, ohne Beobrerirung das Geheimniß machtet, sie hinter die Coulissen der Oper zu führen, so würden sie erstarrt vor Glück, mit dem Angesicht zur Erde stürzen.

Man muß gestehen, daß die tollen Jugendstreiche unserer Vorfahren nicht wenig dazu beigetragen haben, das Leben der Theater-Schönen in einen poetischen Glanz zu hüllen; man hat uns so viel von Maranis erzählt, die durch Tänzerinnen zu Grunde gerichtet, von General-Pächtern, die wie Schwämme bis auf das letzte Goldstückchen ausgesaugt worden, von verrathenen Weltkittungen, die über Essen mit den Caramargo's, mit den Guimard's durchbrachten, bei ihren Abendtaseln Gott und dem Könige Trotz boten und den Puder ihrer Perrücken auf geblümten Sopha's abschüttelten. Diese geschminkten Liebschaften, in Reifröcken, Pantoffeln und Chinesischen Gewändern, diese Grotten-Liebschaften bilteten damals die Geschichte der Stadt und des Hofes. Frankreich hatte gerannte Zeit seine andere Geschichte. Sich eine Schauspielerin zu halten, war ein so unumgänglich nothwendiger Luxus, daß der Marschall von Sachsen, dieser Mann des Krieges, dieser Herkules, der mit einem Fauststoße einen Bayer zum großen Jubel des Londoner Pöbels in einen Schmutzkarren hineinwarf, daß dieser Marschall von Sachsen

Digitized by Google

sich Madame Jouart selbst die in die Schanzgräben von Mastricht nach kommen ließ. So war es Sitte die zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Bei den Schauspielerinnen fanden die Herzöge und Prinzen, die Offiziere der Leibwache, die Kadetten von hoher Familie und die kleinen Abbé's eine geistvolle Unterhaltung, ihr Vergnügen und ihr Verderben, lauter Dinge, welche die Revolution so gänzlich vom Theater trennte, daß die armen Schauspielerinnen gezwungen wurden, nur noch ihre Kunst zu üben und weiter nichts. Uebrigens waren auch die obersten Jahrhunderte nicht alle ganz rein von Ausschweifungen dieser Art, und die französische Sentimentalität ihrer öffentlichen Genußsüge wieder eine ganz falsche Meinung von ihren häuslichen Sitten geben. Bei ihnen aber war es nichts als bloße Ausschweifung, ohne Edelmuth, ohne Größe, ohne Geld. Eine berühmte Schauspielerin, Mlle R., die dem dringenden Verlangen eines verschiedenen Terroristen nachgegeben hatte, glaubte einen Tages zu bemerken, daß die Unglücklichen ihres Liebhabers sanft und seine Gestalt merklich schwand. Sie bei der Hingerichteten sich zu fragen, um eine Frage zu wagen: „Bürger", sagte sie, „was wird Du mit zu meinem Geburtstage schenken?" — „Ich werde Dir das Leben schenken", antwortete er.

Mit dem Directorium und seiner Reaction kehrten die Thorheiten des Luxus und die großartigen Verschwendungen zurück. Einige Emigranten, die in den Besitz ihrer Köpfe und einen Theil ihrer noch nicht verkauften Güter wieder eingesetzt waren, Generale, die sich bei der Plünderung der feindlichen Städte bereichert hatten, wollten nun ein wenigstens leben führen; die Verschwendung war gränzenlos: man warf, so zu sagen, das Geld aus den Fenstern; die Spielhäuser waren wieder von leichtsinnigen Menschen überfüllt, die auf einen Wurf im Roulettespiel die ganze Beute von Italien setzten, die Trüffeln ihren Luxus, die Austern ihre Säbel setzten, und die dem Volke aus dem Fenster von Nr. 113 ganze Bände voll Louisd'ore von dem Gewinn eines Abends zuwarfen. Die Restaurateure machten damals ihren Schnitt; die Lente jener Zeit aßen, als wenn sie seit 93 gefastet hätten. Herr R. S. J. D. gab allein für seine Mittagessen hundert Franken aus, und man zeigte uns vor kaum zehn Jahren bei Very noch einen Keller, der täglich 60 Franken Trinkgeld erhielt, weil er die Ehre hatte, diese Gargantua-Diner zu bedienen. Die Weiber, vorzüglich die Schauspielerinnen, wurden bei diesen Reactionen des Vergnügens nicht verschont, und die kostbarsten Huldigungen langten haufenweise zu ihren Füßen an. Der Glanz des Kaiserreiches und seiner hohen Würdenträger erhielt ihnen dies Leben voll Ueberfluß, wo Alle sich nach ihnen drängte.

Unter dem Directorium und dem Kaiserreiche glänzte die berühmte Clot . . . , eine große schöne Tänzerin mit ernstem, schmachtendem Antlitz und einer Taille, biegsam wie ein Weidenzweig; man sagte damals, Mlle. Georges sey eine schöne Statue und Cl. ein schönes Geschöpf. Ihre blonden goldenen Haare kräuten eine sanfte Stirn, unter der zwei Sevdie-Augen glänzten. Auf einem schlanken, zierlichen, stolzen Halse wiegte sich ihr Kopf, so weich und sanft, als Federnzeug. Die Lodenenden zarter Teil sprechen noch mit Augen voll Thränen, aber solcher Thränen, die dem Schmerz, über eine verlorene schöne Empfindung fließen, von einer gewissen unbeschreiblichen Hüftenbewegung, die über Cl.'s ganzen Körper ein wahres Entzücken physischer Wollust ausgeß. Wenn sie ihre Arme erhob und sich neigte, um eine Pirouette zu beginnen, wenn drei Reihen der Arme sie zur Zierde Frankreichs ausriefen, wenn sie und wenn die Neigung des Körpers die süße Pose dieses herrlichen Weibes hervortreten ließ, soll es ein Gemälde zum Todtschießen gegeben haben. Man erzählt aber nicht, daß ihr irgend Jemand sein Leben zum Opfer gebracht hätte, doch nennt man mehrere Personen, die ihr einträglicher Opfer weihten und für die sie Eclatantes, für zu lieben, Millionen verschwenden. Der glänzendste und verschwenderischste Liebhaber war der Fürst Pignatelli, Graf von Egmont, ein Spanier, Inhaber eines berühmten Namens, Besitzer unermeßlichen Reichthums und von der Natur mit dem feinsten Geschmack begabt. Er war es, der die erste Berline mit Englischen Federn aus London kommen ließ. Dieser niedrigt, bequeme und merkwürdig geformte Wagen machte zu jener Zeit großes Aufsehen. Eben dieser Fürst war es auch, der zum Erstaunen Aller, selbst des jenen großen Wall in drei verschiedenen Anzügen erschien, deren Preis für eine ganze Woche Stoff zur Unterhaltung lieferte. Im Laufe seiner galanten Verschwendungen richtete der Fürst Pignatelli auch die schöne und nicht sehr haushälterische Cl. wieder glänzend ein. Er schuf ihr einen prachtvollen Hausstand, setzte ihr ein Jahrgehalt von 1,200.000 Franken aus und schenkte ihr die prächtigen Equipagen für Longchamps, zu einer Zeit, wo Longchamps noch etwas zu bedeuten hatte.

Aber Cl. hatte ein so gutes Herz, eine so mitleidige Seele, daß sie oft aus Trägheit und aus Großmuth ihrem Schuhmacher tausend Franken für ein Paar Schuhe gab, um nicht erst eine Banknote wechseln zu müssen; sie war so theilnehmend bei den Leiden der Theaterbenöthigung, der Statisten, der Figurantin, der Choristen, daß selbst die Freigebigkeit des Fürsten Pignatelli nicht hinreichte, um dieser ehrenwerthen Beredsamkeit zu entreichen. Der Spanische Admiral Mazarredo unterstützte Cl. in ihrer Wohlthätigkeit und vermehrte ihr beschiedenes Einkommen um 3 oder 600,000 Franken. Zu diesen neuen Gaben Mazarredo's gesellten sich bald die kleinen Galanterieen des Herrn Pu..., der nur während der Mahlzeit drei Stunden an ihrer Seite zubrachte und diese passive Tischgenossenschaft mit nicht weniger als 100,000 Fr. jährlich bezahlte, so daß die Totalsumme ihrer Einnahmen sich auf 16 bis 17 hunderttausend Franken belief. Neue Tänzerinnen von 1836, staunt über diese fabuse Rechnung und ruft voll Schmerz aus: „Mit dem Tanze ist es vorbei!"

Man erzählt von dem Luxus, der bei Cl. herrschte, wahrhaft ereignamenswürdige Einzelheiten. Sie bewohnte in der Straße Menars ein Zimmer, welches Alle, Bourgeois von der Courtisane française inne gehabt hatte. Damals war Paris Griechisch, und man verjetzte alle Häuser wie Agamemnon's Palast. Die Griechischen Draperieen in Cl.'s Gemach waren von Sedaner Stoff, zu 70 Franken die Elle. Ihr Bett, das niedrig und natürlich auch von Griechischer Form war, hatte 9000 Franken gekostet; ein schwarzer Kaschmir, 15,000 Franken werth, diente ihr zur Fußdecke; mit einem anderen Kaschmir von ungebrannem Werthe war die Erhöhung bedeckt, auf der das Bett stand, und der Persische Teppich des Zimmers kostete nicht weniger als 6000 Franken. Die Bronzen, die aus Italien entwendeten Statuen drängten sich in diesem Gynäceum und waren nur der geringfügige Ueberzierrath eines unschicklichen Meublements. Aber ach! mitten unter dieser Sardanapalischen Verpracht war die arme Cl. durch ein felsiames Mißgeschick nichtsbedeutender, als Jedermann, Leidenschaftlich. Die Natur, die in seiner Weisheit einigung to vieler Reize ganz erschöpft hatte, ließ nur einen Makel an diesem schönen Ganzen. Cl. war eine Halbgöttin gewesen, hätte sie unbewußt auf einem Pferdfuß von Achat oder Malachit stehen können, aber sie mußte tanzen, und die unglückliche Bajadere konnte sich nicht verhehlen, daß die durch diese diabolische Anstrengung bewirkte Erschütterung sie verunstalte, daß die Ausdünstungen ihrer körperlichen Emanationen hervorbrachte. Heinrich IV. würde sich in seiner Weisheit Vorbehalt, so wie er es einst that, des rechten Austrucks drinnen haben, um diesen Uebelstand zu bezeichnen. Die ungleich höflicheren Mitglieder der Oper stäuberten sich nur leise zu, daß Cl. die Spuren eines durch den Moschus, den sie im Ueberwaß anwandte, wenig verlilgten Duftes zurückstaße.

Ein gewesteiges, düsteres Leichenbegängniß durchzog eines Tages Paris. Es war Clot . . . , die arme und vergessen starb.

Aber wie herrlich war ihr Leben! Welch eine glänzende Epoche für die weltlustigen und gelbgierigen Weiber! Welcher Glanz, welcher blendender Schein umgab diese für Gold angebeteten, mit dem Degen erkämpften Frauen, die von Gesandten, Marschällen und Königen bewirbt wurden! O, über die nichtige Nichtsheit von seinen Besuch Napoleon's, wie er eines Morgens um sieben Uhr, aus den Armen einer Tänzerin kommend, eine Ohrfeige von der Hand Andrieux's, des kleinen Colin's der Oper, erhielt, der, als zweiter Andrieux, unten mit Wuth auf den gekrönten Liebhaber harrte! Ein König sich mit einem Colin schlagen! Das war unmöglich. Der Kaiser, der es nicht verzeihen konnte, daß die Königin schwächlich sey, die er geschlossen hatte, ließ Andrieux aufsuchen, um ihn einzusperren, um ihn zu strafen, zu zwicken, zu süstiren, zu vierteilen; aber der wohlgewarnte Colin war seliges Tages nach Rußland gewandert, wohin seine „Colinette" (wie damals Herr von Jouy gesagt haben würde) ihm folgte.

Hat die Regierschaft wohl so etwas aufzuweisen wie die Caprice des Prinzen Eugen, der an die reizende Bi... schrieb, daß er sich in Italien langweile und sie bei sich zu haben wünschte. Der Prinz verlangt Urlaub, um sich zum Prinzen zu begeben; man verweigert ihn, weil man sie nicht entbehren kann. Es wird darüber an den Kaiser berichtet, und dieser bewilligt ihn. Mlle. Bi... geht nach Italien, um dem Prinzen derselben Tage die Langeweile zu vertreiben.

Der Kaiser — wie man sieht, und wie es bekannt genug ist — entzog sich seiner Arbeit, verschwendete seine Zeit und seine Macht des Staates oder das Vergnügen seiner Lieblinge erforderte. Der Mann, der von Moskau aus Reglements für die Französische Komödie ergehen ließ, rasste einst, daß das Corps de Ballet der Oper sich mit jedem Tage vermindere. Der Denischen, der Italiänerinnen, der Siebendürgerinnen, der Preußinnen, der Badnerinnen und der Württembergerinnen überredete, kehrten die Tänzerinnen der Krone gern zu ihrer Fransösischen zurück, und in der Liebe nach eben so flüchtig wie Napoleon beschäftigt wie im Kriege, schoffen sie wie Sperber auf das Corps de Ballet los. Aus diesen nun für einen Tag brabschigten Verbindungen wurde mitunter ein dauerndes Band. Die Kaiserlichen Krieger, diese Männer mit den großen Schnurrbärten und den leichten Herzen, diese Verehrer des weiblichen Geschlechtes, kehrten sich oft an bloße Figurantinnen, die sie zum Theater kennen lernten und mit sich aufs Land, zum Zeitlet oder sonst wohin führten; kurz, man sah sie nicht wieder: die schönsten waren in Folge dieser militairischen Requisitionen verschwunden. Die Recrutinnen wurden immer seltener, zuletzt fehlten sie ganz. Eines Tages wollte der Kaiser einer Opern-Vorstellung beiwohnen, um die Hälfte seiner Abgeordnetet der Figurantinnen kennen zu lernen, die von der Wuth seiner Krieger verschont geblieben waren. Er war sehr ungeduldig einmal über das andere: „Welche Schwulst! Wober sind sie nur alle kam, zum Teufel

Ostindien.

Die Paria's.

(Nach dem Asiatic - Journal.)

Der Zustand tiefer Erniedrigung, in dem ein großer Theil unserer Indischen Unterthanen schmachten muß, wird in Europa wenig gekannt oder verstanden. Selbst viele einsichtsvolle Männer, die lange Jahre im Britischen Indien sich aufgehalten haben, wissen ganz und gar nichts von der wirklichen Lage solcher Verstoßenen, die sie zu Knechts-Arbeiten gebrauchen. Will man aber bei den höheren Kasten in wahrer Achtung stehen, so muß man mit dem socialen Zustande der Paria's vollkommen vertraut sein, um keiner Verletzung sich auszusetzen; denn nicht dadurch, daß wir diesen verworfenen Menschenklassen unsere Hand zuwenden, können wir sie zu Ehren bringen; im Gegentheil, die Sie von Verkehr, welche der Europäer in Ostindien, entweder aus Wohlwollen oder aus Unbedachtsamkeit, mit einer Race anknüpft, die von der Gesellschaft ausgeschlossen ist, kann unseren Einfluß schwächen. Es ist nur allzu wahr, daß dieser unglückliche, dem Anschein nach von Gott und Menschen verstoßene Menschenschlag, in Folge seines unheilbaren Elends, viele abscheuliche und unwiderrufliche Gewohnheiten angenommen hat, die ihn zum Gegenstande des Abscheus und Grausens machen. Wohl ein Fünftheil der ganzen Bevölkerung Indiens ist zu der niedrigsten Sklaverei verdammt, die Menschen jemals ihren Brüdern auferlegt haben.

Das Wort Paria soll nach Einigen aus Pehari oder Pehariah entstanden seyn, welches einen Bergbewohner bezeichnet. Die Bergbewohner auf der Ostindischen Halbinsel sind alle Hindu's, und man hält sie aus sehr guten Gründe für die Aboriginers des Landes. Sie haben jedoch die Lehrsätze der Brahmanen nicht angenommen, statuiren keine Kasten-Unterschiede, sind ziemlich frei von Vorurtheilen und klümmern sich wenig darum, was sie essen oder trinken; Fleisch und heraufschende Getränke sind ihnen zu jeder Zeit willkommen. Diese Leute werden von den Bewohnern der Ebenen verachtet, und ihre verächtlichen Ausdrücke, wenn sie von diesen Kuhfleisch-Essern reden, haben Europäern den Glauben beigebracht, daß Alle, welche sich so vernennen gen, sie Paria's gälten. Die Phrase Pariahpoht, welche eine degenerirte Kaste bezeichnet, wird von den Eingebornen in ihrer Unterhaltung selten oder nie gebraucht; sprechen sie aber mit Personen, die vor den Sitten des Landes wenig verstehen, so pflegen sie den Ausdruck auf diejenigen anzuwenden, welche von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen sind; daher besonders in Kalkutta und in dessen Nachbarschaft der Ausdruck Paria von den Europäern auf alle nicht ortsbedere Hindu's angewehnt wird. Die früheren Ansiedler in der Bengalischen Präsidentschaft bekümmerten sich wenig oder gar nicht um die Kasten-Unterschiede, und noch jetzt sind diese Leute Niemanden mit den Mitteln der verschiedenen Kasten, zu welchen ihre Dienerschaft gehört, völlig unbekannt. So lange aber die Kasten bestehen, müssen sie auch von uns Europäern in gewissem Betrachte respektirt werden, wofern wir uns nicht in großen Mißtredit bringen wollen.

In Höhe und Ehrenwerthe der Kaste der Bedienten ist, welche ein Europäischer Lordy in einem Mahlzeit der Civil-Personen, bei sich unterhält, deste größer ist die Achtung, in der er bei den Sipahi's und bei allen Eingebornen steht; ja, seine Bedienten selbst haben größeren Respekt vor ihm; denn Leute, die über ihre Sphäre erhöht werden sind, pflegen dem, der sie aus dem Stande gezogen hat, mit Verachtung zu lohnen. In der Präsidentschaft Bengalen, wo das Kastenwesen eine weit größere Rolle spielt, als in den südlichen Theile des hierzu Personal aus Muhammedanern und aus Hindu's von verschiedenen Range bestehen. Der Schaffner (Khansaman) sollte immer nur entweder ein Jude, Portugiese oder ein Muhammedaner seyn; denn so der Koch, weil kein Hindu von ehrenwerther Kaste in eine Küche geht, die durch das Schlachten solcher Thiere, welche ihm heilig sind, entweiht wird. Bekenner der Islam müssen ferner sein: die Kellner (Khidmat'g); die Aufwärter bei Tische (Khidmatgar's); der Pferdeknecht (Sokar Berdé); der Küchenjunge (Mussalitschi); der Aufseher über das Geflügel (Murghi-walloh); der Wasserträger (Bhisti); der Thürsteher (Derban) u. s. w. Die Anwesenheit von Paria's ist den höheren Klassen der Eingebornen so ekelerregend, daß sie kaum über einen Teppich gehen wollen, den ein Paria betreten hat; kein Hindu oder Muselmann von Rang würde einen Paria in sein Haus nehmen, und der Letztere würde seines grausamen Todes sterben, wenn er einen zum Haushalt eines Indischen Fürsten gehörenden Artikel berührte. In Europäischen Haushaltungen läßt man die Paria's (auch Mutter's genannt) bisweilen Enten und Hühner mästen; obgleich aber diese Thiere schon an sich keine edele Esser sind, so glaubt man doch, daß sie unter den Händen so ekelhafter Esser noch mehr abscheulich aussehen. Bei der vorigen Hungersnoth in Hyderabad im Dekan, so wie auch neulich zu Delhi reichte man ein merkwürdiges Beispiel des Abscheus, den die höheren Stände in Ostindien gegen die Paria's hegen. Als der Prinz das Blutgerüst bestieg, warf er einen Blick auf die Person, welche die letzte schreckliche Ceremonie vollziehen sollte, und sragte, ob es ein Mutter sey. Dies waren, wie man sagt, die letzten Worte des Unglücklichen, und man konnte sich das eisige Grausen, welches ihn Abertausenden machte, als er erfuhr, daß ein so verworfenes Geschöpf nicht blos vor seinen Augen stand, sondern im nächsten Augenblick seine geheiligte Person berühren sollte. Nur Paria's gehen sich zu dem verfluchten Geschäfte eines Scharfrichters her, und schon öfter haben Seyed's, mochten sie aus Hindu's oder Muhammedaner seyn, auf dem Galgen um Erlaubniß gebeten, sich selbst den Strick umlegen zu dürfen, damit die Berührung eines Mutter's vor ihrem Hinscheiden sie nicht entweihe.

In Kalkutta sehen wir zuweilen das Amt des Hausmeisters durch einen Parsen verwalten. Die Hindu's nehmen daran keinen Anstoß, denn sie haben vor den Feueranbetern großen Respekt, obschon keineswegs alle Sitten dieses Volkes den Europäern genehm sind. Zahl hegt, weder in Bengalen der Feuerdienste anhängt, ist jedoch so gering, daß man sie verhältnißmäßig selten antrifft; in Bombay aber, wo sie zahlreicher vorhanden, beherscht unter ihnen eine Sitte, die ekelhaft genug ist, daß man den Europäer von jeder engeren Verbindung mit diesem Volke abzuschrecken. Das Muselin-Kleid, welches sie auf dem bloßen Leibe tragen, wird nie abgelegt, bis es im eigentlichsten Sinne des Wortes von selber abfällt; sogar im Bade bleibt diese Art von Hemd in ungereinlichster Gestalt an, und nach dem Baden lassen sie es am Körper wieder trocknen. Eine Lady, die einen Knaben von diesem Volke als Pagen bei sich hatte, ließ ihn eines Tages durch ihre Kammerfrau festhalten und schnitt ihm dies ekelhafte Gewand mit einer Scheere vom Körper. Es gelang aber dem Knaben, nach diesem Stücke drei sich loszureißen, und er verschwerte seine Gebieterin unter großem Heulen und Schreien, daß seine Glaubensgenossen ihn unfehlbar ausstoßen würden, wenn er sich einen solchen Schimpf gefallen ließe. Noch weigern sich die Parsen, ein Feuer zu löschen und ein Licht anzublasen, oder auch nur zu pusten, weil es bei diesem Prozeß zufällig ausgehen kann.

Die Aja oder das Kammermächen einer Lady sollte durchaus eine weiße und gebornes Portugiesin oder eine Muhammedanerin seyn; ist sie vom Stamme der Paria, so kommt ihre Gebieterin bei allen Kasten-Hindu's in den scheußlichen Ruf; und doch lehrt die Erfahrung, daß weibliche Paria's als Dienstboten oft sehr gut sich bewähren und der den faulen, schmutzigen und liederlichen Muhammedanerinnen große Vorzüge haben. Weibliche Dienstboten giebt es in den Haushaltungen der Indo-Britten überhaupt wenige, indem fast alle gröbere Arbeit durch das männliche Geschlecht verrichtet wird. Wenn eine Europäerin nothwendig ist, so haben die eingebornen Portugiesinnen den Vorzug; muselmännische Ammen taugen selten etwas, und solche, die aus der Klasse der Paria's genommen werden, können dem Kinde nur schädlich seyn, weil es so gut als erwiesen ist, daß sie faules Fleisch und faule Begetabilien mit besonderem Appetit verzehren.

In Waschung der Schaffkörbe ist es ziemlich gleichgültig, zu welchen Glauben sie sich bekennen, obschon man allgemein sagt, daß die muselmännischen Stallknechte das vortheilhafteste Renfere haben, während die Hindu's den Stall und die Pferde besser verwalten. Der Kammerdiener wird aus den Anhängern Brahma's gewählt, obschon ein besonderer Grund für diese Wahl vorhanden scheint. Diese Klasse besitzt in gewissen Sekten, die sehr zahlreich sind, gänzlich verschiedenen Ekdaic's gehen. Die Dhobi's oder Wascher bilden eine Kaste für sich; Hindu's, welche dieses Geschäft übernehmen, werden mehr geschätzt, als die wenigen Muhammedaner, die sich damit befassen. Der Kuhhirt und der Schäfer gehören zwei besonderen Kasten an, die seinen einen anderen Erwerbzweig übernehmen u. s. w.

Die Diener von Marine-Offizieren werden aus allen Kasten rekrutirt. Da nun auch viele Paria's unter den Soldaten sich befinden, so haben die Europäischen Behörden davon Gelegenheit genommen, um die bürgerliche Stellung dieser Unglücklichen durch Besserung in einem ehrenvollen Dienste zu erhöhen. Die Paria's waren recht gute Soldaten; sobald man sie aber aus der Linie zog, schlugen sie nun ihre ursprüngliche Freundschaft und Häuslichkeit, und obgleich sie gar nicht mehr nöthig hatten, ihre alten ekelhaften Gewohnheiten fortzusetzen, so verschmähten sie doch das gesunde Essen und nährten sich wieder von Aas und Moder. Sie wußten recht gut, daß keine militairische Würde ihren Rang in der Gesellschaft erhöht hätte, und daß der Abscheu, den sie bei ihren Landsleuten von höherer Kaste erregten, unvermindert blieb. Das Reformations-Werk muß bei den höheren Klassen anfangen; wir müssen sie zur Emancipation ihrer minder glücklichen Brüder mitwirken lehren.

Die Soldaten der Bengalischen Armee haben immer den Ruf großer Unbescholtenheit behauptet; gleichwohl ist diese Armee aus vielen Kasten und Sekten zusammengesetzt. Die Brahminen stehen oben an, und ihnen zunächst kommen die Radschputen. Die muselmännischen Europäer sind lange nicht so schön, als die Hindu's, und im ungefähr das vierte Individuum einer jeden Compagnie ist Bekenner des Islam. Von den Hindu's besteht wieder ein Drittheil aus Brahminen, und die anderen zwei Drittheile sind theils Radschputen, theils gehören sie untergeordneten, jedoch ehrbaren Kasten an.

Selbst wenn Muhammedaner sich als Bekennten anbieten, muß man auf keinen Fall einen Paria seyn: sie dürfen kein ernstergrenes Gewerbe getrieben haben. Einst Tages wurde ein recht schöner muselmännischer Bursche als Rekrut angenommen. Man erfuhr aber schon nach Verlauf einer Woche, daß dieser Mensch in früherer Zeit einmal Fleischer gewesen war, und nun mußte er schon auf Plazregeln denken, um sich vor Beschimpfungen sicher zu stellen. Er hielt sich ganz in der Stille fort, und Niemand konnte sagen, wo er hingekommen war. Hätte dieser Mensch es gewagt, zu bleiben, so würde er seines Lebens kaum sicher gewesen seyn, weil die Brahminen einen Mörder gebeiligter Thiere unter keiner Bedingung in ihrem Kreise dulden.

Wegen ihrer Herrschsucht und Intoleranz will man die Brahminen fernerhin von dem Militair-Dienste ausschließen. Muhammedaner und Radschputen sollen hinfüro die ausschließlichen Soldaten ausmachen. Leyter Radschputen betrachtet sich als einen Krieger von Beruf, welches auch seine äußere Stellung im Leben sey; er nimmt seine Schuld- und Trutzwehren mit, wenn er auf den Feldern arbeitet und ist in jedem Augenblick schlagfertig. Dagegen würde man Hindu's von verschiedenen anderen Kasten, die nur friedliche Gewerbe treiben, unter keiner Bedingung zum Kriegs-Handwerk bewegen können, und ein Aufstoß in Waffe wäre in Ostindien ganz unerhört. Wie anders ist es einer kriegerischen Kaste gebört, der wirklich sich auch in der todesblutigsten Lage nie mit den Waffen in der Hand: er mietbet Soldaten zu seinem Schutze, und kann er diese nicht haben, so flüchtet er, oder ergiebt sich auf Gnade und Ungnade.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Life of Black Hawk etc. (Das Leben des Schwarzen Falken oder Makatahmischkiakiak, nebst einigen geschichtlichen Ueberlieferungen von seinem Stamm und Beschreibung der Indianer-Kriege, an denen er Theil genommen. Von ihm selbst diktirt.) New-York und London, 1836.

Der Name „Schwarzer Falke" ist den Zeitungslesern hinreichend bekannt, denn in den kriegerischen Blättern ein, der Schwarze Falke (es sollte eigentlich nicht Blackhawk, sondern Tomahawk, Streitaxt, heißen) ist ein Indianer-Häuptling von dem Stamme der Sack- und Fuchs-Indianer; er wurde 1767 geboren, und nachdem er sich selbst „ausgezeichnet", welches so viel bedeutet, als daß er sehr jung schon einen Feind skalpirte, wurde er sogleich unter die „Tapferen" aufgenommen. In den Kriegen zwischen den Stämmen legte er großen Muth und Klugheit an den Tag, so daß er nach dem Tode seines Vaters diesem als Häuptling folgte und aus den Händen des Volkes den Kriegs-Beutel empfing, der das Zeichen der Oberherrschaft ist. Es folgten nun verschiedene Kriege; bei einer Gelegenheit führte er seine Tapferen gegen die Amerikaner, um den Tod eines Knaben zu rächen, den er an Kindesstatt angenommen hatte, und was für eine ausgesuchte Rache er nahm, werden wir gleich hören. Endlich verbrängte aber doch das Vordrücken der Amerikaner gegen die Indianischen Wildnisse diese Stämme nach und nach aus ihren alten Wohnplätzen. Verschiedene „Unterhandlungen" wurden gepflogen und von beiden Seiten so manches Jubiläum auf eine grausame Weise gemordet. Im Jahre 1812 verbanden sich der Schwarze Falke und sein Volk im Amerikanischen Kriege mit den Engländern, weil diese von Amerikanern in einem Vertrage betrogen worden, durch welchen sich der Sack- und Fuchs-Indianer, die schlechte Diplomaten zu seyn scheinen, so schlau sie sich auch sonst in ihrem Verfahren zeigen, gegen eine jährliche Entschädigung von tausend Dollars zur Abtretung derjenigen Theils ihres Landes, der östlich vom Mississippi und südlich vom Jefferson liegt, ihrer Wohnsitze bereit erklärt hatten. Einige Jahre später drachten die Agenten der Vereinigten Staaten mit den Sioux-Indianern, die noch immer in jenen Gegenden hausten, einen Vertrag zu Stande, durch welchen sich diese letzteren verbindlich machten, auf das westliche Ufer des Mississippi zurückzuweichen; doch der Schwarze Falke wollte keinen Theil an einer Anordnung nehmen, die sie nöthigte, ihr Gebietsdorf zu verlassen, die Ruhestätte der Gebeine ihrer Vorältern, die ihnen durch Bande der Verwandtschaft und durch die Heiligkeit ihrer Namen zum Theile theuer waren. Dies ist der einzige Anklang von Poesie und menschlichem Gefühl in der ganzen Erzählung; und wenn wir uns mit Schauder von den empörenden Details der Indianischen Kriegsführung, der grimmigen Rache und wilden Verrätherei abwenden, so verweilen wir gern bei der Heimathsliebe „des armen Wilden, dessen ungebrochener Geist sich in den Worten spiegelt und im Sturme tönt", als der einzige Lichtpunkt, der einen mildernden Schein auf sein rohes Naturell wirft. Aus der Weigerung des Schwarzen Falken, sein Dorf zu verlassen, entspang ein neuer Krieg, in dessen Verlauf eine Menge von Abschreckscheiteten verübt wurden. Nach manchen Wechselfällen wußte sich der Schwarze Falke zuletzt doch ergeben und wurde 1832 eingekerkert. Das folgende Jahr setzte man ihn jedoch wieder in Freiheit, und er that sich nun mit seinem Stamm an den Ufern des Mississippi angesiedelt. Der verlockende Sand enthält seine Lebensbeschreibung, von ihm selbst erzählt und durch einen Dolmetscher ins Englische übertragen.

Wir können nicht vortherweisen, welche Aufnahme ein solches Werk in den Vereinigten Staaten finden wird, wo der Nord-Amerikanische Indianer noch mehr unmittelbares Interesse erregen muß, als in Europa, gewiß aber wird dies Buch, in welchem die Memoiren unserer Häuptlinge mitgetheilt sind, auf dieser Seite des Oceans keine vortheilhafte Meinung von dem Charakter jener „Kinder der Wildniß" begründen. So ein Bursche, wie der Schwarze Falke, dessen höchste Begierd von Ruhm in der Kunst besteht, von Kopfhäuten beseht, mag in der Dichtung und Verschönerung des Romans wohl als ein ganz bejonderer Wilder erscheinen; hier aber haben wir die Scheusal in nackter Wahrheit, nicht als die Wahrheit, im einfachsten Styl erzählt, ohne die mindeste Nachhülfe von Seiten der Einbildungskraft. Hier finden wir keine Schilderung erhabener Leidenschaften, um dem Gemälde eine Anziehkraft zu geben, keine Kriegslieder, keine Todtengesänge, keine beschwörende Reden oder poetische Redenumstände; sondern jedes Ding wird beschrieben, so wie es sich zuträgt, ohne irgend einen Ausschmückung, und zeigt die Wildheit des Original-Charakters in ihrer ganzen Blöße. Es kommen zwar auch ein oder zwei Lichtblicke von jener leichtfaßlichen Einfachheit und unerschütterlichen Redlichkeit vor, welche wir jenen Völkern beilegen, die noch nicht von den Lasten unseres sogenannten künstlichen Lebens beseht sind, aber das ist auch Alles, damit endet ihre ganze sittliche Schönheit. Ein Beispiel von Indianischer Ehre mag hier angeführt werden, weil es unserem Ideal von Ritterehrung entspricht. Zwei Indianische Stämme hatten einen Vertrag geschlossen, kraft dessen sie sich verbindlich machten, sich gegenseitig Jeden aus ihrer Mitte auszuliefern, der einen von der anderen Nation tödte. Ein junger Mann nun tödtete einen von der anderen Partei, und sein Stamm war bereit, ihn sogleich auszuliefern. Er war betrübt, aber doch willig, zu gehen; sein Bruder wollte jedoch seine Aufopferung nicht zugeben und stellte sich für ihn. Diese Handlung bedrohmüthiger Aufopferung wurde aber von der Gegenpartei durch eine freiwillige Verzeihung beehrt und der brave Bursche, mit Geschenken beladen, zu seinen Freunden zurückgesandt. Solche Züge sind jedoch sehr selten in der Erzählung des Schwarzen Falken, welche, mit Ausnahme des Theils, der die verrätherische Handlungsweise der Weißen auseinandersetzt, die einigermaßen sein eigenes Thun rechtfertigt, nichts als eine deutliche Aufzählung der empörendsten Metzeleien enthält.

Hier ist seine erste Heldenthat, durch die er berechtigt wurde, sich zu bemalen und Federn zu tragen, und durch die er in die Zahl der „Tapferen" aufgenommen ward. Sie wurde in einer Schlacht gegen die Osagen vollführt.

„In meines Vaters Seite stehend", erzählt er, „sah ich, wie er seinen Feind tödtete und ihm die Kopfhaut abzog. Entflammt von Tapferkeit und Ehrgeiz, stürzte ich mich wüthend auf einen Anderen, streckte ihn mit meinem Tomahawk zu Boden, rannte ihm meine Lanze durch den Leib, beraubte ihn seiner Kopfhaut und kehrte im Triumph zu meinem Vater zurück! Er sagte nichts, aber er blickte mich freundlich an, das war der erste Mann, den ich tödtete! Der Verlust des Feindes bei diesem Handgemenge war so groß, daß er sich sogleich zurückzog, wodurch der Krieg für den Augenblick beendigt war. Wir kehrten in unser Dorf zurück und tanzten auf den eroberten Kopfhäuten. Das war das erste Mal, wo mir gestattet wurde, an einem Siegestanze Theil zu nehmen."

Das ruhige Selbstgenügen, womit der alte Mann seine Thaten erzählt, ist einer der charakteristischsten Züge, durch den sich dieses Buch von allen anderen Büchern unterscheidet. Seite vor Seite beginnen wir einer Aufzählung der durch seine Hand Getödteten, und obgleich er uns beständig versichert, daß sein Volk nie Frauen und Kinder mordete, so sehen wir doch bei mehr als einer Gelegenheit, wie man Knaben ohne Gnade umbringt und skalpirt. Der größte Ruhm seines Lebens besteht darin, Kopfhäute abzuziehen und darauf zu tanzen. Wie wollen hier nur noch einige Beschreibungen geben, als eine Hauptschlacht Aufschluß „Bei diesem Gefechte", sagt er, „tödtete ich fünf Männer und eine Squaw (Frau), und ich hatte das Glück, allen von mir Getödteten, bis auf Einen, die Kopfhaut abziehen zu können. Des Feindes Verlust betrug in dieser Schlacht ungefähr hundert Mann, der unsrige nur neunzehn. Wir kehrten nun, sehr zufrieden mit unserem Erfolge, in unser Dorf zurück (man möchte glauben, sie seyen auf die Jagd ausgezogen oder um die Ernte einzusammeln) und tanzten auf den erbeuteten Kopfhäuten."

In der nächsten Schlacht tödtete er drei Männer und verwundete mehrere; trug darauf ergibt er uns, daß er sieben Männer und zwei Knaben mit eigener Hand umgebracht, und im folgenden Feldzug fiel es nicht weniger als vierzehn Feinden durch seine Waffen. Im 5ten Data zu einer interessanten Betrachtung zu verschaffen, können wir noch auf den Einfall kommen, das ganze Buch in der Absicht zu durchsehen, um die Total-Summe aller menschlichen Wesen zu ermitteln, welche der blutdurstige Häuptling nach seinem eigenen Geständnig getödtet hat, aber man würde gewiß bald von diesem Vorhaben abstehen, wenn man auf den fünfzehn ersten Seiten, die gedankenlos mit den Thaten seines Volkes und der Einführung der Häuptlinge, die vor ihnen angestellt sind, schon finde, daß er bereits als junger Bursche nicht weniger als 34 Menschen getödtet hatte! Wer würde diese gräßliche Rechnung weiter verfolgen wollen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die geselligen Verhältnisse zu Mailand. Es liegt mir bei meinen Reisen stets außer meinem Zwecke, Bekanntschaften zu machen; es kostet Zeit, und die Stunden waren mir nie gezählt. Es wäre mindestens etliche Tage, ehe man in einen geselligen Kreis wirklich zugelassen wird; aus der Zurückkommenheit und Herzlichkeit der ersten Begegnung darf man keine Hoffnung für eine künftige Bekanntschaft annehmen; Einladungen empfängt der Ankömmling in der ersten Zeit wenig oder gar nicht, so daß man oft nach längerem Aufenthalte die geselligen Verhältnisse eines Ortes einigermaßen beurtheilen kann. Was ich dabei über den häuslichen Charakter der Italiäner zu sagen weiß, ist vorzüglich und beruht auf den Mittheilungen einiger Italiäner, denen Gastfreiheit meiner Wohnsitze empfing. In Mailand ist jeder sein Haus der Welt verschlossen, nur im Kreise der nächsten Verwandten und Bertrauten besucht man sich. Die Mailänder fürchten, sobald sie ihre Häuser Fremden öffnen sollten, in ihren eigenen vier Pfählen nicht mehr frei zu seyn; sie misten Aufpasser und, was den immer witzigen und Geist sprühenden Mailändern noch erschrecklicher vorkommen muß, sie misten einfältige Gesellschafter unter sich haben. Darum öffnet keiner seine Thür, damit kein Fremder über die Schwelle trete; sie verbieten öffentlich nicht mit einander, auf daß namentlich kein Deutscher sich zwischen zwei Freunde, die ihre Gedanken austauschen wollen, eindränge. Sie sehen und grüßen einander auf den öffentlichen Spaziergängen, sie knüpfen ein Gespräch in ihrer Loge an. Sie beraten sich dadurch vieler Annehmlichkeiten des Lebens, aber sie zwingen auch die ihnen nicht anstehenden Gäste zu einem einförmig vergnügungslosen Leben, und so rächen sie sich.

(Jal. De Paris à Naples.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Montag den 29. August 1836.

England.

Das Diorama des Sasso-Thals und der Kirche Santa Croce in Florenz.

Von Lady Morgan.

Was sind das für Zeiten! Welch' neue Quellen springen und sprudeln aus den kleinen lieblichen Brunnen der Kunst hervor, vermehren ihre Macht und vervielfältigen ihre Mittel! Von den ersten rohen Umrissen der steifen halbbarbarischen menschlichen Portraits eines Cimabue, ohne Relief, ohne Licht und Schatten, flach, trocken und ausdruckslos, von den langgezogenen Madonnen-Gesichtern Giotto's mit ihrem goldverpuderten Haar, ihren langen Fingern und Zingern, bis zu der Göttlichkeit in den Augen von Raphael's Cäcilia, welch' ein Fortschritt! Das Gemüth unter allen Einflüssen der Leidenschaften dargestellt, auf einer flachen Leinwand vermittelst weniger Farben niedergegeben, wie der Genius Alles wiederzugeben, alle seine großartigen Inventionen stegreich zu entwickeln weiß! Es war eine wunderbare Macht, die durch den Pinsel der Inspiration, aber nicht ohne lange mühsame Vorstudien, ihren Gipfel erreichte. Die großen Meister der Malerkunst brachten es vom 13ten bis zum 17ten Jahrhundert zur höchsten Vollendung in der Zeichnung und Form der Gestalten, so wie in der Darstellung moralischer Gemüthsbewegungen; von Leonardo bis Salvator, welch' eine Reihe der glänzendsten Genies, einer Kunst gewidt, wie die Bedürfnisse der Zeit und der großen Zeitbeherrscherin, der Kirche, sie erheischten!

Der eigenthümliche Genius dieser Jahrhunderte verschwand mit der Veränderung des Zeitgeistes, und von einer Gebläßt der Macht sank die Malerei zu einer bloßen Dienerin der niedrigsten Offenbarung des Egoismus herab, denn seit dem Schluß des 17ten Jahrhundert war jene einzige amour-propre, gui aime les portraits, die Schutzpatronin der Künste. Auf die herrlichen Köpfe eines Titian und van Dyck folgten Lilly's, Kneller's, Coppel's und Mignard's kleine Portraits. Salvator, Poussin und Claude hatten die Erhabenheit, Schönheit und technische Vollkommenheit in der Landschaft erreicht, und dieser Zweig der Kunst, der in den ersten Malerschulen so wenig gekannt und geachtet war, nährere sich, als die Schwierigkeiten der Perspektive überwunden waren, mit merkwürdiger Schnelligkeit seiner Vollendung, blieb aber kurz vor dem Gipfel stehen, in der Meinung, der höchste Punkt sey bereits erstiegen. Aber der warme Hauch von Claude-Lorrain's Sonnenschein war ewig warm, das tiefe Grün von Poussin's Schatten ewig dunkelgrün, und die Verwüstungen von Salvator Rosa's Stürmen blieben unbezwingliche Denkmäler eines fertigen Ereignisses. Der Felsen war von Wild zerrissen worden, ehe seine abgerissenen scharfen Bruchstücke sich so darstellen konnten, und der Maler giebt uns nur den vollendeten Zustand von dem, was geschehen ist. Die Bäume sind bereits umgebrochen, nicht im Umbrechen begriffen, die Lichter sind erblaßt, nicht im Erblassen, die Schatten verdunkelt, nicht im Verdunkeln. Jäte Salvator diese erhabene Welt der Zerstörung während ihres Zerstörungsdrangs dargestellt, wie nahe wäre da dieser große Meister im Schrecken der furchtbaren Wirkung der Natur gekommen! Seine Kunst erreichte aber nicht den Ausdruck des Flammenstromes eines Vulkans, oder den Hereinsturz einer Lawine über ein Alpendorf mit aller Wahrheit ihrer Bewegung und ihrer schnellen gräßlichen Vernichtungswuth.

Von dem Eindruck, der durch die Uebergänge von Licht und Schatten mit all ihren wunderbaren Wirkungen, von dem hellen Glanz der Mittagssonne bis zu der tiefen Finsterniß eines lichtlosen Mitternachts hervorgebracht ist, ließen sich die großen Meister der Kunst in ihrem blühenden triumphreichsten Zustand nichts träumen. Der Wechsel der Jahreszeiten, das Schwinden der Stunden, das erbleichende Licht und der unmerklich heranschleichende Schatten hätten, sollte man denken, den Wanderer der Abruzzen herausfordern sollen, ihren Verlauf darzustellen, da er ja so oft von der tiefen Schlucht aus beobachtete, wenn er seinen Adlerblick daraus erhob, oder von den Felsgipfeln, auf denen er, wie eine seiner eigenen leichten, kühnen, scharfgezeichneten Gestalten, dastand und die kämpfenden Elemente ringe um sich betrachtete. Wie oft muß er seine gänzliche Unfähigkeit, die Bewegung wiederzugeben, unmuthig erkannt, wie oft muß er eingesehen haben, daß er seinen wilden Alpenlandschaften das Leben, die Veränderung und die Kontraste, die seine große Meisterin Natur so eifersüchtig für sich behalten, nicht zu verleihen im Stande sey. Doch mag Salvator Rosa wohl an die Möglichkeit gedacht haben, daß die Hülfsmittel der Landschaftsmalerei selbst von ihm und von seinen glorreichen Vorgängern noch nicht erschöpft seyen; dann seufzte er vielleicht nach Muße und Kraft, um, durch mechanische Kenntnisse bereichert, der Welt neue Proben von der herrlichen Entwickelung seines Genius zu geben. Es ist merkwürdig, daß es einer Epochy, wo die erhabene Malerkunst ganz daniederlag, wo Porträtirer und Hofmaler den freien unabhängigen Meistern Italiens und Hollands folgten, daß es dieser Zeit vorbehalten seyn sollte, die Kunst aufzufinden, einer ebenen Fläche das Runde, Eckige und Bewegte wirklicher vielseitiger Formen zu geben und dieselben Licht- und Schattenreflexe hervorzubringen, wie der Lauf der Sonne und Gestirne in der Natur.

Ein Deutscher Künstler machte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem der Königlichen Theater von London einen solchen Versuch mit einer von ihm gemalten, ziemlich schlechten Landschaft, aber entweder war die Zeichnung sehr unvollkommen oder die Zeit noch nicht reif, um den Scharfsinn des Künstlers zu würdigen, genug, der Versuch mißlückte und fand keine Aufmunterung. Erst die Dioramen unserer Tage brachten endlich jene wunderbare optische Täuschung hervor, die unserer Sinne foertreißt, und vor der die Phantasie gefesselt liegt.

Als die Verfasserin dieser Skizze im Jahre 1820 von Italien zurückkehrte, langte sie in dem kleinen, traurigen, schmeckbedecken Dörfchen am Simplon gerade den Tag darauf an, nachdem ein Lawinensturz eine der Hütten des Weilers und ein Wachthaus sammt ihren unglücklichen Bewohnern verschüttet hatte. Es blieb ihr also ein lebhafter Eindruck von diesem schrecklichen, furchtbaren, verheerenden Phänomen und ein unvertilgliches Gemälde von den Umständen, die es begleiteten, in der Seele zurück. Bei dem kalten Sonnenschein eines kalten Frühlings-Abends erreichte sie jene Region eines ewigen Winters, wo das einsame düstere Haus, die Zuflucht für die Verlassenen, denn alle Alpen-Reisenden sind dies mehr oder weniger, zwischen Schneewällen und Felsentrümmern halb hervorguckte. Der Postmeister und seine Familie waren noch voll von Kummer und Bestürzung über die Folgen des so eben vorgefallenen entsetzlichen Ereignisses, das solche Verwüstung angerichtet hatte; die kleine, armselig angestattete Behausung war mit Reisenden gefüllt, die des Wetters wegen zurückbleiben, weil der Postmeister es nicht für gerathen hielt, seine Gäste und Schützlinge jetzt weiter reisen zu lassen. Während diese traurigen Aufenthalts in dem Wirthshause des Simplon behielt man hinlängliche Zeit, die Verheerungen des letzten Lawinenwinters in all ihrer Furchtbarkeit zu betrachten und die gräßlichsten, herzzerreißendsten Details zu hören, die in jener Region des Schreckens und der Vernichtung vorkommen und jedem andern Ort oder Klima fremd sind. Wäre einer der empfänglichsten Zuhörer selbst bei dem Sturz der Lawine zugegen gewesen oder von ihren furchtbaren Folgen mit betroffen worden, er hätte keinen lebhafteren und entsetzlicheren Eindruck von dem tragischen Vorfall erhalten können. Die Zeit hatte noch nichts von seinen Spuren in mir verwischt, als ich vor dem Dorf Alagna Platz nahm, das jetzt im Diorama zu sehen ist. Die Dunkelheit des Lokals, deßen Uebergang aus dem hellen Tageslicht eines sonnigen Juli-Mittags noch verstärkt, die Kühle, die durch die Abkühlung von Licht und Luft hervorgebracht wurde, die Stille, die in der Zeit zwischen der Entfernung einer Reihe von Zuschauern und der Ankunft einer andern eintrat, und der Alles umfassende einzige Gegenstand des erhabenen, düsteren, ergreifenden Bildes der Piemontesischen Alpen-Landschaft, das sich in der vollen Wahrheit der wirklichen Gegend, die es vorstellte, vor dem Auge entbüllte, vollendete die Täuschung, zu der die Einbildungskraft mitwirkte und wogegen Sinn und Gemüth keinen Widerstand leisteten.

Das Dorf Alagna, welches am obersten Ende des Sesia-Thals liegt, nahe an einem der gewaltigen Gipfel der Herstörung, am Mont Rosa, dem wahren nido paterno der Gletscher und Lawinen, zeigt in seiner kleinen, schlichten, arbeitsamen Gemeinde ein Beispiel von der Macht der Gewohnheit und von der Gleichgültigkeit gegen Gefahr oder von der Gedankenlosigkeit eines Volkes, dessen Geist wenig Nebung hat und dessen Vorsicht bei angeborener Trägheit des Temperaments selten geweckt wird. Vergebens flügt der Mont Rosa von Zeit zu Zeit seine Lawinen herab und begräbt die Bewohner des Dorfes Alagna unter seine gewaltigen Schneemassen; die harmlosen fleißigen Einwohner, meist Bergleute, deren Arbeit in den benachbarten Kupferminen sie an diesen nabgelegenen Wohnsitz fesselt, treffen keine Vorkehrungen gegen die künftige unvermeidliche Katastrophe; ihre Väter sind umgekommen, die Häuser ihrer Aeltern liegen unter dem unbarmherzigsten Schnee verschüttet, und doch bleiben die Söhne an dem Ort versammelt, und neue Geschlechter setzen sich denselben verheerenden Phänomenen aus, die hin und wieder über die alten Tod und Verderben verbreiteten.

Aber das Dorf Alagna hat jetzt Frieden; der Sturm ist noch in weiter Ferne, und wir sehen die Alpenlandschaft mehr erhaben und mas-

Digitized by Google

terisch als furchtbar im Mondschein ruhen. Die umliegenden Alpen und Bergspitzen sind in hellen Silberglanz gebadet; der kleine See im Vordergrunde, stille, seicht und schlammig, offenbar aus geschmolzenem und schmelzendem Schnee gebildet, scheint mittlich von einer leisen Bewegung zu erzittern; das täuschende Abbild einer äußerst pittoresken Hütte, deren Kamin-Feuer einen rothen Strahl über das Wasser wirft und deren sanft sich kräuselnder Rauch die tiefblaue Atmosphäre belebt und sich mit dem wolligen Schnee der Gipfel vermischt, das Alles ist treffend wiedergegeben. Und mit dem Sinken des Mondes funkeln die Sterne in der Luft und im Wasser in hellerem Lichte und lassen das Dorf sehen, über welchem sich währenddem ein Thurm, das Wahrzeichen seiner Kirche oder irgend einer kleinen Klostergemeinde, erhebt. Rings herum steigen die furchtbaren Alpen empor, erhaben und schrecklich, bereits von einem nahenden Ungewitter verdunkelt und ihren Lichtglanz und leckeren Schnee in die tiefe Schlucht unten ergießend. Noch ist Alles still, noch fällt der Schnee in harmlosen Flocken herab, die plötzlich der Orkan wüthend verwerbelt! Der Mond geht zur Ruhe, ihm folgt die kleine achtsamste Gemeinde von Niagara, die Lichter in den Hütten verlöschen allmälig, das Feuer in dem Häuschen neben ist ausgegangen, der Rauch steigt nicht mehr in die Höhe, und allmälig werden die einzelnen hervorspringenden Gegenstände dieses erhabenen Ganzen in tiefe dichte Finsterniß gehüllt. Unheimliche Töne lassen sich in der Stille vernehmen, man hört einen fernen leisen Donner rollen und dann ein fortwährendes Sausen in der Luft mit plötzlichem kurz abgebrochenem Krachen untermischt, dann anhaltendes Windheulen und immer lauteren Donner. Indeß die Bewohner von Niagara schlafen fort, mitten in der Gefahr, sie flimmern sich nicht um die furchtbaren Warnungstöne; aber endlich wird doch Einer klug und macht Lärm; ein Lichtschein erglänzt plötzlich auf dem kleinen Thurm, die Glocke läutet, anfangs sacht, bald aber verhallt sie; die Läutet das Requiem zu dem letzten Schlaf der Bewohner von Niagara, kaum sie aber nicht erwachen. Der Sturmwind nimmt zu, das Licht ist erloschen, die Glocke verstummt, die donnernde Lawine stürzt herab, und die darauf folgende totale Finsterniß begräbt Alles! Es tritt eine Pause ein.

Die Phantasie fliegt über traurige Stunden hinweg, der Tag beleuchtet die höchste Spitze des Mont Alegi mit seinem ersten Schimmer, er läßt sich allmälig von Thal herab, erhellt den kleinen See und die Hütte, die dem allgemeinen Verderben entgangen ist, und zeigt uns die ganze traurige Scene der Verwüstung in dem unmuthigen kleinen Thale dorf, das am Abend vorher noch so spawnlich vom Monde beschienen wurde. Der Raum, den es einnahm, ist jetzt von einem schwellenden Schneemeer angefüllt, welches sich über das ganze Erste-Thal erstreckt; nur der Thurm ist noch da; seine kleine dunkle Spitze ist das einzige Merkmal, daß hier vor wenigen Stunden ein Dorf stand, in ihm sind viele Menschen lebten und liebten, die nun zum ewigen Schlaf eingegangen sind!

Die Handlung dieser ganzen melodramatischen Scene, dieses von der Natur selbst aufgeführten Trauerspiels war so schön erfunden und so trefflich ausgeführt, daß die Sinne die Täuschung gar nicht wetteten; das schwache und immer schwächere Lärmgeläute, der Einbruch der Finsterniß, der Beginn des Tages, der sanfte Glanz der steilen Schneegipfel, die hervorretende Hütte im Vordergrunde, der Anblick des Dorfes, die Kirche und des Thurms und tausend andere Dinge waren mit solcher Wahrheit dargestellt, daß sie das Gemüth in der Betrachtung des Schönen und Erhabenen, das seiner Natur beim Einsicht in den magischen Kreis des Diorama-Artistes, nicht einen Augenblick störten.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The diary, correspondence etc. (Tagebuch und Briefwechsel des Sir H. Slingsbury von Scriven. 1638—1645.) Herausgegeben von Dr. Warlow. 14 Sh.

Popular surgery. (Gemeinfaßliche Lehre der Chirurgie.) Nach dem Französischen, mit Zusätzen und Anmerkungen von Dr. T. Cutler. 4 Sh.

Handbook for travellers on the continent. (Handbuch für Reisende auf dem Kontinente.) 10 Sh.

A manual of Roman antiquities. (Handbuch der Römischen Alterthümer.) Von T. S. Cart.

Peter Parleys Tales about England etc. (Peter Parley's Geschichten für Kinder, über England, Irland, Schottland und Wales.)

Nord-Amerika.

Das Leben des Schwarzen Falken.

(Schluß.)

Der Schwarze Falke ist so ganz mit seinen Kriegen beschäftigt, daß er seinen etwas anführt, was über die häuslichen Sitten der Sack- und Fuchs-Indianer aufklärte; seine Kriegermerkwürdigkeiten von diesen Gebräuchen ist die Art, wie die Heirathen vollzogen werden. Nachdem der Heirathsunstige sich die Frau ausgesucht hat, die er mit einem Antrage berühren will, begiebt er sich nach ihrer Wohnung, wenn Alle schlafen oder doch zu schlafen scheinen, zündet eine Fackel an und weckt die Dame. Wenn sie dieselbe ausbläst, so ist die Ceremonie beendet, und er erscheint den nächsten Morgen als ein Familienglied; geschieht dies aber nicht, so zieht er sich zurück, kömmt sprech am folgenden Tage wieder und spielt auf seiner Flöte das „Freierlied"; dann macht er noch einen Versuch in der Nacht, der gewöhnlich mit Erfolg gekrönt wird. Während des ersten Jahres prüfen dann Mann und Frau, ob sie glücklich mit einander leben können, wo nicht, so trennen sie sich, und die Frau wird wieder von ihren Verwandten aufgenommen — ein Gebrauch, der vor Alters auch in Irland herrschte. „Wenn wir zusammen leben wollten", sagt der Schwarze Falke, „ohne uns leiden zu können, so wären wir ja eben so thöricht wie die Weißen!"

Das Interessanteste unter den Sitten der Indianer ist jedenfalls ihr National-Tanz. Dieser Tanz, der unter den Theilnehmenden großen Wetteifer erregt, ist die Pflanzschule der Krieger. „Der große Platz des Dorfes wird dazu rein gefegt und eingeeichtet. Die Häuptlinge und alten Krieger lassen sich auf Matten nieder, die am obersten Ende des Platzes ausgebreitet werden; dann kommen die Trommler und Sänger; an den Seiten aber sitzen die Tapferen und die Frauen, so daß ein weiter Raum in der Mitte bleibt. Die Trommel ertönt, und die Sänger beginnen. Ein Krieger erscheint auf dem Platze und bewegt sich nach dem Takte der Musik. Er ahmt die Weise nach, wie er auf eine Kriegs-Abtheilung anrückt, wie er sich dem Feinde nähert, wie er auf ihn einhaut und ihn stürzt. Alle brechen in lauten Beifall aus. Dann verläßt er den Platz, worauf ein Anderer vortritt und seine Stelle einnimmt. Diejenigen unserer Jünglinge, die noch nicht mit in den Krieg gezogen sind und keinen Feind getödtet haben, stehen beschämt von fern und dürfen nicht in den Platz eintreten. Ich erinnere mich, daß ich, die ich als Krieger in den Platz treten durfte, nur mit Scham zu unseren Jungfrauen hinüberzuschauen wagte."

Der Schwarze Falke scheint sich in seinem Hausstande sehr glücklich gefühlt zu haben, aber er spricht nur wenig davon. Die Squaws (Frauen) werden nie bei Geschäften zu Rathe gezogen, und es schmist, als würden sie mit einer höflichen Verachtung behandelt, die sich soll dem Despotismus des Osten nähert. Nur eine auf seine Familie bezügliche Stelle kommt in dem Buche vor, die folgendermaßen lautet:

„Ich hatte zum Genugthuung und Freude daher, um mein Weib und meine Kinder zu besuchen. Ich fand sie wohl, und meine Knaben wuchsen kräftig auf. Es ist bei uns nicht Sitte, viel von unseren Frauen zu reden; sie thun meistentheils mit Freundlichkeit ihre Pflicht und wissen sich wohl in die Geschäfte der Männer. Ich habe nie bei einer Weib gehabt und mag auch keine weiter. Sie ist eine gute Hausfrau und hält meine Knaben tapfer fest). Ich hörte nicht bahrimbleiben mögen, um die Annehmlichkeiten meines Hauses zu genießen, aber ich konnte nicht, denn ich hatte versprochen, den Tod meines Pflegesohnes zu rächen."

Dies führt uns zu der Seite, die wir unseren Lesern gleich anfangs versprachen. Von dreißig Tapferen begleitet, schiffte er den Mississippi hinunter, und kam bald in Sichtweite beim Cap Girardeau, der Rest der Mannschaft fuhr bis zur Mündung des Quiver weiter. Die ganze Scene ist eine der fürchterlichsten in den Annalen der Indianischen Kriegsführung.

„Ich eilte der Spur nach, die uns den Weg an der Mündung des Quiver zu einem Fort führte, und daß nachher dorte ich an der Mündung des Krike's schreiten. Ich sah, daß sie sich getheilt hatten, der Kopf kam den Wegen. Wir hatten hier noch nicht weit fort, als wir den Mann, den wir getödtet glaubten, wie einen Betrunkenen und ganz mit Blut bedeckt den Weg breanschwankend sahen. Das war der gräßlichste Anblick, den ich je gehabt. Ich bat meinen Kameraden, ihn zu tödten und von seiner Qual zu erlösen; ich konnte ihn nicht ansehen. Ich ging weiter, hörte ein Schießen in den Büschen und bemerkte drei kleine Knaben, die sich darin verbargen. Ich gedachte meiner eigenen Kinder und ging vorbei, ohne sie zu beachten. Ich stieß auch mein Kamerad wieder zu mir, und bald erreichten wir unsere Gefährten, die ich aufforderte, mir zu folgen, indem ich ihnen meine Vermuthung mittheilte, daß man uns bald nachsetzen würde. Wie gingen über den Krikk und stellten uns im Walde in Schlachtordnung. Sie waren wie noch gar nicht müde, als eine Abtheilung der feindlicher Manner hastig auf uns zuritte. Ich zielte genau und erschoß den Führer des Hauseus, der leblos von seinem Pferde fiel. Meine ganze Mannschaft feuerte, aber ohne Erfolg. Der Feind stürzte nun auf uns zu, bevor wir noch wieder laden konnten. Man umringte uns, und wir mußten in eine tiefe Fallgrube springen, auf deren Grunde einiges Wasserwerk stand. Hier litten unsere Gefährten und schwatten die Annäherung des Feindes, der bis an den Rand der Grube vordrang. Feuer gab und einen von unseren Leuten tödtete. Wir luden von neuem und sprangen an, Löcher zu unserem Schutz in die Seitenwände zu graben, während ein Theil die Bewegungen des Feindes beobachtete, weil wir erwarteten, daß seine ganze Macht unverzüglich über uns her fallen würde. Einige von meinen Kriegern singen schon ihre Todtengesänge an. Ich hörte die Weißen sprechen und rief ihnen zu, doch herauszukommen und zu fechten. Wir gestel meine Lage feinesweges, und ich wünschte von Herzen, der Sache ein Ende gemacht zu sehen. Da hörte ich klopfen und hauen; ich konnte wie gar nicht denken, was sie bedeuten. Bald darauf kamen sie mit einer Batterie angefahren und schossen auf uns, jedoch ohne einen von uns zu verwunden. Ich rief ihnen zu, sie sollten doch herabkommen und mit uns fechten, wenn sie tapfere Männer wären. Sie gaben aber die Belagerung auf und kehrten beim Anbruche der Dämmerung in ihre Festung zurück. Wie waren unserer achtzehn in dieser Falle gewesen, verliefen sie aber alle mit heiler Haut und fanden am Rande der Grube einen

*) So nennt man in Nord-Amerika einen kleinen Aal, der sich fortwährend durch Schwimme hindurch und mehr einem fischähnlichen, als einem Kriechenden Wasser gleicht.

Digitized by Google

todten weißen Mann, den sie aus Furcht vor unseren Schiffen nicht mit fortgenommen hatten. Wie skalpierten ihn und legten unseren Todten auf ihn. In einer besseren Lage konnten wir ihn gar nicht zurückstellen, als mit einem Feinde unter sich!"

Aus diesen Proben von dem Inhalt des Buchs wird der Leser beurtheilen können, ob dasselbe geeignet ist, eine hohe Meinung von den Nord-Amerikanischen Indianern zu erregen. Sie mögen sich als Roman-Charaktere besser ausnehmen, als in der Wirklichkeit, wo sie uns nichts als ein Bild roher physischer Thatkraft darbieten. (Allas.)

Frankreich.

Ein Blick hinter die Coulissen der Oper.

(Fortsetzung.)

Die Restauration versuchte es, die Oper und ihrem Personal die Wichtigkeit zu erhalten, die sie unter Napoleon hatten. Polizeidiener bewachten die Thüren der Foyers und verwehrten den Eintritt. Nachdem der neue Hof genug antichambiret und an die Geschäfte gedacht hatte, eilte er hinter die Coulissen, um sich auch ein wenig dem Vergnügen hinzugeben. Ein Prinz von Geblüt, den Schicklichkeitsgründe uns nur andeuten erlauben, dessen Namen aber Jedermann kennt, zeichnete sich hier als einer der Ersten aus. Er verschwendete beider die langen Augenblicke eines Lebens, um dessen schönste Jahre über die Verbannung gebracht hatte, und welches der Tod so schnell brechen sollte. Seine Erscheinungen waren zahlreich, schnell und geräuschvoll. Man sprach viel davon, man spricht noch davon, weil noch manches lebendige Zeugniß von seiner Leutseligkeit vorhanden ist. Hohe Personen, Generale solgten seinem Beispiele, fanden es sehr bequem, daß das Kaiserreich so galante Traditionen hinterlassen, und überließen sich in das Reich der Ballet, wie man sich in die Präsidenten, die Orden und die großen Staatsämter getheilt hatte.

Es war in der That keine schlechte Zeit für diese Damen. Die Mehrzahl derselben hatte bei der Auswälzung der Invasion wenig National-Unabhängigkeit gezeigt. Einige hatten den Sturm-Angriffen der verbündeten Armee, nur schwach widerstanden und schneller als Paris kapitulirt, das sich doch auch nicht länger als drei Tage vertheidigen konnte. Ihre Privat-Verhältnisse verdefferten sich bei dem öffentlichen Mißgeschick, und es findet sich noch manches Schmeichelhaften vor, in welchem Ringe und Halsbänder von Moskowitischem Ursprunge glänzen. Die hohen Mäderentäger Ludwigs XVIII. zeigten sich überreifes so großmüthig, als sie brennbar; ihr Ehrgeiz, ihr Gebiet verwandelte sich in Diamanten, in Kaschmire, in kleine mit einer Schaukelpferde begleitete Hotels.

Einerseits war der Krieg für diese Damen sehr einträglich gewesen, denn die in Eisen gehüllten Backfischen wurden von Offizieren beschützt, die Gold besaßen; andererseits führte der Friede ein nicht minder günstiges Resultat für sie herbei, denn damals begann zwischen Paris und London jener Austausch von Tänzerinnen, welcher es möglich machte, daß Frankreich die Künstlerinnen zu haben, den man in England verlegt, und so umgekehrt — eine Desinonat-Treue, die sich die Liebhaber an beiden Seiten des Kanals gefallen lassen. So gab der segenreiche Friede, die uns den Zucker zurückbrachte, den Engländern die Französischen Tänzerinnen wieder. Unser Nachbarn nahmen unsere Zusammengen sehr gut auf, und ihre Dankbarkeit zeigte sich in den prachtvollsten Geschenken. Ihre Freigebigkeit machte so viel Aufsehen, daß die poetische Aber unserer Dichter und Baudevillisten davon überspreudete, daß die Karikaturen uns dicke Engländer vorstellten, wie sie einer Opern-Nymphe einen großen Sack Geld überreichen und daß für einen unbankbaren Fußtritt ins Gesicht erhalten; Mylord wurde bei uns gleichbedeutend mit einem wohlbeleibten, große Kawolchen tragenden Manne, der die Frauen mit Diamanten und Banknoten überschüttet. Ueber diese Scherze wurden endlich die Insulaner aufgebracht, und man wird mit Schmerz bei der Oper gewahr, wie es unseren weiblichen Piraten, die von ihren natürlichen, rechtmäßigen oder Pflege-Müttern zum Fang ausgestreckt werden, mit jedem Tage schwerer fällt, eine Englische Preise zu ergagen.

Bis vor funfzehn Jahren eine mächtige Person von einer ernsthaften Liebesschaft ergriffen wurde, die der Gegenstand derselben theilte, da fragte sich alle Welt, ob uns die Oper eine Reihe von Kapiteln aus dem Werther vorführen wolle. Die Dame war schön, gefühlvoll, schmachtend und hingebend, der Anbeter alt. Diese Liebeschaft ging durch ihr ganzes Unbermaß unter; man weiß, wie bald der Tod den Liebhaber, der sich zu viel zutraute und der Welt ein zu neues Schauspiel zeigen wollte, in eine Leiche verwandelte. Die arme Wittwe weinte lange; sie tröstete sich endlich, aber nur von neuem zu weinen, denn das Schicksal, das ihrer Liebe nicht wohlwollte, jagte eine selbstmörderische Kugel durch den Kopf ihres neuen, diesmal jungen Anbeters. Seitdem tanzt diese Dame, deren sammetne Augen immer in Thränen zu schwimmen schienen, für feinen Menschen mehr; sie lässt und gleicht gültig gieben sie, ohne zu murren, schön wie sie noch immer ist, ihr unglückliches Gesicht zu allen mimischen Verzerrungen her, die das gegenwärtige Repertoir ihr auferlegt; aber die Tröstungen kommen ihr und denjenigen, die sie ihr bringen möchten, zu theuer zu stehen. Sie ist wie ein prächtiger Palast ohne Bewohner: wie Berssailles; eine Ruine, die ich gern mit dem Monument des Straßr Richelieu vergleichen möchte, das auf Befehl der Kaiserin zerstört wurde, denn es seine Bestimmung erreicht hatte. Der redliche, aber boemirte Autefeet, den die Restauration zur Aufsicht über die Wiederbreche der Oper bestellt hatte, stand lange Zeit im Verdacht, den Schleier der Unschuld zerriffen zu haben, der die Jugend der Mlle. Jul... beschützte. Indeß das ist eine blose Beleumdung jener Zeit, eine Erfindung Adelwollender Tagesblätter. Der Autefeet, der zwei verschiedene Treppen, eine für die Frauen, die andere für die Bühnen, hatte einrichten und die Kleider des Corps de Ballet um ein Drittel verlängern lassen, war wohl in der That zu moralisch, um auf die Gefahr hin, eine Seele dadurch in die Hölle zu schicken, die Freuden des Paradieses zu räumen. Man hat seitdem anderen nicht minder ungerechten Argwohn gehegt. Hierauf sagen wir laut, Mlle. Jul..., ist eine unbestreitte Ruine von vollen sechsundzwanzig Jahren. Wir wollen schnell über eine Verdindung hinweggehen, von welcher öffentliche und tagtägliche Zeugnisse vorhanden sind, die sich im Theater, im Landauer, in der Stadt, auf dem Lande zeigt und sich schon von einigen Zugend Jahren bedauet. Dieses Paar, welches, ungeachtet des Mißverhältnisses in den Jahren, ganz das Behagliche und das freundliche Ansehen einer glücklichen Ehe hat, verdient durch seine Treue ein wenig Schonung. Es ist etwas Ehrerbietiges in der Liebe eines sorgfältigen Mannes, der mit Ballettmeistern fruhstückt, der den Teufelspunsch schmeichelt, um das Ecke des gelesenen Feuilletons abzufürzen oder auszudrehen, der die ohnedies schon so steife Hand des Favoriten noch schmiert, der den Schnupfen eingeschmuggelten Tabak anbietet und den Kindern der Theatermeister Orangen, Spielzeug und Puffbäle reicht, der den besoldeten Applaudiren, den Tüllerbeben, den Lampenanzündern, kurz, aller Welt Geld giebt und nichts für sich behält. Wir wollen eben so wenig von dem unerhörten Einfluß sprechen, den eine runde, weiße, niedliche? — nein, auf dieses Epitheton verzichtet sie selbst — kleine Person über einen gewissen durch ihre Reize ganz dumm gewordenen Direktor ausübte. Die Herrschaft der Mme. Mem... währte zwei Jahre.

Die Juli-Revolution hat auch die Charte der Theater modifizirt; getrennt vom Hause des Königs, wurde die Oper ein Privat-Unternehmen, mit Cautionen und bestimmter, festgesetzter Unterstützung. Diese neue Ordnung der Dinge gab dem Ansehen der Patronne und Beschützer vom Hofe den Todesstoß. Bloß jenes Ansehen konnte Unterge setzen, auf jede Verpflichtung von Seiten dann der Unterstützenden nach den Gesetzen; es mußten seines Vortheils antworten. Was uns von großen Hof-Kavalieren übrig geblieben ist, bemerkte wohl nun an die Königliche Akademie der Musik wie eine von den Revolutionnaires verkaufte Staats-Domaine, in der sie nicht mehr das Recht, zu tanzen, zu springen, zu säen und zu ärnten, hatten, und die Herren der neuen Regierung, traten kein Einfluß auf die innere Leitung der Angelegenheiten in der Oper gehabten war. Damen nicht einmal Aufsehen genug, um eine Arbeitszeit dabei anzustellen. Das Personal unter Herrn Veron's Direction stellte zeigt ungefähr folgende Betrachtungen an:

„Die Revolution war gegen die Stellente und gegen die verschwenderischen, anschweifenden Einkünften mit ungebrochem Gehalt, also gegen uns gerichtet. Unter dem Kaiserreich sind wir, die Elite einer Bürgerin monatlich wohl 100,000 Fr. in Gold sein. Während der letzten Jahre der Restauration gab es schon mehr als ein Beispiel, daß eine Dame sich gering genug achtete, um 30,000 Fr. jährlich anzunehmen. Wie anders ist es aber jetzt! Da kommen Seidenfabrik, Seidenhändler, Zwirnkrämer, Deputirte, Pferdehändler und gitterlose Paires von Frankreich, die uns jeden Abend in Logen und Parterre sehen, Bälle geben, Diners anstellen werden, und am ersten Januar einen Französischen Kaschmir mit rothem grünen Grunde. Also laßt uns standhaft seyn. Der Juli soll uns nichts anhaben; wir wollen ein solches Brod nicht essen. Die Tugend hat ihre Reize; laßt uns tugendhaft seyn. Zunftig, ernst, gemessene Tugendsee! Dummzig! Pfui! Wozu taugt sie denn? Nach Kleidern, nach Fett, nach dem Baden, nach der Lebensbeschaffenheit und dem Gewerbe! Zunftig, Deputirte der Provinz, Ihr verpestet die Tagesordnung, die Berichterstattung, die Gesetze von Lokal-Interesse, die Sitze der Diligence, das Stroh des Omnibus! Geht, bekleget die Mißbräuche, stimmet ab über Eisenbahnen, erwäget die Buchzeit, praktizirt und verschmiert unnützerweise Papier, hier ist nichts für Euch zu schaffen. Ihr arbeitsamen Leute, neuerdings Bürger! Wer hat uns solche Mischer ernannt? Beamten mit 80,000 Fr. Gehalt? Macht Euch aus dem Staube, Ihr armen Teufel! Ihr auf Euren Sold beschränkten General-Lieutenants! Wisset Ihr, daß wir verehrne Ludwigsritter, Beförderheber von vier oder fünf Pfiffen, Gouverneure von fünf oder sechs Schlössern, Inspekteren einer Linnaste von Dingen, die gar nicht existieren, Mitbenutzer einer Menge von Aemtern, die durch ein Einkommen von 200,000 Franken, deren Erfüllung allerdings südbar war, repräsentirt wurden, — daß wir alle diese Herren an unseren Strohmatten emporklettern, in unseren Wandschränken verstreckt und vor unserer Thür stehen sahen? Lebet mit Euren rechtmäßigen Frauen, Ihr kleinen Leute; verheiratet Euer Töchter an Seconde-Lieutenants, setzt Euren Söhnen monatlich die große Summe von 30 Franken als Taschengeld ins Lost und unsere Tugend, weil Ihr den Werth derselben doch nicht bezahlen könnt. Alles wird bezahlt, warum sollte die Tugend nicht ihren Cours wie die Bank-Actien haben? Wir bedürfen Euer Anbetung nicht; wir sind reicher als Ihr, wenn wir uns in unser Gehäuse zurückziehen, wenn wir unserem Gehalt gemäß leben und unsere Kleinoden verkaufen. Unsere Diener werden aus der Küche belogen, was Ihr nicht thun könnt, weil Ihr habet; unsere Väter werden uns Zinker vom Platz holen, und was unsere Töchter anbetrifft, so wollen wir sie in der Furcht des Herrn Cocaly und des Direktors, in der Achtung vor dem Kassellan Herrn Crosnier und in der Liebe der Engländer erziehen. Faher wohl, Juli-Revolution! Sey hausthätterlich, denage, beschneide, beredne deine Ausgaben, erzeuge und schenke der Welt eine überall Wachen, deren Hirten übrigen gegen alle Mißbräuche und gegen die Tänzerinnen drei: wir haben nichts mit die zu schaffen; wir wollen die blos nachahmen. Wir wollen ebenfalls sparsam und bedächtig seyn und uns mit Haus-mannskost behelfen; wir wollen kein neues Kleid, keinen Hut, keinen Shawl mehr haben; Frauen müssen heutzutage nicht teuflen. Wir werden unsere Italiänischen Strohhüte von 1825 anziehen, unsere Kaschmirs ausbessern und unsere Kleider wenden lassen; wir werden zwei Drittel unseres Gehaltes auf Zinsen zehen, und da ist nichts

Digitized by Google

lichen Büngern, an Steuerpflichtigen viel gelegen ist, da du nicht auf die Geduld stehst, so wollen wir aus unseren Söhnen Gerichtsdiener und Advokaten machen, die eben so gut wie die Sweizen zu klissen und sich mit unserer Erdschaft zu verheirathen wissen werden. Und wenn man einst nach den Abdämmungen der Opernthäterin Mll ..... sragt, so wird man unter so vielen ehrenwerthen und achtbaren Verdindungen seine Spur weder von ihr auffinden."

Aus dieser langen und seinesweges in gemessenen Ausdrücken abgefaßten Vorstellung wollen wir nur ein Wort hervorheben, das die jetzige Lage der Dinge charakterisirt, nämlich, daß man, mit wenigen Ausnahmen, die wir sogleich aufführen werden, jetzt sagen kann, die Oper habe sich auf Hausmannskost gesetzt. Aus diesem gänzlichen Verschwinden den der splendiden und hochherzigen Anbeter, aus dieser erzwungenen Restauration in Sparsamkeit und Unterdrückung des provisorischen Gutes ist natürlich eine Neigung zur Ehe, zur Vereinigung von Individuen hervorgegangen, die dieselbe Kunst ausüben. Anstatt von brillanten Einrichtungen, von reichen Toiletten zu träumen, wenden jene Damen ihre Blicke auf die Reize einer kleinen legitimen Häuslichkeit, die ziemlich unbedaglich und sehr wenig elegant ist, und schmeicheln sich eine Krämer-Glückseligkeit im Verein mit einem Gatten ihres Standes. Andere sie die Einfachheit einer Wohnung und Kost zusammenrechnen und ein gutes Theil für die Hauswirthschaft davon abziehen, erblicken sie in der Zukunft ein kleines Landhaus im dichsten Staube des Boulevard Gebäudes und eine kleine einspännige Kalesche voll schmutziger, Zuckerwerk kauender Kinder.

In unseren Tagen zeigt sich also bei den Theater-Schönen allgemein die Tendenz, die so mager gewordenen Hutleinungen zu verachten und sich Gatten unter den Männern zu wählen, die des Morgens mit ihren Singelbrüngen halten, des Abends ihnen die Hand in Ete-Mell drücken und sich in A-Dur für sie erdrichen, oder unter denen, die sie in analrenntischen Stellungen umfassen, die ihnen unter der Nase ekelnd hohe Entrechats schlagen und mit ihren Füßrisler und Pirouetten aus führen. Diese Symphonie, zusammen zu setzen, zu arbeiten, zu reisen, Stimmen und Rübrm zu verschmelzen, sich zu umarmen, zu duzen, datte von jeher ein Privilegium gegründet, welches den Liebhabern von Knien, die Alles für Geld haben wollen, den Rang abläuft und sehr mit Unrecht hat man die Coulissen eines Theaters mit einem Serail verglichen, da ja hier Niemand die Person spielt, die zum Besitzen eines Serails am allerunbemeidigsten ist. Jetzt aber sind alle jene unentbehrlichen Liebelein verschwunden, um ernsten und durch das Gesetz geheiligten Verbindungen Platz zu machen. Nach und nach sehen wir noch die ganze Oper zu Hymens Fahne schwören und die Schönen vom Theater, auch nicht von dem geringsten unanständigen Antrage desserk, vor Herrn Berger, dem Maire des zweiten Stadtbezirks, den Gatten ihrer Wahl einige Treue geloben. Sie beginnen mit Mlle Isabelle Heinriger Herrn Dupont; so vermählte sich Mlle. Dorus mit einem Pleiniften der Orchesters, Herrn Geaz; und so legte Mlle. Lerour ihre Hand in die gewaltige Faust des vortrefflichen Herrn Dodadie, der sich in der „Stummen" und in „Wilhelm Tell" so patriotisch zeigt. Das sind lauter gute bürgerliche Hausewirthschaften, welche die Oper wie ein Unterwirthen betrachten, bei dem sie gegen eine ausländige Besoldung ihre Talente zum mitnehmen. Diese Leute machen Familie und Kinder, halten sich einen Geschäftsführer, eine Nationalgardisten-Uniform mit oder ohne Tornister, legen Trauer um ihre verstorbenen Verwandten an, thun ihre Pflicht, oder projessiren mit dem Direktor, wenn sie sie nicht thun, und man bemerkt an ihnen nichts mehr von jener tollen, flüchtigen, zigeunerhaften Physiognomie der Schauspieler von ehedem. Ihr Beispiel wirkt täglich mehr und mehr, verpflanzt sich auf die Choristen, und wenn es bei der Oper noch nicht mehr Eindruck macht, so kömmt dies daher, weil es dort tiefer eingewurzelte Traditionen, fester dastehende Erinnerungen von lockeren Lebensläufen giebt, und weil sich überhaupt die Oper in zwei Armeecorps theilt, in das des Tanzes und in das des Gesanges, und man, wenn auch der Gesang die Seele erhebt und reinigt, doch anerkennen muß, daß der Tanz den Leib und selbst den Kopf verwirrt. Mit dem Gesange wird unsere Rechnung bald abgeschlossen seyn; die Matadore sind theils verheirathet, theils nahe daran und beschäftigen sich fast ausschließlich mit Renten, Kanal-Actien und anderen Mitteln, ihr Geld vortheilhaft anzulegen. Was die Choristen anbetrifft, so wollen wir zuerst von den Frauen reden. Die Mehrzahl ist nun sehr mittelmäßig hübsch, ziemlich anständig schon gewachsen; kurz, es ist im Ganzen eine sehr würdige, eine sehr unangenehme Versammlung, und es fällt keiner Seele ein, sich ihr mit Hymens oder Amors Fackel zu nähern, um eine dieser Damen genauer zu beleuchten. Die Choristen, Männer sowohl wie Frauen, haben ein besonderes Foyer, in welches, aus den angeführten Gründen, die Gäste der Coulissen sich nie verirren. Die Männer sind entweder alte Musiker, die nicht weiter fortgeschritten sind, und deren Ehrgeiz sich darauf beschränkt, so etwas zu sagen, wie: „Kost uns schwören!" — Ja, Alle! — Wenn unter uns ein Verräther weilt, so laßt uns diesen verwegenen Krieger ergreifen und festhalten!" und dergleichen, was nur von Mehreren zusammen gesprochen wird; oder es sind junge Leute, Eleven des Konservatoriums, die ihre Stimmen ausbilden und die Hoffnung nähren, einst auf unserer großen lyrischen Bühne, wie die Journale sich ausdrücken, zu glänzen. Sonst stellte sich der Chor in zwei Abtheilungen rechts und links auf; Männer und Frauen blieben untereinander und nahmen keinen Theil an der Handlung, die im Kreise dieser jungenden Mumien vor sich ging. Die neuen scenischen Anordnungen aber haben all den Leuten Bewegung eingehaucht; sie haben ihnen Säbel, um sie aus der Scheide zu ziehen, Dolche, um sie in der Luft zu schwingen, Arme, um irgend einen Matador bei Gelegenheit zu erwürgen, Beine, um zur Besteigung Neapels oder der Schweiz vorbereitenden. Unter denen, die am eifrigsten agiren, muß man besonders den Vater Gontier aufführen, einen alten Sänger aus der Provinz, der seinen Armen eine Telegraphen-Sprache und seinem Gesicht bald den Ausdruck der heftigsten Wuth, bald das Ansehen eines edlen, stolzen Muthes zu geben weiß; ob es am rechten Ort ist, darum kümmert er sich wenig, er drückt immer etwas aus; sieht er Jemand auf der Scene, so zeigt er sich ihm seiner jungen pantomimischen Vollkommenheit; sieht er den Hintergrunde des Theaters, wo den Anderen verdeckt, undemerkt von Allen, mitten unter der Menge, so würde er doch sich selbst untreu zu werden glauben, wenn er nicht in seinen Zügen Zorn, Widerwillen oder Haß ausdrückte; oder seine Lieblings-Miene ist die eines bitteren Verachtung; bei den Empörungen erscheint er in seinem vollen Glanze. Jetzt kommen wir zum Ballet; vom Gesange haben wir nur noch hinzuzufügen, daß Herr Adolph Nourrit nicht allein ein ausgezeichneter Künstler, sondern auch ein Mann von Welt ist, der in die besten Gesellschaften eingeladen wird.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Choix de chroniques et memoires sur l'histoire de France, avec notices historiques. — Von M. L. C. Buchon. Erster Band, die Denkwürdigkeiten von Gaspard de Saulx Tavanne und von Boivin de Villars enthaltend. 10 Fr.

Recueil de dissertations archéologiques. — Von Quatremere de Quincy. Mit 7 Kupfern. 10 Fr.

Une femme sacrifiée, histoire veritable. — Von Eug. Lambert. 7½ Fr.

Le Kosak. — Historischer Roman von J. Fzienski. 2 Bde. 15 Fr.

Oeuvres posthumes de Bernardin St. Pierre. — Nebst einer Biographie des Verfassers, von L. Aime Martin. 12 Fr.

Mannigfaltiges.

— Französisches Raisonnement über Italien. In Frankreich hörte ich sehr oft, namentlich seit der Juli-Revolution, sagen, die Italiäner sehnten sich nach der Französischen Zeit zurück. Das ist aber dieß eine eitle Einbildung von unserer Seite. Allerdings urtheilen die Italiäner nicht ungünstig von der Kaiserlich Französischen Herrschaft und Verwaltung, die an ihnen vorübergegangen ist, und erinnern sich daraus der mit jener Zeit eingetretenen Verbesserungen. Das ist aber auch Alles, und die Franzosen würden bei den Mailand, Venedig und Verona keineswegs willkommenere Gäste seyn, als andere Ausländer. Es wäre möglich, daß sie sich mit uns etwas besser vertrügen, als mit den Deutschen; es wallet zwischen ihnen und uns keine so tief gewurzelte National-Antipathie, während es an Berührungen und verwandschaftlichen Verbindungen der gestrigen Feinde nicht fehlt. In Frauden werden wir aber die Italiäner nimmermehr gewinnen. Fühlen sie Neigungen ein schwerfälliges, so führen wir als Eroberer ein anmaßliches Regiment; wohin wir unseren Fuß setzen, sey's nach Algier, sey's nach Rom, da soll sich Alles Französisch modeln; die Oesterreicher dagegen lassen das Volk ungestört bei seinem Italiänischen Leben und Treiben. Man sieht es zu Mailand sehr wohl; wir entfernt, die Franzosen als militairische Gäste auf zwanzig Jahre herbeyzuwünschen, wären es allen falls einige Leute gern sehen, daß wir ins Land kämen, eine Revolution machten, sie mit unserem Blute vertheidigten und uns dann nach gethaner Arbeit so schnell als möglich wieder nach Hause trollten. Hieraus allerhöchstens reduzirt sich die sogenannte Liebe der Italiäner zu den Franzosen. Wir würden sehr wohl thun, uns auf diese vermeinte Sympathie mit unseren Völkern, von der wir so viel reden, nicht zu viel zu Gute zu thun. Es mag freilich Anderen sehr bequem dünken, wenn wir uns als Werkzeuge zu politischen Umwälzungen gebrauchen lassen, wenn wir uns in Marsch setzen, um ihnen aus der Noth zu helfen und ihre Kriege auszusechten, wobei sich übrigens von selbst versteht, daß wir allein die Kosten tragen. Dafür würde man uns denn auch ein ewiges Danke, zitterndes, höchst unriginelliges Wort anwenden, das die Freiheit liebt und kein Abenteuer scheut. Aber leugnen läßt sich's nicht, wir laffen unsere Freundschaft von Fremden brauchen und mißbrauchen, wir kein anderes Volk. Zu Grunde richten muß uns diese edelmüthige Donquicheterie, und gleichwohl haben sich alle Völker, denen es an Kraft und Einsichtigkeit gebricht, um ihre üblen Zustände zu verbessern, daran gewöhnt, auf unser Eherbrit zu rechnen, und ich habe viele Italiäner mit der größten Ruhe und Uebergebung behaupten hören, die Franzosen hätten im Jahre 1831 pflichtvergessen gehandelt, weil sie Polen und Italien nicht zur Freiheit verholfen. Rufen wir denn unsere Nachbarn herbei, um Ordnung im Hause zu machen! und wenn wir nun hinginnen und emanzipirten Mailand, Venedig, Modena, Genua und die Marken, — kaum daß sie Zeune und mit einem trocknen „Schönen Dank" abfinden würden; die Kosten für unsere Mühwaltung würde uns Niemand ersetzen, und wollten wir uns etwa mit einem kleinen Stück Land entschädigen, z. B. das Gebiet von Nizza mit der alten Provenze vereinigen, so würde alle Welt schreien: „da seht den Franzosen, hatte ihn auf, den Dieb!" — Den politischen Gendarmen zu spielen, der sein Wie da! darreinfährt, wo es zwischen Völkern und Fürsten ein Mißverständniß giebt, wär' eine Rolle für sentimentale Thoren. Wir haben sie, hoff' ich, längst ausgespielt.

(Jal, De Paris à Naples.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlobl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Mittwoch den 31. August 1836.

Türkei.

Ein Besuch in den Moscheen Konstantinopels.

Der Kaiserlich Russische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Butenieff, erwirkte im Monat Juni dieses Jahres für sich und eine bedeutende Anzahl Fremder beiderlei Geschlechts die Großherrliche Erlaubniß, die vornehmsten Moscheen dieser Hauptstadt des Islam besuchen zu dürfen — eine Vergünstigung, deren die dahin noch kein Nicht-Muhamedaner sich zu erfreuen gehabt.

Die Gesellschaft, der noch viele neugierige Griechen und Franken sich anschlossen, trat an dem Garten-Thore zusammen. Zuerst besuchte man die Neue Moschee (Yeñi Dschami). Sowohl Herren als Damen trugen Ueberschuhe aus gelbem Saffian, um die kostbaren Teppiche und Matten, auf welchen die Türken niederknieen, mit gemeinem Schuhleder nicht zu entweihen. Die eben genannte Moschee verdankte der Mutter Sultan Muhammed's IV. ihre Gründung. Diese zweite Kathariua von Medicis setzte ihren Sohn als Knaben auf den Thron und demüthige seine Minderjährigkeit, um das Reich durch ihre Intriguen zu leiten. Die Moschee Yeñi Dschami ist von riesenhafter Dimension, hat aber, einige schöne Säulen abgerechnet, kaum etwas Bemerkenswerthes: wie fast alle ihre Schwestern, trägt sie in architektonischer Hinsicht den Stempel bastardärischer Abkunft; sie ist eine schlechte Kopie der geschmacklosen Byzantinischen Bauten, und der innerlich gerippte Maurische Gewölb-Bogen fehlt eben sowohl hier, wie an den übrigen Türkischen Bauwerken.

In der Nähe der Bazare liegt die Moschee Sultan Osman's III., im Jahre 1730 erbaut. Sie ist der Zeit nach das letzte großartige Werk Osmanischer Baukunst. Seitdem hat sie ihren Blick vom Himmel zur Erde gewendet; sie ist elend und abgezehrt, weil sie keine Nahrung mehr finden kann: die Kasernen, die Hospitäler und Zeughäuser erschöpften den Staats-Schatz. Auch war die Moschee vormals eine fruchtbare und gütige Mutter, deren Busen nie austrocknete: die Reisenden, die Schwachen und Kranken fanden in dem großen Gotteshause Labung, Speise und Verpflegung. Jetzt ist die Taktik der Religion des Staates, und nur der ärmste Muselmann wirft sich in dem entweihten Heiligthum noch gläubig auf sein Antlitz.

Zwei Kerzen von ungeheurer Dicke, eine jede tausend Kilogramme schwer, stecken in zwei mit den prunkvollen Leuchtern an beiden Seiten einer großen Nische. Ueber den Kerzen hängen dreyeckige Hüte, damit der Talg die weiße Marmordecke des Allerheiligsten nicht besudele. In den anderen Moscheen werden die Kerzen mit ihnen Tausende von Lampen nur in den Nächten des Ramasan's angezündet.

Von der Moschee Sultan's III. ging man durch das Labyrinth des Bazars nach der Moschee des großen Eroberers. Als unsere Ausmerksamkeit hier zuerst fesselte, war die sehr anspruchslose Grabkapelle dieses Fürsten: zwei große Bahren in Form eines Sieterdaches, mit alten Kaschmir-Shawls überdeckt und mit zwei Turbanen zu Häupten und zu Füßen, bezeichnen in der Mitte eines Pavillons die Grabstätte des Sultans und seines Sohnes. Eine Inschrift in sehr kleinen goldenen Buchstaben verkündet in ihre Namen und das Datum ihres Todes. An den Extremitäten beider Särge schimmern Lampen und Kerzen. Sowohl in den Grab-Kapellen als in den Moschren steht man hin und wieder die Mauern mit Stellen aus dem Koran beschrieben. Die Kapelle Soliman's steht den Gläubigen zu jeder Zeit offen, denn der fromme Muselmann hält es für hohe Pflicht, an den Grabstätten seiner Sultane den Eifer und die Verehrung abzubitten. Nahe dem Sarge Soliman's steht ein Sofa, auf welchen Mohamed oft sich niederläßt; so oft er mit einem großen Gedanken schwanger geht, besucht er diesen feierlich stillen Ort, um ungestört meditiren zu können. Der Tod hat für den Türken nichts Abschreckendes: die Hinzgeschiedenen werden ohne Lärm und ohne erklatante Zeichen des Schmerzes zur ewigen Ruhe gebracht, und Kirchhöfe sind die angenehmsten Spaziergänge.

Die Moschee Soliman's verdient übrigens Bewunderung wegen der Großartigkeit ihres Schiffes und der wunderbaren Arbeit an den Granitsäulen, die das Schiff tragen und sechs Fuß im Durchmesser haben. Soliman erbaute sie aus den Steinen der Kirche St. Euphemia zu Chalcedon, die hinwiederum ihr Material dem prächtigen Apollo-Tempel jener Stadt verdankt hatte.

Die vierte Station machten wir vor dem Palaste des Seriaskter's. Da unser kleines Heer von 600 Unglaubigen die Treppen des allein merkwürdigen Thurmes nicht wohl ersteigen konnte, so begnügten wir uns mit einem Blick auf den Portikus, welchen ein großer Ehrenschirm hut aus Blei, mit einem Halbmonde darüber, beherrscht. Dieser Halbmond hat eine goldene Verzierung, die völlig wie eine Monstranz aussieht. Man darf nicht darüber staunen, daß der Orientale die Pforte seiner Wohnung so vorzugsweise auszschmückt, denn die Pforte ist eben der Sitz des bürgerlichen Lebens. Je verschlossener das Privatleben ist, desto mehr Oeffentlichkeit hat das bürgerliche Leben. Magistrats-Personen halten ihre Sitzungen unter freiem Himmel, unter dem Thore; da her auch das Kabinet des Sultans selbst seine diplomatische Formel in der Phrase Badi humajun (erhabene Pforte) gefunden hat, welche den Großherrlichen Palast bezeichnet.

Vor dem Palast oder der Pforte des Seriaster's erhebt sich die prachtvolle Moschee Bajesid's II. Ein Platz, welcher den Namen dieses Sultans führt, liegt zwischen beiden. Nachdem unsere Damen einiges Räucherwerk gekauft hatten, das in Kaufmannsläden im Vorhofe der Moschee feil geboten wird, kehrten wir um, ohne den Innern zu besuchen; denn wir schon bemerkt — alle Moscheen sind wie in Einer Form gegossen; über jede derselben ragt eine Menge kleiner Dome empor, die auf Säulen aus Jaspis, Porphyr oder Marmor ruhen; und an jede Moschee stoßen geräumige Vorhöfe, mit Cypressen, Sykomoren, Platanen und andern dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, in deren Mitte man eine Fontaine und kleine Marmor-Bassins zu religiösen Waschungen erblickt. Auf dem Dache des Brunnens leiden sich ganz ungeheure zahme Tauben herum, die in der Moscher Bürgerrecht erhalten haben.

Die öffnliche Moschee Konstantinopels, wo der Sultan an Festtagen, in Begleitung aller Großwürdenträger, vor Allah sich demüthigt, ist die Achmed-Moschee. In dem Hofe derselben zeigte man den edlen Besuchern einen dicken Baum, welcher den Besuchern des Galgenbaum's führt. Dieser Baum hat den Staats-Verbrechern bei mehr als einer Gelegenheit als Galgen gedient, und an seinen Aesten endeten auch die vornehmsten Janitscharen (1826) ihr Dasein.

Endlich überschritten wir auch die Schwelle des äußeren Hofes der Aja Sofia. Ein alter Griechischer Handarbeiter, der sein Lebelang Gott um die Gnade gefleht hatte, nur einmal den Fuß in die Herrlichkeit St. Sophien-Kirche setzen zu dürfen, konnte jetzt, da sein höhrer Wunsch der Erfüllung so nahe war, seine Freuden-Thränen nicht mehr zurückhalten. Seit dem Tage der Eroberung Konstantinopels hatte keine Christenseele in diesem geschändeten Tempel verweilen dürfen, und jetzt betraten ihn 600 Christen, ohne Kampf und ohne Blutvergießen, ohne fanatische Erbitterung der Wächter des Glaubens, ohne das geringste Hinderniß. Lag nicht schon etwas Wunderbares darin, daß die Erlaubniß zu diesem artistischen Besuche so leicht erlangt worden war?

Da bei unserer Ankunft eben Gottesdienst gehalten wurde, so besuchten wir vorerst die Grab-Kapelle Selim's II., der die St. Sophien-Moschee restaurirte, nachdem ein schrecklliches Erdbeben einen Theil derselben zerstört hatte. Dieser Sultan ruht neben seinem Sohne Murad III. Selim war ein Freund des Weins und Weibes, und den Opferwein uns Leben brachte. Die Hüter der Kapelle zeigten dem Gesandten einen ungeheuren Rosenkranz, mit Körnern so dick wie Pflaster, über welchem dieser Fürst zu beten gepflegt.

Von dem Rosenkranze Selim's wendeten wir uns zu einem Reliet der heiligen Stadt Mekka, in dessen Mitte die Kaaba sich erhebt. Die Prophetin der Türken ist Mekka, und ihr Bild in Metall mit kleinen Turbanen dargestellt. Dann fesselten mehrere prächtige Manuskripte des Korans unsere Aufmerksamkeit. Diese Manuskripte sind in Folio und mit jenem aus Unglaubliche gränzenden chirographischen Luxus ausgestattet, zu welchem nur die wunderbare Geduld des Orientalen sich erheben kann. Bignetten, Titel, Einfassungen, Alles schimmert von Karmin, Ultramarin und Gold. Die ganze Arbeit ist wunderbar genau und schmeichelt; man kann sich nur mit Mühe davon überzeugen, daß diese Zierrathen mit freier Hand gearbeitet sind. Die Korane liegen auf niedrigen Pulten und haben Decken aus Seidenstoff.

Endlich öffneten sich die Pforten des heiligthums auf das Machtwort des Gesandten, und Alles eilte dem viro gregis nach. Dieser Eingang einer Schaar Christen von soll allen Nationen Europens in die unreinste Moschee des Osmanischen Reiches war eine unerhörte Profanation, und mehr als Ein Besucher fürchtete das tragische Abenteuer Tamara's betreffen zu müssen. Der Ritter Tamara, Botschafter Paul's I., hatte gleichfalls die Erlaubniß erhalten, Islambol's Moschren zu besuchen. In der Moschee Suleiman's spie einer von seinem Gefolge aus Unvorsichtigkeit an den Boden, und diese verunreinigte Blasphemie machte die Tempeldiener so wüthend, daß sie augenblicklich über den edlen Diplomaten und sein Gefolge herfielen. Dem Gesandten wurde der linke Arm entzweigeschlagen; seine Gattin verlor ein Auge, und der Dragoman Fenton seine beiden Zähne. Alle wären massakrirt worden, hätte nicht ein Kämmerer des Sultans sich ins Mittel gelegt.

Digitized by Google

Dieses Ereignis konnte dem Ottomanischen Staate sehr verderblich werden; aber man verkaufte Alles mit Geschenken und einigen Abtretungen, wie dies immer an der Hohen Pforte Gebrauch war. Das Volk bezahlt die Geschenke, und die Abtretungen kosten nichts. Zum Glücke bewies man Herrn Buteneff und seiner Suite gröbere Ehrerbietung als dem Ritter Tamara in Alterer Zeit; die Hüter verbrieften drei Bierdrittheilen Aergere und ließen das letzte Bierdrittel gegen einige arme Griechische Raja's erklatten, die so unklug gewesen waren, dem Zuge sich anzuschließen. Sie wurden mit Stockprügeln hinausgejagt.

Das Erste, was uns beim Eintreten in die Augen fiel, waren die beiden ungeheuren Fahnen, durch Mohamed II. auf der Kanzel gepflanzt, welche hier mit zwei schiefgeriebe Adler ruhen. Diese Fahnen repräsentiren das Recht der Zeit sanctionirter Recht des Glaubens und der Gewalt. Der Staub, welcher sie bedeckt, ist das sichtbare Zeichen ihres Alters.

Meistel und Gyps haben hier so viel gewirkt, daß nichts die christliche Kirche in der Moschee vereärb. Man müßte ein muselmännischen Auswurf der Mauer wegkratzen, um einige Spuren des alten Kultus zu entdecken. Sankt Sophia ist nun noch ein abyssinisches Monument für die Erinnerung: ihre Schönheit, von der man so viel gerühmt hat, schwindet beim ersten Blicke sehr zusammen. Wie manches edle Gericht diente wohl, indem er dieses weiland so herrliche Gebäude anstaunt, mit schmerzlichem Gefühl jener Zeit gedenken, als Justinian, neben dem Papste Vigilius auf einem von Gold und Edelsteinen strahlenden Throne thronend und von 200 Bischöfen umgeben, mit dem Cadaum in der Hand, die Irrlehren des Origenes lästerte — während Belisar, dem Fürsten die gepanzerten Französchen Ritter um diese Gramsäulen versammelte — als der letzte Konsulatin der unter Thränen zu Gott betete, seines Volkes gedenkend, das er selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens nicht retten konnte.

Die Wuth der Verzierungs macht sich überall in Sankt Sophia geltend; doch verräth sie noch keine Epoche der Verfalls. Die Hierladen sind aus Gemüt; sie schwimmen sich nicht ab, wie der Gyps. Man sieht hier keine verlarvte und überschminkte Armuth, keinen Flitterputz. Kleine vergoldete oder gemalte Muschel von Glas sind im Schiff der Kirche, seinem ganzen Umfang nach, inkrustirt und haben Zeichnungen von dauerndem Verdienst. Der Marmor, welcher die Wände bekleidet, ist so kostbar, daß die natürlichen Adern wie Diebel von Atlas-Holz mit einander korrespondiren. Wegen ihres ausdrucksvollen Reichthums von den Anthropomorphismus haben die Türken alle diejenigen Theile, an denen sie menschliche Figuren bemerkten, mit steupelhafter Genauigkeit überkleistert. Nur über Eberndien von muhsischer Arbeit sind diesem Schicksal entgangen; es ist aber schwer, ihre Umrisse noch zu erkennen.

Vielleicht ist es ein Glück, daß der Vandalismus sich zum Verkäufer der Kunstwerke macht. Die prächtigen Bauten des Mittelalters werden so lange geplündert, bis am Ende nur noch kolossale Skelette daſtehen. So wird auch Sankt Sophia über kurz oder lang zerbröckelt und zerstreut in den Taschen, Felleisen und Nacktärten-Kabinetten vieler Tausende von Reisenden stehen. Die Niakoren machen sich diese Mitre-ehlmer-Wuth nach besten Kräften zu Nutze. Auch mehrere von unsere Gesellschaft, die den berühmten Tempel nicht verlassen wollten, ohne eine Reliquie mitzunehmen, kauften ein Paar von jenen Glas-Mürfeln, die man mit Vergnügen abliest und verhandelt.

Die heidnischen Tempel haben der Sankt Sophien-Kirche ungeheure Bäcke aus kostbarem Marmor geliefert. An den Knäusen der Säulen und das Griechische Akanth lächerlichen Weise in Petersilie verwandelt. Man kann diese Bäschen mit Recht den Zeugen der Bauten des Mittelalters nennen: so lange geplündert, bis am Ende nur noch kolossale Skelette daſtehen. So wird auch Sankt Sophia über kurz oder lang zerbröckelt und zerstreut in den Taschen, Felleisen und Nacktärten-Kabinetten vieler Tausende von Reisenden stehen. Die Niakoren machen sich diese Mitre-ehlmer-Wuth nach besten Kräften zu Nutze. Auch mehrere von unsere Gesellschaft, die den berühmten Tempel nicht verlassen wollten, ohne eine Reliquie mitzunehmen, kauften ein Paar von jenen Glas-Würfeln, die man mit Vergnügen ablöst und verhandelt.

Die heidnischen Tempel haben der Sankt Sophien-Kirche ungeheure Bäcke aus kostbarem Marmor geliefert. An den Knäusen der Säulen und das Griechische Akanth lächerlicher

die „Käuferin“ nur in den Anzügen von Pagen und Dienern. Die „Natur“ ist noch sehr jung, mager, dürr und schwarz wie ein kleines Wesen, das sich am Rauch der Lampen erwärmt; sie kennt nur einen. Die „Läuferin“ ist zwanzig bis fünfundzwanzig Jahr alt, klein und groß, aber immer wohlgemacht und dem Auge angenehm; sie kennt nichts, sie kann nichts und liebt nicht vom Theater.

Der Eintritt hinter die Coulissen der Oper war früher, wie wir schon gesagt haben, ein sehr gesuchtes und sehr einträglich verliehenes Vorrecht, in das die Personen vom höchsten Range sich theilten. Nachdem aber die Oper Privat-Unternehmen geworden, hat Herr Veron die Erlaubniß zu solchem Zutritt zu ertheilen, und er weiß davon sehr zu seinem Vortheil Gebrauch zu machen. Ohne ein Recht festzustellen und immer nur nach eigenem freien Willen, hat er nach und nach den größten Theil der bedeutenden und der einflußreichen Abonnenten seines Theaters zu sich gezogen. Der Minister Guizot, Pairs, Deputirte, Ministerial-Beamte, Journalisten, ausgezeichnete Künstler, kurz auf alle Personen aus, mit denen eine Verbindung ihm nützlich oder auch nur angenehm sein konnte; dieses Verfahren hat die gewünschten Resultate hervorgebracht. Die Coulissen haben aufgehört, ein von fünf oder sechs alten Edelleuten ausgebeuteter Schacht zu sein; aber an Haltung und guter Ordnung haben sie nichts verloren. Mysiker haben bei der Würde ihres Amtes nichts zu vergeben gefunden, indem sie der Leitung der Maschinerieen im dritten Akt von „Robert dem Teufel“ zusehen, und kein junger Mann aus guter Familie ist, weil er mit einer Tänzerin gesprochen hatte, vor Liebe toll geworden. Wir wollen nun sehen, worin der Genuß besteht, den dieser Zutritt darbietet. Eine kleine Thür am Fuß einer Treppe linker Hand führt durch einen Wächter, der sich dieses Postens Privilegiren bei sich führt, gehütet wird, führt zu drei kleinen, übelriechenden, fettigen, von Oel verpesteten Räumen, durch die man auf das Theater gelangt, das bei herabgelassenem Vorhange kaum nothdürftig erhellt ist. Im Halbdunkel dieses von fern so magischen und in der Nähe so abstoßenden Ortes wandeln Gestalten von Figuranten, Sängern und Tänzerinnen hin und her. Unter der Geduld der Maschinisten mischt sich das alberne Gelächter der kleinen Mädchen, das lüsterne Geschwätz der kleinen Knaben, das Prodestingen des Tenoristen und das heftige Schelten der Theatermeister. Die, welche durch eine oben erst empfangene Ertaubniß in dies gelobte Land Zutritt erlangten, benehmen sich zuerst mit eben der Verlegenheit und Unsicherheit, wie Jemand, der Türkische Damen im Bade überrascht. Aber einer Neuheit zur andern lernend, nehmen sie nur nach ein Lächeln Theil an den ausgelassenen Unterhaltungen, woran es die eingewohnten Veteranen nicht fehlen lassen. Nach und nach durch das Vertheil gemacht, stürzen sie sich endlich blindlings in das Foyer des Ballets; dies ist ein alter vergeldeter Saal des Ehrfurchtlichen Hotels, den man seiner ganzen Höhe nach in zwei Etagen getheilt hat, und dessen verräucherte Säulen, gebogene Spiegel und geschwärzte Zierrathen noch einen verschwundenen Glanz bekunden. Ein etwas schräger Fußboden ahmt die Neigung der Bühne nach; rings um das ganze Gemach sind Stäbe zum Stützen angebracht, an denen das tanzende Personal sich die Füße auswärts drehe, die Rippen biegt und die Beine umwendet. Sobald zu Ende Vorstellung das erste Tableau der zweiten Akts von „Hinderniß Teufel“ die Kamine der Kinder und die Retrospectionen des Balletes zu den Seiten-Einfassungen derselben schlummern, verbauen oder schwatzen die Mütter dieser kleinen Welt. Auch dürfen wir den kleinen Tisch nicht vergessen, auf dem das Anwesenheits-Protokoll liegt, in das jeder männliche oder weibliche Figurant seinen Namen oder ein einfaches Kreuz eingeschrieben muß, wenn er da ist. In der Mitte des Zimmers schwimmt eine flüchtende, mit Lampe Gruppe sorglich gekleideter Herren mit dem Hut in der Hand auf etwas zu warten. Es sind die Stammgäste. Worauf mögen sie wohl warten? Auf die Ankunft der Solo-Tänzerinnen, die sich vor dem Anfang des Ballets hier noch ziehen. Diese Damen lassen sich nicht lange erwarten; sie erscheinen eine nach der anderen, steigen mit eingebildet Gnade eine Treppe herunter, die von den Tänzerinnen eigen ist, den Fuß ganz auswärts gekehrt, die Augen auf den Boden, und mit einer hohen Kamasche bedeckt, die ihnen das Ansehen kleiner weißer Englischer Hühner giebt. Diese Kamaschen sollen den Glanz ihrer Atlas-Schuhe und die Sauberkeit ihrer Strümpfe bewahren. Mit der kleinen Gierkunde, die sie zierlich mit den Gärtnerinnen von Watteau mit den Fingerspitzen tragen, hyperbolisiren sie etwas Waffer auf einen Raum von drei Fuß ins Gevierte, dann heben sie leicht mit der Hand die Gewand, werfen der Gruppe, die hinter ihnen Posto gefaßt hat, einen Blick im Spiegel zu, und nun gibt es los: fünf Minuten lang drehen sie sich, winden sich, beben sich, zerarbeiten sich mit Lächeln, Schmachten und Ensrechtsein; dann ruhen sie ein wenig aus. Die Gruppe der Herren verläßt ihren Platz, die Vorgestellten nähern sich und benutzen diese kurze Pause. Was da gesprochen, was da verabredet wird, sind Geheimnisse, von denen wir nichts wissen, oder die wir doch verschweigen wollen. Um ein allgemeines Bild von dem Feyer zu geben, wollen wir hier nur anführen, daß Mlle. Fanny Elsler für der Aufführung des „Hinkenden Teufels“ der Gegenstand einer schwache und Anbetungen ist. Die sich täglich erneuern und die sie mit unerschöpflicher Anmuth anspinnet. Wie eine Mutter, die stolz auf die Triumphe ihrer Tochter ist, so athmet Mlle. Therese Elsler den stolzen Duft der Schmeicheleien ein, die man an ihre Schwester Fanny richtet. Mitten unter diesem Gewitscher von Brüdern und jungen Leuten lüst der Kuripfer seine knarrende Stimme ertönen: „Meine Herren und Damen, es geht an.“ Noch ist es nicht wahr. Diese Taschenkunst ist aber den Damen sehr willkommen, die eine langweilige oder zu angelegentliche Unterhaltung gern abbrechen; sie antworten mit einem Entrechat. Der Kuripfer kömmt noch einmal: „Meine Herren und Damen, man hat aufgefangen.“ Das ist der Wahrheit nahe. Nun werden die Kamaschen abgezogen, die Gierkunde der Mutter, oder der Kammerfrau, oder der Perſon, die Bürden verstellt, eingehändigt, die Hüften noch zierlicher verrenkt, dem Körper die widersinnigsten Verdrehungen auferlegt, und die Damen treten den Weg nach der Bühne an.

Das Foyer ist ein Salon; die Mütter gebenken mit Bedauern jener Zeit, wo es noch ein Bazar war. Es werden dort viele Geschäfte angeknüpft, aber wenig Geschäfte gemacht; man spricht sehr viel von Liebe, aber selten von Geld. Die reichen Leute von heute wissen besser, sich zu verschenken als sich zu verkaufen, weil sie eine Solo-Tänzerin der Gunst, für Sonnet's halten, wenn sie eine Solo-Tänzerin der Coulissen; sie werden sich dabei an die Figurantinnen, weil sie um ihrer selbst willen geliebt werden wollen. Grazie, Dickkünfte, Bedazzistes, Sichtbrüchige, Alle machen diesen Anspruch.

Das Personal der Stammgäste besteht also aus den Haupt-Abonnenten, aus den jungen Modehelden, die jeden Abend mit den kleinen Gerüchten und Verfällen des Tages diabringen. Auch einige Ausländer haben Zutritt hinter die Coulissen erhalten, und unter den Deputirten, welche den Fitter-Prunk und die Heimlichkeiten des Theaters nicht verschmähten, hat man oft mehrere Mitglieder von jener Partei bemerkt, die man ziemlich albenner Weise die „Doktrin“ nennt, denn es gibt in Frankreich wenige Dinge, die man nicht mit einem dummen Namen belegt; die Anfaahme in diese neue Welt ist ihnen von einer Person verschafft worden, die es sich genommen hat, sich ganz allein mit dem Wort ihrer Bildung zu beschäftigen. Ein sittlicher Dialekt, mit beständig wechselnden Provinzialismen gemischt, ein ziemlich herausfordernder schwarzes Auge und eine Gasconger-Nase machten ihre ganzen Verführungs-Mittel aus. Mit so großer Genügsamkeit ausgestattet, hat sie ihre arme Person ein wirklich gumultiges Mädchen, über Pflichten als Ergiebrein, daß man sich nicht mehr den Namen als „Kanapee“ der Departmaire beilegte.

Jetzt bleibt uns noch übrig, von den Logen dieser Damen zu reden. Ein Spiegel, ein Divan, ein Putztisch und Schränke machen das nothwendige Mobiliar derselben aus. Die Ausschmückung besteht in Kupferstichen; am häufigsten sieht man die Portraits von Verstis, Gardel, Dupont und Bigottini. In der Loge der Mlle. Ne . . ., bemerkt man eine vollständige Sammlung aller Celebritäten des frühern und des gegenwärtigen Ballets; die Mlle. Leg . . . ist ein weiblicher Spezialzimmer oder ein frommes Boudoir, wie man will, worin man Betrufte und Schmuckkopfchen, Hora-Buch und Ballet-Rollen, feinen Weihbrkeit und ein Riechfläschchen neben einander antrift. Während eines Zwischenaktes hat Mlle. Leg . . . Zeit genug, sich zwanzig Mal zu fegnen und zu verdammen, sich zu parfümiren und zu bekreuzigen, drei Ave's zu beaufagen und sich das Gesicht zu schminken. Von Genossinnen werden zur Hölle fahren, sie rechnet aber auf das Fegefeuer.

Von Cerps de Ballet sind immer sunfzehn, zehn, fünf oder drei Schönen in einem Zimmer bei einander. Da ertönen unbekannte Laute. Gelächter wie aus einer anderen Welt. Man singt, man entkleidet sich, man schimpft, man schlägt die Fenster, man bringt sein Aeußere Gehilfinnen zur Verzweiflung und reicht sich kleine Gläser voll Johannisbeer-Liqueur oder Bier, bis der Aufruf klingelt. Wenn die ganze Truppe bei einander ist, gehörig gekalbt, gekämmt, mittelalterlich, Pyramisch, Griechisch, Indianisch gekleidet, Italianisch und à la malcontent steift, so stürzen sich Mütterinnen, Tanten, Paten, vornehme Damen und Gönnerinnen gegen den Lärm die Treppen hinab, wie Pfaffestreine aus Fontainebleau, die auf der Landstraße abgeladen werden.

Aus allen diesen Einzelheiten, aus allen diesen Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Tanzes, nicht als Kunst sondern als Erwerbsmittel, muß man den traurigen Schluß ziehen, daß die gegenwärtige Zeit nicht großmüthig ist, daß sie die glanzenden Thorheiten verwirft und die kleinen, kunstlos, ernstlosen Verzweigungen liebt. Der Wind ist der Tänzerin nicht günstig, er hat sich nach der Figurantin hingewendet. Wenn die Zeit nicht bleibt, bleibt, wohin soll es dann kommen?

Jules Vernière.

Bibliographie.

Oeuvres complètes de M. le vicomte de Chateaubriand. —

Erster Band. Den Bericht über die Revolutionen und die historischen Studien enthaltend. 14 Fr.

Oeuvres de Jacques-Henri Bernardin de St. Pierre. — Ben L. Rimé Martin geordnet und herausgegeben. Mit einem Kupfer. 12 Fr.

England.

Das Diorama des Sesia-Thals und der Kirche Santa Croce in Florenz.

(Schluß.)

La ronde machine, wie Rabelais die Erde nennt, dreht sich um ihre Achse, und das Auge, von Schnee und Eis geblendet, die Phantasie, von furchtbaren Höhen und geschrofften Abgründen in Graven versetzt, ruhen mit einem neuen Gefühl des Staunens auf dem Eingang der Kirche Santa Croce, des Pantheons von Florenz, von ihrer Auferstehung aus. Wie oft hat die Verfaserin dieser Skizze, zu allen Stunden und Jahrszeiten, den schweigenden Verkehr von dunklen Tuch, der die gewaltigen, riesenhaften Portale dieses Gebäudes bedeckt, hinweggezogen und einen langen Blick in ihr ungebenes Schiff und in die Seitenflügel gethan, mit Verwunderung auf ihren edlen Goldschnitt Bögen und achteckigen Säulen verweilend, die sie in Farben von allen Lichtern erglänzen sah, indem bald die röthlichen Tinten der untergehenden Sonne, bald das Silberlicht des Mondscheins ihre zierlichen Maße und feinen Kanten färbten und hervorhoben, während die Stille und Melancholie religiöser Einsamkeit, die uns so südlicher belebt, was wir sind, über dem Ganzen schwebte.

Die weite Perspektive, die sich vor den Blicken des Beschauers der Kirche Santa Croce im Diorama eröffnet, ist ganz wie an Ort und Stelle selbst; das edle altertümliche Gebäude, einer der schönsten Florentiner Architektur aus dem dreizehnten Jahrhundert, zeigt sich

Digitized by Google

uns im vollen Prachtglanz eines sonnigen Italiänischen Mittags; nichts entgeht dem hellen, durchdringenden Licht, welches in tausend bunten Farben durch die hohen schmalen Fenster von gemaltem Glase fällt und in einem langen gelben Streif durch den geöffneten Portal-Vorhang hereinbringt. Der Sarkophag Michel Angelo's liegt jetzt in der schönsten Beleuchtung, und glänzend schimmern die Marmorstatuen, die das Grab des größten Malers, Bildhauers und Architekten seines großen Jahrhunderts schmücken und noch seiner Asche Wache hinstehen. Das Gedenkmal des Petrus Michalius steht man theilweise hinter einer der Säulen von einem Seitenaltare hervordrücken, und ein Lichtstrahl, der auf die bereliche Statue des trauernden Italiens fällt, das über dem Grabe Alfieri's weint, läßt dieselbe wie ein silbernes Votivbild erscheinen.

Auch die Statue Macchiavell's, der sich an seinem eigenen Grabsarkophag lehnt, ist in vollem Relief vor uns; an der Kirchthüre seine Asche aber bekommen wir, aus Gründen der Perspektive, nur das Denkmal des unglücklichen Galileo zu sehen. Diese großen Namen, an die wir hier eretinnert werden, die großen Menschenbildnisse, die vor uns erscheinen, ziehen unsere Blicke von den prächtigen Altären, von den Säulen und Pfeilern und anderen architektonischen Wundern ganz ab, und wenn auch hin und wieder das Auge durch das ungeheure Schiff der Kirche schweift, das noch von dem Weihrauch des letzten Meßopfers dampft, so wendet es sich, geblendet von dem gewaltigen Glanz der metallenen Leuchter und Kandelaber, in denen die Sonnenstrahlen sich spiegeln, bald wieder hinweg, um auf den Gräbern der dreißigsten Todten auszuruhen, deren Namen so lange leben werden, als es eine Kunst gibt. Während man aber noch diese Schauerde betrachtet, sinkt der Glanz und ihre Deutlichkeit allmälig zu abnehmendem; die Lichtwechsel beim Sinken des Tages treten so nach und nach ein, daß man es kaum gewahr wird. Ein Zwielicht überschleicht die ganze Halle. Einige hervorspringende Punkte an den Statuen von Michel Angelo's Grabmal fangen die letzten Lichtstrahlen auf; an Alfieri's Monument schwebt noch hier und da ein Sonnenbild; sehr bald Verdämmrig verschwindet in den Abend. Die Kirche bekommt ein kühles, graues, dämmriges Ansehen, die auf die matten Tinten des Abends das tiefste mitternächtliche Dunkel folgt; kaum aber hat Finsternis alle Gegenstände umhüllt, so wird plötzlich das mächtige Gebäude durch die an den Säulen hängenden und auf den Altären stehenden Leuchter und Kandelaber, auf denen dichter aufgezehrte, stellenweise beleuchtet, die leeren Stellen der vom Hochaltar füllen sich mit Betenden, die erhabene Feier des Hochamts beginnt, die Orgel ertönt, der Duft des Weihrauchs erfüllt die Luft, und das Klingeln der kleinen Glocken verkündigt die Erhebung der Hostie. So wie diese Töne verklungen sind, erlöschen die künstlichen Lichter, und auf die graue kalte Dauer der Morgendämmerung folgt bald, in vollem Flusse ihren bereicherend, der Glanz und die Wärme der Sonne, die auf das Schiff, die Flügel und die Denkmäler der Kirche Santa Croce wieder in denselben Lichten erblicken läßt, wie wir sie zuerst sahen.

Diese breiten Darstellungen von so entgegengesetzem Charakter, aber von so großer Naturwahrheit und so malerischer Wirkung, bringen die vollständigste Täuschung hervor, so daß das Gemüth, wenn es sich selbst überlassen ist, nicht einen Augenblick auf den Gedanken kommt, das Wunderbare, was es vor sich hat, sey nicht die Sache selbst, sondern bloß eine Nachahmung. Man vergißt es völlig, daß diese hervorspringenden Monumente, diese fernen Perspektiven, diese vorüberziehenden Flügel, diese matten Strahlen und noch matteren Schatten nur kunter Mischungen künstlicher Licht-Effekte sind, auf einer ebenen Fläche vermittelst gewöhnlicher Farben hervorgebracht; und so lange ein ununterbrochenes Schweigen herrscht, ist es unmöglich, den Betrug zu merken, dem sich die Sinne so uneingeschränkt hingeben. Zum Unglück für die Phantasie und ihre Freuden brechen Töne in das erschreckte Ohr herein, die uns einen elektrischen Schlag versetzen. Es werden uns Gedanken aufgedrungen, die in unserer Einbildungskraft aus ihrem Traum aufschrecken, und die erhabensten Gegenstände verschwinden plötzlich vor den gemeinsten prosaischen Eindrücken und vor ganz handbackenen Vorstellungen.

Die Leute, die das Diorama besuchen, haben nicht Alle Sees und Landereien gemacht, finden nicht Alle den Grundton zu den Gedanken, Betrachtungen in sich vor, zu denen die Gipfel des Mont Rosa und die hohen Bergwände der Kirche Santa Croce Veranlassung geben. Der Einfluß und ihre täuschende Wahrheit führen. Für viele ist das Diorama bloß ein Guckkasten, und der erste Eintritt aus dem hellen Tagesticht in gänzliche Finsternis macht auf sie einen ängstlichen beklemmenden Eindruck. Die Frauen sind bei solchen Gelegenheiten, wo es etwas Schauerliches zu sehen gibt, immer vorn an; die Frau sieht gewöhnlich die Bergspitzen ihrer neugierigen Familie weiter; sie ist ihrem Gatten sicherlich immer voraus, der sich furchtsam an ihr Kleid anhängt; die Mutter ermuthigt ihren Sohn, wenn dieser sich an ihre Seite klammert. So bilden Töne der Furcht und der Bangigkeit stets das Vorspiel, ehe die ängstlichen Zuschauer sich niedersitzen.

Wenn nun in einem solchen erhabenen Augenblick, wo die schon lange auf ihren Sitzen befindlichen, nachdenkenden schweigenden Zuschauer in die stärkste Illusion versunken sind, solche neue Gäste eintreten, so giebt es oft die komischsten und ärgerlichsten Störungen. Der erste Eintritt in die finmerische Finsternis des Diorama-Saals macht immer einen sonderbaren Eindruck, und wer da nicht gewöhnt ist, die Anspannung seiner Gefühle im Zaum zu halten, wen die Regrin des guten Tons und der Bildung nicht gelehrt haben, seine innern Regungen stets zu beherrschen, der platzt dann mit Ausdrücken des Erstaunens, der Bewunderung oder des Schreckens heraus, weggen der Lavinenstuz von Alagna und die mitternächtlichen Meßglocken von Santa Croce nicht aufkommen können. Gerade in dem Augenblick, wo auf der kleinen Kapelle das Läutsignal aufschreckte, um die schlafenden Einwohner des verlornen Dorfes vor der kommenden Verschüttung zu warnen, und wo jeder Nerv des aufgeregten Zuschauers in der gereiztesten Spannung war, drückte mitten in dem athemlosen Schweigen eine Stimme in den dritten Irischen Dialekt: „Jesus Maria, wo bin ich hingerathen!“ und ein allgemeines Gelächter verschrockte alles frühere Mitleid mit den Opfern der hereinstürzenden Lawine. Als ich entzückt von den verbauenen Portalen der Santa Croce stand, oder doch zu stehen glaubte, als ich die Monumente Michel Angelo's und Machiavell's bewunderte, als die Orgel ertönte und der Weihrauch sich verbreitete, da grunzte eine Stimme, nicht laut, aber tief: „Haben Sie doch die Güte, Miß, und nehmen Sie Ihren Sonnenschirm von meiner Zehe herunter, ich bitte!“

Während der ganzen ersten Darstellung der schönen Alpen-Landschaft erzählte eine Dame, die einen jungen Herrn als Cicisbeo bei sich hatte, sehr vernehmlich ihre ganze Reise nach Italien aus dem Jahre 1830; sie begann mit dem Verlust ihrer Puschkatchel an der Tower-Treppe und schloß mit ihrem coup de soleil zu Neapel; sie bestritt die Treue jener Kleinigkeit in den Piemontesischen Alpen und in der Kirche Santa Croce, welche letztere sie für eine andere Grotte vom Hotel, schilderte eine in Santa Maria Maggiore zu Rom zugebrachte Nacht und rieb ihrem leider nicht einzigen Zuhörer angelegentlichst, das Buch der Mistreß Starke über Italien vor allen anderen zu lesen, weil es ihn vor Betrügerei auf der Reise schützen und ihn in den Stand setzen würde, die Nichtswürdigkeiten der schurkenhaftesten Menschenklasse der ganzen Welt zu entdecken, nämlich der Wäschereinnen oder, wie er sie in Italien nennen müsse, der „Blanchisseuses“. Sie fuhr dann ausführlich über die Unverschämtheit aller teurern Gasthöfen, ein teures Weib, ihrem tauben und kurzsichtigen Mann, dessen mangelhaften Sinnen sie zu Hülfe kam, die Beschreibung jeder Scene, jedes Licht- und Schattenwechsels aus dem erklärenden Programm vor, das sie in Händen hatte, indem sie jede neue Quelle mit den Worten begann: „Jetzt, Lieber, wird Du sehen“, „Jetzt, Lieber, hist Du aus Piemont in der Schweiz fort und wirst nun die Santa Croffe in Italien sehen; diese berühmte Kirche wurde von Arnulso di Lupo im Jahre 1294 gebaut, der Grundriß hat die Form eines Griechischen Kreuzes, ist 430 Fuß lang und 125 breit“, und so weiter fort durch den ganzen gedruckten Bericht über jedes einzelne Monument bis zu dem Schluß: „die Orgel ist von den Herren Robson, St. Martinsstraße Nr. 101, gefertigt.“ Mehr als einer von den Zuschauern stand auf und ging hinaus, weil ihm die Geduld bei dieser Predigt riß.

Bei einem zweiten Besuch, den die Verfasserin dieser Skizze neuerdings dem Diorama abstattete, hatte sie das Glück, die schöne Illusion mit dem ganzen Zauber der Stille und Einsamkeit zu genießen, und sie fühlt sich versucht zu versichern, daß sie in solchem Falle einen Kunst, der die großen Gemälde des Mittelalters fast einen religiösen Charakter verliehen haben, so herrlich und mächtig weiter zu entwickeln wüßte, hiermit den Zoll ihrer Bewunderung darzubringen. Lady Morgan.

Mannigfaltiges.

— Benedig bei Tageslicht. Ich fuhr eine Zeitlang in den Kanälen umher, um die herrliche Venetia, die mich im Mondrauschein so entzückt hatte, bei Tageslicht zu betrachten. Der Kontrast war groß und wirklich herzbetäubend. Nichts stimmt so traurig, als der Anblick einer so reichen großartigen Größe, einer in Schimmer gekleideten Herrlichkeit. Venetia, die Königin, hat ihre Krone verloren und weh klagt im Sterbegewand. Ihre Tage sind Tage der Betrübnis; ihre Schönheit ist in Schmach verwelkt. Noch vermag man zu erkennen, wie stark, wie groß, wie herrlich sie einst gewesen, wie sie einherging im Schmuck von Gold und Seide, im Reigen ihrer adlig stolzen Geschlechter, das seidene Gewand ist zerrissen, kein Glanz und kein Zierat, kein Minio, kein Lombardo verleiht ihm ferner den Reiz phantastischen Schmuckes. Ihr Haupt ist des goldenen Diadems entkleidet, und Ebbe ist in ihren Schätzen. Arm, schwach, elend und blöstlos, wer kann sie beiten, wer kann sie verklagen! Wie traurig diese wankenden Paläste, diese zusammenstürzenden Marmorhallen, diese stummerlichen Reste des Triburs, den einst der Adria seiner Herrschaft zollte, diese Symbole, seit wie Biei gedeckt, vordem mit hellem Golde gekrönt! Der Erker am Palaste Karlo Zeno's und Moresini's mit Lumpen behangen, darbende Weiber und Kinder in den ausgeflohenen Räumen, wo ehemals Reichthum und schwelgerische Pracht einheimisch war. Wie kläglich dies Schauspiel, wie niederschlagend diese Vergleichung zwischen sonst und jetzt! Und doch beruht darin ein melancholischer Interesse, ein eigenthümlicher Zauberton im Gemälde dieser untergeschlichten Stadt, der von tiefer Wirkung auf das Gemüth ist. (Jal, De Paris à Naples.)

— Paul br Kock. Der Graf d'Orsay macht in Englischen Blättern bekannt, daß er zum Besten des genannten Französischen Schriftstellers, der so eben durch die Entscheidung eines Prozesses um sein ganzes Vermögen gekommen sey, eine Subscription in London eröffnet habe. Paul de Kock wird bei dieser Gelegenheit der „Smollet von Frankreich“ genannt.

— Zur Kriegsgeschichte. In Rußland erschien kürzlich eine Geschichte der Kriegs-Ereignisse in der Türkei in den Jahren 1828 und 1829, nach amtlichen Berichten und zuverlässigen Quellen, vom Fürsten Paskewitsch durchgesehen und mit eigenen Bemerkungen begleitet, nebst geographischen und statistischen Notizen über die Russischen Besitzungen im Kaukasus und über die verschiedenen Provinzen der Asiatischen Türkei. Das Werk besteht aus 2 Bänden und ist mit einem Atlas ausgestattet.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Freitag den 2. September 1836.

Griechenland.

Athen und Attika.

Unter diesem Titel hat Sir Wordsworth, der bekannte und geschätzte Britische Dichter, einen Bericht über seinen Aufenthalt in Attika (1832—33) herausgegeben. Der Verf. verläßt den betretenen und betretenen Pfad der frühern Reisenden und richtet hauptsächlich auf das alte Griechenland, dessen Poesie, Geschichte und Beredsamkeit er zu beleuchten bemüht ist, sein Augenmerk, und er thut dies mit eben so viel Dichtergeist als ernstem wissenschaftlichem Sinn. Wenn Herr W. auf dem Hügel des Areopags steht, so fühlt er lebhaft die ganze Macht der Beredsamkeit des heiligen Paulus, als er von dort herab zu den Athenern sprach. Der Tempel der Sunneiden war zu seinen Füßen, das Parthenon der Minerva bot ihm von oben die Stien, und gerade vor dem Apostel erhob sich der bronzene Kolosß dieser Göttin, mit Speer und Schild von den Festen der Akropolis drauend. Von lauter heidnischen Prachtwerken umgeben, predigte Paulus dem staunenden Volken einen „unbekannten Gott", den kein Wort von Menschenhand nachbilden kann.

Zu den lieblichsten Bildern unseres Autors gehören diejenigen, welche in der Grotte am Berge Hymettus über ihn kamen. Er hält diese Grotte für die nämliche, die dem Pan, den Nymphen und Apollo als göttlichem Hirten gewidmet war, und zu welcher Plato in seiner Kindheit von seinen Aeltern gebracht wurde. „Hier", sagt der Reisende, „hat die Zeit noch nicht zerstörend gewirkt; die Grotte ist noch dieselbe, wie vor Jahrtausenden. Wenn Du in ihrem Dämmerlichte allein verweilst und jene Tuschheiten betrachtest, welche die seltsame Heiligkeit des Ortes bekunden — jene zum Behufe frommer Libationen in den Felsen geschnittenen Becken — jenen klaren Quell im Hintergrund der Grotte; da kannst Du wohl träumen, irgend ein Schäfer aus dieser Gegend von Attika habe den Ort eben verlassen und werde vor Abend aus seiner benachbarten Hütte am Hymettus zurückkehren und dem Pan von seiner Heerde oder Jagdbeute ein Stück zum Opfer bringen."

Das hoch belegene Parthenon beherrschte vormals Naturscenen von hoher Schönheit und reichster Mannigfaltigkeit; die Pachten und Weingärten von Kolonos und Acharnä waren mit Aelerlenen wie besäet, und seltsche Züge schimmerten von den schattigen Fussjoden. Diese Scenen sind verödet, und man sieht nichts mehr als einen oder den anderen Albanesischen Bauern, der seinem holzbeladenen Maultiere folgt, oder den jetzt lautlosen Olivenhain, der die Stelle bezeichnet, wo Plato's Stimme die Schüler der Akademie entzückte.

Herr Wordsworth entwickelt sehr geistreich den Einfluß der umgebenden Landschaft auf das Griechische Theater. Mit dem Glanze des Parthenons und der Propyläen stehen über ihren Häuptern und dem schönen Thale des Ilissus zu ihren Füßen, unter dem reinsten mildesten Himmel und in einer von lieblichen Seewinden erfrischten Atmosphäre lasen die bewunderndsten Tausende von Athen; hier weinten sie mit Euripides, fühlten sich erhoben durch Sophokles, zitterten unter dem Donner des Aeschylus und berauschten sich in der reichen Kunst des Aristophanes.

Es giebt aber noch einen Ort in Athen, welchen wir gern besuchen möchten, ehe wir von dem Leser scheiden — jenen Platz, wo Demosthenes und Aeschines von der Vorzug stritten — wir meinen den Pnyx, ein Name, der unserm Geist in die glänzendste Periode der Griechischen Kultur versetzt und jenen Donnerer zu uns herabherschwört, welcher von dem Steinblock, der sein Rostrum bildete, die Leidenschaften einer jugendlosen Demokratie nach Gefallen dämpfte oder kunstgerecht. Der Pnyx hat nach viel von seinem ursprünglichen Ansehen, und die Bemerkungen, die wir oben in Betreff des Theaters gemacht, finden hier noch größere Anwendung. Die gewaltigsten und wirksamsten Bundesgenossen populairer Beredsamkeit umgaben den Redner — der Himmel Attika's war über seinem Haupte, der Boden Attika's zu seinen Füßen, das Meer von Attika wogte hinter ihm. Auf jene Schauplätze appellirte er von den Worten an die Elemente und erschütterte die Herzen der Hörer mit seinem einfach erhabenen „Ist es wahr, Athener!" Lord Chatham's brieflicher Anspielung auf die Tapeten im Oberhause war nicht rührender und ungezwungener. Wollte er das Selbstgefühl seiner Hörer anregen, ihren Muth entflammen — so konnte er auf die Insel Salamis deuten; erregte dem Handel der Athener ein fremder Mitbewerber, so war es der Piräus mit seinem freien Gastmahl, seinen vollen Bersualen seinen tausend Segeln, welche den Gestaden des Meeres Wachstum geben mußte. Wollte er den Patriotismus seiner Landsleute entflammen, an ihren Nationalstolz appelliren, ihre Eitelkeit reizen: so zeigte die Akropolis, das Parthenon, die sonstbaren Schätze der Agora im reinsten Geschichtskreis. So wurde es diesem gewaltigen Patrioten möglich, als Redner der Lehrer aller Zeiten und das unerreichbare Muster seiner Nachfolger zu werden.

Jetzt noch ein paar kleine Abschetzen in das Neue Griechenland. Die Aldanesische Hütte, welche Herrn Wordsworth eines Abends Nachtgewährte, rief ihm Xenephon's Schilderung des Innern einer Armenischen Behausung ins Gedächtnis zurück. Er giebt folgende recht lebendige Skizze davon:

„Unsere Hütte bestedt aus einem Gemach, mit einem Lehmboden und einem Strohdache. Ein lustiges Feuer, das gegen die Mitte der Wand hin flackert, bewilkommnet uns bei unserer Ankunft. Der Zeite des Feuers liegen unsere Paptema's (die sogenannten der Alten) ausgebreitet, die am Tage als Sättel und in der Nacht als Bettstellen dienen. Am Feuer kocht der Reis zu unserer Mahlzeit. Zwei Albanesische Frauen drehen ihre Spindel und sprechen dann und wann ein paar Worte, bevor sie den aufzuwindenden Flachs zwischen die Zähne nehmen. Ein dritte Weib bereitet Kuchen, die in der Asche gebacken werden. Der Herr des Hauses sitzt unterdeß an der Thüre, mit seiner schaalachrothen Schneidkappe, seiner Tunica aus weißem Kattun, die ein Gürtel zusammenhält, und dem kürzeren wollenen Mantel darüber. Er reckt Kamaschen aus dickem wollenen Tuch, und ein Paar Sohlen aus ungegerbtem Leder sind mit leberenen Riemen an seine Füße befestigt. Um ihn her tummeln sich seine Kinder, die Halsbänder aus vergoldeten Münzen tragen. An der Mauer des kleinen Hauses hängt ein Webstuhl (tegyadoor), der vermuthlich seit dem Wettstreite zwischen Pallas und Arachne seine Form nicht verändert hat. Daneben steht man einige Behälter mit Eckern von der Balanias-Eiche, die zum Färben ausgesöhnet werden, und einige Corn's, von denen die Seite (sorus) bald abgewunden wird; auch verschiedene Kapseln der Baumwollen-Staude, deren schneeweiser Inhalt hervorbricht. Sobald die Nacht herannaht, wird das Feuer auf alle diese gegenstände einen matten Schein; ein besonderes Licht zündet man nicht an. Bald werden alle Kinder auf einen am Boden ausgebreiteten Mantel neben einander gelegt, und zwar in dem entgegengesetzten Theile des Gemaches. Der Hausherr kommt zuletzt an die Reihe; die Familie besteht überhaupt aus zehn Personen. Der Schlaf läßt nicht lange auf sich warten und stillt die ganze Familie ein. Durch eine niedrige Wand von den Menschen abgetrennt, wohnt das große und kleine Vieh. Hieher kommen die Hühner aus der freien Luft, um auf den Querbalken am Dache zu ruhen; der Ochse steht hier an seiner Krippe und nimmt sein Abendessen zu sich; und die silbergrauen Köpfe von drei Eseln schimmern aus dem Halbdunkel hervor und klagen gleichsam über ihre schlafenden Herrschaft. Man wird unwillkürlich an eine Weihnachts-Krippe erinnert, wie sie etwa der kräftige und ländliche Pinsel eines Baffano malen würde."

Krieg und innerer Zwiespalt haben das Griechische Land hart mitgenommen. Während der Anwesenheit des Herrn Wordsworth war es fast eine Wüstnis. Unser Reisender wanderte zwei Tage lang auf dem Wege von Athen nach Eleusinum, ohne auch nur fünf Personen zu begegnen. Die Schäfer, welche ihre Heerden auf den Bergen weiden, flohen, wenn er sich nahte; und fast der einzige Laut, welcher die allgemeine Stille unterbrach, war das Heulen des Winterstürmes in den Pinien. Athen selbst lag in Trümmern; die Straßen waren verödet; die Häuser ohne Dächer; nur Eine Kirche existirte noch, in der man Gottesdienst hielt. Eine kleine Anzahl Albanesischer Familien, die zwar an ihre wilden Sitten und ihre zerlumpten Schuppen, die ihnen Behausung hatten, wegen der einzigen bewohnten Gebäude.

„Der Basar oder Markt von Athen ist eine lange Straße, die noch allein etwas Bedeutung hat.*) Sie ist ohne Pflaster, und in der Mitte befindet sich ein Abfluß-Kanal, durch den das Wasser in der Winterzeit wild und stürmisch hindurchtost. Sieht man die Straße ausfließ, so kann man alle Bauernlichkeiten hier vereinigt sehen: auf dem Markte angeboten werden. Täuschen mit schwarzem Kaviar, kleine Taschenspiegel in rothen Futteralen aus Pappe, Zwiebeln, ganze Haufen Rauchtabak, schwarze Oliven, Feigen, in Büschel zusammengebunden, Tabackspfeifen mit Spitzen aus Bernstein und Köpfen aus braunem Thon, Pistolen, mit Silber eingelegt, Dolche, Gürtel, gestickte Westen — dies sind die Gegenstände, welche ein Richtiger Blick dem Zuschauer zeigt. Was er aber nicht haben kann, darf auch nicht vergessen werden: Bücher! in Athen keine Bücher, keine Lampen, keine Tenster, keine Wagen, keine

*) Athens and Attica. Journal of a Resident there. London, 1836.

*) Man vergesse bei dieser Beschreibung nicht, daß der Verf. 1833 schrieb.

Digitized by Google

Journale, kein Postamt. Die Briefe, welche vor mehreren Tagen aus Rapoli hier ankamen, werden öffentlich ausgerufen, und jeder Brief, der nicht gleich bestellt werden konnte, wanderte ins Feuer. Dies ist der jetzige Zustand Athen's, so fern man ihn von der Straße aus beurtheilen kann. Die Stadt ist immer noch in den Händen der Türken, obgleich alle übrige Städte des Griechischen Continentes, die Schweden von Thermopylä liegen, ihre Unabhängigkeit erlangt haben. Noch immer besteigt die Müezsin (Gebetrufer) das Gerüst auf dem Basar, um den Gläubigen die Stunde des Gebetes zu verkünden. Noch schlendern einige Türken in den gewöhnlichen Gängen der Müßigkeit herum oder lehnen sich, ihre Pfeife schmauchend, an den Pallästen gegen die schlechten Kanonen, die auf den Zinnen der Mauern stehen. Der Athenische Bauer, der sein beladenes Maultier vom Hymettus durch das östliche Thor der Stadt treibt, wirft noch wie vor sein kleines Bündel Thymian und Rosmarin dem muselmännischen Zöllner, der im Thore sitzt, als Tribut hin; noch ist vor wenigen Tagen verkündeten die Kanonendonner der Acropolis das Ende des Ramadan's — des letzten, den man jemals in Athen feiern wird.

Es wird nicht ohne Interesse seyn, diese Schilderung mit der eines Gentleman, Namens Braebenbar, zu vergleichen, welche in einem vom April dieses Jahres datirten Briefe an Herrn Wordsworth enthalten ist. Aus dieser Mittheilung erfahren wir, daß man den Antiquitäten der Stadt eifrig nachforsche und viel Neues aus sich ziehet. Die westhroesliche Entdeckung ist die des längst vermißten Tempels der Unbekannten Nike, welcher in schönem Jonischen Styl und aus Pentheolischem Marmor erbaut ist. Mit den Verdesserungen der Stadt geht es langsam vorwärts: die Münze, die Königlichen Ställe, ein Hospital und eine Kaserne sind die einzigen bedeutenden Öffentlichen Bauwerke, die bis jetzt errichtet worden. Der neue Palast, dessen Bau man vor einigen Monaten angefangen, wird voraussichtlich eine Zierde Stadt werden. Große Privathäuser entstehen dem Boden, und der Preis der Grundstücke wächst mit dem Spekulations-Geiste. Drei große Straßen, Adrian, Athene und Aeolus, sind abgesteckt. Man kann sich denken, daß der neuere Deutsche Baustyl vorherrschen, während viele der Häuser von unlerem Range à la Turque gebaut sind. Auch durch Abtragung der Mauern der alten Stadt hat man einen sehr freundlichen Anblick gewonnen. Der Durchmesser der Stadt beträgt jetzt ungefähr 1½ Englische Meile, und die Bevölkerung 15,000 Seelen. Das Wasser ist gut und im Ueberfluß vorhanden. Die 300 Kirchen, welche Athen vormals zählte, liegen fast alle in Trümmern. Man sieht wieder einige Symptome von Leben am Piräus, und auch auf dem Schiffs-Dock zu Poros fängt es an, sich lebhaft zu regen. Man darf hoffen, daß die sittliche und soziale Verbesserung des Volkes mit dem neu erwachenden frischeren Leben gleichen Schritt halten werde. Die Geschworenen-Gerichte erweisen sich allmälig gebesserte Achtung; die Industrie wird aufgemuntert, und die National-Bank, welche unterlich durch eine Gesellschaft Briten errichtet worden, unterstützt den Landbau mit Kapitalien, worau es bis jetzt großer Mangel gewesen ist. (A. J.)

Belgien.

Die Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln.

Aus Nisard's Reise-Erinnerungen.*)

Brüssel ist ungefähr fünf Lieues von Mecheln entfernt, und diesen Weg legt man auf der Eisenbahn in weniger als einer halben Stunde zurück. Am östlichen Ende von Brüssel, dicht am Kanal, gewahrt man hinter einem provisorischen Vretter-Zaun, den man doch vermuthlich durch irgend eine elegantere und dauerhaftere Einfriedigung wird ersetzen werden, den Rauchsang der Locomotive, aus dem jener leichte Dampf emporsteigt, dessen Kraft die Seele der Pferde vertritt. Von Stunde zu Stunde kommen Wagen, in der Form von Omnibus, an, die in den Straßen von Brüssel Passagiere aufzunehmen haben, welche sie nun bei einer Art von Zoll-Büreau absetzen, das an der Barrière-Mauer angebracht ist. Man steigt schnell in die mit Sitzen versehenen Wagen, die von der Maschine hinter werden und von denen einige mit einer Art von Verdeckerung, andere mit einer einfachen Leinwand bedeckt sind; die größte Anzahl derselben aber hat weder Decke noch Leinwand. Diese drei Arten von Fuhrwerken stellen drei Abstufungen von Vermögen und den Preis-Kategorien vor. Eine Glocke läutet zur Abfahrt. Da bewegt sich die Maschine, und wie ein Pferd, das kräftig anzieht, setzt sie die ganze endlose Reihe der Wagen in Bewegung. Die Erschütterung, welche die Fuhrwerke durch die Aneinanderstoßen verursachen, wäre heftig genug, um die Reisenden von ihren Sitzen zu werfen, wenn man sie nicht vorher aufgefordert hätte, sich fest anzuhalten. Anfänglich bewegt sich die Maschine nur langsam; aber bald wird sie schneller, nimmt sich Alles zusammen und fliegt dahin, als ob sie dem Gerdnsch der nachfolgenden Wagen entfliehen wollte. Es ist so schnell wie die heftigste Ungeduld des Menschen und bewegt seinen Körper so rasch vorwärts, wie der Flug seiner Gedanken ihn trägt.

Der Weg von Brüssel nach Mecheln führt durch eine reizende Landschaft. Man kömmt durch ausgedehnte Wiesen mit zerstreuten Baumgruppen; es zieht sich von Hecken eine frische grüne Ebene, weder auf Hecken von prächtig gezeichneten Kühen weiden, die bei der Annäherung der gewaltigen Maschine entfliehen. Einige, die nicht so furchtsam oder schon mehr an das Geräusch gewöhnt sind, erheben den Kopf und brüllen; andere weiden ungestört fort. Ab und zu präsentiren Arbeiter, die zum Kehren und zur Erhaltung und Beaufsichtigung der Bahn angestellt sind, ihre Werkzeuge den Reisenden. Indem man an ihnen vorüberstürmt, kann man so recht die Schnelligkeit der Fahrt bemerken. Kein Mensch hat einen so festen Blick, daß er sie fixiren könnte, und ich zweifle sehr, ob man seinen eigenen Vater in der Kleidung eines dieser Arbeiter erkennen würde. Es ist, als ob uns die Augen aus dem Kopfe treten wollten, als ziehe der Wunsch, den man betrachten will, sie aus ihrer Höhle heraus. Aber trotzdem einen lebhaften Schmerz, dem ähnlich, welchen zu scharfe Brillen denen verursachen, die ein gutes Auge haben. Schließet die Augen, um ihnen einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und kaum öffnet sie wieder; die Landschaft ist ganz verändert, bekannte Flächen sind an die Stelle der Weiden getreten, Hügel steht man statt der Heerden. In fünf Minuten ist man, als wäre es seiner Sorgsamkeit, der Pünktlichkeit eines unseren Geschäftsreisen gewordene Umkreis jetzt die Mitte.

Ein gewöhnlicher Weg von derselben Länge würde seine größere Anzahl Chaussee-Meilen beschreiben, als eine Eisenbahn Kehren. Und welch' ein Unterschied in der Reise! Wer möchte wohl diesem neuen Industriezweige einen Vorwurf daraus machen, daß er für eine einfache Arbeit, die keine ermattende Anstrengung, keinen Schweiß, sondern nur Reinlichkeit, Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordert, eben so viel Lohn zahlt, als der Wegebau-Arbeiter den Tag über für das Zerschlagen der Steine, für das Ausfüllen der Löcher und für das Fortschieben des Karrens empfängt? Weniger Anstrengung für dasselbe Lohn, weniger Schweiß für eben so viel Brod, das ist die erste Wirkung dieser großen Theilung der Arbeit zwischen den Menschen und der Maschine auf den Eisenbahnen. Die neue Erfindung hat sich aller Hände bemächtigt, die seither sie das alte System arbeiteten, und hat neue Kräfte zu Hülfe genommen, die ihre Beschäftigung bei einer als unzureichend erkannten Arbeit verloren. Die Eisenbahn hat Alles, was an den gewöhnlichen Landstraßen arbeitete, sie sich in Dienst genommen.

Der Weg von Brüssel nach Mecheln ist eine Kunststraße, die halb höher, halb tiefer, bald gleich doch wie die umliegenden Felder ist. Ein breiter, mit Wasser angefüllter und an einigen Stellen mit Pallisaden eingefaßter Graben begränzt sie an den Seiten vom Abgangs- bis zum Ankunfts-Punkt. Nur dicht bei Brüssel macht der Weg eine kleine Biegung, die dem Reisenden einen Augenblick Zeit läßt, um die unendliche, im Halbkreis majestätisch sich ausbreitende Kette der Wagen zu betrachten; sonst geht es ganz gerade fort und begleitet die Begestoßchaussee von Brüssel nach Mecheln.

Ungefähr auf der Mitte des Weges hält die Maschine bei dem schönen Dorfe Bilvoede eine Weile an, um Reisende aufzunehmen oder abzusetzen. Einige hundert Schritt vor dem Aufnahte-Punkt wird der Lauf etwas gehemmt. Auf das Geräusch eines Rades, das sich mit Hochtreiber Geschwindigkeit umtreibt, folgt das Geräusch eines Rades, das langsam sich dreht. Dampf und Räder, all' das tungen Maschinen zu einander und folgen sich Dank in abgemessener Entfernung, ohne Erschütterung, ohne Anstoß, in eben so gleichmäßigem und sanftem Lauf wie die Maschine. Während man daselbst nachdenkt und sich Rechenschaft von dieses bis dahin ungekannten Empfindungen giebt, erschrint in der Ferne schon der schöne Thurm von Mecheln, erst in einem dünnen Nebel, als ganz rotenlose Masse, dann von Minute zu Minute zu Sekunde verdichtet und verwandelt sich und nach und nach Presti, seine Verhältnisse, die Farbe seiner Steine zeigend, dann so unvermerkt und doch auf so schnell, wie ein Gegenstand, den man unter das Vergrößerungsglas bringt und der, erst verworren und gestaltlos, immer deutlicher wird, je mehr man den richtigen Abstandspunkt vom Auge trifft, bis er endlich mit all seinen Einzelheiten vor uns erscheint.

Bei der Ankunft sieht man die andere Maschine, die sogleich nach Brüssel gehen soll, ihren Platz verlassen, an der Hauptbahn anhalten und beim Ende des Zuges, das nun der Anfang wird, anhalten; sie bleibt gerade am rechten Punkte stehen, denn sie ist gelehriger und genauer in ihren Bewegungen, als das wohlerrschtetste Pferd, und darf unbesorglich, daß man sie an den unendlich langen Zug anspannt, der sich mit neuen Passagieren für die Rückfahrt anfüllt, und wo sie bleiben muß, bis die Leute die Stellen wechseln. Sie geben und kommen die beiden Maschinen als halbe Stunden von Brüssel nach Mecheln und von Mecheln nach Brüssel, ohne zu ermüden, ohne widerspenstig zu werden, immer dem Willen des Menschen folgend, vielleicht aber auf derselben Weise, wie die Begebenheiten, die wir zu lenken glauben, und die uns lenken. Der Mensch hat sich diesen Triumph nicht selbst zu verschaffen gewußt; aber wer weiß, ob sie ihn, nachdem sie ihn gefunden gewesen, zuletzt nicht fortreißen wird, wohin er nicht wollte? Doch es ist jetzt noch nicht die Zeit zu schimmen Prophezeiungen. Wir wollen vielmehr ohne Besorgniß diese neue Schöpfung bewundern und, ehe wir an der Uebel denken, die am Ende seinem menschlichen Werk anhaften, uns lieber alles Gute erfreuen, was daraus hervorgehen kann.

Diese Bahn ist ein Werk der Belgischen Regierung, die eine schöne Stellung in Europa eingenommen hat, indem sie durch ihre Gesetze und ihr Beispiel eine Erfindung in Aufnahme brachte, die dazu bestimmt ist, die ganze moderne Welt umzugestalten. Während man in Frankreich die commodo et incommodo sich streitet und feierliche Untersuchungen anstellt, ob es den Schnitter-Brüdern auch recht sey, daß man sie durch Dampf-Kräfte ersetze, ob es sich für sich besteuern sollten, wünschen, hundert Prozent weniger zu verdienen, oder daßselbe wie bisher durch hundertmal größere Anstrengung zu gewinnen; während man dort ganz ernsthaft die Bewohner des Nordens fragt, ob sie den Besuchern des Südens aufzuopfern sehen wollen, und diese wiederum, ob sie einwilligen wollten, daß man jene auf ihre Kosten begünstige; während man in den Vierteln der Häuser von Paris zweifelt, ob die Einwohner auch wirklich ein Bedürfniß sey, daß Belgien die erste Hilfte seiner Eisenbahn vollendet und wird die andere noch diese Jahr in Gang

*) Bal. Nr. 64, 65 u. 69 des Magazins.

Digitized by Google

beingen.*) In einer Stunde wird man von der Hauptstadt nach der ersten Station des Königreichs gelangen, seine Geschäfte den Vormittag über abmachen und zum Mittagessen zu seiner Familie zurückkehren können. Die Bewohner von Brüssel werden nicht so viel Zeit brauchen, um ihren Freunden in Antwerpen und Wesseel einen Besuch abzustatten, als wie in Paris mit unseren Fiakern dazu gehören. Waaren und Personen werden von einer Stadt zu der andern fliegen. Sonntags werden die Brüsseler auf dem Schelde-Quai zu Antwerpen spazieren gehen, ein interessanter Spaziergang, wenn die Schelde erst ein freier Fluß seyn wird. Beide Städte werden nur eine ausmachen; Mechelin wird eine Vorstadt von Brüssel, Antwerpen der Welthandel der Hauptstadt von der Meeresseite seyn. Werden nun die von der Eisenbahn durchschnittenen Gärten mit Landhäusern und Wohnungen bedaut, die durch die Leichtigkeit des Transportes und der Communication, somit man dorthin gelangen könnte, sich bald verwehren würden, so sind Antwerpen und Brüssel in wenigen Jahren die beiden äußersten Viertel einer Stadt von acht Meilen Länge, die eine Straße oder eine Allee von Laubbäumen trennt.

Von Lyon nach St. Etienne führt eine Eisenbahn, die aber nicht ohne Fährlichkeit bereist wird. Diese in allen Blättern wiederholentlich erzählten Gefahren vermehren sich in der Einbildungskraft; wer dreifachen Unglücksfall können wenigen Tagen zweimal liest, ist seß überzeugt, daß er sich wirklich zweimal zugetragen hat. Unsere Leichtsinnigkeit, eben so wie unsere Unglaubsucht, begünstigen abwechselnd diese der neuen Erfindung so schädlichen Täuschungen. In Ihren sind wir das neuerungsschädigste Volk, das Vorzüge gegen Schadlichkeiten abwägen. Gewohnheitsmenschen. Eben erzelebe, der nicht im mindesten zweifelt, daß er in seinem Korpe ein Muster von Regierungsform und Verfassung herumtrage, deren einfache Ausführung das Glück der Welt begründen würde, zweifelt doch daran, ob das Feuer der Steinkohle auch wirklich ein Feuer und ob der Dampf nicht eine gefadene Kanone sey, bei welcher der Zufall die Lunte hält. Aller so feiner und rege kritischer Sinn, der uns das Schlechte jegleich entdecken läßt, verbirgt uns manchmal das Gute. Wir setzen kein Vertrauen in die Eisenbahnen, und wir verzichten darauf; aus Kühnheit, nicht aus Ueberzeugung bestiegen wir einen Dampfwagen; um zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten, in die Luft gesprengt zu werden, aber nicht, um uns zureichlichsten einem erpreten Transportmittel anzuvertrauen. Nur mit Kopfschütteln betrachten unsere Mandarine dieses dem Eisen zusammengesetzte Wesen, das, Dampf ausspeiend, mit einer scheinbar unbesiegbaren Kraft vorwärts eilt. Hier in Belgien aber sind die Leute, wie es scheint, voll Vertrauen in den Eisenbahnen; sie reflektieren nicht über Alles, wie wir, sie benutzen sich nicht, sie schwatzen nicht darüber, sie glauben daran. Mit wir auf einer Bank sahen trauliebrige Bäuerinnen und der Umgegend von Brüssel, die zum Vergnügen auf die Eisenbahn fahrten, Kinder und gar nicht darüber verwundert waren. Nur die Kinder lachten vor Freude, so schnell verwärts zu kommen. Ich ergelich naiselichen Weise diese Gläubigen mit einigen Franzosen in demselben Zuge, welche alle mögliche Zufälle heraussphekulirten und die Bewegung ablengneten, die sie mit Vogel-Schnelligkeit davontrug. Bauern, die aus dem Innern ihrer Provinz an die Landstraße kommen, um die Waaren, die sie klassen, und ihre Wagenreihe vorüberfahren zu sehen, betrachteten den ganzen Zug wie Leute, die überzeugt sind, daß ein Ding, welches, ohne zu straucheln, fünfzig Schritte macht, auch immer und überall gut weiter gelangen kann. An den Wesseeler und Antwerpener Jahrmarktstagen werden diese guten Leute in den Wagen steigen, ohne sich für kühn und tapfer zu halten und ohne die Tschamont gemacht zu haben.

Man könnte auf diesen Wagen eine ganze Nemee aus dem Innern des Landes an die Gränze transportiren. Der Dampfwagen ist für die Weiterbeförderung der Personen das, was der Telegraph für die der Gedanken ist. Aber der Dampfwagen muß die Kriege unmöglich machen, vorzüglich jene Art von unsinnigkeiten, abgeschmackten Kriegen, wie die Zölle sie mit einander führen. Wenn man nämlich voraussehen, was aus diesen unaufhaltsichen Ausschüttungen einer Nation in die andere bewegenden wird, aus diesen Zügen von 1500 Personen, die Europa nach allen Richtungen hin durchkreuzen, die Sitten, die Nationalitäten vermischen, Gewohnheiten anuehmen und vielleicht Verbindungen in allen großen Städten Europa's anknüpfen, welche dann Vereinigungs-Punkte für eine jede der jetzt feindlichen Massen gebilden zu gegen Nation sein würden. Man kann nicht ablengnen, daß häufige Reisen den Individuen kosmopolitischere Ideen, eine Art Wohlwollen und Liebe zur Civilisation um ihrer selbst willen einflößen und sie vermögen, denjenigen Völkern den Vorzug zuzugestehen, die das Meiste sie dieselbe gethan haben, daß sie jenen patriotischen Abneigungs-Gefühl, der durch alle Gewohnheiten und auf den Geschäftskreis der Wahrheit beschränkten Leben genährt wird, mitunter sogar zu weilen ganz zerstören. Warum sollten nicht ganze Schaaren von Pilgern, die sich desländig entreuten, eben so wie einzelne Individuen, durch die Berührung mit fremden Völkerschaften abgeschliffen werden, warum sollten sie nicht außer ihrem Vaterlande eine allgemeine Civilisation sinden lernen, die das gemeinschaftliche Eigenthum des menschlichen Geschlechts ist und das gegen den Krieg, diesen barbarischen Irrthum einflößt? Wenn das Europa des funfzehnten Jahrhunderts für gesellschaftliche und politische Ideen reifer gewesen wäre, so würde vielleicht die Vereinigung aller christlichen Religions-Bekenntnisse, eine allgemeine Sprache, das Latein, und die Gewohnheit, überall unterzupflegen, einen Universal-Staat daraus gebildet haben. Vielleicht ist der Zukunft vorbehalten, was die Vergangenheit nicht erreichte. Diese Ihre entlesch meinen Lesern vermuthlich ein Lächeln; aber ich sehe es vor, mein Ideyen beschreit, als mich von ihnen demitleidet zu sehen, wenn ich eine erhabene Gleichgültigkeit gegen diese nicht zu berechnende Erederung der Jndustrie des neunzehnten Jahrhunderts offektirte. Derjenige wäre zu beklagen, der, nachdem er fünf Lenues Eisenbahn irgendwo auf dem Europäischen Kontinent gesehen und diesen Weg in fünfundzwanzig Minuten mit funfzehnhundert Personen zurückgelegt hatte, in diesem allen weiter nichts als verbesserkommende Lokal-Fuhrwerke zum Gebrauch der Einwohner bemerkte und seinen Geist nicht mit jener Maschine, die schnell wie der Blitz fliegt, zu Träumen von einer Zukunft fortgerissen fühlte, die vielleicht nicht so fern wäre, wie ich mir einbilde, die aber gewiß nicht schlecht sehn kann.

Wenn es übrigens noch zweifelhaft ist, ob durch die Eisenbahnen die Kriege aufhören werden, so ist es doch kaum zu glauben, daß die Zollinien auf die Länge dabei bestehen können. Man denke sich nur eine Eisenbahn von Brüssel nach Paris, man denke sich, daß nun jeden Morgen funfzehnhundert Personen den Wagen bestiegen, um von einer Stadt zur anderen zu reisen. Wird man wohl einen Schuppen, groß wie eine Stadt, dauen, um das Zollamt der Größe dieses Zuges anzupassen? Wird man eine Armee von Zollbeamten anstellen, um eine Armee von Reisenden zu untersuchen? Wird man funfzehnhundert Koffer, eben so viel Mäntelsäcke und Hutschachteln öffnen, um verbotene Waaren aufzusuchen, und wird man die Reisenden, die in einem Augenblick schwindelerregy Stunden in dem Schuppen der Zollämter aufhalten? Selbst wenn eine Untersuchung möglich wäre, wieder sie nicht lächerlich sein? Kann man den Werth aller Bekleideten berechnen, die der unbequemen Wachsamkeit der Beamten entgehen würden? Man denke sich einen Zug, der von Brüssel nach Paris abgegangen wäre. Ich will mich zu Zoll der Reisenden vermindern und statt funfzehnhundert nur tausend sagen. Gesetzt nun, diese tausend Personen hätten in ihrer Reisetasche alle ein Stück feiner Brüsseler Konten, ich meine jene Kanten, von denen man in einem Brief für mehrere hundert Franken nach Paris senden kann und von denen man in seinem Munde unter dem Vorwande eines Zahnschmerzes für mehrere hundert Louisd'ore vordergen konnte. Man wisse weder der Briefsache noch den Mund unterstechen; es weil geht sein Zollamt; es möchten sich auch sonst die tausend Reisenden gegen die Neuerungen empören, sie fortzagen oder ihnen noch etwas Schimmeres zufügen und mit der dem Fiakus entreissenen Beute stolz auf dem fremden Boden einziehen. Man berechne man den Verlust, den der Schatz durch diese tausend Stück unversteller Kanten erleiden würde! Aber dies ist noch nicht Alles. Es gäbe gewiß unter diesen tausend Personen keinen so gemeinschaften Freund des Zollwesens, der nicht außer der schönen Lütticher Flinte und den Namurer Messerschmiedsredereien, die das Zollamt als Dinge zum Privatgebrauch durchgehen läßt, auch noch ein Englisches Fenland-Kleid für seine Frau, seine Tochter oder Schwester mitnähme, einige Hunden von feiner Contrayer Leinwand und selbst einen weiten Mantel von Verviersschen Tuch, das vielleicht noch billiger als das ausländige ist, um darin den drei vollständige Anzüge für seine Kinder machen zu lassen. So wäre also auf gute Manier, außer tausend Stück Kanten von ungeheurem Werth, noch tausend Englische Fenland-Kleider, tausend Lütticher Flinten, tausend Käschen voll schöner Stahlwaaren, tausend halbe Dutzend Hemden von Courtrayer Leinwand und tausend Mäntel aber Verviersschen Tuch eingeschwärzt. Ich übergehe die Masse von einzelnschwärzt, und das Zollamt hätte seinen Antheil daran ganz verloren! Wenn aber auch dieser Verlust nicht durch einen einzigen Wagenzug entsteht, so müsse er doch durch zwei oder drei entstehen; jeder Handelsgegenstand, der fortgeschaffen ist, Alles, was ohne außerordentliche Vorbereitungen dem Auge des Polizeiers entgegen werden kann, würde mitgenommen, die Schuh um seine Abgaben betrogen und der innere Handel des Landes einem eine solche Detail-Contrebande, die allen Augen entgingt, nach und nach unterzaben werden. Wenn man die Erhaltung der Zoll-Aemter mit der Einrichtung der Eisenbahnen verbinden wollte, so würde man in Unsinn hineingerathen. Wer das Eine will, muß das Andere aufgeben. Der Dampfwagen muß also über den Leichnam des Zollamtes fortfahren, und an der Stelle der Donanen müßte man Steinkohlen-Speicher anlegen.

Der Belgischen Regierung, oder zum wenigsten den Agenten, welchen die Administrationen der Eisenbahn übergeben ist, könnte man einen Vorwurf machen. Ich habe schon von dem Stoß gesprochen, den die Afsahrt oder das Anhalten der Lokomotive den dnsitten Wagen mittheilt, und ich bin befsig genug, um zu sagen, daß die Reisenden, besonders wenn sie im Augenblick der Afsahrt oder Ankunft stehen. Nun hat man zwar diesen Stoß durch eine Vorrichtung, mit der man die theuersten Pläße dezeichnet, fast ganz unschädlich für die betrachten Wagen oder Berlinen gemacht, auf denen die Pläße dezeichnet und numerirt sind, und die eine Decke gegen die Einwirkungen des Wetters schützt. Diese Vorrichtung besteht in Federschnüren, die an das Hinterbrett jeder Berline befestigt sind und gegen den der Stoß des Vordertheils der nachsolgenden sich dämpft. Die Sache ist mit einer leichten Erschütterung abgemacht, kaum so stark, um dem Kopf eine Neigung nach vorn hinüber zu geben. So ist es aber nicht bei den unbedeckten Wagen, deren Pläße weniger kosten und wo das Vorderbrett an das Hinterbrett. Laß gegen Holz und Eisen gestoßen ist. Für solcher Wagen ausstößt, hat selbst die stärksten Personen sich in Gefahr befunden, wenn der Conducteur einmal zerstreut wäre und seine Hand die Maschine etwas unbehutsamer und heftiger anhielte. Ist es noch nicht genug, daß diese Pläße der Luft ausgesetzt sind, deren Einwirkung durch die Schnelligkeit der Fahrt noch schädlicher wird, daß man baet sitzt und mit einem austeockenden Staubregen überschüttet wird, der unausbleiblich aus den Oefen hervorbringt und den der Wind nach dem Ende des Zuges hinjagt? Es handelt sich hier um eine Vorsichtsmaßregel gegen Zufälle; und Alles, was sich darauf und nicht auf bloßen Luxus bezieht, sollte doch bei einem Unternehmen, das eine liberale Regierung auf Kosten der Nation ausführt, berücksichtigt werden. Ausstatt die gesellschaftlichen Unglücksfeien nur um so schwarzer erscheinen, wäre es ihre Pflicht, sie zu mildern und wenigstens Sicherheit sür

*) Seit dieser Artikel geschrieben wurde, ist auch diese zweite Kälfte beendigt, und wir haben schon in Nr. 77 des Magazins aus einer anderen Feder eine Schilderung der Fahrt von Brüssel bis Antwerpen mitgetheilt.

Digitized by Google

einen niedrigeren Preis zu gewähren, möchte sie immerhin den Reichthum oder die Eitelkeit für ausgezeichnete Bequemlichkeit ein wenig mehr bezahlen lassen.

Frankreich.

Ueber Delavigne's Tragödie: „Eine Familie zu Luther's Zeit.“

Wenn der Mensch, vom Glaubenseifer hingerissen und verblendet, vom fehlgetroffensten Fanatismus aufs Aeußerste getrieben, der wildesten und gewaltsamsten Entschlüsse, der blutigsten Opfer fähig wird, so ist für den dramatischen Dichter die Berührung groß, sich eines solchen Stoffes zu bemächtigen, noch größer aber die Schwierigkeit, ihn zu bewältigen. Dazu gehört eine ungemeine dichterische Kraft, Energie der Gedanken und nachhaltige Tiefe des Gemüths; wer so große Dinge leisten will, der muß sich herausreißen können aus der Trivialität, das in Schlaffheit und Lässigkeit der religiösen Gesinnungen hinlebt; der muß eine poetische Anziehungskraft viel lebendigerer Art besitzen, als die sich in unsrechtharen Weetschwall und künstliche Begeisterung ergießt; der muß andrer Predigt seiner Tätigkeit abgelegt haben, als „Paria“ und die „Sicilianische Vesper“; der muß, mit einem Wort, ein ganz andrer Poet sein, als Herr Delavigne. Solche Dinge leisten will, der muß sich herausreißen können aus der Trivialität, das in Schlaffheit und Lässigkeit der religiösen Gesinnungen hinlebt; der muß eine poetische Anziehungskraft viel lebendigerer Art besitzen, als die sich in unsrechtharen Weetschwall und künstliche Begeisterung ergießt; der muß andrer Predigt seiner Tätigkeit abgelegt haben, als „Paria“ und die „Sicilianische Vesper“; der muß, mit einem Wort, ein ganz andrer Poet sein, als Herr Delavigne. Solche Dinge leisten will, der muß sich herausreißen können aus der Trivialität, das in Schlaffheit und Lässigkeit der religiösen Gesinnungen hinlebt; der muß eine poetische Anziehungskraft viel lebendigerer Art besitzen, als die sich in unsrechtharen Weetschwall und künstliche Begeisterung ergießt; der muß andrer Predigt seiner Tätigkeit abgelegt haben, als „Paria“ und die „Sicilianische Vesper“; der muß, mit einem Wort, ein ganz andrer Poet sein, als Herr Delavigne. Solche Dinge leisten will, der muß sich herausreißen können aus der Trivialität, das in Schlaffheit und Lässigkeit der religiösen Gesinnungen hinlebt; der muß eine poetische Anziehungskraft viel lebendigerer Art besitzen, als die sich in unsrechtharen Weetschwall und künstliche Begeisterung ergießt; der muß andrer Predigt seiner Tätigkeit abgelegt haben, als „Paria“ und die „Sicilianische Vesper“; der muß, mit einem Wort, ein ganz andrer Poet sein, als Herr Delavigne.

Ueber Delavigne's Tragödie: „Eine Familie zu Luther's Zeit.“

Wenn der Mensch, vom Glaubenseifer hingerissen und verblendet, vom fehlgetroffensten Fanatismus aufs Aeußerste getrieben, der wildesten und gewaltsamsten Entschlüsse, der blutigsten Opfer fähig wird, so ist für den dramatischen Dichter die Berührung groß, sich eines solchen Stoffes zu bemächtigen, noch größer aber die Schwierigkeit, ihn zu bewältigen. Dazu gehört eine ungemeine dichterische Kraft, Energie der Gedanken und nachhaltige Tiefe des Gemüths; wer so große Dinge leisten will, der muß sich herausreißen können aus der Trivialität, das in Schlaffheit und Lässigkeit der religiösen Gesinnungen hinlebt; der muß eine poetische Anziehungskraft viel lebendigerer Art besitzen, als die sich in unsrechtharen Weetschwall und künstliche Begeisterung ergießt; der muß andrer Predigt seiner Tätigkeit abgelegt haben, als „Paria“ und die „Sicilianische Vesper“; der muß, mit einem Wort, ein ganz andrer Poet sein, als Herr Delavigne.

Einfach und leidenschaftlich, ergreifend und erschütternd, wie Gluck's Musik, ist Delavigne's Tragödie. Sie ist ein Gemälde, wie es nur ein Meister entwerfen kann, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens, die für unsere neue Tragödie dieselbe Bedeutung haben, wie das Fatum im Drama der Griechen.

Herr Casimir Delavigne war der Herkules nicht, daß er die großartige Last einer solchen dramatischen Idee in der Ausführung hätte bewältigen können. Seine drei Personen können nicht aus ihrem Charakter handeln, denn sie haben keinen Charakter. Thekla's mütterliche Zärtlichkeit steht in durchgängigem unvermittelten Gegensatz zu allen Aeußerungen ihrer Gemüthsart und Laune; im Grunde ist sie nichts als eine alte Betschwester, eitzdar, schwachsinnig, überspannt und in ihrer Frömmigkeit so gemeinendkend und albern, daß man fast einen Widerwillen gegen ihr Glaubensbekenntniß fassen möchte. Wenn aber der Dichter um des Festgangen seiner Handlung willen eine Aeußerung ihres mütterlichen Gefühls nöthig hat, dann kann weder sie zärtlich genug noch der Leser oder Zuschauer tief genug Eindruck ihres todtsolig geistlosen fanatischen Gerede dem so leicht los werde, als der Dichter dies überseben zu haben schient.

Im Gegensatze zu seiner Mutter sehen wir Luigi, den sanften, liebreichen, Einnacht sistenden Luigi, der immer so fromm und christlich duldsam spricht, ganz unerklärlicher Weise einen Anfall von unbändiger Heftigkeit bekommen, und es sagt seinen Brüder, den er eben erst zu sich beruhen, den er mit so freudiger Rührung in die Arme geschlossen hat, kurzweg aus dem Hause.

An dem Charakterbilder Paolo's, des ergeimunten Katholiken, der seinen Bruder umbringt, um ihn von ewiger Verdammniß zu retten, wären wohl noch ganz andrer Dichter als Herr Delavigne gescheitert. Welche Mittel kann man soll der Dichter diesen Menschen in den Mund legen, wie soll er ihn auftreten und sich bewegen lassen, damit der Zuschauer den furchtbaren Gedanken ahne, mit dem er sich trägt? Auch hier hilft sich Hr. Delavigne auf gewohnte Manier; wie er sich bei Luigi gedacht hat: der soll seinen Bruder fortjagen, so denkt er sich denn Paolo: der soll seinen Bruder umbringen, und siehe da, Beide gehorchen ihrem Schöpfer aufs Wort. Nach andrem Mitteln ihrer Handlung sieht man sich vergeblich um. Prüft man diesen Paolo recht genau und läßt man sich durch die hergebrachten ebleterischen Ausbrüche des Fanatismus und durch das abschreckender Gesicht, welches der Schauspieler etwa dazu macht, in seinem Urtheil nicht irren, so findet man keinen Fanatiker an ihm, sondern einen blöden Dummkopf. Er glaubt als Katholik, daß sein Bruder ewig verdammt ist, wenn er von der heiligen Römischen Kirche abtrünnig wird, und aus dieser Verdammniß will er ihn retten; kann nun ihm aber auch als frommen Katholiken am Herzen liegen, daß sein Bruder, im Herzen schon zu Luthers Lehre bekehrt, schon halb von Zweifeln der Ketzerei umflicht, nicht unbußfertig sterbe. So sehen wir denn einen überspannten Katholiken, der keines wegs überlegt und empfindet, wie ein Katholik sollte.

Aber Wahrheit ist es bei Herrn Delavigne an einem ersten, sehr geringen Erfordernisse gefehlt, nämlich an eigentlicher Kenntniß von dem Gegenstande, den er künstlerisch behandeln wollte. Man weeft gar wohl an der Art und Weise, wie er von Lutheranern und Katholiken spricht, daß er nicht recht weiß, was es mit Beidem zu bedeuten hat, und daß er sich um Wahrheit in der Auffassung seines Gegenstandes von der katholischen wie protestantischen Seite nicht sonderlich bekümmert hat. Das Thema schien ihm bequem, und so hat er sichs in so möglichem Geschmindigkeit zu Nutze gemacht; und worum schien es ihm brauchbar? weil ein ganz neuer Hebel zur Erregung des Interesse's, worauf noch keiner seiner Nebendnhler verfallen war, eine ganz neue dramatische Kollision, eine ganz eigenthümliche neue Decoration dabei angebracht werden konnte, wenn er sich nur einigermaßen zurechtfinden verstand; so hat die Bibel auf die Bühne gebracht, ohne sich um Treffliches Rücksicht zu nehmen. Wir hoffen, diese schöne Neuerung richtet sich von der moralischen Seite selbst, und wir können uns der Wehe überreden, auf ihrer ganze Erklärmlichkeit hinzudeuten. Zugleich aber gewinnen wir daran einen Maßstab, wie unwahr und wir hohl es mit dieser ganzen neuen Tragödie beschaffen ist. Und vollends in wie abgeschmackter Weise der neue Delavigne die Bibel benutzt hat! Einer Stelle aus der Lutherschen Bibel, aus dem Buche, welches Paolo vorabschenen muß, wird ihm von seiner lutherischen Mutter hergelegt, und dadurch erkennt er, der Katholik, die Stimme Gottes! Wie lerflich hat jener Dichter jene Menschen und Zeiten gefannt!

Fräulein hat man Herrn Delavigne den Vorwurf gemacht, er ergehe sich zu sehr in Tiraden, und diesen Tadel ist er diese Mal sicher. Einen düreeen, abgebrochenen, lurzathmigeren Dialog, als er in dieser armen Tragödie gefübrt wird, kann man sich kaum denken. Es ist eine Pein mit diesen fragmentarischen, ellipsischen Sätzen, mit dieser Unzahl von einsilbigen Wörtern, die auf jede Seite wie Schildwachenposten stanzieren, und von denen jedes sich recht präsaant aufstellt, als hätte es Wunder wie viel zu sagen. Dieß Drl. Dialoge ist um so lästiger für das Auge, für das Ohr und für das Verständniß. Bekanntlich ist in Racine's Jphigenia ein merkwürdiges und schönes Beispiel von solchem zerrissenen Dialog zu finden; aber dort ist er auch wohl an seiner Stelle. Auf die einfach Fürsichen, hersorgten, herzzerreißenden Fragen seiner Tochter vermag Agamemnon nicht anders zu antworten, als mit abgebrochenen Worten. Und wie hier man aus jedem Wort in diesen Fragen, kaum verständlichen Erwiderungen, worüber das Kind sich ängstigt, genau mitfühlt, so auch aus dem abgebrochenen Schmerz des Vaters heraus! Wie fühlt sich der Zuhörer lief von Mitleid ergriffen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter.

Wenn der Dichter um des Festgangen seiner Handlung willen eine Aeußerung ihres mütterlichen Gefühls nöthig hat, dann kann weder sie zärtlich genug noch der Leser oder Zuschauer tief genug Eindruck ihres todtsolig geistlosen fanatischen Gerede dem so leicht los werde, als der Dichter dies überseben zu haben schient.

Im Gegensatze zu seiner Mutter sehen wir Luigi, den sanften, liebreichen, Einnacht sistenden Luigi, der immer so fromm und christlich duldsam spricht, ganz unerklärlicher Weise einen Anfall von unbändiger Heftigkeit bekommen, und es sagt seinen Bruder, den er eben erst zu sich beruhen, den er mit so freudiger Rührung in die Arme geschlossen hat, kurzweg aus dem Hause.

An dem Charakterbilder Paolo's, des ergeimunten Katholiken, der seinen Bruder umbringt, um ihn von ewiger Verdammniß zu retten, wären wohl noch ganz andrer Dichter als Herr Delavigne gescheitert. Welche Mittel kann man soll der Dichter diesen Menschen in den Mund legen, wie soll er ihn auftreten und sich bewegen lassen, damit der Zuschauer den furchtbaren Gedanken ahne, mit dem er sich trägt? Auch hier hilft sich Hr. Delavigne auf gewohnte Manier; wie er sich bei Luigi gedacht hat: der soll seinen Bruder fortjagen, so denkt er sich denn Paolo: der soll seinen Bruder umbringen, und siehe da, Beide gehorchen ihrem Schöpfer aufs Wort. Nach andrem Mitteln ihrer Handlung sieht man sich vergeblich um. Prüft man diesen Paolo recht genau und läßt man sich durch die hergebrachten ebleterischen Ausbrüche des Fanatismus und durch das abschreckender Gesicht, welches der Schauspieler etwa dazu macht, in seinem Urtheil nicht irren, so findet man keinen Fanatiker an ihm, sondern einen blöden Dummkopf. Er glaubt als Katholik, daß sein Bruder ewig verdammt ist, wenn er von der heiligen Römischen Kirche abtrünnig wird, und aus dieser Verdammniß will er ihn retten; kann nun ihm aber auch als frommen Katholiken am Herzen liegen, daß sein Bruder, im Herzen schon zu Luthers Lehre bekehrt, schon halb von Zweifeln der Ketzerei umflicht, nicht unbußfertig sterbe. So sehen wir denn einen überspannten Katholiken, der keines wegs überlegt und empfindet, wie ein Katholik sollte.

Aber Wahrheit ist es bei Herrn Delavigne an einem ersten, sehr geringen Erfordernisse gefehlt, nämlich an eigentlicher Kenntniß von dem Gegenstande, den er künstlerisch behandeln wollte. Man weeft gar wohl an der Art und Weise, wie er von Lutheranern und Katholiken spricht, daß er nicht recht weiß, was es mit Beidem zu bedeuten hat, und daß er sich um Wahrheit in der Auffassung seines Gegenstandes von der katholischen wie protestantischen Seite nicht sonderlich bekümmert hat. Das Thema schien ihm bequem, und so hat er sichs in so möglichem Geschmindigkeit zu Nutze gemacht; und worum schien es ihm brauchbar? weil ein ganz neuer Hebel zur Erregung des Interesse's, worauf noch keiner seiner Nebendnhler verfallen war, eine ganz neue dramatische Kollision, eine ganz eigenthümliche neue Decoration dabei angebracht werden konnte, wenn er sich nur einigermaßen zurechtfinden verstand; so hat die Bibel auf die Bühne gebracht, ohne sich um Treffliches Rücksicht zu nehmen. Wir hoffen, diese schöne Neuerung richtet sich von der moralischen Seite selbst, und wir können uns der Wehe überreden, auf ihrer ganze Erklärmlichkeit hinzudeuten. Zugleich aber gewinnen wir daran einen Maßstab, wie unwahr und wir hohl es mit dieser ganzen neuen Tragödie beschaffen ist. Und vollends in wie abgeschmackter Weise der neue Delavigne die Bibel benutzt hat! Einer Stelle aus der Lutherschen Bibel, aus dem Buche, welches Paolo vorabschenen muß, wird ihm von seiner lutherischen Mutter hergelegt, und dadurch erkennt er, der Katholik, die Stimme Gottes! Wie lerflich hat jener Dichter jene Menschen und Zeiten gefannt!

Fräulein hat man Herrn Delavigne den Vorwurf gemacht, er ergehe sich zu sehr in Tiraden, und diesen Tadel ist er diese Mal sicher. Einen düreeen, abgebrochenen, lurzathmigeren Dialog, als er in dieser armen Tragödie gefübrt wird, kann man sich kaum denken. Es ist eine Pein mit diesen fragmentarischen, ellipsischen Sätzen, mit dieser Unzahl von einsilbigen Wörtern, die auf jede Seite wie Schildwachenposten stanzieren, und von denen jedes sich recht präsaant aufstellt, als hätte es Wunder wie viel zu sagen. Dieß Drl. Dialoge ist um so lästiger für das Auge, für das Ohr und für das Verständniß. Bekanntlich ist in Racine's Jphigenia ein merkwürdiges und schönes Beispiel von solchem zerrissenen Dialog zu finden; aber dort ist er auch wohl an seiner Stelle. Auf die einfach Fürsichen, hersorgten, herzzerreißenden Fragen seiner Tochter vermag Agamemnon nicht anders zu antworten, als mit abgebrochenen Worten. Und wie hier man aus jedem Wort in diesen Fragen, kaum verständlichen Erwiderungen, worüber das Kind sich ängstigt, genau mitfühlt, so auch aus dem abgebrochenen Schmerz des Vaters heraus! Wie fühlt sich der Zuhörer lief von Mitleid ergriffen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter.

Wenn der Dichter um des Festgangen seiner Handlung willen eine Aeußerung ihres mütterlichen Gefühls nöthig hat, dann kann weder sie zärtlich genug noch der Leser oder Zuschauer tief genug Eindruck ihres todtsolig geistlosen fanatischen Gerede dem so leicht los werde, als der Dichter dies überseben zu haben schient.

Im Gegensatze zu seiner Mutter sehen wir Luigi, den sanften, liebreichen, Einnacht sistenden Luigi, der immer so fromm und christlich duldsam spricht, ganz unerklärlicher Weise einen Anfall von unbändiger Heftigkeit bekommen, und es sagt seinen Bruder, den er eben erst zu sich beruhen, den er mit so freudiger Rührung in die Arme geschlossen hat, kurzweg aus dem Hause.

An dem Charakterbilder Paolo's, des ergeimunten Katholiken, der seinen Bruder umbringt, um ihn von ewiger Verdammniß zu retten, wären wohl noch ganz andrer Dichter als Herr Delavigne gescheitert. Welche Mittel kann man soll der Dichter diesen Menschen in den Mund legen, wie soll er ihn auftreten und sich bewegen lassen, damit der Zuschauer den furchtbaren Gedanken ahne, mit dem er sich trägt? Auch hier hilft sich Hr. Delavigne auf gewohnte Manier; wie er sich bei Luigi gedacht hat: der soll seinen Bruder fortjagen, so denkt er sich denn Paolo: der soll seinen Bruder umbringen, und siehe da, Beide gehorchen ihrem Schöpfer aufs Wort. Nach andrem Mitteln ihrer Handlung sieht man sich vergeblich um. Prüft man diesen Paolo recht genau und läßt man sich durch die hergebrachten ebleterischen Ausbrüche des Fanatismus und durch das abschreckender Gesicht, welches der Schauspieler etwa dazu macht, in seinem Urtheil nicht irren, so findet man keinen Fanatiker an ihm, sondern einen blöden Dummkopf. Er glaubt als Katholik, daß sein Bruder ewig verdammt ist, wenn er von der heiligen Römischen Kirche abtrünnig wird, und aus dieser Verdammniß will er ihn retten; kann nun ihm aber auch als frommen Katholiken am Herzen liegen, daß sein Bruder, im Herzen schon zu Luthers Lehre bekehrt, schon halb von Zweifeln der Ketzerei umflicht, nicht unbußfertig sterbe. So sehen wir denn einen überspannten Katholiken, der keines wegs überlegt und empfindet, wie ein Katholik sollte.

Aber Wahrheit ist es bei Herrn Delavigne an einem ersten, sehr geringen Erfordernisse gefehlt, nämlich an eigentlicher Kenntniß von dem Gegenstande, den er künstlerisch behandeln wollte. Man weeft gar wohl an der Art und Weise, wie er von Lutheranern und Katholiken spricht, daß er nicht recht weiß, was es mit Beidem zu bedeuten hat, und daß er sich um Wahrheit in der Auffassung seines Gegenstandes von der katholischen wie protestantischen Seite nicht sonderlich bekümmert hat. Das Thema schien ihm bequem, und so hat er sichs in so möglichem Geschmindigkeit zu Nutze gemacht; und worum schien es ihm brauchbar? weil ein ganz neuer Hebel zur Erregung des Interesse's, worauf noch keiner seiner Nebendnhler verfallen war, eine ganz neue dramatische Kollision, eine ganz eigenthümliche neue Decoration dabei angebracht werden konnte, wenn er sich nur einigermaßen zurechtfinden verstand; so hat die Bibel auf die Bühne gebracht, ohne sich um Treffliches Rücksicht zu nehmen. Wir hoffen, diese schöne Neuerung richtet sich von der moralischen Seite selbst, und wir können uns der Wehe überreden, auf ihrer ganze Erklärmlichkeit hinzudeuten. Zugleich aber gewinnen wir daran einen Maßstab, wie unwahr und wir hohl es mit dieser ganzen neuen Tragödie beschaffen ist. Und vollends in wie abgeschmackter Weise der neue Delavigne die Bibel benutzt hat! Einer Stelle aus der Lutherschen Bibel, aus dem Buche, welches Paolo vorabschenen muß, wird ihm von seiner lutherischen Mutter hergelegt, und dadurch erkennt er, der Katholik, die Stimme Gottes! Wie lerflich hat jener Dichter jene Menschen und Zeiten gefannt!

Fräulein hat man Herrn Delavigne den Vorwurf gemacht, er ergehe sich zu sehr in Tiraden, und diesen Tadel ist er diese Mal sicher. Einen düreeen, abgebrochenen, lurzathmigeren Dialog, als er in dieser armen Tragödie gefübrt wird, kann man sich kaum denken. Es ist eine Pein mit diesen fragmentarischen, ellipsischen Sätzen, mit dieser Unzahl von einsilbigen Wörtern, die auf jede Seite wie Schildwachenposten stanzieren, und von denen jedes sich recht präsaant aufstellt, als hätte es Wunder wie viel zu sagen. Dieß Drl. Dialoge ist um so lästiger für das Auge, für das Ohr und für das Verständniß. Bekanntlich ist in Racine's Jphigenia ein merkwürdiges und schönes Beispiel von solchem zerrissenen Dialog zu finden; aber dort ist er auch wohl an seiner Stelle. Auf die einfach Fürsichen, hersorgten, herzzerreißenden Fragen seiner Tochter vermag Agamemnon nicht anders zu antworten, als mit abgebrochenen Worten. Und wie hier man aus jedem Wort in diesen Fragen, kaum verständlichen Erwiderungen, worüber das Kind sich ängstigt, genau mitfühlt, so auch aus dem abgebrochenen Schmerz des Vaters heraus! Wie fühlt sich der Zuhörer lief von Mitleid ergriffen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter. Die ganze Scene ist unübertrefflich, jedes Wort so schlicht, so einfach und doch zum Mittleid ergreifen um den Vater und die Tochter.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Abonnentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Montag den 5. September 1836.

Italien.

Ein noch ungedruckter Brief Leopold Robert's.

Herr Henry Berthoud, theilt in Pariser Blättern zur näheren Kenntniß des verstorbenen Künstlers und um einige neue Aufschlüsse über sein räthselhaftes Ende zu geben, einige Bemerkungen mit, denen er folgendes Schreiben, das Robert vor sechs Jahren an seinen Freund Marrette aus Rom gerichtet hat, voranschickt:

„Rom, 24. Juni 1830.

„Ihr letzter Brief, mein Herr, hat mir auch einen sehr lebhaften Eindruck gemacht, weil er mich dagegen lehrte, daß man auch glücklich seyn könne. Aber was für ein Mann sind Sie! Welche Gesinnungen! Und wenn Sie glücklich sind, wer kann es verdienen, gleich Ihnen? Ich kann Ihnen nicht oft genug sagen, welche Freude mir jeder Nachricht von Ihnen, mein Herr, verursacht; alles, was in Ihren mir so theuren, so sorgfältig stets aufbewahrten Briefen enthalten ist, thut mir wohl, Alles; kein Wort ist für mich unfreundlich geschrieben; Ihre Rathschläge finden stets bei mir Eingang; ich betrachte sie als die irrthumsfreien. Ihre Gedanken über die Ehe sind die meinen; wer weiß aber, ob ich jemals in mir einen Beweggrund finden werde, mich nach dem zu richten, was Sie mir zu thun rathen. Ich habe mein jetziges Alter weder mit ganz reinem Herzen, noch ohne alle Hoffnung auf künftiges Glück erreicht; aber durch die seltsamsten Combinationen sind diese Hoffnungen immer zerstört worden, und nur der Schmerz ist mir geblieben. Er wütete mir auch peinlicher seyn, wenn ich nicht fühlte, daß ich als unverheiratheter Mann in innigerem Verkehre mit meiner Familie, an die ich Bande der Gefenntlichkeit mich fesselnd wähnte, als wenn ich eine Frau hätte. Ich werde niemals eine Römerin oder irgend eine Frau, die sich nicht zu meiner Religion bekennt, heirathen, und Ihre Meinung scheint mir auch in dieser Hinsicht vollkommen richtig. Ich bin reformirt und, wie ich gern glauben mag, religiös; nicht in jenem beschränkten Sinne, der in der Welt schon so viel Uebles angerichtet hat; aber es scheint mir, daß der Lehren jeden Glaubens zum Glücke des Menschen beitragen können, weil sie alle dahin streben, die Leidenschaften, die, wenn man ihnen freien Lauf läßt, oft so unglücklich machen, zu unterdrücken, wenn uns ein Gerechtigkeitsgefühl für unsere Nebenmenschen angeboren ist. Ein egoistischer Mensch kann sich vielleicht allen seinen Neigungen hingeben, ohne dabei zu leiden; denn da er sich nur mit sich beschäftigt, empfindet er keinen Schmerz über das Unglück Anderer; so wenigstens erklare ich mir die Ruhe, die Selbstzufriedenheit sogar, die ich an manchen Individuen, welche, wie es mir schien, eben nicht Grund dazu hatten, wahrgenommen habe.

Jetzt betrachtet die Welt mich seiner Acht; Jeder findet seine Berechnungen, seine Freuden in ihr; der Eine genießt die Gegenwart, der Andere traut an die Zukunft, und so streben Alle, wenn auch auf verschiedenen Wegen, immer nach demselben Ziele, nämlich nach dem, ihre Existenz mit so vielen Freuden und so wenigem Kummer wie möglich in physischer und moralischer Hinsicht zu verbringen. Wer hat Recht? Wer denkt richtiger? Schon seit langer Zeit kann man über diesen Punkt nicht einig werden. Und wenn kommt ich dahin, wie Ihnen, mein Herr, von mir selbst zu sprechen; ich will Ihnen mein ganzes Leben darlegen, und dann urtheilen Sie, ob ich ein anderes Glück suchen konnte, als das, welches mir die jetzt alle meine Handlungen vorschrieb. Ich spreche nicht von einem Umstande, der mich fast vom rechten Wege abwendete machte, weil dabei das Blendwerk eines übergroßen Glückes mein Gehirn verwirrte; es ist dies eine lange Geschichte, die ich Ihnen hier nicht erzählen will.

Obgleich ich keine sehr sorgfältige Erziehung genoß, hat meine Familie, trotz ihren sehr bedeutenden Vermögens, doch Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um mir einigen Unterricht zu verschaffen, um so mehr, da ich das jede zu wünschen schien; ich muß hinzusügen, daß ich gewiß mehr gelernt hätte, wenn der Schauplatz meiner ersten Jugend nicht ein Dorf im Jura-Gebirge gewesen wäre; aber wenn wir auch in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig ließen, so mangelte mir doch wieder von der anderen Seite ein ausschließeres Gut zu Theil: das Beispiel der seltensten Tugenden in meiner Familie, das der zarteste, natürlichsten Gefühle, der ehrsten Gesinnungen in meiner Mutter vor mir zu stehen. Als ich das Alter erreicht hatte, in dem man sich einem Geschäfte widmen muß, trat ich in den Handelsstand; aber für diese Laufbahn war ich nicht geschaffen. Nachdem ich einige Zeit außer meinem Familieninteresse gelebt und vielen Verdruß gehabt hatte, kehrte ich dahin zurück, um mehrere schlechte Kupferstiche abzuzeichnen. Die Präcision, mit der ich sie kopirte und ausführte, stößte meinen Verwandten und auch mir endlich den Glauben ein, daß ich Talent habe. Ein bekannterer Umstand bestimmte meine Aeltern, mich nach Paris zu schicken; sie glaubten, daß ein mehrjähriger Aufenthalt in dieser Hauptstadt hinreichend seyn würde, mir eine unabhängige Lage zu verschaffen, und mein Vater bereitete sich zu den für meinen Unterhalt dort nöthigen Ausgaben vor. Ach! ich wußte damals noch nicht, wie langer Zeit man bedürfe, ehe die Künste aus eine sichere Existenz gewähren; aber ich will noch ein Wort über den Umstand sagen, der meine Adresse bestimmte. Meine Aeltern, die alle ihre Kinder vor dem Schmerze eines zu langen Alleinlebens zu bewahren suchten, trennten sich nie von ihnen, wenn sie gewiß waren, sie der Leitung und Obhut erfahrener Personen zu übergeben; so machten sie es auch mit mir.

Ich weiß nicht, ob der Name Girardet's, eines ausgezeichneten Kupferstechers, Ihnen unter den Künstlern bekannt ist. Dieser hatte einen Bruder, der ebenfalls Kupferstecher und zu der Zeit, wo der ich spreche, aus Paris gekommen war, um die Tochter eines protestantischen Geistlichen aus einem Dorfe in der Nähe von La Chaux-de-Fonds, wo meine Familie noch wohnt, zu heirathen und dann mit ihr nach der Hauptstadt zurückzukehren. Man gab ihn mir als Lehrer und Aufseher, und bei ihm verbrachte ich die ersten Jahre meines Aufenthalts in Paris. So war ich nun gewöhnigt, denselben Sonntag zu ergreifen, und ich wurde Kupferstecher, freilich ein wenig gegen meinen Willen; denn ich hatte den Unterschied zwischen dem Kupferstechen und der Malerei schon damals kennen gelernt. Obgleich ich meinen Lehrer immer als einen vollkommen redlichen Mann betrachtete, sah ich doch sehr bald ein, daß sein Talent nicht hinreichend wäre, mir die Hoffnung auf glücklichen Erfolg zu gewähren, und das brachte mich auf den Gedanken, zwei Jahre noch bei ihm zu gebrau, doch in das Atelier eines Meisters zu treten, um dort zeichnen zu lernen; ich wählte das des Herrn David und wünschte mir noch heute Glück zu meiner Wahl. Meine große Jugend, mit einigen Anlagen verbunden, war wohl der Grund, daß ich von dem Vorsteher unseres Schule bemerkt wurde. Indessen waren meine Aeltern über das Resultat meiner Studien unruhig, denn sie hatten ja noch mehr Kinder, die mich mit Recht hätten vergessen lassen können. Meine Mutter machte eine Reise nach Paris, um sich mit ihren eigenen Augen von den Erwartungen, die sie hegen konnten, zu überzeugen; sie sprach mit Herrn David; er gab ihr Hoffnung, und sie verließ mich mit dem Glauben an einen glücklichen Erfolg meines Bemühens. Mein Zweck war die Preisfaun in Rom; bei der ersten Bewerbung erhielt ich den zweiten Preis; zwei Jahre darauf bildete ich mir ein, daß der erste nun folgen müsse, und stellte mich aufs neue zur Konkurrenz; aber politische Umstände zerstörmerten, wie Sie schon wissen, alle meine Hoffnungen, und mit blutenden Herzen lebte ich in den Schoß meiner Familie, der ich, ihren Bewegungs-Umständen nach, viel zu verderblicher Ausgaben verursacht hatte, zurück. Indessen wurde ich nicht allein von Vater und Mutter, auch von meinen Geschwistern mit allen Beweisen der zärtlichsten Anhänglichkeit empfangen. (Es ist wahr, daß ich keine Vorwürfe verdiente; denn wenn ich auch das Schicksal anklagen mußte, war mein Betragen doch gewiß immer der Art gewesen, wie mit der Liebe meiner Aeltern auch die allgemeine Achtung zu erhalten.)

Die Ruhe, die Zufriedenheit, die ich damals für diese Zeichen so inniger Zuneigung empfand, hat unendlich viel auf mein Leben gewirkt; sie war die große Triebfeder aller meiner Handlungen; so wie ich es mir nicht verbergen kann, daß die Ereignisse, die mehrere Jahre darauf so manches Unglück in meine Familie führten, eine Folge der vielen Opfer waren, die mir gebracht wurden. — Als ich mich in Herrn David's Atelier arbeitete, hatte dieser mich oft aufgefordert, auch einige bestimmten Zweck zu malen, und jetzt konnte ich mir zu diesem Rathe Glück wünschen, denn ich befolgte ihn und beschäftigte mich auf ziemlich einträgliche Art während meines Aufenthalts in der Schweiz. In Neuchatel machte ich mehrere angenehme Bekanntschaften, unter anderen auch die eines Kunstliebhabers, Herrn von Roulet, der mehrere Jahre mit seiner Familie in Italien gelebt hatte, und der, um Rom für sich zu interessiren, mir Vorschläge zu bitten, mich aufforderte, mich mit ihm zu vereinigen, daß ich gewiß in wenigen Jahren mich zu den Malern zählen werde, die sich einer sorgenfreien und ruhmvollen Existenz erfreuen. Das erforderte aber wieder neue Ausgaben, und ich wäre lieber Bauer geworden, ehe ich meine Familie damit belästigt hätte. Herr von Roulet wurde von meiner Lage unterrichtet und machte mir einen sehr uneigennützigen Vorschlag: er erbot sich, mich auf 3 Jahre mit den Mitteln zum Studium und zur Reise zu versehen, und verlangte nur, daß ich ihm, sobald ich könne, meine Schuld abtrage. Sie können wohl denken, daß ich mit Freude und Erkenntlichkeit darein

Digitized by Google

willigte, und ich reiste nach Rom mit dem Gedanken, da zu siegen oder zu sterben. Ich hatte das Glück, dort viele Freunde zu finden, und bald hatten die Kabbalschläge und das Talent mehrerer derselben es bewirkt, daß ich die Kupferstecherkunst verlieβ und mich von nun an der Malerei widmete. Meine Constitution mußte sehr kräftig sein, um so der angestrengtesten, ich möchte sagen, der unbesonnensten Arbeit und dem Schmerze und Kummer, die mir traurige Nachrichten aus meiner Familie und neue verursachten, zu widerstehen; endlich, Dank sey es dem großen Weltregierer! endlich am Ende des dritten Jahres, nach manchen langen an Sorge und Arbeit meines Bewührens, schwebt ich Hoffnung; ich hatte zwölf Gemälde vollendet, die mir die lobpreisende der Künstler Roms erwarben, und die, ihrer Originalität wegen, gestellen. Das Römische Gouvernement gab mir die Erlaubniß, ein zum Arbeiten geeignetes Lokal in einem Orte zu beziehen, wo man mehr als 200 Bergbewohner, Männer, Frauen und Kinder, in dem fremdartigsten nie hier gesehenen Kostüm, die alle Verwandte der Künder aus den Gebirgen waren, zusammengezogen hatte. Ich verbrachte dort einige Monate, und nachdem ich mehrere Gemälde vollendet, kaufte ich alle Kostüme, um weiter neue beginnen zu können; niemals hatte ich jedoch die Geschicklichkeit, mich den Kunstliebhabern, die in großer Anzahl nach Rom kommen, vorzustellen, und meine Schüchternheit war damals so groß, daß sie mir manchen Schaden zufügte. Dessenungeachtet fühlete mich ein Künstler eines Tages von Odessen von La Marre, der in Rom wohnte, zu: meine Gemälde gefielen ihm; er bestellte mich seinen Freunden und Bekannten vor, und der erste Erfolg brachte mir keine Lauheit. Es war auch die höchste Zeit, daß es so kam; denn schon hatte ich Herrn von Beaulet bitten müssen, mich für den nächsten Winter noch zu unterstützen; während dieser Epoche lächelte mir endlich das Glück, und nach mehreren Monaten fand ich mich in eine Lage versetzt, die mir erlaubte, meine Aeltern aufzufordern, mir meinen jüngeren Bruder zu schicken. Dieser hatte sich schon eine Zeit lang mit der Bildnißmalerei beschäftigt; aber ich sah wohl voraus, daß diese Kunst ihm keine sichere Existenz gewähren könne, und erinnerte mich auch, daß er schon früher Anlagen zum Zeichnen gezeigt hatte. Und konnte es wohl widerstehen, da er mein innes Glück sah? Ich war eine ziemlich bedeutende Summe meiner Familie, eine andere Herrn von Beulet schuldig; ich hatte keine Ruhe, bis ich ihnen Alles bezahlt, und mehrere Gründe machten mich eine Menge von kleinen Gemälden, die mir die Mittel dazu erleichtern, weil sich sie schneller verkaufte, als größere, für welche ich vielleicht mehr erhalten hätte. Aber schon wieder hatte ich eine andere Sorge; den Zweifel, ob mein Bruder einen glücklichen Erfolg seines Fleißes haben werde; ich fürchtete mich, ihn gleich zu der Malerei im großen Style zu bestimmen, weil ihm nur die eminentesten Talente Hülfsquellen eröffnet, und hatte die Idee, ihn mit einer Anwendung von Zeichnungen meiner Gemälde anfangen zu lassen. Diese Arbeit interessirte ihn außerordentlich, weil er glaubte, daß es für uns Beide vortheilhaft seyn würde, sie in Kupfer stechen zu lassen; aber er verlor deshalb doch sein Ziel nicht aus den Augen und studirte fleißig, um bald zu Gemälden schreiten zu können. Seine ersten Versuche stellten das Innere der Gebäude vor; ich glaubte, daß dieser Weg der richtige sey, um zulässlich wenn man nach der Natur malt; man kann das, was man sieht, kopiren, und braucht sich nicht mit der Fadenwahl und Lichtwirkung zu quälen. Meiner Meinung und meinem Gefühle nach, arbeitet ein junger Künstler dann mit mehr Vergnügen und größerem Erfolge, als wenn er gleich alle Kraft seiner Phantasie ausstrengt und doch nichts zu Stande bringt, weil es ihm an den Mitteln zur Ausführung seiner kühnen Pläne fehlt.

Nun, ich kann mir Glück wünschen; denn seine Laufbahn ist eröffnet; nur noch eins mangelt ihm: es selbst zu sehn. Ich glaube, daß eine Reise und eine kurze Zeit der Trennung von mir ihm wohlthun würden, denn ich übe zu viel Einfluß auf ihn aus. Aber ich urtheile den Fehler meines ersten Briefwechsels mit ihm vielleicht zu streng; nach der Ankunft meines Bruders konnte ich alle meine Schriften befragen; doch sie mich hatte ich wenig zurückbehalten, und so konnte ich also nicht daran denken, mich zu verheirathen, um so mehr, da ich in dieser Hinsicht ganz positive Ideen habe und von jeher nichts mehr gefürchtet habe, als eine Frau und Kinder in eine dürftige Lage zu versetzen. Auch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, aus eigennützigen Gründen zu heirathen; das wird Ihnen vielleicht die wahre Ursach meines jetzigen Zustandes erklären. Glauben Sie ja nicht, ich binte Sie, daß ich ganz gefühllos und den Männern ähnlich sey, welche die Ehe fürchten, weil sie in ihr nur ein fesselndes Band sehen, das sie verbindert, sich ihrem freien, wenig geregelten Leben zu überlassen; ganz lieber ich die Ordnung und Ruhe zu sehr, und immer habe ich eine passende Verbindung als das problematische Glück, das man finden könne, betrachtet. Wenn es mir schmerzlich ist, es entbehren zu müssen, so bieten sich mir wieder mannigfaltige Entschädigungen dafür; die Freude, meiner Familie immer nur gute Nachrichten mittheilen zu können; das Bewußtseyn, jeder Mitglied derselben dadurch glücklich zu machen, hat mir die bis jetzt immer unendliche Vergnügen gewährt. Meine arme Mutter, die ihre Kinder so innig liebt, hat mir die Freude gemacht, mich auf einige Zeit in Rom zu besuchen. Wenn sie mich nicht besucht hätte, um wie viel schmerzlicher wäre es mir gewesen, die lange Zeit der Trennung zu verleben. Die Malerei beschäftigt mich auch vorzüglich, jetzt fast ganz ausschließlich; es scheint mir, daß ich in mir ein Talent habe, welches ich gern auf's Beste bestätigen möchte, und so betrachte ich die Zukunft mit ziemlich ruhigen Blicken. Wenn Verbindungen und Ehrenbezeigungen sogar mir jetzt geboten würden, so würde ich sie mit Vergnügen annehmen, aber ich kann wohl sagen, daß ich mich nie quälen würde, sie zu erlangen. Ein ruhiges, sanft dahinfließendes Leben scheint mir allen stürmischen Bewegungen eines erhitzigen Gemüths vorzuziehen, und je weiter ich vorwärts schreite, je mehr finde ich, daß dies Ruhe in unendlichen Langeweile, Leidenschaft und Unzufriedenheit begleitet war, mir jetzt zur Gewohnheit wird.

Aber verzeihen Sie, mein lieber Herr, daß ich Sie bis jetzt nur von mir und von dem, was mich betrifft, unterhielt; ich habe mich hinreißen lassen, denn ich weiß wohle Ihnen nur ganz kurz sagen, warum ich mir noch keine Gattin gewählt, und um Ihnen das zu erklären, glaubte ich Ihnen alle meine Gründe darlegen zu müssen. So habe ich denn mein ganzes Leben, das in Wahrheit höchst unbedeutend ist und nur für diejenigen, die mir mit so vieler Liebe entgegenkommen, Interesse haben kann, vor Ihren Blicken entfaltet. Wohl Ihnen, wenn Sie mit einer guten Dosis Geduld durchsehen sind, ich habe das Maaß eines vernünftigen Briefes überschritten, und vielleicht, hätte ich Ihnen noch mehr geschrieben, wenn nicht schon 4 große Seiten bedeckt wären und der Raum des Papieres es gebannt; so glücklich fühle ich mich, wenn ich mit Ihnen mich unterhalten kann.

Leopold Robert."

„Sein der Epoche", fährt Herr Bethond fort, „in der Leopold Robert diesen Brief geschrieben hatte, mochte die von Unzufriedenheit und Ueberdruß begleitete Traurigkeit, den er so sprach, von Tage zu Tage, trotz aller Anstrengungen seines Bruders Anrel, sie zu bekämpfen. Diese Traurigkeit schien auch von einem heftigen Kopfschmerz hervorzurufen, der den armen Künstler fast niemals verließ und ihm oft die Hand an seine brennende Stirn führte. Er selbst fühlte die Gefahr, in die eine solche Melancholie ihn stürzen konnte, und beschloß, sie auf alle mögliche Weise zu bekämpfen. Er ließ also seine Mutter und seine Schwester nach Italien kommen; denn er begriff wohl, daß die Zärtlichkeit dieser beiden geliebten Frauen, ihre sanfte und anedauernde Nachsicht mit ihm ihn wiederherstellen würden, wenn sein Uebel nicht unheilbar war. Sie kamen an; und wie groß Leopold's Freude war, diese beiden geliebten Wesen, denen das Schicksal schon so mannigfaltige Enttäuschungen aufgelegt hatte, bei sich zu sehen, bei den allen Mitteln des Wohlstandes zu umgeben, kann man sich wohl vorstellen. Er, so ernst und melancholisch sanft, wurde naiv und munter für seine Mutter, für seine gute, geliebte Mutter, zu der er mit Verehrung und kindlichem Gehorsam emporblickte. Aber nach einem Jahre mußte er sich von ihr trennen, denn das Klima Roms wurde für Madame Robert's schwankende Gesundheit schädlich. Leopold litt unendlich durch diese Trennung; sobald er konnte, reiste er daher nach der Schweiz ab und kam bei seiner Mutter an, ohne sie auf diese Reise vorbereitet zu haben. — Krank und von den Aerzten aufgegeben, wie sie war, erschütterte sie eine so heftige Gemüthsbewegung, als sie den geliebten Sohn in ihre Arme schloß, daß eine unglückliche Krisis darauf erfolgte, und in sechs Tagen umfaßte Leopold nur den Leichnam seiner geliebten Mutter.

Die Verzweiflung im Herzen, kehrte der unglückliche Künstler nach Italien zurück und beschäftigte sich, den Tod seiner Mutter durch eine traurige Unvorsichtigkeit verursacht zu haben. Umsonst stellte man ihm vor, daß schon lange Zeit vor seiner Ankunft in der Schweiz die Aerzte alle Hoffnung, das Leben der Mutter zu erhalten, aufgegeben hatten; dieser Gedanke blieb nicht auf, an seinem Herzen zu nagen und seine grenzenlose Traurigkeit von Tage zu Tage zu vermehren.

Im Jahre 1832 verließ er Florenz, das er bis jetzt bewohnt hatte, um nach Venedig zu gehen, wo er sein Gemälde „die Fischer" anfing. Es stellte damals Venetianer vor, die ihre Netze in der Mitte der Karnevals-Festlichkeiten zurecht machten. Er arbeitete langsam an diesem Bilder, dessen köstliche Partien selbst in seinem Gemüthszustande kontrastirten, und die er nur entworfen zu haben schien, um gegen sich selbst zu kämpfen und seine Gedanken von ihrer gewöhnlichen Richtung abzuziehen. — Aber nach und nach gewann seine Melancholie wieder die Oberhand, die Karnevals-Scenen wurden abgeriehen, und anderer, die mehr im Einklang mit den finsteren Ideen des Künstlers standen, bedeckten die offenen Stellen. Das dauerte beinahe drei Jahre, und während dieser Zeit durfte Niemand, außer seinem Bruder Anrel, Leopold's Atelier betreten. Dieses Atelier war im Palaste Pisani und bestand aus 3 großen Zimmern, von denen der Künstler das entlegenste bewohnte. So groß war seine Abneigung, Neugierige in sein einsames Asyl dringen zu sehen, daß er alle Einladungen, mit denen er von den Fürsten und berühmtesten Bewohnern Venedig's überhäuft wurde, ablehnte. Wenn ich sie annehme, sagte er oft, welchen Grund kann ich Ihnen dann angeben, nicht auch Ihren Besuch zu empfangen? Meine Einsamkeit ist mir lieber.

Inzwischen konnte eine solche Lebensart Leopold's Spleen nur noch vermehren, keinesweges aber beruhigen. Sein Kopfschmerz, der bei seinen Reisen und seinem Mangel an Erholung immer andauernder wurde, nahm bei seinem ruhelosesten Charakter an und störte den unglücklichen Leopold, der stets so bereit war, sich selbst zu quälen, eine entsetzliche Furcht ein, — die vor der Todtheit! Der Todtheit! Er, der so umringt von Ruhm war, er soll, zu dieser tetzten Stufe aller menschlichen Entwürdigung verdammt! Diese fixe Idee, verbunden mit so vielen wirklichen und eingebildeten Schmerzen, die Leopold's aufgeregte Phantasie quälten, machten ihn vollkommen irrsinnig. Einen Augenblick gab er seinem Bruder mehrere Aufträge, die ihn auf den ganzen Tag vom Hause entfernten, und als Anrel am Abend zurückkam, hatte der unglückliche Leopold aufgehört, zu leiden!

Diese Berichte sind wahr und genau, ich habe sie von Anrel selbst. Sie widersprechen dem ganzen übrigen Laufen Gedüdte, das von einigen Personen mit so vieler Sicherheit aufgestellt wurde; die guten Leute haben nicht begriffen, daß das Genie, dieß erhabene Uebel, allein hinreichend war, den Tod unseres berühmtesten Malers zu verursachen!"

Bibliographie.

Teatro comico moderno. — Eine Sammlung aus den besten neueren Autoren; von L. Sforzosi. Paris. 4 Fr.

Teatro di Cesare Servadio. — Historische Dramen. Paris.

L'Italiano. — Ein literarisches Blatt in vierteljährlichen Heften; jedes Heft 8 Fr. Paris.

Digitized by Google

Frankreich.

Hymen und der Finth.

Von Alphonse Karr.

Das Gerücht, das die aufgerissenen und wieder zugewehten Thüren vernehmen, war noch nicht nach verstummt; auch das Wagengrassel verhallte in der Nacht. In einem großen, von vielen die zur Hälfte herabgebrannten Wachskerzen erhellten Saal saßen zwei Personen vor dem bald verglimmenden Kohlenfeuer des Kamins: eine Frau von ungefähr dreißig Jahren und ein junger Mann, der einige Jahre weniger zu zählen schien.

„Es ist ein altes Klagelied, das ich während meines Lebens schon oft genug zu wiederholen Gelegenheit fand", sagte die Baronin.

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß die Klage nicht gegen mich gerichtet ist."

„Nein, Raoul; ich beklage mich nur über die Leute, die nun um zwei Uhr Morgens von einem Balle weggehen, die ganze Gesellschaft stören und zum Aufbruch veranlassen. Was gewinnt man, wenn man um zwei Uhr den Ball verläßt? Ein paar kurze Nachtstunden, die man in einem Bette zubringt, in dem man sich umherwälzt, ohne schlafen zu können, und nur an das Vergnügen denkend, das man sich selbst entzogen hat. Ich bin überzeugt, es wird mehrere Stunden dauern, ehe ich einschlafe. Geben Sie noch nicht weg, mein Freund; meine Kinder sind ermüdet, ich habe ihnen erlaubt, recht spät aufzustehen. Wissen Sie mir keine Geschichte zu erzählen? oder besser, beantworten Sie mir eine Frage, die sich mir unwillkürlich aufdrängte, als ich vorhin sah, mit welcher Aufmerksamkeit Sie die verschiedenen Figuren musterten, die noch vor einer Viertelstunde hier waren. Welche von allen Frauen, die Sie während Ihrer Letzzeit sahen, erschien Ihnen am schönsten?"

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie mitzählen darf, meine Gnädige?"

„Lassen Sie mich immer aus dem Spiel." — „Nun denn, es ist eine Frau, die ich nie gesehen habe." — „Also eine fremdländische Thorheit." — „Nicht so fremd, als Sie zu glauben scheinen. Ich rekonstruire die Schönheit nicht aus den mathematischen Verhältnissen des Gesichts und der Taille, sondern aus dem Effekt, den sie im Allgemeinen hervorbringt. Und von der Frau, die mir die bestimmte und zugleich poetischste Leidenschaft eingeflößt hat, habe ich kaum die Fußspitzen gesehen." — „Darf ich nicht die Dame im blauen Kleide abrechnen, die ich vorhin für Sie zum Tanz aufforderte?" — „War es jene, deren Schönheit Sie mir so sehr rühmten?" — „Dieselbe." — „Ich habe sie nicht gesehen. Als ich mich der Gruppe von Tänzern nahte, um mich ihr vorzustellen, ging sie in einen anderen Saal und reichte ihre Hand einem glücklicheren Mann." — „Vielmehr einem gewandteren." — „Sie sing, und ich sah nur die letzten Falten des blauen Kleides, auf das Sie mich aufmerksam gemacht hatten."

„Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Raoul. Ist sie lang?" — „Ich kann es nicht im Voraus bestimmen. Wenn während des Erzählens die Erinnerung mit aller Lebendigkeit erwacht, kann ich für nichts stehen." — „Es schadet nichts. Unterbrich sie mich, so wird sie auch die leiseste Anwandlung von Schlaf verscheuchen, und langweilt sie mich, schließ ich ein; ich gewinne alle jedenfalls."

„Ich werde mir alsdann in jedem Falle die Zufriedenheit meines Auditoriums erwerben. Das ist eine zu schöne und zu seltene Gelegenheit, als daß ich sie mir entgehen lassen sollte. Ich beginne." — „Klingeln Sie doch vorher, damit man Holz zum Feuer lege." — „Ich werde es selbst thun." — „Sie sind ein wahrhafter Retuneg; Sie fürchten, daß die augenblickliche Bewegtheit einer Dienerin Ihre schönsten Phrasen unterbrechen kann und uns in den Augenblicke stört, wo ich dem bewundernswürdigen Bau Ihrer Erzählung folge. Habe ich Sie errathen?" — „Sie können mich zu einem solchen Geständniß nicht zwingen. Ich dürfte nur sagen, daß ich die Diener für zu erwählt halte, und ich würde eine sehr menschenfreundliche Ansicht offenbaren." — „Sie sind ich Ihnen viel Dank schuldig, um an die Menschenfreundlichkeit derselben zu glauben. Fangen Sie an."

„Ich war zwanzig Jahre alt." — „Daran zweifle ich fast." — „Weshalb?" — „Weil es dasjenige Alter ist, worin man sich den uns überlegtesten, romanhaftesten, alle Schranken überspringenden Leidenschaften hingiebt."

„Sagen Sie vielmehr: den edelsten, wahrhaftesten, reinsten. Wenn die Frauen wüßten, welch' einen Schatz von Liebe das Herz eines jungen Mannes von zwanzig Jahren für den Gegenstand seiner ersten Neigung umschließt, so würden sie mit Staunen erfahren, welcher Verehrung, ja welcher Abgötterei eine solche erste Liebe fähig ist; sie würden dann wissen, daß nur sie dem Dasein des Jünglings seinen Reiz verleihen, daß sie sein Paradies, der Inbegriff aller Seligkeiten sind; sie würden wissen, daß alle seine Leidenschaften in ihrer Liebe enden: sein Ruhm ist, von ihr geliebt zu werden, sein Ehrgeiz, ihre Locken zu küssen; mit aller Neugierlichkeit eines Geizigen verwahrt er ihren ersten Brief, dessen Schriftzüge unter seinen Küssen zur Hälfte erloschen sind. Aber in ihrer thörichten Verachtung, die sie für die jungen Männer zählen, in ihrer noch thörichteren Verblendung, in welcher sie Alteren, verlebten Studzieren den Vorzug geben, lassen sie eine edeln Leidenschaften den Nähe timmen oder Kammerrathchen zur Beute werden."

„Eine erste Liebe, wie Sie sie so reizend schildern, kann nicht von jedem Gemüth begriffen werden. Nur wenige, von der Natur reich ausgestattete Seelen sind dafür empfänglich; und glauben Sie denn, daß es nicht etwas Demüthigendes für eine Frau hat, um solcher Reize willen angebetet zu werden, die sie nicht hat? um eingebildeter Vorzüge halber bewundert zu werden? nichts als ein Spiegel zu sein, worin sich die schimmernden Träume des jugendlich Liebenden abspiegeln? Die alten Gallier hingen die purpurnen Gewänder, die stolzen Adler und goldenen Ringe, welche sie den Römischen Edeln abnahmen, auf abgestorbene Baumstämme und verwechselten dann die Verehrung für den einen dieser Gegenstände mit dem anderen. Glauben Sie mir, es ist schöner, wenn man uns vielmehren geliebt wird, was man wirklich ist, sey es um unserer Schönheit, sey es um unserer anderen guten Eigenschaften willen, und es schwerzt, wenn man nicht als die todte Leinwand ist, die nur der Enthusiasmus mit so glänzenden Farben bemalt. Betrachten Sie doch nur, wie oft solche Frauen die ihnen geweihten Leidenschaft unwürdig sind, und Sie werden mir recht geben."

„Schonen Sie rückwärts, gnädige Frau, und Sie werden mir zugeben müssen, daß es nichts eigentlich Schönes und Edles im menschlichen Leben giebt, daß es in der Wirklichkeit fast gar nicht existirt. Die Einbildungskraft bietet den Menschen die größten Schätze dar. Und weshalb braucht denn Alles auf Einbildung? Ist es nicht wahr, daß uns die Frucht willkommener ist, als die Blüthe, und ist es nicht verständig, zu wünschen, daß der Wind den Schnee der Blüthen überall hin verstreuen möge, damit die Frucht desto schneller zeitige? Nein, glauben Sie mir, es ist es nicht Einbildung allein; die Reize, womit die Phantasie die Frauen ausschmückt, sind ihnen wirklich eigen; die Liebe, die ihre Gewalt auf den ausübt, der sie empfindet, streckt sie auch auf den Gegenstand aus, der sie einflößt; und wenn wir die Frauen so hoch über uns erblicken, so kommt es einzig und allein daher, weil unsere Liebe sie in Wahrheit erhebt und vergöttert."

„Sie müssen mir gleich noch tief zu antworten, mein Freund; aber ich fürchte eine Liebe, die mich auf einen Standpunkt stellt, von dem ich nicht herabzusteigen wagen darf, ohne mich der Gefahr des Sturzes auszusetzen. Ich bitte, fangen Sie endlich Ihre Geschichte an."

Raoul begann:

„Ich befand mich seit einigen Monaten an der Küste der Bretagne. Da ich bei zwei jungen Leuten, den letzten Gliedern einer alten Familie, die ihren Ursprung in Armorika hatte, das Amt eines Hauslehrers bekleidete, war ich dem Vater meiner Zöglinge, aus Liebe zu den Letzteren, gern nach seinem Sommersitz gefolgt. Es war ein recht hübsches Haus, ein wenig verfallen, aber romantisch gelegen. In geringer Entfernung floß das Meer, und der Seewind weht rein und erquickend zu uns herüber. Den Tag brachten wir gewöhnlich mit Reiten oder mit Spaziergängen an dem Seestrande zu; Abends spielte ich mit dem alten Herrn Schach und trank Punsch mit ihm. Eines Abends, da ich mehr getrunken hatte als gewöhnlich, war ich außer Stande, einzuschlafen; ich sprang aus dem Bette und ging in den Garten. Indem ich die frische Nachtluft mit Wohlbehagen einathmete, vernahm ich eine weibliche Stimme, die mit einfachem Ausdruck eine Liedlang, das ich schon oft von den Küstenbewohnern hatte trällern hören. Die Weise des Liedes ist nicht übrerströmend von Poesie, aber sie ist unbeschreiblich eigenthümlich.

Weiß verstreute Möve,
Sahst du nicht am Riff
Die leichen schwanken Trummer
Vom gestrnkenen Schiff?

Ihr sprach zu meinem Weibchen:
Ein Band bringt ich ihr'
Langflatternd wie 'nen Wimpel,
Deinem Kinde zur Zier.

Ihrer Thuren hat mein Hüttchen
So vachlos gemacht,
Es hat hinein getragen
Die lange dürre Nacht.

Die Strandwacht ist gekommen,
Sie nahm mein Boreche,
Und nahm mit die Netze,
Und ließ mir nur nichts mehr.

Du flatternde Weite,
Heran vom fernen Land,
Zum Dach für mein Hauschen,
Mein Holz an den Strand.

Bringe Pulver und Büchse,
Bringe Netze gar fein,
Und ein rothgold'nes Mädchen
Für den Neugebornen mein.

Lange Zeit suchte ich umsonst, zu entdecken, woher jene Stimme erschallte, die mir, — und ihre Zartheit steigerte die Täuschung, — wenn nicht geradezu vom Himmel, doch aus den Räumen zu kommen schien, die, durch mich dicht belaubt, die Mauer, welche den Garten begrenzte, verdarben. Endlich sah ich den Schimmer eines Lichtes durch ein kleines Fenster dringen, das faß ganz dem Boden verdeckt war. Das Fenster gehörte zu einem Hause, das dart an die Mauer stieß, und das von zwei Damen und deren Dienerschaft bewohnt ward. Die Stimme schwieg, und das Licht erlosch. Ich blieb, wie durch einen Zauber gebannt, noch längere Zeit im Garten. Erst früh in der Nacht gelang es mir, einzuschlummern; am folgenden Morgen hatte ich mein Abenteuer vergessen.

Die weitere hereinbrechende Dämmerung rief mir die Stimme und das Fenster abermals in das Gedächtniß zurück, und sobald ich meine Schachpartie geendigt hatte, eilte ich in den Garten. Es stand wieder ein Licht am Fenster, und der Glanz, den es auf das Laub warf, ließ dasselbe wie mit Johanniswürmchen bedeckt erscheinen. Aber es ward nicht gesungen. Mein Geist weiter sich in Nachtmken; meine Einbildungskraft suchte sich ein Bild von der ausbekannten Bewohnerin jenes Zimmers zu entwerfen. Sie mußte noch sehr jung seyn, daß war der einzige natürliche Schluß, den ich aus ihrem frischen Gesange mit Sicherheit folgern konnte. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Méthode complète de contrebasse. — Von A. Durier. 12 Fr.
Remarques sur la Pologne, en prose et en vers. — Polnisch und Französisch, mit Vignetten und Musikbeilagen; vom Abbé Thomas Pranievicz.
Portraits littéraires. — Von Gustave Planche. 2 Bde. 15 Fr.
L'Iliade et l'Odyssée. — Übersetzt von Lebrun. 7 Fr.

Digitized by Google

Belgien.

Mecheln und Antwerpen.

Aus Rifard's Reise-Erinnerungen.

Es giebt wenig Städte, die in einen so freundlichen Anblick darbieten, wie Mecheln. Seine eckigen Giebeldächer, seine bunten Gassuse, einige seine Bildhauer-Arbeiten aus dem vorigen Jahrhundert, sinnbildliche Inschriften, wie auf dem herrlichen Platze des Stadthauses in Bellefeil; charakteristische Schilder mit goldenen Buchstaben, Aderdreibsel des Wohlstandes der alten Corporationen und Gewerke; hervorspringende Dachrinnköpfe mit vergoldeten Hörnern auf den Giebeln der Zirkscheerschaarren; unzählige quadratförmige, niedrige, mit Blumenköpfen geschmückte, umrandte Fenster, mit einem Gitter von feinen Blüthen und Blättern ganz überzogen; recht niedliche Flammländische Gesichter, in Spitzenhäubchen mit wallenden Flügeln eingerahmt; ein belebter Markt, auf dem das Getraide und Vieh aus der Umgegend verkauft wird; ein Anstrich von Wohlhabenheit, der besonders den geistlichen Städten eigen ist — das Alles erfreut Auge und Herz, und wenn dies auch nur Aeußerlichkeiten sind, so bieten doch wenig Städte einen Anblick dar, der uns eine solche Ueberzeugung einflößte, daß Gesundheit, Wohlsein und Gewerbfleiß ihren Lieblings-Wohnsitz dann aufgeschlagen haben.

Wie steigen am Fuße des großen viereckigen Thurmes aus, der nur von einer feinen Kuppe angewiesenen Spitze gekrönt sein sollte. Die Thurmspitze von Mecheln würde seine Nebenbuhlerin gehabt haben, wenn man sie nach der Höhe und Breite des Thurmes berechnet hätte, von dem sie hinwegtan sterben sollte. Die Grundmaaße, die am Gipfel der Kölner Thürme den Bau nicht weiter gelangen ließ, und der so viele Gebäude in den Augenblick, wo sie eben im Begriff waren, in die Wolkenregion einzutreten, aufgehalten hat, ließ auch den Mechliner Thurm unvollendet. Die Kathedrale würde schwerlich wohl vollendet sein. Sie hat ein schönes Schiff mit dreifach Seiten-Gallerieen und Kapellen, die reichlich mit Reichthümern versehen sind; man sieht hier überall den Einfluß der Priester, deren geistliche Hauptstadt Mecheln ist, denn der Erzbischof von Mecheln ist Primas der Belgischen Kirche. Dort, unter vielem goldbestickten sammetnen Thronhimmel, thron die Völker den Primas an; dort beschloß der letzte souveraine Fürst von Lüttich, der aus einem König ein Erzbischof von Mecheln wurde, in Wolken von Weihrauch und unter den Segnungen des Volkes seine Tage mit einer Sorgelosigkeit und einem Vergessen der Vergangenheit, wie wie sie von keinem gestürzten Fürsten erwartet hatten, und die uns den Glauben auferlangen, daß es nur Unglück in der Welt für denjenigen giebt, der es aus der Ferne betrachtet. Der jetzige Erzbischof und regierende Primas, der nicht mehr als Souverain regieren hat, besitzt doch ganz den unternehmenden Geist und Ehrgeiz eines solchen. Es wäre vielleicht gut, wenn er bedächte, daß man auch von geringerer Höhe, als vom Throne Lüttiche, herabstürzen kann.

Gut gearbeitete Kanzeln, welche die obere Gallerie zwischen jedem Bogen tragen, und heilige oder sittgemäße Personen vorstellen, einige schöne Seelmäler von Erzbischöfen, deren Bildhauer-Arbeit jedoch im Ganzen der Einfachheit ermangelt, schmücken die Kathedrale, in der man übrigens kein einziges ausgezeichnetes Gemälde antrifft. Die St. Lorenz-Kirche, auf deren weit niedrigerem Thurme die Statue eines an seinem Rost ausgespannten Heiligen steht, muß man besuchen, um das „Wunder des Fischzuge" von Rubens zu sehen. Er ist ein reich eingebrütes Gemälde, in der durchdachten, ruhigen Weise dieses großen Malers, von dem uns die kolossalen allegorischen Gemälde unserer Museums gar keine Vorstellung geben. Die Composition ist von einer Einfachheit; während der eine der Jünger das Netz zieht und ein anderer, der auf ganz natürliche Weise, und nicht des Effekts wegen, nackte bewundernswürdig schön gemalte Gliederer zeigt. Im Kahn weinet Petri, Jesus Jesus sanft über das Erstaunen und die Freude, die ihnen ein so ergiebiger Fischzug verursacht. Auf dem Felde zur Linken betrachten Greise, wahrscheinlich aus dem Gefolge Ebeshi, mit Verwunderung einen ungeheuren Fisch; ecchis steht man Todias mit dem Engel, der ihm den Fisch zeigt, dessen Galle seinem Vater das Gesicht wiedergeben soll. Der junge Todias, der den Fisch aufnimmt und den Engel anblickt, seine Worten er mit einem Ausdruck erhabener Innerlichkeit, der ihn täuschend, ist gewiß die glücklichste Figur dieses Gemäldes, dessen Einzelheiten, obgleich wir Leichtigkeit behandelt, doch überaus sorgfältig ausgeführt sind. Dieses Werk ist eine natürliche Vorbereitung auf die Schönheiten der „Kreuzabnahme" und steht in der Mitte zwischen dem Studium der Gallerie Medicis und dem Rubens der Kathedrale von Antwerpen.

Wir langen in Antwerpen gerade während der September-Festlichkeiten an. Einige auf der Schelde liegende Schiffe haben alle Wimpel ausgeflecket; die Musik der Garnison spielt auf dem „grünen Platze" Melodieen aus komischen Opern, Arme Schlucker klettern an einem aufgerichteten Schiffsmaste hinauf, an dessen Spitze um einen Reif herum einige neue Sachen als Preis des Siegers aufgehängt sind. Die Gierigen und zu Hastigen fallen nach sechs oder sieben Umarmungen des Maßes wieder zurück; die Verwünschigen, die langsam hinaufklettern und dabei Athem schöpfen, kommen glücklich oben an und steigen mit einem Preise herunter: ein beseliger, aber wahres Bild des Lebens, wo diejenigen, welche Haltung und Ausdauer haben, gewöhnlich den Sieg über die davonteagen, welche nur Eifer zeigen. Das ist ein philosophische Seite des Schiffermastes. Was man in Antwerpen „die gute Gesellschaft" nennt, das hat Alles die Stadt verlassen. Die gute Gesellschaft ist Deanzösisch geschminkt und schmollt auf ihren schönen Landsitzen den September-Tagen und dem König Leopold. Keine Frau „von gutem Geschmack", wie man sagt, wiede der Revolution wegen ein neues Kleid anziehen. Die Straßen, der Hafen, die Spaziergänge, die Kirchen, Alles ist dem Volke und der Obrigkeit überlassen; aber der Fremde, der vielleicht nur des Volksfestes wegen gekommen ist, um dann desser die „Sitten" beobachten zu können, wird ganz unbefriedigt wieder abreisen. Die Volksfeste sind ihre sich überall gleich. Viel Geschimmel und keine Heiterkeit, Müßiggang und kein Vergnügen, Leute, die umhergaffen, Männer, die ihre Frauen fortziehen, Aberall Langeweile, selbst auf den Gesichtern der Kinder, die an gewöhnlichen Tagen beim bloßen Zuckelkommen aus der Schule so heiter, so lebendig sind; jetzt sehen sie aus, als sübrten sie nur ihre Sonntagskleider sospieren. Bei solchen Festen sind die Menschen wie die Heerden; Einer zieht dem Andern nach.

Nachdem ich in dem Zuge einer solchen Heerde, mit zum Schaaf geworden, mich herumgetrieben und mich während zweier Stunden im größten Tumulte des Festes wüst gelassen hatte, um lokale Originalitäten aufzusangen, aber ohne etwas Anderes zu finden, als schale Nebelichkeit mit Allem, was ich in Frankreich gesehen, bis auf den ein= zigen Unterschied, daß die Heerde hier ein einzige tausend Köpfe kleiner war, wollte ich Antwerpen von der Höhe seines Thurmes betrachten, der nach dem Straßburger Münster von allen Gothischen Thürmen der höchste ist.

Ich weiß nicht, ob Napoleon, der so viel für Antwerpen gethan, jemals den Thurm seiner Kathedrale bestiegen hat; aber ich kann mir denken, daß auf der Höhe dieses Thurmes, beim Anblick des großen zisterförmigen Beckens der Schelde, wo seine höchster Punkte an die Stadt stößt und dessen äußere Enden sich wie das Meer mit dem Himmel verschwerlen, das Gringste, was in dem Geiste eines Mannes aufstergen konnte, die se viel vermochte und sogar England entthronen wollte, der Vorsatz war, aus Antwerpen den vornehmsten Hafen des westlichen Europa's zu machen.

Man kann in der Welt keinen schöneren Anblick genießen, als von diesem Thurme heab. Die Kathedrale steht am höchsten Punkte des von der Schelde gebildeten Halbkreises. Gegenüber auf dem anderen Ufer liegt die „Spitze von Flandern", ein Dorf oder eine Vorstadt, durch die der Weg nach Gent führt, der in gerader Linie die weite von dem Halbkreis eingeschlossene Ebene durchschneidet, und von dem nur einige Häuser sind. Zu dem letzten Dammdurchbruch von Seiten der Holländer überschwemmt gebieten sind. Links, gegen Norde, giebt sich mit allen seinen Zuflüssen der große Strom heran, den man bei Valenciennes so klein greifen; rechts, ein wenig gegen Morgen, strömt er weiter, an den ungeaussehenen Trssen des nördlichen Brabants vorüber, in deren Mitte sich die kleine Festung Lillo erhebt, die der Kaete nach zu Belgien, in der That aber zu Holand gehört; dann, mit einem Male an seinem rechten Ufer verengt, bildet er sich vor ein ungeheurer See aus, mit Thurmspitzen und Häuserdächer eagen aus ihm hervor. Fünf Dörfer stehen jetzt den letzten Krieg dort unter Wasser. Es ist merkwürdig, daß die kleinen Völker sich Aeger als die großen wiederaufstehen. Bei den Schlachten zwischen großen Nationen kämpft eine gewisse Grossmuth gegen die Zerstörungssucht an; der Haß ist, so zu sagen, zu gewaltig, um gemein zu sein. Die Holländer haben die Hoffnung, daß der Krieg vermöge seiner Verhältnisse mehr einem Kampfe des Individuums mit dem Individuum, der Zerstörungszeift ist milder. Es läßt sich gar nicht berechnen, welchen Schaden die Holländer den Belgiern durch das Bombardement ihrer Wasserlager, die Ueberschwemmung ihrer Ebenen und die Zerstörung ihrer Dörfer, die ihnen noch Tages zuvor Asdaben zahlten, zugefügt haben. Hätte Frankreich nicht seinen Marschall=Stab zwischen den Belgischen und Holländischen Lömen geworfen, sie hätten sich mit den Zähnen zerrissen, und die ganze Umgegend von Antwerpen stände vielleicht unter Wasser.

Wenn man dieses schöne Land so von oben betrachtet, fragt man sich, ob die Vorsehung denn für Holland allein diesen großen Strom, wie eine Straßenkehr für den Schmutz der ganzen Niederlande an der Mündung des Oceans und der nördlichen Meere hingestellt habe? Man fragt sich, warum die Flüsse nicht frei sind, wie das Meer? warum der Handel nicht überall, wo ihn der Wind hintreibt, frei schalten kann? Man fragt sich, warum der Gemüthsart des Völkerrechte: mare liberum, sich nicht auf alle Wasserströmungen erstreckt, und warum man nicht den Satz anwendet: liberae aquae. Wenn man einerseits diese unendliche Wasserfläche durchschneidet, der eine Flotte in einer Reihe neben einander segeln könnte, und dessen Nebenflüsse Belgien und einen Theil von Frankreich durchfurchen, und andererseits jene kleine Festung mitten unter den Wiederspügen des rechten Ufers, die fast nicht mehr in die Augen fällt, als die Klöse, die um die Glacis weiden, und jene Kanonen-Böse, die wie kleine schwarze Punkte auf der Mitte des Flusses und auf dem halben Wege bis zum Horizont erscheinen, so fragt man sich, wie es möglich sey, daß die Politik es mit der kleinen Festung und den Schaluppen ernstlichen nehmen könne, als mit der großen Wasserstraße? Man fragt sich endlich, warum jene Schiffe, die dort unten, langsam geragen von der steigenden Fluth, bei der Festung Lillo aus der offenen See anlangen, statt jener bunten Steerken an ihren Masten, Nationals-Flaggen gewahren, die Lömen gemeinen Wimpel entfalten, den des freien Handels auf allen Gewässern?

Ich hielt die Schelde bei Antwerpen für breiter als die Garonne bei Bordeaux; aber ein Kaufmann von dort, dem ich zufällig auf dem Kanal begegnete, entkünschte mich, indem er mir genau sagte, um wie viel Zoll seiner theuren Garonne der Vorrang gebühre. Er hatte wahrscheinlich beide Flüsse mit dem Zollstock gemessen. Ich dachte ich bei mir, sind es nicht ähnliche Gleichheiten, die sich unter anderen Hinderniffen gegen die Verwirklichung dieser schönen Träume von Frieden und Handelsfreiheit aufstehen? Und sind gewisse nationale Eitelkeiten wichtiger, als diese lokalen! Das ist es, was oft große Dinge verhindert!

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Mittwoch den 7. September 1836.

Frankreich.

Hymen auf der Fluth.

(Schluß.)

Mehrere Tage lang ging ich meinen Träumen nach; da, als ich einst mit meinen Zöglingen und meiner Flinte am Meeresufer ging, sah ich unfern von uns einen Knaben, der manchmal in unser Haus kam, um Fischer zu verkaufen. Ich rief ihn heran, und der Zufall wollte, daß ich ihn fragte, woher er komme.

Ich habe viele unnütze Wege gemacht, antwortete er, Mademoiselle Pauline ist sehr betrübt, daß sie keine Blumen zum Geburtstage ihrer Mutter hat, aber der Nordwind, der in den letzten Tagen so anhaltend wehte, hat die Gärten völlig ausgeödet.

Und wer ist Demoiselle Pauline? fragte ich.

Es ist Ihre Nachbarin; eine sehr gute Dame und schön wie ein Engel. Sie unterrichtet mich im Lesen und Schreiben, so daß ich wohl einem Schulgenaut vorstehen könnte, so gut wie mein Ohm, und das bei bezahlt sie mir meine Bemühungen stets sehr reichlich.

Meine Neugier war zu sehr rege gemacht, als daß ich nicht auch andere Fragen hätte thun sollen. Ich erfuhr, daß die Damen niemals ausgingen, daß das kleine Fenster, das vom Landwerk verdeckt sey, das Schlafgemach der Demoiselle Pauline erhelle, und daß, wenn sie es des Morgens verlassen hatte, sie es nicht eher wieder betrat, als wenn sie sich des Abends zur Ruhe begeben wollte. Während des ganzen Spaziergangs war ich von den mannigfachsten Gedanken durchirrt. Als meine Zöglinge heimgekehrt waren, machte ich mich nach einem ziemlich entfernt liegenden Garten auf den Weg, der immer mit den schönsten Blumen geschmückt war, weil die Besitzerin derselben Vorsorge getroffen hatte, ihre Beete gegen die austobrennenden Seewinde zu schützen.

In der Nacht, als ich mich überzeugt hatte, daß Jedermann zur Ruhe war, stieg ich auf einen der Bäume, und ich fühlte mein Herz lebhaft klopfen, als ich mich dem kleinen Fenster näherte; es war fest verschlossen, und vollkommene Dunkelheit herrschte. Ich stellte eine Vase mit Blumen auf einen des Gesimse und stieg, ein wenig geschunden und durchfältet, wieder hinab. Ich wagte mich nicht zu der Zeit in den Garten, da sie die Blumen gewahren mußte, ich sah nur im Laufe des Tages, daß sie nicht mehr da waren.

Bald zog ich den kleinen Botengängen an mich; ich war glücklich, mit Jemanden reden zu können, der sie gesehen und gesprochen hatte. Ich wollte mich ihm auch gefällig erweisen und gab ihm Unterricht im Rechnen. Kurze Zeit, nachdem ich meine Lehrstunden mit ihm begonnen hatte, sagte er mir: „Demoiselle Pauline ist sehr zufrieden, daß ich rechnen lerne, und hat mir aufgetragen, gegen die guten Nachbarn zu recht dankbar zu seyn.“ Als ich hörte, daß er mit ihr von mir gesprochen hatte, wagte ich nicht weiter zu fragen. Eines Tages steigierte Louis, — so hieß der kleine Knabe, — mit einem blauen Bande einher, das, wie er sagte, Demoiselle Pauline ihm geschenkt habe. Ich bot ihm Geld dafür, aber er weigerte sich beharrlich, es herzugeben. Aus dem Bande allein schloß ich, daß sie blond seyn müsse. Alles dies interessirte mich mehr, als ich beschreiben kann.

Eines Abends war der Vorigent mit langen seidschimmernden Wollenstreifen bedeckt, der Südostwind stürmte heftig, und das Meer schien bis in seiner tiefsten Tiefe aufgeregt: die Wellen erhoben sich in der Ferne, sie stiegen höher und höher und wälzten sich gegen das Ufer heran, als wollten sie es verschlingen. Endlich brach das furchtbarste Unwetter los. Die ganze Gegend bebaut sich in großer Aufregung; mehrere Väter waren an vorhergehenden Tage auf den Fischfang gegangen und noch nicht wieder heimgekehrt. Die Frauen und Kinder irrten am Strande umher und spähten umsonst in die Ferne. Ein bejammerndes Ehrfurchtsbild, welches unsern der Kirche errichtet war, war von knienden Betern umgeben. Endlich erblickte man in den gelblichen Schaumer, den die Brandung Sonne nach über den Horizont hinstreute, die schwarzlichen Segel der Barken unserer Fahrgenossen.

Ich kehrte in diesem Augenblick nach Hause zurück, um nicht die Stunde zu versäumen, da das Licht durch das kleine Fenster strahlte. Das Zimmer war erhellt, und ich vernahm eine überaus zarte Stimme. — „Genevra“, sagte sie, „morgen früh, sobald Du aufgestanden bist, komm zu mir und berichte mir, ob sich irgend ein Unglück ereignet hat. Dies furchtbare Unwetter erschreckt mich.“ — Ich hörte darauf, wie sich die Thür öffnete und schloß, und nach dem geringeren Glanze zu urtheilen, hatte die Magd eines der Lichter mit herausgenommen. Kurze Zeit darauf vernahm ich, daß sie ein Gebet an die heilige Jungfrau, die Schutz-Patronin der Seeleute, richtete; ich horchte andächtig zu und betete mit ihr.

Hierauf kehrte ich nach dem Strande zurück; die beiden Fahrzeuge waren kaum noch zwei Flintenschüsse vom Ufer entfernt, aber das Meer brandete mit aller Gewalt gegen Kalfelar an, so daß die Fischer genug zu thun hatten, um zu verhindern, daß die Wellen ihre Fahrzeuge erfaßten und gegen die Klippen schleuderten.

Plötzlich trat ein Moment ein, wo der Wind sich völlig legte, man vernahm nur ein fernes, dumpfes Brausen; das Meer wuchs zur Berghöhe, es schien den Himmel zu berühren; da brach diese furchtbare Wassermasse zusammen, sie war zugsamm mit weißem Schaume bedeckt und wälzte sich an die Küste heran. Ein Schrei der Verzweiflung ertönte vom Ufer her. Die beiden Fahrzeuge schwebten auf dem Gipfel der Wellen, dann waren sie dem furchtbaren Auge entgegen. Bald darauf sah man sie wieder, aber zur Hälfte zertrümmert, sie waren auf einander geworfen, sie hatten sich gegenseitig zerschellet. Eine mächtige Welle erhöhte sie und warf sie an das Ufer, aber indem sie zurückrollte, riß sie auch die Fahrzeuge eine Strecke mit sich fort; da wurden diese von einer zweiten Welle erfaßt, die sie mit solcher Gewalt gegen die Küste schleuderte, daß diese mit ihren Trümmern bedeckt wurde. Die Fischer waren, bis auf einen Mann und ein Kind, sämmtlich gerettet.

Während dieser ganzen trostlosen Szene hatte ich fast nur an meine Nachbarin gedacht. Ich hätte mir irgend eine Gefangenheit gewünscht, ihr nützlich zu werden. Ich liebte, aber es war eine Liebe, wie sie nur edlen Seelen eigen ist, eine Liebe, die uns über alles Gemeine erhebt und uns mit Heldenmuth waffnet. Das Meer war bei den Leichnam des Kindes aus; Jedermann hielt es für todt, ich glaubte, noch eine schwache Spur des Lebens darin zu entdecken und rief, ihm alle die Sorgfalt zu widmen, welche die Einfalt es hätte steden lassen. Ich hatte das Glück, das kleine Wesen ins Leben zurück zu rufen. Die Mutter fand nicht Zeit, mir zu danken, sie eilte mit ihrem Kinde jubelnd nach Hause. Ich selbst nannte nach dem Garten zurück und schrieb in Eile auf ein Stückchen Papier: „Der Sturm hat die beiden Fischerbarken zertrümmert. Die Menschen sind alle gerettet, Jakob ausgenommen.“ Darauf kletterte ich hinauf und befestigte meine Schrift an Fenster.

Als ich am andern Tage, zur Zeit der Abend-Dämmerung, in den Garten ging, sah ich mich plötzlich von mehreren Leuten umringt, die mich umarmten und mich mit Liebkosungen überhäuften; es waren die Aeltern des Kindes, das ich ins Leben zurückgerufen hatte. Ich fühlte mich von diesen Aeußerungen der Dankbarkeit ergriffen, und durch eine ganz natürliche Empfindung geleitet, blickte ich zu dem kleinen Fenster auf; es schien mir, als ob sich Jemand hastig zurückzöge. Pauline hatte mich gesehen, mein Herz schwoll vor Freuden.

Am andern Tage, es war gegen Mittag, stand das Fenster auf; ich stieg auf den Baum und konnte ins Zimmer sehen; es war sehr einfach möblirt. Ich sah mit tiefem Zittern ein schneeweißes Bett, den Teppich, den sie bereiten hatte, und die Pantoffeln, welche ihre kleinen Füße einhüllten. Ich schrieb von den Einzelheiten, die sich mir darboten, auf das Ganze; ich bewunderte die Zierlichkeit der Pantoffeln und der Hausschuhe, die auf dem Tische lagen. Ich überlasse es Ihnen, sich meine Freude zu denken, als ich an dem Fensterglasstufe zwei lange Haare fand, die sie sich wahrscheinlich ausgerissen hatte, als sie sich vorhin so heftig zurückzog.

„Und diese beiden Haare“, unterbrach ihn seine Zuhörerin, „waren sie in Wahrheit blond?“

Raoul hielt einen Augenblick inne und blickte die Dame mit einer Miene des Erstaunens an, dann, während, daß seine Worte nicht so sicher zu übergangen vermochten, und da er es überhaupt nicht zu lieben schien, sie selbst in seines Romans genau zu beschreiben, führte er die Kapsel eines Ringes und sagte: „Hier sind die Haare, sie haben mich niemals verlassen.“ Darauf fuhr er fort:

Ich stumme nicht, den kleinen Louis wiederzusehen. Pauline hatte ihn nach mir gesragt, sie hatte die Dankbarkeit der Fischer gesehen, sie hatte sich die einfache That meines Verlorenen erzählen lassen und, als sie sie hörte, hatte sie ihre Aeltern sah, gute Aeltern, die ihre Thränen nicht erwehren können!“ Heilige Thränen! Ich hätte die Hälfte meines Herzblutes für den Besitz des Schnupftuchs gegeben, das diese kostbaren Perlen eingefangen hatte.

Ich will nun gehen, sagte der kleine Louis, Demoiselle Pauline möchte meiner bedürfen, sie wird nach Hause gekommen seyn.

Nach Hause gekommen! rief ich, war sie denn ausgegangen?

Ja, sie war mit ihren Aeltern zur Messe.

Ich eilte auf den Weg, der nach der Kirche führte, aber als wir auf die Straße hinaustraten, zeigte mir Louis zwei Frauen, die ins

Digitized by Google

Haus gingen: Da sind sie! — Ich sah nichts mehr, als die Schleppe von einem weißen Kleide, das diejenige trug, die zuerst hineintrat, Louis sagte: Das war sie! und eilte ihr nach; ich, für mein Theil, kehrte traurig heim.

Am einem anderen Tage äußerte Louis den Wunsch, daß er zu einem nahe bevorstehenden Feste ein neues Kleid zu haben wünschte. Ich ließ ihm heimlich einen sehr sauberen Anzug machen und expedirte ihn in Paulinens Zimmer. Ich hatte dabei geschrieben, daß er sie Louis bestimmt sey. Eines Abends sah ich ein Licht in ihrem Zimmer; am anderen Tage erfuhr ich, daß Paulinens Mutter sehr krank sey, und daß man zu einem Arzt in die benachbarte Stadt geschickt habe. Ich bestieg augenblicklich mein Pferd, eilte zu dem Arzt, übergab ihm mein Pferd und kehrte zu Fuß zurück. Der Doktor war bereits bei der Kranken, ehe der Bote, der ihn zu holen bestimmt war, nur die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte.

Die Mutter blieb längere Zeit krank; aber es ward Paulinen nur selten gestattet, die Nähe der Ihrigen zu verlassen. Am Abend sand sie stets in ihrem Zimmer, was sie während des Tages gewünscht hatte, und was der Kranken nur irgend angenehm seyn konnte. Ich besragte den Arzt, er sagte mir offen, daß die Mutter Paulinens höchstens noch einen Monat leben werde. Ich wurde ganz traurig, ich stellte mir schon im Voraus die Verzweiflung des Mädchens vor, ich dachte ihrer Verlassenheit, ihrer Einsamkeit. Ach! Nichts gab mir ein Recht, in jener Zeit des Kummers und des Trübsals, die immer näher heranrückte, zu ihr zu gehen, und sie zu trösten.

Da geschah es eines Tages, daß ein Mann, der einige Tage bei dem Vater meiner Jugendfreund zum Besuch gewesen war, hart an mir vorübergang, als ich mich gerade mit dem Arzt unterhielt. Ich sah ihn mit Begierde abgucken, die Postpferde stand bereits vor der Thür. Er stand still und hörte aus mit Aufmerksamkeit an. Als der Arzt fortgegangen war, näherte er sich mir und sagte: Der Doktor da ist ein unmissender Mensch, er weiß seine Patienten nicht zu behandeln, wenn er Aderlaß das ganze Uebel heben kann.

O, mein Herr, rief ich aus, seine Hand ergreifend, eilen Sie! retten Sie!

Ich kann nicht, war die Antwort, wie daß ich einem Genossen in's Gehege gehen? Außerdem wäre der Versuch einer Wiederstellung für mich von den schrecklichsten Folgen; mein Glück und das Glück meiner Kinder stehen auf dem Spiel. Bringen Sie es dahin, daß Ihr Arzt der Kranken zur Ader läßt, und Alles wird gut gehen.

Sind Sie Ihrer Sache gewiß, Herr? fragte ich.

Ich bin vierzig Jahre Arzt, entgegnete er, aber noch nie habe ich ein Gutachten aus so inniger Ueberzeugung gegeben. — Er reiste ab.

Ich war eine Schritt auf das Fensterge Stimie: „Im Namen des Himmels, bestehen Sie darauf, daß man Ihrer Mutter zur Ader läßt; ein Arzt, dem großen Rufe daß wir verschert, daß der Aderlaß die Kranke retten würde."

Drei Tage lang hörte ich nichts von ihr, ich verbrachte sie in der unsäglichsten Angst. Ich glaubte, ich sollte wahnsinnig werden, als ich am vierten Tage meinen Zettel noch an derselben Stelle sah. Und doch war er selber fort gewesen. Was ist geschehen?

Ich eile, mich seiner zu bemächtigen, er war nicht meine Handschrift; es war ein anderes Papier mit den Worten: „Schützender Engel, habe Dank!" Ihre Mutter war gerettet; sie hatte das Bedürfniß gefühlt, mir ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Kurze Zeit darauf war ich genöthigt, auf acht Tage zu verreisen. Als ich wiederkehrte, hatten Mutter und Tochter die Gegend verlassen. Ich war niedergeschmettert. Niemand wußte, wohin sie gegangen waren; Alles, was man mir sagen konnte, war, daß sie nicht wiederkehren würden, und daß das Haus, welches sie bis dahin bewohnt hatten, zum Verkauf stände. Ich beeilte mich, einen Ort zu verlassen, der mir von diesem Augenblicke an unerträglich ward, und nach zwei Jahren, die ich auf Reisen zugebracht habe, und während welcher Zeit der tiefsinnige Gram einer tiefen Melancholie Platz gemacht hat, bin ich nun endlich bei Ihnen angelangt."

„Mein lieber Raoul", sagte die Dame, die allein das Auditorium bildete, „Sie sind mit unendlichen Dank schuldig. Niemals haben Sie wohl eine dankbarere Zuhörerin gehabt. Sie haben mir Ihre Erzählung die hierher mitgetheilt, jetzt werde ich Ihnen das Ende derselben erzählen."

Raoul machte eine Bewegung des Stummens: „Ah Madam", rief er aus, „das ist ein sehr grausamer Scherz."

„Ich scherze nicht. Pauline hat sich verheirathet und ist seit einem Jahre Wittwe."

Raoul athmete auf, und die Dame fuhr fort: „Ich habe diese Erzählung von Ihnen und von ihr; um in den Augenblick, da ich Ihnen dies mittheile, ist sie bereits auf dem Wege zu ihrer Mutter, die wieder in dem bekannten Häuschen mit den kleinen Fenstern wohnt." — „Wie? Sie kennen sie?" — „Die Dame, von welcher Sie nur das blaue Kleid gesehen haben . ." — „Nun?" — „Es war Pauline." — „Sie ist abgereist?" — „Ja, mein Freund." — „Nach der Bretagne?" — „Ja. Wenn Sie sich ihr vorgestellt hätten, als ich Sie mit ihr engagirt hatte, würden Sie sie augenblicklich wiedererkannt haben." — „Wissen Sie denn, daß von mir in ihrer Erzählung die Rede war?" — „Keineswegs."

Am anderen Morgen machte sich Raoul auf den Weg. Niemals, — so schien es ihm, — war er so langsam gefahren. Während der Reise häschelte Raoul die Postillone, um die Fahrt zu beschleunigen, er ärgerte sich über die Gleichgültigkeit der Mitreisenden und ereiferte sich über den geringsten Verzug außer sich.

Sehen wir nun, was sich an den Orten begiebt, denen er zueilt.

Wer nur ein wenig nachsinnt und die Erfahrungen, die er im Leben gemacht hat, gehörig zu würdigen weiß, der wird erkennen, daß das wenige Glück, das uns im Leben beschieden ist, von ungleich größeren Widerwärtigkeiten überflügelt wird. Wie oft kommt der, der einem beschiedenen Glück entgegenzueilen hofft, dem Verderben zu die Hände. Darum pflege ich mir zuzurufen, wenn ich einen Mann voll Haß dahinstürmen sehe: Diesem folgt das Unglück auf der Ferse. Raoul reiste sehr schnell.

Mit Tagesanbruch hatte Pauline den Wohnsitz ihrer Mutter erreicht; sie hatte mit einiger Bewegung das kleine Zimmer mit dem von Laube bedeckten Fenster wieder betreten, sie hatte ihren Zöglung, ihren Liebling wiedergesehen. Louis war zu einem jungen Mann herangewachsen, er war seinem Oheim, dem Schuljen, Fabrikanten und zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Er war sehr glücklich, Pauline wiederzusehen; sie verdankte es ihm Alles, was sie jetzt einnahm, und somit auch das Aufsehen, das sie unter den Bauern erregt.

Am Morgen nach ihrer Ankunft war ein wundervollstes Wetter. Der Himmel war klar und wolkenlos, das Meer strahlte blau und durchsichtig. Eine glatte Fläche wurde kaum zu Zeiten von einem leisen Hauche aus Osten gekräuselt, die Vögel flogen hoch und erschienen wie bewegliche Punkte in dem klaren Aetherraume.

Louis, der gekommen war, um seiner Verschönerin einen Besuch abzustatten, schlug den Damen eine Wasserfahrt vor; das heitere Wetter beweg diese, die Einladung anzunehmen.

Welche angenehme Erholung ist eine Fahrt auf dem Wasser; wie sanft fließt die Seelust die heiße Stirn; wie süßlich sich der Geist sind und macht sich den allen benagenden Sorgen los, die nur der Erde angehören; wie harmonisch tönt das Murmeln der Fluth, die unter dem Kiel hinrauscht und zu beiden Seiten des Schiffsbordes hinfließt! Welche süße Ruhe erschafft sich in solchen Augenblicken die Phantasie; wie schwelgt man in der Erinnerung!

Pauline übrigens sich ganz den Freuden dieser Wasserfahrt; sie hatte in dem Kahn, das sie in der großen Welt gesührt und worin sich die Ereignisse, die sonst durch Jahre getrennt sind, einander verdrängten, Raoul bald ergreifen. Aber bei ihrer Zurückkunft machte die Erinnerung ihre Rechte geltend; als sie das Haus, die Stube, das Fenster wiederfah, erinnerte sie sich der „schützenden Geister", der ihre Wünsche erraten und erfüllt hatte. — Aber Louis, ein so vollkommener Geschäftsmann er auch immer seyn mochte, war nur ein mittelmäßiger Schiffer. Durch eine falsche Bewegung, die er machte, begann das Boot so sehr zu schwanken, daß Pauline und ihre Mutter laut aufschrieen. Sie warfen sich Beide zugleich auf die entgegengesetzte Seite, und das leichte Boot, welches keinen sicheren Stützpunkt hatte, schlug um.

Ein lauter Ruf des Schreckens ward vom Ufer her vernommen. In diesem Augenblick trabte ein junger Mann zu Pferde längs dem sandigen Ufer.

„Was ist da? Was giebt es?" rief er aus.

„Ich, mein Herr, sehen Sie das weiße Kleid, das dort auf den Wellen treibt?"

Er stürzte sich in die Fluth. Das Meer war ruhig, durchsichtig, klar; die Sonne sinkende Sonne bestrahlte es mit Purpur und Gold. Er griff nach dem Kleide; aber Pauline flammerte sich an ihn an und umschlicke ihn mit ihren Armen. Er war kein geschickter Schwimmer, ließ sich mit fortreißen, und Beide verschwanden.

Am anderen Tage ward das Meer den Leichnam der Mutter Paulinens und des armen Louis an den Strand; zwei andere Leichen, die die Wellen aus Ufer warfen, waren kenntlich in einander verschlungen. Die Verzweiflung in den erstarrten Zügen zeigte, welchen Schmerz sie erduldet. — Dies traurige Bild war Alles, was von Raoul und Pauline übrig blieb.

Bibliographie.

Théroigne de Méricourt, ou la folie Liégeoise. — Ein Briefwechsel, gesammelt vom Verewte von B. J. 2 Bde. 15 Fr.

Les filles du pêcheur. — Roman von Frau von Marsanult. 2 Bände.

Le doyen de Killerine. — Komisches Vaudeville in zwei Akten; von den Herren Armand D. B. und Adrien Pavn. 2½ Fr.

La duchesse de la Vaubalière. — Drama in fünf Akten; von Herrn von Rougement. 3½ Fr.

L'oiseau bleu. — Singspiel in drei Akten. 2 Fr.

Un procès criminel, ou les femmes impressionnables. — Lustspiel in drei Akten; von Reger. 3½ Fr.

Etudes sur la richesse des nations et réfutation des principales erreurs en économie politique. — Von Louis Say. 3 Fr.

Nord-Amerika.

Abby's Amerikanische Reise.

Die Leute, welche nach Amerika und in Amerika reisen, und die Bücher, worin wir ihre Reisen beschrieben sehen, verdienen alle in einer Hinsicht Lob: der Ausdehnung ihres Gegenstandes sind sie gewachsen. Die Reisenden fahren mit Windesschnelle und setzen mit mächtigen Sprüngen über die weiten Steppen, die gigantischen Wälder und die mächtigen Ströme der neuen Welt; sie haben den Niagara-Fall, den Champlain-See, Ticonderoga, Cincinnati und Quebec gesehen, ehe unser Einer die Hand umdreht. Die Bücher schießen in Unzahl neben einander auf, wie die Amerikanischen Städte, und ihr Volumen schwillt mit eben so überraschender Schnelligkeit an, wie die imposanten Massen der Gebäude in jenem Lande der Wunder vor unseren Augen emporsteigen.

Mit so großartiger Eile ist das gegenwärtig vor uns liegende Buch nicht abgefaßt, sondern es bietet und die Ergebnisse aufmerksamer Beobachtung und tiefen Nachdenkens. An Beschreibungen und Schilderungen hat es der Verfasser nicht fehlen lassen; der Leser demerkt jedoch sehr bald, daß der Reisende sich am liebsten mit solchen Fragen und Untersuchungen befaßt, die den sittlichen Zustand und die materielle

Digitized by Google

Wohlfahrt der Bevölkerung angehnt, also mit Moral und Philanthropie. Mit besonderem Interesse und mit einem fieberhaften Eifer, um dessentwillen wir den Ehrenmann liebgewinnen, kommt es immer wieder auf die Sklaven-Frage zurück. Wie niederschlagend, daß eine solche uns in dem freien Lande Amerika entgegentritt! Gleichwohl müssen wir sie kennen, daß unser Freund, voll tiefgefühlten Unwillens gegen die Verurtheilte, worunter der sanfte Mensch leiden, und gegen die unwürdige Behandlung, die er redenden muß, ganz begreift, die Verhältnisse und Zustände zu ermäßen, unter welchen diese Verurtheile entstanden sind und woran sie sich noch heute nähren und stets neu ergenzen.

Fern sei es von uns, die bodenlose Ungerechtigkeit und Gehässigkeit des Sklavenwesens beschönigen zu wollen; nur wäre es uns ermöglicht gewesen, wenn der Verfasser uns den Bau und Zusammenhang dieses Staats-Körper mit etwas kaltblütigerer Ausmerksamkeit untersucht hätte; wir wüsten dann nicht bloß die begreifende Wärme seiner Empfindung und Darstellung bewundern, sondern auch in die Schlußfolge und Resultate, welche er aufstellt, mit Ueberzeugung einstimmen können.

Die britischen Felonen, welche die Sklaverei für die Gegenwart und noch mehr für die Zukunft nach sich zieht, schweben Heern Ridby nie aufdrücklich vor, und nur selten spielt er auch von diesen peinlichen Sinn drücken frei. „Nichts war mir beleidender", sagt er, „als die unbegreifliche freiwillige Verblendung, worin das ganze Volk von Amerika über diesen Gegenstand hinlebt; undegreiflich nach allen Vorstellungen, die ich mir von der Intelligenz und dem praktischen Verstande dieses Volkes zu machen gewohnt war. Tag und Nacht sollten mich die peinigendsten Gedanken; zu schweigen, schien mir eine Feigheit, und mein Reden konnte doch nichts bessen."

„Durch Unterdrückung und grausame Gewalt hat sich Amerika bereichert; wenn nun der Tag der Vergeltung kommt, — und wahrlich, er ist nahe, — wie wird es vergüten können, was es an der leidenden Menschheit verbrochen hat? Wie wird Washington und Jefferson bestehen dürfen, daß ich meine Reise mit dem Vorsatz antrat, Amerika volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ich hielt sie gewiß, daß mir in England Manches in unrichtigen Lichte dargestellt worden, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, meine Landsleute bei meiner Rückkehr eines Besseren belehren zu können. Leidere kann meine Ueberzeugung nicht in meiner Brust, und ich habe zum Antlager derjenigen werden müssen, die ich zu verbrüdigen gedachte."

Von dieser lebhaften Weise, zu empfinden, zeugt das Buch bei jeder Gelegenheit; es ist daher kein Wunder, wenn der Verfasser so überaus häufig auf die Farbigen, ihre unglückliche Lage, ihre äußeren Beschwerden und auf die Abschaffung der Sklaverei zu sprechen kommt. Nächstdem schilt er und machend hinlebenden über die Gefängnisse, über das Straf- und Besserungs-System und über die öffentlichen Unterrichts-Anstalten mit; auch selbst es nicht an moralisch aufgefaßten Sitten-Schilderungen. An der Lebendigkeit des Kolorits, womit er die Beschreibung reizender oder erhabener Landschaften anzuschatten weiß, erkennen wir seinen Sinn für die Schönheit der Natur empfänglichen Sinn; das gerade Gegenteil dazu bietet ein junger Schotte, mit welchem unser Reisender zusammentraf. Derselbe war seine Jahre in Kanada gereisen und mit der Nickerie in sein Vaterland begrüßen, ohne den Niagara gesehen zu haben; er meinte, er hätte was Besseres zu thun, als auf Wasserfälle zu reisen.

Nicht minder vortheilhaft unterscheidet sich Herr Ridby von seinen reisenden Kollegen durch die ehrliche Wahrheitsliebe, womit er allerwärts das Gute anerkennt, und durch die Leichtigkeit, womit er sich in Gebräuche, welche von denen seiner Heimath sehr verschieden sind, findet und sogar seine Zufriedenheit damit ausdrückt. Wie finden an ihm wedre die steifig gleichgültige Zurückhaltung, noch die abgeschmackte Wunderlichkeit eines Engländers; er hat immer seine Fremde daran, sich mit Personen jeden Standes, jeder Rasse und jeder Farbe, wie er sie trift, einzulassen; er knüpft unbedenklich ein Gespräch mit den Reisegefährten an, welche ihm der Zufall auf den Wagen mitgiebt, und wenn ihn diese durch hartnäckige Schweigsamkeit zurückstoßen, so wendet er sich freundlich an den Fuhrmann.

Der Name Amerika, selbst wenn man ihn, wie in neuerer Zeit gewöhnlich geworden, nur auf den Gebiete der Vereinigten Staaten versteht, ist ein so allgemeiner, daß man nur sehr unbestimmte und ungenaue Vorstellungen damit verknüpfen kann. Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten, Erbensart, Alles gestaltet sich in den verschiedenen Provinzen verschieden; verlangte man einen Charakterzug zu wissen, welcher dem ganzen Volk gemeinschaftlich angehörte, so dürfte vielleicht kein anderer übrig, als das eingewurzelte Vorurtheil gegen die Farbigen. Doch giebt es auch in dieser Rücksicht ehrenvolle Ausnahmen, und nicht auf alle Personen paßt dieses Schibeleid der Amerikanischen Nationalität. Diesen einzigen Makel ausgenommen, der zum beständigen Anlaß seiner Klagen wird, findet sich Herr Ridby zu einem durchweg günstigen Urtheil über die Amerikaner veranlaßt. Er besitzt Scharfblick genug, um dies und jenes Unangenehme wahrgenommen zu haben; Wärme genug, um sich in ihren Delikatesse so empfindlich verletzt gefunden hat; er läßt sich aber dadurch einen übrigens angenehmen Eindruck nicht verkümmern. Zum Beispiel diene seine Erzählung von dem ersten Besuch, den er zu New-York abstattete.

„Der erste Eindruck ist immer der bauptsächlichste, und so werde ich mich stets mit Vergnügen der ersten Gesellschaft erinnern, in die ich zu New-York eingeführt worden bin. Ich war nämlich zum Mittagessen bei einer Familie geladen, die aus zwölf oder dreizehn Personen bestand, — beiläufig sei bemerkt, daß man in der neuen Welt keine übertriebene Besorchtungen an diese Zahl knüpft. Der Empfang war überaus herzlich, von steifem Wesen und aufgezwungen Zurückhaltung keine Spur, und dies trug gewiß nicht wenig, als die Liebenswürdigkeit der Gesellschaft zu meinem Vergnügen bei. Sobald ich Gelegenheit hatte, mich mit den einzelnen Gliedern der Familie näher bekannt zu machen, konnte ich mich überzeugen, daß Wohlwollen und Freundschaft brauchen in ihrem Charakter lag. Ich machte die Bemerkung, die sich mir auch später überall, wo ich häusliche Verhältnisse näher kennen lernte, bestätigt hat, daß hier sehr im Gegensatz zu den Sitten und Gesinnungen des Mutterlandes die Familienbande sehr fest und ein Gegenstand der innigsten Beachtung sind. Für gewöhnlich wohnen Vater, Mutter, Großältern und Kinder der ersten, auch wohl der zweiten Generation von jenem Alter unter einem Dache. Es wäre gewiß interessant, den Grund zu wissen, weshalb diese Verschiedenheit der Häuslichkeit den Sitten bei zwei Völkern beruhen mag, deren eines vom anderen abstammt. Ich wäre geneigt, an den Unterschied der Gesetze über die Erbfolge zu denken."

„Meine Bekanntschaften gehören zwar dem größeren Theile nach noch nicht zur Aristocratie, zu den Aristocraten Klasse der Verdrüber von New-York; doch kenne ich so viel Leute dieser gesellschaftlichen Klasse, um berechtigen zu können, sie untereinander sich von ihres Gleichen in England lebhaft dadurch, daß sie eben dasan gewöhnt sind, in anderer Formen, die dem Wesentlichen näher oder ferner liegen, Wichtigkeit zu setzen. Uebrigens selbst es dem Amerikanischen Gentleman keineswegs an dem angeborenen savoir-vivre, an der Artigkeit des gefälligen Umgangs, welcher gegenüber ein Jeder sich bald in behaglicher und natürlicher Stellung findet."

(Schluß folgt.)

Belgien.

Mecheln und Antwerpen.

(Schluß.)

Einen ganzen Sonntag brachte ich in den Kirchen zu. Dort weiß man die Bevölkerung Antwerpens und der Umgegend aufsuchen. An jenem Tage hatten Andacht und Regen die Kirchen mit Gläubigen angefüllt; das schlechte Wetter machte das Straßleben, die Krone der Septembers-Festlichkeiten, unmöglich. Einige Planets Kavalleerie, die genöthigt waren, die Regierung bei diesem Feste ohne Theilnehmer zu repräsentiren und den die Obsigkeit betreffenden Theil des Programmes zu erfüllen, hielten unbewegsich in den Straßen und auf dem Land und ließen ihre schönen Uniformen von Barrierestarm Nacht durchnässen. Die Belgischen Wimpel, roth, blau und gelb, die unsere breitbäigen Fahne gleichen, wenn das Wind der letzteren vom Regen beschwert ist, hingen kalt und tröpfelnd von den Masdämmen herab. Ein Bild der Mattigkeit solcher Feste. Die Menge drängte sich in den schönen, großen, geschmückten Kirchen, in der Kathedrale, in der St. Jakobs-Kirche und anderen mehr, deren Namen ich nicht behalten. Wie weiten unsere gelehrten Katholiken schon, die so von derselben Liebe für die Kathedralen eingenommen sind, wie die letzten schönen Geister des Heidenthums für die Tempel, wenn sie sähen, welch Sorgfalt man hier auf die Kirchen verwendet, und wie hier die seiche Farbe in Glasen gehalten wird, die ihnen so viel reflektierten Unwillen und so viel eifernde Phrasen entgegnet hat! Eine Kirche ist hier keine Denkmäler dieser Gothischer Baukunst, sondern ein bewohntes und besuchtes Haus, für das die Gläubigen, wie ein guter Familien-Vater für das seinige, Sorge tragen, und das sie darum, weil sie sich täglich darin aufhalten, nicht wegen seiner Stein-Zierrathen, liebhaben. Da, wo der Glaube erloschen ist, kann man wohl in den Städten, die alte Kirchen der Form, sogar Schönheit nicht daran, sich schauen den Kopf der Zeit: hier auch wohl, sie gefunden zu machen, ehe ihre schöne, melancholische Nachtheit. Wenn aber Jemand dies oder etwas Aehnliches in diesem Lande, wo der Religionseifersucht noch in voller Kraft ist, aussprächte, so würde man ihn für einen Narren halten; und wenn er gegen die gelbe Uebertünchung derzigen wollte, er brächte die Gläubigen sämmtlich in Harnisch. Auch alle Feste über Kirchen, alle Prozessionen, die man hier sehen, wie noch Verschiedenheit des Ortes und der Menschen jenes schöne Eifer für die Denkmäler, der dann beseelt, die der Zeit und Verzessenheit als Beute zu überlassen, für ein Zeichen von gutem Geschmack oder für ein einfältiges Geschrei gelten kann.

Was mich anbetrifft, so war ich in den Kirchen Antwerpens mehr mit den Menschen, als mit den Steinen beschäftigt. Männer und Frauen teaten mit einer so aufrichtig und natürlich frommen Miene ein, nahmen das Weihwasser und machten das Zeichen des Kreuzes mit solcher Gewissenhaftigkeit und mit so weniger Beachtung der weltlichen Höflichkeit! Beim Vorübergehen an den Kapellen tieften sie sich so tronbezig auf beide Knie nieder, die Frauen fürchteten nicht, ihre Kleider zu verknittern oder in den Kot der Steinplatten zu beschmutzen! Sie süßten das Kelchschäuflichen mit so vieler Andacht und Ehrfurcht! Sie sofgten, die Kerze in der Hand, der Prozession mit so religiösem Schritte und fangen die Psalmen so recht aus vollem Herzen, einige Lateinisch, die anderen Flamändisch! Welch' ein Schauspiel, kann hundert Lieues von Paris entfernt, Kirchen zu finden, in die man sich begiebt, um zu beten und nicht um dahin zu gehen, wo Leute von gutem Ton hingehen, wo die Königin hingeht, wo auch die Stadt-Ergrenzen hingehen, um die Diebe zu bewachen, die hier den Maulaffen, welche die religiösen Ceremonien angaffen, die Taschen ausräumen, wo junge Predigen zu einem Auditorium literarischer Freunde von der Moral und nicht von den Glaubenslehren reden. Ich sah drei Personen, die man in Paris „Herren" titulieren würde, als Mitglieder religiöser Brüderschaften in ihrem Hora-Buch lesen, wie unserer Pariser Katholiken in einem Roman. Ich kann zwar nicht sagen, daß mich diese etwas zu sehr ausgetragene Frömmigkeit sehr gerührt hätte, oder daß sie mich erbaut, die von Leute

Digitized by Google

ten, welche ihren Saum nicht verstehen, zwischen den Zähnen hergenommen werden, nicht den Menschen herabwürdigten, wenn er sie je zu bestimmten Tagen und Stunden adressirt, ohne dabei von seiner Demuth erfüllt zu seyn, die dem Menschen in seinen Beziehungen zu Gott so wohl anstehet; aber wo nur viel besser gesalzt wird die Einfalt der Gesinnung dieser Flammländer, als die gelehrte Frömmigkeit unserer jungen katholischen Heiden, die bei den schönen Worten einer Predigers, der „Christus" anstatt „unser Herr" sagt, in die Hände klatschen, oder als der Eifer unserer Damen vom Finanzwesen, die in vier Sprachen eine Predigt verstehen, aber nicht genug, um mit einer Toilette nach der neuesten Mode zu glänzen! Unsere Neo-Katholiken schauen sich gar zu leichtsinn Widersprüch, sie wollen mit ihren Herzen und ihren Leidenschaften Kinder des Jahrhunderts und Ehristen mit dem Verstande seyn. Es giebt, wie mir scheint, nur zwei wichtige Rollen für einen Mann, der im Schooße einer Religion geboren ist, die ihre Macht vers loren hat: der aufrichtige, treubetzigt von der Mutter auf die Kinder übergegangene und von allen menschlichen Streitigkeiten reine Glaube, oder der muthige Zweifel, der, bei dem Zusammenstoße aller religiösen Glaubens-Bekenntnisse, sich auf das moralische Gefühl, diese einzige Offenbarung Gottes an die Menschen, stützt, der durch gute Handlungen den Werth jeder positiven Religionen, das sie schwankende Gemüther so verführerisch und gefährlich ist, auszuschließen sucht. Die Mitte zwischen diesen beiden Zuständen kann nur eigennützige Heuchelei oder eine bedauernswürdige Religion geben.

Zum Tische des Herrn treten allsonntäglich eine große Anzahl Gäste beiderlei Geschlechts und von jedem Alter. Ich sah dort Kinder noch unter zwölf Jahren, die an jenem mystischen Mahle mit einer eingelernten Zerknirschung Theil nahmen, durch die der Leichtsinn und die Unbeholfenheit, welche diesem Alter so natürlich sind, kreuzlich hindurchschimmerten. Ein Mädchen stößt mit dem Ellenbogen ihr Nachbarn, theilt ein Lächeln mit, und so vermindert sich der Antheil ein durch die Mischung von Ernst und Kinderei, womit sie das Sakrament empfing. Die Kleine war gebrechlich und hager, ihr Kruzifix reichen von Fasten und schmerzhaften Kasteiungen abgemattet, auf ihrem Gesicht lag erlöschender Ernst, die Augen ausgenommen, welche die ganze Zerstreuung der Jugend verriethen. Ich schätze die sie nicht älter als zehn Jahr. Sie nahm sich wirklich gut aus, gekleidet in Weiß und gekrönt mit Myrthe dem heiligen Tische, ganz allerliebst die vollendeten Beschwestern nachahmend. Als der Priester ihr das heilige Brod reichte, schloß sie die Augen, empfing die Hostie und ließ dann, von dem Gast der Nachfährerei geleitet, der den Kindern so eigen ist, ihren Kopf auf das Geländer sinken. Nach einigen Sekunden voller Sammlung gleitete sie auf ihren Sitz zurück, setzte sich hinab, lehnte an ihren Platz zurück, kniete auf ihrem Stuhle, der gebet als sie selbst war, mieder, murmelte einige Gebete, dann gewann die Zerstreuung wieder die Oberhand, und sie sah sich eingenm, jedoch ohne sich darum zu stümmern, ob sie selbst auch angesehen würde, darin ganz verschieden von den Beschwestern, die immer nur an die sie umgebende Menge denken. Ein wenig weiter hin standen andere Scenen vor. In einer gegenüber liegenden Kapelle reichte ein junger schöner Priester kleinen Kindern aus dem Volke, die von ihren ältern Schwestern getragen wurden, das Kelchchristkörchen zum Kusse dar; sie drückten ihre kleinen Lippen anschreinend nicht ohne Furcht darauf; auch junge Mädchen aus den benachbarten Dörfern, in bunten Mänteln, mit einer Art Schappe Schleyer um den Leib, deren sie sich im Vorhofe als Schutzmittel bedienen, und mit Spitzen-Hauben, deren lange Flügel gegen die Ohren anschungen, drängten sich zum Küssen drebei. Weiter unten in einer Kapelle wurde eine Todtenmesse für einen Verstorbenen gelesen, dessen Sarg mitten in der Kapelle auf einer erhöhten Estrade stand. Nach beendigter Messe näherte sich der Priester mit dem großen silbernen Kreuze dem Sarge, er deckte das Leichentuch auf und sprengte auf das entblößte Holz mit dem einen Ende des Kreuzes das Zeichen der Erlösung ein, worauf sechs Männer in geistlichen Gewändern ihren Bruder auf die Schultern nahmen, den Kopf gegen die Bretter des Sarges stemmend, das Leben gegen den Tod, dicke Flamme ländische Bauern gegen einen Leichnam, und ihn so hinaus trugen. Einige Menge von Gläubigen, die weder Verwandte noch Freunde des Verstorbenen waren, betraten sie mit einer gebeugten Andacht, wie wenn sie ihm von ganzem Herzen die ewige Seligkeit wünschten, ohgleich sie ihn bei Lebzeiten vielleicht nicht mit einem Gulden unterstützt hatten.

Es ist kein übler Leumund, wenn ich hier Straßaar zu finden glaube, denn sie klagen sich selbst an. Man ist hier eben nicht freigebig; — oder wäre man es doch? Ich zum wenigsten sah Niemanden einen Flammländischen Sou in die lackirten Blechbüchsen werfen, breite Deckel auf Französisch und auf Flämisch die Leute zu einer milden Gabe auffordern, und die von den mit dem Almosensammeln in der Kathedrale beauftragten Männern, einer Art Kirchendienern mit einem kleinen schwarzen Kragen auf den Schultern, ganz vergebens geschüttelt werden. Und doch hanter der Umgang durch die unermeßliche Kathedrale sehr lange, die in ihr Schiff und auf ihre beiden über einander befindlichen Seiten-Chöre die ganze Bevölkerung Antwerpens ausfüllen könnte. Ich sah auch nicht einen Centime auf die blecherne Schaale fallen, die ein kleiner Chorknabe, der dem jungen Priester bei der Ceremonie des Kelchschüssel-Kusses assistirte, allen denen hinbietet, die dieses Schlußstücken gethigt hatten. Ich zweifle sehr, daß man beim Opfern der Armenbüchsen, deren Anzahl im umgekehrten Verhältniß zu den Freigebigen steht, und die an jedem Pfeiler durch eine Französische und Flämische Inschrift sie die Verächtlichkeit der Kirche und der Armen bieten, nach einer großen Messe, wo die Gläubigen zu Tausenden anwesend waren, auch nur einen Centimen darin gefunden haben wird. Man ist zwar sehr fromm in diesem Lande, aber man giebt bei seinen Lobpreisungen nicht der Kirche, noch sonst Jemanden etwas; eben derselbe aber, der in voller Lebenskraft und Liebe für sein Hab und Gut aus seinem Innern der Kirche auch nicht einen Sou geschenkt hat, wird sie in der Stunde seines Todes, wenn er von seinen besten Haabe seines Lebens abzuschließen meint, den Austausch des Paradieses nämlich gegen sein Vermögen, alle seine Güter vermachen und seine armen Verwandten nicht im Geringsten bedenken, wie man das häufig in Belgien findet. Die Kirche ist darüber weiter nicht böse, denn sie hat ein gutmüthiges Gemüth und rechnet immer auf ihren Todten. Daher kommt auch die unverbesserliche Verschwendung, trotz der Lumpen ihrer Armenbüchsen, die beständig für die Verdürftigkeit der Kirche bitten.

Wenn ich denn, was man mir sagte, Glauben beimessen darf, so sind sie eben so karg gegen das Theater, wie gegen die Kirche. Sie pfeifen die Schauspieler aus, würden aber nicht einen Sou geben, um solche zu belohnen, oder um sonstiges Interesse dafür zu bezeugen. Sie bestehen ganz die Dynastie des Parterres' der kleinen Städte gegen seine armen Leute, deren Mittelmäßigkeit im Grunde nur ein sehr feiner Instinkt aufwägender Gerechtigkeit ist, indem sie ihren Zuschauern für ihr Geld Bezahlen genug verschaffen. Nur in Bezug auf guten Französischen Wein ist man nicht geizig; dies ist der Luxus des Landes. Ein gut versehener Keller und von Zeit zu Zeit, um ihn zu leeren, Tischgenossen oder Nebenbuhler auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, von denen man bewirthet seyn möchte, darin besteht die Großmuth der Leute. Sie ist verdächtiger Art, sey es nun, daß der Verschwender die beste Hälfte seines Vermögens vertrinkt, oder daß es seiner Eitelkeit schmeichelt, mit den Schätzen seines Kellers zu prunken. Sind diese Sitten aber nur im Antwerpener Lande zu finden?

Da ich des Theaters gedacht habe, so muß ich doch berichten, was ich darüber gesehen. Was das Personal anbetrifft, so steht es damit wie auf allen Provinzial-Theatern. Acteten von herumziehenden Truppen, denen es zur Gewohnheit geworden, falsch zu singen, mittelmäßige Schauspieler, Chöre, welche die Partituren verstümmeln, und ein Parterre, das so schwer zu befriedigen ist, als ob seine Sitzenge bessere Wahlen herbeizuführen vermöchte, oder als ob die Regierung die Intrigue kannte seiner Vergnügungen wäre. Es ist so in Antwerpen, wie o Jammer, so steht es auch in Brüssel! Das Schauspielhaus in Antwerpen ist jedoch ganz allerliebst. Ich habe so bald keinen hübscheren, bequemeren und eleganteren Saal gesehen. In diesen vergoldeten Logen sucht man ganz natürlicher Weise die Ueberbleibsel der Rubens'schen Nymphen. Die Antwerpener Damen sind dick, rund und reichlich mit jenem Schönheiten gesegnet, die das Herz des deutschen Landsmannes erfreuen, der es sehen kann, ohne Gattin, Niemanden meinen Mitleid zu haben, als meiner Junggesellin. Man muß bei diesen Damen weder Ausdruck noch bestimmte Physiognomie suchen, denn die Schönen trinken hier fast eben so viel Wein als die Männer und essen verhältnißmäßig eben so stark. Die Bildung des Geistes, die feine Tailles, zarten Geschtsausdruck, innen Lebhaften und tiefen Blick verleiht, ist ihr Unterkannt; man bittet, man ist, man ruft, man ist Uebrige in Gesellschaft, Nachdenken, Gefühl oder schlechten Geschmacks in den geistigen Gewohnheiten anderer Länder. Daher kömmt es vielleicht, daß die Damen sich einer so guten Gesundheit in einem so nebligen kalten Klima erfreuen, welches sie, dem Anschein nach, nicht sehr stärken kann. Die Vernachlässigung aller geistigen Bildung macht also ein Gesundheits-Besserungsmittel, das man nicht genug loben könnte, so wie das Verbot des Schweinefleisches in den muhamedanischen Ländern.

Man beklagt sich auch, daß der Geist, der in diesen üppigen Gesundheiten hause, weder wohlwollend noch barmherzig sey, und daß, wir dies häufig in den Ländern der großen Frömmigkeit und des großen materiellen Wohlstandes zu Fall ist, die Unterhaltungen der Frauen hier Betteinmündungen und Beobtrics-Kämpfe ohne Witz und Geist seyen; dieser Mangel einer ernsten Erziehung, der Niemanden geschonet, von seinen eigenen Hülfsquellen zu leben, und der Jedermann aller Welt nothwendig macht, ist Schade, wie man sagt, daß man nur die Leute in so weit achtet, als man ihrer bedarf, und daß man weder allein zu leben, noch diejenigen, welche man nicht mehr entbehren kann, zu lieben vermag; man sagt auch, daß jede Abweichung von den allgemeinen Flachheit, sey es nun, daß sie sich durch eine sorgfältige Erziehung oder durch ein feineres und natürlicheres Benehmen kund thue, hier sogleich Sonderlichkeiten und saldungsvolle Bosheiten gegen sich hervorrufe. Herrschen aber wieder nur in der Stadt Antwerpen diese Sitten? Was mich anbetrifft, so ich nur ein unbedeutendes Echo dieser „Sagen" bin, der nur bestätigt, was es gesehen hat, und Alles gern verwischt, was nicht zum Vortheil der Fremden spricht, ich habe ein Vergnügen daran gefunden, auf den Gesichtern der Antwerpenerinnen, in diesem glanzlosen, kräftigen Teint, auf diesen schönen, durch klasse Flecke unterbrochenen Farben den ernsten, gesunden Sinn der Familien-Mutter herauszulesen, einen Verstand, der dem Manne in ehelichen Verhältnissen zu Hilfe kommen kann, und jene Güte, die Alles hofft und Alles, Ertragung, Talente, als seine Tailles, anstrucksvolle Blick, schlanke Gestalten und als alle die Eigenschaften, die nur den begleiten, der damit begabt ist. Ich verbürge mich für nichts von dem Allen, was man hier Unglückliches über die Antwerpener Sitten gelesen hat, außer für die allgemeine Langeweile, die sich an den September-Erinnerungsfesten, trotz der Aufforderungen zur Freude, auf allen Gesichtern ausprägte, und für das erfolglose Resultat des Kelchschüssel-Kusses, der Bleichsüchten in den Händen der Almosensammler und der Gotts- und Armenkasten; diese beiden Fehler aber werden bei Manchem am Ende gar für Tugenden gelten; für alles Uebrige werde ich die Verantwortlichkeit auf jene liebenswürdigen Ausplauderer, die mir die Geheimnisse ihres Landes offenbarten und dieselbe nur Vertrauter preisgemachten.

Rikard.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Tlr. (1 Fl.) vierteljährlich, 3 Tlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Postämt. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Freitag den 9. September 1836.

Belgien.

Rubens und Quinthn Messys.

Aus Rifard's Reise-Erinnerungen.

Antwerpen ist voll von Rubens' Ruhm. Das Grab dieses großen Meisters ist in einer besonderen Kapelle der prächtigen St. Jakobs-Kirche. Drei große viereckige Steine, mit Lateinischen Inschriften und einer Art von Wappen versehen, nehmen den ganzen Fußboden der Kapelle ein und bedecken mehrere Todte mit dem Namen Rubens. Auf dem Mittelsteine liest man das Datum der Geburt und des Todes des einzigen Rubens, dessen die Nachwelt sich erinnert, und eine Art von Elogium, in welchem, außer anderen Eigenschaften, auch sein seltenes Geschick in Geschäften und das diplomatische Talent gepriesen wird, das er bei einer Unterhandlung zwischen Philipp IV. und Karl I. bewies. Dieser Stein entdeckt aller Herrath. Auf dem Museum zeigt man seinen unter Glas aufbewahrten Sessel, ein altes Möbel, das durch sein Andenken geheiligt wird. Er ist mit Leder überzogen, mit vergoldeten Nägeln beschlagen und mit erhabenen Bergoldungen, wie der Einband eines Buches, verziert. Er zeugt von einem vornehmen Hausrathe. Auf dem Sessel liegt eine Krone von verwelkten Immortellen, als Symbol der Unsterblichkeit, die aber weniger dauernd als seine eigene war. Auf diesem Stuhle saß der wunderbare Farbenkünstler. Warum läßt man nicht alle junge gekrönte Maler daraus niedersitzen, wie man in Montpellier allen Doktoren der Medizin die angeblich Rede Rabelais' anlegt? Die Berührung der alten Reliquie würde ihnen vielleicht, wenn auch nicht Rubens' Genie, doch zum wenigsten Erfurcht vor der Kunst einflößen, was auch schon ein Talent ist.

Das Antwerpener Museum besitzt von Rubens vierzehn Gemälde und Portraits, alle ausgezeichnet, wiewohl auf verschiedene Weise; sie gehören seinen beiden Manieren an, die eine süßmisch und hingewerfen, die andere rubig und überlegt. Ich weiß nicht, ob man ihm sonst zwei Manieren zuschreibt, und ob es nicht eine neue Meinung ist, die ich da aufstelle. Um aber nicht in das Recht der Kunstrichter von Profession einzugreifen, deren Sache es ist, solche Unterscheidungen zu machen, füge ich hinzu, daß man die meinige im moralischen Sinne nehmen muß, und daß es von diesem großen Meister Gemälde giebt, in welchen das Kolorit die einzige Schönheit ist, und wiederum andere, wo man es mit bewundernswürdiger Zeichnung, schönem Entwurf und herrlichem Ausdruck vereint findet. Wenn ich noch eine Unterscheidung wagen dürfte, die dem Thäter und meiner Unwissenheit in der Malerei noch angemessener ist, so möchte ich sagen, daß in den einen viel, in den andern aber nur wenig Arbeit sey, oder, wenn dies noch zu anmaßend schienen sollte, daß die einen Erzeugnisse der Fertigkeit, die anderen aber Kinder der Begeisterung sind. So würden „der todte Erlöser in den Armen seines Vaters", Nr. 74, und „die Jungfrau mit dem Jesuskinde und den heiligen Joseph", Nr. 85, der Letzteren angehören; „das Abendmahl des heiligen Franz von Assisi", „die Anbetung der Weisen", „der Erlöser am Kreuze", Nr. 76, 77 und 86, würden hingegen der Begeisterung zuzuschreiben seyn. In ersteren wirft sich nur die Eigenschaften des Meisters, die Rubens nie fehlen, seine Farbe und die Kühnheit des Pinsels; in den anderen bewundere ich, außer jenen natürlichen Gaben, noch Schönheiten, wobei das Nachdenken den angeborenen Instinkt vervollkommnen hat, reiflich erwogene Gestalten, studirten Ausdruck der Köpfe, Mäßigung des Pinsels, einen weise berechneten Entwurf und endlich die sorgfältige Ausführung, die ein Gemmel, der allen Arbeiten das Gepräge der Dauer verleiht und den Künstler sowohl in den Schriftstellern, als in Rubens nie fehlen, diese Eigenschaften schon ausgezeichnet sind, auf eine Höhe stellt, auf der sie von allen Punkten der Erde gesehen werden.

Unter die schönsten in seiner ruhigen und gereiften Manier muß man den „Christus, der dem heiligen Thomas seine Wunden zeigt", rechnen, ein Gemälde von so einfachem und edlem Ausdruck, daß dem das Erstaunen des Thomas so natürlich und mit einer so feinen Abstufung von Glauben und Liebe zu dem todtgeglaubten ehemaligen Lehrer dargestellt ist, und wo man auf dem Antlitz Christi, als er den ungläubigen Jünger wiederfindet, noch einige Spuren der letzten Kreuzes-Martern zu lesen glaubt, welche die Auferstehung noch nicht verlöscht hat. Die beiden Portraits an den Seiten, einen Mann und eine Frau darstellend, beide Meisterwerk, dienten diesem Gemälde als Flügel. Die ganze Arbeit war ein Epitaphium für den Bürgermeister in Antwerpen, Nikolas Rockox, einen Freund von Rubens. Das männliche Portrait ist das des Bürgermeisters, das weibliche Bildniß stellt seine Frau, Adrienne Perez, vor. Das Meisterstück des Rubens in dieser Art und überhaupt eines der größten Denkmäler der Malerei ist die berühmte „Kreuz-Abnahme". Diesem wunderbaren Gemälde gegenüber würden alle Auseinandersetzungen und enthusiastische Phrasen lächerlich seyn. Man vermag es nicht würdig zu loben. Es ist mit gewissen Kunst-Denkmälern, wie mit manchen großen Männern; da man von ihnen nicht auf gewöhnliche Weise sprechen will, so spricht man mit Pomp, man versteigt sich in künstliche Wärme, um ein wahres Gefühl auszudrücken; das Beste ist, die Leute anzusehen, daß sie selbst hingehen und sehen. Wenn das Schauspiel von der Art ist, daß man, wenn auch mit einiger Mühe, dem Leser davon einen hinreichenden Begriff beibringen kann, so muß man dieselbe nicht sparen; denn es ist für denjenigen, der in fremden Ländern Großes und Merkwürdiges gesehen hat, eine Art Pflicht, denen einen Theil seines Vergnügens mitzutheilen, die durch ihre Verhältnisse dahein zurückgehalten werden. Aber welche Feder wäre im Stande, die Wirkung dieser „Kreuz-Abnahme" zu schildern, wenn der Gödiner der Kaiserale, zu dessen Amt es gehört, die Sehenswürdigkeiten derselben zu zeigen, nachdem er uns in das rechte Licht gestellt, die großen Klappen, die das Gemälde bedecken, feierlich öffnet, und wenn nun dieses Kleinod der religiösen Malerei vor uns erstrahlt, durch seine gewaltigen Proportionen, durch den wohlberechneten Glanz seiner Farben, durch die Schönheit und Harmonie seiner Linien, durch den pathetischen Ausdruck seiner Gestalten mächtig auf Seele und Auge wirkend. Welche Göttlichkeit in diesem Leichnam! Welches Ideal des tiefsten Schmerzes in dieser Mutter, deren gegen den Körper ausgebreitete Hände zu fürchten scheinen, man möchte ihn fallen lassen, und die doch nicht wagt, ihn anzufassen, weil diese Berührung zu schmerzhaft für sie sein würde! Rubens konnte nie die Gestalt der Jungfrau malen, weder wenn sie, als junge Mutter, jedoch immer noch Jungfrau, das Jesuskind auf ihrem Schooße hält und es mit unwillkührlicher Ehrfurcht anlächelt, noch wenn sie im Mysterium der Himmelfahrt, mit ewiger Jugend begabt, in einer Wolke, von Engeln umringt, zum Himmel aufsteigt. Hier Rubens hat das Ideal der Schmerzensmutter, der Mater dolorosa, aufgefunden. Das kömmt daher, weil die Schmerzen von irdischem Stoffe sind, als die unbefleckte Mutterschaft, aber die Seligkeit des Himmels, und so mußten sie auch Rubens rein irdischem Pinsel besser gelingen, als jene Darstellungen von Mittelzuständen zwischen Gott und Menschen, deren Geheimniß Raphael allein besaß.

Und doch fehlt etwas an diesem herrlichen Gemälde; es ist vielleicht ein Antlitz allgemeiner Trauer, nicht auf den Gesichtern, auf welchen, das der Magdalene ausgenommen, dessen Ausdruck nicht stattfindet genug ist, diese reine Trauigkeit allerdings erscheint, sondern im Ensemble des Gemäldes, dessen glänzende Farben wohl solche Seiten belebigen können, die mehr von der geistigen Seite der christlichen Religion angeregt werden. Zwar brauchen in der Wirklichkeit die Gemälde der Personen, die leidend oder dankend bei dieser blutigen Szene auftraten, durch die Wirkung ihrer Schmerzen nicht erblichen zu seyn, und das Licht des Himmels schein nicht weniger rein und hell auf unseren Kummer, wie auf unsere Freude, auf das weinende, wie auf das lächelnde Antlitz. Aber im Ideal, nach welchem der Maler doch streben soll, muß zwischen der Kleidung und den Gesichten, zwischen der Handlung und dem Schauplatz, zwischen dem Menschen und dem Himmel eine gewisse zarte Uebereinstimmung walten, die nicht der Wirklichkeit entgegen ist, für aber doch in einem erlaubten Maße modifizirt. Dieses Erforderniß hat Rubens nicht beachtet. Welche Farben will er für ein Fest erkennen, wenn er die glänzendsten seiner Palette für die Herabnahme eines Gekreuzigten verwendet? Das unterscheidet Rubens' Kunst von der Kunst Raphael's; dadurch wird eine idealistische Schule immer höher als eine materielle stehen, und darum werden die Italiäner ewig die Meister der Spanier und Niederländer bleiben. Aber diesen Fehler aufgenommen, der eine strenge und ein wenig gebildete Frömmigkeit belebigen kann, besitzt das Gemälde der „Kreuz-Abnahme" unendliche Vollkommenheiten, mag man es nun nach den allgemeinen Regeln der Kunst beurtheilen, oder mag man es mit Rubens' anderen Arbeiten vergleichen.

Ich muß es immer wiederholen, dieses Gemälde ist ein Gegenstand unaussprechlicher Ueberschauung für die, welche Rubens nur aus jenen unangenehm schönen Werken der Galerie Medicis kennen. Alles, was man dort nicht zu finden bedauert, durchdachte Compostion, Ausdruck, Gedankentiefe, sorgfältige Zeichnung und jenes Etwas, das mit dem Auge nicht erfaßt werden kann und das uns sagt, der große Künstler wie der große Maler habe nur, weil ihn die Unvollkommenheit aller menschlichen Mittel daran verhindert, nicht seine ganze Intention ausgedrückt, dies Alles sieht oder fühlt man bei der Betrachtung der „Kreuz-Abnahme." Dieses Gemälde gehört zu der kleinen Anzahl derjenigen aus der Niederländischen Schule, in denen uns noch etwas An-

Digitized by Google

deres ergreift, als bloß der reine, gewaltige trin physische Eindruck, den der blendende Glanz der Farben hervordringt; hinter den Herrlichkeiten der irdischen Schönheit entdeckt man in ihm noch ein wenig blauen, tiefen Himmel. Man sieht zurück, man sinnt nachher nach, und das ist die größte Lobeserhebung, die man einem Niederländischen Gemälde machen kann. Die Mehrzahl von Rubens' Werken und vor allen die der Galerie Medicis sehen aus wie Kinder seiner Phantasie und Spielereien seines Pinsels. Er strebt nicht danach, spätern Geschlechtern, sondern blos seinen Zeitgenossen zu gefallen, die er durch seine natürlichen Eigenschaften bestechigt und ohne Mühe entzückt; er denkt nicht über seine Zeit und seine täglichen Erfolge hinaus. Bei der „Kreuzabnahme" ist er in den Schacht seines Gemüths hinabgestiegen, er hat zahlreiche Skizzen entworfen und verworfen, er hat in seinem Innern plötzlich Erscheinungen jener Schönheit gehabt, die er suchte, bei der Ausführung aber hat er Entzauberung und bitterer Schwermuth empfunden, er hat gezweifelt, gelitten, sich verzweifelt gestellt, und so hat er sein Meisterwerk hervorgebracht, wie eine Mutter ihr Kind gebiert, mit alle unsterbliche Weehe geschaffen werden, — unter großen Schmerzen, — er hat an Generationen gedacht, deren Beifall er nicht mehr hören würde; er hat vielleicht gewollt, daß die heiligen Bilder seines Gemüths den dru Glauben überleben möchten, der sie hervorgerufen, und daß die Kunst überseine die Religion untergehe, nachdem sie von ihr unterstützt worden. Er hat, um Alles zu sagen, diejenige Vollkommenheit erreicht, die den Kunstwerken jeder Gattung zu allen Orten und zu allen Zeiten erst die echte Weihe giebt. Auch tritt bei diesem Gemälde kein besonderer Styl hervor. Es ist ein Eigenthum Aller; Niemanden ist es unzugänglich. Der Reisende, der hundert Meilen zurücklegte, um es zu sehen, der Arbeiter, der Bauer aus der Umgegend, der es nach der Messe, beim Herausgehen aus der Kirche, einen Augenblick betrachtet und grüßt, die Frauen aus den niederen Klassen, die sich betrunken, wenn sie daran vorübergehen, diese Alle bewundern es gleich lebhaft, wiewohl freilich aus sehr verschiedenen Gründen. Genug, es ist wahre Kunst, es ist schön für Jedermann. Die Meinungen werden nur vor zweidreißigen Gemälden sein. Die Art zum Unterscheidungspunkte, Unterentwickelungen, Manieren aufs Tapet bringen werden Fehler, so Fehler Eigenheiten; man streitet, man versteht sich nicht; man kocht sich Köpfe, so viel Aufsichten; die eifersüchtige oder eigennützige Bewunderung des Kenners vertritt die Stelle der unwillkürlichen Nahrung und des einzigen Beifalls der Menge. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Addy's Amerikanische Reise.

(Schluß.)

Was unser Reisender über den Stand der Dienstboten in Amerika bemerkt, zeugt durchaus von seinem Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, und während er ihre Fehler nicht absonguirt, entschuldigt er sie mit Gründen, die allerdings in anderen Ländern und unter anderen Verhältnissen keine Kraft haben würden.

„In dem Hause, wo ich zur Kost und Miethe wohnte, bekam ich einen recht aufmerksamen und anstelligen Menschen zur Bedienung; er wußte sehr gut, welcherlei Speisen ich zu nehmen pflegte, und zu welchen Verrichtungen der Zustand meiner Garderobe mich nöthigte, so daß er fast immer meinem Verlangen zuvorkam. Er war fleißig, verständig und vom besten Willen. Zwei seiner Vorgänger im Dienste hatten sich, wie man mir sagte, noch trefflicher benommen; der Eine davon hatte ein Tausend Dollars erspart und sich gegenwärtig in Boston niedergelassen, wo seine Stellung in der Gesellschaft angesehener, wenn auch vielleicht nicht so einträglich war, als die seinige. In der Regel ist diese nützliche Klasse von Dienstboten in den Amerikanischen Städten aus den Provinzen Vermont und New-Hampshire gebürtig. Es verhält sich übrigens hier wie anderswo: gute Herrschaft macht gute Dienstboten."

So viel aber ist gewiß, daß das weiße hinunde Personal in den Vereinigten Staaten, da ihrer so äußerst wenig sind, sich viel herausnehmen darf. Daraus ergeben sich Anstritte, die eben so spaßhaft für den Zuschauer, als unangenehm für die Betheiligten sind.

„Die Klagen über das Betragen der Dienstboten sind dieselbe und zu jenseits der Gränze die nämlichen. Wie scheint es eben so unnütz als lächerlich, sich über einen Stand der Dinge zu ärgern, der in einer neu emkancenen Gesellschaft gar nicht anders seyn kann. Herr und Diener gilt in Amerika gleichviel, weil hier überhaupt nur die Reicht gilt; ihr gegenseitiges Verhältniß wird durch die allgemeinen Verhältnisse der Gesellschaft bedingt und bestehet in ganz Amerika in nichts Anderem, als in einer Theilung der Arbeit. In manchen Ländern werden alle schwierige und unangenehme Verrichtungen dem Dienstboten aufgebürdet; hier wird sie Jeder verrichten, der sie verrichten will, er bedeutt sich selbst. In England stellt sich der Dienstbote in seiner eigenen Meinung ganz unterwürfig auf die unterste Sprosse der Standesleiter, in Amerika weist er sich eine höhere Stelle an. Ein junger Engländer klattete einigen Freunden, die in einer binnenländischen Provinz wohnten, einen Besuch ab; sie bitten ihn höchlich um Gastfreundschaft, daß er ihn nicht in einem Hause aufsuchen dürfen; sie haben ihm keine Bequemlichkeit, keinen Mittagstisch, nichts in Küche und Keller zu bieten. Die Noth des Haushenrn rührte daher, daß er vor kurzem seinen weiblichen Dienstboten den Befehl eingeschärft hatte, sich nicht im Zimmer der Frau vom Hause aufzuhalten; er hatte wahrscheinlich nicht vorausgesehen, wie der im Geiste des Volkes eingewurzelte Stolz sich gegen diese neue Anordnung empören würde. Sämmtliche Dienstboten verabredeten sich, das Haus auf einmal zu verlassen, und noch hatte man keine andere an ihrer Stelle gefunden. Die Nachbarn nahmen den Vorfall in ernstliche Ueberlegung, und gaben sich viele Mühe, ein für allemal eine Demarcations-Linie zwischen der Küche und dem Gesellschaftssaal zu ziehen. Wer weiß, ob der Versuch nicht zur Unzeit geschieht und mit einer Niederlage endigt, deren Folgen schlimmer seyn würden, als der status quo."

Wir wollen jedoch ohne längeres Verweilen zu dem Gegenstand übergehen, womit es das Buch hauptsächlich zu thun hat. Man gewinnt die traurige Ueberzeugung daraus, daß in den südlichen Provinzen die Sklaverei in ihrer schreckrichsten Gestalt herrscht, und daß in den nördlichen zwar kein Sklavenvolken, aber ein allgemeines und gehässiges Vorurtheil gegen die Farbigen besteht, in dessen Folge sie als der verworfenste Theil der Gesellschaft erscheinen und die lästigsten Demüthigungen erleiden. Daher geht aus allen statistischen Angaben hervor, daß die Zahl der Farbigen bereits überaus beträchtlich ist und in viel schnellerer Progression zunimmt, als die weiße Bevölkerung. Die Thatsache dieser schnellen Vermehrung unter den unglücklichen Umständen läßt sich nicht ableugnen, und der jährliche Zuwachs an farbigen Menschen bleibt im Lande; hiervon wachsen nur einige Dutzende eine Ausnahme, wo es die Eigenthümer ihrem Interesse zuträglicher finden, die in ihrem Hause geborenen Sklaven zu verkaufen, als sie aufzuziehen. Wenn nun die Sklaverei aufgehoben würde, was sollte man mit dieser zahllosen schwarzen Bevölkerung anfangen, so fragen die Amerikaner. Darauf antwortet eine kleine Partei, welcher Herr Addy von ganzem Herzen beistimmt: „Man muß ihnen durchaus alle Rechte einräumen, die der weißen Bevölkerung zustommen; die farbige Menschenrace ist von Natur nicht schlechter als die weiße, sondern nur durch äußere Umstände herabgewürdigt; so, sollte auch in Folge dieser Befreiung eine völlige Vermischung beider Racen eintreten, was wäre für ein großer Schade dabei, wenn die Bevölkerung von Amerika ein Zeit lang mehr Mulatten zählte als gewöhnlich?"

Wir sagen, es ist eine kleine Partei, die so spricht, und lassen uns nicht irre machen, wenn Herr Addy uns das Gegentheil versichern will. Dagegen erhebt sich zwardereit die zahlreiche Klasse von Personen, die bei der Fortdauer der Sklaverei für ihr Vermögen betheiligt sind; hauptsächlich aber die Masse der weißen Bevölkerung aller Stände, die zwar vielfach verschiedene Meinungen über die Sklavenfrage hegt, aber in ihren Ansichten gegen jeden Schritt, der zu einer Annäherung und Verschmelzung führen könnte, einmüthig ist. Wir dürfen nur das Buch aufschlagen, um an Beispielen zu lernen, zu welcher Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit dies Vorurtheil auf seiner Höhe angartet. Es ereignet uns, von den Abscheulichkeiten zu sprechen, deren Schauplatz in jüngster Zeit die südlichen Provinzen gewesen sind; sie erreichen und übertreffen das Schandverhältniß, was Gemalt und Grausamkeit jemals gefördert haben. Sehen wir aus aber nach den gesetzlich bestehenden Ungerechtigkeit, von herzloser Härte und kalt berechnender Füllollsgkeit gegen die freien Schwarzen um, so berichtet uns auch darüber das Buch auf jeder Seite, wo wir es nur aufschlagen. So darf z. B. in der Provinz Ohio kein Farbiger als Zeuge in einer Rechtsverhandlung auftreten, wobei Weiße irgend betheiligt sind. In manchen Orten, z. B. in Cincinnati-Town, müssen die Schwarzen die Straßenlaternen und außerdem eine Taxe von ihren Läden, Fabriken, Waarenlagern und dergleichen entrichten; die Weißen sind gänzlich befreit davon. In Boston gestattet man den Farbigen kaum, sich beim Gottesdienst sehen zu lassen. Ein freier Schwarzer hatte von einem Schuldner, der nicht zahlen konnte, an Zahlungsstatt einen Sitz in einer Stadtkirch angenommen. Er suchte ihn zu bermiethen, aber Niemand wollte ihn nicht einmal besehen; er sich, selbst davon Gebrauch zu machen, und begab sich mit seinem Weib und seinen Kindern in die Kirche. Der Leser muß wissen, daß in allen Kirchen für die farbigen Zuhörer abgelegene Plätze bestimmt sind, wo ihr Anblick kein stommes Auge beleidigen kann; zu Albany sind diese Plätze sogar hinter einem grossen Verhang verborgen, um der weißen Zuhörerschaft jede Berührung ihrer Unreinheit zu ersparen. Nun denke man sich die Entrüstung der andächtigen Leute zu Boston, als sie einen Farbigen mitten unter ihnen Platz nehmen sahen. Die Strafe sie seine Frechheit blieb nicht aus, man nahm ihm seinen Sitz, verwiethete ihn an einen Anderen, und der Kirchenvorstand ließ dem Unverschämten folgende Warnung zugehen:

„An den Farbigen, Herrn Frederic Brinsley.

Mein Herr!

Der Vorstand der Kapelle in Park-Street hat die Ehre, Ihnen zu vermelden, daß die sich künftig auf seinem Bank die Chor der Kirche leben lassen. Falls man Sie auch Empfang dieses Briefes am Sonntage, oder an welchem Tage es auch sey, während des Gottesdienstes daselbst betreten sollte, werden Sie alle Folgen ihres Betragens sich selbst zuzuschreiben haben. Die Gallerieen stehen zu Ihrer Disposition.

Den 6. März 1830.

Im Namen des Kirchen-Vorstandes.

G. Odiorne."

„Der Mann, dem diese überaustliche Belehrung zugefügt wurde, wird künftighin keine weite erfahren; er ist dahin gegangen, wo menschliche Bosheit und irdischer Schmerz ihm nichts mehr anhaben können."

„Während ich zu Boston verweilte, war ein Prozeß Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Der Kläger war ein ehemaliger Brasilianischer Major, der in Folge der politischen Unruhen sein Vaterland hatte verlassen müssen. Er suchte und fand sich, kann ich Cayenne eine Anstellung; nachdem ihm aber Bolivar's Rechtscheit entgegenhielt gewerden, begab er sich in die Vereinigten Staaten, woselbst er schon früher einmal gewesen war. Aus einem Hause, wo er zur Kost und Miethe wohnte, war er ausgestossen worden; seitdem bezog er eine Privatwohnung und ging endlig seinen Geschäften nach, die folgende Umstände den Prozeß veranlaßten. Seine Geschäfte machten eine Reise nach Nantucket nothwendig, und er ließ sich von seinem Wirthe und seinem kleinen Kinde begleiten; zu Bedford belegte und bezahlte er zwei Plätze auf dem Dampfboot, welches um zehn Uhr des anderen Morgens abfahren sollte. Um sechs Uhr früh führte er sein Pferd und sein kleines

Digitized by Google

Kabriolet aus Ufer, um beide an Bord bringen zu lassen; gut, daß er's in Person that, denn als ihm Pferd durch ein Versehen des Capitains ins Wasser fiel, lief ihm lange Nase und das Ufer hätte ohne die verzweifelten Anstrengungen seines Herrn unbemerkt müssen; gleichwohl forderte der Capitain nachher zwanzig Dollars als Entschädigung für seine Mühe. Das Fahrzeug war noch nicht lange unterwegs, als ein heftiger Platzregen fiel; die Frau des Majors stieg mit ihrem kleinen Kind auf dem Arme zur Kajüte hinab, — sollte man es wohl glauben? man ließ sie nicht hinein, weil sie eine Mulattin war. Zwei Amerikaner fühlten Mitleid mit ihrer Lage und föhnten sie aus; die Frau abermals an die Thür der Kajüte, — vergebens. Ihr Mann beschwerte sich laut über diese Ungerechtigkeit, da er doch für seine Plätze so gut wie die anderen Passagiere bezahlt hätte. Der Capitain blieb unerbittlich und zwang die gequälte Frau, wieder auf das Verdeck zu gehen, wo sie, obwohl selbst krank, kaum stehen konnte, schneidend kalten Novembertagen ausgesetzt blieb, während zugleich der Rebel so dick war, daß das Dampfschiff nicht weiter fahren konnte und nach Boston zurück mußte. Am anderen Morgen ließ der Capitain das Pferd, den Wagen und die Effekten des Majors aus Ufer ausfegen und weigerte sich durchaus, ihn wieder an Bord zu nehmen. Der Major und seine Frau haben mir dies selbst erzählt. Letztere ist eine Mulattin vom feinsten, wohlanständigsten Aeußern, und was ich sonst noch Rühmeres über das Ehepaar hörte, überzeugte mich vollends, daß sie eine so unwürdige Behandlung nicht verdienten."

„Zu Richmond in Virginien besteht ein Drittheil der Gefangenen in der Straf- und Besserungsanstalt aus Farbigen; darüber darf man sich nicht verwundern, vielmehr ist es Wunder, daß unser Unwille gänzlich auf diejenigen fallen, deren Schwachheit und Böswilligkeit Ursache ist, daß sie in Gefängnisse kommen. Letztere ist eine Mutation gewisser Art, die von anderen Personen nicht hinreichend unterschieden werden will. Wenn nun so viele beschränkende Gesetze den Farbigen niederdrücken, so ist überall so schmählicher Handlung begegnet, wenn ihm jedes Mittel abgeht, die Schmach von sich abzuwehren und eine ehrbare Stellung in der Gesellschaft zu erringen, wie soll man sich wundern, wenn er auch feinerseits Menschlichkeit und Mäßigung aus den Augen setzt, und wenn die Verzweiflung ihn zu unerlaubten, verbrecherischen Handlungen hinreißt?"

„Ein Farbiger erzählte mir, daß er seinen Kindern eine gute Erziehung geben wollte und sie deshalb in eine Schule brachte; als sie anfingen, Fortschritte zu machen, stieß man sie aus. Es blieb dem Vater nichts übrig, als sie selbst in seinen Mußestunden zu unterrichten, so gut er konnte. Will ein armer Weißer in Schwarzer sein und scheuet den lernen, sondern es ist auch den Weißen bei schwerer Züchtigung verboten, es sie zu lehren. Ein Gesetz des Staates Georgien lautet wie folgt: „„Wer einen Farbigen, sey es ein Freier oder ein Sklav', lesen oder schreiben lehrt, oder ihm sonst dazu verhilft, es zu lernen, soll einer Geldstrafe von 20 Dollars unterliegen oder auch gehaltlosem Gefängniß und Peitschenstrafe."" Das kommt man in Amerika Freiheit, eine Freiheit, wobei einem Weißen verboten ist, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wobei er seine Kinder, die er etwa mit einer Negerin erzeugt, nicht unterrichten lassen darf."

„In allen Zeiten, Lagen und Anstänken des Lebens sind die beiden Menschenracen mit der eifersüchtigsten Strenge von einander geschieden, die Kinder in der Schule, die Alten und Verstorbenen im Kirchhofe, die Gläubigen in der Kirche, die Todten in den Gräbern. Zwischen Weißen und Schwarzen ist durchweg eine unüberbrückliche Scheidewand aufgeführt; noch stärker ist wo möglich der Widerwille, womit Weiße und Mulatten sich gegenseitig anfeinden. Ein so allgemein verbreiteter und so tief eingewurzelter Vorurtheil wird äußerst schwer zu vernichten seyn, und es wird lange Zeit dauern, bis dieser Kampf, langer, hartnäckiger, blutiger wird wahrscheinlich durchgefochten werden müssen, bevor wahrhafte Freiheit sich in diesen Verhältnissen und Gesinnungen wieder geltend machen kann. Zu dieser Freiheitsgiebt, zu dieser Gleichstellung muß es am Ende auf dem einen oder dem anderen Wege kommen; dringt es Vernunft und Menschlichkeit zu seinem glücklichen Ausgang, so wird die Macht der Vergangenheit schon hinreichend besiegt und Schrecken bedeihlichen. Wie soll America sich jetzt helfen? Soll es Farbige nach Afrika senden? Soll es sie ferner als geringere Bevölkerung erwehren? Durch Colonisation kann es sich dieser nicht entledigen. Soll also die schmachvolle Unterdrückung ewig fortdauern? Soll die Menschheit unter dem Joch zusammenbrechen, damit sie das Joch nicht breche? Welcher Name wäre abscheulich genug, um ein ganz Scheußlichkeit eines solchen Systems auszudrücken? Scheußliche, empörende Ungerechtigkeit — das wäre noch viel zu mild. Zur Stunde freilich steht der schwarze Mensch dieser als der weiße: wie viel hat er auch von seinen Tyrannen gelitten! Daß er der Veredlung fähig ist, geht unwiderleglich daraus hervor, daß er sich wirklich veredelt hat, wo ihm die Umstände günstig waren. Viele behaupten, die nächste Folge der Emancipation wäre eine gänzliche Vermischung der Racen seyn, und hatten diese Vermischung unter den gegenwärtigen Umständen für etwas Heilsames und Wünschenswerthes. Wie theilen diese Meinung nicht ganz; wer aber wäre vermessen genug, zu sagen, es sey ein Unglück, wenn jemals das Vorurtheil und der Haß vor dem Lichte der Vernunft und Religion verschwinden, und wenn alle Unterscheidung zwischen den Bevölkerungen von zweierlei Abstammung für emig aufhörte? Es gehöret dem Irrthum Blick nicht, die Zukunft zu ersphähen und zu erkennen, ob die Menschheit im Ganzen bei der Vermischung gewinnen oder verlieren wird.

(Bibl. Univ.)

Türkei.

Reformen in der Europäischen Türkei.*)

Vielleicht bietet in neuerer Zeit die Türkei das interessanteste und eigenthümlichste Schauspiel unter allen Ländern dar. Die muhammedanischen Völker Asiens erregen kaum die Aufmerksamkeit Europa's; ihre Unwissenheit und Trägheit, ihr eigensinniges Verharren bei den Gebräuchen ihrer Vorfahren, können bei uns keinen Anklang finden; auch hofft weder der eifrigste Reformator ihre Ansichten über Despotismus zu ändern, noch der wohlwollendste Philanthrop die Sitten ihrer Gesellschaft zu veredeln. Missionaire waren die Einzigen, die bisher ihre Bekehrung versuchten, doch wie lebensmüde auch und ausdauernd auch der Eifer dieser guten Leute sey, der gänzliche Mangel an Erfolg erweist die hoffnungslosigkeit ihrer Bemühungen; — der Asiatische Muselmann bleibt sich immer gleich, und seine bestehenden Gesetze und Sitten sind eben so unverbrüchlich, wie die seiner Landsleute „der Meder und Perser" es vor 2000 Jahren waren. Noch ist der Araber derselbe unbeugsame Sohn Ismaels, „dessen Hand wider Jedermann ist, wie Jedweders Hand wider ihn"; noch wohnt der Kanaaniter im Lande, sauft Menschen und vertauft sie in Aegypten, wie einst den Joseph; der Chaldäer ist Astrolog, wie zu Daniels Zeiten, glückliche und unglückliche Stunden bestimmen seine Handlungen; die Frauen sind noch immer in abgesonderten Gemächern eingeschlossen, und gleich den Kindern Israels besitzt jeder Große seine entehmäßigen und unentbehrlichen Diener, die von Verschnittenen bewacht werden, wie in den Tagen der Babylonischen Gefangenschaft. In der That, nichts ist und nichts wird leicht in diesen Nationen geändert werden, und ob auch Muhamet, Tamerlan oder Dschingisthan alle Dynastien gestürzt und neue eingesetzt haben, stets folgt ein Amurath dem Amurath, — und das folgende Geschlecht ist dem vorhergegangenen vollkommen gleich.

Doch könnte man von den Asiaten, die Europa betraten, eine andere Erwartung hegen. Bis in den Mittelpunkt Europäischer Civilisation dringend, und lange in kultivierten Ländern dieser Weltheils lebend, konnten sie nicht umhin, seine stets fortschreitenden Verbesserungen und deren wohlthätige Wirkungen wahrzunehmen; dennoch bleibt dem Muhamedaner, — und das folgende Geschlecht, der von fünf Muselmen und vertauft sie in Aegypten, wie einst den Joseph; der Chaldäer ist Astrolog, wie zu Daniels Zeiten, glückliche und unglückliche Stunden bestimmen seine Handlungen; die Frauen sind noch immer in abgesonderten Gemächern eingeschlossen, und gleich den Kindern Israels besitzt jeder Große seine entehmäßigen und unentbehrlichen Diener, die von Verschnittenen bewacht werden, wie in den Tagen der Babylonischen Gefangenschaft. In der That, nichts ist und nichts wird leicht in diesen Nationen geändert werden, und ob auch Muhamet, Tamerlan oder Dschingisthan alle Dynastien gestürzt und neue eingesetzt haben, stets folgt ein Amurath dem Amurath, — und das folgende Geschlecht ist dem vorhergegangenen vollkommen gleich.

Doch könnte man von den Asiaten, die Europa betraten, eine andere Erwartung hegen. Bis in den Mittelpunkt Europäischer Civilisation dringend, und lange in kultivierten Ländern dieser Weltheils lebend, konnten sie nicht umhin, seine stets fortschreitenden Verbesserungen und deren wohlthätige Wirkungen wahrzunehmen; dennoch bleibt dem Muhamedaner, — und das folgende Geschlecht, der von fünf Muselmen und vertauft sie in Aegypten, wie einst den Joseph; der Chaldäer ist Astrolog, wie zu Daniels Zeiten, glückliche und unglückliche Stunden bestimmen seine Handlungen; die Frauen sind noch immer in abgesonderten Gemächern eingeschlossen, und gleich den Kindern Israels besitzt jeder Große seine entehmäßigen und unentbehrlichen Diener, die von Verschnittenen bewacht werden, wie in den Tagen der Babylonischen Gefangenschaft. In der That, nichts ist und nichts wird leicht in diesen Nationen geändert werden, und ob auch Muhamet, Tamerlan oder Dschingisthan alle Dynastien gestürzt und neue eingesetzt haben, stets folgt ein Amurath dem Amurath, — und das folgende Geschlecht ist dem vorhergegangenen vollkommen gleich.

Doch könnte man von den Asiaten, die Europa betraten, eine andere Erwartung hegen. Bis in den Mittelpunkt Europäischer Civilisation dringend, und lange in kultivierten Ländern dieser Weltheils lebend, konnten sie nicht umhin, seine stets fortschreitenden Verbesserungen und deren wohlthätige Wirkungen wahrzunehmen; dennoch bleibt dem Muhamedaner, — und das folgende Geschlecht, der von fünf Muselmen und vertauft sie in Aegypten, wie einst den Joseph; der Chaldäer ist Astrolog, wie zu Daniels Zeiten, glückliche und unglückliche Stunden bestimmen seine Handlungen; die Frauen sind noch immer in abgesonderten Gemächern eingeschlossen, und gleich den Kindern Israels besitzt jeder Große seine entehmäßigen und unentbehrlichen Diener, die von Verschnittenen bewacht werden, wie in den Tagen der Babylonischen Gefangenschaft. In der That, nichts ist und nichts wird leicht in diesen Nationen geändert werden, und ob auch Muhamet, Tamerlan oder Dschingisthan alle Dynastien gestürzt und neue eingesetzt haben, stets folgt ein Amurath dem Amurath, — und das folgende Geschlecht ist dem vorhergegangenen vollkommen gleich.

Doch könnte man von den Asiaten, die Europa betraten, eine andere Erwartung hegen. Bis in den Mittelpunkt Europäischer Civilisation dringend, und lange in kultivierten Ländern dieser Weltheils lebend, konnten sie nicht umhin, seine stets fortschreitenden Verbesserungen und deren wohlthätige Wirkungen wahrzunehmen; dennoch bleibt dem Muhamedaner, — und das folgende Geschlecht, der von fünf Muselmen und vertauft sie in Aegypten, wie einst den Joseph; der Chaldäer ist Astrolog, wie zu Daniels Zeiten, glückliche und unglückliche Stunden bestimmen seine Handlungen; die Frauen sind noch immer in abgesonderten Gemächern eingeschlossen, und gleich den Kindern Israels besitzt jeder Große seine entehmäßigen und unentbehrlichen Diener, die von Verschnittenen bewacht werden, wie in den Tagen der Babylonischen Gefangenschaft. In der That, nichts ist und nichts wird leicht in diesen Nationen geändert werden, und ob auch Muhamet, Tamerlan oder Dschingisthan alle Dynastien gestürzt und neue eingesetzt haben, stets folgt ein Amurath dem Amurath, — und das folgende Geschlecht ist dem vorhergegangenen vollkommen gleich.

*) A Residence at Constantinople during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolution. By the Rev. R. Walsh. 2 vol. 8vo.

Digitized by Google

kannt seyen." Nach diesem äußerordentlichen Zugeständniß für die öffentliche Meinung, fügt der Prospekt hinzu, „daß das Volk von nun an von Allem, was sich auf die innern und äußern Verhältnisse der Regierung bezöge, zu unterrichten, zugleich aber auch mit neuen Erfindungen, Handels-Verhältnissen und Allem, was den Gemeingeist weckte und beförderte, bekannt zu machen sey."

Der Sultan hielt nicht nur sein Wort, er that sogar noch mehr, als er versprochen. Die Zeitung erschien nicht allein in Türkischer, sondern die, welche nur diese Sprache verstanden, sondern auch in Französischer Sprache, für die, welche sie zu erlernen wünschten. Es flogte noch eine Griechische und eine Armenische für seine christlichen Unterthanen hinzu, so daß jetzt wöchentlich 4 Zeitungen zur Belehrung des Publikums in Konstantinopel erschienen; und so sind in der Wahl und Aufstellung ihrer Artikel so freisinnig und aufgeklärt, wie nur irgend eine periodische Schrift des Kontinents, und mehr noch als manche derselben. Die Mißbrauchen allos dessen, auf dieses bis dahin so halsstarrige und in sich abgeschlossene Geschlecht, sind so erstaunenswürdig, daß Reisende nach längerer Abwesenheit kaum dasselbe Volk wieder erkennen, seinen Kleidung und Nahrung, Gebräuche und Vorurtheile sich im Laufe von 16 Jahren, wie seine Disziplin und Taktik, verändert, und Einer ist nicht minder, als das Andere, auch gebessert.

Die Beobachtung einer Nation in diesem Zustande des Uebergangs muß außerordentlich interessant sein, und es nimmt uns daher kein Wunder, daß drei bis vier Jahr seit Eröffnung dieser Zeitschrift vergangen sind, ohne daß eines andere von Reisenden besucht und durchzogen worden, die merkwürdige Details über das, was sie sahen, bekannt gemacht haben. Doch kennen wir nur einen, der Gelegenheit hatte, Augenzeuge ihres Zustandes in jeder Epoche zu seyn, Herrn Dr. Walsh, der vor dem Beginn der Revolution und während derselben im Lande war und dahin zurückkehrte, als sie erfolgt war. Er sah die Türken also gestellt in ruhigen und scheinbar unbewegtlichen Zustande, er war Zeuge der Schrecken eines Kampfes, der ihr innerstes Gemüth zu ergreifen und die unerschütterliche Apathie dieser phlegmatischen Race zur fuchtbarsten Thätigkeit anzuspornen schien; er sah sie endlich als ein veränderliches und dem Civilisation fähiges Volk zu Ruhe kommen. Ein Buch enthalt und mehr noch seine Skizzen als Kaplan der Britischen Gesandtschaft gaben ihm Gelegenheit und Mittel zur Beobachtung an die Hand, die nicht leicht einem anderen Reisenden werden konnten. Das Resultat liegt nun vor uns, und wie schöpfen daraus gründlicher Belehrung über einzelne Umstände der Umwälzung des Türkischen Reiches, als wir bisher erlangt oder je zu erlangen gehofft.

Dr. Walsh referirte zuerst in seinem Werke, das dem ganzen schätzbaren Werke, aus welchem er schon früher mehreres Interessante mitgetheilt hat, seinen Namen gab, „Reise aus Konstantinopel" erhielt noch zur Zeit ihrer Veröffentlichung einen besonderen Werth durch das gleichzeitige Vorrücken der Russen nach der Türkischen Hauptstadt und erössnete den Britischen Europa's neue und wichtige Aufschten über die gegenseitige politische und soziale Stellung der beiden Völker. Das jetzige Werk giebt dem früheren an Interesse nichts nach, und wenn auch einige Thatsachen wiederholt sind, so geschieht dies unter dem Einfluß anderer Eindrücke, hauptsächlich aber zur vollständigen Darstellung der Periode, die es umfaßt. Dr. Walsh ist als philosophischer Reisender und christlicher Philanthrop einer der glücklichsten Beobachter; denn nicht leicht hatte ein Individuum mehr als er Gelegenheit, den menschlichen Charakter von seinen verschiedensten Seiten zu studiren, und zwar unter Umständen, die abwechselnd Mitleid und Abscheu oder Bewunderung, ja, Entzücken hervorriefen. Wie brauchen auch nicht zu fürchten, daß er zu lange und ausführlich bei Schreckensscenen verweilt, die, wenn sie auch die abscheulichste Polizei der Despoten, die schon auf den höchsten wie auf den niedrigsten Beamten lastete, anschaulicher machen, doch nur die schwärzesten Schatten eines Gemäldes sind, das, obgleich an sich schon dunkel genug, doch hin und wieder Lichtpunkte des Friedens und der Ruhe darbietet.

Das Publikum hat schon über den Werth dieses vortrefflichen Werkes entschieden, und wir sind gewiß, daß es manchen langen Winterabend verkürzen und die Frauen in heimlichen Kamins noch durch seine des lebende Gesellschaft erhöhen wird. Schritt vor Schritt folgen wir der Griechischen Revolution auf ihren blutigen Pfaden; einzelne rührende Vorfälle in Bezug auf den Fall ihrer 10,000 Schlachtopfer tragen dazu bei, das immer wachsende Interesse bis zur letzten Seite zu fesseln. Gewiß, wir können daraus den Preis ist bezahlt, und Griechenland wird wieder Griechenland werden!

Als Dr. Walsh zuerst den Sultan sah, war dieser der Gegenstand des allgemeinen Schreckens; man nannte ihn nur Hunkre, den Menschen-Mörder, und Dr. Walsh beschreibt ihn folgendermaßen: Er ist ein Mann, dem man noch täglich 30 seiner Unterthanen zu seiner Erholung zu opfern pflegt, und mehr noch, wenn er eine blutige Laune dafür angehen kann; der vermöge seiner großen Stärke seinen Rajahs noch ein Jahr ihren Kopf auf den Schultern läßt, wenn sie die Kopfsteuer dafür bezahlen, der die Repräsentanten der anderen Herrscher nur vor sich schleppen läßt, wenn sie von seinen Sklaven gemährt, gewachsen, gekleidet und so seines Anblicks würdig gewurden sind; der, außer dem Koran, ein jedes Buch als gottlos proskribirt und den Gebrauch einer anderen als der Türkischen Sprache untersagt und der mit schrankenloser Willkühr jeden Kühnen zum Tode verurtheilt, wenn er sich unterfängt, die ehrwürdige Unwissenheit seiner Unterthanen aufklären zu wollen."

Nachdem der Doktor auf die obengenannte Weise vor das Große herrliche Angelicht gebracht worden, bemerkt er:

„Der Sultan ist ein großer, schlecht gebauter, gemeiner aussehender Mann von ungefähr 40 Jahren. Seine Geschichtsarbe gleicht dem Mahagoni-Holz, sein Bart ist sehr stark und so schwarz und glänzend, wie Achat, man sagt, daß er künstliche Mittel anwende, ihn so zu färben. Auffallend ist die Kleinheit seiner Hände bei der Stärke seines Körpers, die der eines Mannes von mehr als sechs Fuß angemessen ist, während er nur 5 Fuß 7 Zoll mißt. Am besten macht er sich stehend oder reitend und läßt sich auch von Fremden selten in anderer Stellung sehen; sein Anzug war ein dunkelvioletes Kleid ohne irgend eine Auszeichnung. Er wandte niemals den Kopf, sondern hielt ihn so unbeweglich gerade aus, als ob er festgeschraubt wäre, nur seine Augen rollten fortwährend, und das Weiße derselben, der Farbe des weißen Glases gleich, das nur hin und wieder, wenn er seitwärts nach uns blickte, unter seiner braunen Stirn hervorglänzte, gab ihm ein finsteres Ansehen, das seinem eigenen Charakter, dem Zustand seines Landes und der Zeit, worin er uns empfing, völlig angemessen war. Die Rede der Gesandten, welche den Wunsch Sr. Großheit. Maj. ausdrückte, die Bande der Freundschaft und des Wohlwollens, die drei Mächte vereinigten, zu verlängern, ward dem Sultan von seinem zitternden Dragoman übersetzt, und nach kurzer Pause antwortete er mit lauterm, festem und bedeutungsvollem Ton, sich schneidender an den Gesandten, wenn er die Rede zögernd und schlecht dem Dolmetscher wiederholte, der sie stammelnd dem Gesandten Französisch wiedergab. Dieser unglückliche Dolmetscher hieß Stavrak Oglen und war ein Eingeborener von Kacawanien. Er war groß, verbrechlich und voll von Schrecken ergriffen, daß er auch mich, der neben ihm stand, durch sein gewaltiges Zittern erschütterte; seine Aermeln waren so aufgetrieben, daß er kaum das Papier, welches er in der Hand hielt, lesen konnte; es war mit großen, von seiner Stirn rollenden Schweißtropfen benetzt und fiel fast aus seiner Hand. Der Mann hatte gerechte Ursachen zur Angst; eben war sein Vorgänger hingerichtet worden, und er hatte keine Hoffnung, demselben Schicksale zu entgehen. In kurzer Zeit wurde er abgesetzt und nach Natolien verbannt; — einige Tage nach seiner Ankunft daselbst fand man ihn vor seiner eigenen Thür erwürgt liegen."

Sechs Jahre nach dieser Zusammenkunft kehrte Dr. Walsh nach Konstantinopel zurück — niemals hatte sich eine Szene mehr geändert. Folgende wichtige Begebenheiten hatten während seiner Abwesenheit stattgefunden: die Russische Invasion — die Anerkennung der Janitscharen, welche den Sturz des Systems der Türkischen Militair umwarf, — und endlich das Erlöschen der Janitscharischen Compagnie, die bis dahin einen so ausgezeichneten Rang unter den Kaufleuten der ganzen Erde eingenommen hatte. Die Details über den gänzlichen Wechsel der Sitten, Kleidung und Einrichtung innerhalb des Türkischen Reiches sind merkwürdig und interessant. „Aber", sagt Dr. Walsh, „die wichtigste und merkwürdigste Veränderung war mit dem Sultan selbst vorgefallen. Er, einst der Grausamste, Eigensinnigste und Despotischste von Allen, der von der Natur selbst zum Tyrannen geschaffen und von der Vorsehung auf den geeignetsten Platz zur Ausübung einer Tyrannei gestellt zu seyn schien, jetzt großmüthig, gerecht, nachdenkend und die Besserung und Glückseligkeit seines Volkes zum beständigen Ziel seines Strebens machend. Die Energie dieses Mannes hat zwei seinen eigenen Charakter, dann der politischen und moralischen Zustand seines Reiches verwandelt, und der barbarische Türk, barbarisch in Unwissenheit und in der Gewohnheit bald barbarischer Sitten verdarrend, — erhebt sich nun zur Wissenschaft, Civilisation und moralischer Wichtigkeit."

Dann folgt eine meisterhafte Stütze seines früheren Charakters, dem jetzigen gegenübergestellt. Doch wir weisen auf das Buch selbst hin. Wissenschaft, Kunst, Moral und Religion sind durch des Dr. Walsh Forschungen und Beobachtungen bereichert; mit einem Worte, wir kennen kein Werk neuerer Zeit, das in der literarischen Welt zu größeren Ansprüchen berechtigt wäre, als dieses. (E. J.)

Mannigfaltiges.

— Politische Factionen in China. Es giebt in China einige geheime Verbindungen, deren Zweck die Vernichtung der Mandschu-Dynastie ist. Sie nennen sich unter einander Brüder, und wer in ihren Bund aufgenommen wird, muß bei nächtlicher Weile vor einem Idol den Eid der Verschwiegenheit leisten und eine Summe Geldes in eine gemeinsame Kasse zahlen. Auch haben sie eine Ceremonie, die der „Gang durch die Brücke" heißt. Diese Brücke ist aus Schwerdtern gebildet, die entweder zwischen zwei Tischen liegen oder mit den Griffen am Boden stehen und, die Spitzen einander zukehrend, einen Bogen bilden. Der Eid wird unter dieser Brücke geleistet, und der erste Bruder (Oberster) eines Etablissements pflegt die Neulinge hindurch zu führen, wenn eine neue Mitglied eingetin gehalten wird. Dann schneidet der Meister einem Hahn den Kopf ab, als wollte er sagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen." Die Zeichen, an denen sie einander erkennen, sind mystische Zahlen, unter welchen besonders die Dreizahl eine große Rolle spielt, daher sie auch Trias-Gesellschaft heißen. Will Einer von dem Orden gern machen, so bietet er den Gesellschaft, der gerade beiwohnt, noch andere Brüder seines Ordens sind, so erhebt er die Daumen mit drei Fingern, worauf dann derjenige, welcher das Zeichen versteht, ein Gleiches thut. Auch haben sie ein gemeinschaftliches Siegel, aus einer flaschenförmigen Figur bestehend, in welchem gewisse Charaktere von mystischem Sinn eingegraben sind. Man hat schon Mitglieder dieses Ordens entdeckt und auf die Folter gelegt; aber Nichts konnte sie zum Geständniß bringen oder dazu bewegen, daß sie die Geheimnisse ihres Ordens offenbarten. Ein Engländer von der Factorei in Canton, dem zufällig ein revolutionnaires Papier in die Hände fiel, schickte selbiges an den Mandarin des Distriktes; allein dieser hat ihn dringend, er möchte von seinem Fund nichts verlauten lassen, indem schon der Umstand, daß man in seiner Gerichtsbarkeit ein solches Dokument gefunden, ihm (dem Mandarin) schwere Strafe zuziehen könne. Das Papier enthielt einen Aufruf an die Chinesischen Patrioten, das ausländische Kaiserhaus von der Erde zu vertilgen. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann, Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Montag den 12. September 1836.

England.

Neuere historische Forschungen.

Die Französische Commission historique und die Englische Record-Commission.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in unserem Zeitalter für alle Verhältnisse und Richtungen des Lebens viel gearbeitet und viel Erfolgreiches geleistet wird. Diese allgemeine Lebendigkeit der Bestrebungen erstreckt sich auch auf alle Zweige der Literatur. Die gefeiertsten wissenschaftlichen Unternehmungen sind im Gange, und wie schnell auch unsere Fortschritte seyn mögen, so ganz und gar sind wir unseren Bestrebungen in der Gegenwart nicht hingegeben, so abgeschlossen sind wir nicht in Selbstgenügsamkeit, daß uns keine Zeit zum Rückblick auf die Vergangenheit übrig bliebe; vielmehr zeichnet sich das gegenwärtige Zeitalter vor allen anderen dadurch aus, daß auf die Geschichten früherer Zeiten so manches glückliche Licht gewonnen, so manche neue und richtige Ansicht darüber gelehrt gemacht worden ist.

In der jüngstvergangenen Zeit standen dem Geschichtschreibe für das Gebäude, welcher aufzuführen unternahm, wenig oder gar keine Materialien für eine feste Grundlage zu Gebote; er konnte künstlich und elegant, aber nicht dauerhaft bauen. Seitdem man in neuester Zeit das Bedürfniß fester Constellationen empfindet, ist man auch eifrigst bemüht worden, wie tief und breit der Grund dazu gelegt werden muß und wie viel Aufwand an gesitteten und materiellen Kräften dazu erforderlich ist. Gegenwärtig wird gar allmälig, aber mit Fleiß und Eifer, an dieser Grundlegung gearbeitet, und wir gehen einer Zeit entgegen, wo der Historiker sein Werk auf sicherer Basis mit Lust und Zuversicht aufrichten und nicht mehr dem Vorwurf unterliegen wird, daß er Fabeln niedergeschrieben, während doch Materialien zur Erforschung und Begründung der historischen Wahrheit vorhanden gewesen. —

Wir stehen am Eingang zu einer neuen Aera der Geschichtschreibung. Allerdings haben die Geschichtschreiber auch bisher Quellenforschungen, Archiven und Urkunden benutzt, so viel sie deren habhaft werden konnten. Diese Quellen waren aber meistens wenig reichhaltig und zuverlässig; es waren Chronisten, hingeworfene Notizen, verrathen und identificirt mit den Gesinnungen und Zeitumständen derjenigen, der sie aufzeichnete, zum geschätzten Theil mehr literarische als historische Denkmäler und als solche in den Jesuitischen Bibliotheken aufbewahrt. Die amtlichen Archive mit ihren amtentlich zuverlässigen Urkundschaften sind bisher selten, und nur zu oft zu Parteizwecken, den Gelehrten geöffnet gewesen, und da die Historiker mit Urkunden dieser Art nicht immer gründlich vertraut waren, so war es zu Misverständnissen und groben Verstößen nicht gekommen. Der neuere Historiker arbeitete ungefähr auf dieselbe Art und Weise, wie die alten Römischen Geschichtschreiber; der Autor sah sich nach allerlei Quellen und Urkunden um und benutzte sie je nach persönlichen oder äußeren Umständen, mit größerem oder geringerem Geschick. Spärlicher war man damals allerdings mit Hülfsmitteln versehen, als unsere nächsten Vorgänger es gewesen sind. Den Dunlop, voraus der Hallam sein Werk erschuf, selbigen Geschichtschreiber kennt, dessen ursprünglich Volksgesänge als Grundst. — wir unseren früheren Chroniken verhält, es sich etwa so —; den diesen Volksgesängen, die sich lediglich durch's Gedächtniß von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, ist nichts auf uns gekommen, und die urweisen Forscher der Römischen Geschichte haben aus gelegentlichen Notizen der Schriftsteller, welche diesen ältesten Zustand Portrait bemalt haben, mühsam sonderbarerweise unsichere, nie verstellte Resultate gewonnen, sagen mag. Wenn durch eine Katastrophe alle unsere Archive zu Grunde gingen und nur die Werke unserer Geschichtschreiber übrig blieben, so würde in künftigen Jahren irgend ein neuer Niebuhr dieselbe mühsame Untersuchung instituiren müssen, um die wahren historischen Thatsachen ausfindig zu machen, oder eine Umwälzung daran zu gewinnen. Die Geschichtschreiber, welche sich auf Urkunden und Archive stützen, haben dadurch eben so viel, vielleicht noch mehr Irrthümlichen und Falsches, als jene ältesten Römischen Ueberlieferungen; nicht allein sind unzählige Thatsachen falsch berichtet, sondern der Charakter und Zustand eines ganzen Zeitalters wird unrichtig aufgefaßt, und die daraus entspringenden Irrthümer sind eben so schlimm und eben so tief eingreifend, als wenn z. B. ein künftiger Erzähler der heutigen Ereignisse in England den ganzen Geschichtsquark verbreite, unsere Radicalen, als Berichterstatter aristokratischer Mißbräuche und unsere Konservativen als briliese, auf den Umsturz von Kirche und Staate hinarbeitende Gesetzverbesserungen stelle. Jedwelche und nicht geringere Fehler haben sich unsere Historiker früherer Jahrhunderte zu Schulden kommen lassen und konnten sie nicht vermeiden, weil ihnen keine archivarische Aufschlüsse zu Gebote standen. Wie aber müßten uns schämen, wenn noch fernerhin dergleichen Mißgriffe in unserer Historiographie zu beklagen wären, während uns über jede Periode unserer Geschichte ganze Schiffsfrachten von Urkunden aufgestapelt liegen, authentische Urkunden, großentheils unter den Augen und von den Händen derjenigen Personen geschrieben und beglaubigt, die selbst Theil an den Begebenheiten gehabt haben, so daß unzählige Dinge sich mittelst dieser Zeugnisse um aller Zweifelsfreiheit auf's Reine bringen lassen.

Wir sind weit davon entfernt, den Werth der Chroniken und der von Zeitgenossen herrührenden Erzählungen gering anschlagen zu wollen. Zwar sind die Verfasser meistentheils voreingenommen und parteiisch; zwar beschränken sie in der Mehrzahl der Fälle nur auf Hörensagen und nach allgemein verbreiteten Gerüchten; gleichwohl sind uns ihre Berichte wesentlich schätzbar und unentbehrlich. Man muß die Chronik fortlaufend vermittelst der Urkunden und der übrigen archivarischen Hülfsmittel kontrolliren, prüfen und berichtigen; aber da andererseits nur die Chronik mit und das Geschichtbuch uns die Ereignisse in übersichtlich sortlaufenden, pragmatischen Zusammenhange darstellen, da ausserdem so Manches, was in Urkunden u. dgl. keine Stelle findet, nur durch schriftstellerische Vermittlung auf die Nachwelt gebracht werden kann, so würden wir ohne die Chronik und die Historie sehr oft gar nicht verstehen und in keinem Falle gehörig darzustellen und der Geschichte einzuverleiben wissen, was uns aus den Urkunden, aus Briefen, Berichten und anderen offiziellen Aktenstücken, die alle für das unmittelbare Verständniß der Zeitgenossen und der Nächstbetheiligten abgefaßt sind, auf fragmentarische Weise und außer allem Zusammenhange bekannt wird. Noch mehr, da bei dieser Gattung von Quellen jedes Stück für sich ein Ganzes ausmachte und als ein einzelnes Bielen zu Händen und zu Kenntniß kam, so ging im Laufe der Jahrhunderte hier und dort manches Stück, nicht selten eine ganze Reihe von Stücken verloren, so daß die Kette dieser Ueberlieferungen vielfältig abbricht und der Forscher sich mit den erhaltenen Bruchen allein behelfen muß. Ja, es geht die ganze Geschichte der früheren Zeiten in England bis ins 12te Jahrhundert, ja Krankreich noch weiter hinab, fast keine andere historische Dokumente, als Chroniken und Historien. Ihr größerer Umfang und ihre zum Theil einladende Form veranlaßte, daß sie zuerst zum Behuf allgemeiner Bildung früher Lektüre im Druck aufgelegt und gierigen Sammlungen einverleibt wurden. In diesem Verhältniß haben die Duchesne, die Camden, die Spelman, die Gale und unzählige andere Gelehrte höchst Verdienstliches geleistet; auch die ruhmwürdigen Arbeiten der Benedictinischen Congregation Saint-Maur müssen hier genannt werden.

Im Laufe des 17ten Jahrhunderts fing man an, den Werth archivarischer Hülfsmittel für die Geschichtschreibung zu würdigen. Seit damals kamen neuen Plänner, die an diesen Forschungen und seibst durch historische Forschungen und Rebellen zu wohlverdientem Ruhe gelangt waren, nebstdem in amtliche Stellungen, wodurch ihnen der Verwahrsam dieser Schätze zugänglich wurde. Im 17ten Jahrhunderte, wie gesagt, kam man in England hierüber zu freilsinnigen Ansichten und umfassenden Plänen, gleichzeitig oder nachfolgend auswärtigen doch dieselben in Frankreich, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts war man in beiden Landen wetteifernd beflissen, sich mit dem Inhalt der National-Archive bekannt zu machen. Die erste Frucht dieser Bestrebungen war in England die berühmte Sammlung der Foedera, Conventiones etc. von Rymer, später wurde eine Kommission niedergesetzt, deren Nachforschungen über die Beschaffenheit und den Inhalt der öffentlichen und Archivinstitute uns schon seit langen Jahren im Gange sind. Die Französische Regierung schlug um die nämliche Zeit einen ähnlichen Weg ein. Im Jahre 1723 erschien der erste Folioband der wichtigen Sammlung: Ordonnances des rois de France de la troisième race, zusammengetragen und herausgegeben durch Menstreue de Lauriere, ein gelehrtes Pariser Parlamentsmitglied. Derselbe Band, der so bereits die Herausgabe des Recueil général anzeigte, daß Secretaire besorgte die Fortsetzung des Werkes bis zum Jare Wande und arbeitete an der herausgabe des 8ten, als er starb. Menstreue de Villeroault übergab darauf den 9ten und später in Verbindung mit dem gelehrten Alterthumsforscher de Brequigny den 10ten Band, welcher 1763 erschien. Der 11te und 12te Band tragen gleichfalls noch Villeroault's Namen, die 6 folgenden gehören gänzlich Brequigny an. Die Französische Regierung hatte lange Zeit den Wunsch gehegt, aus den Englischen Archiven Dokumente aufsuchen zu lassen, die in Bezug zur Geschichte von Frankreich stünden; als der Friede geschlossen war, schickte der Herzog de Praslin, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den bereits genannten Menstreue de Brequigny mit diplomatischen

Digitized by Google

Aufträgen nach London und gab ihm geschickte Assistenten mit, um von den werthvollsten Dokumenten Abschrift zu nehmen. Die reiche Beute ihres Fleißes liegt die zur Stunde, wenig benutzt, auf der Königlichen Bibliothek zu Paris.

Allerdings befinden sich die National-Archive der beiden Länder Frankreich und England in gar sehr verschiedenem Zustande. Die Franzosen besitzen schon seit wenig an Altern Dokumenten. Die Öffentlichen Urkunden Frankreichs aus früherer Zeit sind vormals so wenig in Acht genommen worden und haben durch die politischen Unruhen und Zerrüttungen, noch mehr aber dadurch, daß ihnen in ältere Zeit kein fester Platz zur Aufbewahrung angewiesen war, so sehr gelitten, daß fast Alles vernichtet und verloren gegangen ist. In dem Treffen bei Bouvines, wo Philipp August in Jahre 1191 von Richard Löwenherz überfallen wurde, gerieth das ganze Französische Reichsarchiv, welches damals dem Hofjager des Königs folgte, in die Hände der Engländer, und noch im Jahre 1764 suchte Brequigny sehr eifrig nach einer wichtigen Charte von Philipp August, die damals mit abhanden gekommen und von der man vermuthete, sie könnte sich in den Archiven des Englischen Schatzamts verstecken. Es ist jedoch kaum glaublich, daß man sich damals in England groß damit bekannt haben sollte, die aufgezeichneten ausländischen Urkunden zu verwahren, und die Hoffnung ist ganz gewiß eitel, noch heute viel von jener Beute wiederzufinden. Einige wenige Manuskripte besitzt man in England allerdings, von denen es positiv bekannt ist, daß sie während der damaligen Nationals Kriege aus Frankreich herüber kamen. Dahin gehört das Königl. Handschrift 19. D. II. im Britischen Museum, laut einer von alter Hand eingefügten Note „fut pris one le roy de France à la bataille de Peyters." Die Französischen Alterthumsforscher haben aber aus einigen solchen Erwähnungen, die in den Geschichtbüchern vorkommen, den falschen Schluß gezogen, alle dergleichen Urkunden, die aus Frankreich weggekommen, müßten in England zu finden sein, und diese irrige Meinung erhielt sich so lange, als der Besitz solcher Urkunden in den Englischen Archive bekannt worden war. Unsere Nachbarn auf dem Festlande erzählen sich ganz unglaubliche Dinge von den Schätzen des Tower. Wir können folgende Geschichte verbürgen: Ein Französischer Herr fand sich im Tower im Rotoch Office ein und bat dringend, man möchte ihm die Ansicht eines, wie er meinte, daselbst vorhandenen merkwürdigen Manuskriptes verstatten, welches für unsere Englischen Lehrer der Elsässischen Kommentarien, von Cäsar's eigener Hand geschrieben. Die Franzosen haben überhaupt eine sehr unrichtige Vorstellung davon, was für Manuskripte eigentlich im Tower liegen. Es scheint, sie können oder wollen sich's nicht einprägen, daß lediglich Staats-Urkunden daselbst zu finden sind.

Die so vernünftigen Ursachen und noch ganz kürzlich die Unmöglichkeit, wie sie vorstehend nur Einiges von einer Menge seltener Archive in der Provinz zu Grunde gegangen sind, tragen die Schuld, daß den Franzosen so wenig alte Urkunden übrig geblieben sind. Die amtlichen Archive reichen fast durchgängig nur bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts zurück. Die ältere regelmäßige Folge von Urkunden bieten die Parliaments-Register, die jetzt in der schönen Sainte-Chapelle (section judiciaire) des Archivs zu Paris aufbewahrt sind. Dem Brequigny sang macht es nicht gar zahlreicher Stoß alter Register, die unter dem Namen der Olim bekannt und klassifizirt sind; sie gehen bis gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts in die Zeiten des heiligen Ludwig zurück.

Ganz anders verhält sich die Sache in England. Unser ansehnen Urkunden befinden sich Aktenstücke, woraus anschaulich zu entnehmen ist, wie sorgfältig man sich schon in frühen Zeit die Aufbewahrung von Dokumenten angelegen sein ließ. Schon im 13ten Jahrhundert ist davon die Rede, als von „des Volkes Weisheitsmann"; die Eingänge zu vielen älteren Parlaments-Urkunden lassen uns erkennen, wie eifersüchtig das Parlament darüber wachte. In einer General-Petition, die das Parlament im 45sten Jahre Eduard's III. an den König ergehen ließ, verlangen die Gemeinen, die Dokumente sorgfältig aufzusuchen und zusammenhalten, so daß sie erforderlichen Falls auf Vorlegung von Rechtsfragen vorgewiesen werden könnten, und zwar nicht bloß, wenn sie den Königlichen Ansprüchen zu Gunsten, sondern auch wenn sie diesen zuwider lauteten; der König gab diesem Gesuch seine Zustimmung. Auch ist uns noch eine Verschanzis-Verbandlung zwischen einem Aufseher der Urkunden im Tower und dessen Nachfolger im Amte aufbehalten, worin die Anzahl und das Datum der Urkunden in drei gruben Rolls und anderweitigen Dokumente genau angegeben wird. Von den Einfällen fremder Heere ist England von jeher verschont geblieben, und auch unsere Bürgerkriege sind den Schätzen unserer Archive kaum verderblich gewesen. Inmitten der wildesten Zerrüttungen des 17ten Jahrhunderts fanden sich Menige, die den wohnmäßigen Vorschlag des Fanatikers Peters beigestimmt hätten, daß es nämlich gerathen sein dem, alle alte Urkunden, die im Tower nicht aufgenommen, als Denkmale der alten Tyrannei zu verbrennen." Auf aller Beschätzung, welche den Urkunden in unseren Archiven bis auf den heutigen Tag widerfahren ist, trägt nur die Verwachlässigung Schuld; worin sie während der letzten drei Jahrhunderte gelegen haben, nächstdem wohl auch die Plünderei einzelner Personen. Aber einen Fall hierher betreffen Art sind wir durch eine Verbindung der Sternkammer aus dem 15ten Jahre der Königin Elisabeth (Hargrave's No. No. 216, p. 312) authentisch unterrichtet; die Beschuldigungen aber, die man gegen Milton und einige seiner Zeitgenossen aufgebracht hat, daß sie sich nämlich der Plünderung von Archiven schuldig gemacht, halten wir für eine böswillige Verdächtigung, dergleichen unter der Regierung der beiden letzten Stuarte mit allzugroßer Leichtfertigkeit ausgesprengt wurden.

Es muß in jedem Engländer ein Gefühl gerechten Stolzes erwecken, wenn er auf die zusammenhängende Reihe unserer nationalgeschichtlichen Urkunden zurückblickt, die mit sehr geringen Lücken und Unterbrechungen vom Ende des 12ten und Anfange des 13ten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag fortgehen. Alle Urkunden des 13ten Jahrhunderts beginnen die im Chapter-House aufbewahrten placita oder Plea-Rolls; sie enthalten die wichtigsten Rechts-Verhandlungen und Urtheile, die vor dem Königlichen Gerichtshof (der Curia regis) und vor den ihren Umzug durchs Land haltenden Richtern gefällt und gefällt worden sind; sie sind reich an den wichtigsten Aufschlüssen über alle Gegenstände und Verhältnisse des Lebens, worüber Menschen überhaupt im Wege Rechtens streiten können. Die erste Pipe-Roll ist aus dem 31sten Jahre Heinrich's I.; unter der Regierung Heinrich's II. beginnt ihre regelmäßige Reihe bis auf die neueste Zeit. Die sie den Kanzler genommenen Abschriften der Pipe-Rolls sind gleichfalls, aber nicht so vollständig, aufbewahrt; auf Veranstaltung der Record-Commission sind sie von Britischen Museum einverleibt worden. Im Archive, dem allgemeinen Aufbewahrungsorte für die früheren Urkunden, befinden sich die Charter-Rolls seit dem ersten Jahre des Königs Johann; sie betreffen die Verleihung von Privilegien, Märkten, Messen, Corporationen, Gebietsverleihungen und Gebietstheilungen aller Art u. dgl. mehr. Mit dem 1ten Jahr König Johann's beginnen die Patentrolls, von welchen Sir Francis Nikolas sagt, daß sie sich in Gegenstand und Art den Urkunden und Verwaltungsgeschäften des Landes, sein Umfang im Leben der aufgezeichneten Männer des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts denkbar ist, worüber diese Urkunden nicht einen wesentlichen Aufschluß gewähren. Die Close-Rolls, die noch mannigfachern Inhalts sind, fangen mit dem 6ten Jahre König Johann's an; aus dem Jahre 1200, welches das 2te König Johann's ist, hatten das erste Stück der Liberate-Rolls, Verzeichnisse zu Geldanweisungen, die Königlichen Schätze sind mündige verschiedene Verwendungen) und der Normans-Rolls. Die Fine-Rolls beginnen im 6ten, die Gascon-Rolls und die French-Rolls im 26sten Jahre desselben Königs Johann. Diese beiden letzteren Klassen von Urkunden betreffen die Regierung und Verwaltung der damals mit England verbundenen Französischen Provinzen und sind, gleichwie die etwas später beginnenden Normans-Rolls und Alsmain-Rolls, hauptsächlich für Geschichte Werke. Literaten belehren wir einen Misal-Roll aus dem 11ten Jahre König Johann's und noch einige andere aus derselben Regierung. Ganze andere Reihen von Urkunden beginnen in späteren Zeitabmen, als z. B. die Welsh-Rolls im 3ten und die Scotch-Rolls im 19ten Jahre Eduard I. Der bei schönste Raum nöthigt uns, eine mäßige Menge sehr alter Urkunden, namentlich auch in Form von Briefen, gänzlich übergehen, die im Tower, im Chapter-House, im Augmentations-Office (vor allen die Charter antiquae beinahe die ganze Zeit der Normannischen Eroberung zurück), im Pell-Office, im State-paper-Office und anderen Orten mehr aufgeschichtet liegen. Die Parliament-Rolls fangen im 18ten Jahre Eduard's I. an. Die in Tower aufbewahrten Urkunden gehen bis in die Zeit Eduard IV. hinab; seitdem ist die Roll-Chapel zum Verwahrungsort der Dokumente bestimmt worden.

Aus dieser dürftig flüchtigen Aufzählung der wichtigsten Serien von Dokumenten, die sich in den Reichsarchiven Englands bis auf diese Stunde vorfinden, mag der Leser eine ungefähre Vorstellung von dem unermeßlichen Reichthum an Materialien entnehmen, die zum Behuf einer mit Sorgfalt gearbeiteten Geschichte von England in Augenschein genommen werden müssen, bis jetzt aber nur mäßig benutzt und kaum jemals gelesen sind. Die Gascon-, Normans- und French-Rolls, von denen man früherhin nur aus höchst ungenauen und unvollständigen Datums-Registern Kenntniß hatte, sind die im Tower und in Schatzamte befindlichen Dokumente aller Art waren, nächst jenen ehemaligen dem König Philipp August weggenommenen Archiven, die vornehmsten Gegenstände der Brequigny bei seiner Reise nach England in Auge gehabt hat. Weitläufig genug ist sein hierüber verbreitete Angabe, es sey sein Brequigny's Fleißen manches Wichtige aus den Archiven im Tower weggekommen, ist gänzlich ungegründet. Viel mehr sind seitdem eine Menge von Dokumenten zu Tage gefördert, von denen Brequigny nichts wissen konnte. Sein Bericht über den Zustand, worin er diese Archive fand, muß nach der vorigen Jahrhundertes so vornehmlich

Anzahl solcher Zeugnisse kopirt, sondern wie auch Auszüge von verschiedenen Berechnungen der Einkünfte mehrerer Französischen Provinzen, aus dem 14ten Jahrhundert, manchmal blos der Kuriosität halber, angefertigt. B. B. bei Durchsicht eines wichtig dieses Registres über die im Jahre 1330 beim Gubernium zu Bordeaux erhobenen Zölle fand ich, daß während jenes Jahres 141 Schiffe mit 13,429 Tonnen Wein aus dem dortigen Hafen ausgelaufen waren; der Zoll davon hatte 5104 Pfund 16 Pence nach dem Münzfuß von Bordeaux betragen."

„Nachdem Bruzanga für seine Sammlungen noch manches Schätzbare Werk aus Manuskripten zusammengetragen hatte, die im Schatzkamer in alten Kisten aufbewahrt lagen, begab er sich in das Britische Museum, wo er einen Reichthum an Handschriften aller Art, Briefen, Charters und wichtigen Original-Urkunden auszubeuten fand. Zuletzt kam der Tower an die Reihe: —

„Ich begab mich nun ohne Säumen zu dem bezeichneten, aber auch mündlich zugänglichen Local der Urkundschatz, den ringlaen zugleich, der mir noch zu besuchen übrig blieb, — zu den Archiven im Tower."

„Thomas Carte hat behauptet, es wäre in diesen Archiven außer den Cascon-, Norman-, und French-Rolls nichts für die Französische Geschichte zu holen; ich gedachte mich daher mit dem Abschreiben des Wesentlichsten aus den genannten Urkunden zu begnügen. Wie groß war meine Freude und meine Ueberraschung, als ich mich von dem Vorhandensein 12 großmächtiger Fässer voll Pergamenten überzeugte, die laut ihren Titeln auf Frankreich Bezug haben, die noch in keinem Katalog gebracht sind und die ich daher für durchaus neu und unbekannt anzusehen beredtigt bin."

„So viel ich nach angestellrem Augenmaaß schätzen konnte, enthielt jedes Faß ungefähr 5 bis 600 Dokumente, aber in der ärgsten Unordnung und im klläglichsten Zustand, aufs Gerathewohl durch einander geworfen, in tausend Fällen zerrissen, vom Staube, von Mäusefraß und von der Zerstörung, die im feuchten Pergament so leicht Platz findet, angegriffen; daher großentheils schwer leserlich und die Schrift theilweise wurmstich und überlitten, daß, hätte man nicht die Güte gehabt, mir das Abwaschen mit Wasser zu gestatten, und hätte ich von dieser Erlaubniß nicht fortwährenden Gebrauch gemacht, der Anblick dieser reichen Schätze mir zu nichts gedient haben würde, als den Schmerz über ihren Verlust desto herber zu empfinden."

„Hier kann ich nur ist aller Kürze anzuführen geben, was ungefähr darin zu finden ist. Zuvörderst sah ich gegen 40 Original-Briefe von dreißigen Ludwig, seiner Mutter Blanka, seiner Gemahlin Margaretha und von mehreren Prinzen seines Hauses; ferner 55 dergleichen von den Französischen Königen Philipp dem Kühnen, Philipp dem Schönen, Philipp dem Langen, Louis Hutin, Philipp dem Schönern, endlich die Konzepte der Antwortschreiben von den Englischen König Heinrich III., von seiner Gemahlin Eleonore de Provence und von dem drei Eduard's."

„Höchst merkwürdig sind einige während des 13ten Jahrhunderts aus Syrien geschriebene Briefe, die sich über die Verhältnisse und Bündnisse gedachter Provinz mit den in jenen Gegenden herrschenden Fürsten so wichtigen Antheil gehabt, anslossen; nächstdem eine Liste der Templer-Großmeister, deren Reihe wir bisher nicht genau gekannt haben. Diese Liste ist im Jahre 1247; also nicht lange nach dem Untergange dieses Ordens, aufgezeichnet."

„Auch habe ich eine Anzahl von Ordonnanzen Philipp's des Kühnen, Philipp's des Schönen und Philipp's aus dem Hause Valois aufgefunden." —

„Berichte und Denkwürdigkeiten über die dreihundertjährigen Streitigkeiten und Kriege zwischen Frankreich und England befinden sich gleichfalls, darunter, so zahlreich und umfangreich, daß man dadurch allein eine ganz ausführliche Geschichte jener verhängnißvollen Nationals-Kämpfe schreiben könnte, welche so lange Zeit hindurch Englands Kräfte erschöpft und Frankreichs Boden verwüstet haben."

„Ganz ausführlich aber ist die Menge von Bittschriften Französischer Städte und Burg-Gemeinden an ihre neuen Englischen Herrscher. Sie bitten ihre alten Privilegien auf, welche sie bestätigt, und die neuen, welche sie verliehen haben wollen; die Antwort des Königs ist meistens beigefügt. Was dieses Dokumenten andern-theils zweifelos sehr wichtige Aufschlüsse hervor, über das Alter der Rechte und Freiheiten, die der neue Herrscher bestätigt, und über den Ursprung der Privilegien, welche er neuerdings verleiht."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Violet, or the danseuse. — Ein Gemälde unschuldiger Leidenschaften und Charaktere. 2 Bde. 21 Sh.

A description of the residence etc. (Beschreibung der Wohnung des Architekten Sir John Soane) Von ihm selbst geschrieben. Fol.

The angler's rambles. (Streifereien des Anglers.) Von Edward Jesse. Verfasser der Nebenstunden aus der Naturgeschichte. 10½ Sh.

Journal of a residence in Norway etc. (Tagebuch einer Reise durch Norwegen während der Jahre 1828—1829, mit Hinsicht auf den moralischen und staatswirthschaftlichen Zustand dieses Landes.) Von Samuel Laing. 15 Sh.

The Phylactery. — Ein Gedicht. 5 Sh.

Observations on the present state and future prospects of agriculture. (Bemerkungen über den jetzigen Zustand und die künftigen Aussichten des Ackerbaues.) Von Geo. Lewis. 2½ Sh.

Belgien.

Rubens und Jakobus Messys.

(Schluß.)

Obgleich das Talent des Kolorisien bei keinem Maler so sichtbar wie bei Rubens eine Naturgabe ist, so muß man doch ein gutes Theil seiner prächtigen Palette den Traditionen und Einwirkungen der Venetianischen Schule zuschreiben, die dieser große Maler besonders studirte, denn er war mehrere Male in Venedig und hielt sich nur bedaubt Jahre zu Rom auf. Aber weder schöpfte Quintyn Messys, noch Quintyn Messys, Lucretius Madrid, Mabuse oder Matthys genannt, — denn man ist über diesen Namen, den selbst die vollständigsten biographischen Wörterbücher nicht enthalten, gar nicht einig, — weder so schöne dieser das Geheimniß der Farben, die in seiner „Grablegung Christi" so zart und doch zugleich so glänzend sind? Tizian hat kaum ins Mannesalter ein, als Quintyn Messys schon ein Schüler war, und es ist nicht anzunehmen, daß der Greis seine Kunst den Werken des Jünglings abborgte; die größten Koloristen der Welt, Paul Veronese, Tintoretto, Belasanz, Murillo, Ribeira, waren noch nicht geboren. Albrecht Dürer, zwanzig Jahre nach Quintyn Messys geboren und mit welchem ihm zu gleicher Zeit (1529) gestorben, konnte sehr gut die Gemälde des Messys kennen, bevor dieser erstes, daß es einen Albrecht Dürer in der Welt gebe. Wer versteht denn nun dem Messys jenes schöne Licht, jenen Glanz, jene unvergleichliche Frische, die seine „Grablegung Christi" zum schönsten unter allen Gemälden des Antwerpener Museums und zu einem der schönsten Denkmäler der Kunst des funfzehnten Jahrhunderts erheben? Die Ehrenik der Antwerpener Maler schreibt es der Liebe zu. Auf der Mauer zur Seite des Haupt-Einganges der Kathedrale liest man folgenden lateinischen Pentameter, der zur Grabschrift des Quintyn Messys gehört:

Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem.

„Die Liebe einer Gattin verwandelte diesen Vulkan in einen Apelles." Quintyn Messys, noch heute der Schmied von Antwerpen genannt, war seinem Stande nach Hufschmied. Seiner Werkstatt gegenüber wohnte ein Maler, der eine reizende Tochter hatte; Messys war so kühn, sie zu lieben. Zur Zeit der Zünfte und Gilden war dieß Vorgehen viellecht nicht so groß, als sie es heutzutage sein dürfte, denn ein Meister Zunftschmied konnte einen Dogen zeugen. Der Maler fand aber doch, daß diese Verbindung eine Mißheirath sein würde, und erklärte dem Messys, er würde seine Tochter nur einem Kunstgenossen zur Gattin geben. Von diesem Augenblick an verlor Messys Hammer und Amboß und griff zu Pinsel und Palette. Es gelingt sich außerordentlich an, wenn etwas zu stehen, und es gelang ihm. Das erste Bild, das er dem Maler zu zeigen wagte, war das Gemälde seiner Tochter. Dieser, ein Mann von Werth, gab sie ihm nun zur Frau. Messys befestigte sich doch immer mehr einer Kunst, der er ein geliebtes Weib verdankte, und wurde auf drei Weise berühmt. So lautet die gewöhnliche Erklärung der Grabschrift.

Obgleich dieser Umstand sehr bedeutend ist, so habe ich doch bei einem Englischen Reisenden das Wort Amcleire in mollere verändert gefunden, und die Grabschrift wurde nun natürlich so übersetzt, wie sie die Dienstboten Michel Montaigne's hätten übersetzen können, nämlich: „Die ehrliche Liebe einer Frau machte einen Apelles aus ihm." Das Wort Amoleire ist nicht in den Kindern, wohl aber darin, daß wir einen Zug der ganze Geschichte des Messys verändert wurde, der aus einem Schmied ein großer Maler geworden war, durch eines jener tausend Wunder, welche die Liebe hervorbringt, als Angelrechung der tausend Thorheiten, die sie andererseits veranlaßt.

Die „Grablegung Christi" ist ein Gemälde mit Seitenflügeln. Rechts sieht man auf dem Tische des Grabes den Kopf Johannes des Täufers in einer Schüssel; sind erblickt man den heiligen Johannes im sternenden Oel. Auf dem Mittelstück schicken sich die Freunde Christi an, diesen ins Grab zu legen. Der Jüngste, von St. Johannes unterstützt, hat sich vor den leblosen Ueberresten ihres Gebieters niedergeworfen. Zwei Greise heben den Kopf und den Oberkörper Jesu in die Höhe, während die heiligen Frauen die Füßen mit Wasser taufen. Auf der andern Seite sieht man das Grab, die Schädelstätte und die Stadt Jerusalem. Es fehlt vielleicht diesem schönen Gemälde etwas an Anordnung und Perspektive, so wie an historischer Wahrheit, die nur den jetzigsten und gelehrtesten Kunst-Epochen anzugehören scheint; man sieht sehr wohl, daß der große Maler besonders in der materiellen Nachahmung gelungen ist, daß dies für ihn und seine Epoche den wichtigsten Punkt ausmachte, und daß er bemüht war, den Augen Alles Körper zu geben, bevor er die Seele einflößte. Was aber den Glanz der Farben, das Licht, die Artheit der Behandlung und das Hervortreten aus der Leinwand anbetrifft, so zweifle ich, daß eine weitere wissenschaftliche Ausbildung in der Kunst des Antwerpener Schmiedes noch etwas hätte hinzufügen können. Und was der Anatomie anbetrifft, so ist er mehr und gut beobachtet, wenngleich nicht immer vollkommen wiedergegeben; die Intention ist schon da, wenn er auch das Ideal noch nicht erreicht hat. Es ist jene Glaubens-Einfalt des funfzehnten Jahrhunderts, welche sich ihre verehrten Gestalten nicht mit jenem Reichthum von Ausdruck und Physiognomie verstellt, den ihnen die gesammelte und verfeinerte Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts leihen wird; sondern mit ein paar großen Zügen und mit sehr wenig Ausdruck. Es ist möglich, daß selbst die gewöhnlichere Einbildungskraft damals zufriedte. Es scheint sast, als hätten die Maler des funfzehnten Jahrhunderts und besonders Quintyn Messys sich gescheut, den Gegenständen ihres Glaubens, dem Erlöser, der Maria und den Aposteln, allzu menschenähnlicher Gestalten zu geben. Die Maler des sechzehnten Jahrhunderts dagegen werden diesen Ausgleich vielleicht zu sehr suchen. Die Heiligen werden ihr Adel verlieren, ihr Blick wird gedeu, die sie von den Tüchern der Menschen hervorgenommen, sie werden uns über die schönste, die liebenswürdigste der Frauen machen; auch werden die Bilder wie von pöbelhafter Lust zu Markt entbrennen, und ihre abgöttischen Entstehungen werden, mit anderen Ursachen zusammengenommen, die bilderstürmerische Reaction des Protestantismus hervorrufen. Jetzt und den Heiligen geben die Maler dann so schöne Formen, stellen sie in so erhabene Situationen dar, daß ihre Einfluß mit der Dennenkenntniß oder mit der Barbarei der Zeiten, heiligen

Digitized by Google

Sebastian" in der Kathedrale zu Besançon, daß alle Nonnen eines Klosters sich in ihren Zellen verlieben, und daß man sie nur wird heilen können, wenn man ihn vom Hochaltar hinuntergenimmt und auf dem Boden aufstellt.

Nach der Mater-Chronik von Antwerpen wurde das Gemälde der „Gradlegung Christi" bei Dominikus Mellyns vom Tischler-Gewerk für dreihundert Gulden bestellt. Es erhielt aber nur einen Theil von dieser Summe; das Uebrige wurde in eine immerwährende Rente zum Besten seiner Kinder verwandelt. Philipp II., König von Spanien, ließ dem Tischler-Gewerk eine außerordentliche Summe zahlen, aber dieses wollte sie nicht annehmen, sondern behalten, als es mit Bortheil verkaufen. Das schöne Werk hatte zwei Arten von Bitterflüssigkeiten zu bestehen, die des sechzehnten Jahrhunderts und die von 1794; die Einen wollten es zerstören, die Anderen wollten es als Kriegsbeute fortnehmen und nach Frankreich bringen. Aber Dank dem Eifer seiner verschworenen Besitzer, es wurde vor Verwüstung und vor Verbannung bewahrt.

Ein Volk, das nun so große Künstler hervorgebracht, und das in seinen Kirchen und Privat-Museen so schöne Werke aufzuweisen hat, kann nicht ein bloß materielles Volk sein, und ich glaube, daß in dieser Hinsicht der Schein viele Realität täuscht. Freilich, wenn man sich an das Aeußere, an die Physiognomieen, an die Worte halten will, obgleich es auch in Belgien schöne Gestalten und geistreiche Gesichtszüge giebt, und wenn man die Schnelligkeit und Unsicherheit bedenkt, die, trotzdem sich unsere Französischen Reisenden forttreiben lassen, so könnte man allerdings glauben, daß Ehrsucht und Wuth hier den Gedanken erdacht hatten. Aber abgesehen davon, daß man bei näherer Beobachtung der Menschen an ihren Gesichtszügen entdeckt, die sich den Blicken nicht sogleich darstellen, und die sich, sey es vom ans Tageslicht oder vom Mißtrauen gegen Fremde, welche mit vorgefaßter Meinung hierher gekommen sind, in dem Maße, wie man sie verliert, zurückzugiehen scheinen, sich zu kennen, daß der Ernst gegen und mit unerwarteter Freiheit auftaltet, so sollte man sich doch durch die Dinge von dem strengen Urtheil zurückhalten lassen, welches man etwa über die Menschen zu fällen geneigt wäre. Man kann keine geringe Meinung von einem Volke hegen, das den Ahnen von Brüssel und den Anwerpenen und das Stadthaus, den Löwen Saale, von neun Wolfe, welches Mäler wie Rubens, von Dyck und Dominikus Mellyns hervorbrachte, das den architektonischen Luxus der Häuser, die Anmuth und Mannigfaltigkeit ihrer Formen, die Kunst, an ihren Fierzathen anzubringen, die dem Gewerbe oder der Würde ihrer Bewohner entsprechen, zu einer Höhe getrieben hat, die von wenig Nationen, selbst unter den größten und gebildetsten, erreicht wurde; oder wenn wir uns dieß kleine Volk in einem Zustande von Unwissenheit und Rohheit denken, noch doch wohl von einem Manne nicht schlecht denken, der seine Wohnung, obgleich er sie nur wie ein irdisches Gasthaus betrachtet, worin er wenige Tage verweilt, so geschmackvoll zu verschönern verstand. In Frankreich verschwenden wir unseren Geist an flüchtige Werke, die zerstört eine ganze Welt in Bewegung setzen, eine an Schriften, welche die lobhaftesten und mannesstolzen dieser Welt verewigen; und wenn wir unsere Zeit gern verwendet man zwar nicht dieselbe Summe, das ist sicher, aber doch, in Betracht der Kleinheit des Volkes, an gutes Theil auf Denkmäler, Gemälde, auf unvergleichliche Aeckerbau-Arbeiten, Kanal-Anlagen, Gewerbsteiß und Handel; was wir den Gedanken weihen, widmen sie den Thaten. Ich spiele es vor, der Bürger eines Zeiten-Landes zu seyn; aber Gott bewahre mich, daß ich leichtsinnig von einem Lande die Phantasie sprechen sollte.

Es glimmt im Belgischen Volke, um nur von Kunst zu reden, ein inneres verborgenes Feuer, das mißtaun durch die Schwerfälligkeit seiner physischen Constitution und seiner Wallone-Sprache hindurchdringt, in welche es allerdings sehr linkisch so verwinkige und praktische Dinge ausstreut. Dieses Feuer ist es, welches einer Reihe eines Soviel erklungen macht, das den glänzendem Pinsel eines Wappers belebt, eines ihrer sinnigsten Maler und echtes Sohnes von Rubens' Barrtanze, das den Warmer eines Gesf erweicht, der einen ihrer berühmtesten September-Märwerer darstellte, den von einer Holländischen Angel tödtlich getroffenen, für seinen Glauben und sein Vaterland gestalteten Mercker, es ist dieser Feuer, das in der Vergangenheit einige Meisterwerke der Geschichte unserer Völker mit hellem Glanz erzeugte, und das jetzt eines Soviel erklungen hat in vielen Jahrhunderten das Schlachtfeld des Dreitemis war, und dessen Geschichte, wenn auch oft durch Eroberungen unterbrochen, im vierzehnten Jahrhundert, mitten in dem noch barbarischen Europa, das Phänomenen einer glänzenden Civilisation zeigt, welche nicht das Ergebniß der Nachahmung seyn konnte, indem Jahren lag viel zu fern.

Wer sich für Kompere interessiren, der hat auch gewiß einen Belgischen Biolinisten gehört, dessen Namen ich nicht weiß, der aber unter der Geschicklichkeit in seiner Kunst gefällt wird. Es ist ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, mit kurz verschnittenem Haar, plumper Figur, ohne Adel, ohne Ausdruck, die Augen zugenommen, welche von Zeit zu Zeit gegen den Himmel gerichtet, der sich auch gewiß einen Beifall, den die Gäste nach und nach um die Hausfrau bisten, er nimmt das Beifallklatschen, das seine majestätischen Andante's begleitet, ohne sichtbare Bewegung und fast ohne Dankbezeugung auf, kurz, es ist ein Belgier, nicht von jener kosmopolitischen Art, deren elegante Muster man in Brüssel antrifft und deren Typus von den unsinnigen nicht übertroffen werden, sondern ein echter, den Volke eigenthümer Belgier, unter dem dreieckigen Giebel geboren, von Steinkohlen durchräuchert und von Bier aufgeschwemmt, dessen Sinn für Musik in einer Sakristei erwachte, und der seine Kunst in einem Provinzial-Konservatorium studierte. Vor einiger Zeit wohnte ich einem Konzerte bei, wo dieser Violinist sich hören ließ. Er trug ein Stück von seiner Composition mit so vieler Kraft, Gediegenheit, Lebhaftigkeit, Geschmack, gelegentlicher und ausdauernder Wärme vor, daß er allgemein bewundert wurde. Er dankte für die Beifallsbezeugungen durch eine lange Kopfverneigung und zog sich zurück. Ich folgte ihm in das Gemach, welches die Stelle der Coulisse vertrat, und betrachtete ihn mit einer Neugier, die ihn wieder zu belästigen, noch zu rühren schien. Aber derselbe Mann, den ich im Konzert-Saale so entzückt, so unthätig, so ausdrucklos, wie es schien, mit stummen Mienen und allein in der ganzen Versammlung von der Musik unbewegt gesehen hatte, kam im Nebenzimmer tuchend, mit offenem Munde und feurigem Auge, und trocknete sich mit seinem Taschentuche den Schweiß ab, der in großen Tropfen aus seinem ganzen Gesichte hervorquoll, welches vor wenig Augenblicken noch starr und kalt wie eine Maske war. Diese zurückgehaltene Bewegung, dieser plötzliche, reichliche Schweiß waren eine Bestätigung jenes inneren Feuers, das tief in dem Belgischen Volksstamm glimmt; es war dieser Künstler die personifizierte Genialität seines Vaterlandes.

Risard.

China.

Kunstfertigkeiten der Chinesen.

In jeder technischen Kunst haben es die Chinesen zu hoher Vollkommenheit gebracht. Ihre Gong's und Glocken, so wie auch ihre alten Vasen und Dreifüße aus Bronze, geben ein vollständiges Zeugniß davon, daß sie uns in den verschiedenen Branchen der Metallkurgie schon sehr früh überlegen waren. Besonders aber verdienen die hochpolirten Chinesischen Metallspiegel unsere Bewunderung. Diese Spiegel haben die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß, wenn die Sonnenstrahlen von der polirten Oberfläche reflektirt werden, das Bild des ziemlichen Raumes und der Kreist, die auf den Rücken der Metallplatte graviert sind, auf der Planer oder einem Stück Papier sehr deutlich sich abspiegelt.

Ihre Büchsen, mit ungebrauten Linsenglätern aus Flintspruhl, sind eine ganz originelle Erfindung. Sie liegen quer über der Nase, werden aber durch seitliche Schnüre, mit Gewichten an den Enden, die man über beide Ohren wirft, festgehalten.

Im Drechseln des Holzes und Elfenbeins ist der Chinese unvergleichlich; seine elfenbeinernen Handelbrechen und Fächer müssen die Verzweiflung eines Europäischen Drechslers erregen. Auch hat wohl noch kein Artist unseres Welttheils den Versuch gemacht, aus einer soliden elfenbeinernen Kugel sieben oder acht andere dergleichen zu drechseln, die alle, von einander abgesondert, in der äußeren Hohlkugel sich bewegen und drehen lassen, wie die letztere. Die inneren Kugeln werden durch kreisrunde Löcher ausgedrechselt, von denen man das erste in die Kugel bohrt, wenn sie noch solide ist.

Nicht weniger manifestirt sich die Industrie und Geschicklichkeit der Chinesen in ihrer Bearbeitung der härtesten Stoffe, wovon die Chinesischen Reichsschriften aus Agat und Jade-Krystall Beweise geben. Diese ungeheuer zähen Steine werden durch Bohrmaschinen ausgehöhlt, und zwar durch Oeffnungen am Halse, die weniger als einen Viertels-Zoll im Durchmesser haben. In allem dem ist die innere Seite dieser Flaschchen mit kleinen Charakteren beschrieben, die man durch ihre transparente Subtilität lesen kann!

Auch die Stein- und Jade-Manufakturen der Chinesen dürften wohl schwerlich von denen irgend eines anderen Volkes erreicht werden; eben dies gilt ihrem Porzellan, so fern man das Material selbst darunter versteht. Ihre lackirten oder überfirnißten Arbeiten sind nur den Japanischen untergeordnet.

Mit den eigentlich schönen Künsten ist es im Ganzen hier schimmer bestellt; doch besitzen die Chinesen einheimische Künstler, welche Tuschen, Vögel, Früchte und Blumen meisterlich zu malen wissen, und die Schönheiten und Mannigfaltigkeit der Farben kann nirgends übertroffen werden.

In Allem, was die Bequemlichkeiten des äußeren Lebens betrifft, und was mit technischer Geschicklichkeit bewerkstelligt werden kann, dürfte China wohl noch lange den Vorrang vor dem Abendlande behaupten; dabei wir uns nicht zu verwundern brauchen, daß eine ganze Chinesische Stadt, wie z. B. Kanton, mit Bevölkerung, Handel und Industrie, in Europa Alles schlechter, unbequemer und unzweckmäßiger findet, als in seiner Heimath.

(Account of China.)

Mannigfaltiges.

— Vertheidigung der Polygamie. Die Diskussionen über Polygamie, welche man in den Zeitungen von Kalkutta findet, haben einen Eingeborenen dazu bestimmt, diesen orientalischen Gebrauch mit folgenden Gründen in Schutz zu nehmen: „In Englischer Gesellschaft ist es gern darüber, daß meine Landsleute viele Weiber nehmen. Allein diese Religion und die Sitten dieses Landes sind nicht dieselben, mehr als eine Ursache zu beobachten, warum sollten wir diesem Beispiel folgen, da wir doch von anderem Stamme und anderem Glauben sind? Insbesondere, der Adel genauer kennt, muß auch wissen, daß es bei uns mehr Frauen als Männer giebt, sey es nun, weil mehr Mädchen als Knaben geboren werden, oder weil Ihr Engländer die Männer in Schlachten tödtet. Das Wahre von der Sache kann nur ein Zauberer wissen. Weil Ihr uns jedem Manne nur Eine Frau verstatten, was soll dann aus den vielen übrigen Frauen werden? Sie müssen doch Jemand haben, der ihnen gut ist und sie versorgt? Gewiß hat uns schon die Natur dazu bestimmt, daß wir viele Frauen und vieles Glück haben sollen —, es gehört dies zu unserer Wohlsabet und ist von Anbeginn so gewesen. Ich bitte Euch also, in die Verordnungen der Verehelung nicht einzugreifen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Verblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Mittwoch den 14. September 1836.

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

Dritter und letzter Artikel.*)

Am Tage unserer Abreise von Tunis brachten wir den Abend an der Goletta zu, den Augenblick erwartend, wo das Schiff, welches uns nach Frankreich bringen sollte, unter Segel gehen würde. Seit dem Neumonde erhob sich jedesmal nach dreimend heißen Tagen gegen Mitternacht ein frischer Landwind. Unser Gepäck war bereits am Bord; wir hatten uns aller jener tausend kleinen Sorgen entledigt, welche die Vorbereitungen zur Abreise verursachen, und so erwarteten wir ruhig den Eintritt der Kühle. Es war für mich ein Abend voll süßer Wehmuth; ich verließ ein Land, das mir lieb geworden war, aber ich sollte ja nach Frankreich zurückkehren; ich wußte nicht, sollte ich den Himmel bitten, den Augenblick der Abfahrt zu beschleunigen oder zu verzögern, und dieses Schwanken war nicht ohne Reiz. Ich hätte in diesem Moment gewünscht, die Kraft meines Auffassungs-Vermögens verdoppeln zu können, um einen tieferen Eindruck von dem, was ich sah, in mich aufzunehmen, um, so zu sagen, etwas davon mit hinwegzuführen. Ich blieb am Ufer und betrachtete zum letzten Male, mit gieriger Begierde, den geflirrten Himmel von Tunis, seinen flammenden Horizont, seinen friedlichen See und seine die Landschaft.

Ich war jedoch nicht allein, sondern ging mit Beni-Salah, dem Schreiber des Gouverneurs der Goletta, an den Ufern des Kanals spazieren, und ich konnte in der That meine letzten Augenblicke in Tunis nicht besser, als in der Gesellschaft dieses vortrefflichen Mannes, verleben. Beni-Salah war Dichter, einfach und naiv wie ein Kind, arm und zufrieden mit seinem Geschick, träumerisch und unthätig, ein liebenswürdiges Bild der Dichter von ehedem. Ich ersuchte ihn, mir liegend eine Dichtung oder Erzählung vorzutragen, welche die Sitten und die Färbung des Landes zurückspiegelte. Er willigte ein, meinen Wünschen zu genügen, und wir setzten uns auf die Brustwehr einer Kanonen-Batterie, neben dem schönsten metallenen Geschütz, das ich je gesehen; die Stadt Genua hatte es einst dem Bey von Tunis zum Geschenk übersandt. Ringsum waren wir von Wasser eingeschlossen, vor uns das Meer, hinter uns der See. Die tiefste Ruhe herrschte auf der Rhede und im Hafen; wir unterhielten uns ganz leise, wie man es unwillkürlich in der Stille der Einsamkeit und bei sinkender Nacht thut, indem es scheint, als ob dann Alles geheimnißvoll werde. Zuweilen drang an unser Ohr das verhallende Geräusch der Ruder eines vorüberfahrenden Kanots oder das Murmeln der Welle, die zu unseren Füßen erstarb. Ich lauschte allen diesen Tönen, doch mehr noch der wohllingenden arabischen Weise, der mir Arabische Verse erzählte. Sie kamen mir vor wie jene Worte, die zuweilen in unseren Ameen ertönt, aber unserer Lippen nicht überschreiten mag; ich wünschte, wiedergeben zu können, was ich hörte. Unter den verschiedenen mir von dem Maaren mitgetheilten Erzählungen wähle ich hier eine aus, die mich durch ihre Einfachheit besonders ansprach.

„In der Wüste Sahara nahe am Jerid liegt ein schöner See, mit klarem tiefen Wasser, der den Himmel wie ein feuriger Spiegel zurückwirft. Wenn in den brennend heißen Stunden die Löwen ihre ihren Durst löschen, könnte man glauben, sie tränken Feuer, ein so blendendes Licht strahlt die Oberfläche des Sees aus. Seine Ufer sind bezaubernd; an keinem Orte der Welt sind die Früchte saftreicher, duften die Blumen süßer. Wohlgerüche aus, schimmern die Vögel von prächtig germ Farben. Wie ist es so süß unter diesen frischen Gebüschen, wo weiche, die brennende Wüste schützen, und über jene phantastischen Schattenplätze, jene lügnerischen Gewässer, jene trugvollen Vorspiegelungen zu lächeln, die am Horizont aufzauchen, um den verschmachtenden Reisenden zu täuschen!

„In dieser Oase lebte unter der Obhut einiger alter Eunuchen ein reizendes Kind, Rwonda genannt, bestimmt für den Harem des reichen Kalifa. Ein Löwe war ihr einziger Spielgefährte; wenn man sah, wie er allen ihren Schritten folgte, wie er neben dem jungen Mädchen sich niederließ, ihre nackten Füße leckte und vor Wonne zitterte, sobald ihre kleine Hand seine langen Mähnen liebkosend strich, so hätte man denken können, der Löwe sey verliebt in die feine Rwondaz auch nannten ihn die Eunuchen nur den alten Eifersüchtigen. Wie ist treue Freundschaft zwischen der zarten schwachen Kinde und dem Löwen, dem Schrecken der Wälder, so rührend! Es ist der Bund der Anmuth mit der Kraft. Aber ihre Spiele sind entsetzlich. Rwonda reizt den Löwen und fleht vor ihm, ein Tuch schwenkend, das sie von ihrem Kopf losgerissen hat. Der Löwe verfolgt sie brüllend; die erschrockte Rwonda fällt auf ihre Kniee, und das Gesicht mit ihren langen Haaren bedeckend, erwartet sie den Tod. Mit offenem Rachen und flammenden Auge sitzet der Löwe auf sie zu; doch plötzlich verschwindet seine Wuth; das junge Mädchen streicht ihr Haar ein wenig zurück und lächelt ihn an; da springt der Löwe freudig um sie herum; das Kind ruft ihn und forscht: „Nun, zerreiße mich!“ und sie legt ihren niedlichen Arm zwischen seine schrecklichen Zähne; dann schwingt sie sich auf seinen Rücken, ergreift seine Mähne, und der Löwe eilt mit ihr in die Wüste davon. Sie hat diese ganze unendliche Einsamkeit durchstrichen; sie sah den Leoparden vor sich zittern und entfliehen. Oft von der Hitze des Tages ermüdet, lehnt sich das Kind an den Kopf des Löwen, und seinen Hals umfassend, schlummert es ein. Das treue Thier trägt sie dann mit langsamen Schritten zur Oase zurück, oder legt sie leise an den Rand einer Quelle unter dem Schatten eines Palmbaumes nieder, streckt sich ruhig und glücklich neben sie hin und bewacht ihren Schlummer.

Von ihrer zartesten Kindheit an war Rwonda in der Oase aufgewachsen, fast unbeirrend in der Wüste, in den Gebüschen, an den blühenden Ufern des Sees. Im Schooße der jungfräulichen Natur, wo alles athmet, lieblich und duftend ist, hatte sie den Geist eines großmüthigen, freigegebenen Lebens eingesogen. Sie war aufgeschossen wie ein schöner Palmbaum, anmuthig und kräftig wie er. Mit dreizehn Jahren besaß sie alle Reize und die ganze Seelenschönheit eines Weibes, oder die Geheimnisse des Lebens waren ihr fremd. Alle Neigungen ihres Herzens hatte sie zwischen den Löwen und den Blumen getheilt, die sie wie ihre Schwestern liebt; sie führte auch ein Leben wie die Blumen, die nur des Thaues und der Sonne bedürfen, um sich zu entfalten. Doch bald rollt eine glühende Lava ungestüm durch ihre Adern, die Rosen ihrer Wangen erbleichen, und ihre Brust schwillt von Seufzern. Sie entflieht der sanften Schlaf der Nächte, wenn Bulbul auf den Zweigen des Orangenbaumes flötet und die Sterne sich im See spiegeln. Rwonda ist unruhig, ohne zu wissen warum, sie träumt ohne Unterlaß, und ihre Träumereien verlieren sich im undurchgängigen Gedankenmeere, wie ihre Blicke in die Oede der Wüste. Bald ist es eine tiefe Traurigkeit, bald sind es verzehrende Gluthen. Bald ist es Erschlaffung und dann wieder ein Uebermaß an Kraft, mit dem sie nichts anzufangen weiß. Dann flieht sie auf den Löwen in die Ferne hinaus; in der Wüste sucht sie den unbekannten Gegenstand ihrer Wünsche, und wenn sie nach langen Umherirrungen heim kehrt, seine Spuren verfolgt hat bittere Thränen. Wie oft, gequält von einer martervollen Schlaflosigkeit, streckte sie sich auf den Rasen hin, ihre entblößte Brust dem Nachthauch darbietend. Die Ufer des Sees waren mit dichtbelaubten Bäumen bewachsen, die ihren Schatten auf das Wasser warfen. Da war auch ein dem Sonnenstrahl undurchdringlicher Ort, wo Rwonda oft das Lager sich bereitet; hier sah sie gern auf die durchsichtigen Gründe ihr Bild von der glatten Oberfläche des Sees zurückgeworfen; wenn aber der Spiegel erzitterte, während sie ein anderes Bild als das ihrige zu sehen; sie sprang auf das unbestimmte Bild zu, aber sie fand nur eine kühle Welle, die ihren Armen entfloh, und verzweiflungsvoll preßte sie die Leere an ihr Herz.

Eines Tages bemerkte Rwonda unter einem Zelt des Tages hindurch gewebt, die drückende Schwüle der Nacht, die auf diesen verzehrenden Wind folgte, war immer unerträglich für Rwonda. Vergeblich hatte sie den Schlaf herbeigerufen; allen Qualen zur Beute, irrte sie in der Oase umher, als sie mit einem Mal an einem Baum ein vollständig aufgezäumtes Pferd befestigt sieht, und einen Mauren, der neben dem Pferde ruht. Der Maure war jung und schön; sein Antlitz, fast ganz dem Himmel zugekehrt, schien er in süßem Frieden; sein Körper war sanft auf dem Rasen ausgestreckt; auf seinem Geschicke war der Ausdruck heiterer Ruhe und in der Lage seines Körpers jene Nachlässigkeit eines Reisenden ausgeprägt, der von der Ermüdung einer langen Reise überwältigt worden. Der Mond erhellte diese Nacht zwar nicht, aber die Sterne funkelten klar und glänzend; nach einer heißen Tage regelmäßig der Fall, sind sie stets von einem röthlichen Schein, wie die Wände eines Schmelzofens, und die Luft feuchtete in eigenthümlicher Klarheit.

Zitternd näherte sich Rwonda, ihren Athem anhaltend und kaum den Rasen mit ihren Füßen berührend. Sie kniete zur Seite des Mauren nieder und faßte seine Hände an, um sich zu überzeugen, daß er kein Phantom sey. Ueber ihn gebeugt, betrachtete sie ihn mit unendlichem Entzücken; mit Wonne lauschte sie dem gleichmäßig abgemessenen Hauch, der aus seinem Munde drang; dann neigte sie ihr Antlitz auf das des Mauren, und den leisen Athemzug, die sie dabei

*) Vergl. Nr. 97 und 98 des Magazins

Digitized by Google

berichtete, fand sie so süß, daß ihre Lippen einen Augenblick die des Mauren suchten. Der junge Mann öffnete die Augen und sah ein lieblliches Hampt über sich gebeugt. Für ihn war es eine himmlische Erscheinung, eine Vision seiner durch die Hitze der Wüste aufgeregten Gesichtes. Und doch war er vollkommen wach und sah das junge Mädchen lächelnd seinen Blicken begegnen; und er, in der Trunkenheit seiner Seele, lächelte sie wieder an, ohne sich zu rühren, ohne ein Wort zu sagen.

„Wer bist Du?“ fragte endlich der Maure. „O! sprich, damit ich mich überzeuge, Du seyest nicht bloß ein Schatten oder ein Lichtgeist. Wird diese Oase von irgend einem Genius bewohnt? Bist Du ein Gebilde seiner übermenschlichen Macht? Ich nein, Du bist eine für mich dem Paradiese entsiellte Huri. Man hatte es mir vorhergesagt: sagt: Gut, erfülle eine heilige Pflicht, und mitten unter den Beschwerden der Wüste wird sich Dir ein Himmlisches Weib senden. O! wer Du auch seyest, Deine Küsse müssen unvergleichbar sein als der Nachthauch; komm', ich verschmachte.“ — Und seine Arme umschlangen das junge Mädchen, und er preßte sie an sein Herz.

„Aber Du“, antwortete Amonda, „bist Du nicht jenes Phantom, das meine Träume beunruhigte, das mir von weitem in der Wüste erschien, das ich in den Wolken vorbeijagen sah, jener Schatten, den ich überall suchte, und der mir immer entfloh? Jetzt habe ich Dich gefunden, nun sollst Du mir nicht wieder entschlüpfen.“ — Und sie umarmte ihn zärtlich.

Es war eine herrliche Nacht. Die Kühle, die vom See herüberwehte, besserte die Beiden mit Orangenblüthen. Nacht der Liebe, wie entwirrst Du so schnell!

Wie die Helle des Tages sich immer mehr über den Himmel verbreitete, strahlte die Schönheit der Liebenden erst in ihrem vollen Glanze: sie betrachteten sich mit wachsendem Erstaunen, und es war ihnen, als öffneten sich ihre Augen zum ersten Male dem Licht. Aber während das junge Mädchen lächelte, wie die Morgenröthe eines schönen Tages, lagerten Wolken auf der Stirn des Jünglings, und Thränen träufelten auf seine Wangen.

„Warum weinest Du?“ fragte Amonda. — „Ach!“, sprach der Maure, „der Tag ist angebrochen; mein Pferd schüttelt seine mit Thau getränkten Mähnen und stampft auf den Boden; es wahnt mich, von Dir zu scheiden.“

„Du willst mich verlassen!“ rief die erbleichende Amonda; „aber warum? Ich verstehe Dich nicht, und Du tödtest mich durch dieses Wort.“

„Ich habe meinen Brüdern geschworen, unseren kranken Vater in Togodarin zu besuchen. Wenn ich Dich verlasse, werde ich vielleicht vor Schmerz in der Wüste sterben; aber Gott will es so.“

„O! nimm mich mit Dir; wenn Du von mir gehst, so sterbe auch ich.“

„Du willst mir folgen?“ rief freudig der Maure; „nun wohl, so laß uns mit einander fliehen!“ Er besteig sein Roß, Amonda streckte die Arme nach ihm aus; er bog sie leicht wie ein Vogel empor, setzte sie vor sich, hielt sie mit seinem rechten Arm, spornte sein Pferd und jagte in die Wüste hinein.

Eine schreckliche Stimme erhebt in der Ferne und hallte in der unermeßlichen Einsamkeit wieder. Das Pferd erbebte, seine Mähne sträubte sich, seine Ohren richteten sich vor Entsetzen empor. Wie von einem unsichtbaren Stachel angetrieben, verfolgte es seinen Weg schneller als ein Pfeil. Der Maure hat nichts gehört, er läßt die Zügel fahren, vergißt sein Pferd, die Wüste und die Gefahren, die ihm drohen; ganz versunken in Liebe, erblickt seine Geliebten, küßt sie, umfangen, und wie in einem jener Träume, wo das Glück uns Flügel verleiht, schien es ihm, als flögen sie mit einander, nur mit der Fußspitze die Erde berührend. Die Stimme wird lauter und näher sich immer mehr; sie ertönt aus einem Staubwirbel heraus, der ungeheurer als der Samum sich näher und näher wälzt, gleich der vom Sturm gepeitschten Welle. Der Wirbel steigt zum Himmel empor, fällt dann wieder auf, steigt, und schneller als dieses, hat er es beinahe schon erreicht. Da schreckt der Maure aus seinen süßen Träumen auf und erbebt an allen Gliedern, als er sah neben sich das entsetzliche Gebild des Löwen ihn. Amonda erkennt diese Stimme; sie stürzt sich vom Pferde und eilt dem Löwen entgegen, ihrem Geliebten zurufend: „Rette Dich, rette dich!“ Der Jüngling, der seines nahen Schicksals fortgerissen, Pferdes nicht Herr werden kann und für die Geliebte zittert, springt herab und fliegt zu ihrer Hülfe herbei. Der Löwe vermeidet Amonda und stürzt mit verdoppelter Schnelligkeit an ihr vorüber. Wie der Blitz springt er aus der undurchdringen Wolke hervor und wirft sich beklommen auf den Mauren. Dieser erwartet ihn festen Fußes und feuert einen Pistolenschuß in seinen geöffneten Rachen ab. Der Löwe richtet sich mit erneuter Wuth auf, macht einen Satz, packt den Mauren mit seinen Tatzen und zermalmt ihn mit den Zähnen. Amonda eilt herbei, die Luft mit ihrem Geschrei erfüllend; sie entreißt dem Löwen den Körper ihres Geliebten, als sie aber sein bleiches Antlitz und sein sinkendes Haupt erblickt, schleicht sie sich in ihre Arme und stirbt mit ihm leblos zur Erde nieder.

Drei Reiter erblickten den Vorgang, und hielt in goldener Rüstung, von zwei Negern begleitet. Der Löwe sieht den Reitern mit unverwandtem Auge und ohne Zorn entgegen, und diese nähern sich ihm ohne Furcht. Als der Kaid Amonda gewahrte, wie sie den Körper des Jünglings fest umfangen hielt, warf er wilde Blicke auf sie, befahl den Negern, sie aufzuheben, setzte sie auf sein Pferd und ließ den Körper des jungen Mauren unbeerdigt in der Wüste zurück. Der Löwe folgte düster seinem Herrn, Sieben von Blut ausfreiend.

In der Oase angelangt, ließ sich der Kaid an Ufer des See's nieder, und das ohnmächtige Mädchen in seinen Armen haltend, erwärmte er ihre Glieder ins Leben. Schon flößten sich ihre Wangen, ihr Herz schlug stärker, und ihr schöner Busen hob sich leise wie im Schlummer. Der Kaid bewunderte ihre Schönheit, aber in seinem Herzen schwoll eine fürchterliche Wuth. Als sie wieder zu sich kam, erblickte Amonda sein finsteres Gesicht und seine von Zorn flammenden Augen.

„Wo, er ist es nicht!“ sprach sie; „wo ist er? wo ist er?“

„Wen rufst Du?“ fragte der Kaid.

„Wer bist Du denn, wer?“ rief das junge Mädchen aus; „ich suchte mich vor Dir. O! nein, das ist nicht sein sanfter Blick, seine süße Stimme.“

„Du liebtest ihn also?“ fragte wüthend der Kaid, die Hand an seinen Dolch legend.

„Mehr als mein Leben, mehr als das Licht des Tages! Gieb ihn mir wieder, wo ist er? . . . O! . . . jetzt besinne ich mich auf Alles . . . Ich will auch sterben . . . Tödte mich, tödte mich!“

Von einem Dolchstich ins Herz getroffen, sank ihr Körper in den See, und ihre Stimme erstarb in den Wellen, die von ihrem Blut gerötet wurden.

Die Nacht war finsterlich; der Samum tobte wüthend in der Oase; die entwurzelten Bäume wurden weithin in der Wüste geschleudert; der See war bis in seine Tiefen aufgewühlt und trat über seine Ufer. Als der Tag anbrach, lag der bleiche starre Körper des jungen Mädchens ausgestreckt auf dem Sande, und der Löwe, sein letztes Opfer still anschauend, verschied neben dem Leichnam.

(Schluß folgt.)

England.

Neuere historische Forschungen.

(Fortsetzung.)

Die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts verstrich, ohne daß man in Frankreich dem Aufstande der National-Archive große Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Zwar wurden auch die Englischen, denn der wenn 3 Viten Theil wurde bereits verwahrlost; jedoch die Regierung ließ Inventarien zur Herausgabe einiger Stücke, und zwar sollte auch ein Doomsday-Book der Anfang gemacht werden. Damals ging es mit dergleichen Unternehmungen ziemlich schläfrig; der Königliche Beirath zum Domesday und Verzeichnisses ging im Jahre 1767 aus; der Druck begann im Jahre 1770 und wurde erst 1783, also volle sechzehn Jahre nach der ersten Verordnung, zu Ende gebracht. Im Jahre 1800 machte sich der Wunsch bemerklich geltend, daß wichtigere Pfarrregister getroffen werden sollten, um dem Verlust solcher wichtigen Archive mehr vorbeugen zu lassen; das Haus der Gemeinen sah ein Gesetz nieder, um den Zustand derselben zu untersuchen und Vorschläge zu thun, wie das dem Aufbewahrte sich am zweckmäßigsten veröffentlichen ließe. Das Comité ließ Circulare mit gleichlautenden Anfragen in diesem Sinne an alle Aufseher von Archiven im ganzen Königreich gelangen; die darauf eingegangenen Antworten und Vorschläge sind in Berichte, welchen das Comité erstattet hat, mit abgedruckt. Die hierdurch gewonnene Belehrung war zwar nützlich, aber doch noch höchst unvollständig; von vorn herein deging man übrigens den unverzeihlichen Fehler, sich auf die Angaben der an Ort und Stelle befindlichen Personen zu verlassen, statt sichtige Leute auszusenden, die Alles mit eigenen Augen hätten prüfen können. Die Antworten jenen nämlich, welche man gefragt hatte, fanden sich in der Regel nicht genügt, unvständliche und anschaulichere Anschläge zu erhalten; sehr oft war sogar das Wenige, was mitgetheilt wurde, ungenau und unbrauchbar, weil sich Manner damit befaßt hatten, denen es an der erforderlichen gelehrtichen Kenntnissen gebrach. Es fand sich unter Anderen ein Archivarius bei einer Kathedrale, der ehrlich gestand, er verstände die freier Dokus unverzeihen Dokumente nicht zu lesen, geschweige denn zu entziffern. Nicht minder nachtheilig wirkte der Umstand, daß die Leute sich überall zu ängstlich an die ihnen zugegangenen gleichbezweigen Anweisungen und mehr an den Buchstaben als an den Geist derselben hielten; in solcher Besorgnißheit überfahren die Pfleger gerade das Beste, wonach sie hätten greifen können, und die Objekte, die der wahrhaft wichtigsten und verröffentlichen Dokumente blieben unbeachtet liegen. Sogar was von den Universitäten und den den meisten Kathedralen der eingesendet wurde, war kläglich unbedeutend.

Auf Grund des vom Comité erstatteten Berichts verlitte das Haus, im selbigen Jahre 1800, eine Petition an den König, in deren Folge von Seiten der Regierung eine Kommission mit Vollmacht niedergesetzt wurde, die von jenem Comité in Vorschlag gebrachten Maßregeln ausgeführen, überall für besserer Unterbringung und sorgfältigen Aufbewahrung der Urkunden zu sorgen und, was an Dokumenten, so wie an Damms-Registern der Archive besonders wichtig erscheinen dürfte, zum Druck zu befördern. Was diese Kommission seit jenen Jahren geleistet hat, war zwar in so weit recht erfreulich, als die Kenntniß von dem Inhalte mancher Archive unter Anderen dadurch bedeutend zugenommen hat; aber so sehr man oben einsehen gelernt hat, was hier geleistet werden könne und müsse, desto deutlicher erkennt man, daß die Kommission ein fehlerhaftes Verfahren eingeschlagen hatte; an Gute wurde die Unzufriedenheit groß und allgemein. Es waren für Einsetzung der Kommission 350,000 Pfund Sterling zur diesen Zweck verwendet worden, aber die während so langer Zeit zu Tage geförderten Bände rechtfertigten weder durch Zahl oder Volumen, noch durch Sorgfalt in der Bearbeitung so unverhältnißmäßige Kosten. Es läßt sich nicht leugnen, daß man mit dem Gelde geschwindet hat; daß die Mitglieder der Kommission ihre Stellen so zemlich für Sinekuren ansahen, und daß man sich zu guter Letzt auf den gedruckten Text nicht darauf beschränken kann, so viel die Herren auch für Rechtfertigung thun. Einige Collationirten und Korrigiren auf Anordnung gesetzt haben. Genug, im Jahre 1831, ist eine amtliche Untersuchung über das Verfahren der Kommission eingeleitet und in deren Folge die alte Kommission durch eine neue ersetzt worden, mit verbesserten Instructionen und etwas erweiterten Befugnissen.

Digitized by Google

Neuerdings hat auch die Französische Regierung sich wieder um die Urkunden-Schätze des Landes zu dokumenten angefangen. Unterm 31. Dezember 1833 erkiatete Guizot, damals Minister des öffentlichen Unterrichts, einen Bericht an den König und schlug die Errichtung einer Kommission vor, deren Arbeiten zum Resultat seines Ministeriums gehören und zum Zweck haben sollen, alle in den Archiven und Bibliotheken des Königreichs ungedruckt liegende Schriften und Dokumente, so weit sie irgend Werth für die Geschichte von Frankreich hätten, im Druck herauszugeben.

„Seit ungefähr funfzehn Jahren — so lautet eine Stelle in dieſem Bericht — iſt ein neuer Eifer für Quellenſtudien im Fache der Geſchichte erwacht. Männer von umfaſſenter Gelehrſamkeit, kritiſchem Scharfſinn und unermüdlicher Thätigkeit haben in den Hunderten Verrath der Archive und den Handſchriften-Schatz der Bibliotheken, nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern bereits auch hier und dort in den Departements zu durchſuchen begonnen. Die erſte Uebereilet, der erſte zufällige Griff unter die ungeordneten Maſſen reichte überall hin, uns von dem Werth und der Fülle der Stoffes zu überzeugen, der zu Tage gefördert werden könnte. So günſtige Ausſichten zeigten die Beſtrebeite zu vertoppelten Bemühungen, die ſich ſehr bald durch manchen eben ſo köſtlichen als unerwarteten Fund und durch zahlreiche Entdeckungen belohnten, wodurch auf dies und jenes Ereigniß und auf manches ganze Zeitalter unſerer Geſchichte ein ganz neues Licht gefallen iſt. Es wäre vielleicht keine allzugewagte Behauptung, daß Alles, was bisher an Mannſkripten und Original-Urkunden zur Geſchichte von Frankreich im Druck erſchienen iſt, ſich an Zahl und Wichtigkeit kaum höher belaufen mag, als was noch ungedruckt geblieben."

„Die Regierung allein iſt, meiner Meinung nach, im Stande, dieſe große Unternehmung durchzuführen und alle noch nicht herausgegebene wichtige Materialien zur Landesgeſchichte zum Druck zu befördern. Der Regierung allein ſtehen die zahlreichen Hülfsmittel jeder Art zu Gebote, ohne welche doch eine ſo umfaſſende Arbeit nicht zu Stande bringen läßt. Die Mächtigkeit auf die zahlreichen Anregungen, die zur Beförderung des Unternehmens gehören, und wozu Privat-Perſonen nicht leicht die Geldmittel aufbringen dürften, iſt bei weitem noch nicht die wichtigſte. Die Regierung beſitzet ſich im Beſitz und iſt, ſo zu ſagen, der allein befugte Aufſeher und Erbverwalter der ſchätzbarſten Vermächtniſſe, die aus der Vorzeit auf uns gekommen ſind; ſie kann dahin ein ſolches Nationalintereſt mit vielen köſtlichen Materialien, zu denen Beſitz Privat-Perſonen ſelten oder nie gelangen. Eine ſo liberale Unterwerfung iſt in jeder Rückſicht des hohen und erlauchten Schutzes würdig, welchen Se. Majeſtät Allen angedeihen laſſen, was zur Bedreitung von Kenntniß und zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Aufklärung beiträgt."

„Indeſſen macht jeder Tag der Verzögerung die Aufgabe ſchwieriger; nicht allein geht allmälig eine und die andere Tradition verloren, wodurch uns manches Hülfsmittel entgeht, die geſchriebenen Ereigniſſe zu erklären und zu ergänzen, ſondern es ſind die verſchiedenen Bibliotheken Denkmäler ſelbſt leiden materiellen Schaden. In vielen Orten, wo Dokumente aufbewahrt ſind, namentlich in den Departements, gehen die älteren Schätze ganz zu Grunde oder werden durch Verwahrloſung unbrauchbar. Es ſcheint mir daher dringend nothwendig, daß die ganze Unternehmung ſofort, und zwar auf recht vielen Punkten zugleich und in gehöriger Maaßſtabe ins Leben trete."

„Die Vorſchläge des Miniſters erhielten ſämmtlich die Genehmigung des Königs, und Guizot legte alsbald den Grund zu einer vollſtändigen und umfaſſenden Sammlung hiſtoriſcher Schriften und Urkunden jeder Art; es trat eine Kommiſſion zuſammen, und es wurden im Budget 129,000 Franken für die Unternehmung bewilligt. Im November 1834 forderte Guizot die Präfecten der Departements durch ein Rundſchreiben auf, über den Zuſtand der Archive und Bibliotheken und Archiver genau und ausführlich Bericht zu erſtatten, auch Vorſchläge mitzutheilen, wie man die Fonds und die Verwaltung der Bibliotheksregeln und beſſern; und wie man ſich über das Vorhandenſeyn authentiſcher und unbekannter Dokumente unterrichten könne. Ein Cirkular, ähnlichen Inhalts an Herrn von Jodait, wurde etliche Monate ſpäter den Akademien und gelehrten Geſellſchaften in den Provinzial-Städten zugeſandt. Im Juli 1834 wurde ein Comité niedergetzt, worin der Miniſter ſelbſt präſidirte, und welches ſich mindeſtens alle vierzehn Tage einmal verſammeln ſollte, um den Fortgang des Unternehmens im Ganzen und Einzelnen zu beaufſichtigen und zu dirigiren. Zu Mitgliedern des Comité wurden unter Anderen ernannt, die durch Geſchichtswerke und Schriften in hiſtoriſchen Fach ſich ausgezeichnet hatten, nämlich die Herren Villemain, Daunou, Raynet, Guérard, Mignet, Edouard Laboulaye, Jourdi, Biot, Jules Desnoyers, Granier de Caſſagnac und Fallout; der Letztere ſollte als Secretair fungiren. Im November 1834 erſtatteten Guizot abermals einen Bericht an den König, worin ſpezieller von den Arbeiten der Commission historique die Rede war. Hier trug er es ſich als Weiteres über den Umfang und Zweck der Arbeiten, über die bereits getroffenen Anſtalten und Einrichtungen gleichfalls einige wichtige Werte, mit deren Druck bereits der Anfang gemacht war. Der Eifer und die Thätigkeit, womit die Commission historique gleich vom Anfang an zu Werke ging, ſticht gar ſehr zum Vortheil gegen das Verfahren unſerer erſten Record-Commission ab. Der letzte Bericht Guizot's, unterm 2. Februar des 1835 erſtattet, enthält die Anzeige, daß 4 Quart-Bände von der Sammlung vollſtändig erſchienen ſind, und führt die Titel von ſieben anderen an, die ſich theils ſchon unter der Preſſe, theils mehr oder minder vorgerückt in der Bearbeitung befinden; vieler anderer nicht zu erwähnen, wozu erſt die Vorbereitungen getroffen werden. Für dies Alles wurde von der Deputirten-Kammer keine größere Geldbewilligung verlangt, als 5000 Pfund Sterling jährlich."

Der erſte Gegenſtand der Fürſorge Guizot's war die Unterſuchung der in den Provinzen vorhandenen Sammlungen, deren Erſtenz und Aufbewahrung vor jeder am meiſten bedarf, und den deren Inhalt am wenigſten bekannt geworden war. Er äußert ſich darüber in ſeinem Bericht vom November 1834:

„Zu Paris und in einigen wenigen anderen Städten hat man die Archive methodiſch und ſyſtematiſch geordnet und genaue Inventarien über die vorhandenen Urkunden angfertigt. Zur Zeit der Revolution wurde eine ungeheure Menge von Dokumenten, die die dahin in Klöſtern, alten Schlöſſern und Gemeinden Archiven gelegen hatten, auf einmal der Plünderung und Zerſtörung preisgegeben. Ganze Haufen von Papieren und Pergamenten wurden zur nächſtbeſtenbarſten Munizipalität geführt und etwa in einen Keller oder in ein abgelegenes Gewölbe geworfen, wo ſich Niemand weiter darum bekümmerte; an manchen Orten weiß man nicht einmal zu ſagen, ob und wann Archive fortgeſchafft worden ſind. Alles war gleich gültig, Ordnung und Nachläſſigkeit und ohne die gehörigen Formalitäten wurde es ſich ging. Man iſt auf dieſen Punkten in manchen Departements zu dem Glauben gekommen, der jetzt ſchon gewiſſermaßen als Tradition gilt, es ſey in jenen unruhigen Zeiten Alles mit einander verloren gegangen. Ich hege aber die zuverſichtliche Ueberzeugung, daß ſich, beſonders in den bischöflichen Städten und in ſolchen, die früher ein Parlament ſitzen Sitz hatte, noch ein großer Theil der alten Archive wird wiederfinden laſſen. Auch hat ſeitdem eine auf Erhaltung aller Ueberreſte der alten Zeit bedachte Autorität alle Trümmer von dem Gut der ehemaligen Klöſter und Abteien, dazunter auch manche Charten und andere authentiſche Urkunden und Dokumente, nach den Bezirks-Hauptorten beſungen und daſelbſt aufbewahren laſſen. Es iſt indeſſenbarlich nicht weniger wertvolle Beſtandtheile der alten Archive ſich noch verbergen in Städten verſtanden mögen, wo Niemand ſie vermuthet."

„Es giebt keine irgend aufehnliche Stadt in Frankreich, deren Munizipalität nicht ein eigenes Archiv und eine eigene Bibliothek beſitze. An einigen wenigen Orten hat man gute Ordnung eingeführt und Kataloge angfertigt; in den meiſten Städten jedoch liegt Alles in gründlicher Unordnung, und Niemand wahrheit. Die Perſonen, welche die Aufſicht darüber führen ſollten, beſitzen in der Regel weder Einſicht noch Geſchick dazu. Aus iſt ein Fall bekannt, wo ein Schuhmacher und ein Gaſtwirth ſich die Stelle eines Bibliothekars und Archivars ſtreitig machten. In einer anderen Stadt hatte ein ehrſamer Buchbinder dieſes Amt bekleidet, weil man glaubte, die Literatur gehöre ein Gewerbe. Nach ihrer Tode bei Mannes ſand man den größten ganzen Reihe ſtattlicher Folianten, die ganz aus Manuſkripten auf Pergament beſtanden, nur die Einbände von; das edle Pergament hatte er ſich zu Nutze gemacht, um den Rücken der Bücher, die er ſelbſt einzubinden hatte, zu ſtelfen. Herr Guizot beſtte in den Munizipalitäten der Provinzialſtädte einen recht lebendigen Widerſinn zu erregen, daß ſie es ſich zur Ehrenſache ſtellen, ihre Dokumente in guter Ordnung dreſſamen zu erhalten. Er knüpfte Korreſpondenzen mit allen in der Provinz lebenden Perſonen an, die ſähig ſeyn mochten, Urkunden zu leſen und zu prüfen; und wo keine ſolche Perſon an Ort und Stelle war, da wurde ein Gelehrter aus Paris hingeſchickt. Auch wurden Verzeichniſſe aller Stellen, wo ſich ein Archiv befinden möchte, verfunden haben, an alle Kuriositäten und kompetente Perſonen vertheilt, um nach Anleitung derſelben auch noch möglichſt begründeter Vermuthung die Orte ausfindig zu machen, wo die nicht zu Grunde gegangenen Dokumente zu finden ſeyn möchten."

„In manchen Städten wurden eigene Kommiſſionen als Abtheilungen der Haupt-Kommiſſionen niedergetzt, ſo z. B. in Beſançon. In der dortigen Stadt-Bibliothek fanden ſich bereits reichhaltigen Papiere des berühmten Kardinals Granvella, Antonio Perrenott, der unter Karl V. und Philipp II. Miniſter geweſen, aufbewahrt; es befinden ſich darunter ſeine Korreſpondenz, die Noten ſeiner Agenten und alle Dokumente, die ſich auf ſeine Verwaltung der Niederlande und des Königreichs Neapel beziehen, in größter Vollſtändigkeit. Dieſe Papiere werden gegenwärtig durchſucht und analyſirt, und was darunter beſonders werthvoll iſt, ſteht dem Druck entgegen."

„In Lille werden die äußerſt reichhaltigen und unſchätzbaren Archive der alten Grafen von Flandern die auf den heutigen Tag aufbewahrt; es befinden ſich darunter ungemein alte Dokumente, einige noch aus dem 11ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Ich habe in Dieſer wichtigen Angelegenheit den Präfecten des Nords die nöthigen Verordnungen erlaſſen, daß dieſe Archive durchſucht und eine Auswahl derjenigen Dokumente getroffen werden mag, die ſich zur öffentlichen Bekanntmachung eignen."

„In Perpignan liegen die Ueberreſte ſämmtlicher alter Archive der Landſchaft Rouſſillon. Sie ſind reich an den unterſtaltſten und lehrreichſten Aufſchlüſſen zur Geſchichte dieſer Provinz und zur Kenntniß der Verhältniſſe, die zwiſchen den Franzöſiſchen und Aragoniſchen Königen beſtanden haben. Durch die verdienſtvollen Bemühungen des daſigen Stadt-Bibliothekars iſt der Anordnung und Plünderung, worunter dieſe Archive lange Zeit gelitten haben, ein Ende gemacht worden, und gleichzeitweiſe iſt nach allen Richtungen nach viel Wertvolles für deſſen Erhaltung getroffen worden."

„Die Archive der alten Provinz Bantiansiz ſind faſt alle nach Poitiers gebracht, wohin ich einen der ausgezeichnetſten Schüler der Ecole des Chartres, Herrn Redet, mit dem Titel und den Funktionen eines Stadt-Archivarius geſchickt habe. Ein anderer Zweig dieſer Schule, Herr Cheller, iſt in derſelben Eigenſchaft zu Eben angeſtellt worden."

So berichtete Herr Guizot im November 1834. In ſeinem jüngſten Bericht vom Dezember 1835 kommt er nochmals auf die in den Departements-Städten angeſtellten Nachforſchungen zurück.

„Die Wiedergabe der Bibliotheken, Archive und Sammlungen im Königreich iſt bereits, ſo viel ſich thun läßt, einer ſorgfältigen Durchſuchung unterworfen. Die vom Miniſterium angeſtellten Korreſpondenten haben ſich überall der bereitwilligſten Unterſtützung von Seiten wiſſenſchaftlich gebildeter Männer erfreut, und viele haben die Regie-

Digitized by Google

rung ihrer Dienste freiwillig und unentgeltlich angetragen. Die General-Conseils in mehreren Departements und die Municipal-Räthe in manchen Städten haben außerordentliche Gelder zu ihrer Bewaffnung bewilligt, ihre Archive zu klassifiziren und Kataloge anzufertigen." — —

„Herr Dottez Legay, einer meiner thätigsten und gelehrtesten Korrespondenten, hat sich um die Entdeckung und Veröffentlichung der reichen archivarischen Vorräthe im Departement du Nord, und namentlich zu Lille und Cambray, das ausgezeichnetste Verdienst erworben. Er hat die vor dem Jahre 1789 vorhandenen, vortrefflichen, dem Vater und dem Sohn, mit überaus großem Fleiße zusammengestellten Inventarien fortzusetzen unternommen; er hat uns aus dem Katalog über die zu Cambray aufbewahrten Manuskripte auf zwei neue Kapitel der Chronik von Molinet aufmerksam gemacht, die in den bisher gedruckten Ausgaben fehlen. Hauptsächlich aber verdanken wir ihm die Wiederauffindung zweier sehr merkwürdigen Schriften, nämlich der Memoiren des Lemongeuschen Edelmanns Robert de Lenclarde, der zur Zeit Heinrich's III. und Heinrich's IV. in den Kriegsheeren der Ligue diente, und der Memoiren des Barons von Bouverent, worin eine Menge interessanter und bisher nirgends bekannt gemachter Aufschlüsse über die Staats-Verhandlungen im 17ten Jahrhundert enthalten sind."

„Die Archive zu Poitiers sind durch die Herren Redet und de la Fontenelle, zu Saintes durch Herrn Bitetay, zu Rennes durch Herrn Maillet, im Jura-Departement durch Herrn Monnier untersucht worden. Dasselbe wird durch Herrn Wiemet zu Vienne und durch Herrn Olivier zu Valence in der Dauphiné, durch Herrn Moreset zu Albi, durch Herrn de Formeville zu Lisieux, durch Herrn Maillard de Chambure zu Dijon und Semur geschehen und ist zum Theil schon geschehen. Die Herren Wemin und Peterinck haben mit der Mühe unterzogen, mehrere Manuskripte und merkwürdige Dokumente aus der Bibliothek zu Lyon in sorgfältigen Augenschein zu nehmen und für den Druck auszuwählen."

„Während solchergestalt die vom Ministerium an den wichtigsten Orten angestellten Korrespondenten allen Fleiß anwendeten, um bisher unbekannte Dateien und Denkmäler zur Geschichte ihrer respektiven Städte und Provinzen ausfindig zu machen, haben Andere zu ähnlichen Zwecken Reisen durch Frankreich und ins Ausland angetreten."

„Herr Weiß hat den Auftrag erhalten, das Doubs- und Jura-Departement zu durchreisen und alle Sammlungen von Büchern und Manuskripten, sowohl die öffentlichen als die im Besitz von Privatpersonen befindlichen, zu durchmustern."

„Herr Michelet hat in dem ganzen Strich von Poitiers bis Bayonne, von Pau bis Montauban und Toulouse, und von Cahors bis Bourges und Orleans alle vorhandene Sammlungen sorgfältig durchsucht und mit der bei seiner Rückkehr einzureichenden Bericht über das Ergebniß seiner Nachforschungen eingehändigt."

„Herr Stenzler in Schlesien hat seine Reise durch das südliche Frankreich in allen Städten, durch welche sein Weg ihn führte, mit den von Seiten der Regierung bestellten Korrespondenten Rücksprache genommen, hat alle Sammlungen und sonstige bei ihm niedergelegte Materialien besichtigt, sich über die bis jetzt erreichten Resultate unterrichtet und Vorschläge gemacht, zu welcher Richtung die Nachforschungen zu nächst am zweckmäßigsten weiter geführt werden könnten, und welche Mittel zur Disposition der Transfragten des Ministeriums zu stellen seyn möchten, um den Erfolg ihrer Bemühungen zu sichern."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A new version of the four gospels. (Neue Uebersetzung der vier Evangelien.) Mit Noten. Von einem Katholiken. 10½ Sh.

Memorials of Mrs. Hemans. (Denkwürdigkeiten der Mistreß Hemans.) Herausgegeben von H. F. Chorley. 2 Bde. 21 Sh.

Dispatches etc. (Depeschen und Notizen des Marquis von Wellesley.) Zweiter Band. 25 Sh.

Reservations in retirement. (Erholungen in der Zurückgezogenheit.) Von einem alten Handelsmann. 6 Sh.

Mr. Aldshipman Easy. (Herr Schiffsfähnrich Wohlgemuth.) Vom Capitain Marryat. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.

Popular history of the protestant reformation. (Populaire Geschichte der protestantischen Reformation.) Von Thomas Fry. 3½ Sh.

Tiue life of Robert Lord Clive. (Das Leben des Lord R. Clive.) Nach den Papieren seiner Familie bearbeitet vom General-Major Sir. J. Malcolm. 3 Bde.

Schweiz.

Eine Belagerung der Gletscher.

Am letztverflossenen neunundzwanzigsten Juli vereint ein Reisender die Prioret von Chamouni mit dem Führer Michel Devouassoux, um zum Siomet die zu jenem Punkt hinaufsteigen, den man „den Garten" nennt. Ein kleiner mit einigen Blumen bedeckter Rasenhügel, der wie eine einsame Insel aus dem ungeheuren ewigen Schnee-Meere hervorragt, führt bekanntlich diesen Namen. Das Hinaufsteigen ist selten frei von Gefahren; diesmal schien es aber noch gefährlicher, als je, wegen des Schnees, der einige Tage vorher in Masse auf den Höhen gefallen war.

Unsere beiden Wanderer waren soll am Ziel ihrer Wanderung angelangt, als der Führer plötzlich, vom Schnee verschlungen, vor den Augen des erschrockten Fremden verschwand. Er hatte es unterlassen, den Boden vor sich mit seinem eisenbeschlagenen Stock zu untersuchen, war auf eine nur leicht mit Schnee überdeckte Spalte getreten, die dünne Kruste brach ein, und Michel stürzte in den Abgrund.

Der Reisende, der seinem unglücklichen Führer selbst durchaus den seinem Namen schon kannte, eilte um und machte sich, so schnell es seine Kräfte erlaubten, auf den Weg nach dem nächsten bewohnten Ort, nach Montanvert, um dort Hülfe zu holen. Aber nach dreistündigem Umherwandern im Schnee war es ihm ein unmöglich, den Weg wieder aufzufinden, so gänzlich hatte er sich in der weiten Eiswüste verirrt.

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Angst ihn diese schreckliche Lage versetzte; da bemerkt er plötzlich in der Entfernung einen Mann, der auf ihn zukömmt. Er eilt ihm sogleich entgegen. „Sie sind vom Wege abgekommen, mein Herr!" ruft ihm jener zu, sobald er nahe genug gekommen war, um verstanden zu werden. — „Mein Führer ist verunglückt", antwortete der Reisende, „und schrecklige Hülfe thut Noth." Er wollte in seiner traurigen Erzählung fortfahren, als der Unbekannte, der sich immer mehr näherte, ihm zurief: „Sie erkennen mich nicht, also nicht, mein Herr!" Und in der That erkannte der volle Fremde in die Züge seines Führers Michel, denn dieser war es, aber so verwundet und mit Blut bedeckt, daß man ihn kaum erkennen konnte.

Nach der Erzählung Michel's war dieser ungefähr fünfzehn Fuß tief hinabgefallen, bis er vom Eis aufgehalten wurde. Lange konnte er sich nicht rühren, weil er mit dem Kopf nach unten hing; endlich gelang es ihm, sich eine Lücke, um sich aufzurichten, und es gelang ihm auch zum Theil; durch seine Bewegung aber stürzte er wohl noch zehn bis zwölf Fuß tiefer zwischen die Eiswände der Spalte hinunter. Eisige Wasser tröpfelte ihm unaufhörlich auf Kopf und Glieder herab. In dieser gefährlichen Lage hatte Michel Devouassoux noch Kraft und Geistesgegenwart genug, um sein Messer aus der Tasche zu ziehen, mit dem er eine Art Vertiefung in die Eiswand eingraben vermochte, um seinen Fuß hineinstellen zu können, und mit Hülfe einer Kraft zusammen und war so glücklich, sich ein wenig emporzuschwingen. Diese erste Erfolg belebte seinen Muth; er fuhr fort, eine Art Stufen bald in diese, bald in jene Wand einzugraben, auf denen er wie ein Eisenkletterer hinaufstimmte, und nach zwei Stunden der mühseligsten Arbeit gelang es ihm, aus dem Abgrund herauszukommen, in welchem ihn im Fall des Mißlingens der schrecklichste Tod hervorgefunden hätte.

Nicht ohne Mühe erreichten unsere beiden Wanderer das Dorf Chamouni; Michel hatte mehrere Quetschungen am Kopf und Verwundungen an allen Gliedern davongetragen, aber glücklicherweise weder Arm noch Bein gebrochen. Er wurde sogleich ans sorgfältigste verpflegt; ein reichlicher Aderlaß ward nöthig befunden, doch brachte er die Nacht leidlich zu, als man ihn gegen Mitternacht verließ. Am folgenden versicherte der Arzt, daß der Unfall weiter keine bedenklichen Folgen hat den Mann haben werde.

(G. F. d. Genève.)

Mannigfaltiges.

— Ein Italiänisches Frühstück. Während die Zacchini die Knische bepacken, setzten wir uns zu dem unglaublichsten und abscheulichsten Frühstück, das mir je vorgekommen ist, und das will viel sagen, denn ich habe, was schlecht selbstständen betrifft, erklecklische Erfahrungen gemacht. Der Tisch war unter einer Art von höherer Bedachung angebracht, in einem Theile des Gartens, wo die schönsten Citronenbäume bei weitem nicht den Räuberlen Geruch verbreiteten. Die Wirthin hatte auf so zahlreichen Besuch, wenigstens Mann, nicht gerechnet; sie brachte eilends die Brotpfanne aus Feuer, um die klassische Frittata zu bereiten, die uns bald vorgesetzt werden sollte. Unter allen Eigenschaften, welche die treffliche Frau besaß, und wodurch sie ohne Zweifel den Neidern das Obdach ihres Lebzeiten gründete, zeichne ich verdienstmäßig ihre weite Sparsamkeit aus. Sie nahm nämlich zum Verkuchen so wenig Eier als möglich, Gehuss gar nicht und Oel nur eben so viel, daß die Eier nicht anzubrennen brauchten. Alsdann ließ sie diesen Teig von einem zweifüßigen Skelett aus der Ordnung der Gallinaceen rekortiren, welches sich unter dem prächtigen Titel eines Pollastro rosso bedeutete. Dies geschah vor zu Jahr, so wenigstens, so längst abgelesch, daß man es für eine Parodie des Hühnerweibes überhaupt hätte halten können; wahrscheinlich hatte es bereits mehr als einmal dazu gedient, die Einbildungskraft hungriger Reisender zu bereichen. Wie Haar war es hell und ganz davongekommen; wir aber saßen uns einen grausamen Muth und griffen an. Der Widerstand war nicht größer, als man unter Umständen nur konnte nur durch die unglaublichste Ausdauer besiegt werden. Es ging hart her, aber endlich; zuletzt hatten wir zwar schlecht gestopfläckt, aber uns satt gegessen. Unsere Wirthin freute sich dessen um so mehr, da sie anfangs gesürchtet hatte, wir möchten den Scherz von der üblen Seite ansehen; da sie nun gute Jungen an uns fand, so verstet sie auf ein neues Mittel, die Rechnung zu verdingen. Sie kam mit einem Nachtisch angerückt, auf dem sich eine Kolonie Wespen angesiedelt hatte; nachdem wir sie aus ihrem Besitz vertrieben hatten, sormirten wir, mit Hülfe einiger erhaltlichen Drangen und eines Stückchen Käse, den wesentlichsten Theil unserer Mahlzeit daraus. Der letzte Akt des Lustspiels bestand in der Bezahlung; unser Beko seminini generis forderte 50 Sous (20 Sgr.) auf den Mann und bestand darauf, um diese exorbitante Forderung zu rechtfertigen, auf die Thatsache, daß sie selbst und auf die Vortrefflichkeit ihres eigenen weiland Hühnchens. Die Unverschämtheit war groß, aber daran fehlt es den Italiänern niemals. Wir wurden unwillig, wir protestirten; sie bestand auf ihrer Forderung, ohne von unseren Vorwürfen die geringste Notiz zu nehmen; endlich wurde sie doch halb bereit und bald gezwungen. Bald wir mit 2 Franes auf die Person davonkamen. Wir hatten sie also mit 26 Franes vergüten müssen, was, aufs Höchste gerechnet, 8 Franes werth war.

(Jal, De Paris à Naples.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Freitag den 16. September 1836.

Italien.

Johanna I. von Neapel.

Erstes Kapitel.

Die goldene Schnur.

Unfern von den Mauern Neapels hatte sich, im Schatten eines Citronenbaums, ein Mann mit blondem Haar und bleichem Antlitz gelagert. Sein jugendliches Gesicht war bereits mit Runzeln bedeckt. Seine eingefallenen Wangen, seine welken Lippen bezeugten, daß der Jüngling frühzeitig zum Greise geworden war. Gedankenlose Ausschweifungen hatten seinen Körper zerrüttet. Und doch brannte nicht das unheimliche Feuer aus seinen Augen, das ein Gemüth voll Leidenschaftlichkeit bezeichnet; sein ganzes Wesen zeigte nur Ermattung, Schwäche, Erschlaffung. Die Wollust hatte ihn vernichtet, die Wollust, der er nicht freiwillig gehuldigt hatte. —

„Wir!" rief er aus, den Blick langsam vom Boden erhebend, „bin ich denn dazu verdammt, ohne Ende den Lüsten dieser neuen Messaline zu fröhnen? Prangt nur um diesen Preis eine Krone auf meinem Haupte? Nein! ich werde mich ihrer vernichtenden Liebe zu entziehen wissen. Als König Robert mich zum Gemahl seiner Enkelin bestimmte und uns die Krone beider Sicilien hinterließ, war es gewiß nicht sein Wille, mich unter das Joch einer so erniedrigenden Leidenschaft zu beugen. Es sey! Ich will wahrhaft König, ich will Herr in meinem Hause und in meinen Staaten seyn! Ich will den heute ab nur zum Heil meines Volkes leben, die Gebiete des Gliückes soll ihr Füllhorn wieder über diese Macken ausschütten. Meine Schiffe sollen den Ruhm meines Namens auf das Meer hinaustragen, sie sollen die Flotten Genua's und Venedig's vernichten. Der Name Andrazzo wird nicht länger in der Dunkelheit verborgen bleiben, und ich kann, wie einst Roger, einen stolzen Wahlspruch in die Klinge meines Schwertes graben *)."

Dieser Entschluß hatte seinen erschlafften Gliedern einige Schnellkraft gegeben und den matten Schimmer seines Auges zum Strahl erhoben. Er sprang lebhaft auf, rief den Pagen, der sein Roß am Zügel führete, und schwang sich in den Sattel. Es schien, als ob er sicherlich, so hierhin nicht mehr die Festlichkeit zu haben, den gelassen Entschluß auszuführen; er bestieg dem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte mit verhängten Zügeln dahin.

Während dessen berchte die schöne Johanna aufmerksam auf die Reden eines kräftig gebauten Ritters, der sich auf die Lehne ihres Sitzes gestützt hatte, und lächelte ihm Beifall zu. Ihr schwarzes seidenes Haar war mit goldenen Nadeln aufgesteckt, die etwas gedankenlose Tracht kontrastirte angenehm mit dem sanften Roth ihrer Wangen; ihre Augen waren nicht groß, aber oftmals schossen flammende Blitze daraus hervor. oftmals auch funkten sie sich zu Boden, und die langen Wimpern bedeckten sie; bald leuchtete heftiges, glühendes Verlangen, bald eine sanftduldende Hingebung aus ihnen hervor. Ein leichter, freilich feiner Flaum bedeckte, kaum sichtbar, ihre Oberlippe. Sobald sie ihren kleinen reihen Mund öffnete, es sey nun zum Lächeln oder zum Sprechen, wurden zwei Reihen blendend weißer Zähne sichtbar. Ihr Busen, in ein goldenes Mieder eingepreßt, wallte stürmisch auf und nieder und schien seine Hülle zerbrengen zu wollen. Ihre niedlichen Finger waren beschäftigt, aus einzelnen goldenen Fäden eine Schlinge zu flechten.

„Nun, Durazzo", rief sie, „Ihr werdet mich also von dieser Eitelkeit befreien?"

„Morgen", antwortete der Ritter, „heute Abend noch, wenn Ihr es wünschtt; ich kann auf die Reise dauen, die ich mir aufgeschubt habe."

Kaum hatte er geendet, als Andrazzo, über und über mit Staub bedeckt, mit herrischem Wesen eintrat und sich zunächst der Königin niederwarf.

„Was soll das?" rief die Königin, sich stolz erhebend; „ich habe den Befehl ertheilt, Niemand in diese Zimmer zu lassen."

„Ich weiß es!" entgegnete heftig der König, „und habe deswegen das Gegentheil befohlen."

Ein heftiger Zorn bemächtigte sich der beiden Ehegatten. „Ich will Herr und König seyn", wiederholte der junge Prinz lebhaft, „und werde mich nie Euren Launen beugen."

„Ihr wollt herrschen!" unterbrach ihn Johanna mit zürnendem Hohn. „Ihr, der Ihr kaum zur Hälfte das Wesen eines Mannes an Euch habt! Ich demüthige, ich verachte Euch!"

In diesem Tone ging es fort, und sie überhäuften sich gegenseitig mit den schwersten Beleidigungen.

„Was macht Ihr da?" rief Andrazzo, die Hand nach der goldenen Schnur ausstreckend, an welcher Johanna eifrig fortwebte.

„Was ich hier mache?" entgegnete sie höhnend, die Schnur hoch emporhaltend; „es wird ein Strick, um Euch daran zu hängen!"

Andrazzo verließ die Königin und zog sich nach der kleinen Stadt Aversa zurück, die ungefähr drei Meilen von Neapel liegt. Einige Tage darauf zogen sich gegen Abend mehrere Ritter vor der Thür seines Schlosses. Der Schaum, der die Pferde bedeckte, zeugte von der Eile, mit der sie hierher gesprengt waren. Ihre Schwerter waren schartig und mit Blut getränkt. Alles hatte den Anschein, als ob sie erst eben einen heftigen Kampf bestanden hätten, und sie begehrten nie Ungekndd, vor den König gelassen zu werden. Sie traten insgesammt bei dem Fürsten ein, an ihrer Spitze schritt Durazzo einher.

„Neapel gehört den einen durchdaren Ausrufe!" rief der Ritter dem Könige entgegen, „die Bewohner der Hauptstadt haben sich gegen die Königin empört. Sie umringen ihren Palast und fordern mit wüthendem Geschrei ihren Tod. Nur mit den augenscheinlichsten Gefahren kämpfend, ist es uns gelungen, bis hierher zu gelangen. Man belagert ihren Palast, nur kurze Zeit wird es möglich seyn, der ausstürmenden Menge zu widerstehen, denn die Königin hat nur wenige Bewaffnete, die für sie fechten. Die Ungerechte dieser wenigen sich, zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen. Wenn Ihr nicht eilt, das Volk durch Eure Gegenwart zu demüthigen und den schäumenden Zorn des Pöbels zu dämpfen, wird sie in kurzer Zeit den Meuterern, die nach ihrem Blute dürsten, in die Hände fallen.

Andrazzo liebte die Königin nicht, aber er dachte zu edel, um sie auf eine so entsetzliche Weise umkommen zu lassen. Er machte sich alsbald auf den Weg nach Neapel, nur von den Rittern begleitet, die gekommen waren, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Als sie den Weg fast zur Hälfte zurückgelegt hatten, fiel Durazzo, in der Nähe eines Gehöftes, von Pferde des Königs in die Zügel, die übrigen packten ihn an Armen und Füßen und schlenderten ihn zu Boden.

„Verräther! Verräther!" schrie der König. „Du mir, Ungarn!" Aber keiner von all' den Tapferen, die mit ihm an den Ufern der Save geboren worden, vernahm seine Stimme. Er wollte sich vertheidigen, aber man hatte es ihm unmöglich gemacht, die Hände wurden ihm auf dem Rücken zusammengeschnürt.

„Ihr müßt sterben!" rief man ihm zu. „Empfehl Gott Eure Seele; aber schnell!"

„Sterben! und warum, ihr Schurken?"

„Die Königin hat es befohlen!" entgegnete Durazzo kalt. Und mit diesen Worten schlang er die goldene Schnur um den Hals des Königs und knüpfte diese an den dürftigen Ast eines benachbarten Baumes.

„Vor baren!" rief Einer von denen, die diesen Mord vollführen halfen, „noch nie habe ich einen so ungeschmeidigen Strick gesehen; die Schlinge zieht nicht zu; auf diese Weise wird der Athem noch lange nicht herausgehen."

„Gieß't Du nicht, daß es ein goldener Strick ist?" lachte Durazzo. Ein König darf durch keinen anderen sterben. Springe ihm auf die Schultern!" — So, nun ist's gethan!"

Sie übergenzten sich von dem Tode des Königs und sprengten darauf nach Neapel zurück.

Dies ereignete sich 1345.

Zweites Kapitel.

Der hanfene Strick.

Johanna war nicht sobald frei, als sie sich, zum großen Aerger von ganz Italien, mit ihrem leiblichen Vetter, Ludwig von Tarent, vermählte, der einer der schönsten und liebenswürdigsten Kavaliere seiner Zeit war. Als der Ungarn-König Ludwig diese Ereignisse erfuhr, stellte er sich an die Spitze einer zahlreichen Armee, um den Tod seines Bruders Andrazzo zu rächen. Er überschritt die Gränzen von Neapel, Umsonst versuchte Johanna, sich vor ihm zu rechtfertigen und ihn zum Rückzuge zu bewegen. Er sandte ihr nur diese wenigen Worte:

*) Wilhelm, Graf von Calabrien und Apulien, ein Enkel des berühmten Robert Guiscard, ward sich nach Konstantinopel, um dort um die Tochter des Kaisers Alexis zu werben. Diese Zeit benutzte sein Vetter, Roger III., Graf von Sicilien, und demüthigte sich der Staaten des Abwesenden. Er war der Erste, der den Königstitel annahm und sich den Herrn beider Sicilien nannte. Als er Herr die Sarazenen mit Erfolg bekriegt hatte, zwang er dem König von Tunis einen Tribut auf, der dreißig Jahre lang regelmäßig an die Krone Siciliens gezahlt wurde. Um diese Zeit ließ König Roger die berühmte Devise in seine Schwertklinge graben: Apulos et Calaber, Siculus mihi servit et hinc. (Apulien und Calabrien, Sicilien und Afrika dienen sich diesem Schwerte.)

Digitized by Google

England.

Neuere historische Forschungen.

(Schluß.)

Man muß zäumend anerkennen, daß die von der Französischen Regierung angestellten Nachsuchungen in den Provinzial-Bibliotheken und Archiven sie Frankreich schon recht erspriessliche Resultate geliefert haben, wie denn der Druck mehrerer ganz neu aufgefundener Werke bereits begonnen hat. Der Englischen Record-Commission müssen wir vorwerfen, daß sie sich in den Bibliotheken und Archiven der Grafschaften viel zu wenig umgethan hat. Diese können zwar aus vielen Gründen keineswegs so reichhaltig seyn, als es die Sammlungen in den Französischen Provinzen sind, und es wäre gewiß nicht zweckmäßig, wir würden es sogar sehr bedauern, wenn eine einzige von den wichtigen Publicationen, die man aus den National-Archiven in der Hauptstadt, aus dem Tower, dem Britisch Museum, dem Chapterhouse u. s. w. herausgegeben begonnen hat, um der sehr unsichern Ergebnisse willen, die etwa von einer Durchsuchung des archivarischen Vorraths in den Grafschaften zu erwarten standen, verschoben oder bei Seite gelegt werden sollte. Gleichwohl hatten wir sie gewiß, daß hier und dort im Lande noch manches Vortreffliche entdeckt zu lassen ist, ja sogar, daß es an manchen Punkten sehr wichtige Manuscript-Sammlungen giebt, von deren Vorhandenseyn man noch keine Ahnung hat. Wie viel dergleichen, worein sich Niemand kümmen hiel, ist in neuerer Zeit, seitdem man solchen Gegenständen größere Aufmerksamkeit schenkt, aus Licht gekommen! Kaum vergeht ein Tag, wo wir nicht Nachricht von irgend einem neuen Funde bekämen. Die großen und kleinen Bibliotheken unserer Universitätsstädte besitzen einen Vorrath an Handschriften, deren Werth für alle Zeiten gar nicht zu schätzen ist, weil Niemand sie nachsieht. Freilich würden von den Werken, die sich auf diesem Wege noch entdecken ließen, nur wenige sich für die Veranstaltung unter den Auspizien der Record-Commission eignen, da noch eine solche Masse des kompakt esten historischen Materials in England zur Herausgabe vorliegt, daß die Commission noch auf lange Zeit hin genug mehr zu thun wird haben, als sie zu bewältigen können. Aber es ließe sich mit allem Fug und Recht von ihr verlangen, daß sie uns ein recht genaues Verzeichniß aller für die Geschichtsforschung nutzbaren Manuscripte liefern sollte, die auf unseren Universitäts-Bibliotheken liegen. Wäre es ungemißgann, wenn wir noch einen weiteren Wunsch zu erkennen haben? Wer öfters Gelegenheit gehabt hat, dergleichen alte Handschriften zu lesen, der weiß, daß es sich bei Abfassung eines solchen Inhalts größtentheils in den gelegentlich mitgetheilten hier und dort verstreuten historischen Brocken und Notizen besteht, die eben dadurch, daß sie von Zeitgenossen und von Leuten, die bei den Ereignissen zugegen oder selbst betheiligt gewesen sind, aufgezeichnet oder auch gelegentlich und unabsichtlich hingeworfen wurden, einen ganz besonderen Werth für uns haben und uns manchmal auf eine unverhofft zur Kenntniß von Umständen verhelfen, die wir sonst nie erfahren hätten. Sehr erwünscht wäre uns daher eine Art von Catalogue raisonné, mit einer recht sorgfältigen und ausführlichen Beschreibung der bedeutenderen historischen Handschriften, worin dergleichen interessante Notizen und Fragmente aufzugreifen, aber möglichst vollständig abgedruckt wären. Wir brauchten ein solches Werk sonst nicht zu kaufen, sondern, und die Bewerkstelligung ist gar nicht so schwer und mühsam, wie es dem Unkundigen scheint auf den ersten Blick vorkommen mag.

Es giebt eine Gattung von historischen Dokumenten, worein die Provinzial-Bibliotheken gewiß manche schätzbare Ausbeute liefern würden, nämlich alte Korrespondenzen. Sowohl die Commission historique als die Record-Commission haben in dieser Hinsicht Mannichfaltiges angekauft. Kann wohl eine Familien-Korrespondenz aus neueren Zeiten und lebendigere und werthvollere Aufschlüsse über die Ereignisse und die Volksgesinnungen darbieten, als die in Paston-papers, wovon jetzt 4 Quartbände herausgegeben sind, für eine jetzt schon weit hinter uns liegende Zeit thun? Und so mögen noch an manchen wenig bekannten Orten von England ganze Bündeln von Briefschaften vergessen liegen, die sich noch unmittelbarer auf historische Vorgänge beziehen, als die Korrespondenz der Pastons. In einem Schloß der Grafschaft Durham, welches der Sitz einer alten Familie ist, erhielt sich lange Zeit die Tradition, es lägen da irgendwo wichtige Dokumente über die große Rebellion im nördlichen England unter der Königin Elisabeth; da man lange nichts fand, so fing man an, die Sache für ein bloßes Gerede zu halten, bis endlich ein guter Freund der Familie von ihr die Erlaubniß erhielt, das ganze Haus umzukehren und keinen Winkel unumtersucht zu lassen, ob die vermeinten historischen Schätze sich fänden. Auch es suchte lange vergeblich und war der Sache schon fast überdrüssig, als ein sehr altes festes Kästchen seine Ausmerksamkeit auf sich zog, das unter allerlei Plunder in einer Dumpelkammer lag und so unfolg- als wäre es seit vielen hundert Jahren nicht geöffnet. Es wurde erbrochen, und siehe, es enthielt eine Menge von Dokumenten und Briefschaften aus den Zeiten der Elisabeth, sogar etliche Schreiben von der Königin selbst, meistens in Bezug auf die erwähnte gegen sie rebellion, und das Interessanteste dabei waren Tagebücher, von Personen geführt, die dabei thätig, oder wenigstens zugegen gewesen sind. Der Freund, welcher den glücklichen Fund gemacht, ist derselbe Sir Cuthbert Sharpe, welcher eine Geschichte der Rebellion im nördlichen England im Jahre 1569 aus diesen Papieren angekündigt hat.

Nächst den Universitäten besitzen wahrscheinlich die Kathedralen der Provinz die wichtigsten Archive, und man sollte die Nachforschungen über sie beliebig anderen Dokumente um so mehr beschleunigen, da es möglich der höchste Werth ist, sie der Vernachlässigung und Verderbniß, worin sie hier nur zu oft und zu lange liegen, zu entziehen. Wer Gunton's Geschichte der Kathedrale zu Peterborough gelesen hat, der weiß auch, was für eine treffliche Sammlung von Manuscripten diese Kathe-

Digitized by Google

Bibliographie.

1. Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland. (Versuch einer italiänischen Uebersetzung von Uhland's Gedichten.) Von Nicola Megrelli, Professor der Italiänischen Sprache und Literatur an der K. K. Orientalischen Akademie zu Wien. Mailand, 1836.

deale vor Zeiten beisaß. Nun landen wir uns selbst vor einigen Zeit veranlaßt, ein und das untere Manuscript aufzusuchen, welches sich uns ferem dritten Wissen nach daselbst befinden mußte, aber zu unserem größten schmerzlichen Erstaunen wurden wir berichtet, daß seine einzige Handschrift wege auf Pergament und nur noch etliche wenige auf Papier vorhanden seyen, der einzige Ueberrest von einem so ausschnabaren Vorrath. Zum Glück erhaltete sich diese Zerstörung nicht auf die Urkunden-Kammer der Kathedrale, wo sich noch eine große, beträchtliche Anzahl seltenen „Liber Swanflium" badhalt zu werden, welches die Lebensbeschreibung des Sächsi chen Helden Heerwadt enthält, und welches jetzt auf unserer Bestandlaufung nach einer Abschrift gerrucht wird, die der berühmte Alterthumsforscher Gale vor vielen Jahren genommen hat. Wir hoffen, daß man uns unterstützen werden sich die Schätze, die aus dem Gebäude der Kathedrale den Petersborough abhanden gekommen sind, zum größten Theil in eine und die andere Privatsammlung verloren haben, die Kathedralen zu Lincoln, Worcester, Hereford und Exeter besitzen noch beträchtliche sehr viele werthvolle Urkunden und Manuscripte; die Reichsthum der Bibliothek zu Durham ist bekannt und wird vorzüglich in nächster Zeit durch die wackeren Bemühungen der Surtees-Society noch bekannter werden.

Eine große Zahl bekrundete Dokumente liegt in den Schränken der Privat-Bibliotheken an manchen Orten der Provinz verstreut. Wie viele schätzbare Chartularien sind seit langen Jahren aus den Klöstern verstreuet und verkauft. Man findet sie manchmal zerlesen in den altrenteigenthümlichen Winkeln; wo erinnern sich, eines aus der Bude eines Armenschäfers, Krämers oder Trödlers. Die Archive der Schlösser sind der Zerstreuung später verfallen, als die der Klöster. Die letzteren Aufseher zu Ludlow-Castle, wo ehemals die Waffen Markgrafen Hof hielten, warten ganz unwissende gemeine Leute, die sogar das Gerath und den Schmutz des Schlosses plünderten und verkauften, um sich daran zu bereichern. Noch heute bewahrt das Gesicht diesen und jenen Privatmann in der Hauptstadt als Besitzer von wichtigen Urkunden, die vom öffentlichen Gute gestohlen sind. Wir selbst haben, noch ist's nicht lange her, mehrere ziemlich alte Rolls und unterzeichnete Documente in Handen gehabt, die selber zu Schloß- und Stadt-Archiven in Wales gehört haben müssen. Es wäre die Schuldigkeit einer Record-Commission, sich um dergleichen Dinge recht aufmerksam zu machen, damit nicht, wie es auch zum Theil aus Nachlässigkeiten entstanden ist, wenn wollt, doch nicht zu leiden, daß solche und dergleichen Urkunden gehe ganz unbekannt bleibe. Auch die Regierung könnte noch Manches thun, z. B. in den amtlichen Nachforschungen nach Alem, was dort an Urkunden vorliegt, veranstalten, einen Bericht über ihre Beschaffenheit und ihren Inhalt einfordern, auch darüber, in wie weit es möglich wäre, das Eigenthümliche an einem Ort zusammenbringen. Man erinnere sich z. B., daß es über die Verschiedenheiten der Dokumente von der Amicalität zu Cambridge Länge den Wischergrellen in der Peyrus-Bibliothek aufgefangt ist. Auch weiß unsere Regierung wohl die Vortheil gehabt haben, den Abraus wichtigen Verrath an Staatsurkunden, der in der ehemaligen Alten Bastile aufbewahrt lag, an einen anderen Ort in Sicherheit zu bringen zu lassen und alle Maßregeln zu treffen, wodurch der legale Werth dieser Urkunden nicht verloren gehen konnte möchte.

Nicht minder möchten wir es der Record-Commission ans Herz legen, alle Chartularien unserer Klöster oder, falls dies nicht angingen, eine Ausmahl der wichtigsten denselben zu kaufen. Wie vortheilhaft dies seyn würde, und wie großen Werth diese Urkunden für die Geschichte haben, das wissen unsere Leser wahrscheinlich aus Sir Francis Palgrave's Geschichte der Englischen Verfassung, wo aus den Chartularien von Abingdon, Battle, Caen u. A. m. die interessantesten Erläuterungen und Resultate gewonnen werden. Die Chartularien von Barnewell Abbey geben uns gewünschte und schätzbare Belehrung über die ältere Geschichte der Universität Cambridge. Viele bezügliche liegen auf dem Britischen Museum, viele auf den Universitäts-Bibliotheken, viele sind, so zu sagen, in der ganzen Welt zerstreut.

So wenig wir wünschen, daß die Record-Commission sich durch die mühselige Arbeit, die zu einer vollständigen und genügenden Durchmusterung unserer Provinzial-Bibliotheken erforderlich ist, von ihren gegenwärtigen Unternehmungen abhalten ließe, so sind wir doch der Meinung, daß sie sich um diese inländischen Vorräthe sehr bald bekümmern sollen, als um die Bibliotheken fremder Länder, die sie hätten ihr gerade besseren und reicheren Stoff gewähre. Wir leugnen nicht, daß alle auf Kostenforderungen mit dem Auslande verwendete Geld uns verdrießt, weil wir keinen Gewinn dabei absehen, der Mühe und Kosten lohnte. Die Französische Commission historique muß freilich andres versahren, schrieb, weil Urkunden und Dokumente aus Frankreich sich in ganz Europa zerstreut finden. Auch wissen wir diese Kommission sich auch mit der Verössentlichung von Werken befaßt, die uns Kenntniß der Literatur und Philosophie einschlagen, wozu sich die Materialien natürlich nicht in einem Lande beisammen finden können. Aus diesem Grunde hat sich Herr Geriset bemüht, Beobachtungen mit allen Historikern fremder Länder und namentlich mit den Englischen anzuknüpfen, und hat in dieser Absicht bereits im August 1833 Herrn Francisque Michel nach England kommen lassen, der durch Forschungen über die alte Französische und Normannische Literatur rühmlich bekannt ist. Der nächste und spezielle Zweck der Reise des Herrn Michel war, eine Abschrift von der großen Normandischen Reimchronik zu nehmen, welche Benoit de Sainte More im 12ten Jahrhundert verfaßt hat; seine allgemeineren Geschäfte und Verbindungen waren aber mehr literarischer als historiographischer Art. Jedenfalls ist es sehr schwer und mißlich, zu unterscheiden, was unter den Werken jener alten Zeit zur Historie und was zur Literatur klassifizirt werden soll, und Herr Michel hat auf Grund seiner Nachforschungen, welche die jetzt nicht über London, Cambridge, und Oxford hinausgegangen sind, bereits einige Werke herausgegeben, die unter beiderlei Gesichtspunkt sehr wichtig erscheinen. Das bedeutendste Resultat seiner Reise werden jedoch wahrscheinlich 2 Bände bester und zusammenter Dokumente über die Eroberung Englands durch die Normannen seyn; der erste Band ist kürzlich erschienen.*)

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

(Schluß.)

Während der Mauer also erzählte, erhob sich sast unmerklich der Nachtwind; schon sühlte ich seinen leichten Hauch an meiner Stirn, als ich auch den Kanonenschuß vernahm, der mich abrief. Ich sagte dem Beni-Salah ein herzliches Lebewohl, erstieche ihn zugleich, dem Zeichen meiner letzten Achtungsbezeugungen zu überdringen, und schiffte mich dann ein. Junge kühne Schiffer bewegten rüstig ihre Ruder, und in wenige als einer Minute erreichten wir das Schiff. Es war eine sehr schöne Tunesische Brigg, die der Bey zu unserer Fahrt nach Frankreich hatte anrüsten lassen. Noch immer wehte ein frischer Wind; die nur von einem einzigen Anker gehaltene Brigg schien ungeduldig über das Zögern der Matrosen, voller Feuer, daß sie Marseille wiedersehen sollten, liefen auf dem Verdeck umher eher litterten mit munterer Behendigkeit am Mast hinauf. Nun Bord eines Barbarischen Schiffes herrscht nicht die Ordnung und Stille, wie auf einem Französischen; es mag Alles vielleicht dort eben so gut geschehen, aber die ganze Mannschaft spricht zu gleicher Zeit, Alles bewegt sich scheinbar durcheinander. In Augenblick der Abfahrt hatte man glauben können, es hinge eine Legion von Trossen an den Segelstangen oder bewege sich Gebäude aufs Stand, im Tauwerk. Der Bey hatte beschlossen, mit der zu unserer Ankunft in Frankreich mit Beweisen seiner Achtung zu überschütten; der Capitain der Brigg überließ uns daher, trotz unserer Weigerung, sein Zimmer, das wir denn auch annehmen mußten, und er selbst schlief vor unserer Thür in einer elenden Hütte.

Dieser Capitain, Amamet mit Namen, war einer der ersten Marine-Offiziere des Beys, als derselbe noch eine Marine besaß, denn zu Zeit unserer Aufstehen war sie gänzlich ruinirt. Er stützte mir die lebhafteste Ehrlichkeit ein, denn er war ein Mann von einer ungekünstelten Natur, fressen deutliche Eigenschaften sich unter einem sehr unvortheilhaften Aeußeren verbargen; nur in schwierigen Verhältnissen kommt es sich ganz in seinem wahren Werthe zeigen. Er dinkte, war einfinnig, von unterstützem Wuchse, ohne Anmuth und Würde und trug sich überaus nachlässig; seiner großen Schüchternheit wegen sah er bedständig verlegen aus; vergebisch suchte man in ihm irgend ein Merkmal seines Ranfrenes. Er setzte sich beschieden in einen Winkel, indeß sein Lieutenant, ein Mann von lebendem Wuchse, mit sich erhobenem Haupte und dem Verdeck auf- und abschritt, als wenn er dasselbe spende und den Herrn spielte. Während der ersten beiden Tage unserer Seefahrt ließ ich mich von dem angenehmen Wesen dieses Letzteren hinreißen, der sein Möglichstes that, um seinen Vorgesetzten auszustechen und seine Stelle bei uns einzunehmen. Das Meer war ruhig, die Brigg segelte ohne Hindernisse, Amamet hielt am Hintergrunde und ließ seinen Lieutenant nicht einen Augenblick schalten. Von diesem Augenblicke sah das Verhältniß der Himmel war zwar immer noch so heiter wie am Tage unserer Abfahrt, aber das Meer schwoll an, und wir steuerten einem heftig stürmenden Nordwind entgegen. Nun sing Amamet an, seinen Pyth zu bebaupten; ich sah ihn nach und nach zu meinem größten Erstaunen sich ganz und gar verwandeln. Seine Stimme schwoll mit der des Meeres zugleich an, seine Energie wuchs mit der heftigkeit des Windes zu; die große Umbildung seiner Seele entschwand meinen Augen, ich erkannte ihn nicht wieder. Ich deutschlichte mich, hier einen Sturm zu beschreiben, aber das Wetter wurde so schlecht, daß wir uns in wirklicher Gefahr befanden. Amamet wünschte einen Linkerplatz hinter legend unter Sardinischen Insel zu erreichen, und er ließ den Lauf des Schiffes dahin richten. Mit Kummer sah ich meine Stelle; das Steuerrad theil des Schiffs stieß an drehende Wellen, und das Fahrzeug krachte und zitterte an allen Ecken seines Kiele, als ob es auf einen Felsen gerathen sey. Die ganze Mannschaft wäre lieber aufs Gerathewohl ins Weite hinausgejagt, als zu der vollen Wuth des Sturmes preisgegeben zu seyn; aber Amamet ließ sie sein ganzes Ansehen fühlen, und Niemand wagte es ein Wort des Widerspruches. Er war auf und ab gegangen, und mit der einen Hand sich am Tauwerk festhaltend, blickte er bald auf das Meer, bald auf die Segel, wachte über Alles und ward mit dem Schiffe bald auf die rechte, bald auf die linke Seite geschleudert. So hielt er es mehrere Stunden lang aus, während ich Landwärts Bal glaubte, das Schiff müsse bersten. Das Hinausblicken ins Meer hatte mich entsetzlich angegriffen, ich stützte meinen schweren, meinen Kopf in meine Hände, als er den Befehl zum Wenden des Schiffs gab. Die Laute seiner Stimme erschütterten mein Ohr so mächtig, daß sie mein Uebel verschwächten, ich konnte wieder die aufgeregten Wellen betrachten, deren Anblick ich auch lang vorher nicht zu ertragen vermochte. Es ist ein schöner Anblick, das ruhige Meer in dem Augenblick zu sehen, wo ein Schiff sich wendet; wie schien es, als ob Meer und Himmel sich mit erschrecklicher Schnelligkeit drehten, um der Stimme Amamet's zu gehorchen. Als das Vorderbeil den Wellen bestreit war, segelten wir schneller als die Wellen; ich hatte keinen Begriff von solcher Schnelligkeit. Amamet schien mit seinem Blauderer zufrieden, er stieg von seiner Bank herab; auch und wurde der Lauf des Schiffes langsamer, der Wind schien nachzulassen, wir kamen in ein Wasser, so ruhig wie das eines See, wir waren beim Linkerplatz angelangt und vor dem Nordwind durch die Insel Asinara geschützt.

Von diesem Augenblick an war Amamet ein ganz Anderer für mich; seine anmuthige, sanfte Miene rührte mich; ich machte mir Vorwürfe, ihn so verkannt zu haben, und gab mir alle mögliche Mühe, um ihm zu beweisen, daß ich seinen ganzen Werth zu schätzen wisse. Der

*) Ein zweiter Artikel über diesen Gegenstand folgt nachstens.

Digitized by Google

Anblick der Sardinischen Inseln erweckte in ihm alle Erinnerungen seines Lebens; sie sah gen schnell an seinen Augen vorüber; ich sah ihn bald voll Entzücken, bald traurig. Aber die Traurigkeit behielt die Oberhand, und ich bemerkte, daß ihm daran lag, den Archipelago schnell zu verlassen. Sobald er sahe ich einen Theil seiner Geschichte; sie gehört in die Liste der von unsern Feinden verunstalten. Ich will hier nur sagen, daß die Sardinischen Inseln der Schauplatz seiner Piraten-Abenteuer waren. Er hatte einen tiefen Widerwillen gegen diese Gegenden; ein Zufall, der was begegnete, gab Gelegenheit zu einem Ausbruch dieser Entrüstung. Unter dem Vorwande der Beobachtung der Gesundheits-Gesetze wollten die Strandbüter von Asinara der Besatzung vorwerfen, sich mit Wasser zu versehen; Anannet wurde entrüstet; er warf einen traurigen Blick in die Vergangenheit, sah die Zeit, da er vorüber, wo diese Küsten vor seiner rothen Flagge zitterten! Er hatte nicht übel Lust, mit Kanonenschüssen einen Bohrn um Ufer reduzten Thurm zu verwüsten, auf dem er die unverschämten Strandbüter mit ihren Flinten stehen sah. Jedoch besänftigte er sich; für ein wenig Geld konnten wir nach Belieben so viel Wasser nehmen, wie wir nur wollten, und nach ungefähr vierundzwanzigstündigem Aufenthalt am Anterplatz machten wir uns wieder auf den Weg.

Der Wind hatte zwar ein wenig nachgelassen, aber er war uns immer noch entgegen und nöthigte uns, Umwege zu machen, um vorwärts zu gelangen, so daß wir bestehen Tage nach unserer Abfahrt von Tunis noch auf dem Meere umherirrten. Ich setze vollkommenes Vertrauen in Annanet's Geschicklichkeit, ein Zaudern, schwierigen Fällen zu leiten, aber ich war keineswegs so überzeugt von seinen bortrefflichen Kenntnissen, denn er wußte nicht recht, wo wir uns befanden. Nach Norden zu segeln, um nach Maseille zu gelangen, darauf beschränkten sich, glaube ich, all' seine Schiffahrts-Projekten. Endlich, nach vierzehntägigem Umherirren auf dem Meere, lief der Matrose auf Mastkorbe: „Land! Land! Land! sahen wir auch wirklich ganz deutlich Land; aber nun war die wichtige Frage, was für Land es eigentlich sey. Nach langem Hin- und Herreden wurde endlich erkannt, daß wir uns im Busen von Genua befänden; nun hatten wir nur noch die Küste entlang zu fahren, und am Abend des nächsten Tages langten wir in Marseille an.

In Tunis hatten wir die Bewegsründe zur Annullirung des vom General Clausel abgeschlossenen Vertrages nicht begreifen können, in Frankreich ergieng es uns nicht besser. Wir waren äußerlich betrübt, zu bemerken, daß er von der Regierung nur verworfen worden, um gewisse Mieran-Empfindlichkeiten zu schonen. Es sey wir erlaubt, zum Schluß noch hinzuzufügen, daß jener so schlecht begriffene Plan einen wirklichen Sinn mit dem Vorschlag Tunis mit einer reichlichen Entschädigung an Nuchschrift für die Zukunft geschienen hat, sowohl zum Besten der Civilisation, wie zu Gunsten unserer Politik und unseres Handels. Man versetze sich in die Zeit zurück, wo der Plan entstand, und man wird einsehen, daß er allein den Anforderungen des Augenblicks genügen und selbst dazu dienen konnte, die großen Ideen von Freundschaft, Verbindungen und Eroberungen zu unterdrücken, welche die Rückkehr der dreifarbigen Fahne einzuflößen schien. Die Juli-Revolution hatte die Ruhe Europa's gestört, ein Krieg schien nahe bevorstehend; General Clausel, der unter dem Einfluß dieser Umstände die Besitzungen Frankreichs mit der Absicht vergrößern einer schwellen Festsetzung in unseren Nisitanischen Eroberungen vereinigen wollte, hatte mit dem Bey von Tunis einen Vertrag geschlossen, der uns möglich machte, unsere tuteberlichen Truppen nur in Algier zu lassen, ohne dadurch von unserer Herrschaft über die Provinzen Oran und Konstantine etwas einzubüßen. Der Bey von Tunis bot, um diese Absicht zu erreichen, alle wünschenswerthe Garantieen; Oberhaupt eines durch Erbrecht regierenden Hauses, einheimischen Adel, den Prinzen seiner Familie hohe Stellungen zu verschaffen und Frankreichs Freundschaft zu verdienen, überwahm er die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen. Die Einnahme Algiers hatte ihn besiegt gemacht, und da er die Absichten Europa's auf den Orient fürchtete, so suchte er in diesem Bündniß unseren Schutz. Er konnte nur nicht als Hülfsmacht zur Verbreitung der Civilisation Algiers dienen; er ganz Mohammedanisch, ohne sie irgendwie auch nur Inmis zu verpflanzen. Die Civilisation hätte so dein Barbarenstaaten statt des einen erobert: das einzige Band, welches unseren Anstrengungen hätte widerstehen können, der religiöse Fanatismus, dieser mächtige Hebel der Empörung, war gebrochen. Ein so erhabener Gedanke des Marschall Clausel, der aus den Bedürfnissen der Zeit hervorgegangen war, mußbrach auch ganz den Einwendungen Einsichten der Opinionen-Kammer. Dies System wurde, wenn man es befolgt hätte, höchst wahrscheinlich die Anhänger der Anstellerung und die Anhänger der bloßen Besetzung vereinigt haben, denn wie hätten sehr bald unsere Ausgaben decken können, wenn wir alle unsere Mittel nur auf einen Punkt gerichtet und unsere ganze Thätigkeit, anstatt sie in mühsamen, über die ganze Regentschaft sich ausdehnenden Anstrengungen zu zersenden, dort konzentrirt, kurz, wenn wir an die Stelle einer langen und kostspieligen Occupation eine feste und gewinnbringende Colonisation gesetzt hätten.

J. L. Lugan.

Schweden

Neue Schwedische Romane.

Die Schwedische Romanen-Literatur hat in den letzten Jahren manche bemerkenswerthe Erscheinung zu Tage gefördert, womit wir unsere Deutschen Leser, welche sich für das geistige Leben und Weben unserer Nordischen Nachbarn interessiren, in der Kürze bekannt machen wollen. So gab der Verfasser des „letzten Freistaglers" (vorn fiste fristaglaren), der Admiral Pehr Sparre, wieder einen historischen Roman heraus, „Adolf Findling", wozu der Stoff aus der Regierungszeit der Königin Christine entlehnt ist. Der Verfasser zieht uns hier ein treues und anziehendes Bild jener interessanten, ereignißreichen Zeit, der politischen Blüthezeit Schwedens, und alle merkwürdige Personen derselben, die excentrische Königin selbst und ihr reo Staatsmännern, berühmten Feldherren, Gelehrten und fremden Notabilitäten glänzender Hof werden uns dabei vors Auge geführt. Die Verschürzung der beiden Liebespaare bildet den Hauptstoff des Romans. — Auch Demoiselle Brehmer, die liebenswürdige Verfasserin der vom Schwedischen Publikum mit so ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen „Teckningar ur hvardagslifvet" (Schilderungen aus dem Alltagsleben), hat gegen Ende vorigen Jahres einen neuen Roman „Rina" erscheinen lassen, welcher gleichfalls als eine Fortsetzung ihrer letzten Erzählung, „Presidentens döttrar" (die Töchter des Präsidenten) zu betrachten ist und gewiß denn so viel Glück wie diese machen wird. Aehnlich den oben genannten Schriften sind die in diesem Jahre enonym herausgekommenen Romane „Qvinnerne" (die Frauen) und „Arvi", welche, der allgemeinen Verwunderung nach, ebenfalls von einer Dame geschrieben seyn sollen, und worüber die Kritik in den Schwedischen Literatur-Blättern das günstigste Urtheil abgegeben hat.

Mannigfaltiges.

— Spanische Dramaturgie. Die Madrider Hof-Zeitung enthält die Ankündigung einer dramatischen Gallerie (Galeria dramatica) die in Lieferungen von zehn zu zehn Tagen erscheinen und die werthvollsten dramatischen Werke aller Art aus dem 17ten Jahrhundert enthalten soll, die, wie das genannte Blatt sagt, die jetzt überall gestreut seyen und einen Reichthum an Geist und Phantasie enthielten, wie ein anderes civilisirtes Land sich deren nicht rühmen könne. „Wir haben", heißt es ferner in der Ankündigung, „schon Sammlungen von Spanischen Dichtungen aller Art, nur die dramatischen haben bisher noch gefehlt. Die Galeria wird diese Lücke ausfüllen und den Schatz unserer poetischen Reichthümer vermehren, indem sie die besseren Stücke unseres alten Theaters zusammt, Interessam weiß, daß unser dramatisches Dichter in ihren Werken sich jener Mode nicht beugten, die epischen, elegischen, idyllischen, lyrischen, des hoch und niedrig komischen und des tragischen. In allen diesen Stil-Arten giebt es die schönsten Stellen und Diatoge, die in den schlechtesten Werken verzeichen liegen. Sie an das Licht hervorzuziehen und als Muster Spanischer Vereefsamkeit und Poesie aufzustellen, ist der Zweck der gegenwärtigen Sammlung. Jede Lieferung heißt auf vier Bändchen, von denen die drei ersten dem Spanischen Dichter in seinen Werken sich jener Mode nicht, unter der Rubrik schrift „Mannigfaltiges", Betrachtungen über die dramatische Literatur, Beurtheilungen und Vergleichungen der unteren Werke, Vergleichungen derselben mit den Erzeugnissen unseres alten Theaters, biographische Notizen über die Autoren und endlich allgemeine Betrachtungen über die Literatur enthalten. Der Zweck dieses „Mannigfaltigen" ist Nachricht zu geben von dem gegenwärtigen Zustand der Literatur, als dem sichersten Barometer der Civilisation der Völker."

— Die Kapelle des heiligen Karl Borromeus. Es war in der Oktave des heiligen Karl, der in der Lombardei allgemein verehrt wird; die Geistlichkeit des Schutzbezirkes von Mailand, Karl Borromeo, war gerüstet und glänzend erleuchtet. Schaaren frommer Menschen strömten in den unterirdischen Raum, der das Grab seiner Heiligen in dem unterirdischen Gewölbe des Domes enthält. Noch brannten zehn Wachskerzen auf dem Altar, von wo der Erzbischof so eben, nachdem er Messe gelesen, zurückgetreten hatte. Welcher Pomp, welche Pracht, welcher Reichthum, welche Zuschlingen! Zu seinem Karl, diesen Wohlthäter so bedürftig war, wie ungeschickt sind diese Worte! Ich sehe wohl überall an den Mauern und Wölbungen das Wort humilitas, aber da ist Alles von Purpur mit Gold gestickt. Dein einbalsamirter Leib ruht auf einem Sammtkissen, ganz in Gold gekleidet, in einem Behälter vom herrlichsten, leuchtendsten Krystallglas, der an glänzenden Ringen vom reichsten Metall befestigt ist. Ueber deinem Haupt, welches die Mitra schmückt, hängt eine Krone, die allein so viel werth ist, als das Fürstenthum Monaco, eine Republik wie Modena und ein Herzog zur alten Maroujisate, deren souveraine Herren sich so viel auf ihren Rang einbildeten, zusammengenommen. Sieh da, ein smaragdenes Kreuz, so groß und schön, wie es sich nur die Phantasie eines morgenländischen Mährchenerzählers am Gewande des hochgebenedeiten, mit Macht und Herrlichkeit gesegneten Kaisers zu denken vermag; ein kostbares Kreuz, das ein Europäischer Fürst sich anzuschaffen sich, als Pfand für eine Anleihe zu Gunsten eines unglücklichen Menschen, zu steinerweilen würde; die Hand eines Königs hat es hier in sein Grab gesenkt, wo es leuchtet, wie deine Ehre vor dem Allerhöchsten. Mit dem Kreuzfix, das sie die in den linken Arm gelegt haben, thante man ein großes Wasser-Hospital ausstatten; der Altar, auf dem du ruhst, ist Silber, das Dach deines heiligen Tempels ist Silber, die Statuette, worin Vorgänge aus deinem Leben, aus deinem Tode, Wunder erleuchtete Frömmigkeit und die ermüdendste Barmherzigkeit gehäuften Leben dargestellt sind, gleichfalls Silber. Ueber dir, unter dir, rings um dich blitzt mir im magischen Widerschein von tausend Lichtern ein Schatz von 3—6 Millionen in dir Augen, und an den Wänden klebt: humilitas! — Zu Mailand und im ganzen Lande hört man mit der innigsten Liebe und der größten Verehrung vom heiligen Karl und dem Hause der Borromei überhaupt sprechen. Es wäre beinahe noch ein zweiter Heiliger in der Familie gekommen, der Kardinal Friedrich Borromeo, welcher der Canonisation nur dadurch entging, daß der Einlaß ins Paradies mittelst einer Bescheinigung von der päpstlichen Kanzlei gar zu hoch zu stehen kommt. Der heilige Karl kostet die Borromei so viel, daß sie es mit dem heiligen Friedrich nicht mehr haben versuchen mögen.

(Jal, De Paris à Naples).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann, Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Montag den 19. September 1836.

England.

Zur Geschichte des Ballets.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

Woher kömmt es, daß das jetzige Ballet, dieser so verführerische, glänzende und kostbare Theil unserer Vergnügungen, doch nur, nach der Meinung so Vieler, den zweiten Rang einnimmt? Denn wenn es auch durch die jetzt allgemeine Benennung „Tanz" herabgewürdigt ist, wenn auch schon seit mehreren Jahren sein Inhalt und demzufolge auch seine äußere Gestalt sich zu seinem Nachtheile verändernte, so fragen wir doch, ob es in seiner wahren Vollkommenheit nicht eben so viel Genie, Kraft, Wissen und Fertigkeit erfordert, als die besten Sänger besitzen oder anwenden wollen; und vielleicht wirft die Verneinung von Musik, Dekoration, Kostüm und Handlung eben so mächtig auf dirigirenden Tonschauer, die tüchtig sind, ein Ballet unserer Tage zu beurtheilen, wie eine Oper auf den ausgebildeten Musiker. Und man kann wohl mit Recht behaupten, daß das Ballet sehr vielen Menschen, und besonders denen, die in den schönen Künsten gerade nicht ausgebildet sind, aber alle Anlagen zum guten Geschmack besitzen, ein noch höheres Vergnügen gewähret, als die Oper; denn Malerei und Tanz haben den Vortzug vor allen anderen Künsten, daß sie allen Nationen zulagen und Aller Augen auf sich ziehen. „Ein schönes Gemälde", sagt einer unserer besten Schriftsteller über diesen Gegenstand, „ist nur eine Kopie der Natur; ein vollendetes Ballet ist die Natur selbst, aber durch allen Schmuck, den die Kunst ihr verleihen kann, verschönert. Wenn ein Gemälde mich entzückt, wenn ich bei seinem Anblick mich bewegt fühle und mein Gefühl erregt ist, wenn die Farbe und der Pinsel des geschickten Künstlers meine Sinne so täuschen, daß ich die Natur vor mir zu sehen, ihre Sprache zu hören und ihr zu antworten glaube, um wie viel tiefern Eindruck muß es auf mich machen, wenn ich noch regelrechtere Darstellungen durch die handelnde Kraft meiner Nebenmenschen bewegen sehe. Solche lebendige, beständig wechselnde Gemälde müssen wohl auf die Einbildungskraft eines Jeden wirken, denn nichts erweckt in dem Menschen lebendigere Theilnahme, als der Mensch selbst." Die Wahrheit dieses Ausspruches findet man in den Worten des Horaz: „Segnius irritant animos" u. s. w. bestätigt; er behauptet, daß äußere Eindrücke sich der Seele schneller und lebendiger sogar durch das Auge, als durch das Ohr mittheilen. Auch ist es ein nicht weniger wichtiger Umstand, daß, wenn die Balletmeister uns angenehm erregt, hier die Handlung statt der Worte des Opernterres, der Melodie ihre Erklärung und Bedeutung gleicht. In dem Einen ist die Handlung das vorherrschende Prinzip, in dem Anderen nur die Worte in Verbindung mit den Tönen.

„Die Pantomime (unsere jetzigen Ballet)", sagt der philosophische Aretaus, „ist die stumme Sprache der Handlung, von dem menschlichen Schauspieler erfunden, um unsere Vergnügungen zu vermehren und zwischen Menschen und Menschen eine neue Art der Mittheilung zu gründen, die der Worte nicht bedarf." Er stellt sogar die Beredsamkeit der Geberden höher, als die der Sprache; einmal führt er zum Beispiel dasür Tarquinius an, der, als er mit den Gesandten im Garten spazierten ging, statt aller Antwort auf ihre Fragen, im Stehen einen Mohnkopf nach dem anderen abhieb; dann erzählt er die noch treffendere Anekdote von der Judischen jungen Schönen, die, als sie einst von ihrem Geliebten um die Ursache ihrer häufigen Seufzer befragt wurde, demselben ihrer Leidenschaft entdeckte, sich aber dies schwere Bekenntniß derselben ersparte, indem sie ihm einen Spiegel vorhielt, damit er sein Bild darin sehe. Doch wir haben nicht nöthig, die Schönheit der Geberdensprache zu beweisen; unsere Aufgabe ist es, ihren Fortgang, als Öffentliche Unterhaltung, zu zeigen.

Frankreich kann als nährende Mutter dieser Kunst betrachtet werden; aber dem Genie eines Mannes, eines Schweizers, war es aufbehalten, sie zu ihrer jetzigen Vollkommenheit zu erheben; dieser Mann war Noverre. Er gab dem Tanze den Charakter der Poesie, den Ausdruck des Gefühls.

Ehe wir zu der Geschichte seines fünfundvierzig Fortschritteles übergehen, wollen wir eine kleine Skizze von der Natur seiner wahren Elemente entwerfen. Der Tänzer muß auch die mechanischen Theile seiner Kunst inne haben, sie bestehen in der Gleichmäßigkeit und Eleganz des Ganges; in der Präcision der Ausführung der Tänze, in der Gewalt, allen Muskeln mit einem Male Stillstand zu gebieten und den ganzen Körper in starrer Ruhe vorzüglichstell zu erhalten, dann wieder wie durch einen elektrischen Schlag die Glieder in Bewegung zu setzen und durch graziöse, anmuthige Stellungen das Auge des Zuschauers zu erfreuen. Um gut zu tanzen, muß der Körper sich fest und ruhig halten, während Füße und Glieder die Pantomime ausführen; denn wenn der Körper der Bewegung der Füße folgt, so entsteht er eben so viel dem Auge unangenehmer gegenseitigen Biegungen, als seine Füße Tus ausführen. Der Tanz ist dann aller Harmonie, Genauigkeit, Fertigkeit und Grazie, mit einem Worte, aller der Schönheiten beraubt, die so nöthig sind, damit er Bewunderung und Freude gewähre. Dies sind die nöthigen Elemente, um ihm den Ausdruck des Gefühls, zu geben; eine endliche Mischung von verwerfenen Schritten, Schwierigkeit der Ausführung und zu komplizirter Bewegungen zerstören die Sprache des Tanzes. Das Ballet ist dann ein Drama, in welchem der Tanz eine als ein Mittel gilt, den Gang der Handlung, die Leidenschaft und Poesie auszudrücken; es ist ein Drama, welches, die Hülfe der Sprache verwerfend, nur um so mehr Energie und Kraftaufwand von seinen anderen Organen fordert.

Beim ersten Blicke erscheint es uns sonderbar, daß die Tragödie für den sich am besten zum Tanze eignenden Gegenstand gehalten wird; wenn es aber darauf ankömmt, durch den Inhalt des Stückes das Gemüth zu erregen, so sind immer die besten Mittel dazu diejenigen, die den meisten Theater-Effekt hervorbringen. Die Schwierigkeit dieser ruht aber nicht allein darin, die Hauptrollen des Balletes richtig zu vertheilen; auch die untergeordneten Nebenpartien müssen ihre rechte Stelle einnehmen; die Figuranten müssen in die Handlung eingreifen, nicht durch die Darstellung spannstrickt geordneter, aber nichtssagender Gruppirungen, sondern durch den lebendigen Ausdruck ihres Tanzes, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer rege erhält und dem Inhalt des Ganzen entspricht.

Das ist die Theorie der Composition und Handlung des Balletes. Nun kommen wir zu den sie einen Autor betreffen nöthigen Eigenschaften. Wenn man schon von Dr. Johnson behauptet, daß er seine Anforderungen an die Fähigkeiten und Kenntnisse eines Poeten zu hoch spannt, was sollen wir dann von einem Manne sagen, der noch viel mehr von einem Balletmeister (er selbst war der Erste seiner Zeit) verlangt? Kenntniß der Geschichte, der Mythologie, der alten Poesie und Ebroneologie müssen, seiner Meinung nach, die Hauptgrundlagen seines Wissens bilden. Und in der That, sagte er hinzu, unser Erfolg beruhe allein auf der Ausbildung in den höheren Wissenschaften. Deshalb müssen wir das Genie für Malerei und Sinn für Poesie in uns vereinigen, weil der ganze Reiz unserer Kunst nur in der vollkommnen Nachahmung der Natur besteht. Eine leichte Kenntniß der Geometrie kann uns vortheilhaft und nützlich sein, denn mit ihrer Hülfe kann der Balletmeister die Entfernungen genau berechnen und seinen Gruppirungen das richtige Ebenmaß geben. Auch muß er selbst ein erfahrener Mechaniker sein. Wenn er sich immer mehr vervollkommnen will, so muß er die Malerei studiren, denn diese Kunst haben denselben Zweck vor Augen, wie wir, um die Verschiedenheiten aufzufinden, die sie der Natur entlehnt selbstständig, oder die Farben zu mischen und die Figuren richtig neben einander zu ordnen, ihnen elegante Attitüden, Ausdruck und Leben zu geben. Und nun wage ich noch zu behaupten, daß einige Kenntnisse in der Anatomie uns dazu dienen können, den Unterricht, den er seinen Eleven giebt, deutlicher und verständlicher zu machen; es wird ihm dann leicht werden, die durch Gewohnheit entstandenen Fehler von den natürlichen Mängeln ihrer Gestalt zu unterscheiden. Ein Balletmeister, der es in der Musik nicht weit gebracht hat, wird nicht in den Geist und Charakter derselben eingehen; die Bewegungen seiner Tänzer werden das Tempo nicht mit so unumgänglich nothwendiger Zartheit und Präcision bezeichnen; es sey denn, daß er mit jener Feinheit des Gefühls begabt sey, die viel eher ein Geschenk der Natur, als Resultat der Kunst ist und doch über alle Fertigkeit, die man durch lange Praxis und anhaltenden Fleiß erlangen kann, steht.

Das ist noch nicht Alles — Decorationen, Kostüme und Beleuchtung sind Gegenstände, die seiner Wahl und Sorgfalt anvertraut sind. Er muß nicht nur darauf sehen, daß sie der Vorstellung angemessen seyen, ihre Formen und Farben müssen blenden, mit einander harmoniren, sich nicht einander verdunkeln. Nachdem wir beobachtet, daß die richtigen Verhältnisse der Entfernungen dazu viel beitragen, und bewiesen durch Beispiele den glücklichen Erfolg der Anwendung der von ihm aufgestellten Prinzipien. Wir haben gesehen, wie nach allen seinen Vorschriften mit bewundernswürdiger Genauigkeit, wenn auch nicht durch das Talent des Balletmeisters, doch durch die Bemühungen der ausgezeichnetsten Künstler unserer modernen Bühne gehandelt wird.

So wie reiche Noverre's Forderungen. Nun wollen wir den Zustand des Balletes, ehe dieser große Vorbesserer auftrat und in dem Verwirklichen seiner Kraft der Kunst ein weites Feld zum Fortschreiten

Digitized by Google

eröffnete, betrachten. Ungefähr vor hundert Jahren war die Oper in Paris ein enges kleines Theater im Palais Royal; es brannte bis auf den Grund nieder, und ein zweites, auf derselben Stelle errichtetes, erlitt ein gleiches Schicksal. Nun wurde ein neues, von einer Dame, Frau von Montesson, erbaut und im Jahre 1791 von der Regierung übernommen. In dem Zeitraum, von dem wir jetzt sprechen, war diese Bühne noch in einem traurigen Zustande; das Gebäude der ersten Jahre war außerordentlich umfangreich, das Corps de Ballet beschränkte sich auf 16 Hauptmitglieder und wenige Figuranten, auch wurden nicht mehr als drei neue Stücke während des ganzen Saison vorgestellt. Scenen, Decorationen und Kostüme blieben von einem Jahr zum anderen unverändert, und das ganze Theater fand seine Theilnahme im Publikum. Zwei Französische Tänzerinnen allein gelangten in der Mitte dieses Jahrhunderts zu einiger Berühmtheit: Mlle Peyrott und ihre Schülerin, Mlle Camargo, waren zu gleicher Zeit die einzigen Kunstdamen der Bühne des Publikum und die hinreißen Aufmerksamkeit. Mlle Camargo stieb im Jahre 1776. Sie hat sich, als Erfinderin der „Sprünge", wie Grimm sage, für das Ballet unsterblich gemacht, und diese Kunst hat Allard in unseren Tagen zu dem höchsten Grad der Vollkommenheit erhoben. Sie war es, die es zuerst wagte, in kurzen Röcken auf die Bühne zu erscheinen, und diese Mode ist, wenn auch aufhängisch sich viel Gimmen dafür und dagegen erhoben, bald von allen Tänzerinnen angenommen worden.

Die Talente der Camargo standen mit ihrer Person und ihrem Betragen in offenbarem Widerspruch; sie war weder schön, noch groß, noch wohlgebaut; aber der Geist ihres Tanzes war brillant, voller Intereset und Anstrich; auch tanzte sie immer nur nach den lebhaftesten, munteresten Melodien. Sie war wirklich der einzige Übersich lustige Geist, der diese schwerfällige, dumpfe Masse, die sie umgab, belebte; doch in dem Augenblicke, wo sie die Bühne, auf der sie das Publikum durch ihr Genie bezaubert hatte, verließ, nahm ihr ganzes Wesen den Ausdruck der tiefsten Melancholie an, und sie wurde ernst und traurig.

Die Nachfolgerin der Camargo war ein junges Mädchen, Namens Salle, deren Stil als ernst, leidenschaftlich und ausdrucksvoll gefchildert wird. Die Naivetät der Mlle. Salle ist noch nicht vergessen, sag Noverre in einem seiner früheren Briefe; und wir erinnern uns noch mit Entzücken ihres graziösen Benehmens; alle effektirte, gezwungene Bewegungen der Tänzerinnen in ihrer Art kannen nicht das Andenken an die edle, harmonische und zarte Einfachheit in den Manieren dieses jungen liebenswürdigen Mädchens aus unserem Gedächtnisse tilgen. Sie kam nach England, und Garrick erzählt, daß das Volk mit einer andre kämpfte, um Antritt zu ihrem Benefiz zu erhalten, und daß es aus allen Logen Geld und Bankknoten zu ihren Füßen auf die Bühne herabregnete.

Diese beiden Heldinnen interessirten selbst Voltaire, und er schrieb folgende Zeilen an sie:

> „Ah Camargo, que vous êtes brillante!
> Mais que Sallé, grands dieux, est ravissante,
> Que vos pas sont legers et que les sieus sont doux;
> Elle est intimidable et vous insultez.
> Les Nymphes soutent comme vous,
> Et les Graces dansent comme elle."
>
> (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Practical treatise etc. (Praktische Abhandlung über den Bau der Spitzbögen.) Von J. Hart. 6 Sh.

Instructions to midwives etc. (Anweisungen für Hebammen und Ammen.) Von W. Campbell. 6½ Sh.

Critical remarks on life and mind. (Kritische Bemerkungen über Leben und Geist.) Von John Robertson. 2½ Sh.

The anatomist's instructor. (Anatomischer Leitfaden.) Von F. J. Knox. 21 Sh.

The jurisdiction and practice of the Court of Quarter-Sessions. (Gerichtsbarkeit und Verfahrensart des Quartal-Sessionshofes.) Von J. F. Archbold. 14 Sh.

The principles and practice of the obstetric medicine. (Grundsätze und Praxis der Geburtshilfe.) Von Dr. Davis. 2 Bände. Mit Kupfern. 3 Pfd. 3 Sh.

Adventures of Philip on Theuland. (Philipp Theuland's Abenteuer.) 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.

Songs and lyrical poems. (Lieder und lyrische Gedichte.) Von Robert Story. 5½ Sh.

Dänemark.

Dänemarks Sagengeschichte.*) Von N. M. Petersen.

Dänemark hat lange eine Geschichte entbehrt, welche den Forderungen der Zeit und den Ansprüchen des Volkes in einem Lande entsprach, wo die Spezial-Untersuchung über eine Menge Gegenstände innerhalb der Sphäre der historischen Wissenschaft den Weg geebnet und die Schwierigkeiten eines noch unbearbeiteten Materials für den neuen Geschichtschreiber beseitigt hat. Die Art und Mannichfaltigkeit der Sprache des Nordens war durch die Bemühungen der Gelehrten bekannt und nach den Gesetzen ihrer Organisation, nach den Momenten ihrer Übergangsperioden verdeutlicht worden; die Ueberreste der Mythen waren in kritischen Editionen mit dringlichen Uebersetzungen und Anmerkungen erschienen; die Isländischen Sagen waren sorgfältig bearbeitet, und durch ihre Verdeutlichung war zugleich ein Muster des einfachen historischen Stils gegeben. Alles wartete nur noch auf den Geschichtschreiber, der das Formlose ordnen, Leben in das todte Material bringen und das festdare Zeugniß von dem Leben und Wirken der Vorältern setzen sollte. Suhm's großes Werk, mehr eine reiche Schatzkammer für den Forscher, als eine Geschichte fürs Volk, schreckte die Menge durch seinen Umfang zurück und verschwand in die Gelehrten nicht, wegen der noch unentwickelten ohne Schlief gehaltenen Kritik, wie sie die Zeit, wo er seine Sagengeschichte auszubreiten und in welche seine erste, kostspielige Wissbegierde fiel, nothwendig voraussetzen mußte. Es entstehte den größten Theil der Hilfsmittel, welche jetzt einem Schriftsteller in Gebote stehen, und darin liegt auch ein Grund, warum der Mann aus einer anderen Zeit einige Gelehrte übertreffen mag, die ihm nachfolgen, die jetzt von den Höhen der Forschung über die Nordische Welt hinausblicken. Baden's Dänische Geschichte ist trotz ihrer vielen Verdienste nicht befriedigend, weil es dem Verfasser an Unparteilichkeit in der Auffassung des Geistes und des Strebens verschiedener Zeiten fehlt. Herr Petersen, der Verfasser der vorliegenden Sagengeschichte Dänemarks, zeigt sich im Besitze weiter zu einer Lösung geographischen Aufgabe nothwendigen Bedingungen; er verbindet mit einer warmen Liebe für seinen Gegenstand, welche seinem Vortrage Leben und Schwung verleiht, ausgebreitete Kenntniß im Gebiete der Alterthumskunde und Verstudien, von denen seine linguistischen und geographischen Arbeiten Zeugniß geben und welche durch ihr glückliches Resultat unserer Prüfung von ihm als Geschichtschreiber rechtfertigen. Noch haben wir zwar seine Syonen des tiefen Gestalt gesehen, der, wenn auch gar sehr von allen verschiedenen Dämmungen der mythischen Hieroglyphen, es versteht, mit einem prophetischen Blick (wenn diese sowohl auf die verschiedene Vorzeit, als auf die Zukunft angewendet werden kann) die unter einander gewesenen Elemente in dieser Kunde der Alterthumskunde zu sondiren. Der Weg, den der Verfasser bei seiner Darstellung einschlägt, ist der, daß er die Sagen aus der ihrer Eigenthümlichkeit sich ausgebildet hat, besteht in seiner Jugend seinen Heros; in der Schilderung desselben nimmt man den Charakter des Volkes wieder. So wie Grif der Berserke bei den alten Nordbewohnern das Muster der Klugheit und Verstandskraft war, so tritt Hagbarth als ein Muster der unerschrockenen und Tapferkeit. Als Held und Dichter ist er Alles, was der Nordbewohner sein konnte. Selbst seine Laster zeigen uns die dunkle Seite der Gesinnungen des Volkes; aber sehr bedeutungsvoll werden sehr Thor und Odin zugeschrieben. Nur die gegen Nie begangene Schandthat streitet so sehr wider des Nordländers ehrliche Treue gegen seinen Herrn, daß seine Wuth sie entschuldigen kann. Thor ist in der Vorstellung zwischen Starkodder, Herakles und Simson — wenn man zugleich den Nordbewohner, den Südländer und den Orientalen berücksichtigt, welche in diesen Mythen dargestellt sind. Starkodder's reine Sitten stehen im starken Gegensatz gegen des Orientalen Leidenschaftlichkeit; sowohl Starkodder wie Herakles ziehen ungeheure Riesenleben; beide müssen sich schon als Kinder durch ihre Stärke auszeichnen; jener durch Kampf; dieser durch Ist eine Verbindung, aber Starkodder's ist nur die Ausübung der schon verschwundenen körperlichen Kraft, Herakles Tod dagegen der Uebergang in einer ewigen Jugend. Jener repräsentirt der körperlichen Stärke Almacht und Ohnmacht, dieser die Unvergänglichkeit der Thatkraft. Starkodder gröbert nicht nur Dänemark, sondern dem ganzen Norden an; Norwegen, Schweden und Dänemark sind in der Sagenwelt seiner Thaten, aber besonders haben Norwegen und Dänemark, als die sagenreichsten Länder, und Denkmäler seines Schicksals hinterlassen. Sein Leben ist, wie wir schon bemerkt haben, wechselvoll; es beginnt vom Geschlechte der Riesen (Jätten) und erstreckt sich durch einen Zeitraum von drei Jahrhunderten. Es ist überall dabei, wo eine Großthat verübt wird: an den Norwegischen, Schwedischen und Dänischen Königshöfen, bei den Wolfungen und in der Nerkwallaschlacht. Wenn sich Manches seinem Leben ist also dadurch entstanden, daß die Sagen aller Länder verwischt sind; jedes wollte ihn besitzen, jedes auf seine Weise. Die Norwegischen und Dänischen Sagen sind die vollständigsten und mit Vorliebe behandelt."

Die Sage von den Göttergaben, welche Starkodder's gute und böse Eigenschaften, sein Glück und Unglück bestimmten, wird folgendermaßen erzählt:

„Es lag mit König Biger während einer Fahrt von Ryder nach Hörsdaland und wartete auf Wind, als man das Dosel zu Ehe befragte und es so ausfiel, daß Odin einen Mann zum Opfer verlange. Es wurde das Loos gewechselt, und dieses fiel auf Biger selbst. Bestürzung war, und man beschloß, den Mann zu retten, der in dieser Gefahr dadurch entstanden, daß die Sagen aller Länder verwischt sind; jedes wollte ihn besitzen, jedes auf seine Weise. Die Norwegischen und Dänischen Sagen sind die vollständigsten und mit Vorliebe behandelt."

Die Sage von den Göttergaben, welche Starkodder's gute und böse Eigenschaften, sein Glück und Unglück bestimmten, wird folgendermaßen erzählt:

„Es lag mit König Biger während einer Fahrt von Ryder nach Hörsdaland und wartete auf Wind, als man das Dosel zu Ehe befragte und es so ausfiel, daß Odin einen Mann zum Opfer verlange. Es wurde das Loos gewechselt, und dieses fiel auf Biger selbst. Bestürzung war, und man beschloß, den

er ohne Wunden und Narben. Er soll immer Ueberfluß an Gütern haben, sagte Odin; aber wie glauben, daß er genug habe, goldwerthe Ehre. Ich gebe ihm Dichtkunst, sprach Odin, so daß er mit derselben Leichtigkeit dichtig wie reden soll, und nichts davon behalten, sage Thor hinzu. Der höchsten Ehre und Achtung genieße er bei den vorzüglichsten Häuptlingen, begann weiter Odin; aber er soll gehaßt vom Volke, setzte Thor hinzu. Die übrigen Richter bestätigten alles dieses, und das Thing löste sich auf. Als aber Besdaergrane mit Starkother zurückkehrte, befahl er ihm, zur Vergeltung für seine Gaben ihm Klug-Eiger zu senden. — Hierauf wird erzählt, daß der Weidenzweig in Starkother's Hand ein Speer ward, der den König durchbohrte. Die Stelle wird jetzt Bigereboen genannt. So verließ Starkother seine erste Schandthat; Schaam und Reue vergeheten ihn; er ging aus seinem Vaterlande zum Kampf in seine Laube, und er soll Niemegen nie mehr gesehen haben."

Frankreich.

Ein Sonntag in den Pariser Volks-Theatern.

Von Paul de Kock.

Für sehr viele Leute ist der Sonntag ein herrlicher Tag; es giebt mehrere, die nur an diesem Tage wahrhaft leben; die ganze Woche dürsten durch arbeiten sie ohne Unterlaß; der Maschine gleich, verrichten sie stets dieselbe Arbeit und entziehen ihr nur die wenigen Momenten für ihre kargen Mahlzeiten. Sie haben nicht einmal den Trost, mit ihren Nebenleuten zu wechseln; da wird ohne Unterbrechung gewebt, gemalt, gepreßt, gedruckt, geglättet: so ist das alltägliche Leben einer großen Anzahl von Individuen beschaffen. Und auch für die Handwerker, Krämer und Handlungsdiener ist es der große, der schöne Tag! Also dies notanda lapillo! —

An diesem Tage darf man auf sich nie ein Automat zu bewegen; man hat seinen freien Willen. Man giebt seinen Neigungen Gehör, man sucht sich Vergnügungen zu verschaffen, um sich für die Langeweile einer ganzen Woche zu entschädigen.

Und da das Theater sie viele Menschen eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens ist, so sieht man an den Sonntagen in großer Menge alle diejenigen nach den Theatern strömen, die im Laufe der Woche keine Zeit dazu finden.

Die adeligste Klasse, welche sich ihre Zerstreuungen die wenigste Zeit opfern kann, will sich dafür auch am Sonntag am meisten unterhalten. Sie ist nicht allzu sorgsam in der Wahl ihrer Stücke, nur unäffere sie nicht zu bald zu Ende gehen. Ihr gilt die Quantität für die Qualität. Daeum stellen auch die kleinen Theater am Sonntage ein so verschiedenartiges Repertoir zusammen, daß der heterogenste Geschmack volle Befriedigung findet.

Aber auch sie die kleinen Bühnen selbst ist der Sonntag ein willkommener Tag; es ist ein Tag glänzender Einnahme. An diesen Tage gewähren die Boulevards-Theater einen komischen Anblick; man sieht in dem Innern derselben die grotesksten Gestalten, die bizarrsten Physiognomien, ein Kopf neben dem anderen hervor; es ist so voll, als wenn eine Fete-Jacobite gegeben würde.

Wenn Ihr nicht fürchtet, einer Hitze von dreißig Graden zu erliegen, wenn Ihr den Ellbogenstößen, den Mußschalen und ähnlichen Zugaben mannhaft widerstehen könnt, so rietet mit mir in einen jener Säle.

Es ist sechs Uhr. Marthmagisch hat man schon ein Paar Akte heruntergespielt; denn obgleich das Ende selten der Mittermacht zu erwarten steht, fängt man doch gegen fünf Uhr an. Aber Ihr solle nicht in einem Augenblicke, wo es sich um lustige Abenteuer handelt, alle Leiden mit durchmachen, welche dieselben begleiten. Hier ist der Ehemann von seiner ihneren Hälfte getrennt, letzterer wird von einem Haufen Bekannter umschwärmt, die, je nach Umständen, Höflichkeitsformeln oder Schimpfreden mit einander wechseln; hier sieht ein Kind herum, das seine Mutter verloren hat und aus vollem Halse schreit: „Ich will meine Mutter wieder haben!" Dort jenes junge Mädchen ist unaufhörlich, es hat seinen kleinen seidenen Shawl verloren. Dort jene ziemlich dager gebaute Dame hält ihr zerrissenes Kleid doch empor; sie fühlt dem wachsbahenden Municipal-Gottesten damit unter die Nase und schreit: „Wenn Sie Ihren Abscheu nicht bezähmen können, so reißen mein schönes Merinetleid nicht zerreißen." Hier steht man eine übermäßig dicke Frau, die sich mit zornsunkelnden Augen an einige hinter ihr stehende Herren wendet: „Sie mögen mich immer mit Ihren Ellbogen stoßen und mir auf die Ferse treten, Sie werden sich doch nicht bei mir vordrängen. Ist! Man muß gestehen, daß unsere heutigen Herren keine Ihrer roh Galanterie haben."

Endlich ist Jedermann, Alles bunt durch einander, an seinen Platz gelangt; man hat gewirrt, gestuckt, geschimpft, aber alle Leiden, welche man vor der Thür und an der Kasse auszustehen hatte, sind vergessen, wenn man sich in dem Saal niedergelassen hat.

Auf den Korridors ist ein fürchtbares Lärm, er wird von den Schließern verursacht, die vom Loge zu Loge rennen; die ganze Maße des Publikums drängt mit Gewalt die Treppen hinan. Einer der Losgenschließer fährt eine ganze Familie, den Heren, drei Damen und zwei Kinder herein, und der Herr scheint scheint sich: „Wie wollen an einen Platz gebracht sehn, wo man etwas sehen kann. . . Was Teufel ist das? . . . Hier ist nicht hinlänglich Raum! . . . Geht uns unser Geld wieder."

Aber die Theater-Verwaltungen lieben das Geldzurückgehen nicht besonders. Was sie einmal haben, das halten sie fest; man findet noch immer einige Winkel auf, wohinein man die unglücklichen Spätlinge pfercht; sie sehen nichts, sie hören nichts, aber sie haben Platz gefunden und dürfen deshalb ihr Geld nicht wiederfordern.

In den kleineren Theatern gehen die Frauen ins Parterre; das ist ein großer Vortheil für die Kasse; es ist aber auch, nach meiner Ansicht, ein großer Vortheil für die Schriftsteller, denn die Weiber applaudiren zwar nicht, aber, was mehr sagen will, sie pfeifen auch nicht; dagegen lachen und weinen sie sehr leicht; alles hier wohl zusammen, ist für die kraftlosen Beleidramendichter, so wie für die Possenschreiber, ein weibliches Parterre von weit größerem Vortheil als ein männliches.

Am Sonntage sieht man hier, zum Leidwesen der Damen, viele zerdrückte Mützen und zerstörte Frisuren, denn die Herren haben sich durchsichtigen müssen, um nur einen Platz zu erhalten. Nicht alle Frauen haben Ursache, so lustig zu sehn, als ihre Gemahlinnen, sie sich dort so breit niedergelassen hat; sie nahm ihren Raum unter den Arm, sprang mit ihm über die Bänke und bedeutete sich seiner als eines Stocks, um diejenigen auseinanderzutreiben, die ihr den Weg versperren wollten.

Im Parterre ist Übelsitte, in der Nähe der Thüren ist man auf eine sehr wunderbare Weise eingeteilt. Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr Euch Eures Schnupftuches oder einer Tabakdose bedienen könnt; der freie Gebrauch Eurer Hände ist Euch genommen. Wenn Jemand, der etwa im Zwischenakte hinausging, wieder hineinzukommen glaubt, sobald der Vorhang wieder aufgezogen ist, so irrt er sich; man läßt ihn nicht wieder durch, man ist taub gegen seine Bitten, und wie soll er diese Menschenmauer, diese feste, Maße durchbrechen, die unablässig brummt: „Sie kommen nicht durch! Sie kommen nicht durch!" Manches Wagehals versucht es dennoch, aber in diesem Falle giebt es nur Ein Mittel, nämlich, sich rücklings oder vor oder den auf die Maße zu werfen, über all' die Köpfe hinwegzurichten, hier ein Ohr zu zwicken, dort eine Nase, zur wie der Zufall es will; dann wird man endlich fortgetragen, man darf versprechen, was man will, wenn man während der gefahrvollen Reise nicht etwa unter die Bank fallert.

Im Parterre befinden sich die Handwerker und Arbeiter in großer Anzahl: Feiseure, Obstbändler, Schornsteinfeger, Bäckerburschen und Lebeilinge alter Gewerte. Hier darf man während einer Szene nicht mit einander plaudern oder sich irgend einer Bewegung erlauben; thut Ihr es, so werden sich zwanzig drohende Gesichter gegen Euch; in demselben Augenblick dringt der Ruf: „Hinaus! hinaus!" an Euer Ohr, und wenn Ihr nicht augenblicklich verstummt, werdet Ihr schon nach wenigen Sekunden ergriffen, emporgehoben, dem Ausgange zugeschleudert und von der Wache auf den Boulevard hinausgebracht; die Rückkehr in den Saal ist unmöglich.

Vielleicht wollten Sie Platz in einer Loge nehmen? Aber werfen Sie gefälligst einen Blick in jenen Winkel; dort ist eine Loge sie sechs Personen eingerichtet, aber man hat Gelegenheit gefunden, neun Personen in derselben unterzubringen; und so gehe es der Reihe nach fort, von der ersten bis zur letzten. Der erste Rang ist belegt, der zweite Übersüllt, und man kritisirt sich gegenseitig, seine Nachbarn, die Interessen der Anderen, um nur etwas zu sehen. Aber bildet Euch nur nicht ein, daß jene Leute deshalb genirt sind; sie sind daran gewöhnt, nur Sonntags ins Theater zu gehen; dies Gedränge, diese Hitze, diese Widerstöße sind für sie zur Sache gehörige Annehmlichkeiten; sie würden sich bei weitem weniger amüsiren, wenn die Zuschauerzahl geringer wäre.

Zu den Logen ist die Zahl der Plätze eben so gewählt, als im Parterre, die Hitze herrschen vor. Ich kann zwar keinen Eid darauf ablegen, daß sie im besten Geschmack und nach der neuesten Mode angefertigt sind, aber ich kann dagegen versichern, daß man dort sehr viele Ehrfeigen, goldene Ketten und Ohrgehänge trägt, die man, um ihrer Größe willen, schon von weitem schimmern sieht.

Hier ist der Platz der Kaufleute; Ihr findet hier eine ungemein große Menge ihrer Gesichter wieder, die Ihr im Laufe der Woche in den Krambuden gesehen habt; ganze Familienballungen, ganze Familien, ja ganze Zünfte sitzen hier bei einander. Insofern vertreten sich auch einige Liebesparare in die Logen, man sieht das an den zärtlichen Blicken, die sie sich bei sentimentalen Scenen mit einander werfelten, und erräth es an den Anstrengungen des Heren, wenn er seiner Dame eine Apfelsine bietet.

Im Orchester, auf den Gallerieen, in den Logen, überall daselbe Ueberfülle, aber auch überall dieselbe Aufmerksamkeit, dieselbe Theilnahme für das, was auf der Szene vorgeht. Das Sonntags-Publikum unterhält sich im Theater weit besser, als das Publikum der Wochentage, a. B. Ihr werdet Ihn auch der dritten Gallerie hinaufsteigt, nicht fort letzten Reihen, die man gemeinhin „le poulailler" ") zu nennen pflegt, werdet Ihr über die halbbrechenden Stellungen jener Menschen erschrecken, die, um besser sehen zu können, mit dem Oberleib über die Brüstungen hinaushängen. In diesen Räumen herrschen sehr zwanglose Sitten und Gebräuche; Weiberei, denen es zu heiß geworden ist, haben ein Gefühl über Bord geworfen und der äußeren abgelegt und die unmittelbehelichten Theile derselben andehalten. Mitten unter diesen Blousen, diesen Jacken, diesen Mützen von allen Farben sieht Ihr einige Kämmegen Wirschen in Hemdsärmeln, die bis an den Ellbogen aufgekrämpt sind, er zeigt seinen Nachbarn ein Paar muskulöse Arme, und ihr Eigenthümer scheint zu sagen, daß er nicht ungern in einem Faustkampfe sowohl durch Gebrauch machte. Auf dem Boulevard ist man nicht im Stande, eine Bewunderlichkeit gehörig zu würdigen, man sieht die Jacke aus und die Weste ebenein; das Halstuch ist ein blee nie gekannter Luxus.

Von diesem Platze flattern auch in den Zwischenakten kleinzerrissene Stücke Papier in die Logen und das Parterre hinab. Auf solche Weise den Schauspiel nachzuahmen, das für diese Szene Publikum einen ausserordentlichen Reiz, und die Zuschauer der übrigen Plätze empfangen die Gaben von oben mit einer rührenden Leutseligkeit, mehr als zufrieden, wenn die guten Leute dort oben sich darauf beschränken, nur Papier-

*) Eine für den Ausdruck Paradies einigermaßen Verkehrung. Paradies war ein ungefähr dem Range einer kleinen Ort, dessen Sitten und Gebräuche nichts weniger als engelrein sind.

schnitzel hinabwerfen, und nicht mit Nußschalen und Pflaumensteinen werfen, wie dies oben die Lakaiezeit mit sich bringt.

Wir wissen es schon, daß die Sitten und Gebräuche der Besucher des vornehmen Balles nicht die zartesten und feinsten sind; diese Herren von der Blouse, diese Ritter in Hemdsärmeln sehen mit einem gewissen Neid auf diejenigen Personen, die etwas sorgfältigere Toilette gemacht haben, um in's Theater gehen zu können. Sobald sie eine Dame sehen, deren Fuß durch einige Eleganz ausgezeichnet, oder einen jungen Mann, dessen Anzug gewählt ist, — verhüte Gott, daß er gar heute sorgfige Handschuhe trage! — werden auch diese Leute zum Theil ihren Angriffe wählen, übergläubischerweise, wenn sie einen neuen Kleider oder dem modischen Hut einige Flecken beibringen können. — Ich habe selbst einen jungen Mann in der Nähe des Orchesters stehen sehen, dem man einen Apfel an den Kopf warf; die Frucht ward mit solcher Vehemenz herabgeschleudert, daß er eine Beule davontrug. Und was hatte dieser junge Mann verbrochen? Er hatte nämlich zur Bezeichnung seiner Gedanken gewisse Gesichtsmuskeln verzogen. Ach, meine Herren, Sie werden bei der Ausdehnung Ihrer Vergnügungen sehr ungerecht! Merken Sie auf! In fast allen Dramen, die hier gegeben werden, räumt man Ihre Tugend, Ihre guten Eigenschaften, Ihre Gerechtigkeitsliebe, Ihr geistvolles Herz .... und doch können Sie sich darin gefallen, wahrend der Zwischenakte solche Bombardements anzustellen! Man kann mir vielleicht einwerfen, daß Klassiker angestellt sind, die Exzesse verhüten sollen, aber in diesem Falle versehen jene Herren ihr Amt sehr schlecht.

Eines der größten Vergnügungen dieses Sonntags-Publikums ist, wenn zufällig aus einer der oberen Gallerieen eine Nüsse in das Parterre hinabfällt. Man wirft sie sich zu, und sämmtliche Zuschauer rufen wenn Theil am allgemeinen Spiele nimmt, einen Zeitvertreib gleich, von einer Hand in die andere, von einem Winkel in den anderen, und wenn sie glücklich wieder an den Ort gelangt, von dem sie herabgekommen ist, erhebt sich ein wieherndes Gelächter, daß die Wände des Saales erdröhnen. Der eigentliche Besitzer dieses Kopfschmucks kann sich verschiert halten, daß er sein Eigenthum erst in dem Augenblick, wo der Vorhang sich hebt, wieder vorfindet.

Sehr spaßhaft sind die Bemerkungen, die über das Stück gemacht werden, namentlich aber über die Schauspieler, die von der Hartherzigen Klasse vorzugsweise getheilt, zu verehrt werden. Schreibt Euch hinter jenen Herrn, der mit aufgerissenen Mundes, steifen Augen und auf den Arm gestützt nach der Bühne sieht; er sitzt nahe bei einer Dame von ungefähr funfzig Jahren, die ihre Augen auf die Geschmack gerichtet hat; Beide haben dem Stücke die ungetheilteste Aufmerksamkeit zugewendet.

Sieh einmal, was jener Spitzbube für ein schönes Kostüm anhat! .... Es ist durchweg hysterisch gestickt, mein Kind! .... Ach! ich mag jenen Wüterich, der die Frau des guten Herrn Grenadon verführen will, nicht mehr ansehen, er sieht ihr gräßlich zu. .... Nichtsdestoweniger bleibt er ein hübsches Kostüm, ... Armer Mann! Armer Mann, mein Schatz, es sind doch Puritaner! .... Ja, unbegreiflich! Du kannst es ja auch am Kostüm sehen, Alles hysterisch. .... Armer Puritaner! Sage mir doch, mein Schatz, was sind denn das für Menschen, Puritaner? .... Wie? Was? Ei, zum Teufel! Du hast nicht auf das Stück Acht gegeben, wenn Du das nicht weißt; diese Puritaner sind Leute, hysterische, heißt das; es sind Alle hysterisch hier, Frau Grenadon ist in England. Sieh nur die kurz abgeschnittenen Haare, so trug sich die Nationalgarde zu jener Zeit. Alles hysterisch. Verstich! .... Ach, mein Schatz, Du wirst nicht, jener Herr, der den Bart spielt, ist unstich in meiner Nähe gekommen und hat eine Blendlaterne getankt. .... Da hörest Du mich doch rufen sollen. .... Du warst ausgegangen. .... Und Du hast mir nicht einmal etwas davon gesagt? .... Laß doch nur, ich bin außer mir, daß sich einem Puritaner eine Blendlaterne verkauft hat. .... Du hast ihm doch wohl die Beste gegeben, die wir hatten? .... Ganz gewiß. .... Hast Du ihm gesagt, daß Du ihm wiedererkommst? .... Nein, aber ich lächelte, als ich mit ihm sprach. .... Ach, wie thut es mir leid, daß ich nicht zu Hause war. Wie ging er gekleidet? .... Er hatte einen schwarzen Ueberrock an, fast wie der Deinige. .... Was Du sagst! Sehe ich ihm Aehnlich, wenn ich meinen braunen Ueberrock trage? .... O ja, wenn Du nicht so eitel wärest. .... Ja, Du hast Recht, ich bin etwas eitel. Aber sep still! Sie sangen wieder an; horch! Das ist wieder ganz hysterisch.

Etwas weiter hin flüstern zwei Geistern mit einander: Der, welcher den König spielt, hat seine kleinen Mängel begangen. .... Warum nicht gar!.... Ich habe ihn recht gut wieder erkannt. .... Wir sind er außer dem Theater aus? .... Recht hübsch. Er hat mich im Vorbeigehen angesehen. .... Ich für mein Theil werde oberster Tages auf einen Ball gehen, wo sehr viele Schauspieler hinkommen. .... Ach, wie vergnügt wirst Du sein! Kannst Du mich nicht mitnehmen?

Im zweiten Range sind zwei verschmitzt zwei alte Weiber, mit großen Mützen auf dem Kopf, die sich über Bemerkungen ziemlich laut und ungezwungen mittheilen. Es ist ein einziges Stück, eine höchst vortreffliche Arbeit! — Ach, mein Gott, der zweite Akt hat mir das Herz in der Brust zusammengeschnürt. — Stoßen Sie mich nicht so sehr, Mamsell! .... Ich bitte Niemanden, vielmehr werde ich tüchtig gestoßen. .... Bleiben Sie gefälligst auf ihrem Platz, und weinen Sie mich nicht so naß. Wenn man sentimentale Stücke sehen will, muß man sich ein Schnupftuch mitbringen. .... Ich brauche niemals ein Schnupftuch. .... Meinen Sie nicht auch, daß der junge Prinz über die boshaften Streiche seines Vaterbruders, der ihn noch obendrein anzuklagen wagt, triumphiren wird? .... Man muß es abwarten; mir ist es einerlei. Alle diese Stücke machen keinen solchen Eindruck auf mich, als das Melodram „Coselina", das ich im andern Amliego gesehen habe. Ach, meine Liebe, wie interessant war das. Ein Stummer, bei dessen Anblick man Gänsehaut bekam, und ein Wüterich, schrecklicher und entsetzlicher, als alle die Wüteriche, die sich nur jemals auf den Brettern umhergetrieben, zusammengenommen. Trauerlin hieß das Ungeheuer, wie habe ich vor ihm gezittert! Seit der Zeit nenne ich alle Leute, die sich nicht ausstehen kann, Trauerlin. Wie viele Akte sind denn noch? Wissen Sie es? .... Noch drei Akte. .... Das wird wieder die Plätterinnen spielen. .... Haben Sie denn schon einmal den Herrn Tanzin spielen sehen? .... Ganz gewiß. .... Das ist ein süßer Mann! Wissen Sie noch, was er für einen Effekt macht, wenn er als Zivilist seinen Soldaten zurückt: „Kinder", ruft er, „seht ihr diesen Bonbenbusch? Nun denn! Er wird euch zum Führer auf der Bahn des Ruhmes dienen." So etwas, begleichen sagte er, und alle Damen erheben sich, um ihm zu applaudiren. .... Aber, Mamsell, sich sage Ihnen nochmals, bleiben Sie ruhig auf Ihrem Platze, oder ich rufe nach einem Munizipal-Gardisten.

Ich habe Euch das Sonntags-Publikum gezeigt, wie es ist, mit seinem Lärm, seinen Zänkereien, seinen Repets- und Nußschalen und seinen übrigen unangenehmen Eigenschaften; nun muß ich aber, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auch sagen, daß dies Publikum sonst wohl einen Schauspieler, als die Stücke, die diese ihm bieten, wohl zu beurtheilen versteht. Dieser Witz des Volkes, die aufmerksam prüft, ohne ein Wort zu verlieren, ist sich ganz dem identifizirt, was auf der Bühne vorgeht, ist sehr Kenteriee fremd; sie giebt sich ganz den Eindruck des Augenblicks hin und läßt dem Guten, was ihr gebeten wird, die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Verstehe dieser bunte Haufe auch nicht alle Einzelheiten und Feinheiten eines Stückes, so ergänzt er bei allen Momenten, die sein Herz ergreifen, vor Jubel außer sich; wenn ihm dagegen eine langweilige Intrigue, ein loser Dialog und verschwommener Charakter geboten werden, so entfernt er sichtlich. Auch ertönen die Schauspieler ungern an einem Sonntag in einer neuen Rolle auf, denn um ihn zu gefallen, muß ihre Partie selbst das lebhafteste Interesse einflößen oder sie muß von Talent überschnellen.

Das Sonntags-Publikum ist auch eines Fehlers ein ganz eigener Art, das sich nicht diesseben Gestalten, nicht diesselben Manieren. wie in der Woche; aber es spricht von den Akteuren allen anderen vorgezogen, denn es ist ein dreitheilig zahlendes Publikum.

Bibliographie.

Traité pratique des actes privés et modèles de tous les actes, tant civils que commerciaux. — Von L. Malerevre. 2 Fr.

Encyclopédie du 19me siècle. — Erster Theil. A—Ada. 6½ Fr.

Leçons d'un frère à sa soeur sur l'histoire naturelle, sur la chimie et sur l'astronomie. — 3 Bde. mit Kupfern, à 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Le gamin de Paris. Das Dictionnaire de la conversation sagt in einem seiner neueren Hefte: „Gamin ist nicht sowohl ein Französisches Wort, es ist mehr als Französisch: es ist ein Pariser Wort. Um richtig zu sprechen, muß man gleich immer „le gamin de Paris" sagen. In dieser großen Stadt, wo alle Gestalten des menschlichen Elends sich begegnen, trifft es sich zuweilen, daß ein ehrlicher, aber armer und mutterloser Knabe, der sich von allen verbrauchter Künstler einen Sohn dünterläßt, der seinen Namen trägt, einen armen Jungen, dem man, bei allem seinem Elende, doch seinen ererbten Ursprung ansieht. Vom Kopf bis zur Zehe ein Pariser Kind, ein Abkömmling des Volkes, ein ehrlicher Sprößling dieser großen Stadt, mitten unter Gesindel (canaille) und Dieb geboren, weiß ein gamin de Paris auf die Zeit, wo er Mann sein wird. Der gamin de Paris, der er einen eigenen Stand hat, verschmilzt in seinem Charakterbewohl mit allen Ständen. Er paßt zu Allem, er weiß Alles, er ist Alles. Aber auch in seiner verwegensten Ausgelassenheit, bei seinen unglaublichsten Scheusmenstreichen bleibt der gamin de Paris, ohne es zu wollen, ja vielleicht ohne es zu wissen, ein ehrlicher Kerl. Einen anderen gamin de Paris kennen wir nicht. Er ist der gamin par excellence und kann hierunter gar nicht gut verstanden Jahre, aber nicht länger. Der gamin von achtzehn Jahren ist kein gamin mehr; das ist ein Müßiggänger, ein Faullenzer, ein mauvais sujet, ein Mensch, aus dem nichts Gutes wird und der selber oder später auf den Bänken des Zuchtpolizeigerichts und der Assisen paradirt. Der wahre gamin, mag er nun Joseph oder Napoleon heißen, stiehlt nicht und weiß seine Mütze zu bewahren. Es ist freilich ein rechtes Kerlchen, der Schrecken und die Geißel aller seiner Nachbarn, aber er bleibt bei alledem doch die Freude und ein Liebling des ganzen Stadtviertels. Der gamin de Paris findet sich, eben so wie die wahre grisette, nur in Paris; er ist ein Produkt dieser Stadt, und alle anderen gamins sind schale kühlende Nachahmungen, spitzigen, unmuthvollen, spöttischen, genügsamen und folgsamen gamin de Paris."

— Fleisch-Consumtion in Moskau. Antrassoff, der eine Statistik von Moskau herausgegeben hat, behauptet, daß in dieser Hauptstadt verhältnißmäßig mehr Fleisch konsumirt werde, als in London und Paris. Während in London ein Ochse 2950 Einwohner ernährt, genügt er in Paris für 3532, reicht aber in Moskau nur für 1070 Einwohner hin. Was die Hammel betrifft, so thut es freilich London den beiden anderen Hauptstädten zuvor, denn in London essen immer 314 Einwohner einen Hammel auf, während sowohl in Paris als in Moskau 380 Menschen davon satt werden. Es verstehe sich von selbst, daß hierbei die Durchschnittszahl der täglich geschlachteten Ochsen und Hammel zu Grunde gelegt ist. In Moskau, das im Jahre 1834 315 000 Einwohner zählte, kamen im J. 1832 112,497 Ochsen, so wie 27,447 Hammel und Kälber, zur Schlachtbank.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in die Provinz so wie im Auslande bei den Abholbüch. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Mittwoch den 21. September 1836.

Frankreich.

Die Familie Bonaparte und die Revolution auf Korsika.

Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonapaete's.*)

Als die Revolution im Jahre 1789 die große Aera der politischen Reform eröffnete, trat ich in mein funfzehntes Jahr. Nachdem ich abwechselnd einige Zeit in dem Gymnasium zu Autun und in der Militairschule zu Beienne, zuletzt aber im Seminar zu Aix in der Provence gewesen war, kehrte ich nach Korsika zurück. Meine Mutter, in der Blüthe ihres Lebens zur Wittwe geworden, widmete sich ganz der Sorge für ihre zahlreiche Familie. Joseph, der älteste ihrer Kinder, war im zweiundzwanzigsten Jahre und unterstützte sie mit Eifer und väterlicher Zärtlichkeit in ihren Bemühungen. Napoleon, zwei Jahre jünger als Joseph, war so eben mit unserer Schwester Mariane Elise von Frankreich aus der Königlichen Schule zu St. Cyr zurückgekommen. Ludwig, Hieronymus, Pauline und Karoline waren sämmtlich noch Kinder. Ein Bruder meines Vaters, der Archidiakonus Lucian, war das Haupt unserer Familie geworden und sorgte unabläßig für unser Wohl, obgleich er schon seit geraumer Zeit am Podagra litt und das Bett hüten mußte. Hatte die Vorsehung uns einen grausamen Schlag versetzt, indem sie uns so frühzeitig unseren Vater raubte, so entschädigte sie uns möglichst für diesen Verlust, indem sie uns noch einige Zeit diesen trefflichen Oheim ließ und die beste der Mütter mit einem so festen Geist und einer solchen Seelenstärke begabte, worein sie in der vor uns sich eröffnenden Zukunft hinreichende Beweise zu geben Gelegenheit fand, sowohl in einem Zeitraum des wunderbarsten Glückes, wie in jener langen Verbannung, unter welchen unerbittlichen Einfluß wir noch immer stehen, und deren Ende ihr in ihrer Sterbestunde nicht als Trost vorschien zu sehen vergönnt war. Ein unserer Mutter würdiger Bruder, der Abbé Fesch, schloß den Kreis unserer Familie.

Obgleich wir dem Range nach in jeder Hinsicht einen der ersten Plätze auf der Insel einnahmen, waren unsere Vermögensumstände doch nicht sehr glänzend. Mehrere Reisen meines Vaters nach Frankreich, wohin derselbe als Abgeordneter des Adels an Ludwig XVI. gesandt wurde, und die Kosten unserer Erziehung, die angemessen der Bestimmung, die er von der Regierung bezog, seine Mittel überstiegen, hatten unser Vermögen sehr geschmälert.

* * *

Das Dorf Ajaccio liegt im Gebirge und besteht nur aus Häusern und einigen kleinen Häusern. Paoli wohnte in einem Kloster, wo er mit aller Einfachheit lebte. Er hatte täglich mehrere Gäste an seiner Tafel, aber mit ganz Kost versehenen Tafel. Auch wartete alle Tage eine große Menge von Gebirgsbewohnern auf den Augenblick, wo er ausging, um ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen; sie umringten ihn dann mit väterlicher Anhänglichkeit und Ehrfurcht. Er redete zu Allen wie ein guter Vater; was jeder aber anfangs sehr überraschte, war sein großes Geschwätz, denn er wußte Familienlokalitäten mit Namen zu nennen, die er vielleicht über ein Viertelsjahrhundert nicht gesehen hatte. Dieses Wunderthunmachen, diese Erinnerung brachten eine magische Wirkung bei unseren Insulanern hervor. Der schöne Kopf des edlen Greises, geschmückt von seinem langen grauen Haar, seine majestätische Gestalt, sein milder, aber durchdringender Blick, seine klare, wohllautende Stimme, dies Alles trug dazu bei, über das, was er sagte, einen unbeschreiblichen Zauber zu verbreiten. Die Mäßerei und die Poesie hätten sich, scheint mir, zur Darstellung eines patriarchalischen Gesetzgebers in der Mitte seines zahlreichen Stammes kein herrlicheres Muster wählen können, als dieß edlen Züge, die ich mehrere Monate lang in Kostino zu schauen das Glück hatte.

Ungeachtet meiner Abneigung gegen Verstellerei fing ich aber doch eines Tages an, über das wunderbare Gebächtniß Paoli's nachzudenken und mich zu fragen, wie die Sache möglich sey. Da sich derselbe Ausruf mehrere Male bei jedem Ausgange wiederholte, und fast immer in derselben Weise, so stößte er mir endlich Zweifel ein. Ich nahm übrigens so viel als möglich für meinen Helden Partei, begann aber, Alles, was dieses tägliches Spaziergängen vorausging, zu beobachten. Da merkte ich denn, daß sich stets ein Mönch in Paoli's Kabinet begab, der dieser anging; ich folgte demselben im Stillen und sah ihn mehrere Tage hinter einander in die Mitte des Haufens treten und mit den Häuptern der Leute sprechen, die auf eine Audienz harrten. Nun war ich der Entdeckung auf der Spur; es schien mir klar, daß der Mönch, der immer den Vorläufer machte, mit seinen vertraulichen Berichten dem Gedächtniß seines Patrons zu Hülfe kam. Ich muß bekennen, diese Entdeckung war mir verdrießlich, denn obgleich ich sah, wie überaus glücklich dieser väterliche Freund so viele gute alte Leute machte, so verletzte doch der bloße Schatten eines Betrugs meine jugendliche Phantasie und fühlte meinen Enthusiasmus ein wenig ab.

* * *

Kaum waren wir abgereist, so brach der Insurrectionsgeist aus und kannte nun keine Gränzen mehr. „Es lebe Paoli! Lange lebe Paoli! Paoli soll uns regieren! Wir wollen nur, was er verordnet! Tod seinen Feinden!“ Das war das Geschrei, welches bei der großen Mehrzahl unaufhörlich ertönte. Das Horn der Insulaner erscholl in jedem Thal, und sein drohender Ton bot selbst den Wällen Ajaccio's Trotz. Meine Mutter hatte damals nur ihre beiden jüngsten Söhne, drei Töchter und ihren Bruder, den Kardinal Fesch, um sich. Aber es war nicht das erste Mal, daß sie zugleich Vater- und Mutter-Stelle für ihre Familie vertreten hatte, und sie zeigte wiederum den festen und muthigen Geist, der sie in ihrer Jugend, während der Unabhängigkeitskriege, auszeichnete. Sie sorgte für Alles wie ein erfahrener Hauptling; sie fertigte eine Menge von Botschaften zu Lande und zur See an Joseph und Napoleon ab, machte kund, daß sie bald im Hafen anlangen würden, und brachte es dahin, die Anhänger Paoli's in der Stadt zu unruhestiften, über dieser große Aufsicht hatte die Kunst noch nicht vergessen, seine Zeit aufs beste zu benutzen. Um uns wiederzugewinnen oder im Zaum zu halten, beschloß er, sich der kostbarsten Geiseln zu bemächtigen, und während meine Mutter auf die Französische Flotte wartete, war sie nahe daran, erbitterten Feinden in die Hände zu fallen.

Plötzlich mitten in der Nacht erweckt, sah sie ihr Zimmer mit bewaffneten Gebirgsbewohnern gefüllt. Anfangs glaubte sie, ihre Feinde hätten sie überfallen, als sie aber bei dem Schein eines Feuerbrandes das Antlitz des Häuptlings erblickte, sagte sie wieder Muth; es war Costa von Bastelica, der ergebenste unserer Anhänger. „Schnell, eilen Sie, Signora Letitia“, sagte er, „Paoli's Leute sind uns auf den Fersen; Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; ich bin hier mit all meinen Leuten. Wir wollen Sie retten oder mit Ihnen umkommen!“

Bastelica ist eines der volkreichsten Dörfer der Insel Korsika; es liegt am Fuß des Monte d'Oro mitten in einem Nußwalde, der schon manches Jahrhundert gesehen hat; die Einwohner sind wegen ihres verwegenen Muthes und wegen der unbegränzten Treue in ihrer Anhänglichkeit berühmt. Einer dieser unerschrockenen Männer war, indem er über die Gebirgsketten stieg, welche die Insel in zwei Theile scheidet, einem zahlreichen Trupp begegnet, der nach Ajaccio hinunterging. Er erfuhr, daß dieser Haufen bei Nacht von der Paolischen Partei in die Stadt eingelassen worden und unsere Familie gefangen nach Kostino führen sollte. Ja, er hatte sogar verschiedene hören, daß sie sich Karl's sämmtlicher Kinder lebend oder todt bemächtigen sollten. Wie ein Pfeil in sein Dorf zurückkehrend und zum Aufsitzen unserer Partei sagen, daß er schleunigst Alles, was mit ein Gewehr oder einem Dolch tragen könne, bewaffnen und in größter Eil durch den Wald von Bastelica abschicken solle, wie die Sache eines Augenblicks. Nach einem mehrstündigen Eilmarsch gelangten unsere braven Freunde, ungefähr dreihundert an der Zahl, bei Nacht in die Stadt, indem sie unseren Feinden nur um ein paar Meilen zuvorgekommen waren.

Meine Mutter und ihre Kinder spazirten rasch auf; sie hatten nur Zeit, ihre Kleider mitzunehmen, und so verließen sie, von der Kolonne in die Mitte genommen, in aller Stille die Stadt, während die Einwohner noch in tiefem Schlafe lagen. Man zog in die innersten Schluchten des Gebirges, und bei Tagesanbruch machte man in einem Walde Halt, wo man einen Theil der Kiste überholen konnte. Mehrere Male hörten die Flüchtigen von ihrer Lagerstätte aus die feindlichen Trupps durch benachbarten Thäler streifen, doch die Vorsehung nahm sie unter ihren Schutz und bedürfte sie vor einem Zusammentreffen, das ihnen sicheres Verderben gebracht haben würde. An demselben Tage noch sahen unsere Freunde plötzlich dicke Feuersäulen aus der Mitte der Stadt emporsteigen. „Da geht Ihr Haus in Flammen auf“, sagte Einer aus dem Trupp zu meiner Mutter. „Nun, immerhin“, antwortete sie, „wir wollen uns ein besseres dafür bauen. Es lebe Frankreich!“ Nach einem geschickt geleiteten zweinächtigen Marsch gewahrte man endlich die Segel der Französischen Schiffe. Meine Mutter nahm Abschied von ihren wackeren Beschützern und eilte an Bord der Fregatte der Volksrepräsentanten in ihren ältesten Söhnen.

*) Diese Denkwürdigkeiten sollen nächstens in London erscheinen. Englische Journale und namentlich der Metropolitan theilen bereits die hier benutzten Anzüge mit.

Digitized by Google

So blieb der Wuth unserer Feinde nichts übrig, als sich an den Steinen unseres Hauses auszutoben.

* * *

Ich trat zu St. Maximin gegen Ende Augustis dieses Jahres (1793) ein, gerade in dem Augenblick, wo die Revolutions-Armee des General Carteaux in Marseille anlangte, um den rebellischen Geist zu unterdrücken, der durch das Beispiel von Lyon aufgeregt worden war, und der sich der Macht des Konvents daselbst widersetzte. Einige Tage darauf ergab sich Toulon den vereinigten Flotten Englands und Spaniens, in der Meinung, daß es sich den Bourbonen unterwerfe, deren Regierung allerdings der Schreckensherrschaft vorzuziehen war, so daß man jener Stadt diesen Schritt nicht verdenken konnte; aber der Abschen gegen den Verrath und der Widerwille vor einem fremden Joch steigerte die allgemeine Entrüstung des Volks bis auf den höchsten Grad. Ich sie mein Theil sagen in den Leidenden Toulons diejenigen Engländer, welche Theil hergenommen hatte, nachdem er unsere Insel von Frankreich losgerissen, und um deretwillen wir aus unserer Heimath vertrieben worden waren. Die Tribüne von St. Maximin tönte daher bald von den Reden des jungen Korsikanischen Jünglings wieder, und die Volksgunst erhob mich rasch von dem Lehnstuhl der Gesellschaft zum Vorsitz des Revolutions-Ausschusses. In wenigen Tagen hatte ich eine kleine Diktatur erlangt, und obgleich mir dieser Vorsitz ganz unerwartet kam, so war ich doch nicht wenig stolz darauf.

Um meinen Einfluß zu verstärken, brachte ich alle Abende in dem patriotischen Klub zu, wo die ganze Stadt sich einfand, um mich zu hören. Die wenigen Gebildeten wurden als verdächtige Personen ausgeschlossen; es war also nicht sehr zu verwundern, daß ich gegen alle meine Nebenbuhler auf der Rednerbühne im Vortheil blieb. So stießen alles Applaus über mich zusammen. Die Frauen, reich und arm, kamen regelmäßig in die Sitzungen und beachten ihre Arbeit mit, denn sie arbeiteten alle, um nicht des Aristokratismus beschuldigt zu werden; sie stimmten im Chorus in die Beifallsbezeigungen ein, welche die Männer mir spendeten, und sangen die patriotischen Hymnen mit.

* * *

In wenigen Tagen erfuhren wir, daß die ganze Insel sich empört und daß Paoli in der Verzweiflung seine Zuflucht nach London genommen hatte, wo er die auf seinen letzten Augenblick mit der ihm gebührenden Achtung behandelt wurde. Man wünschte diese Achtung sogar zu vereinigen, indem man ihm ein Denkmal in der Westminster-Abtei errichtete. Auch Napoleon ruht in einem englischen Grabe! Aber, o Himmel, was für ein Grab ist dies! Ich schwe mich nicht, edle Britische Nation, obgleich ich in Deiner Mitte lebe, mit diesen dessertlichen Ausdruck aussahren zu lassen. Ich bin in Deinen Provinzen und in Deinen Palästen, in Deinen Häusen und in Deinen Hütten umhergewandert, und ich habe oft das Bildniß Napoleon's gefunden; der Anblick rührte mich immer, und wohl hundertmal rief ich, wenn ich es sah: „Das ist doch ein Zeugniß, daß diese Nation einen Helden zu würdigen und ihm Genugthuung zu geben weiß."

Bibliographie.

L'éducation maternelle. — 4 Fr.

Iconographie et biographie des Français illustres. — Zu 30 Heften, ein jedes mit 4 Portraits, à 1½ Fr.

Du théorème de Mr. Sturm et de ses applications numériques. — Von C. Hirsch.

Clinique homoeopathique, ou recueil de toutes les observations pratiques. — Vom Doktor Bramsais. Erste Lieferung. (Es erscheinen monatlich sechs Lieferungen, die einen Band bilden und zusammen 9 Fr. kosten.)

Histoire naturelle des poissons. — Von Cuvier und Valenciennes, Elfter Band. In 8. mit Kupfern 13½ Fr., kolorirt 23½ Fr.; in 4. mit schwarzen Kupfern 18 Fr., kolorirt 28 Fr.

England.

Zur Geschichte des Ballets.

(Fortsetzung.)

Die Tänzer waren zu dieser Zeit zahlreicher, als die Tänzerinnen. Einer von ihnen, Namens Dupee, hatte den Beinamen „des Großen" erhalten, ein Epithet, das er sich freilich mehr durch seine Figur als durch seine Talente erworben hatte; er war, wie die besten Autoritäten bezeugen, vollkommen wohlgebildet und brillant in der Ausführung der Tänze; aber es fehlte ihm an Mannigfaltigkeit und an jenem Ausdruck, den nur allein der Geist verleihen kann.

Javilliers, Dumoulin und Lany waren Künstler zweiten Ranges. Der Stil des Einen war steif und trocken; man gab ihm den Beinamen „der Teufel", weil er nur Dämonen und böse Geister vorstellte; der Andere wurde „der Vogel" genannt, weil er sich durch seine Leichtigkeit und Gewandtheit auszeichnete; der Dritte endlich wurde Lehrer und Ballettmeister; aber er trat in die Fußstapfen seiner Vorgänger und suchte nicht etwa durch zweckmäßige Neuerungen den Standpunkt des Ballets zu erhöhen.

Im Jahre 1770 wurden Béton und Trial Direktoren dieses Theaters; sie erkannten sich in hohem Grade der Gunst der Prinzen von Sondsie und Conti, und niemals war ein solches Patronat wichtiger als zu jener Zeit gewesen. Ihr ganzes Streben ging also nur dahin, ihre Gönner zu befriedigen, und es gelang ihnen sehr bald; denn sie kannten den Geschmack der Prinzen und suchten Jugend und Schönheit mit Pracht und verfeinertem Luxus zu vereinigen. Sie wählten anzehn zwanzig Mädchen von 15 bis 16 Jahren, die sich sowohl durch ihre anmuthige Gestalt, wie durch schöne Gesichtszüge auszeichneten. Bald erzellirten diese Tänzerinnen in ihrer Kunst; ob aber ihre Sittlichkeit, ihre Tugend nicht dabei unterging, wer kann das wohl behaupten? Man kann sich nichts Anlockenderes, nichts für die Phantasie Verführerischeres vorstellen, als diese lieblichen Schaar von Nymphen, die sich gegenseitig an Schönheit und Reiz übertreffen. Die Pracht ihres von Gold und Juwelen strahlenden Schmuckes, ihre leichtlichen Gestalten, ihre Grazie und Talente — das Alles brachte ein Ensemble hervor, das dem Auge dienend und der Phantasie gefährlich sevn mußte. Die Kostüm erhöhte noch den Reiz ihrer Persönlichkeit, und Bretzner, durch dessen Feenmärchen Lord Mayor's Augenmerk hatte damals den höchsten Punkt seiner Vollkommenheit erreicht.

So schien nun ein neues Leben für die Bühne begonnen zu haben; denn auch die Dekorationen des corps de ballet wurden verwebet und verbessert, und Alles bekam einen gemessen Anstrich von Größe und Pracht. Bald aber brachte ein Wechsel in der Direktion den Ruin der Oper hervor; sie siel nämlich einem Herrn von Binnet, einem General-Kapitän der Finanzen, in die Hände, der sogleich einen Streit unter den Künstlern anzufachen suchte und sie mit dem strengsten Studium, mit einer Menge Proben und beständigem Wechsel der Stücke plagte. — Als mehrere gute Tänzer ihn verließen, suchte er sie durch eine Truppe Italiänischer Buffo zu ersetzen; aber der Versuch schlug fehl. Kurz und gut, de Binnet mußte, obgleich er durch sinnreiche Ballets, durch Glück's großes musikalisches Talent, Piccini's liebliche Melodieen und den vortrefflichen Sängern und einem ausgezeichneten Orchester unterstützt wurde, sein Scepter niederlegen, und obgleich sie sich im Rückstande seiner Zahlungen, dewilligte man ihm ein Pension, die fast um das Doppelte den Betrag der Summe überstieg, welche man den ausgezeichnetsten Künstlern, die Opernsien hindurch hatte Vorstellungen drodte der Direktion entgegen zu treten, wenn nicht über ehe wir das Ballet dieser Katastrophe erzählen, wollen wir die Künstler, die damals die Oper unterstützten, nennen.

Besteis, der Vater, der von seinen Kameraden so dieu, oder wie mehr, seiner schlechten Aussprache wegen, „lou Dieu de la dance" (der Gott des Tanzes) genannt wurde, hatte von seinem Vergnügen Dupré sowohl die Talente wie den Beinamen geerbt. Er sich einen Meister in Vollkommenheit und Präcision der Ausführung, übertraf ihn aber weit an Mannigfaltigkeit und Geschmack; vorzüglich exzellirte er in dem Pas de deux, dem er Eleganz und Gefühl verlieh. Zu der Zeit, als Noverre zu Stuttgart Balletmeister war, machte Besteis dasige Exkursionen nach dieser Stadt und erlangte dort seit den berühmten Stil der Tänze in seiner großen Vollkommenheit. Er natürlich immer übertroffen wurden. Eine Zeit lang war diese Abwesenheit dem guten Geschmacke sehr nachtheilig, denn die Tänzer, statt seines bildenden Beispiels benutzt, ließen sich zu den lächerlichsten Extremen hinreißen. Da brach die Revolution aus; eine unbezähmte Zügellosigkeit wurde gewählt und der Geschmack den Launen der wildesten Phantasie geopfert.

Besteis, der Vater, Besteis Abwesenheit war Gardel sein Substitut; aber kaum erschien er wieder in Paris, so war auch jener, trog seines Eifers und seiner großen Geschicklichkeit, gänzlich verdunkelt.

Dauberval, Noverre's Schüler, war mit ausgezeichneten Talenten begabt und hatte den heißen Wunsch, Alles können zu lernen, was ihn zur Vollkommenheit in seiner Kunst führen konnte. Eine Anlage zum Staekwerke trug dazu bei, den heroischen Stil zu verfassen; seine verschiedenen Studien hatten ihn jedoch fähig gemacht, zur Composition der Ballete überzugehen, und er vollendete das, was Lany vor ihm in diesem Fache begonnen hatte. Ein von Lany, Gardel und den Damen Allard und Polin ausgeführtes Pas de quatre war wirklich entzückend; mit allem Reize einer feinen und natürlichen Lebendigkeit ausgestattet, ruhte ein bestimmig abwechselnder, aber immer schicklicher Ausdruck auf jeder Bewegung; eine bewundrungswürdige Einheit und seltene Präcision leitete das Ganze. Diese Tänze entzückten das Publikum auch ohne Hülfe der Pirouetten. Die Talente der Mlle. Allard verlangen übrigens noch eine besondere Notiz, denn sie war eine eben so vollendete Tänzerin wie ausgezeichnete Schauspielerin, und fähig, auch ohne den Beistand ihres Lehrers die Tänze zu verfassen, welche sie nie die Bühne, ohne sich des vollkommensten Beifalls zu erfreuen.

Mlle. Guimard war, von ihrem Erscheinen auf den Brettern die in ihrem Abgange vom Theater, der Liebling des Publikums. Die Gezalen hatten alle ihre Gaben über sie ausgeschüttet, eine edle Einfachheit bedrerschte ihr ganzes Wesen, Anmuth und Lebendigkeit ihren Tanz, und ihre Bewegungen trug den Ausdruck des Gefühls. Man erzählt sich mehrere hübsche Anekdoten von dieser Dame und unter anderen auch die folgende: das Zimmer der Guimard war mit Gemälden geziert, unter denen sich ihre eigenes Portrait in der Gestalt der Terpsichore auszeichnete. Ehe der Künstler Zeitgenaat dieses Bild vollendet hatte, gerieth sie in Streit mit ihm, und ein anderer Maler wurde engagirt. Fragenard, der gern wissen wollte, wie sich der Nachfolger vorgezeichnet sey, suchte sich Zutritt zu dem Zimmer zu verschaffen; es gelang ihm, und als er dort zufällig Pallette, Farben und Pinsel fand, verwandelte er durch 3 oder 4 kühne Striche das liebliche Lächeln der Terpsichore's Lippen in ein wüthendes Grinsen des Zorens und der Leidenschaft, dann entfloh er eilig. Bald darauf trat die Dame, die gleiten von einer Schaar von Freunden, die über die Aehnlichkeit des Bildes und die Verdienst des neuen Malers entschieden sollten, in das Zimmer. Kaum bemerkt die Guimard die Veränderung, als sie in solchen Zorn gerieth, daß die unglückliche Aehnlichkeit des Porträts jetzt erst recht hervortrat.

Das Debut der Mlle. Lany nach ihrer Rückkehr von Berlin war ein Triumph. Jede ihrer Bewegungen war Ausdruck und elegant, die Ausführung ihrer Tänze edel, erhaben und fest; aber sie hatte durch seitere strenge Behandlung während ihrer Erziehungsjahre eine gewisse Schüchternheit sich bewahrt, die sie niemals überwinden konnte und die selbst ihre gelungensten Ausführungen alles Anderen verdunkelte.

Digitized by Google

Bald entzückte Dlle. Heinel die Hauptstadt und den Hof durch ihre seltenen Vollkommenheiten. Sie war die Schülerin Lepy's und kam aus Stuttgart und Wien, wo sie sich in verschiedenen Charakteren heroischer Ballets ausgezeichnet hatte, nach Frankreich. Die Reize ihrer Gestalt, die Ueppigkeit ihrer Formen, die ein vollkommenes Bild zu Themsen's Worten: „Parmenside durch die schönste Hand der Natur angeschwellt", gaben, und die Majestät in ihren Bewegungen machten sie zu dem trefflichsten Modell für das ernste Ballet. Wie hoch diese Künstlerin geschätzt wurde, geht aus der Art hervor, in welcher unser Lobdaser, schon so oft genannter Erzähler von der Wichtigkeit eines Besuches, den sie in der Hauptstadt Englands machte, spricht. „Wie sind", sagt er, „durch die Abwesenheit der Dlle. Heinel (die unsere jungen Fashionables Dlle. Ensel nennen) des wissenswürdigen Gegenstandes gegen die Langeweile beraubt. Das gesammte Publikum hat in neun vor 2 Monaten aufgeführten Ballets für die ganze Saison bei der Oper in England vorgesorgt. Glücklicherweise hat sie sich dort keines außerordentlichen Erfolges erfreut; sie lieben ihren Stil nicht — sie finden ihre Beine zu dünn, ihre Füße zu lang, ihre Augen Chinesisch. — Was soll man zu solcher Kritik sagen? Bei meiner Treu, die Engländer werden leicht einer Sache überdrüssig. Sie haben weniger nichts zu thun, als sie uns deutlich zuzuschicken, und wir werden sie mit Freuden, trotz aller ihrer Mängel, wieder nehmen. Wahrhaftig, die Heinel ist der Stolz Deutschlands, ihres Vaterlandes, die Freude Frankreichs, das ihre Talente genießt, und die erste Tänzerin Europas. Wenn ich weniger durch meine Pflicht gebunden wäre, würde ich nie einen Abend, wo sie in der Oper oder im Ballet mitwirkt, verlassen, sey es auch nur, um bei ihren Rivalinnen und Abgeber gegenwärtig zu seyn. Die Grazie und Majestät ihres Benehmens entzücken mich."

Zu dieser Zeit kam Le Picq von Neapel nach Paris, um Noverre zu besuchen. Seine edle Gestalt, die bezaubernde Harmonie in allen seinen Bewegungen, seine unbeschreibliche Gewandtheit und Leichtigkeit machten ihn bald zum Liebling des Hofes und des Publikums. Es war gerade zu der Zeit, als das neue dramatische Ballet „Les caprices de Galathée", bei der Gelegenheit eines Festes, welches Monsieur der Königin in Brunoy gab, komponirt wurde. Die Damen Guimard und Allard, die Herren Le Picq und Dauberval trugen mit ihren Talenten nicht wenig zu dem glänzenden Erfolge dieses Stückes bei. Le Picq wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; man nannte ihn den Apollo des Tanzes; aber die Kabalen Noverre's wurden rasend, und Frankreich zu verlassen. Er ging erst nach Neapel, dann nach London, wo er sehr viel Aufsehen erregte; bald verließ er aber auch England und trat in Russische Dienste; auch hier erwarben ihm bald seine Talente die Achtung des Hofes und des Adels. Vivien und Mlle. Coulon traten mit Le Picq zu gleicher Zeit auf, Beide erfreuten sich zwar der Gunst des Publikums; aber ihre Talente übergingen nicht, noch sie ihre Kräfte, statt sie auf ein Fach zu konzentriren, auf zu mannigfaltige Art anwenden wollten. Der Letzte auf unserer Liste, die wir zu dem Tanze kommen, der als: „le plus élonnant de l'Europe" (der Merkwürdigste Europa's) bezeichnet wird, ist der jüngere Gardel. Die Natur schien ihn dazu geschaffen zu haben, den ältern Bestris zu ersetzen; aber er hatte kaum die Talente seines Bruders erreicht, als eine ernsthafte Krankheit ihn zwang, die Bühne zu verlassen und die Compositionen der Ballets aufzugeben. Seine ausgezeichneten Anlagen für beide Fächer sind jedoch unbezweifelt.

Mit dem Auftreten des jungen Bestris dragnu eine Epoche, in der die Kunst vielleicht den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Im Jahre 1772 erschien Bestris so jung (auch Versais Allard genannt, weil er der Sohn der Tänzerin Allard war) zum ersten Male auf der Bühne, und die Art seiner Einführung stimmte vollkommen mit der Eigenliebe und Pomphaftigkeit überein, die sein Vater, sou Dieu, in allen Dingen an den Tag legte. Er führte den Knaben vor, und nach einer kurzen Anrede an das Publikum wandte er sich an den jungen Kandidaten des öffentlichen Beifalls und sprach stolze Worte: „Allez, mon fils, — montrez votre talent! Votre père vous regarde!" (Geh, mein Sohn, zeige Dein Talent, Dein Vater sieht auf Dich.) Der bekannte Grimm, der große Gevatter seiner Zeit, spricht auf folgende Art von diesem Vorfall, der natürlich den Hof eben so sehr wie das Publikum interessirte: — „Wir waren Zeugen eines sonderbaren Phänomens bei der Oper; der große Beifall ist durch einen Knaben von 12½ Jahr erregt worden; der Knabe hat mit derselben Präcision, demselben à plomb, ja-fast mit derselben Kraft wie dieser große Mann getanzt, und doch fühlt sich dieser keineswegs gekränkt, von einem Kinde fast verdunkelt zu werden; dieses Kind ist aber nicht nur sein Schüler, es ist auch sein Sohn und der Sohn der berühmten Allard." Und nun Grimm fort, auf ziemlich frivole Weise von der Vereinigung dieser beiden seltenen Talente in dem Knaben zu sprechen.

Als der junge Bestris seine Carrière begonnen hatte, erschien auch das Ballet „Les caprices de Galathée" wieder auf der Bühne, und er übernahm darin die Rolle, in der einige Jahre früher Le Picq excellirt hatte. So glänzend und bewundernswerth auch das Talent des Sohnes von „sou Dieu de la danse" war, so kann man doch leicht voraussehen, daß er in seinem Alter noch nicht diesen hohen Grad von Anmuth, Gefühl und Ausdruck erreicht haben konnte, den Le Picq mit so vieler Eleganz und Lebendigkeit entfaltete und den sou Dieu selbst nicht erreichte. Oft wenn dieser von den Anlagen seines Sohnes sprach, so rief er, seine Hand auf's Herz legend, aus: „Was diesen Punkt hier betrifft, so bleibt mir nichts zu wünschen übrig; etwas Anderes ist es freilich mit der Haltung seines Kopfes und seiner Schultern, da kann er noch manche Jahre arbeiten, ehe er es zur Vollkommenheit bringt. Ich selbst brauchte ein ganzes Jahr, ehe ich meinen Armen die gehörige Rundung gab; ich gebe ihm sechs, die Monsieur tanzen zu lernen, und das ist nicht zu viel. O, wenn ich jetzt mit meinem Kopfe das, was ich zu meinem Kopfe habe, ausführen könnte, dann sollte man sehen; aber das Alter kommt den Flug des Genies; und doch, wer weiß, ob der Junge es jemals so weit bringt, wie ich; wenn er aber so fortfährt", sagte sou Dieu mit seinem gewöhnlichen Selbstgefühl hinzu, „so habe ich ihm ein kostbares Nenjahrsgeschenk aufbewahrt; — die Eitelkeit, meinen Namen zu führen."

Trotz des eminenten Talents dieser Koryphäen ward der Standpunkt des Ballets zu dieser Zeit nicht gehoben; denn alle Tänzer strebten nun mit wahrer Leidenschaftlichkeit, sich die Manieren des Bestris anzueignen. Sie wurden unvollkommene Kopisten, ihren ihrem Meister nach, und weil es unmöglich ist, die Eigenthümlichkeiten eines Künstlers in sich aufzunehmen, faßten sie nur die rohen und groben Umrisse derselben auf. Sie bemerkten nicht, daß das Unnachahmliche nicht nachgeahmt werden könne; denn wenn ihnen das gelingen sollte, so würden sie desselben Anlagen, dessen Geschmack, dieselben physischen Kräfte besitzen, sie hätten aus einer Form mit ihm gegossen seyn müssen. Da ihnen alle diese Gaben fehlten, so arbeiteten sie umsonst. Die Frauen liefen sich in denselben Extremen hinreißen, und so wurde der Opernsaal bald unerträglich und von der wonnevollen Einfachheit. Durch diese unglückliche Nachahmungssucht ist auch die Pirouette, die vorzüglich von dem ältern Bestris mit ungemein vieler Leichtigkeit und Grazie ausgeführt wurde, die Lieblings-Bildungsstufe der meisten Tänzer und so, wie Noverre sagt, das tägliche Brod des Publikums geworden. Und während nun Noverre seinen gerechten Unwillen gegen diese Erfindung freien Lauf läßt, während er erklärt, daß des Bestris schnelles, alle Berechnung vereitelndes Herumdrehen den Zuschauern Schwindel erregen müsse, während er den rauschenden Applaus tadelt, den das Publikum, trotz dieser Mängel, dem Tänzer zolle, — läßt er doch seiner Geschicklichkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Seine großen Talente, sagt der Verfasser, seine Erfahrung, der Reichthum seiner Hülfsquellen geben uns die Hoffnung, daß er in diesem Augenblick mit dem Versuch, einen neuen Stil zu schaffen, beschäftigt ist, daß er bald in seiner eigenen Person ein vollkommenes Modell zu seinen Figuren, Gruppen und alle Gegenstände wieder zurückkehren wird, die durch Steifheit und lächerliche Plumpheit verschwacht worden sind. Das ist der Wunsch der Kenner, seiner Freunde und aller derer, die sich für seinen Ruhm und den der Kunst, deren glänzendste Zierde er ist, interessiren. Als Noverre das schrieb, war Bestris seinem Zenithe nahe.

Im Jahre 1779 wurden die Streitigkeiten so heftig, daß sie am Hofe Aufsehen erregten. Als Bestris einst dem Herrn de Vismes eine impertinente Antwort gegeben hatte, sagte ihm dieser, ob er wisse, mit wem er spräche. „Mit wem ich spreche?" erwiderte der Tänzer, „mit dem Pächter meiner Talente." Diese Dispute nahmen bald eine solche Gestalt an, daß dem jüngern Bestris die Wahl zwischen seiner schimpflichen Entfernung oder Verbannung gelassen wurde. Nichts konnte rührender, nichts pathetischer seyn, als diese Trennung des Vaters von seinem Kinde. „Geh, mein Sohn", rief sou Dieu aus, „das ist der schönste Tag Deines Lebens; nimm meinen Segen, reise ab und verlange die Kinmer meines Freundes, des Königs von Polen!" Als will alle Kosten tragen." Dauberval wurde ebenfalls bestraft, diesen Strafen folgten Entweichungen, Entschlüsse, Gelandschaften nach Versailles, die endlich die Tänzer dem Könige die Wahl zwischen ihrem Abgange und der Demission des Direktors ließen. — Ein schwieriger Fall! Aber der König sagte, daß er all' diese Impertinenzen lächerlich wäre, und daß ihre Kunstkäuflichkeit ihnen sein höchstes Mißfallen zuziehen müsse; so kehrten sie zu ihrer Pflicht zurück. Wir kennen nicht alle Artikel des Friedensvertrages, der endlich diesen verdrießen Streitigkeiten ein Ende machte", sagt Grimm; „aber wir wissen, daß die Vermittelung eines Französischen Marschalls, der sich schon durch seine Geschicklichkeit bei den Verhandlungen mit Spanien ausgezeichnet hatte, dazu beitrug, die beiden streitenden Parteien zu vereinigen, den öffentliche Interesse und den Vortheil der Administration mit persönlichkeiten und doch dabei die unbescheidlich zarten und stolzen Gemüther der Tänzer zu berubigen. Mag seine Mühe durch eine lange Dauer des so glücklich zu Stande gebrachten Friedens belohnt werden!"

(Schluß folgt.)

Afrika.

Marokko und die Marokkaner.

I. Meine Ankunft in Tanger.

Auf einer im vorigen Jahre unternommenen Zuflucht von Cadir nach Gibraltar kam ich durch Tarifa, eine kleine mehr Arabische als Spanische Stadt, die durch ihre Räuber sowohl, welche wahrhaftig Beduinen sind, als durch ihre schönen Frauen mit blauen Augen und blonden Haaren berühmt ist. Im Mittelpunkte der Meerenge gelegen, ist sie von beiden Meeren gleich weit entfernt und nur durch wenige Meilen von Afrika getrennt. Es ist die südlichste Stadt des Europäischen Kontinents. Zum Theil aus Sand und zum Theil aus Felsen bestehend, bildet sie ein kahles Vorgebirge, dessen Spitze durch eine Brücke mit einer kreisförmigen Insel verbunden ist; auf dieser Insel steht man das Schloß, das durch seine Lage einige Aehnlichkeit mit dem Eis-Schloß zu Neapel hat. Als Vorposten von Europa dient die vormals befestigte Stadt Tarifa gleichfam zum Schildwache, um die Europäische Civilisation gegen die Invasionen der Afrikanischen Barbaren zu bewachen; ihr Name rejuvert an Guzman den Gütigen, an den Infanten Dionys de Spanier, der von der Höhe der Wälle herab seinen eigenen Sohn vor seinen Augen umbringen sah und ihn unter der Bedingung, den Platz in die Hand des Feindes zu übergeben, nicht retten wollte. Derselbe Namen verdienen wohl, in dem goldenen Buche der Geschichte zu glänzen.

An einem schönen frischen Maimorgen ging ich hier auf dem Hafendamm spazieren; die Sonne erleuchtete den Ocean und überzog das

nachtvolle Amphitheater der Afrikanischen Gebirge mit einem dunklen Violet. Am Fuße deſſelben erglänzte die Stadt Tanger als ein heller weißer Punkt. Trotz unſeres langen Patrotismus iſt es uns Europäern doch nicht möglich, in einem andern Weltheile anzulangen, ohne tief erſchüttert zu werden; wenigſtens empfand ich dies für mine Perſon, als ich dem Her..ostreten aus einem Wälzchen plötzlich die Afrikaniſche Küſte zum erſten Mal ins Auge faßte.

Der Zweck meiner Reiſe führte mich keineswegs nach Afrika, aber an jenem Punkte ſah ich mich dem Uebergange in den fremden Welttheil ſo nahe, und Alles erſchien ſo verlockend einladend, daß ich den Beſchluß kaum widerſtehen konnte. Während ich mit gierigem Blicke nach der gegenüberliegenden Küſte hinüberſchaute, bemerkte ich am Fuße des Schloſſes eine Flagge. Es war das Spaniſche Poſtſchiff von Tanger, das zu Tarifa angelegt war, um daſelbſt den Vice-Konſul von Spanien einzunehmen, der ſich auf ſeinen Poſten nach Afrika begeben ſollte; die Verſuchung war zu groß, als ihr zu widerſtehen; ich ſchiffte mich ſofort nach Afrika ein. Zwei Stunden darauf befand ich mich in der Bucht von Tanger.

Wenn man eine Reiſe bereits längere Zeit beſchloſſen, bevor man ſie unternimmt, ſo entdeckt ſie oft jedes Reizes, den die Ueberraſchung mit ſich führt. Ich aber hatte nicht die geringſte Enttäuſchung zu befürchten, denn ich laudete gleichſam mit verſchloſſenen Augen an einem unbekannten Ufer; ich kannte mit der Topographie des Marokkaniſchen Reiches ſo wenig vertraut, daß ich bis dahin Tanger gleich Ceuta für ein Spaniſches Beſitzthum hielt. Was mich in meinem Irrthum noch beſtärkte, war der Umſtand, daß ich, ſo weit ich die Gegenſtände an der Küſte überſchauen konnte, die Spaniſche Flagge von dem anſehnlichſten Gebäude der Stadt wehen ſah, was leicht für ein Zeichen der Spaniſchen Herrſchaft gedeutet werden konnte; es war die Flagge des Konſulat, der, das Signal des Peſtſchiffes erwiderend, uns auf dem fremden Boden willkommen hieß; es war wie ein heidniſcher Händedruck an den Ufern des Exils. Kaum aber war ich auf der Rhede angekommen, als ich auch die Neabiſche Tracht der Matroſen im Hafen erkannte und mir plötzlich der Augen aufgingen. Ein Streit, der zwiſchen der Mannſchaft und einigen Mauren, die an Bord der Feluke ſich befanden, eben aufgebrochen war, klärte mich mir vollends; man zankte ſich hier um die Summe des Ueberfahrtsgeldes, und die Mauren führten, trotz ihrer mangelhaften Kenntniß der Spaniſchen Sprache, das Wort ſo ſtark und bezeichneten die Chriſten in ſo unverſchämten Ausdrücken als Hunde und Spitzbuben, daß ich gleich zu mir ſagte: dieſe Leute müſſen hier ohne Zweifel zu Hauſe ſeyn. Ja der Ausdruck für ich, ſie fühlten ſich gedrungen, je mehr die Spanier zur Güte geneigt waren, deſto arroganter wurden die Mauren. Ich war in zwei Stunden wie durch einen Zauberſchlag aus der Europäiſchen Welt in die Orientaliſche, aus dem Reiche Jeſu Chriſti in das Reich Muhammed's verſetzt.

Die Ueberfahrt war zu raſch erfolgt; noch ſah ich mit verwundertem und erſtaunten Blicke die Gemälde des Ufers vor meinem Auge ſich abrollen. Vom Meere aus geſehen, bietet Tanger wohl das Bild einer Marokkaniſchen Stadt dar, wie ich ſie mir immer vorgeſtellt. Weiße, auf dem Abhang und an den Seiten eines Hügels bunt durcheinander gewürfelte Häuſer, ein glänzendes viereckiges Minaret; mit Zinnen verſehene Mauern, einzelne Kanonen zwiſchen den Zinnen und Thurbanen ſehr den Kanonen aufgereckanzt; endlich eine rothe Zahne, eine dürre unfruchtbare Küſte und ein ſtolzes Meer: hier haſt Du das ganze Gemälde vor Dir. Aber etwas flört doch die Originalität deſſelben; dies ſind die Paläſte der Europäiſchen Konſuln, die mit ihrem Luxus die Afrikaniſche Stadt zum Zerrbilde machen; das Hotel des Spaniſchen Konſuls hat ſich ſogar allein das Anſehen einer Feſtung, die Alles beherrſcht, was ſie umgiebt.

Die Landung in Afrika hat ihre Schwierigkeiten. Es wird keinem Fremden geſtattet, den Fuß auf das Marokkaniſche Gebiet zu ſetzen, wenn er nicht vorher die ausdrückliche Erlaubniß des Sultans oder der höchſten Beamten, die Seine Hoheit repräſentiren, erhalten. Dieſe Erlaubniß ließ bei mir etwas lange auf ſich warten; das Meer war da, mich; ich ſah mich wider Willen genöthigt, am Bord zu verweilen; endlich verlor ich die Geduld; mit Gewalt aus der Feluke in das Kanot ſpringend, ließ ich mich trotz aller Gefahr, obgleich funfzehn bis zwanzig Kanonen auf den Wällen aufgepflanzt waren, ans Land führen; ihre Donner ſchwiegen bei meinem Vorüberfahren, ohne Zweifel aus Mangel an Diecrisiin oder vielmehr aus Mangel an Kanonieren. Ein Maurischer Matroſe von 6 Fuß Höhe trat die an den Gurt bald nackt ins Waſſer und lud mich auf ſeine Schultern, um mich ſo ans Land zu bringen.

In demſelben Augenblick ſah ich mich von einem Haufen von Matroſen umringt, die alle nackt umherliefen und mich von Kopf bis Fuß mit ſo wilder Miene muſterten, daß ich darüber nicht wenig in Unruhe gerieth. Allein auf dem fremden Strande, wußte ich Anfangs gar nicht, wie ich mich inmitten dieſer wilden Horde benehmen ſollte, deren Hirt mich von fern mit einem eben ſo wenig gaſtfreundlichen Blicke maß. Dieſer Hirt war der Capitain des Hafens, Rais-el-Marsa, einer der hohen Würdenträger von Tanger; er lag auf einer Binſenmatte niedergekauert und ſchlief. Ich kannte dieſe Gaſtfreiheit, über die Höflichkeit meines Verfahrens nachzudenken, da ich, gegru die Geſetze des Reiches, ohne die Erlaubniß des Konſuls ans Land geſtiegen war.

Ich befand mich hier ohne Dolmetſcher, durch den ich mich hätte verſtändlich machen können, oder der mir zu verſtehen gegeben hätte, was um mich her geſprochen wurde; endlich kam ein in einen ſchwarzen Sulam gehüllter junger Jude auf mich zu, der mich Franzöſiſch anredete; nie hatte eine Muſik meinen Ohre ſanfter geklungen. Der Mann war Dolmetſcher beim Franzöſiſchen Konſulate; der Konſul, der von meiner Ankunft Nachricht erhalten hatte, ſchickte ihn ab, um mich einſtweilen zu empfangen, während er ſelbſt die Etiquette des Land's oder Gouverneurs abwartete, um mich zu beſuchen. Der gute Dolmetſcher befreite mich aus den Händen der Philiſter und führte mich in eine Art Schuppen, wo die neuen Ankömmlinge auf eine gewiſſe Zeit einquartiert zu werden pflegen; der Schuppen befindet ſich neben dem Zollgebäude, deſſen Oberaufſeher oder Amin, ein andrer hoher Beamter von Tanger, in der Mitte von zwanzig indolenten Soldaten umgeben, gelauert lag; einen ſo groß war die Zahl der ſchönen Fuß langen Stubfiſchen, die man an der Wand aufgehängt ſah.

Der Chef der Douane, ein ſchöner ſiebzigjähriger Greis, trug einen großen weißen Haik und einen muſſelinenen Turban mit rother Oberkappe. Ich bemerkte, daß nur er allein Taback rauchte; zu Marokko iſt die Pfeife keineswegs ſo allgemein in Gebrauch als in der Türkei. Der Alte betrachtete mich von allen Seiten, als wäre er geſonnen, daß auch ihm irgend einen koſtbaren Schatz hineintragen wollte. Indeß zeigte er ſich doch im Uebrigen weit höflicher, als unſere gewöhnlichen Zolldiener in Europa; er begnügte ſich damit, mich oculis non manibus zu unterſuchen. Uebrigens hatte die Viſitation eben keine große Schwierigkeit bei mir gehabt, denn meine geringe Reiſebagage war bereits von Cadix nach Gibraltar zu Waſſer vorausgeſchickt worden, und ich hatte mich zu Tarifa, ſo wie mit meiner geringfügigen Perſon und einem leeren Beutel eingeſchifft. Die Furcht vor Diebſtahl macht, daß man in Spanien, wenn man ſich von einer Stadt nach der andern begiebt, nicht mehr Geld zu ſich nimmt, als man eben zur Beſtreitung der nothwendigſten Reiſe-Bedürfniſſe braucht; ändert man nun einmal zufällig ſeinen Reiſeplan, ſo ſieht man ſich dadurch nicht ſelten in eine größere Verlegenheit geſtürzt.

Unſer Konſul, Herr Méchain, der zu gleicher Zeit Geſchäftsträger iſt, ſäumte nicht, mich in meinem Schuppen aufzuſuchen, wo ich als Gefangener ſaß. Hätte ich mit meiner Landung auf die Erlaubniß des Marokkaniſchen Sultans warten ſollen, ſo würde ich etwas lange zu warten gehabt haben, denn Seine Hoheit befand ſich gerade auf der Stadt und ſollte vor Abend nicht zurückkehren. Der Konſul aber ſtörte mich nicht unter ſeiner eignen Verantwortlichkeit in die Stadt. Ich kann das Benehmen des Herrn Méchain gegen mich nicht genug rühmen. Ich kam hier an wie Einer, der vom Himmel gefallen war; ohne Begleitung, ziemlich ſchlecht equipirt und vielleicht auch ſelbſt einas verdächtig; nichts deſto weniger nahm er mich auf und ließ mir während meines ganzen Aufenthalts ſeine Gaſtfreundſchaft in einem ſo hohen Grade angedeihen, als es nur immer möglich war. Meine Böſe war erſchöpft, und ich fühlte mir die ſeinige ohne andere Garantie als das Ehrenwort eines Unbekannten, eines Wandervogels, den er zum erſten Mal ſah.

Wenn Tanger auch kein Europäiſches Beſitzthum mehr iſt, ſo war es bis doch bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, wo es von den Engländern, die es beſaßen, von den Holländern erhalten, aufgegeben wurde. Als eine ſich zurückziehen, ließen ſie ſichs angelegen ſeyn, den Molo zu zerſtören, der ſeitdem nicht wieder aufgeführt worden, ein Umſtand, der das Ankern bei den Weſtwinden hier etwas unſicher macht. Auf der andern Seite hingegen iſt der Boden durch die Spitze von Malabatte (Arabiſch Ras-el-Minar) gegen die weniger gefährlichen Oſtwinde wohl geſchützt. Beim Abzuge der Engländer gerieth Tanger unter die Oberhoheit der Sultane von Marokko, in deren Händen es auch ſeit der Zeit geblieben. Es iſt eine Stadt von wenig bis zehn Tauſend Einwohnern, von denen ein Viertheil aus Juden beſteht. Die Letzteren ſind hier nicht, wie in den meiſten übrigen Mauriſchen Städten, auf einen beſonderen Stadtviertel beſchränkt, ſondern ſie leben ihnen faſt überall mit den muſelmänniſchen Bevölkerung zu vermiſchen. Von dieſer unterſcheiden ſie ſich im Aeußeren nur durch ihre Kleidung; ſie dürfen keine bunte Farben tragen, ſondern ſind zur ſchwarzen, als einen Zeichen der Knechtſchaft und der Verachtung, verdammt. In Spanien waren dieſelben Juden zur gelben Farbe verurtheilt, ſie haben alſo, wenn auch nicht ihre Lage, doch ihre Kleider verändert; die Muſelmänner verbrennen ſie zum nicht, wie es die Spanier gethan, aber ſie überhäufen ſie doch auch mit Schimpf und Schmach.

Charles Didier.

Mannigfaltiges.

— Zerſtreuungen eines Hiſtorikers. Der bekannte Bibliophile Jacob hat ſo eben wieder einen neuen Roman unter dem Titel „Eine unglückliche Frau" (Une femme malheureuse) herausgegeben. Franzöſiſche Journale verſichern, daß ſich der gelehrte Bibliophile bei ſeinen hiſtoriſchen Studien dadurch zu zerſtreuen ſuche, daß er zuweilen einen ſolchen Roman ſchreibe und drucken laſſe. Wir wollen wünſchen, daß der Verfaſſer nicht der Einzige bleibe, dem ſeine Romane eine wohlthuende Zerſtreuung gewähren.

— Der immerwährende Klub. In Normich beſtand bis vor wenigen Jahren ein von Schauſpielern, Sängern, Kaufleuten und andern Klügern gebildeter Klub, der den Namen „der Immerwährende" (the Everlasting) führte. Das Klub-Haus beſtand nämlich zu keiner Stunde, weder am Tage noch bei Nacht, ohne ein Mitglied beſetzt zu ſeyn, und die Zuſammenkunften mußten oft zwölf Stunden da bleiben, bevor ſie von Anderen abgelöſt wurden. So ſehr nun aber auch Manchen damit gedient war, daß ſie gegen ihre Frauen zc. die Statuten des Klubs verſchieben konnten, wenn ſie die ganze Nacht ausblieben und zechten, ſo bildeten es doch die Wenigſten lange aus, ohne ihre Geſundheit zu ruiniren, und der immerwährende Klub wurde daher unter Zuſtimmung aller Mitglieder aufgelöſt. (N. M. A.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Freitag den 23. September 1836.

Italien.

Dante, Petrarka und Boccaz.

Von A. W. v. Schlegel.*)

Das Buch des Herrn Rossetti: „Ueber den antipapistischen Geist, der die Reformation vorbereitet hat u. s. w.“ verdiente, nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, wäre es auch nur um seines sonderbaren Geschicks willen. Es ist das Werk eines Neapolitaners, der in Folge der politischen Ereignisse aus seinem Vaterlande verbannt wurde und in England nicht nur eine Zuflucht, sondern auch eine ehrenvolle Anstellung fand, denn er ist jetzt Professor an der Londoner Universität. Ein Italienisches Buch über einen Gegenstand, der nur Italien angeht, in England herausgegeben, ist wie ein neugeborenes Kind, das man in die Wildniß ausgesetzt hat; es läßt sich kaum ein sichereres Mittel denken, wenn der Verfasser gewollt hätte, daß es gar keine Leser fände. Kein Englischer Buchhändler wollte es in Verlag nehmen. Ein großmüthiger Vaterer, dem das Werk gewidmet ist, hat die Druckkosten bestritten.

Nichtsdestoweniger ist es auf den Index gesetzt worden. Dieser Urtheilsspruch verwundert uns zwar nicht, denn der gehasse Theil von dem, was es enthält, hätte hingereicht, ihm denselben zuzuziehen. Aber wie hat die Römische Censur von dem Daseyn dieses Buchs Kunde erhalten? Sonst weiß man doch in Italien gewöhnlich nichts von dem, was dieselbe der Alpen gedruckt wird; kaum daß Frankreich einer Ausnahme hierbey macht. Es müssen sich also einige Exemplare verstohlen, oder zufällig eingeschlichen haben, trotz aller Barrieren, die sich in Italien der Einführung fremder Bücher entgegenstellen, wenn diese auch noch so unverdächtig aussehen.

Unter den Landsleuten des Verfassers werden vielleicht diejenigen, die mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt und die sein politischen Ansichten theilen, seine Hypothese als eine Art von Trost annehmen; aber bei unbefangenen Verehrern der Italiänischen Poesie, die seinem Gemüd haben, zwischen den Schriftstellern des vierzehnten Jahrhunderts und neueren Begebenheiten gezwungene Beziehungen aufzusuchen, wird sie schwerlich Beifall machen.

Daß sich während des ganzen Mittelalters in mehreren Gegenden Europa's ein sehr entschiedener, oft sehr verborgener Oppositionsgeist gegen die Anmaßungen der Päpste und gegen die verderbten Sitten der Geistlichkeit kundgegeben, ist eine so allgemein bekannte und so erwiesene Thatsache, daß es überflüssig erscheine, sie nochmals kaltkun zu wollen. Herr Rossetti sagt darüber in seinem ersten Kapitel, welches „von der offenen Sprache gegen Rom“ handelt, lauter Sachen, die allerdings wahr, aber nichts weniger als neu sind. Mit dem zweiten Kapitel, welches die heimliche Sprache, „Rom der geheimen Sprache gegen Rom“, beginnt er, seine Hypothese zu entwickeln, die den übrigen Theil des Buches ausfüllt. Er behauptet, es habe im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ein großer, über ganz Italien verbreiteter, geheimer Verein bestanden; dieser habe mit der Sekte der Albigenser zusammengehangen; sein Zweck sey der Umsturz des heiligen Stuhls und eine Radikal-Reform der Kirche gewesen, wie sie die Protestanten im sechzehnten Jahrhundert demerkstelligt; die Mitglieder dieses Vereins hätten eine Geheimsprache erfunden, um sich dadurch zu erkennen und zu verständigen, ohne daß ihre nicht eingeweihten Landsleute, besonders die geistlichen Behörden, etwas davon merkten; zu diesen Seiten hätten Dante, Petrarka und Boccaz, so wie eine Menge anderer Dichter und Prosaiker unter ihren Zeitgenossen so wie unter ihren Nachahmern und Nachfolgern, gehört; kurz, sie seyen alle Mitglieder desselben in der Absicht verfaßt, die Ausführung der großen Pläne des Vereins vorzubereiten, und daher in einem doppelsinnigen Stil geschrieben, in einem Stil, der zwei Seiten habe, eine offene und eine mysteriöse.

Das ist eine seltsame Entdeckung. Wir glaubten bisher, diese Original-Genies, die Patriarchen der Italiänischen Literatur, hätten einen echten Dichterberuf gehabt und, von den Musen begeistert, die Sprache der Götter geredet. Aber nein, Herr Rossetti belehrt uns, das Alles sey, von Anfang bis zu Ende, nichts als ein Zigeuner-Kauderwälsch.

Noch seltsamer ist es aber, Herrn Rossetti's unerschütterliche Ueberzeugung zu lesen; seinen Eifer, drei Hirngespinnst weiter zu verbreiten; die Wichtigkeit, welche er demselben beimißt; seinen Zorn gegen diejenigen, die ihm bei seinem Kommentar zur „göttlichen Komödie“ widersprechen haben; und die Hingebung, womit er, vollkommen sicher davor, jemals die Probe bestehen zu müssen, sich anbrüstig macht, der Märtyrer seiner apokryphischen Meinungen über die Vergangenheit zu werden.

Herr Rossetti kennt eine gewaltige Belesenheit aus. Er hat, stets zu dem Zweck, seine Hypothese bestätigt zu finden, nicht nur Dante, Petrarch und Boccaz, sondern auch Cecco d'Ascoli, Cino da Pistoia, Francesco Barberini, Jazio degli Uberti, Federigo Frezzi u. s. w. u. s. w. nachgeschlagen. Dabei bleibt er nicht stehen, er wischt Alles durch einander, die Orden der Templerherren, der Rosenkreuzer und der Freimaurer, die Visionen Swedenborgs, die esoterische und exoterische Lehre der Griechischen Philosophen, die Eleusinischen Geheimnisse, und es fehlt wenig daran, daß auch der Hieroglyphen der Aegyptischen Priester berhalten müssen. Von den meisten der hier aufgezählten Dinge hat der Verfasser sich eine eben so falsche Vorstellung gemacht, wie von der ganzen Italiänischen Poesie. Neben diesem Pruntem muß unverdaute mit unbedeutlicher Gelehrsamkeit zusammengetragen er auch nicht den Reichthums an Worten, der den Gelehrten seines Vaterlandes nur zu sehr zu Gebote steht. Der dicke, engedruckte Band ist ohne Maaß und ohne allen möglichen Citaten, Erläuterungen und weitläufigen Noten, vollgepfropft von schwülstigem Geschwätz, und das Ganze bildet eine ziemlich langweilige Lektüre.

Bewerte glaubt Herr Rossetti in Muße krigebracht zu haben; wir kennten aber keinen einzigen darunter finden, der vor einer gesunden Kritik haltbar wäre. Denn weiln bestehen diese vermeintlichen Beweise? In Stellen, die auf alle Weise verderbt werden, um mit Gewalt einen verborgenen Sinn aus ihnen herauszupressen, von dem sich nie Jemand hat träumen lassen. Bermittelst einer solchen Auslegungsart kann man einen Winter Alles, was man will, sagen oder vielmehr in Räthseln andeuten lassen.

Im Mittelalter waren die Vereine sehr häufig, weil man sich inmitten der Anarchie und der Gewaltherrschaft, welche abwechselnd die gesellschaftliche Ordnung störten, nach einer Gewähr umsah. Aber diese Vereine wurden in der Regel öffentlich begründet. Innes Zeige, freimüthige, einfache und die zum Uebermaß trotzige Leichter verschmähte der Verstellung und verstand sich auch gar nicht darauf.

Die dirten berühmten politischen Partrien, in welche damals ganz Italien und oft die Bürger einer und derselben Republik gespalten waren, können nicht in der Klasse der öffentlichen Vereine gestellt werden. Ein Verein sieht immer schwülze Verpflichtungen, Statuten und eine innere Verwaltung voraus, welche die Verabredungen zu seinen und die Mittel zum Handeln vorzubereiten und zu verwerken hat. Nichts von alledem war bei den Guelphen und Gibellinen zu finden. Der Name des Kaisers oder des Papstes war das Losungswort für Männer, die sich nur vorübergehend mit einander verbündeten, und unter Fahnen, die einerseits den Adler des Kaiserreichs, andererseits die Schlüssel St. Petri führten, kämpfte ein Jeder für seine eigene Unabhängigkeit oder für seinen eigenen Ehrgeiz.

Der antipäpistische Verein, den Herr Rossetti annimmt, hatte also mit den Gibellinen nichts gemein, weil derselbe, nach seiner Meinung, gegen die geistliche Gewalt des souverainen Pontifex gerichtet war, und weil der Verfasser diese Sektirer sie identisch mit den Albigensern oder Waldensern hält. Die Letztern saudten wirklich im 12ten Jahrhundert in Italien einige Anhänger, die man Patarener nannte. Im Jahre 1213 wurden sie in mehreren Städten der Lombardei verfolgt und mit dem Tode bestraft. Spätterbin ist nicht mehr die Rede von ihnen. Dieser Versuch ging demnach der Epoche der Italiänischen Literatur, die erst gegen Ende des 13ten Jahrhunderts beginnt, lange voraus. Nur die Waldenser des Piemonts konnten in den Schlupfwinkeln ihrer Berge unbemerkt fortvolkommen und die Einfalt der urspränglichen Kirche bis auf unsere Tage bewahren, obgleich sie im Jahre 1480 und auch noch 1655 neue Verfolgungen erlitten. Die Pflanzlinge, welche sie in das Innere von Kalabrien abschickten, traf ein viel unglücklicheres Schicksal,

*) Herr Professor von Schlegel hat diesen Artikel in Französischer Sprache geschrieben und die Revue des deux Mondes eingesandt. Da wir Grund haben, voraussetzen, daß der Herr Verfasser selbst eine Deutsche Uebersetzung seines Aufsatzes erscheinen lassen werde, so theilen wir hier eine solche mit. Der Aufsatz besteht sich auf das Werk des Italiäners Rossetti: Sullo spirito antipapale che produsse la riforma e sulla segreta influenza ch'esercitò nella letteratura d'Europa, e specialmente d'Italia, come risulta da molti suoi classici, massime da Dante, Petrarca e Boccaccio. Londra 1832. Herr Rossetti hat den antipäpistischen Geist der die Reformation hervorgerufen, und über den seitdem Einfluß, den er auf die Literatur von Europa, besonders auf die Italiänische, ausgeübt, wie es sich auf vielen ihrer Klassiker ergiebt, vorzüglich auf Dante, Petrarch und Boccaz). Die Revue des deux Mondes, die in einer Anmerkung auf eine frühere von ihr gelieferte Rezension dieses Werkes hinweist, welche aus der Feder des Herrn Delecluze herrührt, und, wie das gedachte Journal sagt, nicht ganz so streng in ihrem Urtheil war, als die des gelehrten Deutschen Kritikers, erklärt letzterer Behauptung, daß Herr von Schlegel sie noch nur mehr literarische Mittheilungen Hoffnung gemacht habe.

Digitized by Google

und es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Gedichtchen auf eine ihnen unbekannte Literatur keinen Einfluß ausüben konnten.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Zur Geschichte des Ballets.

(Schluß.)

Im Jahre 1748 kehrte der junge Vestris aus London nach Paris zurück; aber eine Verrenkung des Fußes hinderte ihn am Tanzen. Der Graf von Hagn war damals gerade in der Hauptstadt, und die Künstlerin wünschte, daß der Künstler in Gegenwart dieses Herrn eine glänzende Probe seiner Talente ablege; deshalb schickte sie dreimal zu Vestris und ließ ihn auffordern, alle seine Kräfte aufzubieten, um wenigstens einmal vor dem Grafen zu tanzen. Ihre Majestät hatte wohl erfahren, daß er derselben Morgen zuvor eine Probe gehalten hatte, aber Jarre hatte sich geweigert, ihr den Erfolg dieser Versuche, die Verwehrung seines Fußübels, mitzutheilen. Man weiß nicht, auf welche Art diese Geschichte dem Minister, Baron von Breteuil, erzählt wurde, genug, es strafte sein Nicht-Erscheinen durch einen Verhaftsbefehl und durch die Absührung des jungen Tänzers nach La Force; die Nachricht davon brachte ganz Paris in Aufruhr, es bildeten sich Parteien für und wider den Künstler, aber nichts konnte der Bestürzung seiner Familie gleichen. „Ach!“ rief Jon Diou mit verwundetem Herzen und von Thränen überströmenden Augen aus, „das ist das erste Mal, daß meine Familie sich mit der Familie der Bourbons entzweit.“ Wer die Regierungen der Hauptstadt hörte, hätte glauben müssen, die Ehre der ganzen Nation sey kompromittirt worden; man behauptete, Vestris wäre den Befehlen der Königin ungehorsam gewesen und verdiene wegen dieses Mangels an Respekt nicht nur vom Theater — nein, auch aus dem Königreiche verbannt zu werden. Die beiden Vestris beklagten sich ihrerseits wieder über Ungerechtigkeit und Verleumdung; der Jüngere erklärte, daß er nie wieder die Bretter betreten würde, wenn er nicht seine Freiheit und eine öffentliche Genugthuung erhielte; der Aeltere drohte, mit seiner erbosten Familie Frankreich zu verlassen; von allen Seiten regnete es Pamphlete, Epigramme und Karrikaturen herab. Endlich beschwichtigte die Königin den Sturm und gab den Gesuch zu Vestris' Freilassung.

Am Abend seines Wiederauftretens war das Theater mit den Anhängern beider Parteien überfüllt; man erinnerte sich nicht, dort jemals eine so große und allemeine Aufmerksamkeit gesehen zu haben. Er wurde mit Applaudissements und Zischen begrüßt, und der Ruf: „Nieder auf die Kniee!“ erscholl von vielen Seiten. Man hatte zur Melodie seiner Tänzes die wohlbekannte Arie: „Herr, steh' meine Thränen!“ gewählt, und die ganze Handlung entsprach ihrem Charakter; aber das Gerücht übertönte das Orchester. Vestris allein behielt seine Geistesgegenwart und tanzte vollkommen schön. Wachen hatten strengen Befehl erhalten, sich in Nichts zu mischen, wenn es nicht zu Thätlichkeiten kommen sollte; als sie aber Steine auf die Bühne fliegen sahen, drangen sie in das Centrum des Parterre, und die Gefangennehmung der Widerstehenden dämpfte bald den Aufruhr.

In dieser Zeit blühte Duport auf und ward bald ein Tänzer ersten Ranges. Seine Geschicklichkeit, Feuer, seine Fertigkeit, Kraft und Beweglichkeit waren bewundernswürdig. Mit unglaublicher Leichtigkeit löste er die schwersten Aufgaben; seine Pirouetten waren so wiederholt schnell, daß sie das Auge verblendeten. Mit Dupont zu gleicher Zeit zeichneten sich Hendy im ernsten und Beauprè im komischen Tanze aus; der Letztere war der Liebling des Publikums und seiner Kameraden.

Wir übergehen die Namen mehrerer Tänzer, deren Ruf sich nicht über die Hauptstadt Frankreichs hinaus verbreitet hat, und kommen nun zu Dideiot, des Hayes und Laborie, deren Namen überall, wo dem Ballette gehuldigt wird, bekannt sind. Dideiot war so enthusiastisch in seiner Kunst, daß er fast den Punkt berührte, wo „das wahre Genie der Tollheit nahe verwandt ist.“ Er war gezen das Ende des vorigen Jahrhunderts in London, wir tanzte und Ballette komponirte. „Die Eroberung Peru's“ war das letzte und beste in dieser Art. Seine Frau, Madame Rose, war eine Tänzerin im ernsten Stil, mit majestätischer Gestalt und grandiosen Bewegungen; aber ihre Züge waren vielleicht die häßlichsten, die jemals ein menschliches Gesicht entstellten. Im Divertissement trug sie gewöhnlich ein faltenreiches weißes Gewand mit einem scharlachnen Gürtel, und in dieser Kleidung erschien dann ihre Karikatur als: Madame Rose im Nachthemde, den Leib mit einem rothen Strumpfband umgürtet. Noverre nennt sie die Perle aller Tänzerinnen im heroischen Stil.

Eine der besten Partnerinnen des Vestris war Mlle. Chamerois; sie entfaltete dieselbe Kraft, Geschicklichkeit, Fertigkeit, daffelbe Feuer, und dabei hatte sie noch den Vortheil ihres Geschlechts, jene anmuthige Bewegung, die über jede Bewegung und jede Handlung einer schönen Frau ausgegossen ist. Ihr fehlerhaftig erfolgter Tod wurde von zwei Poeten auf eine sonderbare Art gefeiert. Sie riefen weder Apollo noch Terpsichore, der sie doch so nahe verwandt war, an; sondern die Eine wendet sich an den heiligen Rochus, führt in einem phantasiereichen Prolog alle Heiligen beider Geschlechter, Engel und Erzengel ein und versetzt endlich Mlle. Chamerois ins Paradies. Ihr leichter, elastischer und üppiger Tanz erregt in den glückseligen Bewohnern dieser himmlischen Region solche Wallungen, daß sie bald, wie durch einen elektrischen Schlag in Bewegung gesetzt, im wiederholten Tanze sich drehen, springen, tanzen und pirouettiren. St. Petrus selbst, der doch nur durch das Schlüsselloch der Himmelspforte den Tumult mit ansieht, wird von dem allgemeinen Zauber ergriffen, verläßt seinen Posten und theilt bald die fabelnde Lust.

Das andere Gedicht erregte wenig Aufsehen, aber das oben erwähnte brachte selbst die, welche sich über die Gottlosigkeit desselben ärgerten, zum Lachen.

Louise Curtois, die sich nach dem Modell der Chamerois bildete und fast ihre Grazie erreichte, wurde auch selbst vom Tode hingerafft. Eine andere Tänzerin im heroischen Fache, Violette, war die Schülerin des jungen Vestris; ihre Haltung war edel und elegant, ihre Gestalt die einer Diana, der Ausdruck des Gesichts war ihrer majestätischen Figur entsprechend; die Natur hatte sie zum grand caractère geschaffen, und mit einem eifrigeren Studium hätte sie es zur Vollkommenheit bringen können.

Der Kritiker, dem wir bis jetzt in unserer Beschreibung gefolgt sind, erklärt nun, daß die Feder seiner Hand entfalle, und daß es ihm an Worten mangele, um alle Vollkommenheiten der Madame Gardel zu schildern. Ihr Spiel war blendend; die Anstrengung ihrer Tänze war vollendetste Kunst, das man sich vorstellen kann; sie wußte von keiner Schwierigkeit; die verwirrtesten Combinationen der Figuren führte diese Nebenbuhlerin der Terpsichore mit Leichtigkeit und Vollkommenheit aus; sie hatte nur zu richtigen Takt, ein so feines Ohr, daß ihr Tanz in Präcision selbst war. Die Gardel allein verschönte uns mit der Pirouette, die sie mit solcher Anmuth zierlete und mit einer so graziösen, leichten Pause schloß, daß sie niemals durch irgend eine schädliche Anstrengung die Täuschung und die Gefühle des Publikums störte. Ihr Gesicht war schön; sie hatte es vollkommen in ihrer Gewalt, ihr plastisches Talent zu erhalten, während die Züge in mittelmäßer, blendender Bewegung sich drehten. Wenn sie über schönen Reine in graziöser Rundung über dem Kopf wölbte und dabei mit leichten gefliegten Schritten einen Tanz ausführte, glaubte man eine Göttin zu sehen und fürchtete fast, daß sie den Blicken der Menschen entschwinden möchte; sie war die Wonne der Zuschauer und im Tanze das, was die Venus von Medicis in der Bildhauerkunst ist. Wenn jene sie in ihrem Triumphe kannten, waren eben so sie in ihren offenen und beschleunen Manieren wie von ihrem Geist und ihrer Feinheit entzückt.

Es wäre langweilig, die den verschiedenen Tänzern eigenthümlichen Fähigkeiten und Manieren zu beschreiben, wenn das nicht das einzige Mittel wäre, die theoretischen Prinzipien der Kunst kennen und verstehen zu lernen. Wir wollen zu nicht in theoretischen Beschreibungen Tänze und tüchtiger Künstler einlassen, wenn erzählen; wir wollen durch Beispiele zeigen, worin die wahre Kunst abhängt, und wie man sich ein richtiges Urtheil bilden lernt. Auch Tänzer, die gerade nicht den Gipfel des höchsten Ruhms erreicht haben, bieten uns mannigfaltigen Stoff zur Erreichung unseres Zweckes dar. Mlle. Theodigny gehörte zu dieser Klasse. Ihr Tanz war vollkommen, ihre Ausführungen leicht und sicher, die Haltung ihres Körpers schöne Stellt und vollendet; sie hatte Kraft und Grazie und vereinigte alle Anlagen und Reize in sich, die diese Kunst erfordert. Die Natur hatte sie wirklich verschwenderisch ausgestattet; ein edles Gesicht, mit schönen dunklen Augen, die ihre leisesten Empfindungen ausdrachten; weiche, bewegliche, für jeden Eindruck der Leidenschaft empfängliche Züge; beredsame Bewegungen, deren welche die Reize ihrer Jugendlichkeit erhöhten, und durch die sie täglig war, jedes Gefühl, jede Neigung auszudrücken. Das waren die großen Eigenschaften dieser Tänzerin, und ihr Lobredner fügt noch hinzu, daß sie allein schon in der Pantomime ausgebildet war; denn sie sprach ohne Sprache, ohne Ton, ohne Stimme. Auch sie wurde in ihrer Laufbahn durch eine Verletzung am Knie gehemmt, die sie nöthigte, die Bühne zu verlassen; sie starb unter den Bigotten zum offenen Male die Bühne betrat, sagten die Kritiker von ihr, daß sie zu viel Aufmerksamkeit auf ihre Füße verschwende und dabei die Haltung ihres Kopfes, ihres Halses und ihrer Arme vernachlässige; erst dieser kleinen Mängel prophezeihte man, daß sie es zur Vollkommenheit bringen würde, und diese Vorhersagung ist auch ihrem ganzen Laufenthalt in England eingetroffen.

Man würde es mit Recht für überflüssig und langweilig halten, wenn wir alle Tänzerinnen, die die zu unseren Zeiten auf der Bühne glänzten, beschreiben wollten. Die Erinnerung an Fanny Bias und die Taglioni ist uns noch frisch und neu; ob diese oder die Vollkommenheit ihrer Vorgängerinnen, die zu heroischen Charakteren bestimmt waren, erreichen, das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Wallen, die Tänze Tage gleichen fast nun den Divertissements früherer Zeiten. Das heroische Ballet ist fast ganz verschwunden; Feen, Sylphen, Dryaden, Intermezzos von einem Halbcharakter haben diesen erhabensten und edelsten Gegenstand der Kunst verdrängt. Noverre wählte die Hauptpersonen seiner Ballets unter den Heroen und ihren Inhalt aus der ersten Poesie. Er verfolgte die Liebesschaftlichkeiten und die leichtesten Dramen, bald nahm er den Tod des Agamemnon, des Menoeus, der Dido, der Alceste, bald die Grazien, Kupido und Psyche zu seinen Hauptgegenständen. Auch erregten seine Tragödien durchaus nicht weniger Interesse als die schönsten, welche das schaffende Genie der Dichter jemals hervorbrachte; denn er suchte seine Hilfsquellen nicht nur in den Werken der Alten, in den Griechischen Tragödien, er suchte sie in der Natur selbst. Er folgte seinem Genius des Herzens, und wenn ein Bau seiner großen Ballets genau untersuchen, so müssen wir von der darin herrschenden Schönheit, Grazie, Uebereinstimmung und dem Effekt in der Anordnung der Scenen überrascht seyn. In der zweiten Reihe seiner Breise giebt er eine Auseinanderfetzung von dem Bau seines „Tod des Agamemnon“ mit solcher Tiefe und Klarheit, daß man sieht, wie richtig sein Geist den Unterschied zwischen einer Kunst und ihren besten Schwestern, der Poesie und Malerei, auffaßte.

Wenn der Raum es uns gestattete, würden wir einen Auszug der Scenen geben, in welchen die Intriguen des Aegisthus und der Klytemnestra zur Katastrophe reifen. Noverre's glänzende Einbildungskraft hat eine Folge der Scenen erfunden, durch welche nicht nur die Eroberschaften und Charakter der handelnden Personen, des Agamemnon, Aegisthus, Orest und Pylades, der Klytemnestra, Kassandra, Elektra und Jphisa ans Licht treten, welche auch zu den glänzendsten Projek-

Digitized by Google

flouren und prachtvollsten Charakterschleifen Gelegenheit geben, die freilich alle zur Entwickelung der Karakteroper beitragen. Das Drama hat sinn Akte, und man kann sich nichts Pathetischeres, nichts Brillanteres und Ergreifenderes vorstellen.

Wir wollen uns nun zu zwei anderen Ballets von leichterer, aber um so zarterer und schönerer Form wenden; es sind: „die Grazien" und „Kupido und Psyche". Selbst Wieland's Gedicht ist nicht poetischer, als Noverre's Programm; man fand es wieder und immer wieder lesen, denn es bietet ein lebendiges Gemälde der Handlungen und Empfindungen, die mit Artadischer Einfachheit und doch mit leidenschaftlicher Kraft geschildert sind. Kupido und Psyche ist in England mit größerem Applaus aufgewommen worden, als irgend eine andere seiner Exmpositionen. Als die erste Vorstellung desselben fast zu Ende war, stand der Ballettmeister in einem alten weiten Ueberrock mit seinen Pinsel und Palette vor dem Theaterhause und wartete auf seinen Wagen. Unterdessen verlangte das Volk mit stürmischem Applaus den Verfasser; zwei Tänzer mußten sich entfernen, um ihn aufzusuchen; sie fanden ihn und führten ihn zurück. Der alte Mann wollte nicht wagen, in solcher Kleidung vor dem Publikum zu erscheinen; aber da half kein Widersträuben; — sich tief und immer tiefer vor den entzückten Zuschauern verbeugend, trat er vor, auf die Bühne, und während der Tänzerinnen ihn phantastisch mit ihren Blumengewinden umschlangen, fröute ihn Kupido unter donnerndem Beifallklatschen mit einem Kranze. Wie haben das von seiner Nichte selbst erzählen, welche die Triumph-Szene ihres Verwandten mit einem unbeschreiblichen Wonne-Gefühl mit ansah; für Noverre selbst war der Auftritt eben so erschütternd wie unerwartet; er hatte sich nicht darauf besonnen und nannte diesen Abend den schönsten seines Lebens. Solche Beweise des öffentlichen Beifalls waren damals selten; wir wissen wahrlich nicht, ob diese nicht die ersten in England waren. Jetzt haben sie durch ihre zu häufige Wiederholung den größten Theil ihres Werthes verloren.

In dieser Zeit (von 1780 – 90), als solche und ähnliche schöne Werke fast den Gipfel der Kunst erreicht hatten, war es Sitte, einen Ballettmeister für die ganze Saison zu engagiren, der sich verpflichten mußte, zwei große Ballets (deren Kosten sich nicht über 2000 Livres belaufen durften) und zwei Divertissements zu komponiren. Natürlich stand dann das ganze zum Theater gehörige Personal zur Verfügung des Ballettmeisters; Decorationsmaler und Decorateure, Figuranten, Requisiten-Meister, Alle mußten seinen Befehlen gehorchen. Wir wissen, wie sie auf Noverre's Kommando arbeiteten, wie er Alle zu Künstlern der Theaterkunst und Dienstleistern machte; wir wissen auch, welche herrliche Wirkung das that. Dr. Burney sagt, daß im Jahre 1780 der Opernsaal weder der Musik, noch der Malerei und Maschinerie bedurfte, um sich den höchsten Beifall zu erwerben. „Nach dem Abgange der Dlle. Heinel", fährt er fort, „haben die junge Besteis und die Vaccelli unter Publikum mit ihren Talenten und ihrer Gunst beehrt. Die letztere allein trat, da steigerte sich das Entzücken zur Extase. Man hatte im Jahre 1781 Pacchierotti schon so oft singen hören, daß sein Gesang gerade kein Hindernis zu lauter, ungezwungener Unterhaltung war, die sich oft zu ziemlich lebhaften Debatten steigerte; aber wenn der älteste Besteis ein Solo ausführte und einer seiner Verwandten, hingerissen von seinem Spiele, die Violine in die Höhe hielt, um ihr Zeugniß für den seinem Beifall zu erkennen zu geben, dann wurde dieser Ausdruck seines Entzückens durch ein allgemeines S! St! zur Ruhe verwiesen. Gerade die Musikliebhaber, die am lautesten sprachen, wenn Pacchierotti eine Arie sang oder mit merkwürdiger Geläufigkeit Kouladen und Triller durch seine Kehle wirbelte, waren von peinlicher Angst gefoltert, daß durch irgend ein hörbares Beifallszeichen der Künstler Verdruß empfinden möchte vom Dieu du la danse abgelenkt werde, und daß eine graziöse Bewegung, ein Zugteiller desselben ihnen verloren gehe. Nach dieser Zeit wurde die Lumuste und achtungsvollste Aufmerksamkeit der männlichen Grazie Le Picq's, dem leichten, phantastischen Tanze des jungen Besteis', den Rossi's, Theodoren, Coulon's und Hillsberg's gezollt, während kein Beifall durch die Sängerinnen erregt wurde, und ihnen bei der größten Anstrengung auch kein Beifall zu Theil wurde." — Und doch ist fast kein einziges großes Ballet gegeben worden, nachdem Noverre's Engagement zu Ende war. Dauberval und Gallet, seine beiden Schüler — Didelot, Des Hayes und viele Andere gaben Ballets; aber sie übertrugen seinen Werth der Divertissements, sie suchten zur Exmpositions-Kunst, zur Darstellung schöner, griechischer Liebe", herab, und eine Reihe mythologischer Tänze nahm die Stelle der heroischen Pantomime ein, die jetzt fast ganz von der Bühne verschwunden ist. — So war die Herrschaft dieser edlen Produkte der Poesie und Einbildungskraft von kurzer Dauer. Sie waren schon vor Noverre's Tode im Abnehmen, der eben lange genug lebte, um die herannahende Veränderung wahrzunehmen und sie zu beklagen; ganz besonders war unser Mißfallen durch seine Bemerkungen schärfen, als sich durch die, mit welcher er einen Abschnitt seines Werkes beendet. „Ich habe so viel als möglich bis jetzt alle Kritik vermieden", sagt er darin, „da ich aber nicht wünsche, diesen von der Mode und den schlechten Geschmack angenommenen Albernheiten eine unpassende Lobrede zu halten, so mag es mir erlaubt sein, mich allen den Mißbräuchen entgegenzusetzen, welche jetzt in allen Theilen der Darstellung alles Lieblichen und Graziösen eingeschlichen haben; sie glauben den Mangel an Affem, des der Kunst Reiz verleihen kann, durch eine langweilige Monotonie, schlechte Stellungen, unangemessene Tempo's und unnatürliche Pausen ersetzen zu können. Wenn ich überzeugt werden kann, daß die Grazien und Nymphen wie Bachantinnen tanzen, die wanteren Spiele und Scherze wie Raunen und Sylvanen sich geberden müssen; — wenn Maler, deren Talente ich achte, mir erklären können, daß man auf die gezogenen Linien, welche die Natur uns vorgezeichnet hat, Verzicht leisten müsse, und daß nur Winkel, — sie mögen nun recht, schief, stumpf oder spitz sein, allein die Schönheit der nachzuahmenden Kunst ausmachen; — wenn ich überzeugt werde, daß es ein schöner Anblick sey, 60 Arme in gleicher Richtung über den Kopf sich erheben und 30 rechte Beine in ungezwungener Bewegung zu der Höhe der Schultern aufstehen zu sehen — dann, ja dann will ich schweigen. . . . . Ich wiederhole hier aufs neue, daß keine innige Verwandtschaft zwischen der Malerei und dem Tanze besteht; beide erfordern Plan, richtige Vertheilung, Gruppirung, Ausdruck, Stellung, korrekte Zeichnung, richtige Verhältnisse, historische oder fabelhafte Gegenständer. . . . Es kömmt also meinem Codexiust Gardel zu, sich von allen diesen Mißbräuchen entfernt zu halten und in offnen Krieg gegen diese von Laune und Aberheit gebornen Neuerungen zu erklären. Da er an der Spitze des glänzendsten Theils unserer Oper steht, so kann er sich mit Festigkeit allen diesen von der Dummheit und Unwissenheit eingeführten Gebräuchen widersetzen. Wenn die Verzierungen und Schnörkel Kinder der Aberheit und Launen sind, so sind die Grazien Töchter des Anstands und seinen Geschmacks, und so muß Herr Gardel Alles verbannen, was seine edlen Exmpositionen herabsetzen kann. Er darf nicht vergessen, daß die Prinzipien der schönen Künste feststehen und nicht die Launen der Mode und der vyhemeren Einfälle der Launen sind. Da wir nur die Natur nachahmen und sie ausschmücken sollen, müssen wir da nicht unserer gemeinschaftlichen Mutter treu bleiben? Wehe den unbandbaren Kindern, die sie verlassen! Was können sie hervorbringen? Widrige Karikaturen, Mariouetten, Abentheuer, schaudervolle Werke, die von dem gebildeten Publikum verwerfen werden und ihren Schöpfern Schande und Verachtung bereiten!" (N. A. M.)

Afrika.

Marokko und die Marokkaner.

II. Geistliche Brüderschaften.

Das Erste, was ich bei meiner Ankunft in dem ungläubigen Tanger gieben, war ein junger Mauer von etwa die zehn Jahren, der einen alten Juden beim Barte zog, und da der greise Israelit beim Verscheugehen vor der Moschee nicht schnell genug seine Schuhe abwarf, so breitete ihm ein vorüberspazengender Soldat einen derben Tritt mit dem Fuße, und zugleich fiel ein altes Weib über ihn her, um ihm das Gesicht zu zerkratzen. Der arme Hebräer erirug alle diese Beschimpfungen ohne Murren; die geringste Regung des Widerstandes hätte ihm das Leben gekostet; man wisse ihn auf der Stelle mit der Peitsche todt geschlagen und gemacht haben. Er entwischte durch eine Menge kleiner enger und gekrümmter Straßen und setzte also der Verfolgung ein Ziel. Er konnte sich noch glücklich schätzen, daß er unter so wohlfeilen Bedingungen davongekommen; nur wenige Minuten später und er wäre einer Prozession der Jemmscha oder Handwcha in die Hände gefallen, und dann hätte er sicherlich sein Leben verloren. Diese Prozession ist Stets maskirt zu werden. Die Jemmscha folgen dem Gesetze der Jemadschas; sie bilden eine mächtige Rotte, vielleicht die gefürchtetste im ganzen Reiche. Der Zufall war mir günstig, indem er mich denselben gleich am ersten Tage entgegenführte, wiewohl ein solches Begegnis eben nicht ohne Gefahr ist. Man kann sich kaum etwas Fürchterlicheres denken. Ihr Häuptling, auf Maurisch Scheik genannt, war ein riesiger Negerer, von weiten Half eingehüllter Gestalt. Er ritt auf einem weißen Pferde und trug eine Standarte in der Hand, gleich den Spanischen Hermandades, die wohl von demselben Ursprunge seyn mögen; er affektirte eine grossartige fürerr Unbeweglichkeit, während seine Begleiter zu Fuß und halb nackt beim Klange der Sackpfeife (agual) und der Trommel (Tebel) verschiedene Tänze aufführten oder vielmehr sich Verrenkungen allerlei unsinniger Bewegungen mit den Füßen machten. Um den Muckadem einen Kreis bildend, den Kopf bis zu den Beinen seines Pferdes gebeugt, überliefen sie sich den bizarrsten Ausdrücken ihrer rasenden Wuth.

In diesem Zustande der Aufregung sollen die Jemdscha nicht selten über die vorbeigehenden Thiere her, zerreißen sie mit ihren Zähnen und Nägeln und verzehren sie roh in ihrem Blute. Ich habe gesehen, wie sie auf diese Weise einen Hammel zerfleischeten; zu selbst Kiel wurden von ihnen zerrissen. Als eine neue Gattung Pesten, vielleicht als Nachkömmlinge der alten, rühmen sie sich, alle Arten von Giftern unbeschadet verschlingen zu dürfen, und hierin sie auf den öffentlichen Plätzen Scorpione, Eidechsen, Schlangen, Glas, Eisen, Thierhaare sie fassen sie zuweilen über die Juden her, für die sie dann auch, wie man sich leicht denken kann, ein Gegenstand des höchsten Schreckens sind. Sobald der Israelit nur den ersten Ton der furchtbaren Lauerpeife vernimmt, verdirgt er sich mit Zittern und Bagen in seine Schlupfwinkel. Aber auch der Christ thut nicht wohl daran, sich in der Nähe dieser Wahnsinnigen blicken zu lassen. Ihre Wuth erreicht zuweilen keinen Grad, daß man sich gewöhnlich stellt, sie mit zwei Reihen Soldaten zu umgeben, um sie nur einigermaßen im Zaume zu halten. Wie mir aber scheint, ist die ganze Raserei der Jemdscha nur eine Sache der Verstellung, und viele aufgeklärte Mauren behaupten auch, daß die Sette durch ihre schrecklichen und grausamen Spiele nur die Leichtgläubigkeit des Volks zu täuschen suche. Wie dem aber auch sey, die Jemdscha stehen allgemein in großem Ansehen, und die gemeinen Leute drängen sich schaarenweise an den Muckadem heran, um ihm in stummer Ehrerbietung das Knie zu küssen. Am Abend jenes Tages, an dem der Muckadem seinen Einzug in Tanger hielt, fanden ebenfalls Prozessionen unter Fackeltänzen und Flintenschüssen statt, in der Art, wie es auch bei den Prozessionen in Spanien meist herzugehen pflegt.

Die Sekten oder Brüderschaften sind in Marokko ziemlich zahlreich. Ich habe einer Prozession der Aissana, der Anhänger des Sidi Ben Aissa, beigewohnt; sie erschienen mir weniger wild als die Jemdscha, und was die Gisala betrifft, so sollen sie von noch milderem Charakter seyn. Die Aissana haben einen großen Tempel zu Fez; dies ist das Central-Gebäude ihrer Brüderschaft; gegen den Monat Juli begehen sie

Digitized by Google

sich in großen Schaaren nach der südlichen Provinz Sue, wo sie sich mit Schlangen versehen, um von da aus über alle Theile des Reichs sich zu verbreiten. Eine vierte Sekte, die der Ahmaischa, zeichnet sich durch andere Eigenthümlichkeiten aus, die mir aber nicht bekannt worden, und endlich die Derkawa sind eine Art Derwisch, die, als Harlequins gekleidet, in den Städten und auf dem Lande herumziehen. Die Verehrung der Gläubigen äußert sich in Opferungen aller Art; die Reichen bringen Geld, die Armen hingegen Geschenke in Naturalien dar.

Außer diesen Sekten giebt es noch einzelne Santons, eine Art Einsiedler, die in der Wüste, nur zuweilen in den Städten, oder immer an den abgelegensten Orten leben. Es giebt deren beiderlei, nämlich Jsioten (Aretinus sc.), die vorzugsweise bei den Mauren in großer Achtung stehen und für Heilige gehalten werden, Fanatiker und endlich Betrüger. Man läßt sich von ihnen Alles gefallen, und sie dürfen ihre Launen auf die wunderlichste Weise ausüben. Eine Neuvermählte, die, aus der Moschee kommend, über den Marktplatz von Tanger nach Hause sich begab, ward hier von einem Santon ergriffen, der sich ihrer bemächtigte. Ihr Mann, ein Zeuge der Handlung, mußte sich für sehr geehrt halten, daß seine Frau durch einen Heiligen beglückt wurde.

Ich begegnete zu Tanger fast alle Tage einem alten bösesinnigen Santon, der mit dem Schuhwerk in der Hand durch die Straßen lief und ein wildes Geheul vernehmen ließ; schon seit zwanzig Jahren treibt er dieses Geschäft, ohne daß seine Lungen darunter litten. Durch das schreckliche Geschrei herangezogen, sieht die ganze Nachbarschaft sich besonders die Frauen, die ihm mit begreiflicher Fömmigkeit die blutre Hand küssten. Wer die Hand verfehlte, der küßte wenigstens seinen Rock. Es mußte dies eine um so verdienstlichere Handlung sevn, als man sich derselben fast mit Lebensgefahr unterzog; denn der Jriot schlug unbarmherzigen mit einem langen Stabe ein Rad um sich her, und wehe dem Kopfe, der von ihm getroffen ward! Gleichsam unsichtbarmächtig weilt er vorzugsweise auf die schwarzen Gewänder, das heißt auf die Juden, los. Als ich eines Tages von der Treppe des Schwedischen Konsuls herabkam, hatte ich beinahe selbst einen Schlag erhalten, aber der Hieb, der für mich nicht bestimmt war, streifte glücklich bei mir vorüber und ging geradewegs zu einem Mrrefte, d. h. an den Kopf eines Jsraeliten. Ich weiß nicht, was für ein Mißgeschick der Schuurz, dem Unglücklichen beinahe zu Theil haben wochte, aber ich sah ihn jedesmal nach dem Bureau des Muhtsihs oder des Polizei-Chefs abführen; dort wartete man ihm, um ihm den Kopf zu beilen, mit achtzig Riemenschlägen auf die Fußsohle auf. Ich verfuhr leiter zu spät, daß ich durch einige Silbermünzen den armen Hebräer von der Bastonnade hätte befreien können.

Jener Santon war persönlich bekannt, er war ungefähr fünfzehn Jahren den damaligen Französischen Konsul, Herrn Saudeau, auf öffentlicher Straße anfiel und ihm mit dem Stocke einen Hieb auf den Kopf versetzte. Der Konsul verlangte von dem damals regierenden Maley-Suleiman Genugthuung und forderte, daß der Schuldige ihm ausgeliefert würde, um an ihm die Beleidigung des Völkerrechts zu rächen. Der Sultan aber rechtfertigte die Gewaltthat mit dem gelächerlichen Grunde, daß in der Geschichte des Konsulats derühmt geworden. Wir theilen hier der Merkwürdigkeit wegen eine wörtliche Uebersetzung desselben mit:

„Jn Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes. Es ist keine Macht und keine Gewalt außer Gott, dem Allergrößten und Allerhöchsten, Einem! Konsul der Französischen Nation, Herr Saudeau! Hiermit, der auf rechtem Wege wandelt! Da Du als Gast unter unserem Schutze stehst und als Konsul einer großen Nation in unserem Reiche fungirst, so müssen mir Dir nur die höchste Achtung und die ausgezeichnetste Ehre zu Theil werden lassen. Du wirst leicht begreifen, daß uns das, was Die widerfahren, in einem hohen Grade beklagenswerth erscheint, wenn es auch die Folge Deiner Uebereilung und Deiner gelächerlichen Schnur ist. Sind wir auch nicht im Stande, den Willen der göttlichen Vorsehung zu hemmen, so kann es uns doch auch nicht angenehm seyn, daß selbst dem geringsten Manne, ja auch nicht einmal einem unter uns lebenden Thiere, eine ähnliche Behandlung widerfahre; wir wollen daher auch nicht unterlassen, das Vergehen, so Gott will, streng zu bestrafen. Durch Ihr Erscheinen sey Jhnen kundgethan, daß wir wisset daß Beleidigungen mit Geduld zu ertragen, nach dem Beispiele Eures gottesfürchtigen Propheten Jesus. Schaue des Maria, der Euch in dem Buche, das er Euch im Namen Gottes übergab, ausdrücklich befiehlt, wenn Euch Jemand auf die eine Wange schlägt, ihm die andere hinzureichen. Er selbst, der Gebenedeite, wehrte sich nicht, als die Juden kamen, um ihn zu fühlen, und darum hat ihn auch Gott zu sich genommen. Jn unserer heiligen Schrift wird durch den Mund unseres Propheten ebenfalls gesagt, daß kein Weib den wahren Gläubigen in Barmherzigkeit ähnlicher sey, als diejenigen, die da sagen: wir sind Christen; und das ist sehr wahr; man findet in der That unter ihnen Priester und heilige Männer, die nichts von Stolz wissen. Unser Prophet verkündet uns ferner, daß in drei Klassen von Menschen gleich, denen man ihre Handlungen nicht zum Verbrechen anrechnen darf, nämlich der Wahnsinnige, so lange ihm die gesunde Vernunft nicht wiedergegeben ist, das Kind und der Schlafende. Jener Mann aber, der Dich beleidigte, ist wahnsinnig, und er entbehrt aller freien Willbestkraft. Wir haben nun zwar unsererseits beschlossen, daß wir Die wegen seines Vergehens Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Wenn Du ihm jedoch verzeihest, so fördest Du ein besonderes Werk der Gnade aus, und der Allbarmherzige würde Dir's einst wieder vergelten. Beschließt Du indeß durchaus darauf, daß Dir auf dieser Welt Gerechtigkeit widerfahre, so mag es ganz in Deiner Gewalt stehen, damit Niemand in unserem Reiche sich über Frevel und Unrecht zu beklagen habe. Mit der göttlichen Hülfe u. s. w. Am 12. Dschrwalli-Tani im 1235ßten Jahre der Hedschra (28. März 1820)."

Was sollte der gute Konsul thun? Er mußte Barmherzigkeit üben, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, seinen guten christlichen Namen einzubüßen.

Man spricht auf der ganzen Küste der Barbarei von einem Konsul, der sich gar nicht zu barmherzig erwiesen, als Herr Sourdeau. Es ist dies der Englische Konsul von Tripoli. Ein Tripolitanischer Korsar ward angeklagt, ein Britisches Schiff angefrachtet zu haben; der Konsul reklamirte ihn, und er ward ihm auf der Stelle preisgegeben; vergebens behauptete der unglückliche Capitain, daß er die Flagge verkannt und daß er seinen Fehler sofort selbst wieder gut gemacht, selbst er sich von dem Irrthume überzeugte. Vergebens kamen Frau und Kinder und fielen dem Konsul zu Füßen; der unbeugsame Brite hieß ohne Mitleiden den Angeklagten an den Mastbaum seines eigenen Schiffes aufknüpfen. Die Strafe war hart, aber vielleicht war sie doch nicht minder nothwendig. Die Barbaren können durch nichts mehr im Zaum gehalten werden, als durch Strenge.

Um nun wieder auf unsere Konsuln zurückzukommen, so treiben die meisten das Geschäft der Wahrsagekunst und der Zauberei. Sie haben besondere Formeln, vermittelst deren sie alle übelwollende Geister beschwören, so wie unfehlbare Rezepte gegen die verschiedenen Krankheiten der Thiere und der Menschen. Die Leute kommen auch aus weiter Ferne herbei, um sie um Rath zu befragen, und Niemand darf vor ihnen mit leeren Händen erscheinen. Abweichstand findet man da bald auf der Dreifuß, bald im Stalle; gestern heilten sie ein Kamel, heute prophezeiten sie die Schicksale der Welt. An der Zwischenzeit deten und fasten sie und überlassen sich ganz dem beschaulichen Leben, ohne sich im geringsten um den morgenden Tag zu kümmern. Sonderbar genug, ist ihre Heiligkeit eine erbliche, sie geht gleich unseren Adelsbriefen Vater auf den Sohn über, und der Sohn eines Santons ist eben so gut Santon, wie bei uns der Sohn eines Grafen von selber Graf ist.

Die Wohnung eines Santons wird sie heilig gehalten; eine reife Zahne zeichnet sie vor anderen aus, und die Juden müssen vor denselben gleich wie vor den Moschees barfuß vorübergehen. Der Tod eines Santon wird für eine allgemeine Kalamität gehalten. Jhre Grabmäler, die ebenfalls mit einer reifen Zahne geschmückt sind, werden als Wallfahrtsörter angesehen, und in der Nähe Tangers zu gelobten, ist ein Jugendgang ganz unterfagt. Zugleich dienen sie als Asyle, an deren Schwelle alle menschliche Strenge verschwindet, und jeder, der dort angelangt, wird für unverletzlich gehalten.

Die Verehrung der Mauren für ihr Santons liefert einen Beweis von dem blinden Eifer ihres Glaubens. Als entfernter Zweig des mächtigen Mohammedanischen Stammes ist das Maurische Volk durch einen ganzen Weltheil von dem Grabe seines Propheten entfernt, aber trotzdem läßt es sich weder durch diese ungeheure Entfernung, noch durch die unzähligen Gefahren der Reise von den Wallfahrten nach Mekka zurückhalten; in jedem Jahre zieht die heilige Karavane, unter Aufführung ihres Emir, der als eine Art Diktator während der ganzen Reise mit unbeschränkter Gewalt bekleidet ist, von Fez aus. Die Wallfahrt geht über den kleinen Atlas und dringt durch die Wüste Angad in die Thäler des Juuis und die übrigen Küstenstäbte links liegen und zieht rechts nach Tripolis und den da nach Aegypten quer durch die gefahrvolle Wüste Barka, die mit Beduinen bevölkert ist, welche stets bereit sind, über die armen Pilger herzufallen und sie auszuplündern.

Wer auf der Wallfahrt Ehre genommen, erhält für seine Lebenszeit den Ehrentitel eines Hadschi, auf den die Muselmänner besonders viel sind; er hat als solcher das Recht, eine eigenthümliche Art von Turban zu tragen. Seitdem indeß die Wahabiten, eine Art mohammedanische Sozinianer, Mekka eingenommen und dessen Schätze gepländert, werden die Wallfahrten weniger häufig unternommen; die Mauren, die es gleichwohl versuchen, verwandern sich von Tage zu Tage, und falls nicht in Folge irgend einer Revolution das Grab der Propheten wieder in die Hände der orthodoxen Muselmänner kömmt, dürfte das Wallfahrten am Ende ganz abkommen.

Außer den Konsuln giebt es noch einige zwanzig Familien zu Tanger, die sich deshalb unter dem Schutze der Flaggen der verschiedenen Konsuln niedergelassen. Man findet hier auch ein Kloster, das von zwei Spanischen Franziskanern bedient wird, welche die ganz christliche Geistlichkeit von Marokko ausmachen. Die beiden Mönche sind von ganz entgegengesetzten Charakteren; der Eine ist ein Weltmann und führt ein heiles, lustiges Leben, der Andere dagegen sieht die Welt und lebt nur in der Einsamkeit. Der Letztere hat sich mitten auf dem christlichen Kirchhofe eine Landhütte aufgebaut, in der er seine Tage in Andacht und Beschaulichkeit verbringt. Die Mauren schätzen den Einsiedler mehr Ehrerbietung zu bewerfen, während die Ehrfurcht dem Weltmann zugethan sind.

Charles Didier.

Mannigfaltiges.

— Unterirdische Brunnen in Pennsylvanien. Vor einiger Zeit wurde in dem großen Thale zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgen der Nord-Amerikanischen Grafschaft Franklin ein Brunnen gegraben, und ein anderer ungefähr 30 oder 40 Ruthen davon, in der Grafschaft Cumberland; an beiden Stellen gab es, als man bis auf eine Tiefe von 25 Fuß gekommen war, der Bohrer plötzlich nach, und es drang ein Wasserstrom hervor. Man ließ ein Senkblei hinab, das 50 Klafter Schnur hatte, aber es kam auf keinen Grund. Die beiden Brunnen befanden sich noch jetzt in demselben Zustande. Man glaubt, es sey in dieser Gegend ein unterirdischer See, der sich unter der Basis der großen Alegheny-Gebirgen zwischen dem Susquehannah und Pittsburgh am Ohio hinziehe.

(Alleghany Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Pruß. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Montag den 26. September 1836.

England.

Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836.

Erster Artikel.

Wenn ein gewissenhafter Kritiker, dem aber die Zeit sehr sparsam zugemessen ist, vom Kontinente nach London mit dem Auftrage käme, die Englische Malerei und Bildhauerei im Fluge zu beurtheilen, so würde er seinen Komittenten ohne Zweifel nur sehr unvollständige Begriffe davon zurückbringen.

Mögen er nicht bei seiner Ankunft mit tüchtigen Kenntnissen und hinlänglichen Empfehlungen im Voraus gerüstet ist, wird er sich vielleicht begnügen, den Haasen zu folgen, der sich nach Somerset-House drängt. Während jedoch die Haupt-Ausstellung der Akademie ihre beiden Flügelthüren geöffnet hat, wird das schaulustige Publikum noch von drei anderen wichtigen, aber weniger populairen Ausstellungen, an verschiedenen Orten der Stadt, gleichzeitig zum Besuche eingeladen. Man würde sich also nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dem jährlichen Zustande der Kunst in England machen (und ein für alle Mal sey es gesagt, daß Kunst hier bloß die Kunst der Malerei und Skulptur bedeutet), wenn man nicht die vier Ausstellungen kennen gelernt und studirt hätte.

Es wird nicht unnütz seyn, zu erklären, wir und warum sie so getrennt sind.

Wir haben weder die Absicht, noch die Mühe, der Königl. Akademie einen Vorwurf zu machen. Im Jahre 1768 gegründet und, ohne die Assistenten zu zählen, aus 40 Akademikern bestehend, füllt sie, mag sie nun einr gute oder eine schlechte Anwendung von ihren Privilegien machen, allsährlich Somerset-House mit den Gemälden und Skulpturen ihrer Mitglieder und ihrer Zöglinge, zum Nachtheil der fremden Konkurrenten, welche sie nach Willkür ausschließt.

Hätte sie ihr Ansehen freisinnig ausüben wollen, so wäre die Sache nicht leicht gewesen. Ihr beschränktes Lokal erlaubt ihr nicht, auf ein Mal mehr als tausend bis zwölfhundert Werke aufzustellen.

Demnach waren die Aquarell-Maler, die in der Kunst eine wahre Macht bilden, im Jahre 1804 der Meinung, daß die Akademie für ihre Feierlichkeiten ihnen keinen hinreichenden Platz gewährt. Sie wollten von nun an ihren eigenen Weg verfolgen. Mit Vereinigung ihrer Kräfte gründeten sie die Gesellschaft, welche in diesem Jahre London zu ihrer 32ten Ausstellung einladet.

Dieses Beispiel von Unabhängigkeit, welches der Erfolg krönt, sollte nicht ohne Nachahmer bleiben. Verschiedene ausgezeichnete Künstler sind es endlich müde, den akademischen Stiefeln und goldenen Dienmützen ihr Gedeihen wesentlich vorzutragen. Eine neue Gesellschaft hat sich gegründet, welche alle Gemälde und Marmor-Arbeiten, mögen sie nun von Somerset-House zurückgewiesen seyn oder nicht, aufnehmen wird. Dieser Verein von Britischen Künstlern empfiehlt sich seit durch seine dreizehnte Ausstellung, die mehr als tausend Werke enthält.

Nichts verwöhnt so sehr, als das Glück. Ihres Ursprungs vergessen, hatten sich die seit 1804 gegründeten Aquarell-Maler nach und nach gegen junge Künstler noch eifersüchtiger gezeigt, als es je die Akademiker selbst gewesen waren. Glücklicherweise ist die Zwietracht der Vereine unerschöpflich. Die Unzufriedenen treten wieder zusammen; sie wenden sich an die Gunst des Publikums; sie finden Ermunterung, und ein neuer Verein von Aquarell-Malern kündigt gegenwärtig seine fünfte Ausstellung in der Stadt an.

Es giebt also vier verschiedene Ausstellungen, welche mit ungleichen Berechtigungen auf die Theilnahme und die Gunst des Publikums Anspruch machen, von denen aber keine zu verachten ist. Wenn wir die Nummern ihrer vier Verzeichnisse zusammenrechnen, so finden wir, daß sie im Jahre 1836 zweitausendsechsbundertzwölfhundertsechzig Werke der Zeichnenkunst, der Skulptur und der Malerei, also ungefähr 300 Stücke mehr, als die diesjährige Pariser Ausstellung hatten.

Es würde einfacher und bis auf einen gewissen Punkt auch passender seyn, wenn sie alle, wie im Louvre, in einem einzigen gemeinschaftlichen Gebäude vereinigt wären. Ich will jedoch nicht debauten, daß die Trennung nicht ihre Vortheile hat. Weiteifer wird ohne Zweifel überall aus der unmittelbaren Zusammenstellung von Werken entstehen; aber fördert nicht eine entschiedene und fast feindliche Konkurrenz noch besser die Fortschritte der Kunst?

In Bezug auf die beauene Uebersicht für den bloß Neugierigen und den Kunstliebhaber, wird die leichte Mühe, hier verschiedene Ausstellungen zu besuchen, nach meiner Ansicht hinlänglich durch den Vortheil belohnt, daß man nicht von einer einzigen allgemeinen Ausstellung überschlittet wird, die den Betrachtenden zu Boden drückt und verblüfft.

Es sind also nicht weniger als vier Ausstellungen zu besehen. Dies ist ein sauues und mühsames Geschäft; daeum werden wir sie nur schnell hinter einander durchgehen und uns bloß auf die Beobachtung des allgemeinen Charakters und der hervorstechendsten Werke einer jeden beschränken. Wir wollen nächstens versuchen, ihren Gesammtwerth abzuschätzen.

Italien.

Dante, Petrarka und Boccaj.

Von A. W. v. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Wir es sich aber auch mit der Verbreitung der Sekte der Waldenser, mit ihrer Hauer oder Verttigung im übrigen Italien verhalten mag, ja, wenn wir selbst mit Herrn Rossetti annehmen, daß die Mitglieder des geheimen Vereins durchaus gleiche Ansichten gehabt hätten, so ist doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden, der die Letzteren von jenen Ersteren himmelweit entfernt. Die Albigenser und Waldenser bekannten ihre Ueberzeugung offen und frei; als tugendhafte Männer leiden sie nach den Vorschriften ihres Glaubens und starben für denselben. Die Vereinsgenossen dagegen verbargen sich sorgfältig und trieben die Verstellung so weit, daß sie religiöse Gebräuche mitmachten, die sie im Innern verdammten, ein Benehmen, das die Waldenser für gottlos gehalten hätten.

Die gehrime Gesellschaft hat in der That ihr Geheimniß wunderbar streng bewahrt, daß nach so viel Jahrhunderten Herr Rossetti der Erste ist, der es entdeckt. Sie hat dazu ein vortreffliches Mittel gewählt, nämlich weder gehandelt noch gesprochen. Doch nein, ich irre mich, sie hat zu gleicher Zeit zu schweigen und zu sprechen gewußt; sie hat gesprochen, zu geschweigen, aber in einer Sprache, die für Jedermann unverständlich war, die Mitglieder des Vereins ausgenommen. Diese aber brauchten nicht mehr übereredet zu werden, und die Anderen lasen, ohne sich etwas Arges dabei zu denken. Sie glaubten, Lieder der Liebe und reiner, ideeller Gefühle zu lesen und ahnten nichts von dem Gistbaum der Ketzerei. Zu welchem Zweck hätten wohl so viel Dichter Lenen können, als dieser Epoche entgeht dem Scharfblick des Herrn Rossetti) ihren Geist auf die Folter geschraubt, um so viel Bemänteungen eines und desselben Themas zu erfinden und in Verse zu bringen? Denn wenn wir die unglaublichen Anstrengungen des Herrn Rossetti für wahr annehmen, so hat nichts in diesen verhüllten Stellen dazu beigetragen, auch nur eine bereits in Umlaufene gekommene Meinung zu bestätigen, sondern sie wären ewig bloß nichtige Räthsel geblieben.

Man erzählt, der Barbier des Königs Midas habe, als Letzterem eine thörichte Verwandtung widerfahren, aus Furcht, daß ihn sein Geheimniß erdrücken möchte, ins Erdreich zu verschaffen, zwischen dem Schilf eines Teiches ganz leise gesagt: „Der König Midas hat Eselsohren!“ Der besagte Verein gleicht diesem Barbier ausnehmend; nur war der Erfolg verschieden. Das Schilf, als es emporgewachsen war, wiederholte im nächsten Jahre, wenn der Wind es bewegte, dieselben Worte, und so hatte der Barbier die Freude, das Geheimniß ausgeplaudert zu sehen, ohne daß man ihn einer Indiscretion beschuldigen konnte. Die Vereins-Mitglieder hingegen murmelten, nach Herrn Rossetti, unaufhörlich zwischen den Zähnen: „Der Papst ist der Antichrist!“ ohne daß jemals ein Echo erwachte, welches ihre Lehre popular gemacht hätte.

Herr Rossetti hat einem Umwelt, der sich sehr natürlich darbietet, unvorkommen wollen. Haben die Häupter der Kirche die ganze Zeit hindurch nicht gemerkt, daß man auf sie schmähe, und daß man ihre Macht zerstören wolle? O, allerdings, sagt er, sie wußten es sehr wohl, aber sie hielten es für klüger, sich zu stellen, als verständen sie es nicht. So ging Alles sein höflich vorüber; man lachte von beiden Seiten unter der Kappe, und die Nation eilein war der Narr.

Wahrhaftig, wenn der Verein von der Art gewesen wäre, wir Herr Rossetti ihn schildert, so hätten die Häupter der Kirche sehr Recht gehabt, ihn zu verachten. Ein einziger Mann von Savonarola's Schrot und Korn war fuchtbarer, als Tausende so kindischer und erbärmlicher Gegner.

Die Beförderung jedes einträglichen Aberglaubens, der Handel mit Ablaßbriefen, die Kunstgriffe zur Bereicherung der schon viel zu begüterten Kirche, die Verderbung der Sitten des Klerus und besonders des Römischen Hofes, der weltliche Ehrgeiz, der Nepotismus und das

Digitized by Google

anstößige Leben der Päpste selbst, kurz Alles, was die Vereinzegnessen verabscheuen, das Alles ging zwei Jahrhunderte hindurch nicht nur seinen gewöhnlichen Gang fort, sondern wurde immer ärger, ohne daß die Eingewehnten der Sette sich jemals aus Tagesliecht hervorwagten, ohne daß sie den geringsten Versuch machten, die Völker um sich zu sammeln. Wer kann an einen Verein glauben, der jahrlich gewiß seyn, ganz Italien wie mit einem Netz überzogen, die ausgezeichnetsten Talente unter seinen Mitgliedern gehabt und doch kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben haben soll, als jämmerliche Wortspielereien.

Diesem Verein nun schreibt Herr Rossetti einen großen Einfluß auf die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts zu. Da er aber dieselbe dieser Epoche Lügen bindet, so können wir uns hier Mühe sparen, ihn im Voraus zu widerlegen. Es ist gegen alle Regeln der Logik, einen entfernten, dunklen und mehr als zweifelhaften Grund aufzusuchen, wenn die naheliegendsten Gründe deutlich und klar genug sind, um eine Begebenheit zu erklären. Luther's Reformation fand einen mächtigen Wiederhall in Europa. Italien konnte dieser Erschütterung nicht fremd bleiben, aber es empfand sie später, als andere an Deutschland gränzende Länder. Und hat man übrigens wohl jemals sagen hören, daß die Italiänischen Protestanten ihre Grundsätze von einer alten geheimen Gesellschaft hergeleitet hätten? Ihre offen anerkannten Orakel waren Luther, Melanchton, Zwingli, Calvin und andere Reformatoren, mit denen sie in Verbindung standen.

Selbst in der Zeit, wo der religiöse Aufstand in Deutschland ausbrach, war man in Italien mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die schönen Künste hatten ihren Gipfel erreicht. Zu Rom vollendete man den gewaltigsten und herrlichsten Tempel, der jemals zu Ehren irgend eines Kultus errichtet worden. Michel Angelo und Raphael strengten ihren Genius um die Wette an, um die Pracht der Römischen Kirche zu verschönern und ihre Triumphe zu verherrlichen. Niemand schien zu ahnen, daß der Herrschaft derselben die in ihre Grundvesten erschüttert sey.

In mehreren Italiänischen Schriftstellern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (zum Beispiel im Macchiavell) ist an unzweideutigen Symptomen leicht ein ganz anderer Geist zu erkennen, als der, welcher die Reformatoren beseelte: ein allgemeiner Skepticismus, der, wie gewöhnlich, von der größten Gleichgültigkeit gegen alle Religion, worin diese Autoren nur ein politisches Werkzeug sahen, begleitet ist.

Jedermann weiß, daß Dante und Petrarch die Verderbtheit des Hofes von Rom und Avignon und die Mißbräuche des Kirchenregiments ohne Schonung gerügt haben, aber noch nie hatte Jemand geahnt, daß sie sich, ware es auch nur in verdorgenstem Winkel ihres Innern, von der katholischen Lehre getrennt oder deren Lehrsätze verworfen hätten. Was wir hier von diesen großen Männern sagen, hat nicht zum Zweck, ihnen Ruf als Rechtgläubige wiederherzustellen; nur in ihrer Eigenschaft als Dichter müssen wir sie rechtfertigen und den Flecken tilgen, den Herr Rossetti ihrer Stirn aufzudrücken will.

Als er von Dante spricht, ruft er aus: „Wahrlich, die Religion, diese Tochter des Himmels, wird kaum mehr gelitten, wenn es bewiesen ist, daß eine zitternde Muse, um sich unverwundbar zu machen, von der Furcht bewogen wurde, sich ihrer als Deckmantel zu bedienen!“ — Was sollen diese gebrechlichen Phrasen anders sagen, als daß die Furcht den Dichter zum Heuchler gemacht habe? Dante's Muse zitternd! Pfaffende wire sich der Ausdruck donnern! Er hat sein großes Gedicht unter der Last eines Todesurtheils verfaßt, als er, von Florenz verbannt und seines väterlichen Erbes beraubt, von einem unsichern Asyl zum anderen irrte; er hat es bei seinen Lebzeiten bekannt gemacht, obgleich dies Gedicht von der Art war, daß es ihm die Feindschaft vieler Mächtigen und besonders der kirchlichen Würdenträger zuziehen mußte. Er sühlte die schmerzlichste Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er hoffte noch, daß die seinem Gedicht gezollte Bewunderung das gegen ihn gefällte Urtheil rückgängig machen und daß man ihn in demselben Baptisterium mit dem Lorbeer krönen würde, wo er über der Taufe gehalten worden. Hat er aber deshalb wohl den Florentinern im mindesten geschmeichelt oder sie nur geschont? Sagt er ihnen nicht die bittersten Wahrheiten? Und dieser fühne, freie Geist, der im Unglück nur noch größer wurde, dieses zugleich so fromme und so philosophische Gemüth, sollte nicht eine sormenhärtere Lüge das bespottete Heiligthum der Religion und der Poesie entweiht haben!

Um sein Zweideutigkeits-System zu unterstützen, erinnert Herr Rossetti an den allegorischen und dunklen Charakter der „göttlichen Komödie.“

Dante's Dunkelheit rührt von seiner überaus lakonischen Kürze her, so wie von der oft veralteten und mit gewaltigen Licenzen untermischten Sprache; von tausend Anspielungen auf jetzt wenig mehr bekannte oder ganz verwischte Züge aus der Geschichte oder aus dem Leben einzelner Männer; von einer wissenschaftlichen Sphäre, die von der unsrigen ganz abweicht, indem sie aus der Physik und Metaphysik des Aristoteles, nach dem damaligen Verständniß derselben, ferner aus der Astronomie des Ptolemäus und aus der Theologie der Kirchenlehrer, namentlich des Thomas von Aquino und des heiligen Bonaventura, besteht; mitunter auch von der Sonderbarkeit dieses einsamen Geistes, der in Allem, in Ausdrücken, Metaphern und Vergleichungen, die dreitesten Pfade verschmied. Niemals aber findet man jene verworrene Dunkelheit, die aus der Unklarheit der Gedanken und des Stils entsteht. Ist man erst einmal in den Sinn eingedrungen, so hat man auch etwas Bestandfeste. Uebrigens sind der Stellen, die unerklärlich geblieben oder geworden, nicht so gar viel. Es würden ihrer noch weniger seyn, wenn die alten Kommentatoren mit mehr Kritik bei ihrer Arbeit zu Werke gegangen wären. In dieser Hinsicht haben die neueren Erklärer den Vorzug; aber sie sind wieder mit der Denkweise des Dichters und seiner Zeitgenossen nicht so vertraut. Dante strebte nach Universalität des Wissens, und um ihn richtig zu beurtheilen, muß man die Kenntniß seines Materials kennen, welche die Duelle seiner Zerstreuung ist.

Das Mittelalter hatte einen vorherrschenden Geschmack für die Allegorie. Später sieht man sie noch in der Malerei figuriren, und die dramatische Poesie hat damit begonnen. Die Personifizirung einer allgemeinen oder abstrakten Idee hat nichts Zweideutiges, aber in der Dichtkunst ist sie, ihrer Klarheit ungeachtet, keine Einfachheit. Sie setzt an an der Wirklichkeit eines idealen Wesens glauben, so muß es individuelle Züge annehmen; dieser Fall hat in der Mythologie stattgefunden. Die meisten Gottheiten Griechenlands waren ursprünglich Symbole der Naturmächte oder der Seelenkräfte; aber es waren nicht Personifizirungen, welche die Assession für diesen Zweck besonders erfunden hatte, sondern vielmehr unwillkürliche Schöpfungen einer jugendlichen Phantasie, für die Alles in der Natur belebt war. Die Tradition schuf dann eine Geschichte dieser Gottheiten und verwandelte sie dadurch in Individuen. Eben so hat Dante in seinen Personifizirungen den idealen Theil und den individuellen Charakter derwaßen mit einander verschmolzen, daß es nicht mehr möglich ist, sie zu trennen. Der Wanderer, der die drei Regionen durchschreitet, wo die Seelen je nach ihrem sittlichen Zustande sich aufhalten, ist der natürliche Mensch; aber es ist auch er, der Dichter selbst. Dante Alighieri, mit all seinen besonderen Lebensverhältnissen. Virgil stellt die noch nicht durch die Offenbarung erleuchtete Vernunft vor; aber es ist auch der Lateinische Dichter, den das ganze Mittelalter als einen großen Weisen verehrte. Beatrice repräsentirt die Wissenschaft der göttlichen Dinge; aber es ist auch Beatrice Portinari, deren feusche Schönheit auf Dante von seiner frühesten Jugend an einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Was ist denn nun in dieser Verbildung zu Unbegreiflichem? Das Schöne ist ein Wiederschein der göttlichen Vollkommenheit in der sichtbaren Welt, und nach der Platonischen Verstellung verleiht eine reine Bewunderung die Flügel, deren die Seele bedarf, um sich zu den himmlischen Regionen emporzuschwingen.

Unter allen einzige Beispiele Allegorieen ist viel hin und her gestritten worden, und die Kommentatoren haben über den Sinn derselben nicht einig werden können. Das bewerst, daß sie nicht gänzlich erfunden waren, aber man kann sie zur Seite liegen lassen, ohne daß dem Ganzen dadurch Abbruch geschieht.

Die Visionen am Schluß des Fegefeuers (Gesang 32), wo Dante viele Bilder aus der Apokalypse entlehnt hat, begreifen sich auf die Intriguen und Ränke zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen und auf die Verletzung des heiligen Stuhls nach Avignon. Der Dichter hat sich hier prophetischer Formen bedienen müssen, weil diese Ereignisse in eine spätere Zeit fallen, als seine irrende Wanderung, nämlich erst nach dem Jahre 1300. Dessenungeachtet ist die Allegorie sehr klar, und alle Erklärer haben ihn verstanden.

Dante hat sein Gedicht in dem eben von ihm angedeuteten Sinne gesagt, daß ihn ein antipapistischer Geist beseelt habe; meint man aber damit die Verwerfung einer obersten Central-Gewalt in der Kirche und den Wunsch, den heiligen Stuhl zu stürzen, so war ihm nichts so fern, als ein solcher Gedanke. In der dieser Beziehung ist die Rede, die er den heiligen Vater (Paradies, 27) halten läßt, entschiedend. Die Heiligkeit der Institution an sich wird darin keineswegs, ungeachtet der schrecklichen Entartung, in die sie versunken. Diese ganze Stelle ist prächtig. Das Himmelsicht, welches die Serie des Apostels einschließt, erröthet vor Unwillen; das Firmament färbt sich; es entsteht eine Finsternis wie in dem Augenblick, wo der Heiland starb, und es ertönt folgende Donnerworte: „Der, welcher auf Erden meinen Platz sich anmaßt, meinen Platz, sage ich, den erledigten vor Augesicht des Sohnes Gottes, hat aus meinem Kirchhof eine Kloake voll Blut und Unrath gemacht, so daß der Geist des Bösen, von der Höhe der Himmel hinabgestürzt, sich dort unten wohlgefällt.“ Diese Verse zielen auf Bonifaz VIII. Im Verfolg seiner Rede bezeichnet der Apostel im Voraus das fünfhundert Jahre der ersten Päpste zu Avignon, Clemens V. und Johann XXII., eben so wie er denselben die Gräuelthat seiner ersten Nachfolger, die sich für den Glauben zu Märtyrern geworden, gegeben überstellt.

Ist es nun wohl überhaupt möglich, stärkere und fühnere Dinge zu sagen? Gewiß, diese Worte hätten nicht dicht in Italien wieder; der Ruf von Avignon, wo damals Johann XXII. thronte, mußte schon erschüttert seyn. Der geist, der in ihnen zu sprechen mag, muß heute der zu verbergen? Ist es glaublich, daß er, um seine Gedanken nur von einigen Vertrauten errathen zu lassen, in Logogryphe und Akrostichen eingekleidet haben sollte, was er mit Donnerstimme auf öffentlichem Markt gepredigt hatte?

Dasselbe, was von Dante, gilt auch von Petrarka. Auch er hat unumwunden gesprochen und die Päpste seiner Zeit offen angegriffen. In seinen Briefen giebt er das gräulichste Gemälde vom Hofe zu Avignon. Diese Briefe, sagt Herr Rossetti, wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht. Aber so viel wir wissen, wurden Petrarka's Briefe sehr bewundert und gingen von Hand zu Hand; die Bekanntung dahin also bewiesen werden müssen; indeß wir wollen dies hingehen lassen. Herr Rossetti glaubt, in Petrarka's Lateinischen Hirtengedichten, einer Nachahmung Virgil's, für seine Apostasie geheimnisvolle Stütze gefunden zu haben. Im sechsten dieser Gedichte werden von St. Peters und Clemens VI. im Hirtengewande und unter den Namen Pamphilus und Mition vorgeführt. Im siebenten stellt die Nymphe Eyd, Geliebte des Papstes, die Stadt Avignon vor. Bei dieser Gelegenheit giebt uns Herr Rossetti eine Probe von seiner Griechischen Gelehrsamkeit: Epy, semiradice di Epylogo et Epyeuo, indica quella città epitaceos in ristretto, in epilogo. Epy, die bloße Wurzel von Epylog und Epyhut, bezeichnet jene epikuräische Stadt im summarischen Jahrgeist, im Epilog.) Wir verweisen hier den gelehrten Professor an die ersten besten Schulknaben, die vielleicht so boshaft seyn werden, ihn bei dem Glauben zu lassen, daß seine Dreibuchstabe richtig und seine Etymologie vortrefflich sey. Die Sache ist jedoch sein Rübsel der Sphinx; εἰκὼ heißt „Greis“; es ist also offenbar eine Anspielung auf

Avignons Lage. In einem seiner Briefe sagt Petrarch: In rupe horrida tristis sedet Avennio olim; nunc pontifex maximus Romanus, propriis sedibus desertis, obstante, ut arbitror, natura, caput orbis ellucere nititur, oblitus Laterani et Silvestri. (Auf starrem Fels hängt das einst trübselige Avignon; jetzt will es der Römische Papst, nachdem er die eigene Residenz verlassen, gleichsam wider die Natur zur Hauptstadt der Welt machen, des Lateran und Silvester nicht mehr gedenkend.) Petrarka hat zwar einen Fehler begangen, daß er das Griechische Wort nicht im weiblichen Geschlecht sagte: *almeria, Aepra*; indeß war die Griechische Sprache damals noch nicht Allen zugänglich; er hatte sich vergeblich bemüht, sie zu lernen.*)

Es wundert mich, daß Herr Rossetti die zweite Ekloge nicht erwähnt hat, die sich auf ein schon seines Königs bezieht, auf den Tod des Kaisers Heinrich VII. (im Jahre 1313), dessen Namen (Arrigo) nur wenig verändert ist, nämlich in Argus, um ihm einen klassischen Anstrich zu geben. Hier hätte Herr Rossetti den Petrarch so zu sagen auf frischer That ertappen können, denn er belehrt uns so, daß die Sektirer den Namen dieses Kaisers nicht nur so in Ehren und Andacht brachten, was ihnen noch vergönnt sein konnte, sondern daß sie ihn auch verbreiteten und Gott mit Spöttle geschändeten. Es ist sehr natürlich, daß die Ghibellinen den frühzeitigen Tod Heinrichs VII. beklagten, aber von Seiten der Sektirer wäre eine solche profane Huldigung ziemlich zwecklos gewesen sein. Würde vielleicht der Zufall den Kaiser nach Italien geführt haben, damit er dort der Sekte einen Triumph über die Römische Kirche bereite?

Die Hirtengedichte sind ein Gemisch von geschlechtigster Schleier. Wenn Clemenz VI. und seine Kardinäle ihn nicht zu lesen verwochten, so muß man ihren geringen Scharfsicht entdecken. Der Dichter wollte erraten sein, und er wurde es. Man findet einen Theil dieser Anspielungen in der Italiänischen Literatur-Geschichte von Ginguenè erklärt.

Wenn aber Petrarch als Ghibeline, und da er mit den beiden Brüdern Colonna, dem Bischof von Lombez und dem Kardinal, in Verbindung stand, in seinen Hirten-Gedichten einige Schonung beobachten zu müssen glaubte, so warf er doch in den vier dreifachen Sonnetten, 91, 105, 106 und 107, zier Fetzen von sich. Diese, wegen der edlen Entreflirung, aus der sie hervorgegangen, und um ihrer männlichen Beredsamkeit willen so bewundernswürdigen Sonnette sind von derselben Kraft, wie die in den ausgezeichnete Stelle im Dante. Der Päpstliche ist auf's Haar das babylonische Gemälde Johannis genannt, welches das Maaß des himmlischen Zorns überstiegt hat, ein Pfuhl des Verderbt, eine Schule der Irrlehre, ein Tempel der Ketzerei, der allen Lastern geweiht ist, der Irrnationen und Völkern, und dessen vollkommen Fellen Beispiel in Person hervobnt. Der Dichter verkündet in prophetischer Rede eine Katastrophe, die mit dem Schisma und der Absetzung seiner Häupte auf dem Kapitolinischen Hügel ihr Ende haben soll. In diesen Zeilen herrscht einiges Dunkel, aber der Gegenstand aller dieser Verwünschungen ist deutlich genug bezeichnet.

Diese Sonnette, die eine ganz andere Verbreitung erhielten, als Lateinische Poesie, werden noch bei Lebzeiten Petrarka's publizirt, und da seine Italiänischen Dichtungen in chronologischer Folge geordnet sind, so kann man den Zeitpunkt ihrer Entstehung genau bestimmen.

Petrarch befand sich in einer günstigeren Lage als Dantez seine unverhörte Berühmtheit diente ihm zum Schutz. Er war das Orakel der Gelehrten, das Idol der Beredten der schönen Poesie, der Beredsamkeit, der Freund mehrerer Fürsten und der Stolz seiner Nation. Muthig gesinnet, ist die Wahrheit auch eine Macht: seine Sonnette fanden freie Bahn in Italien, und die Pontenachstkommender Censur des Tridentiner Konzils hatte keine Wirkung.

Die Sache muß mit diesen vier Sonnetten erschöpft scheinen. Alles, was man noch hinzufügen könnte, würde nur noch eine Wiederholung sein. Aber Herr Rossetti ist damit nicht zufrieden. Wenn der Dichter auf tausenderlei Weise die Schändbeit, Habsucht und Ungerechtigkeit seiner Zeit geißelt, so ist es immer das Kardenalschen der Sektirer, und dasselbe gilt von allen Sätzen der Liebe. Dante's Beatrice ist die Sekte; Cino da Pistoia's Selvaggia ist die Sekte; Petrarch's Laura ist die Sekte; Boccaccio's Fiametta ist wiederum die Sekte, genug, die Sekte ist die Allerweiss-Geliebte. Dank ihr, trotz ihrer Ketzerei, daß sie zu so viel herrlichen Versen Anlaß gegeben hat.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Miß Martineau und die Insel Ceilon.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Schon lange Zeit gab es an der Küste von Ceilon Europäische Kolonien, und noch wußte man sehr wenig von dem Innern dieser großen Insel. Für die Wohlfahrt der Eingebornen konnte wegen der entgegenstehenden Stimmung des Hofes von Kandi so gut als nichts geschehen; aber die raschen Fortschritte, welche in den letzten Jahren gemacht worden, geben uns gegründete Hoffnung, daß die Britische Regierung in möglichst kurzer Zeit alle Hindernisse beseitigt haben werde. Die ganze Insel steht jetzt unter Britischer Kontrolle, und bereits ist mit geringen Mitteln so viel geleistet worden, daß man an dem Endresultate unter glücklicheren Umständen nicht zweifeln kann.

Miß Martineau, die berühmte Staatswirthschaftliche Schriftstellerin, hat unter dem Titel „Zimmet und Perlen" vor einiger Zeit eine Erzählung herausgegeben, die auf Ceilon spielt. Darin thut sie sowohl den Bemühungen der Britischen Behörden, als dem jetzigen Zustande der Insel, den sie gar nicht kennt, das größte Unrecht. In einer Reihe von Briefen, welche die in Ceilon erscheinende Zeitung mittheilt, finden wir eine Widerlegung der zahlreichen falschen Behauptungen unserer sonst so gewissenhaften Staats-Oekonomin.

Miß Martineau verweilt in ihrem Romane besonders lange bei dem elenden Zustande des Eingebornschen und rieth selbst Ursachen der ausschließlich darin finden will, daß die Regierung sich des Monopol des Zimmets und der Perlen vorbehalten habe. Die Erzählung beginnt mit der Beschreibung eines nächtlichen Lebenreuers, welches ein junger Bauer, Namens Rapo, und seine Braut Marana freiwillig besehen. Das niedere Paar ist zu arm, als daß es Lampen zu brennen und neue Kleidungen anzuschaffen." Eine kleine barmlose Schmuggelei ist das einzige Mittel, was helfen kann; und so steuern sie sich bei Nacht und Dunkel auf einem ganz schlichten Floß nach dem Revier der Perlenmuscheln, das von der Regierung bewacht wird. Rapo gelangt wohlbehalten dahin, taucht unter in die Tiefe und holt einige Muscheln heraus. „Das Floß", sagt Miß Martineau, „wird den Wachtboten der Regierung nur wie ein Stück Treibholz vorgekommen sein, hatten nicht die kostbaren Steine an Marana's silbenen Haarnadeln zu Hell gefunkelt." Wie bemerken einstweilen nur, daß die schöne Marana für einen so kostbaren Kopfputz recht gut ein halbes Dutzend Haarer und die anständigste Ausstaffirung für sich und ihren Geliebten kaufen konnte, und daß Beide zum Tellhaufe reif gewesen wären, wenn sie, im Besitze so einer kostbaren Perle, auf einer einzigen Perlmuschelbank wollen ihr Leben und ihre Freiheit gewagt hätten. Diese Scene ist übrigens nur der Text zu einem Raisonnement, in welchem die Klage Miß unter Anderem sagt: „Wenn die Regierung ihre Perlen-Bänke einem öffentlichen verkaufen wollte, die jetzt um den kärglichen Lohn als Taucher dienen, so würde sie bald in einem Jahre mehr gewinnen, als jemals fünf Perlen-Fischereien in fünfzehn Jahren haben." Es ist wahrlich zu bedauern, wenn so kluge Ladies recht eigentlich ins Blaue hinein raisonniren. Unser Kritiker sagt in seiner Widerlegung zunächst, es sey ganz unwahr, daß die bei der Perlen-Fischerei angestellten Personen so kärglichen Tagelohn bekamen, und beweist dies, indem er die Löhnung specifizirt, auch der Beamte, freiwilliger Arbeiter gedenkt, und aus bloßer Sportsluft sich an der Perlenfischerei Theilnahme betheiligen, um bei den Perlen-Bänken beschäftigt zu werden. Er widerlegt alsdann die Behauptung, daß der Wohlstand der Insel dadurch gestöret würde, wenn man die Perlen-Fischerei den Bauern überließe, und schließt mit folgender interessanten Notiz:

„Man nimmt an, daß die Perlen-Bänken für sechszehn Jahre vollkommen erschöpft sind." Vor dieser Periode darf sie noch nicht Perle genug nach dieser Periode sind sie: bei Vier Zoll — die Schale kennt sich — der fleischige Theil, in welchem die Perle sitzt, vermodert, und die Perle selbst fällt sich auf. Man muß also ein sehr wachsames Auge darauf haben, daß jede Perlenbank genau in der Periode der Reife abgefischt werde, indem alle sechsen Jahre nur etwa zwanzig Tage die rechte Periode dieser Fischerei sind. Wären die Perlen-Bänke so zahlreich und ergiebig, daß sie jedes Jahr einen reichlichen Fang abgäben, so hätten wir sehr bedeutende jährliche Fischereien; da dies aber nicht der Fall ist, so ist der Ertrag in manchem Jahre gering und in anderen Jahren gleich Null. Beides aus dem einfachen Grunde, weil keine reife Perlen-Bänken vorhanden sind. Ausserdem verdient Erwähnung, daß die Operationen der Fischerei nur in der wenigen Perioden — welche um den 5. März anzufangen pflegt und nicht viel über einen Monat dauert — in den tiefen Gewässern, wo die Perlen-Bänke sich befinden, mit Erfolg von Statten gehen, weil die See alsdann heiter und feel von Stürmungen ist. Es erhellet aber in der That kein Monopol der Perlen-Fischerei, d. h. im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Perlen werden in Ceilon nicht verschenket verkauft, und ihr Preis richtet sich nach dem Preise der Perlen auf allen anderen Märkten."

Miß Martineau argumentirt in der falschen Voraussetzung, daß der Perlen-Verkauf unbeschränkt sey, was aber nach Obigem durchaus nicht der Fall ist. Sie meint außerdem, die Freiheit des Fischens würde dem Wohlstand der Eingebornen vermehren und also in kurzem den Charakter und die Sitten derselben verändern. Diese Idee verräth eine beklagenswerthe Unbekanntschaft mit dem Charakter der Orientalen überhaupt. Unser Kritiker bemerkt hierüber: „Zu wessen Vortheil verwendet man das Geld, welches unter der gegenwärtigen Verwaltung gewonnen wird? Wenn die Verwaltung nicht eben so schwach als nichtswürdig ist, so geschieht es zum Vortheil der Eingebornen der Ceilon's. Wir können also nur sagen: Wieder Ceilon's Wohlstand dürfte verden, wenn die Eingebornen selber das Geld in Empfang nähmen, welches aus dem Verkauf der Perlen resultiert, wenn die Fischerei derselben so unbeschränkt wäre, wie die der Steinbutten im Kanal? Sieht es schlechter um das Land, weil die Regierung selbst diese Summen einnimmt und zu Förderung des gemeinen Besten verwendet? Ceilon kann nimmermehr zu einem Wohlstand sich erheben, so lange es keine Communication mit dem Innern, keine Landstraßen giebt, der Adem aber, so lange die Mittel zur Bewässerung fehlen, in deren Ermangelung ein so großer Theil des Bodens eine Wüste bleibt."

Wir knüpfen hieran folgende beschridene Frage: Sind denn die Eingebornen mit ihren wahren Interessen auch hinlänglich vertraut, um solche Betreiten aus freien Stücken zu übernehmen, oder haben wir auch Grund genug zu dem Argwohn, daß sie, mit ihrem Gelde sich begnügend, schon an der Schwelle des Unternehmens ausruhen und es für Übereilung halten würden, einem Vortheil, der ihnen als solcher gar nicht einleuchtet, nachzustreben? Schon lange bevor Miß Martineau ihre Romane schried, hat man den Eingebornen Ceilon's recht gute

*) Wir erlauben uns hier die beschiedene Bemerkung, daß Petrarka unter Kpy allerdings das Pontinum gemeint haben kann, denn obgleich das bei Lager Griechische Eigenschaftswort gewöhnlich πετρες, πετρωδης, πετρινος heißt, so kommt doch bei Homer auch πετρος, πετρη, πετρον vor, und nennt lautet nach dem Italiänischen und nach der Römischen Aussprache epy.

Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

Lectionen in der politischen Oekonomie gegeben, wie und von Sanden's*) Tagebuch vom Jahre 1786 lehrt.

„Ich frage", heißt es, „den Wannia, wie es nur zugehe, daß in einer an Fischen so reichen Gegend Wassermangel entstehen könnte, und warum es denn unmöglich sey, diesem Uebelstande durch einen Damm abzuhelfen? Ich bemerkte, daß ich nicht verstanden wurde, und ließ demzufolge einen dahin Baum bringen, an dem ich ihnen praktisch zeigte, wie leicht dieses Projekt zu realisiren sey. Man entgegnete mir, die Bevölkerung habe durch Auswanderung und Seuchen so fürchtbar abgenommen, daß Werke von solcher Größe nicht mehr ausgeführt werden könnten, und die Leute kultivirten jetzt nur so viel, als zu ihrem jährlichen Bedarf ausreiche. Ich bemerkte dem Wannia und den Uebrigen, gerade dieser Umstand sey dem Anwachs der Bevölkerung hinderlich, und wenn jeder Land-Eigenthümer mehr anbaue, als zu seinem eigenen Unterhalt erforderlich sey, so könnte er den Ueberschuß nach Trinkonomale schicken und das Geld dafür einnehmen. Jetzt, sagte ich, schleppen die Leute aus Madras alles dahin und dem Lande, aus dieser Ursache kommt nie Geld hierher, weil wir ihnen keine Produkte dagegen anbieten können." Bei einer anderen Gelegenheit richtete der Verf. ähnliche Ermahnungen an die Eingeborenen: „Auf ihre Bemerkung", so erzählt er, „daß sie als Kaufleute und Fischer keine Landwirthschaft treiben könnten, entgegnete ich, ihr Kaufmannsstand sey zwar der Gesellschaft von Nutzen, werde aber den Ruin der Bewohner und zuletzt ihren eigenen Untergang herbeiführen, wenn sie dem Beispiele der Arbiter-Reisenden folgten, die gegen die Einfuhr-Artikel auszutauschen könnten. Wenn Ihr, so sagte ich, zum Landbau wirklich keine Zeit übrig habt, so sollet Ihr wenigstens die Hochlande von dem Gestrüpp und Unkraut reinigen und Kokos-Palmen, Areka, Teak, Brodfrucht u. s. w. an dessen Stelle pflanzen u. s. w."

Ihrer anderen Gegend bemerkte van Sanden sehr viel Töpferei. Er sagte den Personen, die der Regierung Bastleine und Ziegel lieferten, sie möchten sich doch zum Feststampfen der Masse lieber einer Anzahl Büffel, als träger Malabaren bedienen; allein es ist schwer, ein Reizmittel zu finden, wo das Klima selbst die Eingebornen nicht anspornt, und wo die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens leicht zu erlangen sind. Wer auch nur einen Kokos-Baum besitzt, der läßt sich behaglich in seinem Schatten nieder, verspeist die Früchte, trinkt den Saft und verwendet das Oel, die Blätter und Fibern zu seinem täglichen Bedarf. So lange dieser Eine Baum ihn und die Seinen nicht im Stiche läßt, pflanzt er keinen anderen, und noch weniger kümmern ihn die übrigen Vegetabilien.

Neben der großen Unwissenheit und Trägheit des Asiaten ist es auch seine Antipathie gegen alle Neuerungen, die jeden Fortschritt zum Besseren faßt unmöglich macht. Als unser Reisender den Bewohnern eines Dorfes in Ceilon sechs junge Kokos-Bäume zum Geschenk andot und ihnen die Vortheile, die sie davon haben würden, auseinandersetzte, zauderten sie, das Geschenk anzunehmen, und entgegneten: „Warum wollen wir alles das thun? unsere Väter und Großväter haben es nie so gemacht." Dieselbe Antwort erhielt er, wenn er fragte, warum man die Kinder nicht lesen lehrte. Ihre Aeltern hatten ja Nichts gelernt, und so konnten auch die Kinder darauf verzichten. An verschiedenen Orten fand unser Autor vernachlässigte und absterbende Fruchtbäume, die man vor einigen Jahren gepflanzt hatte. Alle seine Erfahrungen befestigten in ihm die Ueberzeugung, daß nur eine lange Zeit, unermüdliche Geduld und eiserne Beharrlichkeit die zu Förderung der Civilisation nothwendigen Veränderungen bewirken können.

Fast Alles, was in dem Romane der edlen Alis für bisherige Wahrheit gelten will, ist die vollkommenste Unwahrheit, und den wenigen echten Thatsachen schiebt sie aus Unwissenheit falsche Motive unter. Sie klagt darüber, daß man so genau sey, den Arbeiter halb nackt an sein Tagwerk zu schicken, und bedenkt nicht, daß es vielmehr Grausamkeit wäre, ihn in Gemäthe Hitze von 30 Grad R. Kleider aufzudringen. Sie sagt gar nicht, wie sehr man den Malabaren an künstliche Vegetabilien auf Ceilon begünstigt, somit würde sie die folgenden leichtfertigen Worte ohne Zweifel gestrichen haben: „Wenn auf Ceilon Jemand Kartoffeln und Zwiebeln essen will, so muß er sie aus Bombay verschreiben; gelüstet ihn aber nach Erbsen und Kohl, so muß er warten, bis ein Schiff aus England zukommt (!)" Auf allen Märkten Ceilons giebt es Gurken in solcher Größe wie bei uns, und Erbsen vorzüglicher Qualität.. Außer den Erbsen, dem Kohl, der Kartoffeln u. s. w. wird auch der schmackhafte Hotrol vom Kap, der hier vortrefflich gedeiht, zum Verkauf ausgeboten.

Mit Maetinsan versteht es vortrefflich, einen Riesen zu schaffen, und dann reizt sie das Ungeheuer wieder auf die zierlichste Weise von der Welt. Sie bildet sich ein, man verbiete den Bauern auf Ceilon, das Getraid Gbee an die Kraber zu verkaufen — von welcher Nation, brillanzig bemerkt, höchstens zwanzig Individuen auf der Insel zu finden sind — und knüpft an diese Prämisse folgende scharfsinnige Bemerkung: „Wäre ein freier Verkehr erlaubt, so würde man eine Menge Bauern, mit ihrer ledernen Flasche auf der Schulter, am Morgen wie am Abend unter die Häuser Serbern geben sehen, die in ihrer Sprache Gbee, die Hügel nennen." Es ist wahr, daß man Nichts von dem Melken wilder Büffel zu sprechen, während man komfortabel am einem Englischen Kamine sitzt oder dem Geschäft einer Kuhmagd in einem Berlinischen Stalle zusieht; es ist aber ein ganz anderes Ding, den Hörnern und Hufen wilder und zügelloser Thiere sich aussetzen, die an einen solchen Prozeß nicht gewöhnt sind. Auch bedarf es nicht erst eines obrigkeitlichen Verbotes, um ein Experiment zu verbieten, das mit der dringendsten Lebensgefahr verbunden wäre. Wir brauchen dem Ersinder übrigens kaum zu versichern, daß man der Ausfuhr des Gbee in Ceilon eben so wenig Hindernisse in den Weg legt, als der Ausfuhr des feinen Tuches auf Britischem Boden.

Mit Martineau weiß auch die traurige Erfindung der Zimmt-Schaller recht hergebrachtermaßen zu schlittern und einmal großen Aufsatz an ihren täglichen Tagelohn, als der einzigen Ursache so großen Elendes. Unser Gewährsmann aus Ceilon beweist ihr aber urkundlich, daß der Tagelohn eines solchen Arbeiters im Durchschnitt wenigstens 1 Schilling 3 Pence für den Tag beträgt und also um 150 Prozent besser ist, als der gewöhnliche Tagelohn. Sie läßt ihren Ehef der Zimmtschäler dazu über klagen, daß man die Laar nur mit Mühe davon abhalten könne, die Rinde bei Ernte des Zimmts unnütz zu pflücken. Das ist nun eine nagelneue Notiz: wer in aller Welt weiß unserer Lady anzudeuten, daß man das Zimmt-Frucht für kostbar hält?! Alice (eine junge Dame in dem genannten Roman), die ein wunderbar scharfes Geruchs-Organ haben muß, wird ganz entzückt von dem kostbaren Dufte, den die Rollen der Rinde verströmen sollen.*), Obschon", so sagt die Verfasserin, „die Hände der Arbeiter sehr häufig wund (aus Melancholie), wenn sie überhaupt zu gehen pflegt, wenn der Mensch nicht für sich selbst arbeitet — obschon der Prozeß des Schälens unbehülflich war und eine Menge Material verzeudet wurde, so sind doch eine solche Menge Rinde von unzähligen Aesten und Zweigen, daß Alice nicht begreifen konnte, was man daraus machen wollte." In diesem Satz sind wirklich eben so viele Mißverständnisse, als er Zeilen enthält. Die Zimmt-Schäler betrachten ihre Arbeit durchaus nicht lästig, weil sie hinreichenden Lohn dafür empfangen; denn der freie Arbeiter schälte im Jahre 1832 um genau denselben Lohn, der von 1828 bis 1831 dem gezwungenen Arbeiter verabfolgt wurde. Der Prozeß des Schälens ist ganz und gar nicht unbehülflich; er geht vielmehr so geschickt von Statten, daß in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen bleibt; und was das Arbeiten für sich selbst betrifft, so sind die Eingeladen darin eben so gut bewandert, wie der Schneidergesell, der an einem Kleide näht, das der Kunde seines Meisters tragen soll.**)

Mit Martineau beschuldigt die Regierung an mehr als Einer Stelle ihres Romans, daß sie den Ueberschuß des Zimmtes verbrennen lasse. Wieder eine absolute Unwahrheit! Dieser Ueberschuß wird vielmehr in Magazinen deponirt, als Vorrath für den Fall einer schlechten Zimmt-Aernte; der Zimmt-Zweig ist ein Besitzthum ersten Ranges, und Niemand denn Herrn M'Culloch zu verdanken, der in seinem Wörterbuche des Handels — aus Gründen, die er selbst am besten wissen muß — so viele Unwahrheiten in Betreff des Zimmt- und Perlen-Monopols aufstischt. Wir können hier nicht in die statistischen Details des Journals von Columbo eingehen und begnügen uns vorläufig mit der Schluß-Bemerkung, daß nur entweder unwissende Motive oder die krasseste Unkenntniß der Gegenstände zu Beschuldigungen, wie diejenigen Alices, die Regierung der Eingebornen werde durch Habsucht und Tyrannei niedergedrückt.

Das wahre Verhältniß Ceilon's sind konzentrirte Kapitalien, zum Bau und zur Anlegung von Brücken, Landstraßen, Kanälen u. s. w. Diese werden die Energie der Eingebornen wecken und Mittel zum Transporte der Erzeugnisse bedürfen. Nicht der Kleid und die Thätigkeit der Eingebornen, sondern die außerordentlichen Vortheile des Bodens und Klimas von Ceilon können die Hoffnung in uns nähren, daß diese Insel dereinst aller wohlthätigen Wirkungen eines glücklichen Verkehrs sich erfreuen werde.

Mannigfaltiges.

— Zur Geographie von Ungarn. Von dem neuen großen geographisch-statistischen Werke über Ungarn und seine Nebenländer, von Alexius Zewes: „Magyar országnak 's a' hozzá kapcsolát tartományoknak mostani állapotja statistikai és geographiai tekintetben" (Gegenwärtiger Zustand des Königreichs Ungarn und der damit verbundenen Länder, in statistischer und geographischer Hinsicht), ist der erste Band, der die Erdbeschreibung und Spezial-Statistik des Kreises diesseits der Donau enthält, im Druck erschienen (Pesth, Verlag Beves 2 Fl. 20 Kr. C. M.) Nach dem ersten Band zu urtheilen, wird dieses aus den neuesten und besten Quellen geschöpfte Werk alle bisher erschienene geographisch-statistische Beschreibungen von Ungarn übertreffen. Das Ganze wird aus 7 Bänden bestehen.

— Serbische Literatur. Hr. Simon Milutinovics, ein Serbe, der in Leipzig unter Professor Krug Philosophie studirte und außer seiner Muttersprache Serbisch auch unter Anderen ausgezeichnet Deutsch, Französisch und Italienisch spricht, hat unter dem Titel: „Serbianka Sofiovits, eine anziehende Sammlung Serbischer Volkslieder aus der freien Landschaft Czernogora (Montenegro), die sich bekanntlich nie unter das Türkenjoch gebeugt hat und von einem Wladika oder Bischof der orientalischen Kirche regiert wird, und aus der Herzegovina, unter dem Titel: „Pjewanuia czernogorska i herczegovacka" herausgegeben hat, ließ im vorigen Jahre eine „Istoria czernogore" (Geschichte der Czernogoren) in Serbischer Sprache folgen. Der Fürst Sekias in Rudna (seither in Carlowitz) hat in seinen „Daeeh nepdalok és hösregek" (Serbische Volkslieder und Heldensagen) aus dem letzten Werk eine noch nicht ins Deutsche übertragene Heldensage ins Ungarische übersetzt.

*) Van Sanden war Holländischer Gouverneur in Trinkonemale.

*) Der Zimmtbaum hat an und für sich gar keinen Geruch; man muß erst ein Blatt oder einen Zweig abbrechen, wenn man von den lieblichen Duft etwas einschlürfen will. Doch aber wächst eine sehr lieblich duftende Blume in den Zimmtgärten, deren Geruch, den die Winde allerdings sehr weit tragen, schon oft mit dem des Baumes verwechselt worden ist.

**) Dieser Irrthümer des Mißverstehens zwar an sich wenig, sollten aber doch in einem statistischen Romane nicht vorkommen. So sagt sie bei Zimmt-Rinde in den Gärten selbst verpacken, und zwar in höheren Kisten. Dies geschieht aber niemals. Der Zimmt wird aus den Gärten in Bündeln nach einem Vorrathshause geschafft, wo man ihn sortirt und dann zur Ausfuhr in Ballen packt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Mittwoch den 28. September 1836.

England.

Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836.

Zweiter Artikel.

Steigen wir zunächst in die dritte Etage von Somerset-House und gehen wir durch die drei Säle!

Was uns beim ersten Anblick besonders überrascht, ist die übermäßige Menge Portraits. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind alle große Säle mit nur Portraits.*) Man sieht hier eine blendende Schaar von Pairs und ihren Frauen, von Richtern, Sheriffs, Aldermen, Lordmayors, von Admiralen, Generalen und Marschällen, die sich drängen und gleichsam mit den Ellenbogen stoßen, in Sammet und Seide, in Purpur- und Scharlachmäntel gekleidet. Ich wollte, ich stände mehr zu loben in dieser Masse von vornehmen Würdenträgern, zumal da die Meisten von Akademikern sich haben malen lassen. Aber, ach! ist wohl unter den sieben Portraits, welche der gegenwärtige Präsident der Akademie, Sir Martin Sher, zur Schau gestellt hat, ein einziges, welches mehr als materielle und gewöhnliche Kunst-Geschicklichkeit bezeugt? Sir Martin Sher ist auf Sir Thomas Lawrence gefolgt, aber er hat ihn nicht ersetzt. Er beschäftigt sich mit zwei Künsten: mit der didaktischen Poesie und mit der Delmalerei, und hält sich deshalb, sagt man, für einen halben Michel Angelo. Da geht nicht mehr, als Alles!

Ich könnte Ihnen Alle die hiesigen Beiggs, Pickergill und Reinagle machen, wenn ich ihre jährlichen Ausstellungen nach einander durchnehmen wollte. Doch es lohnt nicht der Mühe. Die Fehler der Herren akademischen Portraitmaler scheint gleichförmig und systematisch zu seyn. Sie haben nur Ein Verfahren und zwar das mattrieselnde. Sie malen sorgfältig die Kleider und den Körper, vernachlässigen aber den Geist und den Charakter. Es schien sich freilich nicht, dem Vorschlage des Studium der Meister anzurathen. Ohne Zweifel glaubt die Akademie, Titian sey unverschämt gewesen, wenn er die Seelen zu nackt dargestellt hat; aber von Dyck hat darauf mehr Rücksicht genommen. Er war auch ein Modemaler, ein Hofmaler, und doch hat er etwas ganz Anderes als seidene Röcke und Sammetmäntel gegeben.

Im Fache der Portraits schienen die Zöglinge, die jungen und die fremden Künstler entschieden den Vorrang vor den Akademikern zu haben.

Vor einer saufren, feinen und anmuthigen Gestalt stehe ich ganz bewegt still. Diese Frau war einst Nea, die so sehr geliebte Tochter Lord Byron's, an welche der Dichter folgende Worte richtete:

O, schlaf, mein Kind, der kurze Schlummer,
Hinschwinden wird er bald in Kummer;
Dies Herz wird bald vor Leiden bangen,
Bald neuen Thranen diese Wangen;
Gram wird bald dieses Aug' umhüllen
Und diese Brust mit Seufzern füllen!

Jetzt heißt sie Lady King und ist eine vornehme Dame. Die Zeit der Schmerzen ist ihr gekommen, und sie ist noch das ruhige und lächelnde Kind geblieben, das sie in der Wiege war. Wie sind der Mutter Character Dank schuldig; ihr Pinsel ist von echter Vogelfreiung geleitet worden. Ada ist glücklich. Wäre diese Gemälde nicht so frisch und lebenskräftig, so würden wir nicht zu glauben wagen, daß die väterliche Versorgung unerfüllt gebieben sey.

Das Portrait des Herzogs von Wellington zu Fuß von Herrn Simpson ist nur zu loben. Hier steht man den energischen, starrsinnigen Soldaten, den Günstling der Fortuna. Der Künstler hat das Originał von der guten Seite aufgefaßt. Vielleicht hat er es sehr idealisirt. Er hat uns nicht den verschlagenen Ehef einer unpopulairen Oppositien dargestellt; hier ist es der prädestinirte und triumphirende General. Wahrscheinlich hatte Seine Gnaden bei Waterloo eine andere Miene, als im Oberhause.

Der Maschine Bereesford, von demselben Maler, zeichnet sich durch eine ähnliche trefflige Ausführung und durch ein detaillirtes Kostüm aus. Auf dem Schlachtfelde stehend, zu seiner Rechten eine Kanone, trägt dieser edle Lord außer der Generals-Uniform seidene Beinkleider, seidene Strumpfe und Ballschuhe. Ich will Herrn Simpson für diese auffallende Toilette nicht verantwortlich machen. Wahrscheinlich besaß der reizende Pair, als er sich malen ließ, eine doppelte Eitelkeit. Er wollte sein schönes Bein recht vortheilhaft zeigen und doch zugleich in einem so viel als möglich kriegerischen Anzuge erscheinen. Diese Phantasie würde hinreichen, um den Marschall Beresford unsterblich zu machen, wenn er auch nicht seine sonderbare Schlacht von Albuera, bei welcher es weder einen Sieger noch Besiegten gab, geliefert hätte.

Noch ist ein Portrait nicht zu übergehen, nämlich das des Lords Brougham. Hier ist der advigitische Erkanzler nicht, wie Lord Lyndhurst, mit seiner ehemaligen Amtsrauch unverbrüchlich herausgeputzt. Er ist schwarz gekleidet; er sitzt in seinem Arbeitszimmer mit gefreuzten Beinen und einem zugemachten Buche in der Hand. Es ist ruhig, so ruhig, als Lord Brougham seyn kann; denn die ganze feurige Unruhe dieses unzähmbaren Geistes zuckt in seinen Mienen und seinen Blicken. Nehmt euch in Acht, ihr unbesichtigen Tories, welche seine Abwesenheit zu Sicherheit wiegt; nehmt euch in Acht, ihr undankbaren Whigs, die ihr ihn verleugnet habt. Dies kraftige Gemälde von Herrn Morton belehrt euch, daß dieser furchtbare Redner noch voll Leben ist. Nehmt euch in Acht; er wird sich erheben und sprechen.

Ein anderes akademisches Genre ist noch schwieriger zu charakterisiren. Niedliche Kinder, welche auf Seide und Eiderdunen unter Bäumen von jeder Größe liegen; junge Lords, die sich mit ihrer menschlichen und bestialischen Begleitung auf der Promenade befinden. Ueberall, im Park oder im Salon, überall steht die thierische Natur mit der menschlichen auf dem innigsten Freundschaftsfuße. Hr. Landseer tägt seine vernünftigen Geschöpfe nie allein gehen; beständig sind sie von einer vierfüßigen Escorte umgeben. Alle diese Doggen und bewundernswerthe Bestien. Sie springen, sie lassen, sie laufen, sie beißen. Man streckt die Hand aus, um sie zu liebkosen, oder man zieht sie zurück, aus Furcht, gebissen zu werden. Hr. Landseer hat wohl das Recht, ihnen die Souveraine zu ertheilen. Ich wollte nur, daß er dies entschiedener gethan hätte. Man müßte beim Anblick der Gemälde dieses ausgezeichneten Künstlers nicht zu der Frage gezwungen seyn, was hierbei die Nebensache sey, der Mensch oder der Hund?

Ich muß mich einem Schlachtgemälde etwas mehr nähern, wenn ich das Gefecht der Englischen und Französischen Truppen und den sterbenden General John Moore genau erkennen will. Dieses Bild, von George Jones, verkürzt, sorgfältig gemalt zu werden. Seine illiputischen Reuters sind entzückend, und dennoch ist mir dieses niedliche historische Kleinod entschlüpft. Ist dies mein Fehler gewesen? Warum sind die Schlachten, während sich die Portraits aus überall entgegenstellen und nach Art der Pfauen sich übermüthig brüsten, die auf die Form eines kleinen Oeuschens verzerrt?

Wann werden die Portraitist aufhören, uns zu verfolgen? Ist das nicht noch ein Doppel-Portrait, diese sogenannte „Zusammenkunft Pius VII. und Napoleon's zu Fontainebleau?“ Dieses wahrhaft kenntnißlose Gemälde hat keine poetische Bedeutung. Aber wie nutzen gleb es die erhabene Gestalt des Kaisers wieder! War Napoleon jemals dieser aufgedunsene Jüngling?

Herr Wilkie verjüngt seine Helden und verleiht sie mit Embonpoint. Jener dicke General, der vor der Schlacht von Waterloo an Ludwig XVIII. schreibt, hat nichts von Herzog von Wellington an sich. Seine Gnaden war schon damals kein zwanzigjähriger Jüngling mehr und hatte sicher nicht diese fette und sentimentale Physiognomie.

„Das Innere einer Irländischen Hütte“ behauptet jedoch dies Jahr den Ruf des Herrn Wilkie. Ein junger Bauer, den die Noth zum Viehdiebe und Mörder verleitet hatte, mit blutgefärbten Händen wieder in seine Hütte gekehrt; er hat, ohne Zweifel, in sein Gedächtniß zu beträuben, die Flasche Whisky, die an der Mauer hing, geleert; denn er hat sich zu Boden geworfen und liebkost sorglos mit seinem nackten Kinde. Aber seine Frau und seine Schwester thronen nicht diese furchtbare Ruhe. Sie hören die Soldaten kommen; sie horchen, bleich und erschrocken, an der Thüre. Diese Scene ist sehr dramatisch. Die Bewunderungswürdigkeit des unerklärlichen Lebens einer verderbten Rasse darf man nicht den Muth, die Fehler dieses rührenden Werkes einzeln aufzudecken, aber sie bieten einige allgemeine Bemerkungen über das Talent des Herrn Wilkie dar. Wer ihn nur durch seine Malereien kennen lernte, würde kaum schrec Idee von ihm haben. Er ist in der That nicht mehr derselbe, der so sorgfältig kleine Dramen des ländlichen und gewerblichen Lebens schrieb; er ist nicht mehr derjenige, welchen die Bewunderungswürdige seine Zeitgenossen mit dem doppelten Namen Hogarth's und Teniers's krönte; er ist noch mehr nach dem Ausforuche seiner Bewunderer. Seit seiner Rückkehr aus Spanien ist er ein ganz neuer Mensch. Ist ihm aber faktisch die Verwandelung eben so rühmlich ge-

*) Auch auf unseren Deutschen Ausstellungen sollten oft die Portraits eine nur untergeordnete Hauptrolle. Und dabei kommt uns nicht einmal, wie den Engländern, der Umstand zu statten, daß ein historisches Kostüme Abwechslung in die Monotonie der modernen Männer-Trachten bringt! Aber es überwiegend wie vor, ist es doch oft uns nicht die bloße Eitelkeit, die in ihrer eigenen Huldigung die der Kunst zu finden meint.

Digitized by Google

lungen, wie dem Rembrandt, welcher seine erste so vollendete Manier durch jene zweite, die in den Details=so nachlässig ist, und die nur durch die ideale Vertheilung von Licht und Schatten ihre großen Wirkungen hervorbringt, zu ersetzen suchte? Wir sind weit entfernt, es zu glauben. Der Künstler hat etwas an Mannigfaltigkeit gewonnen; er hat viel an Feinheit und Vollkommenheit verloren. Für den Gewinn, der ihrer Wildnis aus der Fremde mitgebracht hat, hätte er besser gethan, wenn er sein Vaterland niemals verlassen hätte.

Es würde unverzeihlich seyn, wenn wir die mythologischen Compositionen des Herrn Gros unter empfehlen wollten. Der gegenwärtige Standpunkt der Kunst verlangt nicht mehr, daß man der sinnlichen Poesie der Mythen noch so viel Böses nachsage. Man hat lange genug ihre Anmuth verunglimpft und herabgewürdigt. Die Grossen sind zu ehren, die sie jetzt wieder einzuführen suchen. Herr Esty gebührt zu der kleinen Zahl derjenigen, welche diese Restauration glücklich durchsetzen werden. Er hat den Bonus den Zandereij ihres Gliedes und dem blinden Gotte der Leidenschaft entrissen. Wenn Amor und Psyche kommt noch, daß dieser Erneuerer nicht den schlechten Geschmack gehabt hat, die kolossalen Pfuchen des vorigen Jahrhunderts wieder zu erwecken; er hat die antike, gesittete, durchsichtige und doch körperliche Seele wieder belebt. Auch hat er die Vorsicht gebraucht, seine geschmackvollen heidnischen Scenen, die man eben so gut Idyllen von André Chenier nennen könnte, einzuahmen zu lassen.

Herr Wuleredy hat drei Bilder haben nur zwei Skizzen geliefert, aber jede ist ein kleines Meisterstück. Betrachten wir zuerst die des Herrn Wuleredy! Ein Bauernjunge hat eine schöne reife Birne gefunden. Halb Part! — halb Part! ruft sein Kamerad. Der Streit, der sich darüber entspann, wäre beinahe nach dem Rechte des Stärkeren entschieden worden, wenn nicht solatuter Vergleich zu Stande gekommen wäre; der Finder soll seine Birne behalten, nachdem der Verkäufer drei einen Mundvoll davon abgebissen haben wird. Die Ausführung des Vertrages ist gerade der dargestellte Augenblick. Der Besitzer ist so vorsichtig gewesen, die in Anspruch genommene Frucht nicht aus den Händen zu geben; er hält sie fest in der Faust, während der Prätendent einen Mund öffnet, der die Biene kommt den zehn Fingern, die sie halten, zu vorsichtigen beeilt. Der Triumph dieser ergrauten kindischen Komödie ist, daß man unzweifelhaft werden kann, welche von den beiden Physiognomieen den gierigsten Appetit zeigt.

„Der Autolykus“ des Herrn Leslie zeigt von nicht weniger sprechender Wahrheit und Lebendigkeit. Shakespeare ist hier mit seltener Treue und mit seltenem Glück wiedergegeben. Die gewählte Scene ist eine der lustigsten im „Wintermährchen“ Akt 4. Sc. 3. Der boshafte Taschendieb liegt als Landleute-Krämer seine verschiedenen Waaren vor den darüber erstaunten Mädchen aus. Während der gewandte Schelm mit Hand und Auge auf der Lauer steht, unterhält er sein leichtgläubiges Auditorium mit folgender Erzählung: Hier ist noch eine andre Ballade von einem Fische, welcher Mittwoch den 80. April vierzigtausend Klafter über dem Wasserspiegel auf der Küste erschien, wo wo er diese Ballade über die Grausamkeit der barbarischen jungen Mädchen sang. — Wie hatte noch der Dichter der Feinheit Shakespeare's, dieses launenhafte, leichtsinnige, spöttische und verführerische Lächeln, welches der göttliche Dichter auf die Lippen seiner zu gleicher Zeit in Tränen und Thränen erhabenen Muse hinzaubert, so gestierich wiedergegeben.

Die Landschaftsmaler sind der unbestreitbarste Ruhm der Akademie und auch der gegenwärtigen Kunst=Ausstellung von Somerset=House.

Herr Glansfield hat leider seine Barke in diesem Jahre zu weit vom Ufer abstoßen lassen und hat die Küste, welche Keiner besser zu malen verstand, aus dem Auge verloren. Sein „Segefecht“ wird dessenungeachtet dem „Alteren Marine= und Militair=Klub“, der es bestellt hat, gefallen; ich zweifle aber, ob es den Künstler selbst befriedigt. Wie? diese stille Gruppe von großen müßigen und friedlich abgetakelten Kriegsschiffen will die heroische Flotte von Trafalgar? Das Vergleichnis sagt mir: links steht man den Vice=Admiral Collingwood den „Royal Sovereign“ mit seiner Preise „Santa Anna“; rechts sind der „Bucentaure“ und die „Santissima Trinidad“, ganz überschüttet von dem Feuer des „Neptun“ und des „Leviathan“. In Centrum steht die „Victoria“, an deren Bord Nelson mit dem stolzen Bewußtseyn einer vollbrachten Pflicht eben verschieden ist. Das Beste ist, daß man die Ordnung des Kampfes genau erkennt; aber wo ist die Wuth, wo ist der Grad=ist? wo ist der Schrecken dieser furchtbaren Scene? Wie? unter so vielen geschmetterten ten Fahrzeugen, unter so vielen rauchenden und brennenden Trümmern, bei einer so unermeßlichen Niederlage nichts, als schöne, friedliche und durchsichtige Wellen? Wie? nicht eine schäumende und zornige Woge? O, dieses Meer empfindet die große Schlacht nicht, welche es trägt! Hätte es eine glückliche und geschmückte Flotte nach dem Hafen geführt, so könnte es nicht ruhiger und gleichgültiger seyn. Ich behaupte nicht, daß dieser Versuch gegen Herrn Stansfield spricht; jedoch sehe er sich künftig mehr um, ehe er den Kampf auf diesem launenhaften Element darstellt. Jene Siegesfeche verlangen einen in andere Farben getauchten Pinsel, als ihn der lachende Gott, wo friedliche Segel gleiten, und ein romantisches Festzeuf erforbert.*)

Was ist dies für ein Grad im Hintergrunde einer Doppelreihe von schlanken und reichbelaubten Pappeln? Glänzende Treppen funkeln auf den kränklichen, zitternden Blättern. Ein schächternes Reh schlüpft durch den Vordergrund, um sich zu verbergen. Warum sieht ihr so ergriffen von dieser einfachen Composition? Gewiß nicht deshalb, weil ihr auf dem Grabsteine den berühmten Namen des Sir Joshua Reynolds lest. Das ganze Geheimniß des Eindrucks liegt in eurer Seele und in der des Malers. Herr Constable ist König unter den Königen des ländlichen Gebietes. Auch ist es nicht Alles=verständlich, selbst den Unterrabbten nicht zu jeder Stunde. Ihr sagt, er thue jetzt mehr, ihr habt die Natur nicht immer so gesehen, wie diese lebensvolle Leinwand sie euch zeigt; aber ihr habt sie so bemerkt des Morgens oder des Abends, wenn ihr mit klopfendem und bekümmertem Herzen auf die Feier gingt und unter Thränen, ohne zu wissen, ohne auch zu fragen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes wären, unsäuft umher hirrtet.

Lagt uns nun schnell zur zweiten Etage hinabsteigen! Die kleinen Rahmen und die kleinen Porteaus sollen uns, trotz ihrer beträchtlichen Menge, nicht aufhalten.

Ich schätze sehr die zahlreichen Miniatur=Portraits des Akademikers Chalon; das ist aber auch Alles, was ich darüber zu sagen habe.

Drei Kopieen auf Emaille von Herrn Bone nach Van Dyck sind geschickte und sorgfältige Arbeiten, aber sonst nichts weiter.

Unter der geräumigen Menge von Miniaturen könnte ich Einzelnes sehr loben: die Sorgfalt, die Feinheit, die Geschicklichkeit und die Vollendung. Vorzüglich müßte ich empfehlen Herrn Boerlay, Herrn Denning, Robertson, Reß, Booth, Rechard und Newton. Jedoch gestehe ich, unter allen den kleinen Meisterstücken, in Bezug auf äußere Grazie und materielle Ausführung, welche diese Künstler aufgestellt haben, auch nicht vorgebracht einen Gedanken gefunden zu haben, das mir seine Seele zeigte und mich darin leben ließe, wie es die unbedeutendste Figur der Frau von Miebel in Paris thut.

Jetzt sind wir im Rez=de=Chaussée, wo uns die Skulpturen erwarten. Hier herrscht eine fast vollständige Finsterniß. Doch das macht nichts aus; der Weiße des Marmors wird diese ominöse Nacht bald durchdringen.

Die Göttin der Wildschaurei, über die Trägheit des Herrn Chantrey weinend, wüßte, an der Eingangsthüre des Saales aufgestellt, eine passende Statue seyn. Herr Chantrey wird seiner Unthätigkeit nicht müde. Er hat dieses Jahr noch nichts hervorgebracht. Das Alter hat jedoch seine Hand nicht so sehr geschlafft, daß er den Meißel nicht führen könnte. Hält er vielleicht, mit dem akademischen Lorbeer geschmückt und mit dem errungenen Ruhm zufrieden, sein Geschäft für vollendet und glaubt er, der Gegenwart und der Zukunft nichts schuldig zu seyn? Da müßte er sich schrecklich täuschen. Hat ihm Shakespeare nicht gesagt, daß die Zeit die größte Verleumderin ist, und daß sie vorzüglich die berühmtesten Namen verunstalt, die sich nicht selbst täglich durch eine Handlung ihren Zeitgenossen bekannt machen?

Herr Chantrey ist der einzige akademische Bildhauer, in dem Erbärmlichkeit der Ausführung mit Ungeschicklichkeit der Anordnung sich vereinigt. Seine „schlafende Nymphe“, sein vorzüglichstes Werk, läßt mich kalt und mißfällt mir außerordentlich. Was dieses aufgetünchte Mädchen mit blauschem Gürtelrand jemals unter jenen leichten und zarten Schönheiten, welche der Diana auf der Jagd begleiteten und die Nede im Land Arcadien? Und kann, wenn ich sie auch nur für eine mittliche und echt körperliche Evaerschöne halten wollte, muß ich gestehen, diese Faun schläft nicht. Man wird sie niemals erwachen sehen. Sie liegt in ihrem Marmorbette begraben; sie ist todt.

Der Bischof von Limerick, von denselben Künstler, bietet doch wenigstens eine schöne nachdenkende Stellung und ein treues Abbild jener tiefsinnigen Rindsracks, der die Physiognomie des gelehrten Prälaten so auffallend machte.

Es ist ein unbandbares und unnützes Geschäft, mißfame Anstrengungen, denen der Erfolg nicht entsprechen hat, zu kennzeichnen. Ich gehe an einer Menge dreimalunge= und charakterloser mythologischer Figuren und Gruppen vorüber und nähere mich den zahlreichen Büsten. Ich bedauere es, unter ihnen eine kleine Statue des Lords Jodyn Russell in der Verkleidung eines Römischen Senators zu finden. Lord Russell in dieser Gestalt und in diesem Gewande ist eine doppelt unglückliche Idee. Hätte der Pariser Künstler Dantan seine Sammlung Englischer Karikaturen und Chargen vergrößern wollen, er würde der Statue nicht anders gebildet haben. Nichts ist weniger edel, nichts weniger grandios, als der Ausdruck und die Haltung des edlen Lords, dessen Kopf übrigens weit weniger für ein Römischer Sage geeignet. Anderem ist die Statue dieses Ministers so steif und ohne Wärme. Vielleicht hat der berühmte Sohn des Herzogs von Bedford selbst die Schwäche gehabt, sein Abbild so zu bestellen, um es leichter auf das Kamin setzen zu können; wo nicht, so hat ihn Herr Francis sehr tächerlich dargestellt.

Dem Lord Melbourne hat Herr Francis mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat ihn da aufgefaßt, wo er ihn auffassen mußte, in seinen großartigen Aufwallungen des beredten Zornes; der Marmor ist leidenschaftlich bewegt; der Kopf hat eine gute Richtung, die Adern sind aufgeschwollen, die Nasenlöcher geöffnet, das Auge voll Feuer. Ja, das ist der Ebef des Whig=Kabinets im Oberhause, wenn er, durch die Opposition der Tories aufs Aeußerste gebracht, aufspringt und sie mit donnernden Worten niederschmettert.

Am Eingange des Saales hätte man noch zwei kleine Basreliefs um einen letzten Blick. Das eine hat die Absicht, den Sturz des sündiger Engel darzustellen, wahrscheinlich nach dem zerstörigen Gedichte von Thomas Moore. Ich bitte den Herrn Archer um Verzeihung; aber diese drei verglichen Frazenschneider, welche er in den Abgrund stürzt, haben im Himmel niemals den Heiligenschein um ihre Stirn getragen. Ja, wenn er verrückte Masken aus dem Dachfenster eines Irrenhauses fallen ließe, so würde er Recht haben.

Der Schutzengel einer blauen Gletscherblume, eine leichte Sylphide, die sich im Kelche der Blume, deren Seele sie ist, wiegt, charakterisirt genau das junge, zarte und anmuthige Talent des Herrn Westmacott und entlastet uns von Somerset=House mit einem zufriedenen Lächeln.

*) Unsere hiesigen Leser erkennen sich bei dieser Gelegenheit gewiß unwillkürlich des auf der diesjährigen Berliner Ausstellung berühmten Bildes von Leopoldseron: Untergang des Französischen Linienschiffes „le Vengeur“ im Kampfe mit drei Englischen Linienschiffen. Hier sind in der That nicht blos rauchende und brennende Trümmer, nicht blos Leichen und Verzweifelnde, sondern hier lebt auch der Geist jener Zeit des Schreckens und der Größe, in der das Franzosische Volk zu unerhörten Kämpfen und Siegen getrieben wurde.

Digitized by Google

Italien.

Dante, Petrarca und Boccaz.

Von H. W. v. Schlegel.

(Schluß.)

Um seine Hypothese recht einleuchtend zu machen, hat Dorr Rossetti kein besseres Mittel aufzufinden gewußt, als seine Citate durch buntschreckigen Druck in Kursiv-, Schrift und großen Buchstaben verbunkertert zu lassen. Besonders hat er sich auf das Wort Licht (LUCE) geheftet, das ihm als eines der verdächtigsten erscheint. Wie möchten ihm gelo denn die Linie angezeichnet haben, um sein Anfang des großen Pfusterlumps den Augen des Lesers noch sichtbarer zu machen. Auch einige Programme wären nicht am unrechten Ort gewesen; die auf Seite 291 und 292 gegebenen Einfassungen der Epheen Heinrich's VII. sind schon eine kleine Anndrerung.

Es dürfte, die Zeit verschwenden, wenn man sich darauf einlassen wollte, solche Tiefsinnen zu kuriren zu wiederlegen. Wir wollen uns auf eine allgemeine Bemerkung beschränken. Die mystische Poesie in Italien begann mit der Metaphysik der Empfindung, und leider trägt diese Metaphysik den Stempel der scholastischen Schule. Die Sonnette und die Kanzonen der ältesten Italiänischen Dichter sprechen weder zu den Sinnen, noch zu der Seele, denn sie ethmen weder Luft noch Lere deuschaft. Es ist eine zu verschämte Empfindung, um Mitgefühl zu erregen; zuweilen möchte man greifen, ob sie wirklich einen körperlichen Gegenstand gehabt. In Bezug auf Dante und Petrarch aber wäre dieser Irrthum abgeschmackt. In den lyrischen Dichtungen des Ersteren findet man noch Spuren von der früheren Sinnlichkeit, oft aber ist er auch der naive Erzähler wahrer und tiefer Gefühle, wie zum Beispiel in der Vision von Beatricens Tode, die er während einer Krankheit hatte. Petrarch hat seine Vorgänger nicht nur durch unendlichen Stil und schöne Versification weit übertroffen, sondern auch in der feinen seelenschaftlichen Gluth und den feuschesten und erhabensten Empfindungen, die ritterliche Galanterie der Treuhabenne mit der Tiefe eines beschaulichen Anachoreten vereinigt.

Geben wir nun zu Boccaz über. Diese Schriftsteller hat eine große Menge von Bieten verfaßt, wovon die meisten nur noch literarische Alterthümer, einige sogar bibliographische Seltenheiten sind. Einerseits viele er das Gewerbe eines Gelehrten, andererseits bedaute er die heitere Wissenschaft des Novellisten und Romanen-Dichters, und die Ansprüche des Philologen hatten oft einen nachtheiligen Einfluß auf die Inspirationen des Dichters. Man kann nicht läugnen, daß er manchmal seinem Beruf verkannt und einen falschen Weg eingeschlagen hat. Obgleich nun ein mittelmäßige Vorlesüchte, hat er doch, ins Ganzleg betrachtet, einen Umfang von schriftlichen Werken, was nach Petrarca nicht mehr verzeblich war. Sein Ehrgeiz als Prosaiker bestand darin, die schöne Toskanische Sprachweise nach dem Muster Cicerons scher Perioden zu bilden; in der beschreibenden und pathetischen Gattung wich sein Stil durch den zu häufigen Gebrauch von Partizipien und Zwischensätzen etwas schleppend, wogegen sich nichts Anmuthigeres denken läßt, als seine Nachahmungen des provenzalischen Versschlags. Dasjenige Werk, welches ihm augenscheinlich die größte Mühe gemacht hat, der „Filocopo", ist auch das, was ihm ganz und gar mißlungen ist. Eine einzige seiner Schriften, das Decameron, hat allgemeines Glück gemacht und Europäischen Ruf erlangt. Boccaz mag immerhin davon wie von seine Kinderei seiner Jugend sprechen (übrigens eine etwas späte Kinderei, denn er war dreißig Jahr alt, als das Decameron erschien), es hat doch seinen Ruhm begründet. Selbst zugegeben, daß ein Theil des Beifalls, dessen er sich erfreute, auf Rechnung von Reizen zu schreiben ist, mit denen die Kunst und das Talent nichts gemein haben, ja, wenn man auch diese Reize zahlt, so scheint es mir immer noch, daß man etwas darin finden kann, was eine reine Bewunderung rechtfertigt. Doch es handelt sich hier nicht darum, literarische Verdienste zu wiederegen; wir haben bloß die vermeintlichen Angriffen von einem gelehrten Bunde zu prüfen.

Herr Rossetti will mit aller Gewalt in den anderen Geschriften Boccaccio's das Kauderwälsch eines geheimen Sektierts finden, das nicht darin ist, wogegen im Decameron der antipapistische Geist offen am Tage liegt.

Boccaz entlarvt die Heuchelei; er verspottet den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks und die Verschmitztheit der Priester; er macht sich über viele von den kirchlichen Bebdrden vorgeschriebene fremme Gebräuche lustig; er hält Musterung über die Welt- und Klostergeistlichkeit, und übergeht dabei keine einzige Klasse, von der Mönnschen Kunte die zum Landpfarrer; seine Rügen sind nicht so herb wie bei Dante und Petrarch, aber er weiß die Uebertreibungen der Geschäfte der Kirchenhirti mit den lächerlichsten Zügen aus.

Die vier ersten Novellen sind wie eine Ouvertüre zur Oper, worin der Tonkünstler schon alle die Motive dehen läßt, die er in dem Stele selbst entfalten will. Da haben wir zuerst den Herrn Chapelet, einen großen Wösewicht, der vermöge eines falschen Bekenntnisses heilig gesprochen wird. Dann kommt der Jude Abraham und sein christlicher Freund, ein reicher Kaufmann zu Paris, der Alles aufbietet, um ihn zu bekehren. Der ehrliche Jude sagt, er wolle, ehe er einen Entschluß faße, doch erst die Hauptstadt der Christenheit besuchen, von welchem Vorhaben ihn sein Freund vergebens abzubringen strebt. Abraham kehrt von Rom zurück, und zum großen Erstaunen des Kaufmanns, der schon an seinem Bekehrungswerk verzweifelt hatte, erklärt er: „Jetzt will ich mich taufen lassen, denn eine Religion, die so schlechte Oberen hat und sich doch behauptet, muß von übernatürlichen Anspinnge sein." Eine sinnreiche Apologie des Dichters, der hierdurch zu erkennen giebt, daß er, indem er die Laster der sündigen Diener der Religion schilderte, der ihr selbst gedührenden Ehrfurcht damit nicht zu nahe treten wollte. Die dritte Novelle ist die fühnste von allen. Saladin befragt einen weisen Juden über den verhältnißmäßigen Werth der drei Religionen, die sich in die damals bekannte Welt theilten; der Jude zirht sich zweck das Gleichniß von den drei Ringen aus der Sache, dessen Anwendung bekanntlich die jüdische, christliche und muhammedanische Religion einander gleichstellt. Lessing hat sich dessen in seinem Drama „Nathan der Weise" bedient, welches die Anerkennung allgemeiner Duldung zum Zwed hat, und dies ist in der That die gänzliche Auflegung, die man jenem Gleichniß geben kann. In der sechsten Novelle besehden Tagesgeist Boccaz die inquisitorischen Dominikaner an, indem er ihr Spionirwesen, ihre Ehikanen und ihre Künstlichkeit schilderte. Auch in der weiteren Folge, so mannigfaltig auch der Schauplatz dieser Erzählungen ist, läßt er den Priestern und Mönchen niemals lange Ruhe. Wie sehen da bald verschieden, aber einfältigen Geschmacker auftreten, der, ohne es zu wissen, den Liebesdeten einer Dame macht; sodann kömmt die Reise des reichen Pächters Ferondo ins Fegefeuer; der als Engel Gabriel verkleidete Barfüßer-Mönch Albert; die Predigt des Bruders Cipolla, ganz voll von fadethaften Pilgerfahrten und närrischen Reliquien, ein Meisterstück von Parodie, und noch viele andere Erzählungen, deren wir hier nicht weiter erwähnen wollen.

Man kann dem Boccaz nicht ohne Gewalt verweisen, seinem verwegenen Mutbwillen keine Grenzen gesetzt zu haben; sicher aber war nichts entfernter von seinem Charaktere als Zurückhaltung und Verstellung. Er fürchte auf seine eigene Rechnung den Krieg tapfer genug, was hätte er also nöthig gehabt, sich mit einem Herr mennwahster Gesinnungen zu verbinden? War jener lustige Gesell von der Geschlechtlichkeit sich innerlich eine unbarbarische Gleichgültigkeit gegen Priester gefallen lassen? Die Liebe, und zwar eine nichts weniger als platonische Liebe, der schriftstellerische Ehrgeiz und das Studium der klassischen Literatur, deren Bewunderung er bis zum Götzendienst trieb, nahmen wechselsweise sein Leben in Anspruch und ließen keinen Raum in ihm für Sektiererei.

Die Verehrung Boccaccio's, von der seine Biographen sprechen, hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, nichts zu schaffen. Der Karthäuser, der ihn besuchte, als er nahe an den Fünfzigen war, wollte nicht den Sektirer, den Patarener, den Ketzer von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugen, sondern nur den Weltmenschen in einem ordentlichen Leben und zu religiösen Betrachtungen zurückführen. Der Zweck war löblich, aber die angewandten Mittel, eine Prophezeihung und eine wunderthätige Bildsäule, sind von weisen und traumen Petrarca gewissbilligt. Boccaz, der über die guten Leute, die an falsche Wunder glaubten, so viel gespottet hatte, verdiente die Demüthigung ein wenig, nun selbst dadurch eingeschüchtert zu werden. Die Wirkung scheint aber nicht von Dauer gewesen zu seyn, denn man findet keine Spur davon in seinen Schriften, von denen übrigens die wichtigsten vor die Zeit der Bekehrung zu setzen scheinen.

Dante und Petrarch waren gründliche Theologen und sind von diesen Gelehrten die katholischen Kirche als solche anerkannt worden. Boccaz hingegen hat niemals ernste Studien in diesem Fach gemacht. Man hat diese drei Schriftsteller oft die Vorläufer der Reformation genannt; wenn diese Bezeichnung aber einen Sinn haben soll, so muß sie in einzelne Gedanken gesucht werden.

Bei dem Werk der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts muß man zwei vollkommen getrennte Dinge unterscheiden. Anfangs forderten sie nur die Abschaffung der Mißbräuche und die Wiederherstellung der Kirchenzucht. Erst durch die Nothwendigkeit, sich gegen die Anklage der Ketzerei zu vertheidigen, wurden sie zum Glaubenstreit getrieben; nun entschieden sie sich, die Lehrbestimmungen zu verwerfen, die aus der Zeit nach den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrührten, und sich einzig und allein an den Text der heiligen Schrift zu halten. Nun in der ersten Beziehung können Dante und Petrarch zu den Reformatoren gerechnet werden. Wenn man aber unter Vorläufern solche Männer versteht, die den Eintritt einer Begebenheit beschleunigen, so würde es schwer, wo nicht unmöglich seyn, ihren Einfluß nach dieser Seite hin zu bestimmen. Die Kritischen Erörterungen zu verwerfen, die aus der Zeit nach den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrühren, und sich einzig und allein an den Text der heiligen Schrift zu halten. Nun in der ersten Beziehung können Dante und Petrarch zu den Reformatoren gerechnet werden. Wenn man aber unter Vorläufern solche Männer versteht, die den Eintritt einer Begebenheit beschleunigen, so würde es schwer, wo nicht unmöglich seyn, ihren Einfluß nach dieser Seite hin zu bestimmen. Die Kritischen Erörterungen zu verwerfen, die schon vor dem Schluß des funfzehnten Jahrhunderts gedruckt und konnten von den Gelehrten zu Rathe gezogen werden; Dante aber wurde damals in Italien selbst noch wenig beachtet, und jenseits der Alpen war er ganz unbekannt. Das Decameron wurde im sechzehnten Jahrhundert in mehrere Sprachen übersetzt und sehr begierig gelesen, weil es die Mönche mit seinen Satiren in die Rumpelkammer brachte. Die Bibigenser dagegen müssen in jeder Hinsicht als wirkliche Vorläufer der Reform betrachtet werden. Die Namen Albigenser, Waldenser und Patarener sind nur geographische Unterscheidungen; der Geschichtschreiber der Waldenser, der ehrwürdige Pastor Leger, bejaht, daß sie sämmtlich eine und dieselbe religiöse Gemeinschaft bildeten. Da nun Herr Rossetti so breist behauptet, daß die drei Begründer der Italiänischen Literatur Patarener gewesen, so ist es wichtig, die Beweise dafür in diesen Letzteren hat, zu berichtigen. Die Albigenser sind schwäßig verleumdet worden, was die unausbleibliche Zubehör einer ungerechten Verfolgung ist. Da es ihren Feinden gelungen war, sie auszurotten, konnten diese ihre Lehre nach Belieben entstellen, sie machten Mauschärt aus ihnen. Es nimmt mich nicht Wunder, daß die Italiänischen Schriftsteller, von Willkür des Mundes, dies Wort unbedenklich bedeny mit Bedauern aber sehe ich einen protestantischen Historiker, Sismondi, in seiner Geschichte der Italiänischen Republiken (Theil II., pag. 352 bis 354) eine Behauptung erneuern, der schon von Bayle und vielen anderen gewichtigen Autoren widersprochen worden. Die Bücher, welche bei den Albigensern zum Religions-Unterricht dienten, sind mit ihnen untergegangen; die der Waldenser aber hat man nur zum Theil noch, und das kömmt auf sechzehn hinaus. Leger hatte einige Stücke davon herausgegeben; der Beweggrund hat „die alte Lehre" (la Noble Leçon, aus dem Jahre 1100), als eines der ältesten Denkmäler der Romanischen Sprache, drucken lassen. Dies sind die einzigen Dokumente, nach denen ihre

Digitized by Google

Grundsätze bewerthelt werden können. Bossuet zog ihre Glaubwürdigkeit oder gar ihre Existenz in Zweifel. Sein Einwurf aber ist nichtig; die Dokumente sind da und so glaubwürdig, daß die Sprachformen selbst ihr hohes Alterthum bekunden. Man lese und prüfe; ich fordere den seinsten Inquisitor heraus, die geringste Spur von Mönchsdrama aus ihnen herauszurechseln. Es ist der christliche Glaube in seiner ganzen ursprünglichen Einfalt. Indem sehr ich wohl auch, was den Waldensern so viel Verfolgungen zugezogen hat, namentlich eine bemerkenswerthe Stelle über die Beichte der Sterbenden und über die der Kirche dargebrachten Geschenke pro remedio animae. Indem Herr Rossetti die Waldenser als Nebenkirche behandelt, unter derselben er nun ohne alle Willkürung einen alten Irrthum; aber die Bösterern, die er ihnen zuschreibt, und die Mischung der Dichter daran sind rein von seiner Erfindung. Andererseits verwechselt er unaufhörlich die Ghibellinen mit denen ans gebliehen Schismen, und um diese Vermengung schwindsaer zu machen, glaubt er, ein bedeutendes Argument aus der Lateinischen Abhandlung „über die Monarchie" herleiten zu können. Es ist gar nicht ausgemacht, daß diese Abhandlung, die unter Dantes Namen ohne alle Willkürung von denselben herrührt, doch wir wollen es so annehmen. Die darin enthaltene Lehre kömmt nicht ausschließlich von Dante; sie war von den Rechtsgelehrten in Umlauf gesetzt worden und galt so wenig für ein Geheimniß, daß die Professoren von Bologna sie öffentlich vom Katheder hetad vortrten. Der Kaiser ist danach das Gegengewicht des Papstes; dem Erstern gehört die zeitliche Oberherrschaft, wie dem Papste die geistliche. Alle Staaten der Christenheit hangen vom Kaiser ab; die Könige müssen ihre Streitigkeiten vor sein Tribunal bringen, statt sie mit den Waffen auszufechten, und so fort. Diese Theorie muß heutzutage ungeheim erschrinen, weil sie dem gewählten Oberhaupt der Deutschen Nation, welches für den wahren Nachfolger der alten Römischen Kaiser galt. Rechte zuspricht, die nicht in der Geschichte begründet sind und die daßelbe übrigens nicht ausübt noch ausüben darf, wenn es im Stande war. Aber in einer Zeit, wo die Päpste sich das Recht anmaßten, Könige abzusetzen und über Königreiche zu verfügen, war dies das einzige Oppositions-Mittel; doch wohl zu merken, diese Opposition war rein politisch und keineswegs religiös. Dante sagt am Schluß der Abhandlung: „Ich behaupte nicht, daß der Kaiser ganz und gar von dem Römischen Pontifex unabhängig sey; Cäsar ist dem heiligen Petrus liebster Sohnschaft schuldig, wie ein ältester Sohn seinem Vater." Herr Rossetti hat sich wohl gehütet, diese Stelle anzuführen; sein System wäre dadurch von vorn bis hinten umgestürzt worden. Seiner Meinung nach hat Dante seine profane Absicht in den beiden ersten Versen einer Lateinischen Grabschrift enthüllt. Hier ist das corpus delicti:

Jura monarchiae, superos, Phlegethonta, lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque.

Wie ich's geschaut, so sang ich monarchische Rechte, den Himmel, Phlegethon auch und den Pfuhl, so weit es das Schicksal gewollt hat.

Allzu sichere Leser werden hierin anfangs nichts als eine Auffahlung von Dante's Werken sehen, nämlich von der besagten Abhandlung und den drei Theilen der göttlichen Komödie. Aber unser feiner Ausleger beweist daraus, daß Dante sein großes Gedicht nur zu dem Zweck verfaßt habe, um die Rechte der Monarchie hervorzuheben; unter den „Rechten der Monarchie" aber ist der Triumph der Sekte zu verstehen, der Umsturz des heiligen Stuhls; und wer wüßt was alles für unlautere Gedrimnisse. „Man wüßte sich vor allen Dingen vergewissern, daß diese Geheimnissen wirklich geschrieben worden sind, bevor man voll scheuer Ausdrücke von Dante's Hand herrühren, was ich durchaus bestreite. Ich könnte schlagende Beweise für meine Behauptung beibringen, wenn ich nicht die Gedult des Lesers erschöpft zu haben glaubte.

Bei dieser Gelegenheit bricht Herr Rossetti, der es unbegreiflich findet, daß Jedermann die göttliche Komödie anders verstanden hat, als er, in die Klagerte aus: „Worin besteht denn also dieser Zauber, dieses Talismann? Und ist etwa nun der Zauber gelöst? Ist der Talisman zerbrochen? Er hat gedauert, dauert noch und wird ewig dauern, und der seine Zeit damit verschwendet hat, diese Blätter zu schreiben, den wird man entweder nicht lesen oder ihn für einen Fanatiker halten, der etwas sehen wolle, was nirgend anders als in seinem verletzten Gehirn vorhanden sey, und seine falschen Daten für Gründe seiner Meinung nehme." Da stellt sich der Verfasser selbst ein trauriges Horoskop, und wir wollen uns hüten, ihm zu widersprechen. Allerdings, so ist es schon geschehen, so geschieht es in diesem Augenblick, und so wird es vielleicht noch manche mal geschehen. Bald wird ihm die Vergessenheit einen undurchdringlen Waffenstillstand bewilligen; man wird sein Buch in einigen Bibliotheken an die Seite der Gregory Watkins und der Klaus Stadtvolks verweisen. Herr Rossetti fühlt fort: „Mittlerweile wird der Verfasser sogar als ein Ketzer, als ein Feind der katholischen Kirche verabschrirt werden, der, nicht zufrieden damit, selbst ein solcher zu seyn, sich auch noch bemühe, die berühmtesten Schriftsteller in diesem Lichte darzustellen." Auch dies könnte geschehen, besonders wenn man Vergeltung gegen ihn übte, ohne sich an seine ausdrücklichen Versicherungen zu kehren. Doch das geht uns nichts an; wir sind weit davon entfernt, uns in gelehrtschichtsforscher und dem alles poetischen Gefühls entbehrenden Literaten zu thun. Ein Englisches Journal, die Foreign-Review, hat sich in einer Beurtheilung dieses Kommentars zu der göttlichen Komödie viel herderer Formen bedient; wir unsererseits wollen die Gränzen der literarischen Kritik nicht überschreiten. Nachdem wir diese peinliche Aufgabe erfüllt haben, eilen wir, unsere Phantasie zu erfrischen und unsern Ringe nach so vielen Anagrammen eine Erholung zu gönnen, indem wir die gestrobirn, soll überischen Zeichnungen des liebenswürdigen Flaxmann betrachten, was wir auch unseren Lesern anrathen.

Ostindien.

Die Musik bei den Hindu's.

Erst im laufenden Jahrhunderl hat Europa allmälig zu glauben angefangen, daß die schönen Künste auch auf diesem Boden gedeihen könnten. Die Baukunst und die Sculptur haben sich unserer Aufmerksamkeit gleichsam aufgedrungen, und jetzt verdankt man dem Britischen Kapitain Willard ein interessantes, auf eigene Beobachtung bafirtes Werk über die Musik der Hindu's, in welchem er die merkwürdige Analogie derselben mit der Musik der alten Griechen ins Licht stellt.*)

Die Eingebornen Hindostans sind in Betreff dieser Kunst verschiedener Meinung. Die Hindu's rühmen die Musik und betrachten sie als einen erlaubten Genuß; einige muselmännische Schriftgelehrte aber verschreien sie als profan, und von Andern wird sie nur tolerirt.

Der Verfasser lobt die nationale Tonkunst der Hindu's, obgleich sie nur Melodie, nicht Harmonie kennen. Auch rühmt er ihre Sänger; doch hätet er sich, jener „Mischung von Konfusion und Lärm" das Wort zu reden, die „auch Kommuten von jener Sorte hervorgebracht wird, denen sich dann und wann noch eine Flöte beigesellt." Die bloße Erinnerung an solche Konzerte macht Ohrenschmerz.

Die Kuratung der Hindostanischen Musik danket Kapitain Willard von dem Tode Mohammed Schah's, der ihr letzter Patron war. Bis Nachfolger dieses Fürsten hatten nicht Ruhe und Muße genug für solche Belustigungen; und die Sicherheit und Stabilität, welche das Britische Gouvernement aus vielfachen Gründen den eingebornen Hänglingen bewilligte, hatten vielleicht materiellen Antheil daran, daß sie in Ueppigkeit und Weichlichkeit versanken. So schlich sich ein ähnliches Gift in die Musik Hindostans.

Die Tonkunst gab schon den alten Hindu's Stoff zu theoretischen Betrachtungen. Als Wissenschaft zerfällt sie bei ihnen in sieben Abschnitte, von denen aber nur drei essen für eigentliche Musik betrachtet werden. Der erste Abschnitt handelt von den musikalischen Tönen mit ihren Unter-Abtheilungen; der zweite bestimmt die Melodie, und der dritte handelt von dem Takte. Die Zahl der Töne auf der Tonleiter ist dieselbe, wie in der Europäischen Musik; doch giebt es auch Subdivisionen von Halb-Tönen in Viertel-Töne, nach Art der Griechen. Die Musiker Hindostans scheinen übrigens nie eine bestimmte Regel für ihre Instrumente gehabt zu haben; daher ist ihnen wenig daran gelegen, ob ihre Noten genau gegeneinander Buchstaben beziehen. Einige ihrer Schriftsteller sagen, die verschiedenen Töne der Gamma seyen ursprünglich von dem Geschrei der Thiere abgeleitet: bei dem ersten liege der Ruf des Pfauen, bei dem anderen der Schrei des Vogels Purpeschna, bei den dritten das Blöken des Schafes u. s. w. zum Grunde.

Die Hindu's sind nicht bloß mit aller Harmonie unbekannt, sondern Kapitain Willard bemerkt auch einen großen Unterschied zwischen der Europäischen und der orientalischen Musik, daß er behauptet, viele Asiatische Kompositionen würden es einem Kontrapunktisten unmöglich machen, sie in Harmonie zu bringen. Die Melodien der Hindu's sind kurz und werden durch Wiederholungen und Variationen verlängert. Alle haben Etwas von der Natur des Rondo's.

Der Verf. giebt auch eine Beschreibung der musikalischen Instrumente bei den Hindu's, nebst einigen Winken zu ihrer Verbesserung. Alle haben den radikalen Fehler, daß sie keine Veränderung der Tonen (Schlüssel) erlauben. Von der Vina, dem Lieblings-musikalischen Instrumente Hindostans, bemerkt der Verfasser, daß es unter den Händen eines geschickten Spielers einem zugeklimmten Pianoforte wenig nachgeben dürfte. Es ist mit sieben Metallsaiten bezogen, von denen drei aus Stahl und vier aus Bronze sind; aber die Melodie wird gewöhnlich auf einem der Stahldrähte gespielt: die übrigen dienen nur zur Begleitung.

Von den verschiedenen Arten der Vokal-Komposition beschreibt unser Verfasser nicht weniger als zwanzig. - Der Dhrupeh ist der heroische Sang; das Schjet desselben bitten entweder denkwürdige Thaten oder Liebesabenteuer; der Seil ist männlich, frei und ohne Schmuck. — Die Gattung Chail hat einen sehr weichlichen Charakter; sie ist ausnahmig und gestattet viele Ausschmückungen. — Der Tedda ist die beliebteste Gattung; sie hat Liebe zu ihrem Thema. Gegenstand der Hohl's oder Hohri's sind die Liebesbändel des Gottes Krischna in den Hainen von Wrideich.

Kapitain Willard handelt ferner auch von den eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten der Hindu's, auf welche in ihren Gesängen angespielt wird. Die Nothwendigkeit einer solchen Angabe muß uns einleuchten, wenn wir erfahren, daß das schöne Geschlecht in Hindostan zuerst freit, und daß die Männer, nach langem Kokettiren (?), endlich nachgehen. Der Inhalt der ihren erotischen Liedern ist ungefähr folgender: Bitte der Liebenden um Erhörung von Seiten des Geliebten — Verdrießen über seine Abwesenheit — Verwünschungen gegen einander Verbindungen — Klagen über die Grausamkeit, womit dem Geliebten zusammengetroffen, weil Mutter und Stief-Schwestern ein so wachsames Auge haben, und weil die fatalen Glöckchen an den Knöcheln jeden ihrer Schritte verrathen u. s. w.

Einige moderne Hindu-Gesänge, die also nach den Zeiten der muhammedanischen Invasion abgefaßt sind, haben das Lob der Trunkenheit zum Gegenstande; Kapitain Willard versichert übrigens, daß die Lieder der Eingebornen des Landes an Reinheit und Kenschheit der Diktion wie an Adel der Gesinnung den lyrischen Ergüssen jedes civilisirten Volkes würdig zur Seite stehen. — Mehrere einheimische Lieder nebst Texten bilden eine schätzbare Zugabe des Werkes. (A. J.)

*) A Treatise on the Music of Hindoostan etc. Von Kapitain A. Willard. Kalkutta, 1834.

Die nächste Nummer ist die letzte des laufenden Vierteljahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Freitag den 30. September 1836.

Schweden.

Entdeckungsfahrten der alten Skandinavier nach Nord-Amerika.

Von Strinnholm.*)

Unter den Männern, die mit Erik Rauke nach dem neuentdeckten Grönland hinüberzogen, um sich dort niederzulassen, nannt die Sage einen Herjulf Bardarson, der seine Wohnung auf einer Landzunge nahm, derselben, die nach ihm Herjulfsnäs genannt ward. Sein Sohn, Björn Herjulfsson, ein in Allem geschickter und vortrefflicher Mann, war, nach Art der Wikinger, beständig auf Kriegszügen aus, führte sein eigenes Schiff und war gewohnt, den einen Winter außer Landes, den anderen bei seinem Vater in Island zuzubringen. Eines Sommers, als Björn nach Island zurückkam, erzählte man ihm, daß sein Vater während des Frühlinge mit Erik Rauke nach Grönland hinübergezogen wäre. Diese Zeitung mißfiel dem Björn sehr; er verließ sein Schiff nicht, sondern beschloß, sogleich das neue Land aufzusuchen, um seine Gewohnheit zu halten und bei seinem Vater während des Winters zu Gaste zu sein. Weder er, noch Jemand seiner Begleiter hatten vorher das Meer von Grönland befahren; dennoch aber legten sie muthig aus und richteten ihre Fahrt nach den Himmelsstrichen, die man ihnen in Island angewiesen gewußt hatte. Nachdem sie weit ins Meer hinausgekommen waren und alles Land aus dem Gesichte verloren hatten, änderte sich der Wind und ging zum starken Nordwinde über, mit Nebel und Sturm, so daß sie nicht wußten, wohin sie fuhren. Auf diese Weise strichen sie mit dem Winde viele Tage herum, bis der Sturm sich wieder legte und die Sonnenstrahlen die Nebel zerstreuten, so daß sie die Himmelsstriche unterscheiden konnten. Sie steckten dann aufs neue die Segel auf und bekamen nach einem dalben Tage ein ihnen unbekanntes Land zu Gesichte; es war waldbewachsen, kleine Höhen wurden hier und da gesehen; aber keine Berge. Sie überlegten, was das für ein Land sein könne, vermochten es aber nicht auszufinden; daß es nicht Grönland sei, schienen sie daraus, daß man als Kennzeichen dieses Landes hohe Schneeberge angegeben hatte. Sie wandten sich dahin vom Lande, indem sie es links liegen ließen, segelten weiter und bekamen nach drei Tagen wieder Land zu Gesichte; sie näherten sich demselben bis zur Küste und fanden es eben und weithin mit Bäumen bewachsen. Da Björn es nicht für räthlich hielt, an diesem fremden unbekannten Küsten zu landen, so setzten sie den Vorderstamm wieder vom Lande ab, steuerten mit dem Südostwind nach dem Meere hinaus und bekamen nach einer Fahrt von drei Tagen wieder Land zu sehen; dies war hochgelegen, mit kahlen Felsengebirgen und nackten Eisbergen; es kam ihnen ganz unfruchtbar vor, weshalb sie es nicht für Grönland hielten. Mit demselben Winde und stets die gefundenen Länder zur Backbordseite lassend, steuerten sie zum dritten Male ins Meer hinaus; da nahm der Sturm so stark zu, daß sie zum Theil die Segel reffen mußten, um nicht härter zu segeln, als die Schiffe und Geräthschaften ertragen konnten. Nach einer streichenden Fahrt von vier Tagen kamen sie zu einem vierten Lande, welches von allen auf dieser Reise gesehenen Ländern Grönland am ähnlichsten zu seyn schien, nach dem, was ihnen von diesem Lande erzählt worden war. Sie landeten nahe und gingen hinauf nach einer Landzunge; es war Herjulfsnäs, dieselbe Strecke, auf der Herjulf, Björn's Vater, seine neue Wohnung genommen hatte.

Schon der erste Blick auf die Charte nach der Richtung des Windes, der mitten auf dem Wege zwischen Grönland und Island Björn weit südlich ins Meer hinaustrieb, und dann des Windes, der ihn in entgegengesetzter Richtung nach Grönland zurückführte, sagt uns, welches die unbekannten auf Nachrichten gegründeten Länder waren, die auf der Fahrt entdeckt, nämlich die Küsten von Nord-Amerika. Das Geräth von Björn's Fahrt und den unbekannten Ländern fern im Meere beschränkte sich auch nicht auf die Grönländische Kolonie, sondern dreie tete sich nach Island und von dort über den ganzen Skandinavischen Norden aus. Man hielt dafür, daß Björn gar zu wenig wißbegierig gewesen sei, da er nicht von den entdeckten Ländern zu sagen wußte und sich mit ihrer Erforschung nicht genauer befaßt hatte; er mußte wegen einer solchen Versäumniß Vorwürfe hören. Es war jetzt viel die Rede von Ländereinsuchen, und Leif, Sohn Erik Rauke's, des Entdeckers von Grönland, ein großer und starker Mann von stolzem Ansehen, aber sehr weise und gewandt in Allem, beschloß, die neuerens Länder aufzusuchen und sie besser auszuforschen, als Björn es gethan hatte. Nachdem er zu der weiten Fahrt des Letzteren Schiff an sich gekauft und fünfundvierzig muthige Männer und unter ihnen mehrere, die schon dem Björn gefolgt waren, mit sich genommen hatte, ging er unter Segel, und nach einer glücklichen Fahrt traf er richtig das Land zuerst, das Björn zuletzt gefunden hatte. Er ging hinauf und untersuchte die Gegend. Gras wuchs dort nicht, hohe, schneebedeckte Felsengebirge erblickte man am weitesten hinauf im Lande, und von ihnen erstreckten sich niedrige, kahle Berge bis zum Meeresstrande hinunter, so daß das ganze Land einer einzigen Steinwüste gleich und ganz unbesuchbar schien, gerade so, wie das Land oberhalb Kanadas in Nord-Amerika, zwischen der Hudsons-Bay und dem Meere, von späteren Reisenden beschrieben wird; es wird in unseren Tagen Labrador oder Neu-Britannien genannt; Leif Erikson gab auch neuer natürlichen Beschaffenheit den Namen Helluland oder das Steinland. Hierauf kehrte er wieder ins Meer hinaus und gelangte darauf zu einem ebenen, waldbewachsenen Lande, mit niedrigem Strandbett. Er legte an der Küste bei, warf Anker und ging mit einigen Begleitern, um die Gegend zu besehen. Ueberall, so weit sie wanderten, war weißer Sand. Sie gaben dem Lande den Namen Markland (Waldland). Darauf gingen sie wieder an Bord und steuerten aufs neue ins Meer mit nordöstlichem Wind hinaus. Nach zwei Tagen bekamen sie wieder Land zu Gesicht, hielten sich an der Küste und kamen zuerst nach einer Insel, die oberhalb vor dem Lande lag; sie gingen hinauf, fuhren sich um und wurden, daß Thau auf dem Grase war, aber besser ungewöhnliche Süßigkeit, als sie es zum Munde führten, sie sich nicht wenig verwunderten; sie glaubten, noch nie selber etwas so Süßes gekannt zu haben; der Honigthau war ihnen etwas Neues. Endlich legirten sie in den Sund hinein, zwischen der Insel und der Landspitze, die nördlich vom Lande ausging; sie hielten sich westlich zu derselben und rudereten ans Land an einer Stelle, wo ein Fluß, der von einem oberhalb belegenen Binnensee herkam, sich ins Meer ergoß. Es war gerade Ebbe, so daß die Schiff auf dem Grund saßblieb; aber ungeachtig, auf die vor ihnen liegende Küste zu gelangen, sprangen sie ohne Bedenken sogleich ans Land, und als die Fluth kam und das Wasser wieder hieg, nahmen sie die Böte, ruderten ans Schiff und brachten es den Fluß herauf in den gedachten Binnensee, wo sie Anker warfen, um dort in Sicherheit zu liegen. Sie trugen ihre Sachen ans Land und errichteten sich für den Augenblick kleine Hütten zu Herbergen. Darauf beschlossen sie, dort im Lande während des Winters zu bleiben, und nahmen sich vor, ein großes Haus zu erbauen. Sie fanden die Gewässer reich an Fischen, besonders an Lachs, und diese hier größer, als gewöhnlich, welches noch heutzutage der Fall in Nord-Amerika bei der längs dem Atlantischen Meere hinlaufenden Küste. Die Luft war mild, die Landesfrucht gut, und das Gras am Boden verwelkte wenig, denn kein Frost kam des Winters, so daß kein Futter als Winterwohnung sie das Vieh eingesammelt zu werden brauchte. Die ganze Beschaffenheit des Landes kam unseren Nordländern herrlich und schön vor. Nachdem der Hausbau vollendet war, theilte Leif seine Leute in zwei Haufen, von denen der eine ihm Hause hielt, während der andere auf Erforschung des Landes ausging. Auf diesen Wanderungen trafen sie selbstgesäete Weizenfelder, ohne Zweifel den überall in Nord-Amerika wildwachsenden Mais-Weizen; sie fanden eine Bauwart, die ihrer Schönheit wegen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und die ihnen Mosne oder Masse genannt ward; wahrscheinlich irgend eine Birkenart oder eine andere von den vielen herrlichen Bauwarten, die Nord-Amerikas Wälder aufweisen; aber von Allem war keine Entdeckung unserer Nord-Bewohner überraschender, als die der Weintraube, von der verschiedene Arten, wie man aus Erzählungen späterer Reisenden weiß, in Nord-Amerika wachsen. Sie fanden eine Bauwart, die ihrer Schönheit wegen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und die ihnen Mosne oder Masse genannt ward; wahrscheinlich irgend eine Birkenart oder eine andere von den vielen herrlichen Bauwarten, die Nord-Amerikas Wälder aufweisen; aber von Allem war keine Entdeckung unserer Nord-Bewohner überraschender, als die der Weintraube, von der verschiedene Arten, wie man aus Erzählungen späterer Reisenden weiß, in Nord-Amerika wachsen. Sie fanden eine Bauwart, die ihrer Schönheit wegen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und die ihnen Mosne oder Masse genannt ward; wahrscheinlich irgend eine Birkenart oder eine andere von den vielen herrlichen Bauwarten, die Nord-Amerikas Wälder aufweisen; aber von Allem war keine Entdeckung unserer Nord-Bewohner überraschender, als die der Weintraube, von der verschiedene Arten, wie man aus Erzählungen späterer Reisenden weiß, in Nord-Amerika wachsen. Sie fanden eine Bauwart, die ihrer Schönheit wegen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und die ihnen Mosne oder Masse genannt ward; wahrscheinlich irgend eine Birkenart oder eine andere von den vielen herrlichen Bauwarten, die Nord-Amerikas Wälder aufweisen; aber von Allem war keine Entdeckung unserer Nord-Bewohner überraschender, als die der Weintraube, von der verschiedene Arten, wie man aus Erzählungen späterer Reisenden weiß. In Nord-Amerika, vorzüglich in Virginien, wo sie Muscadin-Wein und Weinland, das gute) heißen, so wie es auch in den Sagen mit Hindeutung auf seine Fruchtbarkeit und Süße genannt wird. Sie merkten auch als etwas Eigenes und Ungewöhnliches an, daß die Tage dort mehr gleichmäßig lang als auf Grönland und Island wären. In jedem man nämlich dem Neunuhr kommt, selbst mehr als die Tage gleich lang, während in den Nordischen Ländern das Verhältniß so höher man gegen Norden dringt, ungleicher ist. In Winland, dort wo Leif und seine Begleiter die Tage angeschlagen hatten, ging die Sonne am kürzesten Tage halb 8 Uhr auf und halb 5 Uhr unter. Dies trifft ungefähr dem 45sten Breitengrade ein, also in der Gegend von New-York oder in der Gegend von Boston, unter welcher Polhöhe man beim Winter-Sonnenstande 9 Stunden Tag zählt. Alle Umstände zusammengenommen deuten an, daß das Küstenland der jetzigen Nord-Amerikanischen Freistaaten das gute Weinland der früheren Skandinavier ist, und daß deren Entdeckungsfahrten sich von Labrador längs

*) Aurora, ass Svenska folkets historia. (Geschichte des Schwedischen Volkes, von den ältesten bis auf unsere Zeiten.) Von Strinnholm. Zweiter Band: Skandinavien in der Heidenzeit. Stockholm, 1836.

Digitized by Google

Terreneuve oder New-Foundland bis nach den Küsten von Virginien erstreckt haben. Eine ältere Beschreibung von Grönland, genannt Gerpla, spricht von einer Meerescirkuit zwischen Vinland und Grönland, hier mit die zwischen letztgenannten Inseln und dem nördlichsten Theile von Amerika liegende Baffins-Bay und Davis-Straße begriffenen. Es gebe, wird dort gesagt, von dem großen Meere, das die ganze Welt umgiebt; südlich von Grönland lag Hellaland, das auch Skrälingaland genannt wurde, und nicht weit davon, mehr gegen Süden, Vinland, das gute. Bestimmter, wie schon von Anderen angemerkt ist, konnte wohl in den ältesten Zeiten Nord-Amerikas Continent nicht bestimmt werden. Noch heute erstreckt sich das weite Land der Esquimaux bis nach Neu-Foundland oder den 50sten Breitegrad herunter, und südlich von demselben beginnt das rauhere, mildere und feuchtbarere Küstenland, das den Nord-Amerikanischen Freistaaten angehört.

Also schon ein halbes Jahrtausend vor Columbus steuerten Skandinavische Wikinger nach dem neuen Welttheil hinüber, pflanzten Weinreben, stifteten sich Handelsverbindungen und führten noch andere von den Producten des neuen Landes heim. Thorwald Eriksson, ein Bruder Leif's, des ersten Vinlandsfahrers, machte zunächst nach diesem eine Reise nach Vinland mit 30 Männern, fand richtig Leif's Hütten oder das von diesem aufgeführte Gebäude wieder, nahm dort seine Wohnung und blieb zwei Jahre. Den ersten Sommer besuhr er die Küsten im Westen, sand sie überall cultivirt, waldbewachsen, reich an Inseln und Buchten, und den Boden überall mit Gras oder feinem Sande bedeckt, gerade so, wie Nord-Amerikas Küsten noch heute beschrieben werden. Aber nirgends wurden Spuren von Menschen oder Thieren entdeckt; nur auf einer Insel nach Westen gewahrte man einen Getreide-Schobren von Holz, und dies war das einzige Menschenwerk, das man dort sah. Als Thorwald im zweiten Sommer das Land nach Osten und Norden hin untersuchte, kam er an die Mündung einer mit Waldhöhen umgebenen Bucht; er stieg auf eine vorspringende, mit langem Gras und wand und so von der Schönheit und reizenden Lage des Ortes eingenommen, daß er künftig dort seine Wohnung aufzuschlagen beschloß. Darauf fuhr er weiter in die Bucht hinein, und da zum ersten Mal wurden drei kleine von Fellen gemachte Boote entdeckt, eingefüllt mit Eingeborenen des Landes, die sehr klein von Wuchs waren, weshalb sie von den Nordbewohnern die Skrälinger (Wichte) genannt wurden. In einem Streite mit ihnen ward Thorwald gefährlich verwundet, und als er fühlte, daß seine Wunde ihm den Tod bringen würde, sagte er zu seinen Begleitern: „Jetzt rathe ich euch, auf das allerschnellste zur Heimreise Euch zu bereiten; mich aber soll Ihr zu der Verstorbe führen, die mir zu bedauen theuflich schien, dann es muß wahr werden, was ich vorhersehen habe, daß ich dort nämlich eine Zeitlang wohnen würde. Ihr sollt mich dort begraben und mir zu Häupten und zu Füßen ein Kreuz (kors) errichten und die Landzunge dann immer Korsnäs nennen." Sie thaten so und fuhren sodann, um ihre bei Leif's Hütten zurückgebliebenen Begleiter aufzusuchen, hielten sich dort den Winter auf, und als der Frühling kam, beluden sie ihr Schiff mit Weinbäumen und Trauben und kehrten nach Grönland zurück.

Die köstlichen Producte, die von Vinland hinübergeführt wurden, und alle übrige Naturvorzüge des Landes, so wie sie von den ersten Vinlandsfahrern geschildert wurden, erweckten die Lieben die Lust, durch Fahrten nach diesem Lande Reichthümer und Verdienstheit sich zu erwerben, und bei Anderen führeten sie zu dem Beschlusse, fort Colonieen anzulegen.

Thorfin Karlsefne, ein vorzüglicher und sehr reicher Mann, von männlicher Seite in gerade absteigender Linie ein Abkömmling von Björn Jernsida (Eisenseite), kam von Norwegen nach Grönland herüber, hielt sich dort eine Zeitlang beim ersten Vinlandsfahrer Leife Eriksson auf, verheirathete sich mit einer Wittwe von Leife's Bruder, Thorstein, und da damals viel die Rede war von den Vinlandsfahrten, so beschloß er, dorthin eine Fahrt zu unternehmen, und nahm seine Frau und 60 Männer nebst 5 Weibern und allem nöthigen Vieh mit sich, um in Vinland eine Skandinavische Colonie zu gründen. Mit ihm verbanden sich noch Mehrere, so daß Thorfin bei der Abreise von Grönland Befehlshaber von drei Schiffen und einem Gefolge von 140 Personen war; sie nahmen unter sich die Ehrede, die Güter des Landes gleich unter sich zu theilen. Nach Vinland dem guten kamen sie glücklich, nachdem sie zuerst ihre Fahrt nach Norden gerichtet, und einen Theil von Grönland gerichtet, von da gegen Süden gesteuert, wo sie Land zu Gesichte bekamen, und so die ganze Küstenstrecke von Helluland und Markland befahren, genau das Land und die Buchten unterfucht und allen Stellen Namen gegeben hatten. Ihre Wohnung nahmen sie in derselben Gegend, in der Leif seine Hütten hatte. Sie fanden in dem neuen Lande Ausbeute die den Erwartungen entsprach. Gewässer, reich an allen Arten von Fischen, die Wälder von Thieren voll und süß das Vieh fruchtbare Weiden. Das Jahr nach ihrer Niederlassung kamen aus den Wäldern große Haufen von Skrälinger, die gegen Grauwerk, Zobel und andere Pelzwaaren sich Milch und rothes Tuch, das sie um den Kopf banden, eintauschten. Am liebsten wollten sie Waffen haben, aber Thorfin verbot, ihnen solche zu geben, und zur Sicherheit gegen Ueberrumpelungen und feindliche Einfälle umgab er seine Niederlassung mit einem Plankenwerke. Eine Zeit hindurch ging der Tauschhandel friedlich vor sich. Aber nachdem Einer von den Skrälingern, als er sich einiger Waffen bemächtigen wollte, erschlagen worden war, entstanden Feindseligkeiten, und es fielen jetzt Kämpfe vor zwischen den Eingebornen und den fremden Kolonisten. Thorfin ermüdete endlich bei diesem Unfrieden und der beständigen Unsicherheit, heimd ein Schiff mit kostbaren Pelzwaaren, mit Weinbäumen und Trauben und anderen köstlichen Sachen, und kehrte so nach Verlauf von drei Jahren mit seinem Weibe und seinen Hausleuten nach Grönland zurück, fuhr von hier nach Norwegen, ließ sich sodann auf Island nieder und ward der Stammvater eines großen, zahlreichen Geschlechtes. Ein anderer Versuch, der kurz darauf zur Anlegung einer Colonie in dem neuen Lande gemacht wurde, fiel durch die schändlichen Thaten eines Weibes und die hierdurch unter den Kolonisten selbst entstandene Uneinigkeit unglücklich aus. Nach dieser Zeit wird in den auf uns gekommenen Sagen der Vorzeit seltener von Vinland und Fahrten nach Vinland gesprochen. Die große Entfernung dieses Landes machte größere Auswanderungen dorthin, so wie das Fortbestehen einer Verbindung mit den Skandinavischen Mutterländern schwierig, und für eine kleinere Colonie mit einer geringen Anzahl streitbarer Männer war es unmöglich, sich auf die Dauer gegen die Menge der Landeseingebornen zu halten. Nichtsdestoweniger hat man Spuren, daß Skandinavische Kolonieen dort noch lange bestanden wurden, und daß die Fahrten nach diesem Lande noch während einer geraumen Zeit nicht ganz aufgehört haben. Glaubwürdige Isländische Schriften erzählen, daß Bischof Jon, von Geburt ein Sachse oder Irländer, nachdem er vier Jahre auf Island das Christenthum gepredigt hatte, sich in derselben Absicht nach Vinland, im Jahre 1059, begeben habe. Sechzig Jahre später, 1121, unternahm Gardarsi erster Bischof, Erik, ein Isländer von Geburt, eine gleiche Missionsfahrt nach diesem Lande. Bischof Jon fand in Vinland den Märtyrertod durch die Hand der Heiden, nachdem er drei von ihnen zum Christenthume bekehrt hatte. Ueber den Ausgang jedoch, den die Unternehmung des Grönländischen Bischofs hatte, und über die Schicksale, die ihn in diesem Lande betrafen, ist nichts bekannt geworden; er kehrte nicht mehr zurück. Merkwürdig ist, wenn wir es mit vielen Isländischen Erzählungen zusammenstellen, daß man in späteren Zeiten, nach Entdeckung der neuen Welt durch Columbus, dem großen St. Lorenz-Fluß in Nord-Amerika die an der südlichen Seite desselben belegene Landstrecke Gaspe oder Gaspaste von einem Indianischen Stamme bewohnt gefunden hat, der sich durch mehr dreieinerne Sitten auszeichnete und sich durch Aussprache der Mittelvokale des Kreuz als ein heiliges Zeichen verehrt hatte, das, nach einer alten Sage bei diesen Indianern, ihnen durch einen würdigen Mann war überliefert worden, der dadurch einst ihr Land von einer ausstreichenden Krankheit befreit hatte.

Bibliographie.

Rasgaard, Epistl förfört. (Epischer Versuch.) Upsala.

Steuer i Nord-Amerika, ur en Svensk resandes minnesbok. (Scenen in Nord-Amerika, aus dem Tagebuche eines Schwedischen Reisenden.) Stockholm.

Handlingar rörande Sveriges Historia. (Memoiren zur Geschichte Schwedens.) Aus den Archiven des Auslandes gesammelt und herausgegeben von Andr. Fryxell. 2 Theile. Stockholm.

England.

Die Londoner Kunst-Ausstellungen vom 1836.

Dritter Artikel.

Heute laden uns der Verein der Englischen Künstler in Suffolk-Street ein. Hier haben wir die Ausstellung auf gleicher Erde, in einer einzigen geräumigen Stage von fünf Abtheilungen. Keine Bequemlichkeit ist gespaart worden. Lachende Kamine, in welchen herrliches Kohlenfeuer glänzt, erfreuen das Auge gleich beim Eintritt; denn der Mai ist noch immer eben so kalt als finster.

Ich habe gesagt, daß diese Ausstellung liberal und gastfreundschaftlich sey, im Gegensatze zu der strengeren und verschlossenen Akademie. Demnach haben sich auch Legionen von Gemälden eingefunden, welche man abweist, wo die Kunst-Polizei eine Schildwache aufgestellt hätte, zurückgewiesen haben würde. Doch ich will auch nicht einmal den Mißbrauch der Freiheit verdammen. Nur von meinem Rechte will ich Gebrauch machen, meinen Beifall zu bekennen und auch nur eine mäßige Zahl von würdigen Künstlern vorzustellen.

Auch hier werden wir von einer unermeßlichen Schaar von Portraits, an denen wir still vorübergehen wollen, fast erdrückt.

Von Herrn Haydon, dem Präsidenten dieser Kunst-Vereins, dem großen Gegner der Königl. Akademie, den sie unaufhörlich der Verletzung der Kunst beschuldigt, finden wir einen bösartigen oder besser ertheilten Gegenstand: „Christus, der den Sohn der Wittwe vom Tode auferweckt." Aber, ach! sein Christus hat nichts von Christus. Es ist nicht der Heiland, der eine Seele wieder ins Leben ruft; es ist ein gewöhnlicher Mensch, der mit Erstaunen einen todten Körper sich wieder beleben sieht. Das verzerrte Gesicht des Sohnes ist nicht das eines erweckten Todten, der sich aus dem Grabe erhebt, sondern eines Bergwerksleuten, der dort hinabsieht. Dennoch ist trotz ihrer peinlichen und übelverstandenen Stellung, diese Mutter, die ihren Sohn in den Armen hält, ruhig und zufrieden und lächelt. Sie fürchtet nicht mehr; sie verteuert; denn dieses Herz, das gestern unter ihrer Hand unbeweglich blieb, regt sich jetzt und klopft wieder. Es ist schade, daß eine solche Seelenstärke des Künstlers unter so großen Fehlern erstickt und so oft unzureichend ist, diese Fehler wieder gut zu machen.

In den meisten Italiänischen Landschaften der Herrn Linton ist Italiänische Luft, Sonne und Leben, ob man ihm gleich Ueberfluß und Mißbrauch der Goldfarben vorwerfen muß. Es thut mir leid, keinen dieser geringen Lobspruche den großen Gemälde, auf welches Herr Linton wahrscheinlich seine ganze Hoffnung gegründet hatte, sprechen zu können. Wegen der barbarischen Nachahmung, die es verräth, nimmt sein „Jerusalem, über das während der Kreuzigung die Finsternis hereinbricht"*) vor Allem an die Abwesenheit des

*) Nach einem anderen Londoner Berichte soll Linton's Jerusalem das vortrefflichste Werk aller vier Ausstellungen seyn. Da dieses Urtheil dem unserer Berichterstatters gerade entgegenstehet, so sieht sich diese amtlichen Berichterstatterin nur durch die noch immer herrschende Unbekanntheit der südlichen Kunst erklären. Die Kunst-Philosophie des Schönen scheint das Sprichwort quot capita, tot sensus, in ihrem behaglichen Motto zu haben.

Digitized by Google

Herrn Martin. Wohin verleitet sich dieser groß biblische Dichter, der sich in dem Instrument vergriffen und statt einer Harfe einen Pinsel genommen hat? Trösten er sich nicht über das Unrecht, von der akademischen Ehre, um die er sich eifrig bewarb, ausgeschlossen zu sein? Hat er nicht mehr das Glück, die allgemeine Freiheit von Suffolk-Street gegen die Verurtheile von Somerset-Houfe zu vertheidigen? Oder sollte er seinen mächtigen, aber fruchtlosen Gegenfuß von Licht und Schatten, von koloffaler Architektur und kolossalischer Staffage erschöpft haben? Sollte ihm nichts mehr zu sagen übrig bleiben?

Ueber die Skulpturen von Suffolk-Street wollen wir großmüthig schweigen, oder nur sehr wenig sagen. Unter ungefähr dreißig Büsten verrathen kaum fünf die sechs nur gemeine Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Handbabung des Meißels; nicht eine einzige zeigt uns sprechende Physiognomie oder lebendige Seele.

* * *

Da wir in der Ausstellung des Vereins der Aquarell-Maler, die in dem niedlichen Saale von Pall-Mall-East stattfindet, trotz der vielen verdienstvollen Werke, nur ein einziges Genre zu finden haben, so werden wir uns noch weniger dabei aufhalten.

Herr Copley Fielding ist ohne Widerstreit der fruchtbarste und auch einer der verdienstvollsten Künstler dieser Berein. Als seine Aquarell-Materein nach einander durchnehmen, müsse ein Ding der unmöglichkeit sein. Diesmal ist er auf ungewöhnlicher Vorsicht nur wenig gebraucht; gewöhnlich steigt die Zahl seiner Bilder auf mehr als funfzig. Man werfe ihm nicht die Einförmigkeit seiner Gegenstände vor; er wechselt und ändert unaufhörlich. Zwar steht man ihn sich nicht weit von den Britischen Inseln entfernen; zwar welchen Felsen ihren Küsten, ihrer Gebirge oder ihrer Gebäuden, welchen verborgenen See Schottlands, welches alte Englische Schloß, das in seinem schattigen Park wie ver-graben liegt, welches Wirthshaus er nicht abzeichnet und läßt er unverforscht? Doch nicht die Forderung seiner Kunst treibt ihn dazu, die drei Königreiche zu durchjagen. Sperrt ihn in die einzige Grafschaft Middlesex ein, und er wird nicht verstehen, an Pall-Mall sein jährliches Kontingent zu stellen. Wer ein solches intensives Talent für Naturschilderungen besitzt, der findet an dem Ärmlichsten und unfruchtbarsten Dertchen hinlängliche Nahrung.

Herr Copley Fielding ist jedoch nicht der einzige Landschaftsmaler in Pall-Mall; neben ihm erscheinen auch noch andere würdige Künstler genannt zu werden.

John Bull, dieser unermüdliche Tourist, der die kleinsten Wörterschaften der vier Welttheile kennt, weiß von seiner Schwester Irland weiter nichts, als daß sie an der Thür Englands vor Hunger stirbt. Herr Evans kommt jetzt dem sein Gedächtniß dieser Unzufriedenheit zu Hülfe. Er zeigt die gefällige Freundschaftlichkeit der Irländer, die Fabrikarbeit Mannuth, die sanfte Schönheit ihrer Frauen; und damit John Bull, welcher so unglücklich wie Thomas ist, nicht daran zweifle, führt ihn der Künstler überall hin, in ihre Städte, Dörfer, auf ihre Märkte und in ihre Hütten. Er verbirgt ihr Elend nicht; aber er stellt es würdig dar, und an seinen Ländern sieht man, daß sie das Vertrauen haben, ihr Recht buchstäblich zu fordern. John Bull wird ohne Zweifel sehr betroffen, die ihn in der guten Absicht bestärkte, welche er gegenwärtig hat, seiner Schwester Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihr einige Brocken von seinem reichen Tische zuzuwerfen.

Herr Cattermole hat dies Mal einen dunigen und furchtbaren Gegenstand gewählt, nämlich die Erwerbung des Bischofs von Ulrich, der große Scene aus dem Roman Walter Scott's. Viele Theile dieser großen Composition sind eines gerechten Lobes würdig. Vorzüglich ausgezeichnet ist der Kontrast zwischen der ehrwürdigen und friedlichen Gestalt des Opfers unter dem Henkerbeile und der schnellichen Geschäftsverzerrung des Mörders. Schade, daß man das Verbrechen und die Anstand sonst einbringlicher Weise neben einander gestellt. Nur scheint es uns, als hätte der Maler den Schrecken zu sehr vermindern lassen, wie er in seinem vorhergehenden Gemälde, „die Zelle des Abtes", zu viel Rosen und Lilien angebracht hatte.

Ich knüpfe hieran eine Bemerkung, die sich alle Aquarellmaler zu Herzen nehmen sollten. Diese ausgezeichneten Künstler haben eine verwegene Idee. Sie halten die Aquarellmalerei für allmächtig und für fähig, in jedem Punkte mit der Oelmalerei zu rivalisiren. Noch mehr als hysterische Männer suchen sie durch Kühnheit ihre Schwäche zu verhüllen. Ich will zwar die schwierigen und kecken Versuche nicht entmuthigen; aber ich gestehe, kein großes Vertrauen dazu zu haben. Bei gewissen Gelegenheiten muß die Aquarellmalerei ihre Zuflucht zu starken und energischen Mitteln nehmen, die ihr von Hause aus nicht zu Gebote stehen; dabei will sie sich gegen ihre Natur stark und energisch machen. Mittel, die dieser übermäßigen Anstrengung, die Macht ihrer Nebenbuhlerin zu erreichen, nicht ihre vorzüglichen und wesentlichen Eigenschaften, Leichtigkeit, Weichheit und Durchsichtigkeit, verlieren?

* * *

Jetzt kommen wir zur letzten Ausstellung in Exeter-Hall, wo der neue Verein der Aquarellmaler sich niedergelassen hat. Dieser neue Besuch, so kurz er auch ist, wird sich uns nicht ohne Gewinn sein; denn die bisher besuchten Ausstellungen haben uns ziemlich befriedigt; und die uns jetzt zu besehen noch übrig bleibt, ist nicht die beste. Doch wir wollen billig denken. Der Zweck dieses Vereins ist auf Verbesserung gerichtet. Daher ist auch die gegenwärtige Ausstellung, welche die fünfte ist, den vorhergehenden weit vorzuziehen. Im vorigen Jahre war des Schlechten und Mittelmäßigen so Vieles, daß es uns kaum zehn Minuten fesseln konnte. Jetzt kann man hier wenigstens eine Stunde angenehm hindringen.

Wenige Werke zeichnen sich hier durch Geschicklichkeit, Vollendung und Vollkommenheit aus. Fast Alles ist noch in keinem Zustande; aber unter der rauhen Rinde vieler unförmlicher Skizzen schimmert die Knospe, welche einst aufbrechen und herrliche Blüthen tragen wird.

Unter der sehr kleinen Zahl wahrhaft vollendeter Darstellungen sind die niedlichen Bilder des Herrn Downing zu nennen. Es sind meistens Ansichten der Themse im Winter. Auf dem großen Flusse gleiten Barken und Schiffe, die mit Reif umschleiert sind. Der Himmel von Londen ist hier mit dem ganzen Dampf der Hauptstadt überladen. Der Künstler hat den Nebel des Flusses selbst unter Glas und Rahmen gebracht. Diese artigen Miniaturen sind zwar ein wenig teuerig; aber ist es der Fehler des Herrn Downing, wenn die Sonne sechs Monate hindurch ihre Strahlen auf die Metropole Albions nicht leuchten lassen will?

Herr Warren, der Letzte, den wir zu nennen haben, besitzt eine feurige und fruchtbare Phantasie; aber es ist Schade, daß sein Pinsel ihm oft nicht sehr willenlich und seine Farben so unwohlthätig vermischt. Einige seiner Werke machen jedoch davon eine Ausnahme. Vorzüglich charakterisirt Eine Composition' am besten den Erfindungsgeist des Malers: Sylphen und Sylphiden haben den ganzen Tag in ihren Rosenlekchen geschlafen. Nachdem sie am Abend aufgestanden sind, laufen sie schnell durch den Garten und blasen von Blume zu Blume. Aber sich! was gerade Ereignis! auf einem breiten Hortunblatte leuchtet plötzlich ein Johanniswurm auf. Sogleich fassen sie einander an den Händen und bilden einen Kreis um das strahlende Insekt. Selbst das Orchester fehlt diesem improvisirten Balle nicht. Einer der Sylphen hat eine Grashalmblüthe genommen und wie eine Trompete an den Mund gesetzt, während ein anderer die Ähren eines Spinnengewebes wie die Saiten einer Harfe schlägt. Hört die Melodie der tanzenden Fliegen und die Töne der Musik! Wahrlich, hier weht ein Hauch phantastischer, ganz skotsepraxischer Poesie. Diese Angelassenheit der Fern würde gewiß den ausgelassenen Phantasien der Königin Mab und ihres Hofes kenne Schande machen.

* * *

Die Vernachlässigung der höheren Regionen der Kunst, die in England selbst vielfach beklagt wird, entspringt aus Ursachen, die diese Vernachlässigung zum Theil entschuldigen.

Es ist eine unbestreitene Wahrheit, daß mancher Künstler sich keinen Ruhm nicht erwerben würde, wenn er nicht vorher für sein Leben arbeiten müßte. Die harte Nothwendigkeit scheidet ihm also viel Gemälde zu liefern, die den Künstlern zu gelallen im Stande sind. Selbst Michel Angelo würde die Sixtinische Kapelle, um der bloßen Genugthuung halber, seinen Namen unsterblich zu machen, gewiß nie gemalt haben.

In England ist die Schwierigkeit, religiöse Gegenstände zu behandeln, von doppelter Art. Die Anglikanische Kirche hat sie, wir profane Bilder, aus ihren Mauren verbannt. Man kann sie also ihr nicht verdenken, und hätte der enthusiastische Sohn die Phantasie, sich bis zum Dome der St. Paulskirche aufzuschwingen, um sie aus Weihrwollen zu schmücken, so würde er Gefahr laufen, aus dem Tempel gejagt und als Kirchenräuber verfolgt zu werden.

Auf der anderen Seite bestellt die Regierung keine Gemälde. Das ehrenwerthe Unterhaus hält es nicht für nöthig, auch nur einen Pfennig zur Beförderung der hiftorischen oder nicht-historischen Malerei auszugeben.

Unter welchen Schutz soll sich also die Kunst begeben? Unter den ersten beiten! Unter den Schutz der Lords und der Reichen! aber welche Gemälde verlangen die Reichen und die Lords? — Große Porträts für die breiten Wände ihrer Salons, und für ihre Wohnzimmer kleine Fantasie-Landschaften und Aquarellen. Trotz dieser engen Gränzen der Englischen Kunst giebt es doch ausgezeichnete Namen, die auf den Ruhm wahrhafter Künstler mit Recht Anspruch machen können. Aber giebt es unter diesen Umständen eine Englische Schule? Ja, antworten wir, wenn auch nicht ganz absolut. Es giebt eine Englische Schule, in dem Sinne, daß die Englische Kunst durch den Boden, die Natur und den Himmel des Landes bestimmt wird, daß sie mehr eine nationale und im Auslande fast unverständliche Gegenstände behandelt hat.

Ist aber die Englische Kunst der Französischen gleich oder steht sie über dieser?

Eine förmliche Antwort auf die letzte Frage könnten wir nicht ohne Verlegenheit geben.

Jeder Vergleichung zwischen den analogen Vorzügen zweier rivalisirender Völker ist mißlich und verwegen, wenn von beiden Seiten die Ansprüche authentisch, zahlreich und stark unterstützt sind. Die Annäherung ließe sich besser zu Stande bringen, wenn die Waar sich so weigte, daß kein Zweifel über den Vorrang übrig bliebe. Würden wir z. B. erfucht, unsere Meinung über die Literaturen beider Länder auszusprechen, so würden wir kein Bedenken tragen, zu erklären: die neue Französische Literatur beginnt, die neue Englische Literatur geht zu Ende.

Dies ist nicht der Fall mit der Kunst. In Frankreich beginnt sie wirklich und hat begonnen; aber in England hat sie auch begonnen und breitet sich, wieder zu verschwinden. Vielleicht hat sie nur bei den einen das in der Höhe, was sie bei den anderen in der Breite gewinnt. Bei den Franzosen richtet die schwache Baum einen stolzen Wipfel gen Himmel; bei den Engländern sind seine Zweige trocken, aber er beschattet die Ebene mit dichten und breiten Zweigen.")

(A. d. d. M)

*) Noch seltener dürfte dies wohl einem Maler so gelungen sein, wie unserem Hildebrand in seinen „Söhnen Eduard's". Engel und Teufel sind wirklichkeit noch niemahl mit diesen Farben dargestellt worden. Wahrlich, das ist Bild der Englischen Geschichte hatte nicht eines Englische Verunderung, sondern auch einen Englischen Preis verdient.

*) Und wie wäre wohl hiermach der Baum der Deutschen Kunst zu bezeichnen? Der Baum der Deutschen Kunst ist weder so stolz und hoch wie der Französische, noch so dicht und breit wie der Englische; er ist vielmehr

Digitized by Google

Afrika.

Marokko und die Marokkaner.

III. Kostüme und Gebräuche.

Das Erste, was dem Europäischen Auge in einer Afrikanischen Stadt auffällt, ist das Kostüm. Das von Marokko ist maleriſch, aber einfach, und unterscheidet ſich dadurch von dem der Algierer, das mehr reich und mit großem Aufwande verbunden iſt. Die wirklichen Mauren ſind mehr der alten patriarchaliſchen Einfachheit treu geblieben; ſie ſchmücken ſich weder mit Gold, noch mit foſtbaren Steinen. Was der Mauriſchen Tracht beſonders eigenthümlich iſt, iſt der Haik, ein langer weiter Mantel von weißer Wolle, der den ganzen Körper umhüllt; er hat viele Aehnlichkeit mit der Römiſchen Toga und vereinigt das Gracziöſe mit dem Majeſtätiſchen. Der Haik beſteht aus einem geſchmeidigen Stoffe, der ſich dem Körper leicht anſchmiegt und dem Gange ein gewiſſes ernſtes und geſetztes Anſehen giebt, das, wie die Mauren ſagen, der männlichen Würde und dem Anſtande zuſpricht. Dieſe Toga finden wir bei allen Klaſſen, beſonders beim Sultan, als bei dem geringſten Handwerker; da ſie indeß ziemlich theuer iſt, ſo ſind nur die Bemittelteren im Stande, ſich eine ſolche anzuſchaffen, und ſo zeigt ſie denn immer ſchon einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit an. Unter dem Haik trägt man lange weiße Beinkleider und einen Kaftan, der vermittelſt eines ſeidenen Gurts an den Leib anſchließt. Die Fußbekleidung beſteht aus den gelben Türkiſchen Stiefeln oder aus Sandalen von Saffian von derſelben Farbe. Als Kopfbedeckung dient der Turban.

Die Kleidung des Landmannes und des Ärmeren Städters beſteht aus einem leinwandenen oder wollenen Hemde, das man wie einen Sack über den Kopf zieht und die über das Knie herabhängen läßt. Unter demſelben werden weder Hoſen noch Beinkleider getragen, und auf dieſe Weiſe iſt die Fülle einer Mauriſchen in einem Nu gemacht. Der Wanderluſtige beſitzt Dſchilabah und iſt allgemein im Gebrauch; die Juden tragen den ſchwarzen Sulam, der oben an der Schulter zugeknüpft wird.

Die Mauriſchen Frauen, reiche ſowohl als arme, tragen alle den Haik; ſie bedecken ſich damit, wie mit einem Schleier, das Haupt, ſo daß man von ihnen nichts als die Augen ſieht. Einige Damen tragen große Strohhüte. Der Haik, der ſich dem Körper eng anſchmiegt, verräth oft die nichts weniger als ſchöne Formen deſſelben. Bekanntlich iſt das Embonpoint die erſte Bedingung der Marokkaniſchen Schönheit; die wohlbeleibteſten ſind die ſchönſten. Um ſich nun vollends zu entſtellen, umwickeln ſie ihre Beine mit leinenen Bändern, die ihnen ein ganz abſcheuliches Anſehen geben. Ich kann indeß nur von den jungen Frauen ſprechen, denen ich auf der Straße oder auf dem Felde begegnet bin. Im Hauſe ſelbſt, wo ihre Frau zu beobachten, habe ich, als Europäer, natürlich keine Gelegenheit gehabt.

Was uns zu Tanger nach dem Koſtüme am meiſten auffällt, iſt die der Stille, die dort herrſcht. Man glaubt auf einem Dorfe zu ſein; nun aber hat bei uns jedes Dorf noch wenigſtens ſeine Glocke; die muſelmänniſche Stadt dagegen entbehrt auch dieſer. Nur alle zwei Stunden ſteigt der Muezzin auf das Minaret, ſtößt ſeine laute auf und ladet mit ſtarkerer und weiterer Stimme das Volk zum Gebet ein. Man kann ſich nichts Trauerigeres denken, als dieſe heulende Stimme aus der Luft, beſonders wenn ſie zur Nachtzeit erſchallt. Tanger hat nur Eine anſehnliche Moſchee, über welche ein hohes viereckiges Minaret hervorragt, das, mit geſtimmen Quaderſteinen bedeckt, in der Sonne gleich den Schuppen einer gigantiſchen Eidechſe erglänzt. Die Moſchee hat keine Thür. Es ſteht den Gläubigen frei, dieſelbe zu jeder Stunde, am Tage ſowohl als in der Nacht, zu beſuchen, nur müſſen ſie ihre Schuhe im Portal zurücklaſſen. Ich habe bei dem Prieſter kein eigentliches Koſtüm bemerkt. So oft ich bei der Moſchee vorbeiging, warf er mir einen grimmigen Blick zu. Was ihn am meiſten aufbringen mochte, war wohl der Umſtand, daß ich dem Vorübergehen vor der Moſchee meine Schritte nicht anzeige. An ein Hineingehen in das Heiligthum muß man gar nicht denken; ein Chriſt, der ein freien Stücken in eine Moſchee geht, wird ſofort vor den Kadi abgeführt, und es bleibt ihm alsdann nur die Alternative, entweder auf der Stelle ſeinen Glauben abzuſchwören oder zu ſterben. Das muſelmänniſche Geſetz iſt, was dieſen Punkt betrifft, ſo ſtreng, daß es nur die Sache einer beſondern Gunſt iſt, wenn unſere Geſandten zu Konſtantinopel die Erlaubniß erhalten, die Moſcheen der Griechiſchen Kirche zu beſuchen. In Marokko wird dieſe Gunſt Niemanden zu Theil; ich erlaubte mir nur, an die Schwelle hinanzutreten, um in das Innere des Heiligthums einen Blick zu werfen; aber lange hätte ich nicht unbeſtraft dort verweilen können, denn ſchon hatten mich einige Vorübergehende mit drohenden Blicken gemeſſen. Bei alledem iſt Tanger noch die einzige Stadt im ganzen Marokkaniſchen Reiche, die an den Anblick der Chriſten ſchon einigermaßen gewöhnt iſt.

Tanger, Arabiſch Tangſchia, iſt keinesweges eine bläſiche Stadt. Die Häuſer ſind niedrig, unregelmäßig und ohne allen Kunſtſinn gebaut. Sie ſind alle, ſo zu ſagen, über einen Leiſten geſchlagen; eine große viereckige Maſſe, ohne Fenſter nach außen, mit einer Terraſſe auf dem Dache; das Ganze mit Kalk überworfen. Dieſe großen weißen Kuben gewähren einen ſehr maleriſchen Anblick. Die Innern ſollen ſich die Häuſer eben ſo einander Ähnlich wie von außen; ſie haben alle einen viereckigen Hof, auf den das Erdgeſchoß und die erſte Etage hinausgehen, welche durch plumpe eiſerne und verriegelte Thüren ſorgfältig verſchloſſen ſind. Einige dieſer Höfe werden von Weinſtöcken oder Feigenbäumen beſchattet.

Die Straßen, oder vielmehr die Pfade, welche ſich zwiſchen den eiſerſchüttigen kleinen Feſtungen hinſchlängeln, ſind alle eng und krumm und mit Kies und allerlei Unrath bedeckt. Nur Eine ertrügliche, ziemlich gerade Straße durchzieht die ganze Stadt und führt bis zum Gaſtadt hinab. Die Straße wird von einem großen Platz, dem einzigen in Tanger, durchſchnitten, und der obere Theil derſelben, ſo wie der Platz ſelbſt, iſt mit zwei Reihen Läden beſetzt. Der Mauriſche kennt in ſolchen Kaufern, als eine finſtere, tief in die Mauer gemachte Höhlung, die ohne Thür, bloß mit einem Fenſter verſehen iſt, vor dem die Waaren ausgehängt werden und zu welchem man auch dem draußen ſtehen bleibenden Käufer die verlangte Waare hinausreicht. Hier ſundet man den phlegmatiſchen Krämer, wie er, unter dem Wetterdache niedergekauert, auf ſeine Kunden wartend, „Kif“ oder „Hachiſchia“ rauchend, gern Plaudereien mit den Vorübergehenden anknüpfend. Die Läden werden alle von Männern bedient; was die Frauen betrifft, ſo hält man ſie eines ſolchen achtbaren Geſchäfts nicht würdig. Sie werden vielmehr nur zu Waſſer- und Holzträgerinnen gebraucht; auch müſſen ſie die Mühlſteine in den Mühlen umdrehen; ja, man ſieht ſie ſelbſt an Karren neben einem Stier oder einem Maulthiere geſpannt, wo ſie mit den Thieren die harte Arbeit gewohnt ſind.

Oft iſt es der, was man hier auf den erſten Anblick für einen Laden hält, in Richterſtuhl oder ſonſt ein öffentliches Büreau, denn die hohen Beamten liegen ganz eben ſo wie die Krämer vor ihren Fenſtern niedergekauert. Hier wird der Delinquent vor den Kadi gebracht; ſogleich wird der Rechtsſall ohne beſondere Phraſen aus einander gelegt, das Urtheil geſprochen und noch in demſelben Augenblicke ohne weiteres Verfahren vollzogen. Bei zuchtpolizeilichen Dingen kommen die Reichen gewöhnlich mit einer Geldbuße davon. Die Armen hingegen, die nicht mit der Börſe bezahlen können, erhalten die Baſtonade oder werden mit Peitſchenhieben leutirt; je nach der Größe und dem Grade des Verbrechens werden ſie entweder von vorn oder von hinten gepeitſcht. Das Juchs-Inſtrument beſteht in einem Dchſenziemer, Reſil genannt, und wird von den Nachrichtern gewöhnlich auf der Schulter getragen. In ſeinem Falle aber darf der Delinquent mehr als neunhundertneunundneunzig Schläge erhalten. Da kein Mann in ſolchen Fällen ſeine Hand an das andere Geſchlecht legen darf, ſo giebt es zu Tanger eine eigene Nachrichterin für die Frauen, ſie heißt „Mbriſa“, d. h. die Nachſichtige, etwa wie die Griechen die Furien „Eumeniden“ oder Wohlwollende nannten. Die Aſiatiſche Eumenide nimmt die Frauen feſt, peitſcht und pfundpaut ſie und ſchneidet ihnen die Ohren oder die Naſe ab; in häßlicher und übler Laune iſt ſie, deſto mehr gefällt ſie ſich darin, die Jugend zu martern und die Schönheit zu entſtellen. Die weiblichen Hinrichtungen werden alle insgeheim ausgeführt.

Der Juſtiz, der mich gleich am Tage meiner Ankunft in Tanger einer Prozeſſion der Jmdaucha entgegenführte, machte mich ſchon an dem Anblick ſolgenden Tage zum Zeugen einer öffentlichen Hinrichtung; es war bei dem Marktthore, wo zwei Schlächterknechte ihr Handwerk trieben. Ihr Vergehen ward einem Majeſtäts-Verbrechen gleich geachtet, da ſie den Kaiſer ſelbſt um das Zollrecht hintergangen. Man ſchnitt ihnen deshalb den Kopf mit einem ſtumpfen Taſchenmeſſer, dem Gemick anfangend, ganz langſam ab. Die unerſchrockenen Gebirgsleute unterwarfen ſich indeſſen dieſer grauſamen Tortur mit heroiſchem Gleichmuth; ſie ſtarben nicht einen Sterber aus und ſtarben, ohne einen Laut von ſich hören zu laſſen. Als ihr Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man ſie zur größeren Beſchimpfung von einem Juden mit Salz beſtreuen, und in dieſem Zuſtande wurden ſie an die Stadtmauer gehängt, um der Menge zum Schreckbilde zu dienen. Nach vollendeter Hinrichtung ließen die Henkersknechte ein Lied davon, aus Furcht, von dem Pöbel mit Steinen geworfen zu werden. Dieſer Umſtand erinnert an einen ſeltſamen Gebrauch, der noch heutigentages in Granada herrſcht; in dieſer Stadt, als der letzten, die dem Halbmond entriſſen worden, erhält der Nachrichter beſtändig eine eigne Wache vor der Thür, und darf er es nie wagen, ohne Bedeckung auszugehen.

So barbariſch auch die Geſetzgebung von Marokko iſt, ſo muß man doch bemerken, daß die Todesſtrafe daſelbſt nie der Willkür eines Unterbeamten allein überlaſſen bleibt. Jede Hinrichtung ohne die ausdrückliche Zuſtimmung des Sultans vollzogen werden. Freilich aber ſind die von demſelben ausgefertigten Befehle immer ſo dunkel abgefaßt, daß er zu jeder Zeit im Stande iſt, die Schuld irgend einem Kadi oder einem Paſcha, den er vielleicht zu ſtürzen beabſichtigt, zuzuſchieben.

Was den gegenwärtigen Sultan Muley-Abderrahman betrifft, ſo macht er den dieſem Kunſtzweige keineswegs Ehre. Er iſt vielmehr ein ſanfter, anſpruchloſer und ſcharfſinniger Mann und überhaupt einer der beſten Monarchen, die ſeit langer Zeit das Scepter von Marokko geführt. Bevor er Sultan geworden, war er lange Zeit Paſcha von Mogador, als welcher er ſich ſchon die Liebe ſeiner Untergebenen erwarb. Nie ſind die Todesſtrafen ſo ſelten geweſen, als unter ſeiner Regierung. Suſtemas, der Dolch und Bogenſchütze Abderrahman's, war ihm zwar an Charakterſtärke überlegen, aber das Reich hat ſich keineswegs einer ſolchen Wohlthaten unter ſeiner Herrſchaft zu erfreuen gehabt. Das Ende ſeines Lebens war ſtürmiſch und ward durch eine furchtbare Inſurrection der Amazigen bezeichnet, die man in Europa fälſchlich mit dem Namen der Berbern oder Schellets belegt.

Charles Dedier.

wie ein Baum jenes Landes, aus dem alles andern Ländern die Kunſt herüberkam; er iſt ein Baum voll duftiger Blüthen und golder-er Früchte, nicht hoch, breit, und ſchattig iſt die kunel Orange, aber ihr Anblick erfreut das Auge und füllt das Herz mit Gedanken einer genußreichen Zukunft.

Da die heutige Nummer das letzte Blatt des Vierteljahres iſt, ſo kann die folgende zur Denjenigen, die bereits das neue Abonnement berichtigt, verabfolgt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Montag den 3. Oktober 1836.

Frankreich.

Französische Uebersetzungen.

Ueber die nothwendigen Eigenschaften einer guten Uebersetzung und über die Pflichten des Uebersetzers ist schon so viel geschrieben und gepredigt worden, daß wir nichts Besseres thun können, als uns auf dies Kapitel gar nicht einzulassen. Die Wahrheit zu sagen, alle Regeln helfen nichts; der wahrhafte, fähige Uebersetzer, der Le Maistre, weiß besser darum Bescheid, als der Kritiker; der unfähige, ungetreue Verdolmetscher, der Traducteur, verstellt sie doch nicht anzuwenden. Das gegen möchten wir diesen Lesern einen Satz zu Gemüthe führen, der auf den ersten Blick sehr einfach und einleuchtend aussieht. Wir behaupten nämlich: wenn man übersetzen will, so muß man vor allen Dingen die Sprache verstehen, aus der man übersetzt.

Ihr wirrt, es gehört wenig dazu, das einzusehen? Die meisten neueren Uebersetzer, die Französischen wenn' ich, haben's gleichwohl noch nicht begriffen; sie lassen sich nicht im Entferntesten einfallen, daß so was nöthig sey. Es soll mich sogar nicht wundern, wenn ihrer Viele ganz ehrlich glauben, das Nichtverstehen einer Sprache bringe große Vortheile mit sich, man verfalle dabei weniger in Germanismen, Anglicismen u. dergl., und man bewahre seinen reinen, glatten Französischen Stil, ohne fremdartigen Zusatz und Beigeschmack.

Wir kann man aber übersetzen, sagt der Kaie, was man in der Ursprach nicht versteht? Aber es ist allerdings schwer; aber dafür ist die Betriebsamkeit unserer Uebersetzer auch groß, und sie haben die sinnreichsten Verfahrungsweisen aufgefunden, wodurch das Unmöglichste möglich wird. Je nachdem der Uebersetzer etwas mehr oder weniger von der Sprache versteht, bedient er sich verschiedener künstlicher Methoden. Reicht seine Gelehrsamkeit so weit, daß er sich in einer Phrase so ziemlich zurechtfinden, daß er bald und bald errathen kann, was der Autor gemeint hat, so nimmt er seine Zuflucht zur Umschreibung, zur Erklärung, zu Synonymen und dergleichen Reagenzmitteln und Reibbrettern. Versteht er nicht, was der Autor gesagt hat, glaubt es aber zu verstehen, so schreibt er etwas ganz Anderes hin. Geht ihm alle Weisheit dergestalt aus, daß er sich nicht einmal einreden kann, etwas zu wissen, so bleiben ihm noch zwei schöne Auswege übrig: er schreibt Unsinn, oder er läßt ganz weg. Der Uebersetzt halber stellen wir diese drei Haupt-Methoden noch einmal neben einander:

1) kann man den Autor etwas Anderes sagen lassen, als er gesagt hat;
2) kann man ihn das Gegentheil sagen lassen;
3) kann man ihn gar nichts sagen lassen.

Versteht man diese Verschiedenen anzuwenden, so gleichen sich Berge von Schwierigkeiten aus, und man gelangt dahin, Bücher jeden Inhalts geläufig, fließend und elegant zu übersetzen. So wird der Mensch ein Holmeister der großen Geister des Auslandes, so hängt er sich an Walter Scott und Goethe, an Byron und Schiller; so verschafft er diesen Männern die Ehre des Eintritts in die literarischen Kreise Frankreichs, und da es hierin Gemes etwas an Lebensart und feinem Zuschnitt fehlt, so gebühret dem Uebersetzer für sein Geschick und Savoirfaire der schönste Dank dafür, daß die bonne Société sich jetzt mit ihnen unterhalten kann. Die Journale glauben ihm aufs Wort, sie haben seitlich nicht Zeit, nachzusehen, wie viel Wahres daran ist; er wird gelobt und gepriesen, das Publikum glaubt wieder den Journalen aufs Wort, kauft und liest; so kommt man auf Treu und Glauben zu dem Ruhm eines trefflichen Uebersetzers, und wenn es erst die ganze Welt sagt, so schwört man am Ende selbst darauf.

Weiseiele für das Gesagte stehen uns in Menge zu Gebote, und der Leser soll sie bald erfahren. Zuvor aber wollen wir ein wenig überlegen, was eine Uebersetzung eigentlich zu bedeuten hat. Man muß die Schwierigkeit der Sache recht gründlich kennen, wenn man jene unbedingten Prozedurn und Handgriffe ihrem ganzen Werthe nach würdigen will.

Im Grunde ist jedes Kunstwerk, jede Darstellung einer Idee in sinnlich wahrnehmbarer Form schon an und für sich eine Uebersetzung. Der Bildhauer übersetzt in Marmor, der Maler in Farben, der Musiker in Töne, der Dichter in Worte. Der Urtext, aus welchem sie übersetzen, ist die Sprache der Geister, welche kein Ohr vernimmt, welche von keiner Lippe tönt, mit welcher aber die Seele als mit ihrer Muttersprache vertraut ist, und in welcher das Genie kraft seines göttlich geheimnißvollen Antriebes von selbst spricht und denkt. Je vollständig get und getreuer die Form den geistigen Text und Inhalt ausdrückt, welcher in sie übertragen wird, desto vollkommener ist das Kunstwerk. Wenn die Form, als ein durchsichtig verklärter Leib, den Lichtglanz der Idee durch die fleischige Hülle ungetrübt hindurchstrahlen läßt, dann hat die Kunst ihr höchstes Ziel erreicht, sie hat uns das Schöne in seiner ooffenbarten Reinheit und Wahrheit dargestellt.

Das größte Genie wäre sonach von Natur der beste Uebersetzer; bei ihm würden Idee und Form, Gedanke und Ausdruck in so inniger Verbindung und Wechselwirkung stehen, wie Leib und Seele eines lebendigen Organismus. Was thut nun aber der gewöhnliche Uebersetzer? Er trennt die Seele von ihrem Körper und versetzt sie in einen neuen Leib; er zieht dem lebendigen Organismus die Haut ab und bekleidet die Seele mit einer neuen, welche der Künstler zurecht gemacht hat. Welch ein Wagestück! Was muß die arme Seele leiden und sich gefallen lassen, wenn man sie so Tropfen aus einem Leib in den anderen gießt! Gedanken, Ideen, Empfindungen, Bilder, alle diese zarten, feinen, so leicht zerflatterbaren Wesen, wo kommen sie hin bei den Stößen und Abenteuern, die während einer solchen Verwandlungsreise unvermeidlich sind?

Denken wir uns nun Alles so schön und gut als möglich. Der Uebersetzer soll das Werk lieben, soll seinen Geist ganz und gar die in die feinsten Schattirungen aufgefaßt haben; er soll die neue Form mit Meisterschaft beherrschen, und diese neue Form soll mit der ursprünglichen Gestalt in vielen Stücken übereinstimmen, — gleichwohl wird die Operation noch immer eine sehr künstliche und schwierige seyn. Wie soll es erst vollends gehen, wenn eine unglückliche Hand den geistigen Inhalt stückweis aus dem gewohnten Leibe herausgerissen und dann diesen Fetzt zugerichteten Stücken einen plumpen Leib aus grobem Stoff zuwebt, Wei statt Gold, Lehm statt Porzellan Marmor, einen stammelnden Dialekt anstatt der Göttersprache Homer's? —

Alles wohl erwogen, erscheint das Geschäft des Uebersetzens so überaus schwierig, daß man sich wundern sollte, wie sich Jemand daran wagt. Seinen Autor verstehen, was heißt das? Es heißt, den Gedanken, das Gefühl und die Phantasie eines hochbegeisterten Mannes, der zu anderer Zeit und unter einem anderen Volkshimmel gelebt hat, in sich reproduziren; mit Homer zum Griechen, mit Shakespeare zum Engländer, mit Calderon zum Spanier werden; aus der Tiefe der Sprache, treu aller ihrer Schwierigkeiten und Eigenheiten, den Gedanken und die Idee erfassen, und zwar so erfassen, wie Homer, Calderon und Shakespeare sie ursprünglich geschaffen haben; endlich dieses Alles Französisch, und zwar gut Französisch, nicht etwa fauterwelsch zu ausdrücken, wie das Genie sich ursprünglich in dieser Sprache ausgedrückt haben würde. Dies wäre denn freilich das Ideal einer Uebersetzung. Nun frage sich ein Jeder, wie viele Uebersetzer dieses Ideal erreichen? nein, daran ist keine Rede, wie viele sich ihm nur einigermaßen nähern. Wir wird die Antwort aufs Gewissen lauten? O weh!

Wir wollen keineswegs alle Französische Uebersetzungen sammt und sonderr unter einerlei Urtheil und Bann begreifen: hin und wieder kann eine im Vergleich zu den anderen gut heißen. Das Urtheil über gut und schlecht muß sich hier einerseits nach dem Charakter des übertragenen Werkes, andererseits nach dem Zweck richten, welchen der Uebersetzer im Auge gehabt hat. Durch eine lediglich wörtlich treue Uebertragung kann man z. B. das Studium der fremden Sprache außerordentlich befördern, hingegen durch einen Versuch freier Nachahmung seinen Landsleuten ein Abbild des ursprünglichen Kunstwerks liefern, freilich ein Abbild, welches in Zeichnung und Färbung mehr oder minder schwach ausfallen mag. Gegen beiderlei Verfahren ist nichts einzuwenden, unter der Bedingung nämlich, daß Jeder wisse, wie er seine Uebersetzung im eigentlichen Sinne gelten wolle: die wörtlich genaue Uebertragung em wenigsten, denn diese ist in tausend Fällen falscher als die lockere Paraphrase. Wo es auf den Charakter des Werks ankommt, sind es eigentlich nur die Erzeugnisse des dichterischen Geistes, deren Element und Zweck ganz in dem Schönen und seiner Darstellung besteht, von denen wir oben gemeint haben, daß sie schwer oder unmöglich zu übersetzen sind. Das Alltägliche, das sich leicht sagen läßt, es will, findet sich in jeder Sprache leicht zurecht. „Nicole apporte moi mes pantoufles" das kann man überall sagen und begreifen, wo es Pantoffeln giebt, und es geht nichts dabei verloren. Herrn D'Arlincourt's Romane z. B. sind in alle Europäische Sprachen übersetzt, sogar gut übersetzt worden, und viele Leute, zu denen D'Arlincourt selbst gehört, halten das für eine große Ehre. Baden Balzac's Schriften gute Uebersetzer gefunden? Ich kann's nicht sagen, aber es wäre schlimm!

Doch um auf unseren eigentlichen Gegenstand zurück zu kommen, so sey es noch einmal gesagt: Von allen Geistes-Operationen, die der Uebersetzer nach einander zu vollziehen hat und die ihm alle wohl von

Digitized by Google

Statten gehen müssen, wenn die Arbeit gelingen soll, fassen wir hier nur die allererste ins Auge, nämlich das Verständniß des Originals. Das ist wenig, sehr wenig, ist das Geringste, was er zu leisten hat, aber es ist unentbehrlich: ohne das geht's nicht. Wie wüßt Du fortkommen, guter Freund, wenn Du beim ersten Schritte stolperst? Was heißen Dir Stil, Wohllaut, Eleganz, lokale Färbung und alle andere Zuthat, wenn Dir von vorn herein der Sinn entgeht? Darum aber lassen sich unsere Herren Uebersetzer kein genaues Haar wachsen. Alle diese Mühe geht darauf hinaus, sich mit Hülfe der bereits erwähnten Methoden die Mühe recht leicht zu machen. Momentanes Gelingen, Glückmachen haben sie im Auge; auf Höheres geht ihr Ehrgeiz nicht, und freilich Glück kann man machen, ohne den Aufwand an ernster, gewissenhafter und langwieriger Mühe, wie ihn ein gewissenhaft unternommenes Werk erfordert.

Es versteht sich von selbst, daß auch in dieser Rücksicht nicht alle Uebersetzer unter einerlei Kategorie gebracht, und daß unser Tadel in seiner ganzen Strenge und Ausdehnung nur die gemeinste Sorte trifft. Doch werden auch unter den besten Uebersetzern wenige zu finden sein, denen die Kritik hier keine Nachlässigkeit vorzuwerfen hätte. Man traut seinen Augen und Ohren nicht, wenn man hier und dort auf Wörter und Schnitzer stößt, die in unerklärlicher Nähe sind, wenn der Uebersetzer sich sonst durchgängig der Sprache seines Originals kundig zeigt. Mehrentheils rühet dergleichen wohl von einer Methode des Uebersetzens her, die sehr im Schwange geht, aber unter aller Kritik schlecht ist: man tibt nämlich das Buch von Sicherstehen niedrigeren Ranges aus dem Groben arbeiten, sieht das Manuscript durch, setzt seinen Namen darunter und ist fertig. Wie wollen gleich einige Beispiele aus Uebersetzungen anführen, die mit Recht sich für die besten in ihrer Art gelten, und worin dergleichen Fehler durch viele und bedeutende Vorzüge weit aufgewogen werden.

Als die Erste in dieser Klasse tritt Frau von Stael auf, die freilich kein ganzes Werk, sondern nur Fragmente übersetzt hat. Ihr Buch „zur Palliemagne" enthält Nachahmungen Deutscher Poesie, an welche den Maßstab kritischer Genauigkeit zu legen nicht allein pedantisch, sondern auch ungerecht wäre. Ihre Absicht war, in Frankreich ein Interesse für eine bisher dort unbekannte Literatur und Poesie zu erwecken, und zu diesem Zwecke konnte sie nicht anders verfahren, als sie verfuhr, sie konnte den Sinn der Stellen nur durch Umänderungen und Umschreibungen anerkleiden. Es wäre im höchsten Grade unbillig und unbesonnen, der trefflichen Frau den Vorwurf zu machen, daß sie wenig Deutsch verstanden, zu einer Zeit, wo es noch Niemanden in Frankreich eingefallen war, Deutsch zu lernen. Ja noch mehr: der Schuster, den wir anführen wollen, gereicht der Frau von Stael gewissermaßen zur Ehrenrettung, insofern daraus hervorgeht daß A. W. von Schlegel ihr die Uebersetzungen nicht gemacht hat, wie die böse Welt behaupten wollte.

Frau von Stael giebt bekanntlich eine Analyse des Goetheschen Faust und hat die letzte Scene fast in ihrer ganzen Länge übersetzt. Faust will die wahnsinnig gewordene Margarethe aus ihrem Kerker entführen; sie sträubt sich, ihre Seele ist voller Schreckbilder von ihrem ermordeten Kinde, von ihrer Mutter, die am Schlafstrunk gestorben ist. Sie ruft:

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein:
Es faßt mich kalt! Es faßt mich Schauder!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe.

Frau von Stael übersetzt „Es faßt mich kalt beim Schopfe" durch: l'air est si froid près de la fontaine. Sie wußte nämlich nicht, daß Schopf den Hinterkopf mit seinen Haaren bedeutet; sie dachte an das Zeitwort schöpfen; zu schöpfen aber pflegt man aus einem Brunnen: also —.

Ich war neugierig, wie spätere Uebersetzer des Faust dieselbe Stelle behandelt haben möchten. Die nächste nach Frau von Stael, Herr Albert Stapfer, der sich im Ganzen einer löblichen Genauigkeit befleißigt, übersetzt: le froid me saisit aux cheveux, und unser Gewissen noch obpflichtigh ganz richtig ist, denn nicht der Nacken, sondern das Haar schauert und sträubt sich vor Furcht. Herr von Saint-Aulaire in seiner Collection des théâtres étrangers, hat die Stelle der N. 3 eingerichtigen, in der er es überhaupt zu einer großen Fertigkeit gebracht hat: er übersprringt die ganze Stelle.

Die Uebersetzung Schiller's von Herrn von Barante steht in großem, nicht ganz unverdientem Ruf: sie ist aber reich an Nachlässigkeiten und Fehlern, wodurch sich ein Mangel an gründlicher Sprachkenntniß deutlich kundet. Im Don Carlos z. B., in der ersten Scene des vierten Aktes, ruft die Königin, nachdem die Prinzessin Eboli in plötzlicher Verwirrung die Bühne verlassen hat, verwundert aus: „welche Anwandlung!" Das heißt am Französische: quel accès subit! avez-vous jamais vu rien de pareil! Herr von Barante übersetzt richtig: qu'elle est changée! weil er den Unterschied zwischen Anwandlung und Verwandlung nicht gefaßt hat.

Dieser Fehler ist zwar allerdings kaum bemerkbar und nicht sehr wichtig; nicht selten jedoch wird durch einen solchen Verstoß sowohl der Sinn als der dramatische Effekt einer Stelle aus Empfindlichste beeinträchtigt. Als beim Don Carlos zu bleiben, in der 9ten Scene der 3ten Akte sagt Marquis Posa:

Den Zufall giebt die Vorsehung; zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.

In Herrn v. Barante's Uebersetzung kommt gerade das Umgekehrte heraus; nämlich statt: la providence donne le hasard, l'homme doit le faire servir à son but, läßt er den Marquis sagen: la providence donne le hasard, c'est à l'homme à s'accommoder à son but. Um jedoch gerecht zu sein, müssen wir hier einen Druckfehler vermuthen, s'accommoder statt l'accommoder.

Dagegen fehlen wir sofort eine Stelle an, wo auch ein Druckfehler dem Uebersetzer nicht helfen kann. Gleich in der folgenden berühmten Scene zwischen dem König und Marquis Posa schildert der Letztere seine Reise durch die Niederlande, durch reiche und blühende Provinzen, wo ein glückliches Volk wohnt —

Und Vater dieses Volkes!

Das, dacht' ich, das muß gräßlich sein! — da fiel
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine.

Eine Stelle von unterschiedener dramatischer Wirkung. Diese Gebeine richten sich plötzlich wie eine drohende Erscheinung, als stumme Zeugen und Kläger gegen die Gräuel der Inquisition, vor den klugen Philipp II. empor. Er, der König, und welch ein König, Philipp II., erzittert sich vor diesem herausbeschworenen Bilde und senkt vor Posa's begeisterten Auge das seine nieder. Nun sehe man, wie dem Herrn von Barante durch ein scheinbar ganz unbedeutendes Versehen dieser ganze dramatische Effekt verloren gegangen ist. Das Wörtchen da ist offenbar Zeitals Ortspartikel und kann dabei im Französischen dann durch alors, à ce moment là, bald durch là, en ce lieu wiedergegeben werden. Unser Uebersetzer hat es in der letzteren Bedeutung aufgefaßt und läßt den Marquis ungeschickter Weise sagen: là je marchais sur des ossemens humains, qu'a consumés la flamme ..... Ja wohl, ungeschickt und zugleich übertrieben; denn mit allem Eifer wird es die Inquisition doch nicht dahin bringen können, daß der Marquis in den Niederlanden auf verbrannten menschlichen Gebeinen einhergehen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire des progrès des sciences naturelles depuis 1789 jusqu'à 1831 — Von G. Cuvier. Zweiter Band. 7 Fr.

Mémoire sur la peste qui a régné épidémiquement à Constantinople en 1837, et sur la non-contagion. — Von J. Eyries. 3 Fr.

Oeuvres du comte de Lacépède, comprenant l'histoire naturelle des poissons, des lézards, des crapauds, des grenouilles, des serpens, des poissons et des cétacés. — Mit Fortsetzung zu Buffon's Naturgeschichte. In 90 Lieferungen à 1½ Fr.

Spanien.

Ein Besuch im Escurial.

Das Escurial ist eine große, sprechende Geschichte. Philipp II, der Erbauer desselben, hat hier das Geheimniß seiner Regierung zweckgestaltet; er hat ihm das Siegel seines finsteren, sanunischen Geistes aufgedrückt. Um diesen König zu begreifen, muß man das Escurial besuchen und dort seine Memoiren studiren; man muß diese Granit- und Marmor-Mauern buchstäblich und in seinen prächtigen Bücher lesen, das auf jeder Seite mit Fresken von Tizian und Cambiage geschmückt ist, und dessen Vignetten Gemälde von Espagnolet, Velasquez, Titian, Murillo und Raphael sind.

Das Escurial ist ein Palast, ein Kloster, ein Grab, eine Stadt in der Wüste; es ist alles dies, doch vorzugsweise ein Grab; es ist das Grab der Könige, das Grab zweier Dynastien. Die Kuppeln des Escurial sind die Pyramiden Spaniens.

Gegen Ende Oktobers im Jahre 1833 besuchte ich das Escurial zum ersten Mal. Zuerst besah ich die prachtvollen Gemächer, die der Hof bewohnte, wenn er sährlich einen Herbstmonat hier zubrachte. Die Diener, welche mich durch diese verödeten Zimmer führten, ließen mich lange das Gemach bewundern, in welchem Ferdinand VII. geboren ward. — Warum Rad er nicht lieber schon als Kind in jener Wiege, die man mir zeigte! Es wäre für ihn und für seine Völker besser gewesen, denn eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf diesem unseligen Fürsten. Er entrete damit, daß er sich selbst in seinen letzten Lebenstagen glücklich pries, der furchtbaren Zukunft zu entgehen, die er vorbereitet hatte. Gleich Ludwig XV. kümmerte es ihn wenig, was nach ihm geschehen würde.

Dem Palaste führte man mich ins Kloster. Der Prior, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, der aber durch einen Gichtanfall an seine Zelle gefesselt war, übergab mich der Sorge eines Mönches, der an seinem Bette saß und ihm den Bericht über den letzten Stierkampf in Madrid vorlas.

Dieser mit zuverlässige Führer, war der Pater Esteban, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren und von jener krankenden Gesundheit, jener unterdrückten Kraft, die der Erscheinung gewisser Mönche einen so ergreifenden Charakter verleihen; einer jener schönen Kloster-Köpfe, wie sie Zurbaran und Murillo so gern malten, mit frommem, brennendem Auge, mit bleichem und doch warmem Antlitz, mit einer Stirn, die durch die gefurchenen Schläfe noch breiter geworden, und die unter einer dichten Krone schwarzer Haare nur um so marmorähnlicher erscheint.

Ich verstehe mich schlecht auf malerische Reise-Beschreibungen und Schilderungen von Oertern. Ich würde es vorziehen, den Menschen zu stizzieren, wenn ich einen Pinsel zu führen verstände, der einer Leinwand Leben und Seele einhauchte.

Genug Reisende haben übrigens schon hinreichend die Zahl der Zeuge und Zöllen des Escurial angegeben und die verschiedenen Abtheilungen seiner kleinen Klöster gezählt, die, nach der Höhe seiner Spitzen, dieses Gebäude, von der Höhe der nahe gelegenen Berge herab gesehen, wie einen ungeheuren Rost erscheinen lassen. Ich will also Niemand nöthigen, mir durch dies Kloster zu folgen, in welchem der Pater Esteban mir mit unerschöpflicher Geduld Alles erklärte.

Er zeigte mir die Kirche und das Chor mit ihren allerkleinsten Details, die Altäre und ihre Statuen, die bronzenen Leuchter, die Predigtbücher von Pelin mit silbernen Krammen, die Meßgewänder und auch die unendliche und prächtige Reliquien-Sammlung, die, außer anderen Hauptstücken, nicht weniger als elf ganze Körper von Heiligen und

Digitized by Google

dreihundert Köpfe von Jungfrauen und Märtyrern enthält. Ich mußte gleichfalls die noch kostbarere Sammlung besonderer Reliquien bewundern, die von unschätzbarem Werthe sind, und zu deren Anderung man nur wenige ausserwählte Schätzkünge zuläßt. Da verwahrt man in der wunderungswürdigsten Silberarbeit, und gekrönen, mit Perlen und Diamanten verzierten Reliquienkästen, außer vielen Fragmenten und Gebeinen der Apostel, eine Nase von der Hochzeit zu Cana, eine Zehe aus dem Zuflgetan des Erzengels Gabriel, ein Haar aus dem Barte Jesu Christi, auf Dornen aus seiner Krone, ein Stück von dem Seile, womit ihm die Hände gebunden waren, ein Haar der heiligen Jungfrau und ein Stück des Tuches, womit sie sich die Augen am Fuße des Kreuzes trocknete.

Frau Esteban nahm aus einem Kasten ein kleines Bild und führte reichte es mir: es war eine Abbildung des heiligen Lorenz, unter welcher folgende Zeilen standen, die ich buchstäblich nach dem Texte hier setze:

„Gebet. O allmächtiger Gott, der Du dem heiligen Lorenz die Kraft schenktest, die Feuersbrünste seiner Tyrannen zu überwinden, verleihe auch uns die Macht, wir bitten Dich darum, Eure Flammen meiner Laster zu tilgen, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, welcher mit Dir lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Amen!"

Frau Esteban wartete, bis ich das Gebet gelesen hatte; dann sagte er mit der ernsten Ruhe eines unerschütterlichen Glaubens: „Dieses Gebet ist mit dem wunderbaren Brustkuchen des Heiligen getröstet worden. So giebt brennende Fieber, in welchen die anständige Herzsagung dieses Gebetes, die sie seit daran haben, Jhnen die Flüsse des Märtyrers und heftigen Beistand von Oben auswirken kann."

Ich war für dieses Geschenk sehr dankbar, aber ich wußte nicht recht, wie ich es dem guten Pater auszudrücken sollte. Endlich sagte ich ihm ungefähr Folgendes: „Jhr seid sehr barmherzig, uns einen so brechlichen Geschäften, die der kleinste Funke entzündet und in lichte Flammen setzt, das heilsame Schutzmittel zu gewähren. Setzt sind Jhr leiblichen Finsterlet, deren Leben gegen das Feuer der Leidenschaften gestchert ist."

„Wer weiß?" rief Frau Esteban lebhaft aus, „wer weiß? Ergreift die Flammen nicht auch Gebäude, die sehr wohl gegen Feuersbrünste gesichert sind?" Schnell wandte er sich weg, um mit die Röhre zu verbergen, die ihm auf die Stirn trat, weil er sich unwillkürlich zu einer so unchilden Heftigung hatte hinreißen lassen.

Es wurde sehr unerschieden und hart von mir gewesen sein, sie zu beachten; ich dachte also ab.

Vier Stunden waren wir auf den Füßen gewesen, immer gehend und kommend, hinauf und hinunter steigend. Ich fühlte mich sehr ermüdet. Mein Führer mußte es aber noch weit mehr sein, da ihn bei unserer Besichtigung nichts, wie mich, in die Mängiede anregte erhielt. Wir bekannten uns jetzt in der Sakristei, wo die seltsamen Gemälde des Klosters aufgestellt sind; ich vergaß mich selbst, ich gestehe es, in den Gegenwart dieser heiligen Jungfrauen von Raphael und Murillo. Ich stamme diese Meisterwerke mit ganz gewährlicher Bewunderung an, da ich wahrscheinlich nicht so aufsah, als wolle ich mich lurz fassen, so überließ mich Pater Esteban meinen Betrachtungen und warf sich in einen Lehnstuhl. Er legte sein Schwerer Schöpfstehand auf einen nahe stehenden Tisch und stützte sich darauf. Das war der einzige Beweis, den er mir zu machen wagte, und ich verstand ihn. Schnell machte ich meinen Entschlüssen ein Ende und entschuldigte mich beiläufigkeit, so angebäubtlich die Gebuld des Vaters gemißbraucht zu haben; dann nahm ich Abschied und wollte mich fort begeben.

„Ja, so wohlgefällig Ansehen lasse ich Sie nicht davonkommen", sagte er. „Wir müssen noch das Pantheon besehen; aber ehe wir da hinabsteigen, wollen wir, mit Ihrer Erlaubniß, uns erst ein wenig bei mir ausruhen."

Der Vorschlag wurde so zutraulich gemacht, daß ich ihn ohne Umstände annehmen konnte. Durch ungähnige Gänge folgte ich ihm bis zu einer kleinen Thür, vor der mit einem Schlüssel öffnete. Ich trat mit ihm in eine niedliche, wohl gehaltene, obgleich sehr einfache Stube ein. Zwei Fenster, die auf das Gebirge hinaus gingen, erhellten sie; auf dem Fußboden war eine feine Strohmatte, die unmittelbare linke nöthige extera, ausgebreitet; ein kleiner Tisch, Stühle mit Rohrgeflecht bekanten sich darin, und links im Hintergrund stand in einem Alkoven ohne Vorhänge ein blendend weißes Bett.

„Dies ist Ihre Zelle?" fragte ich, — „und die Jhrige", erwiderte er mit jener leutseligen, den ich Spaniern so allgemein nes Höflichkeit, die es wie eine heilige Pflicht betrachten, den Fremden, der sie besucht, sogleich ihre Wohnung anzubieten.

Mit einer Art, die jede Weigerung unmöglich machte, bot er mir sodann Cigarren, Eboloate, Backwerk, erlen Wein und alle Lederdisten, die er hatte. Während mir sein Malaga, der von der besten Sorte war, trefflich mundete, bestand er sich, unter Cigarrette" anzuzünden. — „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie einen Augenblick zurückhalte", sprach er, „aber wir tauchen in den Klöstern nicht, aus Furcht, den Novizen ein schlechtes Beispiel zu geben. Es ist schimm, selbst Laster zu bestzen", fügte er lächelnd hinzu, „aber noch schlimmer wäre es, sie zu lehren." — „O, mein Vater", entgegnete ich, „Sie erschweren sich selbst noch Ihre strengen Ordensregeln. Wenn Ihr Zukauf nicht ist, so bin ich sicher, daß selbst Dampf zum Himmel eben so wohlgefällig als Ihr Weihrauch sey." — „Jn dem Fall", erwiderte er, „ist mein Gewissen frei; es ist reiner Havana, versuchen Sie nur."

Jndem ich dem Pater bwschäftigen feiner Cigarre vollkommen Recht gab, durchschnitt ich, wenigstens Blicke umherwerfend, seine Zelle in der Länge und Breite. Zu den schlechten Abbildungen von Heiligen und Jungfrauen, die ihre Wände schmückten, gesellten sich einige etwa so erbärmliche mythologische Darstellungen, die noch dazu mit der Legende in gar keiner Beziehung standen. Sie stellten Amor und die Nymphen, Venus und den Gott Mars vor. Es ist in der That wahr, daß der Unterschied in der Bekleidung zwischen den Liebesgöttern und Ehrenbilden, zwischen der büßenden Magdalena und der dem Bulkan umfangen Venus nicht sehr bedeutend ist. Das sind so Gegenstände, die man in der Versterrung verzeichnen kann; darüber läßt sich nichts sagen. — Aber als ich einen sichtigen Blick in den Alkoven warf, bemerkte ich auf einem Tischchen, am Kopfende des Bettes, ein Buch, das mir auf eine sonderbare Weise den hingeschamen schien; es war eine Uebersetzung des Gedichts „Mürtze der Frauen" in Spanischen Versen; el Merito de las mugeres.

Die Würde der Frauen! Guter Gott, dachte ich, was hat die hier zu schaffen? Die Frauen! Was könnten sie an diesem Orte anders bewirken, als Sünde und Verdammniß! Frau Esteban, Frau Esteban! Welcher Abgrund öffnet sich in solche Gefahren gestürzt!

Jch wendete den Kopf und begegnete dem durchdringenden Auge des Mönches, welches das meinige suchte; er wußte, was ich gesehen, er hatte mich auf einer Unbesonnenheit ertappt; sein Blick las begierig auf meinem Gesicht Alles, was ich mir so eben heimlich gesagt. Ich war beschämt und verlegen. Ich fand nicht Worte, um unsere Unterhaltung wieder anzuknüpfen; der Frau Esteban, meinen Gedanken anderweitend, und als ob er sich gegen die stummen Beschuldigungen, die sie ihm machten, verbindigen wollte, riet mir von seinem Sitze zu: „Setzen Sie sich doch, mein Freund, Sie müssen sehr müde geschritten sein, ehlein zu leben." Dann stand er schnell auf, kam zu mir und drückte mir die Hand: „Die Einsamkeit ist verderblich", fuhr er mit derselben erhobenen Stimme fort; wir schweigen Beide einen Augenblick.

„Sie sind also nicht glücklich", sagte ich, seine Hand drückend, die in der meinigen lag. — „Glücklich!" erwiderte er mit bitterem Lächeln, „Sie, die Sie aus der Arme kommen, die Welt durchreist haben, Sie hätten noch glückliche Menschen schon unterfen sollen! Aber wenn Sie noch immer danach forschen, so suchen Sie nur zu in unseren Zellen nicht nach Glücklichen." — Ich schwieg. Es kam mir nicht zu, ihn anzuspeagen; ich hatte kein Recht dazu, die Leidenschaften seiner Seele noch heftiger zu erregen, deren wahnde Wogen schon durch meine Schuld aufgewühlt wurden. Von seiner ersten Geschütterung zu sich gekommen, sahen er übrigens auch gar nicht zu verkraulichen Mittheilungen aufgelegt.

„Wir werden wohl thun, den Rest des Tagesliches nach zum Besuch der Gewölbe zu benutzen", sagte der Mönch mit einem viel eubigeren, wenngleich noch immer bewegten Tone. Er nahm sein Schlüsselband zur Hand, und wir verliesen die Zelle. Als wir das große Kloster, langsam neben einander herschreitend, durchwanderten, blieb Frau Esteban jedesmal vor einem der gerahmten Fresko-Gemälde stehen, die es schmücken, und zwar vor dem, welches den Märtyrertod des Patrons vom Kolumal darstellt. Ich hatte das kleine Bild noch in der Hand, auf dem derselbe Gegenstand nach dem Gemälde abgebildet war; der Mönch nahm es mir fort, sieste mieder und das Gebet ganz laut: „O allmächtiger Gott, der Du dem heiligen Lorenz die Kraft schenktest, die Feuersbrünste seiner Tyrannen zu überwinden, verleihe auch uns die Macht, wir bitten Dich darum, die Flammen unserer Laster zu tilgen, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, welcher mit Dir lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."

„Amen!" antwortete ich, das Bild zurücknehmend, das mir der wieder aufgethanene Mönch reichte. Ich hatte aber das Wort nicht feierlich ausgesprochen, es war lächerlich und sündhaft in meinem Munde, so sündlich, so wenig menschenfreundlich, wie meine Gesinnung; ich machte mir jetzt darüber Vorwürfe, denn in jenem Augenblicke beschuldigte ich den guten Pater bei mir selbst der Heuchelei. Ich glaubte nicht an die Aufrichtigkeit seines Gebetes; ich rollte das Bild unberedetheit zwischen meinen Fingern hin und her, überzeugt, daß sein Gelaube nur ein Vorwand sein meinigen sei. Jch hatte mir einen Gegenstand des Rührende, welches in diesen Gestaltnis seiner Schwachheit lag! Er brichtete den Kampf und siehte um Sieg, das ist Alles. Und verlangt Gott mehr? —

Wir setzten unseren Weg fort, und Frau Esteban unterbrach von neuem das Schlschweigen. „Sie verzeihen", sagte er mit gebeltener Stimme, „Sie verzeihen mir gewiß die sinstdose Benzigung, die ich mich zu Jhnen gedrungen fühlte. Sie wissen, mein Herr, unsere Schwäche und sündige Augenblicke. Und dann, auch ohne sich glücklich zu fühlen, kann man ja mit seinem Schicksale zufrieden sein. Glauben Sie nicht, daß ich mich gegen das meinige auflehne. Zehn Jahre lebe ich nun schon in dieser Einöde; zehn Jahre reichen wohl hin, einen Mann zu bestigen; para domar un hombre."

Rechts und links hinter uns in den unmittelbaren Stellen und aufgereihten Ausblick der Zellen des Mönche beobachtete, dessen bleiches Gesicht plötzlich ein Strahl der untergehenden Sonne beleuchtete, als mit in die Kirche eintraten. Nun, nun, zehn Jahre waren nicht hinreichend, Dich zu bezwingen und zu demüthigen, armes Geschöpf, dessen Seele weniger hart ist als Dein Körper! Jetzt durstbrite ich Dich, als Ebrist. Deine Ergebung war erheuchelt, ich bin fest davon überzeugt. Ich spreche nicht mehr an dem reinen Willen, der Deine Anstrengungen leitete; aber Du verschuldest das unmöglichte. Jch sehe Dich von jenem schnellen Glanz durchfallen, der Dich verreith; nein, dieses frechte und brennende Auge erklärte sich noch nicht für besiegt, der Stolz auf Deiner Stirn strafte laut die Demuth Deines herzens Lügen. Der Mensch in Dir stand noch immer aufrecht. Du warst nicht unterjocht. Frau Esteban.

Endlich wurden wir bis zum Pantheon hinuntergestiegen. Das Pantheon, dieses Grab der Spanischen Könige, stihrte ehemals seinen Namen mit Recht. Da man sie mit rend ihren Leibern vergötterte, und ihre Majestät der göttlichen Majestät an die Seite stellte, so war die

Digitized by Google

Grabstätte, die man ihnen nach ihrem Tode anwies, sehr natürlich ein Pantheon.

Das Pantheon ist ein achteckiges, ganz mit Marmor und Bronze überkleidetes Gewölbe, zu dem man auf einer Treppe, die gleichfalls aus Marmor und Bronze besteht, hinuntersteigt. Ehe man dorthin gelangt, kömmt man noch durch zwei andere Gewölbe, die finsterer und enger sind. Im ersten werden die Infanten, die Infantinnen und diejenigen Königinnen, die dem Throne keine Nachfolger geboren, beigesetzt. Das andere ist das podridero, in welchem man die verstorbenen Majestäten erst lange Jahre verwesen läßt. Wenn die Würmer all' ihr Fleisch verzehrt haben, wenn von ihnen nichts mehr übrig ist, als die Gebeine, dann bringt man die Königlichen Skelette erst in das Pantheon. Hier ruhen sie in verschiedenen Marmorsärgen, die in den sieben Nischen des Monumentes stehen, die Könige an der einen Seite, die Königinnen an der anderen gesondert. Alle Regenten der Oesterreichischen Dynastie liegen dort; Philipp V. aber fehlt in der seinigen; er ist in St. Ildefonso beerdigt. Karl IV. ist der Letztbeigutgekommene, man hat ihn erst vor kurzem aus dem Podridero hierher gebracht. Karl I. (außerhalb Spaniens Karl V. genannt) steht an der Spitze; er präsidirt, das Scepter in der Hand, in dieser erhabenen Versammlung der zu Staub gewordenen Majestäten; er ist der Aeltere aller dieser todten Könige.

Die letzten Strahlen des Tages warfen nur noch einen matten unsicheren Schimmer durch die kleinen Fenster-Oeffnungen des Pantheons, so daß die Dämmerung wie nicht mehr erhabte, die Inschriften der mich umgebenden Sarkophage zu lesen; doch Fray Esteban war entschlossen, sein Führer-Amt bis zuletzt vollkommen treu zu erfüllen. Er wußte alle Grabschriften auswendig und begann, sie mir herzusagen, immer mit dem Finger den Sarg bezeichnend, auf den sie sich bezog. Den Sinn der Worte, denen ich zuhörte, brachtete ich in Wahrheit weniger, als den Ton seiner Stimme, die eben noch so bewegt und zitternd und jetzt so ruhig und heiter war, da sich die von mir berührte Wunde für einige Augenblicke geschlossen hatte, da er seine Rolle als bewunderter und gleichgültiger Führer wieder annahm. Was stimmerte ihn aber auch die Vergänglichkeit aller jener hier beerdigten Größen, deren Andenken er maschinenmäßig in Erinnerung brachte? Welches Mitgefühl konnten sie in seiner Seele erwecken? Das Elend so vieler verblichenen Königlichen Pracht, konnte es ihn bei seinem eigenen Elende rühren? Ihn hatte man lebendig begraben. Sein eigenes Grab nahm sein Mitleid und seine Thränen in Anspruch, nicht das der unvergangenen Dynastien. Wie viel Berachtung und sarkastische Kälte lag auch in der ironischen Selbstgefälligkeit, mit der er seinen Bericht schloß! Er hatte nur die letzte Inschrift, die der Urne Karl's IV., hergelesen. „Dieses teure Grabmal erwartet den jetzigen König", sagte er hinzu, den Arm gegen die untere Arne ausstreckend. „Jetzt ist die Reihe an Ferdinand; aora toca a Fernando." Er schwieg, denn er war fertig. Als wir wieder zur Kirche hinaufgelangen waren, trennten wir uns, einander vertraulich die Hand drückend.

Den nächsten Tag kam ich nach Madrid zurück; der König war kurz vor meiner Ankunft gestorben. Fray Esteban hatte Recht, die Reihe war an Ferdinand gekommen.

An welchem König, an welcher Königin ist jetzt die Reihe? Die Spanische Regierung, als sie alle Klöster aufhob, hat sie wohl dem Königlichen Kloster noch einen Monch übrig gelassen, um der verstorbenen Majestäten Erwähnung zu thun und den im Voraus zu bezeichnen, der im Pantheon erwartet wird? Wenn auch noch immer ein Mönch mit diesem Amte bekleidet bleibt, so kann er nicht mit der Genauigkeit die Schicksalsfälle voraussagen, wie Fray Esteban. Wer vermag der kleinen Königin Isabella, bei der jetzigen Lage der Dinge, das erste leere Grab nach dem Ferdinand's VII. im Escurial zu verdrängen?

(K. d. d. M.)

Bibliographie.

Ensayo sobre las variedades de la vid commun que vegetan en Andalusia. (Ueber die Varietäten des Weinstocks in Andalusien.) Von Don Simon de Rojas Clemente y Rubias. — Madrid.

Arte de hablar en prosa y verso. (Die Kunst, in Prosa und in Versen zu schreiben.) Von Don José Gomez Hermosilla. — Madrid.

La Geneuophonia, ó generacion de la biensonancia música. (Genenphonie, oder die Erzeugung des musikalischen Wohlklanges.) Der verwittwetten Königin gewidmet von Don José Joaquin de Birues y Spinola, Marschal de Camp.

Selim Adliel, o Matilde en el monte Carmelo. (Selim Adliel oder Mathilde auf dem Berge Karmel.) Aus dem Französischen frei ins Castilianische übertragen von D. Manuel Antonio Tabar.

Leon-Leoni. — Spanische Uebersetzung der Sandschen Novelle von D. Fernando Bielsa.

Rußland.

Geographie von Rußland im 16ten Jahrhundert.

Das „Bulletin du Nord" führt ein merkwürdiges Beispiel von der Unsicherheit der Geographen zu Ende des 16ten Jahrhunderts, aber vornehmlich von den falschen Nachrichten über das zu jener Zeit schon so ausgedehnte Reich der Zaren an. Besonders seltsam ist, welcher fantastischen Zeichen man sich damals auf den Karten bediente und wie ungenau die geographischen Angaben waren. Um sich versständlich zu machen, nahmen die Kartographen ihre Zuflucht zu Abbildungen verschiedenster, theils wirklicher, theils eingebildeter Wesen, von denen sie die zu beschreibenden Länder bewohnt glaubten. So bevölkerten sie die Meere mit Wallfischen, Delphinen und Ungeheuern und die Continente mit vierfüßigen Thieren, wie Pferde, Elephanten, Bären, oder mit Vögeln, namentlich Straußen, Adlern, Hühnern.

Die Karte von Rußland, die der Engländer Anton Jenkinson, der das Russische Reich bis jenseits des Kaspischen Meeres, bis nach Turkistan bereist, im Jahre 1562 herausgab, ist von Interesse mitgetheilt worden. Auf der einen Seite dieser Karte sieht man den Zaren Iwan Wassiljewitsch vor einem Zelte sitzen und auf der anderen Seite an unter dem Namen Slatasa baba (die goldene Frau) bekanntes Götzenbild, das der reisende Geograph als einen Gegenstand der Verehrung bei den Völkern jenseits des Ob, welche die Orakel befragen, darstellt. Merkwürdig ist die Kolmacks, wahrscheinlich die Kalmücken, der Sonne an, und um gewissermaßen das Kriegswesen der Kalmücken anschaulich zu machen, hat der Zeichner eine Anschrift zur Seite eines Bildes, das eine von ihren Heerden begleitete Horde darstellt, daß alle diese Figuren im zwölften Jahrhundert durch eine außerordentliche Metamorphose verstümmelt worden seyen. Die Kirgisen (Kirgessi) werden als ein Nomaden- und Götzen-Volk dargestellt, dessen Kultus darin besteht, daß ein Priester von einem hohen Baume herab sie mit Milch und Blut besprenge.

Die Breiten-Grade einiger größeren Städte sind mit ziemlicher Genauigkeit angegeben, während zu gleicher Zeit große Irrthümer in der gegenseitigen Lage der Länder vorkommen. Die mit großen Zügen dargestellten Flüsse bilden ein Schiffahrts-System, das vermittelst des Wolgasees das Kaspische Meer mit dem Schwarzen, so wie dem Baltischen und dem Eis-Meere verbindet.

Städte, die damals so gut wie jetzt bekannt waren, sind weggelassen, während mehrere andere Namen vorkommen, deren Etymologie heutzutage schwer nachzuweisen seyn würde. Bei den Figuren, welche diese Karte schmücken, finden sich erläuternde Bemerkungen in Lateinischer Sprache. Unter dem Zelte des Zaren liest man die Worte: „Joannes Basilius magnus, imperator Russiae, duc Moscoviae etc." Der Lateinische Text, welcher diese im „Thesaurus orbis terrarum" mit Nr. 99 bezeichnete Karte begleitet, giebt eine ganz unvollkommene und falsche Idee von den Sitten und Gebräuchen des Landes und schweigt über Alles, was die eigentliche Geographie betrifft. Diese Karte führt den Titel: Russiae, Moscoviae et Tartariae Descriptio, autore Antonio Jenkinsono Anglo, edita Londini, anno 1562.

Mannigfaltiges.

— Olympische Spiele in Schweden. Im südlichen Schweden besteht seit einigen Jahren ein sogenannter Olympischer Verein, der sich zum Zweck gesetzt hat, unter den Schwedischen Mitbürgern eine allgemeine Neigung für solche Kampfspiele und Uebungen zu erwecken, welche in der Vorzeit zur Bildung kraftvoller Generationen so sehr beitrugen. Im Juli 1834 veranstalte derselbe in der Nähe des Wahrzeichens Ramlösa seine erste sogenannte Olympiade, und so wieder im August 1836 an der Lustseite Dorfe Helsingborg. Die Mannigfalt in allen gymnastischen Uebungen war; zugleich ward auch eine Prüfung von Preisrichtungen über die früheren Olympischen Spiele in Bergzeich mit den Ritterspielen und Tournieren des Mittelalters und über den Nutzen des Wiedererauflebens der Kampfspiele vorgenommen. Die Preise bestanden in Silberbechern, Goldringen, Geld, Eichens und Lorbeerkränzen.

— Erwärmungs-Methode in Madrid. Außer in einigen großen Häusern findet man in Madrid nirgends Kamine. Ein paar Franzosen sind so heiß Kramfreie Kenig sind den Ihn gewesen, den kostigen Diplomaten nachzuahmen und sich „Preußische Oefen" in ihren Zimmern setzen zu lassen, trotz der patriotischen Opposition des Coeteigner und des Apuntamiento, die einen gewaltigen Lärm darüber erhoben, als sie eiserne Röhren durch die Häuser leiten sahen, wodurch, wie sie meinten, die Sommerie in den Bauten zerstört wurde, welche freilich, die Alcala-Straße ausgenommen, nirgends als in dem Gebirn Ihrer Wohnleiden erstirbt, denn es sind in der ganzen Christenheit keine dunteren Mischmasch von Gebäuden gehen, als in der Stadt Madrid. Dieses feuerlose System, für Ausländer ein so empfindlicher Mangel, macht den Eingeborenen keine Beschwer. Einige verschiern sogar, der Anblick eines Kaminfeuers verursache ihnen Kopfschmerz, und behaupten, es könne nicht ordentlich wärmen. „Wie können Ihr Fremden", sagen sie, „uns Euer Kamine anpreisen, wenn jeder Windstoß, der in den Schornstein hineinfährt, die ganze Gesellschaft aus dem Zimmer zu treiben oder eine Windsbrüde in Gang zu setzen im Stande ist? Da loben wir uns unser Brasero!" Das Brasero (eine Art Kohlenpfanne) spielt hier dieselbe Rolle wie in England der Theetisch, es bringt die Leute einander näher. Die Damen, jung und alt, rücken mit ihren Stühlen heran, legen sich ihre Kleider so zurecht, daß ihnen die Wärme gehörig zukommen kann, und schütten dann dieses Gemisch von Asche und Holzkohlen zusammen; mit all ihrer Mühe gelangen sie am Ende dazu, sich ihre Stiefel und Schuhe zu verfengen und sich die Zehenspitzen zu verbrennen, während ihr Rücken die ganze Zeit über auf Null bleibt. Haben sie diese Höhe des Genusses erreicht, so reiben sie sich die Hände, sehen einander an, verlangen nach Chokolade, die Männer nach Cigarren, und fangen an, so lebhaftig zu schwatzen, als ob sie in einer Wachstube säßen. Das Brasero ist allerdings Feuersicher als ein Kamineuer, und dies möchte wohl, mehr als das Vergnügen an Hitze oder Kälte, der wahre Grund jedes, welcher die Hauseigenthümer so wie die Miether bewegt, ihr Wärmbedürfen nimmt Kamin vorzuziehen.

(Madrid in 1835.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Mittwoch den 5. Oktober 1836.

Frankreich.

Frankreich und der Französische Hof im Jahre 1561.

Nach der Schilderung eines Venetianischen Gesandten.*)

— — — — Ich habe Eurer Durchlaucht das ganze Kriegswesen des Französischen Reiches geschildert, auf welchem ein Theil seiner Macht beruht. Mit ihrem Kriegsherr haben die früheren (Französischen) Könige schon vor langer Zeit, unseres Gedenkens aber Franz I. und Heinrich II., oft große Unternehmungen ausgeführt und den größten Fürsten Furcht und Achtung eingeflößt. Dieses Reich war zur Vereinigung und Zertheilung der Kräfte anderer Potentaten immer so geschickt und geeignet, wie kein anderes. Daher muß man glauben, daß Frankreich an und für sich sehr mächtig sey, und daß diese wilde Nation (feroce gente) nicht bloß ihr Land bei jeder Gelegenheit wacker vertheidigen, sondern auch jedem anderen Staat leicht sich unterwerfen könne, so oft sie weniger raseud (furiosa) und in ihren Unternehmungen kaltblütiger ist, auch in ihren Herren bessere Ordnung walten läßt.

Die Franzosen sind von Natur stolz und hochfahrend und, wenn sie etwas unternehmen, sehr ungeräum; daher man ihren ersten Anlauf schwer bestehen kann. Sie müssen nach der Methode des Quintus Fabius Maximus besiegt werden, der den Feind durch Zögern überwältigte. Aus dieser Ursache scheidet schon Livius, die Franzosen (Gallier) seyen zu Anfang des Kampfes noch mehr als Männer, im Verlaufe desselben aber noch weniger als Weiber, vermuthlich darum, weil in ihren Heeren viel Raserei und wenig Zucht ist. Besäßen sie Kampflust und Sinn für Ordnung zugleich, so würden sie Wunder thun. Ein großer Theil der Unordnung schreibt sich aber daher, daß sie Beschwerden und Ungemach nicht lange aushalten, wie die Erfahrung so oft gelehrt hat.

. . . . . .

Das gewöhnliche Einkommen des jetzigen Königs von Frankreich (Karl's IX.) beläuft sich auf ungefähr sechs Millionen Goldes. Er erhält lehtiges theils von seinen Domainen, von denen jetzt viele verpfändet sind — theils besteht es aus den Zehnten des Klerus, aus Zöllen und Abgaben, aus ordentlichen Subsidien, verkauften Aemtern und Zoellen, aus konfiszirten Gütern Verbrechener, die in Frankreich sterben u. s. w. In Zeiten der Noth oder des Krieges erhöht er die Abgaben, verdoppelt die Zehnten und borgt sich Geld, zum Theil auf Zinsen, wie diese Kreut noch kürzlich gethan, wobald sie über 15 Millionen Goldes schulter. Hieraus erstieht Eure Durchlaucht, daß es dem Könige nie an Geld fehlen kann, da die Liebe und der Gehorsam des Volkes so groß sind, das Land so reich und fruchtbar ist. Die Geistlichkeit erlegt immer das Meiste, und zwar mit Recht; denn von 15 Millionen Goldes, die, wie ich oben gemeldet, aus den Erzeugnissen des ganzen Landes gewonnen werden, gehören der Kirche allein 6 Millionen, den Krongütern 1½ Millionen und den Fürsten, Barouns u. s. w. das Uebrige.

Die Ausgaben der früheren Könige, vor Allen Franz des Ersten, pflegten bedeutend zu seyn; denn noch ungerechnet die gewöhnlichen häuslichen Ausgaben, den Gehalt der Räthe, Statthalter u. s. w., verwendete dieser Herr viel Geld auf Bauten, Juwelen, Privat-Vergnügungen und andere Dinge. Die Bauten haben schöne Summen gekostet; deßeungeachtet darf man wohl seh behaupten, daß wenig Liebhaberkraft dabei gewaltet habe; denn den vielen Palästen, die ich in Frankreich gesehen, und die mit Sorgfalt zu Wohnungen Seiner Majestät und des Hofes eingerichtet sind, ist kein einziger in preiswürdigem architektonischen Stil erbaut. Um aber auf die Ausgaben zurückzukommen, so hat man diese jetzt, theils wegen des zarten Alters des Königs und theils ob der erheblichen Kron-Schulden, sehr eingeschränkt; auch alle Einkommen, die man Verschiedenen zutheilte, sind vermindert und die überflüssigen Ausgaben abgeschafft worden. Um dieser Ursache willen hat die Ausgabe der Krone Anno 1561 nur vierthehalb Millionen Goldes betragen. Man darf demnächst hoffen, daß der König in ein paar Jahren alle Schulden bezahlen und seines gewöhnlichen Einkommens vollkommen Meister seyn werde.

. . . . . .

Es giebt hier eine Versammlung der drei Stände, die das ganze Reich repräsentirt; diese Versammlung hat sehr große Gewalt und kann die Königliche Gewalt beschränken. Die Verhandlungen derselben betreffen viele und wichtige Dinge, als da sind: Herbeischaffung von Geld und Kriegsvolk, Vermehrung oder Verminderung der Lasten und Auflagen, Abschaffung der Mißbräuche, gute Einrichtung des Kriegswesens und der Rechtspflege u. s. w. Sie verbessern die Fehler der Regierung, welcher dem Sohne oder den Vätern des Königs die Regierung an, bestimmen Art und Weise der Verwaltung, wenn der König minderjährig ist — kurz, sie besprechen Alles, was zur Erhaltung und Ruhe des Staates nothwendig. Doch treten diese drei Stände nur selten zusammen; auch ist dies in langer Zeit nicht geschehen, ausgenommen Anno 1560, unter Franz II., wo es in Sachen der Religion geschah.

. . . . . .

Da es nun Sieß zu vieler Betrachtung wäre und große Zeit erforderte, wenn ich jetzt die Kräfte des Französischen Staates mit denen aller übrigen Staaten und Reiche zusammenstellen wollte, so werde ich die anderen Vergleichungen bei Seite lassen und für's erste nur König Philipp's und seiner Staaten zu diesem Zwecke gedenken.

Der jetzige katholische König ist aus dem Kaiserlichen Hause Oesterreich, welcher Staat so viele Herrschaften, Reiche und Länder gerebt hat, die aber fast alle von einander getrennt liegen. Der ältercchtlichste König besitzt ein einziges, aber sehr ausgetrehntes und dabei in sich abgeschlossenes Reich. Die Einkünfte des Ersteren betragen fünf Millionen Goldes und die Ausgaben sechs Millionen. Der Letztere hat sechs Millionen Einkommen und viel weniger Ausgaben. Jener muß in Zeiten der Noth mit großer Schwierigkeit, vermittelst Auflagen und Lasten, Geld auftreiben: dieser erhält durch dieselben Mittel, so viel er nur will. Die Unterthanen jener Majestät sind reicher und hochmüthiger; die Unterthanen dieser sind bereitwilliger zu Opfern im Dienste ihres Herrn und gehorsamer. Spanien hat Gold-Bergwerke in seinen Europäischen Staaten und dergleichen in Indien (Amerika); Frankreich hat nur Silber-Bergwerke; allein es wird eine Menge Goldes importirt. Spanien ist im Ganzen ein unfruchtbares Land, in welchem es wenig große Städte, wenige Flüsse und wenige Baumerschiffbarkeit giebt; Frankreich aber ist ein sehr fruchtbares Land, voller Städte und Schlösser, voller Flüsse und Baumerschiffbarkeit jeder Art. Die katholische Majestät ist der allerchristlichsten im Seerwesen überlegen; diese aber hat viel bessere Kriegsr, als die erstere; und auch ihre Infanterie steht der Spanischen nicht sehr nach; denn das Fußvolk aus der Gascogne besitzt nicht weniger Muth und Gewandtheit, als das Spanische. Auf solche Weise kann man die Kräfte dieser beiden großen Machthaber im Allgemeinen ermessen und vergleichen. Auch wissen wir aus Erfahrung, daß Karl V., der sonst ein so großer und glücklicher Herr war, nach vielen Siegen durch einen König von Frankreich besiegt worden ist; und daß dieser König selbst bald hernach in große Gefahr gerieth. In den letzten Kriegen war das Glück immer wechselnd und bald der einen, bald der anderen Majestät günstig. Da nun die Macht dieser Beiden sehr groß ist, so darf man wohl annehmen, daß sie, vereinigt wirkend, der ganzen Welt furchtbar würden.

. . . . . .

Das Alter des Königs ist erst vierzehn Jahr; derselbe hat ein hitziges und trockenes Naturell, und seine vorherrschende Neigung sind Waffen, Pferde und Krieg. Er hat ein blasses Gesicht und eine verhältnißmäßig große und wohl proportionirte, aber etwas schmächtige Gestalt. Seine Leibes-Uebungen sind Lanzenbrechen, Reiten, Fechten Jagen u. s. w. Auch liebt er allerlei Handarbeiten, besonders das Malen und Graviren.

Was seinen Charakter betrifft, so kann man wohl sagen, daß er ein echter katholischer Christ sey; so ist er auch wohl gesittet, ein Feind der Laster, großmüthig, leutselig und freigebig. Er besitzt einen hohen und lebendigen Geist. Seine Studien umfassen weltliche Dinge und Sprachen, vorzüglich die Lateinische und die Italiänische. Von dem Könige habe ich genug gesagt; ich werde in derselben Ordnung die Königin und ihre Kinder schildern.

Die Königin von Frankreich — sie heißt Katharina von Medici — ist eine gebome Florentinerin und von sehr edlem Geblüte. Sie war eine Nichte Papst Leo's X. und Clemens VII. königlein Andenkens. Als der Papst im Jahre 1533 in Marseille mit König Franz zusammentraf, wurde sie Heinrich, dem zweiten Sohne des genannten Franz, zur Ehe gegeben. Dieser war damals Herzog von Orleans und wurde später, unter dem Namen Heinrich II., König von Frankreich. Der Leib der Königin blieb in den ersten Jahren unfruchtbar, dann aber gebar sie nach gerade fünf Söhne und drei Töchter. Sie steht jetzt im 45sten Jahre, ist hitziger und sanguinischer Natur, zum Kriege, zur Jagd und zu anderen Strapazen aufgelegt.

*) Aus bisher ungedrucktem Berichte, fragmentarisch mitgetheilt in dem Ricoglitore italiano.

Digitized by Google

Sie bewahrt noch ihre Schönheit und ihr jugendliches Aeußere; auch hat sie recht anmuthige Manieren. Was ihre innern Eigenschaften betrifft, so kann ich mit Ueberzeugung sagen, daß ich in ihr einen durchdringenden und ächt Florentinischen Geist gefunden habe, der mit Festlengköe verbunden ist. In Regierungs-Geschäften zeigt sie Verstand und Einsicht. Sie hat Standhaftigkeit genug in den Widerwärtigkeiten, welche ihres Reich in Sachen der Religion betreffen mußte, deren Aufrechthaltung sie sich zum Geschäfte macht, wie sie denn auch den König und ihre anderen Söhne nach der Methode der früheren Könige zu unterweisen gedenkt. Ob dieser gute Wille der Königin die gewünschte Wirkung erhält, davon spähet. Katharina wurde in Gemüthsart einer Verstellung und Lockerei seit an Ausschweifen. Auch regierte sie, seit Heinrich, der Prinz von Condé, und der Admiral Coligny, mit einer Tochter des Königs von Navarra, ist er König von Navarra geworden; doch besitzt er dieses Land nicht ganz, indem der Theil jenseits der Pyrenäen dem katholischen Könige angehört. Aus seinem eigenen Antheil kann er ungefähr 100,000 Seelen zählen beitragen. Er regiert in Gemeinschaft mit der Königin auf 15 Generals-Lieutenant des Königs. Er hat eine schwankende Sinnesart und geringe Klugheit, obschon er sich das Ansehen gibt, als verstände er viel von Regierungs-Geschäften. Im Uebrigen ist er ein gütiger und leutseliger Herr, der mit allen Gregen in gutem Vernehmen zu bleiben sucht.

* * * \

d. i. „bei dem hohenlosen Abgrund Deiner Tücke, bei diesem Aug', das Tugend heuchelt", — wer vermöchte sonnt das bei Herrn Pichot heraus:

Par ces ruses fatales, par ton oeil trompeur.

Wie schaal und sardos hört sich die Anrede des Gensdarmen-Jägers an Mansfred im Französischen: Homme étrange dans tes paroles, qu'un renvord poursuit sans doute, et à qui le délire montre des phantômes! neben dem Englischen:

Man of strange words, and some half-maddening sin,
Which makes thee prowl the passage vacancy.

d. i. „Du seltsam Redender, der in der Sünde Wahnsinn den leeren Raum durchirrt mit Gespenstern."

Weiterhin bringt es Französisch: J'aimais à fendre les vagues du torrent furieux, ou à voiler sur les flots de l'océan courroucé", kommt dies wohl dem Original gleich:

to plunge
Into the torrent and to ride upon
On the swift wake of some wide-breaking wave
Of river-stream or ocean in their flow

d. i. „zu tauchen in den Strom, sich hinzuwälzen, im raschen Wirbel, wo am Fuß der Woge bricht und brandet, der Strom hindrauft und Fluthen rollt das Meer."

Dergleichen Versproße stehen auf jeder Seite auf. Gewiß, es ist nicht leicht, es einem Dichter wie Byron gleichzuthun, und noch ganz andere Leute als Herr Pichot würden in Verlegenheit gerathen, wenn es gälte, eine der hier angeführten Stellen zu übersetzen. Wer aber recht von dem Bewußtsein seiner Pflicht durchdrungen ist, der wird mit Kraft und Ausdauer gegen die Schwierigkeiten ankämpfen und nicht Kehrt machen, um auf einem Seitenwege vorbei zu schleichen.

Jetzt soll hier Niemand in Abrede kommen, die sehr schnell und allgemein Glück gemacht hat, obwohl sie's kaum verdiente. Man hat die Uebertragung der Hoffmannschen Erzählungen durch Herrn Loewe-Weimars als ein Meisterwerk gerühmt; das waren vorzeilige Lobsprüche, und die Lobredner selbst haben sich dadurch compromittirt. Daß ein Publikum, welches haftig nach allem Neuen greift, diese Uebersetzungen mit Wohlgefallen las, ging sehr natürlich zu. Man müßte es überaus dumm oder überaus gelehrt anfangen, wenn Hoffmann's Humuth, Phantasie und origineller Witz nicht aus jeder Form, so vernachlässigt sie sey, hervorleuchten sollten. Wer ihn aber in der Ursprache lesen kann, wer noch den ganzen zauberischen Reiz seines tonreichen Idioms schillernden Stiles, diese Fülle von Kontrasten der Kraft und Anmuth, der verschärften Klarheit und des dämmernden Dunkels, des Ernstes der Wirklichkeit und der phantastischen Spiele, der tief gründigen Färbung und des bald verschwimmenden Lichtschimmers, wer diese Alles noch nachempfindet, dem wird Herrn Loewe-Weimars Uebersetzung nur leidlich und unlesbar. Zwar grobe Verstöße gegen Sinn und Geschmack kommen nicht vor; der Inhalt einer jeden Stelle ist so allgemeinhin verständlich richtig wiedergegeben; aber dasjenige, woran der Geist und die Empfindung sich laben und erfreidigen soll, das gerade fehlt. Hoffmann's Säße sind Herrn Loewe-Weimar's Augen selten einander näher, wie wenn zwei Geigen eine und dieselbe musikalische Passage, immer um einen Viertel-Ton aus einander, brummer spielen, und stimmt, Hoffmann ist mich derjenige, dessen Instrument falsch spielt. Dabei ist noch zu bemerken, daß gar nicht viel Gelehrsamkeit und Geschick dazu gehört, auffallende Fehler zu vermeiden, wenn man sich's Mühe, diesen Uebersetzer, der trefflichen Methode Nr. 3. des Vorgliefens nämlich, bedient. Findet Herr Loewe-Weimars einen Anstoß, ein Hinderniß auf seinem Wege, so springt er leichtfüßig darüber hinweg. Er führt eine mächtig große Scheere und bedient sich ihrer zu seiner möglichst großen Bequemlichkeit. Er schneidet unbarmherzig rechts und links in die üppig wuchernde Landgeröhle und Blüthenkrone des Hoffmannschen Phantasie und macht dem Manne Platz. Blüthen, Blätter, Früchten fallt und liter, daß es zum Erbarmen ist. Denkt man dem Französischen Leser einen Gefallen zu thun, wenn man ihm unnütze Längen und Weitschweifigkeiten des Hoffmann erspart? dann könnte man ihm just den ganzen Hoffmann ersparen. Die verweisenden unnützen Zutaten bei einer solchen phantastischen Schöpfung gehören denn doch wohl wesentlich zur Hauptsache. Will man sie auch für unnütz halten, nun ich habe nichts dagegen; dann aber auch gefälligst alles Ueberflüssige an Raphael's Arabesken im Vatikan weg.

Wir müssen als Beleg für unsere tadelnden Bemerkungen doch mindestens eine Stelle zitiren und wählen eine solche aus der anmuthigen Erzählung „Meister Floh"; die Beschreibung nämlich, wie Peregrinus mit Hülfe des magischen Mikroskops die innersten Gebauten der phantastischen Dörfer Sinnbrand erforscht, welche auch sonst Peregrinus Gastwohl heißt; eine Figur, in welcher Hoffmann auf seine beliebte Weise die Pflanzennatur personifizirt zu haben scheint. Wir stellen Herrn Loewe-Weimars Uebersetzung unmittelbar neben den Text: man urtheile.

E. T. A. Hoffmann.

So wie immer reibische Peregrinus hinter der Hornhaut der Haien das leichteste Gestecht der Nerven und Adern, die bis in das zarte Gehirn hineinliefen. Aber durch diese Gerüste schlangen sich kristallhelle Säfte, verbanden, weich hundertmal dünner als die Fasern des dünnsten Spinnengewebes, und eben diese Fäden, die endlich in sein schienen, da sie sich hinaufzanften aus dem Gehirn in ein solches dem mikroskopischen Auge unendlich dickes Etwas, verwirrten, vielleicht Gliedern sublimer Art, die anderen von leichter zu erfassender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durch einander Bäumen, die sich in Menschen umbildeten, dann wieder Menschen, die in die Erde zerflossen und dann als Steine, Metalle hervorblickten. Und dazwischen bewegten sich allerlei seltsame Thiere, die sich unzählige Mal verwandelten und wunderbare Sprünge machten. Keine Erscheinung passte zu der andern, und in der bunten Menge herrschte voller Widerspruch, die durch die Luft erfüllte, schien sich die Dissonanz der Erscheinungen auszusprechen. Doch eben diese Dissonanz verbreitete nur noch mehr die tiefe Grundharmonie, die liegend hervorbrach und Alles, was entstehen und erschienen, vereinigte zu ewiger namenloser Lust.

Diese Probe wird hinreichen, dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, welche Treibheiten dieser Uebersetzer sich herauszunehmen pflegt. Er hat es ordentlich darauf angelegt, alle tiefere und feinere Züge des Originals, alles Geheimnißvolle und Poetische auszumerzen und nur den groben Grund des Gewebes wiedergegeben. Die Uebersetzung verhält sich zum Original wie ein Negzeweder von Garn zu einer prachtvollen, künstlichen Spitzenstickerei.

(Schluß folgt.)

Norwegen.

Laing's Reisen in Norwegen.

Der Verfasser des in der Anmerkung genannten interessanten Tagebuchs*) hat beinahe zwei Jahre lang in Norwegen verweilt. Unbändlich durch Verfassung so viele anderer Reisenden, enthält das vorliegende Reflexionen über den Zustand des Norwegischen Volkes, die nicht auf lokale oder gelegentliche Beobachtungen, sondern auf eine präsente Vergleichung der Data basirt sind, welche Herr Laing während der ganzen Periode seines Aufenthaltes gesammelt. Wir wollen den Schritten der Wanderers nicht folgen, obschon seine Beschreibungen viel Interessantes darbieten — wir beginnen uns damit, solche Stellen herauszuheben, welche die allgemeinen Resultate seiner Untersuchungen über wichtigere Dinge, als Landschaften und Gebräuche, enthalten.

Die Constitution Norwegens besteht aus dem Parlamente oder Storthing, welcher alle drei Jahre einmal zusammen wird und sich versammelt und ungefähr den Monate seine Sitzungen hält. Ist dieses Parlament gewählt, so theilt es sich in zwei Häuser: ein Viertheil der Mitglieder bilden den Lagthing, oder das Oberhaus, und die übrigen drei Viertheile den Odelsthing, oder das Haus der Gemeinen. Der Storthing hat ein Recht, das in keiner anderen Europäischen Verfassung existirt: wenn ein Gesetz-Entwurf durch drei Häuser gegangen ist, so bedarf er allerdings der Einwilligung des Königs, bevor er zum Gesetz wird; verweigert aber der König seine Zustimmung, so wird der Gesetz-Entwurf zum Gesetz, wenn er dreimal durch beide Häuser gegangen ist. Man nimmt nämlich an, daß, wenn die Vertreter der Nation eine Maßregel zu dreien Malen für ersprießlich erklären, während die Minister das Gegentheil annehmen, die Letzteren im Unrechte sind. Sehen wir nun, wie die Vertheilung der Eigenthums auf den Wohlstand des Volkes wirkt.

„Ich sah Pachtöfe von verschiedener Größe; viele waren so beschaffen, daß man die Aecker, wie dies in Schottland Sitte, vermittelst einer Glocke von ihrem Tagewerk abrufen mußte; andere aber waren so klein, daß ein Pflug nicht zu pare kleine Aecker, die zerstreut zwischen Bäumen lagen, umfuhren. Die Bewohner der kleinen Bauerhöfe schienen ihre Pacht durch Kuchte-Arbeit in den großen Meiereien abzuverdienen. Diese Häuser sind sehr gut gebaut; sie besitzen aus vier Gemächern, alle mit Glasfenstern. Die Tagesbelle kommt keinesweges durch das Kamin, oder durch ein Loch in der Mauer, das man zur Nachtzeit mit einem alten Hute oder einem Paar alten Beinkleidern verstopft, wie in einigen Bauerhütten um Edinburg. Die Bertheilung des Landes unter die Erben, eine Einrichtung, die bereits seit tausend Jahren stattfindet, scheint nicht die Wirkung gehabt zu haben, daß sie das Grund-Eigenthum auf ein Minimum reduzirte, das kaum im Stande ist, ein menschliches Dasepn zu fristen. Ich habe fünfundzwanzig bis vierzig Kühe in Meiereien gezählt, was hier, wo der Landmann wenigstens sieben Monate des Jahres Winterwetter durch Schnee für all sein Vieh Futter sorgen muß, viel sagen will. Ohne Zweifel muß irgend ein der Grundbesitz vergrößernder Umstand die Wirkungen der Eigenthums-Zerstückelung unter Erben unschädlich machen. Dieser Umstand ist aber wohl jedenfalls darin zu suchen, daß die Grundstücke nicht, wie in Irland, dies gepachtet, sondern wahres Eigenthum sind. So vergrößern sie sich durch den Tod des Vaterhen und durch die Heirathen weiblicher Erben unter den Landeigenthümern."

„Es besteht in Norwegen ein Gesetz, das sich in keinem anderen Lande findet. Dieses merkwürdige Gesetz hat seit der Aeltesten Zeit seine praktische Gültigkeit behauptet. Der Richter ist nämlich für seine legale Entscheidung verantwortlich. Wird von seinem Urtheil an eine höhere Instanz appellirt, so muß er dasselbe vertheidigen und ist im Fall einer ungerechten Entscheidung zum Schaden-Ersatz verpflichtet. Dieses Prinzip steht aller Theorie und Praxis in unseren Gerichtshöfen entgegen, wo der Richter sein falsches Urtheil, seine Unkenntniß der Gesetze, oder selbst Nachlässigkeit, Parteilichkeit und Verurtheil zu verantworten braucht. Stirbt ein Richter im Verlaufe einer Appellation vor seiner Entscheidung, so sind seine Erben für den Schaden verantwortlich; doch wird dieser Verantwortlichkeit dadurch gemildert, daß die Entscheidung des Verstorbenen nicht sträflich erscheinen muß, denselben Gründen vertheidigt werden kann, mit welchen er selber sie vertheidigt hätte. Die Entscheidungen der niedrigsten Instanz, des Sorenstriver's, müssen durch drei Letzteren und zwei der Geschworenen vor der höheren Instanz vertheidigt werden. Dieses Prinzip ist keinesweges ein todter Buchstabe. Ich habe erst neulich in öffentlichen Blättern, daß das Stift-Amt (Gericht der

*) Journal of a Residence in Norway etc. Von S. Laing. London, 1836.

Digitized by Google

Provinz Christiania) durch das Hoirste-Rett (höchste Gericht) verurtheilt worden sei, eine Privat-Partei mit 60 Dollars zu entschädigen, weil es eine Erbschafts-Frage, in welcher von dem Sorenschriver-Amte an das Stift-Amt appellirt worden war, unrecht entschieden hatte. Die Entscheidung der niederen Instanz wurde für gültig erklärt. Fast um dieselbe Zeit geschah es, daß ein Grundstück in Gemäßheit einer Entscheidung des Sorenschriver-Amtes um einen Preis verkauft wurde, der alle dabei interessirte Personen in hohem Grade verstimmte. Das Individuum, dem das Grundstück gehörte, war aber eine gutsbesitzende alte Frau und folglich unfähig, eine legale Zustimmung zu geben. Ihr persönlicher Curator appellirte, die Entscheidung des Sorenschriver's wurde unrecht befunden, und dieser mußte das Grundstück aus eigenen Mitteln wieder ankaufen. ..... Wenn man die Entscheidungen eines Richters dreimal verwerflich befunden hat, so wird er seines Amtes entsetzt. Das ist eine Maßregel, die häufig gelegt, daß die Richter mit seinem Urtheilsspruch nicht zu lange Säure, obschon eine so schwere Verantwortlichkeit, wie sie auf ihm ruht, jede Zögerung fast entschuldigen sollte. Er muß längstens sechs Wochen auf Abschickung des Protokolls entschieden, es müßte denn ein gesetzliches Hinderniß eintreten, von welchem die obere Instanz Kunde erhielte."

Die Presse in Norwegen ist ebenfalls ein nicht unbetreffter Gegenstand. Es giebt dort über 20 Zeitschriften, die im Allgemeinen höher zu schätzen seyn dürften, als die Tagblätter Schwedens und Dänemarks. Zeitungs-Stempel giebt es nicht. „Die Norwegischen Zeitschriften" — sagt der Verfasser — „und vorzüglich ihre zahlreichen Korrespondenten befassen sich viel mit Gegenständen von örtlichem Interesse: sie haben auf das Betragen der Staats-Beamten ein wachsames Auge. Keine Nachlässigkeit, kein Mißbrauch geht unbemerkt vorüber; und wenn eine Anklage begründet scheint — gienge sie auch von einem anonymen Korrespondenten aus — so sindet der bedachte Staats-Beamte die moralische Verpflichtung, sich öffentlich zu vertheidigen. Hat man ihm Unrecht gethan, so findet er Freimüthigkeit genug, die für seine Ehre zu Felde ziehen."

Von den häuslichen Verhältnissen und den Sitten der Vornehmen und des Landvolks giebt uns Herr Laing einige sehr angenehme Skizzen.

„Der patriarchalische und altmodische Hausstand der Norwegischen Honoratioren hat etwas Gefälliges und Malerisches. Der Fußboden ist mit feinchen bekalkinen Blättern überstreut; Alles hat ein reinliches und blankes Ansehen; eine Wochen-Uhr steht in dem einen Winkel, ein Taffendreh in dem andern; Wände und hölzerne Gefäße mit getanen Lehren reihen sich an den Wänden. Der Gesellschaftsgeist der Familie zeigen interessante Kontraste zwischen Alt und Neu. In dem einen Winkel trempelt man Wolle oder Flachs, zwei oder drei Spinnräder drehen sich am Kamin. Am Fenster sitzt wohl das Fräulein mit feiner Guitarre und singt oder tanzt mit ihrer Schwester eine moderne Galoppade das Zimmer entlang. Das Frühstück wird auf einer Spetterage an einem Ende des Zimmers serviert, welches gewöhnlich die ganze Breite des Hauses einnimmt und von beiden Seiten Licht empfängt. Man setzt sich zum Frühstück nicht nieder: es besteht gewöhnlich aus Butterbrod, geräucherten Fleische, Würsten, gedörrten Fischen und Bier in einer silbernen Familien-Kanne und Fischchen mit Französchen oder Norwegischen Branntwein, von welchem die Herren im Hause zu nippen pflegen, ehe die Kaffee mit ein Paar Schnitten früher und gewöhnlich im Schlafgemach eingenommen. Während das männliche Personal im Zimmer auf und nieder geht, plaudert und frühstückt, geht die Hausfrau ihren Geschäften nach, die Kinder lernen ihren Katechismus oder tanzen in ihren sonnigen Winkel herum; Nachbarn kommen herein, um Neuigkeiten zu hören oder zu erzählen, und die ganze Scene ist so lebendig, ohne Tumult und Verwirrung, daß gegenseitige Bemühungen so einfach, herzlich und dabei so anständig, daß ein Reisender, der mit dem häuslichen Leben des Norwegers sich vertraut machen will, in dem Familien-Zimmer eine recht genußreiche Stunde zubringen kann."

— —

„Die allgemeine Vertheilung des Grund-Eigenthums in Norwegen mag wohl viel dazu beitragen, daß der Mensch hier seinem Nächsten dieselbe Aufmerksamkeit beweist, die er von ihm erwartet. Auch in dem natürlich milden und liebenswürdigen Charakter dieses Volkes mag man einen Grund dieser echten Höflichkeit suchen, und einen anderen in dem Umstande, daß die Norweger viele Höflichkeitsformen bewahrt haben, die vor Zeiten in der ganzen Gesellschafte des ganzen gebildeten Europa vorherrschten. Wenn man in Norwegen von der Tafel sich erhebt, so geht jeder Gast im Kreise herum, drückt jedem von seinen Mitgästen die Hand und spricht: „tak for mad" (Dank für die Mahlzeit); oder „wel bekomme" (wohl bekomm's)! Dieser Gebrauch ist allgemein: das Kind verneigt sich vor seiner Mutter und sagt: tak for mad; Mann und Weib schütteln einander die Hände und sagen tak for mad. Ich habe gesehen, daß man dieses Kompliment an das kleinste Kind bei Tische mit eben der Feierlichkeit machte, als an erwachsene richtete. Die Kinder scheinen überhaupt schon früh mit gleicher Achtung behandelt zu werden, wie erwachsene Personen. Eine andere verfährte Höflichkeits-Formel ist tak for sidste (Dank für letzthin). Es bedeutet dies so viel als: „Ich danke für das Vergangen, das Ihre Gesellschaft mir gewährte, als wir das letzte Mal zusammen waren!" Es ist dies ein Kompliment des Wiedererkennens, das man nicht vergessen darf, ohne in den Verdacht großer Grobheit zu kommen."*)

*) Dieselbe Begrüßungs-Formel hört man auch noch in Kopenhagen, und zwar eben so oft als etwa in Wien das „I sink die Hand." Unsere loganannten Diacklions-Visiten (Morgenbesuche bei Jemand, bei dem wir kurz vorher zu Mittag oder Abend eingeladen waren) haben eine ähnliche Bedeutung, wie das Dänische und Norwegischer „tak for sidste".

Einfache Sitten haben die natürliche Wirkung, daß sie alle Stände einander näher rücken und den Abstand zwischen Reich und Arm bedeutend vermindern. „Die Reichen", sagt der Verf., „sind Ausnahme, nicht Regel. In Allem, was bei uns den Wohlstand charakterisirt, scheinen sie dem allgemeinen Brauch zu folgen, und nicht, wie anderwärts, leitend an der Spitze zu stehen. Die ganze Lebensweise des Norwegers ist aber der gewöhnlichen Skala des Einkommens angemessen. Es giebt in den höheren Kreisen der Gesellschaft Individuen, die man in jedem Lande für reich erklären würde; das Einkommen eines Gentleman wird auf 3000 bis 4000 Pfund jährlich geschätzt. Die Beamten und der Klerus haben auch verhältnißmäßig bedeutende Einkünfte; allein wieder ihre Häuser — sey es von Innen oder von Außen — noch ihre Ergötzlichkeiten zeigen uns etwas, das dem allgemeinen Typus entfernt wäre. Dies ist die natürliche Folge der Vertheilung des Eigenthums. Die jetzigen Besitzer sind mit den schlichten Sitten der ehemaligen Eigenthümer-Klasse aufgewachsen, und ihre Kinder oder wenigstens ihre Enkel müssen wieder in diese Klasse eintreten. Gleichwohl besteht eine genaue Demarcations-Linie in der Gesellschaft, die aber mit dem Grade des Einkommens nichts zu schaffen hat. Jeder wählt sich den Zirkel aus, der seiner Neigung und Bildungsstufe am angemessen ist."

Die Norwegischen Landwirthe sind ohne Zweifel eine der glücklichen Menschenklassen in Europa: „Der Oekonom ist hier König und Selbstherrscher in seinem kleinen Gebiete. Seine Grundsteuer ist zwar bedeutend, aber alle seine Bedürfnisse sind deßo wohlfeiler. Außerdem hat er die Freude, zu sehen, daß die Scenen mit jedem Sportling wirthschmelzen, und daß die National-Schuld gleichsam zusehends getilgt wird. Ein Beispiel sehr gut zu dem Satze, daß Ausnahme in Europa Regel sey hier Land, daß er zwar persönlicher Arbeit nicht entrathen kann, aber auch — wenn Alter oder Krankheitszeit über ihn kommen — vor jeder Noth und Entbehrung sicher ist. Kein Mensch sieht auf ihn herab, und er sieht zu keinem bittweise hinauf. Er hat mannigfachen Nahrungsmittel, als die Landwirthe in anderen Gegenden; denn außer dem Ertrage seiner Grundstücke, versorgen ihn Seen, Flüsse und Forsten mit Wild, Fischen u. dgl. Eben so mannigfach sind seine Vergnügungen. Im Winter macht er das Hausgeräthe und die Kleidungsstücke, deren seine Familie bedarf; er drischt die Aehren aus, besorgt das Vieh, bestellirt seine Kartoffeln, braut Bier und fährt auf Jahrmärkte. Wegen der Zukunft seiner Familie ist er unbekümmert, weil er weiß, wie es nach seinem Tode mit ihnen stehen wird. Er weiß, daß sein Weib in Gemäßheit der Grundgesetze ihren Antheil unbedingt, und im Fall des Todes oder einer zweiten Heirath der Mutter, jedem seiner Kinder ein Antheil an dem Eigenthum von Rechtswegen zukommt."

Mannigfaltiges.

— Straßen und Läden von Madrid. Die Calle de Monteria ist ohne Zweifel die Hauptstraße, die Rue Vivienne von Madrid, denn hier findet man die größten und glänzendsten Läden der Residenz, wo allen Arten und Klassen zusammentreffen. Hier sieht man auch Damen in Menge die Ladendiener aufs unbarmherzigste quälen, indem sie Alles um und um kehren und am Ende nur sehr wenig oder gar nichts kaufen. Aber ungerechtet des gehörigen Glanzes dieser Straße hat sie doch mit ihren minder prächtigen Nachbarn dieselben Eigenschaften gemein. Ob Sieht man einen fein gestrigten Ladenkiener voller Wuth über das Gewicht herabwerfungen und eine zwitrigliche Dame kommt ihren Küchlein aus dem Laden hinausjagen. Es ist nicht Tagesnöthiges, daß eine Dame, wenn sie in einer Manufaktur-Waaren-Handlung um reiche Stickereien, schöne Seidenzeuge und zarte Bänder feilscht, durch einen tüchtigen Pick auf ihren kleinen Fuß aufgeschreckt wird, den ihr ein Knirpsbon versetzt, der aus dem Stall des gegenüberliegenden Pferdehandels hierher spaziert ist und die kleine Rosette auf ihrem Schuh für etwas Höheres gehalten hat. Vor einem Ladenlokale Ludwigs-Kirche liefern sich tägliche unpäßige Hunde mit und ohne Herren eine Schlacht, indem sie dort den Abfall des benachbarten Marktplatzes bei Carmen verzehren. Wenn das Gefecht hitzig wird, flüchten sich die verfolgten in die Läden, und hier wird oft der Kampf erst ausgefochten, ohne daß die Bürlendiener sich an die Furcht der Damen und an das Geschrei der Ladendiener im geringsten stören.

(Madrid in 1835; by a resident officer.)

— Der Mädchenthurm im Bosporus. Vor mehreren Jahrhunderten — so lautet die Türkische Sage — lebte ein Sultan, dem sein Astrolog prophezeite, er werde durch eine Schlange sein Leben kommen. Um diesem Schicksal zu entgehen, ließ er auf einen Felsen im Bosporus einen Thurm bauen und von Innen mit fürstlicher Pracht ausschmücken. Hier lebte der Sultan lange, von den Freuden des Harems berauscht, und hoffte, die Weissagung zu Schanden zu machen. Da brachte man ihm einst eine schöne Georgische Sklavin, die ihrem Gebieter, als Einführungs-Geschenk, ein Körbchen mit Blumen überreichte. Seine Hoheit nahm das Körbchen gnädig in Empfang, wurde aber gleich nachher von einer kleinen giftigen Natter, die sich unter den Blättern versteckt hatte, in den Finger gebissen, und so starb der Fürst der Gläubigen eines elenden Todes. Zum Andenken an diese Begebenheit hat der erwähnte Thurm seinen Namen von dem Georgischen Mädchen erhalten, die dem unwitternlischen Beschlusse des Fatums als Werkzeug dienen mußte.

(Constantinopole in 1833 and 34.)

— Langes Garn. Ein Ballen Demerara-Baumwolle kann, wenn er gesponnen worden, einen Faden liefern, der von der Erde bis zum Monde reichen würde.

(Gordon's Treatise upon Elemental Locomotion.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Freitag den 7. Oktober 1836.

Aegypten.

Weiße Sklaven in Aegypten.

Es ist heutiges Tages sicher, ja fast unmöglich, in Aegypten einen weißen Sklaven zu kaufen. In Georgien und Circassien, — welche beiden Länder sonst den ganzen Orient mit dieser Waare hinreichend versorgten, — ist, seitdem diese Provinzen dem Russischen Reiche einverleibt worden, jener abscheuliche Menschenhandel auf das strengste verboten; und die Muselmänner, die nun einmal nicht ohne Sklaven zu leben vermögen, sind auf dieselben beschränkt, welche man ihnen aus dem Innern von Afrika zuführt. Zur Zeit des Griechischen Insurrections-Krieges waren die Märkte eine Zeitlang mit unglücklichen Griechen-Sklaven überschwemmt, aber diese bedauernswerthen Menschen wurden, Dank sey der energischen Intervention der Europäischen Mächte, sämmtlich in Freiheit gesetzt, als die Pforte die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes anerkannt hatte. Daher kommt es, daß man in Aegypten nur eine sehr kleine Zahl mehr oder abenteuernde Ausnahmen weißer Sklaven trifft, und diejenigen, die ein unseliger Zufall noch auf den Bazar führt, werden nur um eine beträchtliche Summe losgeschlagen.

Die Sklaverei im Orient ist niemals das gewesen, was sie vor Zeiten in Europa war. Wenn die politischen Gesetze des alten Rom dem Freigelassenen das Recht absprachen, binnen einer gewissen Zeit ein bürgerliches Amt im Staate zu bekleiden, so konnte der freigelassene Sklave im Orient sich durch sein Verdienst zu den ersten Würden des Staates erheben. Was ohne Zweifel dazu beigetragen hat, das Geschick der Sklaven im Orient bedeutend zu mildern, ist der Umstand, daß sie niemals zu schweren, hartlastenden Arbeiten verwendet wurden, und daß ihre Zahl an keinem Orte die der freien Männer überstieg; ganz im Gegensatz zu den Amerikanischen Kolonieen, wo sie die härtesten Arbeiten verrichten müssen, weit zahlreicher sind als ihre Gebieter und eben deshalb furchtbar strengen Gesetzen unterworfen werden. Der Sklave im Orient wurde schon in den frühesten Zeiten nur zum Dienst der Familie verwendet. Mit seinem Herrn in genauer und enger Verbindung stehend, war es ihm möglich, alle die Eigenschaften zu entwickeln, welche der Orientale an seinem Untergebenen liebt; Treue, schnelle Auffassung der ertheilten Befehle und die ungeheuerste Aufopferung derselben. So wurde es ihm leicht, sich des Wohlwollen seines Herrn und später die Freilassung zu erringen, ja, wenn er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, gelang es ihm oft, von den Familienhaupte an Kindesstatt aufgenommen zu werden. Das Verhältniß der Sklaven im Orient hat, wie man sieht, viele Aehnlichkeit mit dem der Pagen im Mittelalter, ja selbst mit dem unserer häuslichen Dienstboten.

Man weiß, daß die so mächtigen und gefürchteten Mamelucken ganz aus Sklaven bestanden und immerfort durch Georgische und Circassische Sklaven, die man in Aegypten kaufte, ergänzt wurden. Aus ihren Reihen wählten sich die Beys diejenigen zu Führern und Genossen, welche durch ihre Thaten den Ruhm und den Glanz ihres Hauses aufrecht zu halten und zu mehren vermochten. Ali, Murad, Ibrahim und alle Mamelucken-Beys, die sich so tapfer mit den Soldaten Bonaparte's herumschlugen, waren früher Sklaven gewesen. Die Geschichte der neuesten Tage bietet noch ein glänzendes Beispiel: Als Mehmed Ali sich entschied, die Aegyptischen Fellahs zu regulairen Truppen auszubilden und die Europäische Disziplin einzuführen, wählte er von seinen weißen Sklaven die ihm am meisten Ergebenen, und dazu aus dem Kern seiner Offiziere zu bilden. Einer von ihnen, Namens Ebuschdi, ist Pascha und Divisions-General; er hat längere Zeit das Amt eines Kriegs-Ministers verwaltet und kommandirt jetzt die Expedition, die man gegen die Rebellen gesendet hat. Mehmed Ali hat ihn mit einer Frau seines Hauses verheirathet und diese glänzend ausgestattet, und doch war Ebuschdi-Pascha, der jetzt einer der wichtigsten und einflußreichsten Männer in Aegypten ist, lange Zeit hindurch der Kammerdiener seiner Söhne Ibrahim und Ismael.

Hierbei erinnern wir uns, daß wir in der Türkei den Gouvernement von Erzerum kennen gelernt haben, der ebenfalls Ebuschdi-Pascha heißt. Er ist ein Franzose, auf Korsika, in der Umgegend von Bastia, geboren und, so viel uns bekannt ist, nach dem Grafen Bonneval, der erste Renegat, der mit der Würde eines Pascha's bedacht worden ist. Nach der unheilvollen Schlacht von Navarin war die Fregatte, auf welcher sich der junge Nefferi als Steuermanns-Gehülfe befand, gezwungen, in einen Hafen der Insel Rhodus einzulaufen. Als die Matrosen eine Landung wagten, um das Schiff mit frischem Wasser zu versehen, wurden sie von drei jungen Burschen begleitet, unter denen sich auch Nefferi befand. Diese entfernten sich spielend vom Landungsplatze und wurden von den Türken aufgegriffen. Auf vielfältiges Bitten der Verwandten reklamirte die Französische Regierung die drei Kinder; zwei derselben wurden zurückgegeben, aber der junge Nefferi, der sich die Gunst des Gouverneurs in hohem Grade erworben hatte, wurde von diesem zurückgehalten; er ließ ihn beschneiden und nahm ihn in seine Dienste. Als der Pascha von Rhodus von dem Sultan den Befehl erhielt, die aufrührerischen Griechen zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückzuführen, vertraute er das Gouvernement der Insel seinem Lieblung Ebuschdi an. Nachdem er sich längere Zeit auf diesem Posten ehrenvoll behauptet hatte, wurde er von der Pforte dazu ausersehen, sich der Armee anzuschließen, die sich im Jahre 1828 dem Russischen Heere entgegenstellen sollte. Sein Name und seine Tapferkeit hatten ihn an allen Orten wieder, und nach beendigtem Feldzuge ward er zum Direktor des Arsenals ernannt. Als er später in Ungnade fiel, ward er in die Provinz Erzerum verbannt. Der Bruder Ebuschdi-Pascha's ist gegenwärtig Oberst in Diensten Mehmed Ali's. Ein ehemaliger Kapitain des Kaiserreichs, führte ihn das Geschick, nach Napoleon's Tode, nach Aegypten, und er trat dort zum Islam über, wahrscheinlich verblendet von dem glänzenden und überraschenden Glücke seines Bruders. Die Geschichtsbücher des Orients liefern mehrfache Beispiele eines raschen und ungewöhnlichen Avancements der Renegaten.

Es giebt in Aegypten keinen Sklaven, dessen Lage nicht von dem unglücklichen Fellah's beneidet würde. Bei allen Muselmännern steht der Sklave höher, als die freien Dienstboten. An allen großen Festtagen des Jahres empfängt er von seinem Herrn neue Kleider; er erhält eine bestimmte Summe, um davon seine kleinen Ausgaben zu bestreiten; in den Ställen steht er ein Pferd, das zu seinem Gebrauche ausschließend reservirt wird; es besteht zwischen dem Sohn des Hauses und dem Sklaven ungefähr dasselbe Verhältniß, wie in Frankreich zwischen dem Kinde des Hauses und seinem Milchbruder. Ihre Functionen sind nicht von großer Wichtigkeit. Der eine hat die Pfeifen seines Herrn zu besorgen, der Andere den Kaffee und den Sorbet, ein Dritter hat die Inspection der Garderobe seines Herrn, ein Vierter führt die Aufsicht über die Küche. Diejenigen Sklaven, welche die besondere Gunst ihres Herrn genießen, haben seine Waffen und seine Siegel in Verwahrung; sie werden Secretaire und endlich wohl gar Schatzmeister des Hauses. Alle diese verschiedenen Aemter sind nur Stufen, die endlich zur Freilassung und zum eigenen Heerd führen, welchen ihr Herr ihnen freigebig gründet, und wobei er sie mit Frauen aus seinem Harem verheirathet. Oft ereignet es sich auch, daß er einen von ihnen zu seinem Kâhl (Stellvertreter) ernennt, auf den das Amt, das er bekleidet, vererben soll, und der Sonverain pflegt nach eingetretenem Todesfall eine solche Absytion in der Regel zu bestätigen.

Die weißen Sklavinnen, die man in Aegypten antrifft, sind Georgierinnen, Circassierinnen und Griechinnen, letztere sindet man aber selbe selten. Diese Sklavinnen, die sich in Kabiea auf ungefähr 6000 belaufen, werden für die Harems der Reichen aufgezogen. Sie werden schon sehr jung aus ihrem Vaterlande fortgeführt, und nachdem sie von eigens dazu angestellten Frauen unterrichtet worden, ob sie auch der schönen zugedachten Ehre würdig sind, werden sie den Kaufmännern des Harems verkauft. Sie beginnen damit, den Kammerfrauendienst bei den legitimen Gattinnen zu versehen, und diese werden dagegen Alles an, die Sitten und Talente ihrer Sklavinnen zu verfeinern und anzubilden. Sie unterrichten sie in der Musik, im Tanz und im Gesang, um sich das Wohlwollen ihrer Gebieter für die Zeit zu erhalten, da Ebuschdi auf ihr Zureden schwindet, indem sie sich so mannigfache Gelegenheiten darbieten. Jetzt beginnt für die Sklavin eine Reihe glänzender Tage; sie wird von ihrem entzückten Gebieter mit Geschenken überhäuft; hat sie das Glück, Mutter zu werden, genießt ihr Kind fast dieselben Rechte, als ob es einer legitimen Ehe entsprossen wäre, und sie selbst erhält ihre Freiheit. Bleibt sie unfruchtbar, so verheirathet ihr Herr sie mit einem seiner Günstlinge, und bald schwingt sie sich selbst zum Gebieterin eines eigenen Harems empor. Im Innern übt sie am ihren Gemahl einen großen Einfluß aus, denn sie ist die Ursache seines Glückes; sie allein ist im Stande, die Gunst des Gebieters für das Haus ihres Gatten rege zu erhalten.

Die Gesetze und Gebräuche des Islams sind in dieser Beziehung zwar den Männern ungemein günstig, doch bieten sich die Frauen entschieden gegen die Weiberherrschaft an. Oft erhält der Mann die Hand seiner Gattin nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er seine zweite zu dem Range seiner rechtmäßigen Gemahlin erhebe, und daß selbst keine Ehescheidung im Stande sein soll, diesen Vertrag zu vernichten. Um dahrer den Zwistigkeiten auszuweichen, die der Verwand-

Digitized by Google

ten der Jeau immer voraussetzen, sobald es Mißhelligkeiten im Hause giebt, verbreiteten sich sehr viele Muselmänner lieber gar nicht. Sie aufen junge Sklavinnen, deren Erziehung von alten Matronen geleitet wird.

Diese Verbindung mit weißen Sklavinnen übt einen heilsamen Einfluß auf die Sitten und mildert unvermerkt die Tyrannei, mit der sie bisher ihre Frauen behandelten. Die Georgierinnen, Circassierinnen und Griechinnen, die so leicht ihre verlorene Freiheit, ihre Religion und ihr Vaterland im Innern des reichen, weichlichen Lebens eines Harems vergessen, können doch die Sitten einer Erziehung nicht ganz verwischen, die sie unter einem freien, christlichen Volke empfangen haben. Sie bewahren sich in ihrer Ehe einen Rest früherer Unabhängigkeit und verlocken den gläubigen Muselmann unvermerkt von der alten Bahn, so daß ihre kleinen Künste mit der Zeit nicht ohne Einfluß auf das öffentliche Leben im Orient bleiben werden.

Aber nicht alle weiße Sklavinnen erdulden vor der Liebe ihrer Gatten, wenn sie Mutter werden, ihre Freiheit; viele sind während ihres ganzen Lebens zur untergeordnetsten Dienstleistung in den Harems verdammt; es bleibt ihnen nichts übrig, als das Amt einer Vertrauten bei einer der Favoritinnen zu übernehmen, im Fall sie glücklich genug sind, es zu erhalten. Wenn es wahr ist, wie man erzählt, daß es Väter giebt, die alle List aufbieten, um trotz der strengen Gesetze ihre Kinder auf dem Sklaven-Markte Zollzubieten, wenn diese Geschöpfe, verblendet von dem üppigen Traum künftigen Wohlbefens, sich freuen Mutter in die Sklaverei fühlen sollen, ist es dann nicht eine gerechte Strafe, wenn sie mit Geringschätzung für ihren Leichtsinn bestraft werden und, den Stachel im Herzen, ein trauriges Dasein in endloser Gefangenschaft dinschleppen?

Wenn im Orient den Menschen das Glück mit Blitzesschnelle eilt, so folgt ihm nicht selten auch das Unglück auf dem Fuße nach. Aber diese Völker, bei denen die Sucht nach materiellem Genuß jede Veredlung des Geistes verbindert hat, geben und kommen, ohne nur die kleinste Gewohnheit, die aus der Väter Zeit auf sie vererbt wurde, fahren lassen zu wollen, nur ein Gut mit unerschütterlicher Beziehe suchend: Genuß! geschahe dies auch auf Kosten ihrer Freiheit und ihrer Existenz. Im Uebrigen rechtfertigen die Georgischen, Circassischen und Griechischen Sklavinnen bei weitem nicht den Ruf, den ihre Schönheit sich in Aegypten erworben hatte. Die völlige Ausdruckslosigkeit im Gesicht und die Gemeinheit ihrer Züge deutet fast immer auf eine uncdle Abstammung. Es geschieht zwar nicht mehr, daß solche gemeine und verkaufte Sklavinnen, die durch die Macht ihrer Schönheit Alles besiegen, zu Fürstinnen erhoben werden; es ist in diesen unglücklichen Zeiten Geschäft nicht mehr der Stoff vorhanden, aus welchem man Sultaninnen bildet, die durch die Grazie ihres Körpers und ihres Geistes den Geheiter zu ihrem Diener machen. Dennoch kostet, um der Seltenheit wegen, eine weiße Jungfrau die an 6000 Franken, und oft wiederholt sich die Gelegenheit zu einem solchen Kaufe nur zu ein oder zwei Jahren. Das allmälige Verschwinden der weißen Sklavinnen im Orient wird dort bald sühlbar werden und insofern den Gewohnheiten und Sitten dieser Völkerschaften einen empfindlichen Stoß geben, indem es die Vermischung der Mohammedaner mit den Christinnen nur beschleunigt. Erst ganz vor kurzem ist in Konstantinopel etwas vorgekommen, was hinlänglich beweist, daß die Türken es nicht mehr verschmähen, ihr Auge bis zu den christlichen Frauen zu wenden, namentlich zu den Europäerinnen zu erheben, nämlich die Leidenschaft, welche der Sultan Mahmud für die Tochter eines Gastwirths in Pera empfand. In Smyrna begehrte ein hochgestellter Mann die Schwester eines Europäers und bot demselben dafür alle Frauen seines Harems. Es ist bekannt, daß der Muselmann seine Porteaite duldet, wovon wir erst in neuester Zeit ein Beispiel erlebten, aber die Lithographien, welche unter der Gestalt von hübschen Frauenköpfen, die nur Aushängeschilder oder sie sind Weltbeide vorstellen, finden demnach bereitwilligen Eingang. Die Türken, welche durch die Annahme des Europäischen Kriegssystems begonnen haben, sich unseren Sitten mehr und mehr anzuschließen, werden nicht säumen, ihre völlige Umwandlung dadurch zu vollenden, daß sie über Waffen der gestrollten Schönheit abendländischer Frauen zu Füßen legen.

(Voy. Fr.)

Frankreich.

Französische Uebersetzungen.

(Schluß.)

Ein noch viel höherer Versuch, wozu nur ein Talent, das sich der größten Kraft bewußt ist, oder umgekehrt eine Unwissenheit, die von den Gränzen des Möglichen im Fach des Uebersetzens keine Ahnung hat, den ersten Gedanken fassen kann, ist die von Herrn Philarète Chasles unternommene Uebersetzung des Titan von Jean Paul. Da Herr Chasles sonst ein Schriftsteller von Talent und Fähigkeit ist, so hat er wahrscheinlich die unermeßlichen Schwierigkeiten dieses Versuches nicht verkannt; vielleicht hat er die Sache als eine Art von literarischgymnastischem Wagnis angesehen und angefangen, um seine Kräfte zu versuchen und zu üben. Es blieb ihm in der That, das Unmögliche versuchen; die Uebersetzung ist mißglückt, sie ist unlesbar ausgefallen und hat keine Leser gefunden.

Wire bedauern, daß Herr Chasles sich nicht lieber an Hoffmann gemacht hat, anstatt sich Mann gegen Mann mit Jean Paul, mit diesem tausendgestaltigen Proteus zu messen, mit dem seine eigenen Landsleute einen heftigen Kampf zu bestehen haben, ehe sie hinter seine Orakel kommen.

Der Hauptfehler an Herrn Chasles Uebersetzung besteht darin, daß sie zwischen wörtlicher Genauigkeit und freier Paraphrase eine sehr schwankende Mitte einhält, so daß man weder die eine, noch die andere Seite vom Gesichte verliert. Wo dem Alten hat der Uebersetzer sich Gleichverungen aller Art keineswegs abgehen lassen, ist mit seinem Text sehr frei umgesprungen und hat ausgelassen, verkürzt, verändert, wie es ihm beinem dünkte. Freilich muß ein Uebersetzer sich etwas dergleichen verstatten können, wenn er mit einer einzigen Seite von Jean Paul zu Stande kommen will. Die Werke dieses ganz und gewöhnlichen Genies lassen sich den sogenannten Dschagatai in Dschindien vergleichen; so heißen die unzuchtringlichen Labyrinthe, welche die Gipfel der Vegetation unter den Wendekreisen bildet, wo hochstämmige Bäume, niedriges Gebüsch, rankende Schlingpflanzen, Dornen, Röhricht und prächtige Blüthen in dichtem Gewirre durch einander wachsen, wo der Duft der Blumen sich mit dem reifen Qualm der Sümpfe mischt, wo schimmernde Insekten und Vögel von den prächtigsten Farben, häßliche Würmer und Schlangen und reißende Raubthiere leben und hausen. Nur mit Art und Messer in der Hand bahnt man sich den Weg durch diese Dickicht, aber verlieren muß man sich doch, sobald man einen Durchbruch oder eine Blüthenlaube niederschlägt, eh man eine graue Affel oder einen Schmetterling zerreißt. Herrn Chasles' Auslassungen sind oft sehr unglücklich und noch öfter durch nichts gerechtfertigt. Davon überzeuge man sich an folgender Stelle, wo der Hauptmann Roquairol geschildert wird; wir stellen abermals Text und Uebersetzung neben einander.

Jean Paul.

Aymer Roquairol. — Du kannst noch mehr! Nicht bloß die Wahrheiten, auch die Empfindungen antipotire er: alle literarischen Zustände hat der Mann gehabt, alle Bewegungen, in welche die Liebe, die Freundschaft und die Natur das Herz reißen kann, alle hat er durchlebt, er studirte in Gedichten, als im Leben, Bücher als Geschichtsbücher und Geschichtsbücher, denn als Mensch, ferner in der Sonnenmitte der Phantasie, als in der Sonnenmitte der Wirklichkeit; da hat, als sie endlich lebendig in seiner Brust erschienen, sonnte er sie bronnen, regieren, traieren, erloschen und auf ausstossen sie die Eingraben der künftigen Erinnerung. Die unsichtbare Liebe zu seiner Linda, jede Empfindung, die ihn soudet vielleicht gehabt hatte, damit sie frisch alle seine Seiten der Person und dadurch es warm im eigenen Busen; er dürfte sich in gute und böse Verstellungen und Liebhabereien und Feste hinterher Alles auf dem Papier und Theater wieder bar, was er bereits oben gespielt: jede Empfindung wollte ihn lieber aus, wo der Genius von ausgewerienen Weiten die Gestalten hinein. Sein Herz konnte die heiligen Empfindungen nicht taufen, aber sie waren eine neue Schwingkraft, hoheren ein Startkunst-Mittel zum Tonikum; und gerade von ihrer Höhe lief der Weg zu den unterirdischen Schnitzer. Wie im dramatischen Dichter ringstreine und schmutzige Zustände neben einander stehen und zeigen, so in seinem Leben; er zwitterte, wie in Gedanken, die Schwester mit Amazonen, gleich den alteren Gigantin hat er lebendige Zitzel und leichende Schlangen.

Chasles.

Pauvre jeune homme! en fit plus encore; en outre des vertus, en sa carrière exemple le sentiment. Tu as traversé ces champs fécondes de la littérature, de l'amour et de l'humanité, sans en rien apporter avec toi!

Bon taubenherz! armor pour Linda de Romeire, qui, se plus tard, aurait peut-être retrouvé son morale, aurait trop tôt les veines de son cœur qui, à son début, reçut le baptême du sang. Il cherche des distractions de toute espece, tantôt de plusantes aventures, tantôt de sales orgies. Il amerrisa des travers de nobles pensées et d'énergie puissante, imitant en cela les habitudes du Bursaun, qui nourrissent leur pourcenux avec des ananas.

Man sollte doch meinen, wenn Einer sich solche Freiheiten mit seinem Autor herauszunehmen, könnte jedenfalls etwas Lesbares unter dem Namen einer Uebersetzung zu Stande kommen. Herr Chasles hat aber das einemal so und das anderemal so geardeitet; bald überspringt er ganze Seiten, bald ergeht er sich in Umschreibungen, bald wieder bestredet er sich, buchstäblich treu zu sein. Durch diese Unstätigkeit und Ungleichheit hat er seinem Werth jeder Arbeit vollends zu Grunde gerichtet.

So viel man schließen kann, ist Herr Chasles des Deutschen vollkommen kundig; wer sich aber an den schwersten Deutschen Autor macht, sollte auch den höchsten Anforderungen genügen. Herr Chasles läßt es aber hin und wieder an Sinn- und Verständnissen und völligem Witzerstum nicht fehlen. Hier einige Beispiele, so schlagend als möglich. Jean Paul spricht von Menschen, die durch Geschicklichkeit und Unternehmungsmuth sind; er nennt sie „die Verdauenden des Lebens", und sagt: „Nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche". Herrn Chasles ist vermuthlich das Unglück widerfahren, daß er zucken mit impfen verwechselte; denn er übersetzt: Heureux, quand les ailes de l'imagination tirent un coin de leur linceul! Was mag er sich wohl bei diesem Bilde gedacht haben? Ein andermal verwandelt er gar einen kirchen Reifrock in einen Kirchturm, in panier de clocher.

Gar schlimm kommt eine sehr geistige Bemerkung Jean Paul's fort, daß nämlich zwei Personen, die aus Bersehen einander stoßen, sich dann beim Umdrehen gar eifrig entschuldigen und Jede so spricht, als wäre alles Unglücklich auf seiner Seite, aber Schmerz auf Seiten des Anderen. „Wollte Gott", ruft Jean Paul, „wir setzten's bei moralischen Stößen nicht um." Herr Chasles übersetzt das so: Plût à Dieu, que nous ne nous retournassions pas, quand viennent les chocs moraux.

Eine andere Unwissenheit und eine zuversichtlichere Dreistigkeit ist uns jedoch nicht leicht vorgekommen, als bei Herrn von Sainte-Aulaire. Dieser Mann hat sich vermessen, in seiner collection des théâtres étrangers den Faust von Göthe zu übersetzen. Wir haben schon zu Anfang von den bei ihm probaten Mitteln der Uebersetzer gesprochen. Unsere Leser werden sich etwas aus lassen diese Kunst nicht kennen wollen; Herr von Sainte-Aulaire aber bekennt sich deutlich dazu und bringt sie in System, Regel und Vorschrift. Sein Glaubens-Bekenntniß lautet, die erste und höchste Pflicht des Uebersetzers sei nicht das Verständniß seines Autors und Treue in der Uebertragung, sondern Deutlichkeit (être clair). Dieser Prinzip eröffnet sofort eine unermeßliche Aussicht. Du kannst den Sinn eines Autors nicht fassen, oder die vielfeinige Tiefe eines Gedankens nicht bewältigen; thut nichts, nur

Digitized by Google

immer deutlich! Schafft irgend einen beliebigen Sinn an die Stelle dessen, den Ihr nicht begreift; macht plant und flach, was erhaben oder tief war, das gilt uns Alles gleich, nur deutlich muß Ihr seyn. Dafür ist's auch ein Wunder, zu sehen oder zu hören, wie Herr von Sainte-Aulaire den großen Dichter jedesmal auffrischt, wenn er ihn nicht verstirbt, und ihm dann zur Rache und Strafe eine recht reflexliche Trivialität anhängt, von der der arme Gothe nie eine Vorstellung gehabt. Wir wollen einmal betrachten, wie es dabei zugeht.

Im Prologe zum Faust wendet sich der Herr, nachdem Mephistopheles die Erlaubniß erhalten, den Faust zu versuchen, an die Schaaren seiner Engel mit folgenden erhaben schönen Versen:

Doch ihr, die echten Gottessöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestigt mit dauernden Gedanken.

Diese Dichterworte in ihrer abstrakten Ierentiefe und zugleich mit der Majestät und Harmonie des geheimnißvoll tiefklingen Klanges, der ihnen im Deutschen anhaftet, Französisch wiedergegeben, halten wir in Wahrheit für unmöglich. Ihren Sinn jedoch (qui est fort clair, des merkt der treffliche Herr von Sainte-Aulaire) könnten wir Französisch etwa folgendermaßen andeuten: Aais vous, les vrais enfans du ciel, delectez-vous à contempler la beau dans sa radieuse et an vie! Que l'existence mobile, toujours active et vivante, vous entoure des douces limites de l'amour, et sachez fixer à jamais par la pensée ce qui flotte incertain dans le vague du phénomène. Herr von Sainte-Aulaire hat es noch viel klarer zu machen gewußt: Vous, véritables enfans de Dieu, vivez heureux, contemplez la beauté celeste; dans votre activité créatrice aimez la règle et les limites et soumettez à l'expression la sagesse les phantômes que de vagues désirs vous présentent. Ist die Uebersetzung schön, so ist der Kommentar dazu noch schöner. Herr von Sainte-Aulaire deutet: Le premier devoir du traducteur est de présenter un sens clair. Faust geht zu Grunde, weil er sich gegen das Herkommen des irdischen Lebens empört, weil er die den Menschen gesetzten Schranken zu überspringen strebt, weil er sich verlocken läßt zu irrigerischer Schatenlüfter der schrankenlosen Begier zu verfolgen. Der Herr will seine Kinder wählen vor der dieser Gefahr warnen, darum spricht er zu ihnen: „Liebet Regel und Schranke, prüfet die Trugbilder der schrankenlosen Begier mit überlegender Weisheit!“

Was meint der Leser zu diesem Pröbchen von Kommentar? Wie gefällt's ihm, daß Gott der Herr seinen Engeln Moral und Weisheitslehren in Gemeinplätzen anpfeift? Kann der beste Dorfschreiber einträglicher reden, wenn er seine Konfirmanden auf die Gefahren der Emancipationsgrade aufmerksam macht?

Ein ähnliches Beispiel liefert uns die Stelle, wo der von Faust herausbeschworene Erdgeist spricht:

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Die energische sinnschwere Kürze des Ausdrucks verleiht diesen Versen einen räthselhaft geheimnißvollen Charakter, wie er den Verkündungen eines Geistes recht wohl anstehn. Soll in der Uebertragung nicht alle Wirkung verloren gehen, so laße man diesen Worten doch ja das Dunkle und Orakelmäßige. Den diesem poetischen Erfordernis hat jedoch Herr von Sainte-Aulaire so wenig eine Ahnung, als von der Bedeutung der Verse selbst; vielmehr hat er mit ungeheurer Mühe so lange daran gezerrt und gewendet, bis die Hülle poetischen Schmuckes abgerieben war und lauter klare Gedanken zum Vorschein kamen. Er wunschreibt wie folgt: Je vogue dans les flots de la vie; je puise dans le vaste sein de l'éternité le mort et toutes les actions des hommes. De fils innombrables, animés du souffle créateur, disposés suivant une industrie savante, forment sous mes doigts un brillant tissu, digne manteau de la divinité. Ungeschichter und ungenauer kann eine Umschreibung wohl nicht anstalten, als diese. Der Geist schleift aus dem Schooße der Ewigkeit den Tod und die Thaten der Menschen, — wer soll wo dann das verstehen? Meint Herr von Sainte-Aulaire, hergleichen sey klar? Und nun vollends die Fäden, die Finger, die ganz industrie savante, wooon Göthe kein Wort sagt, womit aber der Geist prahlt, wie ein betriebsamer Besitzer einer Seidenfabrik. Ja, wär' noch eine Dampfmaschine dabei, dann freilich wäre uns der ganze Geist vollkommen klar.

Nur mit Faust's Verschwinden beginnt Herr Desauconpret's Uebersetzung sich zu heben. Sowie Sainte-Aulaire sich durchaus nicht zu besen gewußt, und er legt das ganze Bestandbuch ab, er könne nichts daran finden, als bloßes Wischi-Waschi. Es ist ein wahres Glück, daß er nicht versucht hat, die Stelle zu erklären; er hat sie ganz einfach weggelassen, und dabei ist Göthe noch am besten weggekommen.

Es wäre eine herkulischer und dabei unnütze Arbeit, alle hergleichen Fehler in dieser unglaublichen Uebersetzung nachzuzählen. Wir wollen sie also in guter Ruhe liegen lassen sammt der ganzen Bäuberei der und konsuten Sammlung, wozu sie gehört.

Wenn man erwägt, mit barmäcig sich oftmals das Deutsche gegen alle Kunst und Mühe des Französischen Uebersetzers sträubt, so entschuldigt man vielleicht diese und jene Mängel mit der Schwierigkeit der Grundpraede und meint, im Italiänischen z. B. dürften Französische Uebersetzer glücklicher gearbeitet seyn. Der Leser kennt den schönen Roman von Manzoni, „I promessi sposi;“ lesen wir ihn in der Uebersetzung von Rey-Dussmil. Siehe da, von vorn herein auf der ersten Seite im ersten Satze ein so grober, stundenverdunkelnder Irrthum, daß wie die Frage beinahe als entschieden ansehen können. Der Autor beschreibt, wie ein Arm des Komer Sees sich Anfangs zwischen Bergketten hin erstreckt, dann plötzlich schmäler wird und mehr einem flüssenden Strome gleicht, tra un promontorio a destra e an' ampia riviera di ricontro. Herr Rey übersetzt: entre un promontoire à droite et une large rivière de l'autre côté. Kann Herr Rey-Dussmil wohl denken, daß der Leser sich wohl einen Strom denken, der zwischen einem Fluß und einem Bergabrige geht? Wenn Herr Rey es nicht wußte, so hätte er es doch gewiß erraten müssen, daß riviera hier Ufer oder Gestade bedeutet.

Nun haben wir noch die größte Aufgabe vor uns, nämlich von den Leuten zu sprechen, die den Walter Scott und Englische Romane überhaupt übersetzen. Ihre Zahl ist Legion, sie haben eigene Singegewerbe errichtet, ihre Fabrik ist der Roman ist Ware, ihre Fabrikmarke, und ihre Hauptregel lautet, daß die Masse es bringen muß. Sie sind alle durchzumustern wäre ein Ding der Unmöglichkeit; um zu beurtheilen, wie es mit der ganzen unabsehbaren Reihe beschaffen ist, wollen wir ihre beiden äußersten Enden, nämlich die beste und die schlechteste Uebersetzung von Walter Scott, etwas näher besichtigen. Jene ist von Desauconpret, diese von Herrn A. de Montémont.

Herr Desauconpret ist wirklich ein Genie in seinem Fach, er hat die Kunst des Uebersetzens zur höchsten fabrikmäßigen Vollkommenheit gebracht. Er muß irgend ein Geheimniß dazu besitzen, ich weiß nicht welches, vermuthlich eine ganz eigenthümliche Anwendung der Dampfkraft. So lange Walter Scott liebte und schrieb, ist ihm Herr Desauconpret wie ein Doppelgänger, Fuß hinter Fuß, auf jedem Schritt und Tritt nachgegangen. Und wie Walter Scott eine Elle Roman schrieb, war sie sofort übersetzt. Herr Desauconpret saß den Scott gedenkelich als sein Gut und Eigenthum an, er hatte eine Art Monopol auf ihn. Ja, seitdem der große Dichter gestorben ist, tritt Herr Desauconpret mit Anspüchen auf die Erbschaft auf; wer ihm auf seinen Fabrikspfen nachtreten will, den belangt er wegen Nachdruck. Dabei ist seine Fabrik nach wie vor in rüstigen Gange. Kaum ist ein Roman zerstirbt des Kanals angekündigt oder erschienen, so hat Herr Desauconpret ihn und die Desauconpretsche Werkstatt. Die Uebersetzung erscheint zugleich mit dem Original, ja manchmal früher als das Original. Wie muß einem armen Autor zu Muthe seyn, wenn er sich so unbarmherzig übersetzt sieht, eh' sein Buch noch fertig ist, wenn ein Echo ihm die Worte, eh' er sie noch recht ausgesprochen, aus dem Munde nimmt und besser nachsagt! Herr Desauconpret muß auf dem armen Walter Scott, so lange er lebte, gelegen haben, wie ein böser Alp, und ist gewiß noch heute ein Schreck für jeden talentvollen Englischen Schriftsteller*).

Man muß Herrn Desauconpret ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Englisch verstedt. Freilich begegnet auch ihm Mensschliches; er hat einmal a buxom woman, d. i. „ein munteres, lustiges, flinkes Weib“, durch „eine femme au teint couleur de rose (Rosenfarbschminke mit Lux, buxen) übersetzt. Doch läßt er im Ganzen selten den Sinn des Originals verloren gehen. Weiter ist wenig zu seinem Lobe zu sagen. Seine Sätze, weiterich, schleppend, flau, sodbloß, haben mit Walter Scott's lebendiger, leichter, glühender, natürlich frischer Vortragsweise nicht das Geringste gemein. Der Wortsinn ist wohl bestritten, aber es ist doch ein ganz anderes Ding. Man möchte fast einen jeden immer fragen:

Comment es un plomb vil l'or par s'est-il changé?!

Vielleicht besteht hierin das Geheimniß, wie so Herr Desauconpret so schnell fabrizirt. Was der Meister sicht und künstlich in Gold gemeißelt hat, das gießt der Uebersetzer in Blei ad.

Ganz hinten im Nachtrabe des Französischen Uebersetzerheeres finden wir den ergötzlichen und tartsen Blanm. Er schreibt und deutelt Herr Monsieur A. de Montémont, Kommandeur mehrerer Ehrenkreuze der Brüche ihrer Altrenomie, der Altertümer, der Preise und Medaillen für süße Weinbeere. Dieser Mann hat den Walter Scott, übersetzt mit erläuternden Anmerkungen, in 20 und etlichen Bänden herausgegeben. Dafür hat ihn Herr Desauconpret als einen Plagiarius verklagt; er hätte es wohl können bleiben lassen. Wenn ich eine so schlechte Meinung von mir haben müßte, wein Geisteswerk in einem solchen Opus wiedergutkommen, ich hätte mich geschämt. Herr Montémont besitzt als Uebersetzer nicht geringere Gaben, denn als Altrenom und Reisender. Er hat über das Weltsystem geschrieben, aber freilich mit eine altrenomische Beobachtung angestellt; er ist um die Welt gereist, aber freilich nicht aus Paris gekommen; er hat den Walter Scott übersetzt und will ihn gar kommentiren, aber freilich verstedt er sein Englisch und sollte die Nase lieber in die Grammatik stecken. Sinnverstellung, Unkenntniß der Sprache, Undeutlichkeit, all begleichen findet sich in dieser Traduction revue et corrigée im größten Ueberfluß. Die hier folgenden Probestücken sind alle aus dem Roman Kenilworth, der ganz und gar von dergleichen wimmelt.

Michael Kamburne spricht zu Tony Fefter: Men talk of thy being under some special protection; thou canst not dance in a net and they not see thee, d. i. „man sagt, Du stehst unter besonderer Protection; du kannst im Netze tanzen, ohne daß Leute Dich sehen müssen.“ Herr Montémont übersetzt: on dit, que tu es sous une certaine protection spéciale, qui te permet, de danser dans un filet, sans qu'on te voit.

Foster spricht von der Amy Robsart und sagt: „Muß sie mich, ihren Kerkermeister, nicht mit unglücklichen Augen ansehen. — keeping her a cater-pillar on a old wall, when she would fain be a painted butterfly in a court-garden?“ d. i. „da ich sie wie eine

*) Ach könnten die Englischen Autoren nur Deutsch lesen — sie würden nicht minder erschrecken über die traurige Gestalt, die ihnen all der Hohlspiegel unserer Fabrik-Uebersetzer leiht. Die Deutsche Buchhandler-Konkurrenz sollt manchmal über die armen Bulwer, Cooper und Sir Marryat her, als waren sie vor vogelfrei erklärt. Ein halbes Dutzend Uebersetzungen erscheint zuweilen fast unmittelbar nach dem Originale, aber wenn auch immer eine schlechter ist, als die andere, so kann man sich doch, wunderbar genug, nicht entschließen, diese bester als jene zu nennen.

Digitized by Google

Puppe in einem alten Mauerloch versteckt hatte, während sie doch ein buntglänzender Schmetterling in einem Königlichen Garten syn möchte?" Das Französische lautet: Le gardant comme une chenille sur un même vase (avec ici un Deuxsèvres), tandisque elle brille comme un papillon au riche couleur dans le jardin d'une cour.

Der Thrim Fester spricht von seinem Neffen Lamburne, that after all he died without his shoes, d. i. „er sey ohne Schuhe gen Himmel gefahren", will sagen, er sey nicht gehangen worden. Herr Montesmont aber bewirft in einer Note, daß er dann wo anders aufhören gefahren ist.

Merkwürdiger aber als diese Lappalien sind die Hypothesen, womit Herr Montesmont seine philologische Gelehrsamkeit und seinen literarischen technischen Scharfsinn darlegt. Um sich nämlich als einen Eruditus zu zeigen, kam er auf den unglücklichen Gedanken, seinen Lesern die Namen der Personen zu erklären, in welche Walter Scott sein und wieder eine Bedeutung gelegt hat. Der Krämer Lawrence Goldthred, Lorny Goltsaden, wird explizirt, wie folgt: Gold, or, thred, entlier, Laurent d'or enfilé. — Der alte Lumpensammler Sludge muß folgenden Kommentar über sich ergehen lassen: „Sauge detruit pou, Sludge detruit bourbe; diesen Namen hat der Autor gleichfalls willkürlich erfunnen und er debruitet: Douceuse dans la bourbe. A. d. M." Zu Wahrheit aber ist Gammer, Alt-Englisch Gaffer, bloß ein Ausdruck freundschaftlicher Achtung, womit man eine Frau grüßt und anredet, und nur ein des Englischen gänzlich Unkundiger kann bei diesem Worte an Gamm, „Spiel", denken. Am Lächerlichsten aber allen Personen wird es machen, die arme Dame Snort of Hogsditch zugerichtet, aus welcher Herr A. d. M. nur mit Hülfe des Deutschen hat klug werden können; er verfehlt nämlich Deutsch so gut wie alles Uebrige. Dabei ist folgende Note herauszekommen:

„Snort, ronfler; hogsditch, pour Hooke haut, et deutchen allemand; comme qui dirait: Ausame, qui ronfle de haut allemand, de bon allemand. A. d M."

Wer's nicht sieht, der glaubt es nicht. Ei, ei, Herr A. d. M.! Sie verwechseln Snort mit Snore, Sie wissen nicht, daß hog ein Schwein und ditch einen Graben bedeutet, und Sie übersetzen den Walter Scott! Sie thun, als verständen Sie Deutsch, und glauben das barbarisch entstellte Hookeduchen statt hochdeutsch zusammen? Das geht uns Meile!

Noch sind wir aber mit Herrn A. d. M. nicht fertig. Man kann ein homme de lettres syn, ohne Deutsch und Englisch zu verstehen. Wenn er sich nur nicht zum Uebersetzer aus diesen Sprachen aufwirft, wird ihm Niemand einen Vorwurf aus seiner Unwissenheit machen. Aber Latein, welcher homme de lettres versteht kein Latein? Je nun, des homme de lettres à. d. M., der sogar den Horaz übersetzt hat und diese Uebersetzung mit Wohlgefallen zitirt, versteht kein Latein, und es ist ihm gelungen, durch wohlangebrachte Noten die ganze Welt davon zu überzeugen, daß er keines versteht.

Walter Scott sagt von dem pedantischen Magister Erasmus Holyday, er habe sich ein, diesen Namen, welcher Feiertag bedeutet, bekommen zu haben, quasi semper festus, weil er nämlich den Knaben in seiner Schule selten einen Tag frei gab. In der That versteht jeder Schulknabe diese Anspielung auf eine alte gezwungene Etymologie, daß nämlich das Wort lucus, Busch, von lucere, leuchten, herkommen soll, gerade weil es im Busch finster ist. Herr A. d. M. übersetzt in einer Note dieses Lateinischen Spruch durch die Worte: un bois, où il ne fait pas clair. Ein andrer Mal ist zaudet nomine Sibylla übersetzt: Elle se nomit un nom de Sibylle.

Somit dachte wir dargethan, daß Herr A. d. M., welcher den Walter Scott und den Horaz übersetzt hat, kein Englisch und kein Latein verstehe; ob er Französisch weiß, das mögen geschickterer Leute beurtheilen.

Nicht minder als durch seine philologischen Erläuterungen bewirft unser Held seine Blöße durch literarisch-philosophische Anmerkungen, als z. B.: „Dies ist ein prächtig-moralischer Gedanke, der, wie alles ein weiser Satz und tröstlich für alle bestrebe Seelen", oder „hier hat er Horaz nachgeahmt, dieser Gedanke gehört Virgil an". Zu so witzigen und schaffsinnigen Bemerkungen begeistert Walter Scott seinen Uebersetzer. Fürwahr, man möchte meinen, das Ganze sey darauf angelegt, das Publikum zu mystifiziren; aber eine Mystification in zwanzig und ein dicken Bänden ist doch eine gewaltig schwerfällige Spaß.

Hiermit soll unsere kritische Uebersicht der Erklärungen Französischer Uebersetzer für diesmal beendigt seyn. Daß unsere Bemerkungen von den Leuten beherzigt werden sollten, die am besten daran thun würden, das Lösen wir kaum hoffen. Wielleicht sind wir so glücklich, einem und dem anderen Leser ein heilsames Mißtrauen gegen das Uebersetzungswesen einzuflößen und die Veranlassung zu geben, daß er sich durch das Studium der fremden Sprachen in Stand setze, entweder selbst zu lesen, oder wenigstens Bücher, verwahre dessen man den Greis unter ausländischen Literatur ersassen und ihre Schönheiten genießen kann. (B. U.)

Nord-Amerika.

Industrie in den Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1831 zählte man in zwölf Staaten der Union, nämlich in Virginien, Maryland, Maine, Vermont, New-Hampshire, Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Delaware, 795 Baumwollen-Fabriken, die mit einem Kapitale von 40,800,000 Dollars arbeiteten. Es wurden in diesen Fabriken 18,600 Männer, 39,000 Frauen und 4700 Kinder beschäftigt, von denen 1,217,000 Spindeln auf 33,500 Webstühlen in Thätigkeit gesetzt wurden. Sie lieferten jährlich 230,462,000 Ellen (Yards) Zeug, zu deren Anfertigung 77,738,000 Pfd. Baumwolle gebraucht wurden. Die Rohstoffen zum Maschinenbau repräsentirten ein Kapital von 2,400,000 Dollars und lieferten jährlich Maschinen zum Werthe von 3,500,000 Dollars.

Eine Schätzung der Production aus Leinen und Hanf würde ungemein schwierig seyn, da die häusliche Industrie hierbon das Meiste liefert. Der Werth der Schiffstaue und Stricke beträgt nicht unter 5 Millionen Dollars, und die Ausfuhr der rohen Baumwolle, die mit jedem Jahre zunimmt, giebt auch der Linnen-Fabrication einen stets sich vermehrenden Aufschwung; zu Verpackung der Baumwolle werden jährlich nicht weniger als 5,500,000 Yards grober Leinwand gebraucht. Da jedoch hierzu aus dem Auslande ungefähr 1,000,000 Yards jährlich eingeführt werden, so kann man den dem inländischen Gewerbfleiße zu gut kommenden Werth der noch hierdurch 4 Millionen Yards nicht höher als auf 880,000 Doll. schätzen.

Im J. 1810 betrug die Quantität des in den Vereinigten Staaten fabrizirten Gußeisen und Schmiede-Eisens nicht mehr als 24,771 Tonnen; im J. 1830 belief sie sich schon auf 112,865 Tonnen; im J. 1832 produzirten 200 Hütten 118,620 Tonnen Guß-Eisen und 36,728 Tonnen Schmiede-Eisen.

Die Werkstätten für die Marine und den Krieg liefern ein Bild der umfassendsten Thätigkeit. Im Zeughause von Washington setzt eine Dampfmaschine von 42 Pferden Kraft die verschiedenen Schmieden, die Schaftmaschinen und die ganzen Bohrer in Bewegung. Die neun Laffetten für die Mörser und die schwere Feld-Artillerie sind von Eisen. Gegenwärtig arbeitet man auch Gewehrteilen von demselben Metall, und zu Middletown bei Connecticut fabrizirt man jetzt eine neue Art von Karabiner, die an der Schwanzschraube (culasse) geladen werden. Die Leder-Fabrication ist besonders in New-York und Pennsylvanien sehr bedeutend. Man schätzt das Leder, das in den Vereinigten Staaten jährlich verbraucht wird, auf 32 Millionen Pfund, den boon New-York 12 Millionen produzirt. Der Totalwerth des im Inlande zum Verbrauch kommenden Leders übersteigt 50 Millionen Dollars. Außerdem bezieht dieser Gewerbszweig jährlich vom Auslande für 3 bis 4 Millionen an Materialien und rohen Häuten. Die am meisten bei der Gerberei zur Anwendung kommenden Rinden sind die von ahles canadensis, verrucus montanus und quercus.

Der Werth der in den V. St. jährlichen Hüte beläuft sich auf 10 Millionen und die Ausfuhr derselben auf 500,000 Dollars jährlich. Es sind bei dieser Fabrication 18,000 Arbeiter beschäftigt, die an Tagelohn 4,200,000 Doll. jährlich erhalten. In Massachusetts werden außerdem jährlich für ungefähr eine Million Dollars Hüte aus Stroh und Palmblättern von der Insel Cuba angefertigt.

Der Töpferei macht ebenfalls einen nicht unbedeutenden Theil der Amerikanischen Industrie aus. Die Magazine von New-York und Philadelphia sind mit ausgezeichnet eleganten Möbeln ausgestattet. Der Werth dieser Arbeiten wird auf 10 Millionen Dollars geschätzt, und die 15,000 Arbeiter, von denen sie geliefert werden, gewinnen ungefähr 5 Millionen jährlich. An Wagen werden jährlich für 4 Millionen D. gebaut; die Stadt New-Haven allein hat deren im Jahre 1824 an 275,000 Stück von verschiedenen Formen geliefert. Die inländische Glas- und Krystall-Fabrication kommt zum Theil den Bedürfnissen des Maettes nach. Im J. 1831 gab es 21 Glashütten mit 140 Schmelzöfen. Der Werth der Glas-Fabricationen, bei welcher an 2000 Arbeiter beschäftigt sind, wird auf 2,600,000 Doll. geschätz

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 122. Berlin, Montag den 10. Oktober 1836.

Island.

Isländische Skizzen.
Von X. Maemier.
Zweiter Artikel.*)

Als wir nach Reykjavik kamen, beabsichtigten wir, nur einige Tage daselbst zu bleiben. Wir wollten die wenigen Sommer-Wochen benutzen, um einen Ausflug nach dem Innern von Island zu machen. Allein hier kommt man mit einer Reise nicht gar so leicht zu Stande. Hier zu Lande giebt es keine Diligencen, weder Chausseen noch eiserne Bahnen, noch auch Dörfer, in denen man von Zeit zu Zeit einkehren könnte. Man muß vielmehr sein Zelt und die nöthigen Vorräthe stets mit sich führen, als ob man durch eine Wüste zu ziehen hätte. Denn sobald man Reykjavik und einige an der Küste gelegene Dänische Fischer-Kolonieen passirt hat, findet man nur sehr in weiten Zwischenräumen wieder einmal einen armen engen und schmutzigen Bauerhof, der eben nicht sehr viele Erfrischungen darzubieten hat. Anfangs Juni kann man hier kaum zu ein paar guten Pferden kommen; denn während des ganzen Winters werden diese Thiere mit so elendem Futter traktirt, daß sie gänzlich abmagern und im Frühling erst wieder längere Zeit auf der Weide kräftigen müssen, um nur einigen Dienstzeug zu erhalten. In dem laufenden Jahre fahren sich die Isländischen Bauern aus Mangel an Futter genöthigt, das Zugvieh zum großen Theil zu tödten. Nur mit unsäglicher Mühe, nachdem wir uns an mehrere Dänische Kaufleute gewandt, gelang es uns, die Zahl der unentbehrlichen Saltel- und Zugpferde aufzutreiben. Am 26. Juni waren wir auf dem Wege nach dem Geyser.

Wer nur an den Anblick eines civilisirten, gut angebauten Landes gewöhnt, wer nur prächtige Städte, großartige Monumente und zusammengedrängte Militairmassen sehen will, für den wird eine Reise in Island nichts sehr Ergötzliches darbieten; denn hier muß man durchaus von Allem abstrahiren, was anderswo als absolut nothwendig erscheint; man muß durchaus das Land nehmen, wie es ist; man muß seine eigenthümlichen Schönheiten eben sowohl als die ihm anklebenden Mängel eigens studiren; nur alsdann wird sich uns hier der jedem Schritte eine neue Quelle der Beobachtung eröffnen. Was uns betrifft, so machte es uns ein ganz eigenthümliches Vergnügen, die öersten wüstenähnlichen Landschaften anzustaunen; wir haben die verschiedenen Einöden, die die Abwechselung auf uns hervorbrachte, so wie alle merkwürdige Reise-Ereignisse in unser Tagebuch besonders aufgezeichnet. Bald fahren wir uns in der Mitte einer sumpfigen Ebene, auf einem morastigen schlüpfrigen Boden, in dem keine Spur eines Weges zu entdecken war; bald marschirten wir über lauter Lava oder über einen ganz mit Asche überdeckten Boden, die der Wind überall umher in Wirbeln aufteirb. Auf einigen dieser Lavaöden erinnern sich die hie-gen Greise noch grüne Wiesen und mehrere bewohnte Plätze gesehen zu haben; ein in einer Nacht ausgebrochener Vulkan hat Alles in Feinerströmmer und Aschenhaufen verwandelt. Rings um diese öde Lava bemerkte man lange Reihen von Gebirgen, die mit Schneerändern umgürtet waren. Wir gingen drei mehrere Stunden, ohne auf eine Spur von Kultur zu stoßen, zu selbst ohne irgend ein lebendiges Wesen oder auch nur einen Strauch und ein Hälmchen zu gewahren. Nur zuweilen entdeckten wir jenseits einen blauen See, der gleich einer Silberschale aus der Mitte der vulkanischen Felsen hervortauchte, um dem Gebirgsvogel ein frisches Bad und dem Reisenden einen klaren prudelnden Quell zu bieten. Hier und da, aber immer nur in ziemlich langen Zwischenräumen, bemerkten wir das grüne Gebäge und die Rasenmauern eines Bauerhofes. Wir ritten immer gleich auf draufenhin zu; unser Führer pochte mit dem Pritschengriff an Thür und Fenster, um seinen Besuch bei den Bewohnern anzukündigen. Diese kamen dann heraus, und neugierige Isländische Mädchen trat mit dem auf die Schulter herabhangenden blenden Haar auf uns zu, um uns einen Napf Milch zu reichen. Es machte uns Vergnügen, uns in jeden Bauerhof, so ärmlich er immer aussah, hinein zu begeben und uns mit dem in seiner einfachen Küche auf einem Pferdekopfe sitzenden Bauern zu unterhalten. Das Innere dieser Wohnungen besteht gewöhnlich aus fünf bis sechs Abtheilungen. Die eine bildet die Küche und das Schlafzimmer für ihn und seine Dienerschaft; eine andere dient zur Milchstube, und eine dritte zur Schmiede, so wie zur Aufbewahrung des Tischlerhandwerks. Denn hier zu Lande beschlägt der Bauer selber seine Pferde und fertigt sich auch seine Möbeln selbst an. Man hat bemerkt, daß den Isländern eine besondere Geschicklichkeit für alle Zweige der Industrie angeboren sey. Ohne Zweifel ist diese Geschicklichkeit ein Ergebniß der Noth, die hier jedes Individuum zwingt, sich die unentbehrlichsten Dinge selber zu bereiten. Die Isländer machen sich Löffel und Kammringe aus Horn. Aus der Wolle weben sie ihre Kleider und verfertigen sie sich zugleich ihre Seile. In einem und demselben Zimmer sieht man hier die Hausfrau die zu einem Kleidungsstücke bestimmte Wolle kämmen, walken und färben. Aus Wallfischknochen verfertigen sie ihre Nadeln, Knöpfe und Stiele zu den verschiedenen Handwerksgeräthen. Ein Stück Land dient ihnen als Hammer und ein Felsenblock als Amboß. In den ersten Wintermonaten, vor der Zeit des Fischfangs, bringen die meisten Bauern ihre langen Abende mit Anfertigung mechanischer Arbeiten zu. Manche unter ihnen kommen durch bewunderungswürdige Ausdauer so weit, daß sie selbst Bildhauer- und Goldschmiede-Arbeit anfertigen. Ich habe ein Isländisches Möbel-Stück gesehen, das von einem Bauer mit trefflicher Bildhauer-Arbeit verziert worden war. Einige Künstler hatte seinen Namen unter das Werk gesetzt, oder nur der Bauerhof, in dem er lebte, hat ihn kennen lernen. Wie viele geniale Leute verkommen hier nicht unter ihrem Rasendache, ohne ihre Talente zu entwickeln und ohne der Welt je bekannt zu werden!

In einigen Theilen Islands fanden wir von Zeit zu Zeit einzelne Bauernwohnungen am Fuße eines hügels an einander gereiht, in anderen hingegen brachten wir oft ganze Tage zu, ohne auch nur eine einzige zu bemerken. Alles um uns her bot den Anblick einer Wüste; Alles war öde und düster; man vermahm nichts, als das gellende Geschrei des Regenpfeifers oder zuweilen das Gekrächz eines bei unserer Annäherung aufstiegenden Trupps von Schwänen. In diesen verlassenen Ebenen entdeckt man eine wahre Freude, wenn man einmal zufällig einer anderen Karavane begegnet. Die Isländischen Bauern pflegen dann immer von ihren Pferden zu steigen, umarmen sich einander, lassen sich auf einen Stein nieder und erzählen sich die interessantesten Neuigkeiten. Derjenige, der aus dem Innern herkömmt, weiß, ob der Fischfang gut ausgefallen und ob die Pferde nicht krank sind. Wer aber hierbei von Reykjavik abgereist, der spielt hier eine höchst wichtige Rolle, denn er kennt den Preis-Courant aller Waaren; er weiß, welcher Dänische Kaufmann zur Zeit der billigste ist; er weiß, wie es mit Krieg oder Frieden steht, was der Bischof macht und was der Gouverneur sagt. So trägt er denn Alles, wie er es selber vernommen, Wort für Wort vor und verteilt somit das Journal, die öffentliche Zeitung Islands.

Da es hier weder Wälder, noch Getraidefelder, noch Wiesen giebt, so besteht das Reizende der Landschaft nur in dem Gebirge, das sich bald in langen Ketten bis an das Ufer des Meeres hinzieht, bald in großen Massen thurmähnlich sich erhebt und in die Wolken hinein verliert. Die Farbe desselben wechselt unaufhörlich, je nach dem Himmel, der es bedeckt, und nach der Tagszeit, zu der man es beobachtet.

Von dem Gipfel dieser Gebirge stiegen wir wieder in die unfruchtbaren Sand-Ebenen hinab, indem wir uns länge der großen Flüsse hielten, über die unsere Pferde hindurchschwammen, oder indem wir die Küste entlang vor den Buchten vorbeipassirten, wo der Fischerkahn und das Kaufmannsschiff anzulegen pflegen. Hier sahen wir die Meereswogen gleich Silberdecken über das Ufer sich ausbreiten und die Hufen unserer Pferde beispielsweise dort brachen sie mit Gewalt an einer Klippenreihe und flogen als Perlengarben oder als funkelnde Schaumfontänen hoch in die Luft. Die ganze Küstengegend war öde; nur die Schwalbe streift in malerischem Fluge mit ihren Fittigen an die Oberfläche der Wellen des Ufers, und über dem Gewässer erblickte man die strahlenden Augen des Seehundes, jener Seejungfrau des Dichterlandes. In einiger Entfernung erhob sich die auf der Düne erdunte Kapelle aus Holz, wo man an jedem Sonntage. Die um den Predigt versammelten Fischer hatten eben ihr Kirchenlied angestimmt, eine Melodie, die unserem Ohr als ein höchst feierlicher Klagton erklang; es war ein wunderbarer Kontrast. Diese stille friedliche Kirche gegenüber dem reißenden, stürmischen Meer, der Anblick dieses Kreuzes mitten in der Einöde und die Harmonie dieser gottesfürchtigen Stimmen im Vergleich mit dem Geräusche der Wellen und dem Pfeifen des Windes!

Das Friedliche und Poetische dieser merkwürdigen Gegenden gewinnt um so mehr Reiz, wenn man sich dabei der verschiedenen Dana erinnert, die die Geschichte uns in Beziehung auf dieselben überliefert; denn jede Bucht, jedes That und jedes Gebirge hier hat seinen Platz in den alten Sagas oder in den neueren Annalen gefunden. Die Geschichte ist oft traurig; es ist die Beschreibung des Unglücks eines Volkes, das Bild einer Hungersnoth, einer Seuche oder aller der verschiedenen Plagen, von denen Island in keinem Jahrhunderte verschont

*) Vergl. Nr. 99 des Magazins d. J.

Digitized by Google

worden. Je weiter man in das Alterthum hinaufsteigt, einen desto breoischeren und zauberdurstreen Charakter nimmt die Geschichte an. Wir versetzen uns in die Zeit der Zarle und der Skalden, in die Zeiten der Faustkämpfe und der religiösen Myoden. Hier findet Ingolfs die Piraten wieder, die er ins Meer geworfen, damit sie ihm den Ort anzeigten, wo er landen solle; hier leiden die Sturlungen und dort befindet sich das in der Njals-Saga berühmte Gebirge. In jener niedrigen Bauerhütte in der Nähe des Geyser schrieb Arar Frode, der erste Geschichtsschreiber Islands, sein Landnama Bok und seine Schrbar. In einer anderen, nicht fern von Breidabolstad, sang Soemund seine Edda. Man findet hier festlich gekleidete uralte Mannemeier mehr, denn diese sind zum Theil mit der Zeit von selbst verschwunden, und zum Theil hat man sie nach Kopenhagen transportirt. Aber die Geschichte zeigt uns hier bei jedem Schritte den Ort und den Namen, den man zu beschauen und aufzusuchen hat.

Der denkwürdigste Ort in Island ist Thingvalla. Hier ist es, wo in den ersten Zeiten der Republik durch die Vornehmsten des Landes eine Central-Regierung begründet worden; hier wurden alljährlich jene allgemeinen Volks-Versammlungen, die Althings, gehalten, in denen die öffentlichen Angelegenheiten berathen und die neuen Gesetze promulgiet werden. Hier wurde im Jahre 1000 das Christenthum durch Stimmen-Mehrheit angenommen. Hier kamen die großen Richter, die beiden Bischöfe und die Ehefe der verschiedenen Distrikte zusammen. Da die Versammlung zu gleicher Zeit Gerichts- und Landes-Versammlung war, so wurden hier eben so wohl die Streitsachen entschieden, als die vorzüglichsten Kauf- und Ehe-Kontrakte öffentlich verlesen. Nachdem der Lagmand für das ganze Land gesprochen, fing der Sysselmand für seinen Kanton zu sprechen an. Die Priester hielten hier zugleich ihre Synode, und das höchste Gericht entschied über die Kriminalfälle. Nicht weit von dem Rasenhügel, auf dem letztere seine Sitzungen hielt, steht man den Felsen, auf dem man die Verbrecher ertränkte, und von dort, in den man die zum Tode verurtheilten Frauen, in einen Sack gebunden, hineinwarf, so wie endlich den Scheiterhaufen, auf dem man die Hexen verbrannte. Die Versammlungen von Thingvalla begannen gewöhnlich im Monat Juli und dauerten einige Wochen. Die beiden Häupter der Althings bewohnten ein kleines steinernes Haus, den von noch sehr die Spuren zu sehen sind; die übrigen kampirten unter Zelten. Während der Zeit der Republik waren die Priester den Weltlichen Laugmands zugleich die Präsidenten der Versammlung. Später, als Island mit Dänemark vereinigt wurde, trat der von dem Könige ernannte Gouverneur nach und nach alle ihnen zustehenden Vorrechte an sich, so daß ihnen zuletzt nichts als der Charakter eines Rechtsgelehrten und die Jurisdiction übrig blieb. Die Comitien des Althings behielten durch alle Jahrhunderte ihre ursprüngliche Einrichtung. Das Heidenthum und das Christenthum, den strengen ihrerseitigen Katholizismus und die Reformation, die Republik wie die Monarchie überlebt, die sie endlich im Jahre 1800 durch eine Verordnung des Königs von Dänemark ganz aufgehoben wurden. Das höchste Gericht, der Gouverneur und der Bischof befanden sich gegenwärtig zu Reykiavik.

Die Ebenen des Althings bestehen in einem großen Thale, im Hintergrunde einer Lavagasse, zwischen gigantischen Felsenmauern gebalten. Wenn man sich durch die Straße von Larrif nach Thingvalla begiebt, so kommt man über einen krummen, abhängigen, mehr einem Strombett ähnlichen Steig in diese Schlucht hinab. Hier neigen sich die Felsen rechts gegen den See, als ob sie noch feuerwärmend von dem ergrimmten Wallen noch Dampf aus ihm zu getrinken wünschten; links erheben sie sich gleich hohen Wällen und erscheinen uns unter den sehr sanften Gestalten am Horizont. Das Thal wird auf der einen Seite durch einen Wasserfall und auf der andern durch eben jenen Abhang geschlossen, der nur mit Mühe zu übersteigen ist. Rings umher steht man nichts als rothe Gebirge, eine Ebene, auf der einige elende Gesträuche wachsen, einen großen See und am Ufer des Sees das beschreibene Kirchlein von Thingvalla. Um Ihnen zu gefallen, habe ich Ihnen schaft durch den sanften Kessel eines Silberlichtes erhellt, wenn überall Stille herrscht und man nichts als der Wasserflur und das sanfte Säuseln einiger von dem Winde bewegten Moosgebüsche vernimmt, hat man hier eine der romantischsten Schauspiele, das man sich nur denken kann; nun muß aber erst die Phantasie jene stelle Einöde durch die großen Versammlungen, die ehemals hier gehalten wurden, durch die in dem Thale aufgeschlagenen weißen Zelte, mit den auf den Landhöhen stehenden Richtern, mit den unter ihren Bannern einherziehenden Häuptlingen und mit der überall auf den Felsen umher zerstreuten Volksmenge beleben: ich kenne wahrlich keinen würdigeren Stoff für den Pinsel des Malers oder für die Feder des Historikers und des Novellisten.

Während wir in der Mitte des Thales unter unserm Zelte kampirten, fuhren wir einen Mann auf die Zeltwand, dessen Aeußeres, eben so wie seine Kleidung, ganz das Gepräge des Elends an sich trug; er sragte uns in einer barbarischen, mit Lateinischen, Dänischen und Isländischen Brocken vermischten Sprache, ob wir Milch und Fische kaufen wollten. Es war der Geistliche von Thingvalla. Das Loos der dürftigen Geistlichen ist traurig, traurigter noch als das der Priester von Island, die man schon so oft bemitleidet hat. Von der Regierung erhalten sie nichts. Ihre ganzen Einkünfte bestehen aus dem Pfarrgute und den Zehnten, die von dem Kirchspiel entrichtet werden. Ist die Witwe ihres Vorgängers noch am Leben, so müssen sie derselben einen Theil ihres Einkommens von dem Pachtgute überlassen, und wenn sie durch Alter oder Schwäche verhindert werden, ihren Dienst selber zu verwalten, so giebt man ihnen einen Kapellan bei, mit dem sie ihre geringen Einkünfte noch theilen müssen. Es besteht zwar eine gewisse Taxe für ihre verschiedenen kirchlichen Verrichtungen, aber diese Taxe ist sehr geeing, und die Bauern entrichten die Gebühren meist nur in Naturalien, in Butter und Fischen. In manchen Kirchen bringen das Pfarrgut, die Zehnten und alle zufällige Einkünfte zusammen nicht mehr als 20—30 Thaler ein, und zu diesen Kirchen gehört auch die von Thingvalla. Es ist den Geistlichen nicht erlaubt, mehr denn ihren Pfarrkindern zu verlangen. Das Einzige, was ihnen noch frei steht, ist, daß sie am Ausgange des Herbstes nach jedem Bauerhof einen Hammel bringen lassen, den der Bauer während des ganzen Winters füttern und um Frühling ihnen wieder zustellen muß. Da nun der Geistliche von diesen wenigen Einkünften nicht leben kann, so ist er genöthigt, sich allen gemeinen Arbeiten zu unterziehen, die der ärmste Mann in seinem Kirchspiel zu verrichten hat; er baut selber sein Pachtgut an, beschlägt sich die Pferde und geht auf den Fischfang aus. Durch sechs Tage in der Woche ist er als Fischer und Landbauer beschäftigt; nur am siebenten legt er das geistliche Gewand an und predigt seinen Pfarrkindern. Das Unglück ist, daß der Priester in Folge dieser mühseligen Lebensweise am Ende ganz zur Sphäre der gemeinen Arbeiter herabsinkt, mit denen er einen Theil seiner Zeit zubringt. Er vergißt gar zu bald seine Würde und gewöhnt sich allmälig an den Branntwein eben so gut als seine Pfarrkinder, die sich denn auch nicht wenig wundern mögen, wenn sie ihn des Sonntags auf der Kanzel über die Tugend der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit predigen hören.

In der Wohnung der Geistlichen von Thingvalla sah es schmutziger und elender aus, als in allen Bauerwohnungen, die wir bisher gesehen hatten. In einem dunkeln feuchten Zimmer bewerkten wir auf dem nackten Boden zwei miserable Lagerstätten, von denen die eine für ihn und die andere für seine Frau und Kinder bestimmt war. Auf der Seite lagen seine Mundvorräthe, Fische, getrocknete Brodten, etwas Roggen und Milch beisammen. Eine alte Frau kämmte Wolle in einem Nebenzimmer, und ein Ausklärer stampfte Roggen auf einem Stein. Der Anblick ist hier zu Lande etwas Gewöhnliches; er wird von den Isländern für eine erbliche, aber keineswegs für eine ansteckende Krankheit gehalten.

Wir schliefen den Abend in der Kirche. Dies ist der gewöhnliche Zufluchtsort für die Reisenden, die bei schlechtem Wetter unter keinen Zelte zubringen können. Die Kirche bildet hier übrigens gleichsam nur einen Appendix zur Pfarre. Wenn der Geistliche etwas zu schreiben hat, oder wenn seine Frau die Wolle haspeln will, so begeben sie sich gewöhnlich hinein; oder so sieht Jener das, was die Fremden für das Nachtquartier in der Kirche zahlen, als sein Einkommen an.

Den Morgen darauf begaben wir uns auf den Weg nach dem Geyser; wir hielten mit Erstaunen beim Krater von Trentvon an, dessen mit Lavaschichten bedeckter Gipfel einem offenen Kamine gleich steht, der noch stets bereit ist, Feuer und Asche auszuwerfen. Von hier gelangt man über eine die Strecke zu den heißen Quellen von Laugarvain. Wir zogen den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Am Morgen beim Aufgang der Sonne passirten wir über ein schwaches Bett des großen Wasserfall von Brunara, und bald darauf befanden wir uns schon mitten unter den Dämpfen des Geyser. Die Temperatur hatte sich merklich verändert. Das Thermometer war von 12° auf 0° gefallen, und ein heftiger Wind wehte über die Ebene.

Die heißen Quellen des Geyser liegen auf einem Hügel, oberhalb einer sumpfigen Ebene, die von einer dunkeln Gebirgskette umgürtet wird, welche der ganzen Gegend ein düsteres und wildes Ansehen giebt. In der Mitte zeigt der Hekla seine beschneiten Gipfel, und am äußersten Ende erhebt der Blaafial sein Haupt, das noch mehr mit Schnee bedeckt ist, als der Hekla. Das große Becken des Geyser ist mit einer dichten Kruste von Kieselerde umgeben, die gleich einer Schildkrötenschale verschedene Zächer bildet. Es ist sechzehn Mètres breit und dreiundzwanzig lang. In der Mitte befindet sich der Strockr*), der von den Reisenden eben so bewundert wird, als das große Becken. Aber bei jedem Schritte, den man auf dem Hügel vorwärts schreitet, stößt man auf eine Menge anderer Quellen, von denen einige, breit und tief, ihr rosenfarbenes Kiesbecken und ihre zuerdlauen Höhlungen bereits eröffnet, andere hingegen eben erst aus der Erde hervorzuspringen beginnen, während sie durch den Rasen sich durchzuarbeiten, der sie noch zur Hälfte bedeckt. Das Gewässer dieser Quellen breitet sich nach allen Seiten hin über den Boden aus, das es in Stein verwandelt, und die aus dem dritten Kessel sich entwickelnden Dämpfe fliegen als Rauchwolken in der Ebene auf. Wenn man hier an Ort und Stelle ist, so kann man den naiven Gedanken des alten Verfassers des Kongs-Skugga-Sio**) leicht begreifen, der, da er sich den Ursprung der unterirdischen Hitze nicht zu erklären wußt, ganz schlicht alle diese Quellen zu Oefen macht, in denen der Teufel die verdammten Seelen braten läßt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Zoll-Beamte und Schleichhändler.

Die Zoll-Beamten und Schleichhändler bilden zwei sich stets feindlich gegenüber stehende Klassen; die eine in thätiger Bewegung, die andere auf der Lauer: gleich Katze und Maus; von der einen Seite Gewandtheit, Muth und Ausdauer; von der andern Kühnheit und Kaltblütigkeit. Das Resultat jenes Zusammentreffens zwischen ihnen ist gewöhnlich der gegenseitige Austausch von Beschälligen oder Bonjourtritten, die mehr oder weniger ernsthaft, mehr oder weniger absichtlich sind. Es ist ein beständiger Kampf unter diesen so verschiedenen Menschen, und ihre Taktik ist wahrhaft unglaublich. Ich will es versuchen, mit groben Zügen eine Skizze ihrer im Allgemeinen noch wenig bekannten Sitten zu entwerfen.

Der Dienst der Douaniers umfaßt drei verschiedene Zoll-Linien, deren Wirkungskreis sich auf den Umfang von 2 bis 3 Meilen aus-

*) Strockr bedeutet im Isländischen Pyramide. Das Wort Geyser stammt von Gess über Wüthendes her.

**) Eine merkwürdige Isländische Schrift, die zwischen 1140—1220 abgefaßt, unter dem Titel Speculum regale ins Lateinische übersetzt und im Jahre 1768 zu Sorve in 4to ausgelegt wurde.

Digitized by Google

dehnt. Die erste ist auf der Gränze zu Pferde und in Brigaden von 8 bis 10 Mann getheilt, welch ersterhöhlich einen Raum von 4 Meilen bewachen. Diese Brigaden stehen in beständiger Verbindung mit einander; jede derselben ist von einem Lieutenant und einem Unter-Lieutenant kommandirt, die den Dienst, gleich jedem Subalter-Beamten, versehen. Des Abends, vorzüglich bei regnichtem oder stürmischem Wetter, sind alle Douaniers auf den Füßen; bei hellem Mondschein in schönen Nächten ist ihre Anzahl freilich geringer. Nachdem Jeder das Losungswort empfangen hat, bewaffnet er sich nach Sonnenuntergang mit seinem Karabiner, seinen Pistolen und seinem dicken Knotenstocke und begiebt sich nach dem ihm angewiesenen Orte, nur mit Mantel, Zündkraut und einem Schanzlerbeutchen versehen, das zuweilen seinem ermüdeten Körper zur Stütze dient. — Wenn der Brigade-Lieutenant seine Runde vertheilt hat, wählt er nach Belieben seinen eigenen Platz. Gleichgültig und wie durch Zufall zerstreut liegen die Offizianten auf verschiedenen Punkten der Gränze im Hinterhalt, jedoch immer so, daß sie sich im Augenblicke der Gefahr gegenseitig beistehen können; oft findet man zwei und zwei hinter einer Hecke, wie die Hasen in ihrem Lager, lauernd; oft werfen sie sich in ein Loch oder in einen Felsenspalt und schmiegen sich da dicht an einander; der Eine kann schlafen, aber der Andere wacht, und wenn er ermüdet ist, schläft er seinen Kameraden, der nun seinerseits lauernd Acht giebt; so verwalten sie abwechselnd ihren Posten. Sie dürfen weder plaudern, noch pfeifen; am allerwenigsten aber rauchen; der Tabacksdampf könnte den feinen Geruch der Schleichhändler kitzeln und ihren Rückzug verrathen.

Gewöhnlich verändert der Ordonnanz-Offizier, nach seiner Willkür, mitten in der Nacht den Posten der Beamten. Ehe er dazu schreitet, begiebt er sich nach der Wohnung des Brigade-Kommandanten, bringt vermittelst eines Nachschlüssels in sein Zimmer und öffnet mit einem anderen den Kasten, wo das Register der Hinterhalts-Punkte niedergelegt ist. Beim Scheine seiner Blendlaterne durchsieht er das Verzeichniß und merkt sich genau die Aufstellung der Posten. Jeder Loch, jeder Fels oder Strauch hat seinen eigenen, nur den Eingeweihten bekannten Namen. — Nachdem das geschehen ist, entfernt er sich, und die Visitation beginnt .... Wehe den Beamten, die es eingeschlafen, rauchend oder plaudernd findet: dann regnet es Strafen und Absetzungen auf sie herab. — Um anderen Morgen sieht sich Alle in ihre Quartiere zurück; nur zwei oder drei bleiben auch den Tag über auf ihrem Posten, in schärfster Beobachtung.

Zu der zweiten Linie gehört die Spitze der Douane: junge, hochgewachsene, verwegene Leute, die „Führer" genannt werden. Ihr Platz ist überall; sie streifen unaufhörlich umher und sind oft mitten in der ersten Linie, ohne daß diese etwas davon weiß; gewöhnlich werden sie, mit Lebensmitteln auf 2 bis 3 Tage versehen, in Gebirge oder auf hohe Berge beschieden, wo sie sich am Tage verbergen und des Nachts fortstreifen.

Die dritte Linie ist aus Unteroffizieren und Gemeinen zusammengesetzt; sie bewachen die Brücken, Päße, Chausseen und Fußsteten und wärmen sich in einem Wachthause, während ihre Kameraden den Süßemen der Nacht Trotz bieten.

Wie soll es nun den Schleichhändlern gelingen, diese drei Linien ungehindert zu passiren? Wie wollen sehen, welche Auskunften sie dazu treffen. —

Eine Bande organisirt sich in ausländischer Tracht und geht hingezeln und auf verschiedenen Wegen die nach dem Ort des Rendezvous. Dort belader man sie mit Säcken, die fast den Bauch der Französischen Soldaten gleichen; die Träger befestigen sie mit Tragbändern aus Strohgeflecht auf ihre Schultern, und der große „Kautist" komplettirt die Ausrüstung, indem er sich einige Fäßchen Branntwein und Wasser umgeschnallt; sie bewachen die Brücken, Päße, Chausseen und Fußsteten und wärmen sich in einem Wachthause, während ihre Kameraden den Süßemen der Nacht Trotz bieten.

Wie soll es nun den Schleichhändlern gelingen, diese drei Linien ungehindert zu passiren? Wir wollen sehen, welche Auskunften sie dazu treffen. —

Eine Bande organisirt sich in ausländischer Tracht und geht hingezeln und auf verschiedenen Wegen die nach dem Ort des Rendezvous. Dort beladet

Am 31. Juli 1836 ging ich, von fünf Wegweisern und meinem treuen Hunde Zanor begleitet, von Ivanfay ab; aber bald nöthigten uns Regen und dicke Nebel zum Rückzuge.

Mein lebhafter Wunsch, ein Problem zu lösen, das seit Saussure alle Liebhaber von Untersuchungen dieser Art beschäftigt, trieb mich schon am folgenden Morgen zur Erneuerung des Versuches. In der Morgendämmerung des ersten Augusts brachen wir auf und passirten der Reihe nach den Berg Bachat, eine schroffe und wilde Alpen-Wüste, den Berg L'Arc, mit seinen tiefgrünen Felsen-Gestaltungen, und die Pierres-Rondes, wo von der Hand Saussure's kein Spur mehr zu sehen ist. Diese Orte sind von Felsen durchbrochene Weideplätze, auf denen man im Sommer die Schaaf-Heerden weiden läßt. Indem wir den Gletscher Bionnassey, den wir bisher immer zur Seite gehabt, hinablitgen und seine imposante Majestät bewunderten, erreichten wir allmälig die Region der erforderlichen Natur, wo alle Vegetation aufhört. Schon hatte unser Fuß ein paar Minuten in ewigem Schnee gewatet, hier einige Felsstücke Färbung und ebene und weite als Strahlenbrechung bildet, als wir gegen Abend die Felsen der Tête Rouge erreichten, die sich wegen des Restertes der Schnee- und Eismassen ungeheuer weit auszudehnen schienen. Zanor, der bei unserem Aufbruch sehr muthwillig gewesen, wurde hier ernst und gravitätisch. Er stieg von Zeit zu Zeit auf einen erhabenen Punkt und bellte mit großer Entschlossenheit die Lawinen an, welche rings um uns her donnernd in die Abgründe rollten. Dies sie gefehene Schauspiel machte ihn ganz verdutzt, und er sah mit lebhafter Bewegung den gestalteten Unzebrunch nach. Während wir ein prächtiges Nordlicht auf den Bergen Tagière bewunderten, fand die Temperatur sehr tief; ich ließ ein Feuer anzünden, um das wir uns lagerten, wie Hottentotten in der Wüste. Als die Nacht hereinkam, wurde es kalt; kein Himmel war rein, und zu dem Sternenschimmer gesellte sich jetzt zitternde Röthe von ferne Feuern, welcher die nahen Felsenmassen röthete. Damit unser Marsch in gehöriger Ordnung vor sich ginge, organisirte ich mein kleines Corps. Mir selbst den gefahrvollsten Theil des Unternehmens vorbehaltend, beschloß ich, die Avant-Garde zu bilden und Einschnitte in das Eis zu machen, wo die Steilheit der Gletscher es erheischen sollte. Einem der Führer vertraute ich die Axt, die Fahne, die ich auf dem Montblanc aufpflanzen wollte; ein Zweiter sollte die Lebensmittel vertheilen, so oft wir rasteten; ein Dritter trug das Gepäck u. s. w.

Da ich bei diesem Unternehmen weniger mein eigenes Interesse, als den etwanigen Vortheil, der meinen Landsleuten daraus entspringen könnte, im Auge hatte, so verabredete ich mit meinen Begleitern, daß der Marsch auch dann fortgesetzt werden sollte, wenn Einer von uns — gleichviel welcher — auf dem Wege umzukehren.

Nach einer langen Ruhepause, bei der uns die verdünnte Atmosphäre noch nicht den geringsten Appetit raubte, den starke Leibes-Bewegung giebt, schickten wir uns zu einem Biwouac auf den Felsen an. Gegen Mitternacht hüllten sich diese Wolken über unseren Häuptern, die Kälte nahm zu, und die Unbeständigkeit der Winde, die den Rauch nach allen Richtungen trieben, fiel uns sehr beschwerlich. Wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung. Da dieser klimatische Charakter der Atmosphäre bei Tages-Anbruch fortdauerte und sich sogar ziemlicher Ruhe in ihren hohen Region tödtlich ist, wenn man nicht bei Zeiten einen der Schutzwinkel findet, die hier selten genug sind, so hielt ich es für gerathen, meine Führer zu konsultiren, um meinen Entschluß auf ihre Erfahrung zu bauen.

Zwei von ihnen behaupteten, nachdem sie den Zustand der Atmosphäre wohl geprüft hatten, die Wolken würden sich zertheilen; aber die Anderen, von denen Einer die ganze Nacht durchwacht hatte, glaubten, der Sturm sey im Anzuge, und drangen auf schnelle Rückkehr, bevor das zerklüftete Terrain, auf dem es uns überraschen würde. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten hielt ich es für das Beste, die Entscheidung selbst zu übernehmen, und da die beiden ersten Führer kaltblütiger zu urtheilen schienen, als die Anderen, so gab ich den Befehl zur weiteren Marsche. Noch einer halben Stunde hatten die Wolken sich zusammengezogen und schienen tiefer zu sinken; ein Führer bat mich voll Bestürzung, ihn zu entlassen, und ich that dies von Herzen gern, weil seine Zaghaftigkeit auch die Anderen entmuthigte. Nachdem wir in einer vollkommenen Stille, die nur das Grolle der Lawinen unterbrach, eine Stunde vorwärts gegangen waren, zertheilte und zerstreute sich das Gewölk, und unsere Herzen erhoben sich wieder zu Freude.

Bald kamen wir an den Fuß der Aiguille en Goutè, die aus mehreren fast lothrecht über einander gethürmten Felsen von allerlei Dimensionen besteht und gleichsam eine unübersteigliche Mauer des Montblanc bildet. Eben schickten wir uns an, diese Felsenmasse zu erklettern, als plötzlich eine Menge Steine von verschiedener Größe wie Lawinen auf uns brach rollten und mit fürchterlichem Getrassel in die Schlucht von des Glaciers Bionassey stürzten, der wohl 600 Fuß tief zu unseren Füßen lag.

Ein Führer wurde an meiner Seite durch einen Stein, der ihm an den Unterschenkel fuhr, zu Boden geschreckt. Obgleich seine Wunde ihn außer Stand setze, weiter zu gehen, so schätzte er sich doch glücklich, daß ihn der Stein nicht mit in den Abgrund gerissen hatte. Ueber diesen Unfall erstaunt und entmuthigt, erklärte mir ein anderer Führer weinend, er werde nicht weiter gehen. Ich überließ ihm die Pflege des Verwundeten und wollte mit dem einzigen übrigen Führer das Wagestück fortsetzen; dieser Mann aber konnte sich nicht entschließen, mir allein zu folgen, und entschied auf diese Weise unseren Rückzug, der mir wegen des herrlichen Wetters um so verdrießlicher war. Eine sehr dürftige Entschädigung für meinen vereitelten Plan war die zufällige Entdeckung eines schönen Echo's, welches folgende Worte, die ich dem Führer zurief: „hänge die Strickleiter an den Felsen!“ deutlich wiederholte.

Die Fatalität, welche den Einen meiner Führer betroffen hatte, vermehrte noch die Besorgniß der Familien in St. Gervais, und so unter es mir schwer, zu meinem dritten Versuch auf die Montblanc-Feste, den ich am selben Abend beschlossen, neue Führer zu werben. Interessen gelang es mir, drei einzigen Führer, der meiner Sache treu geblieben war, ein Aktuarh Genfenjäger aus Oex, das Versuch beizugesellen. Nachdem wir am Abend des 3 Augusts von neuem auf Les Rouffe biwouacirt hatten, setzten wir früh um 4ten unsren Marsch voll Muth und Eifer fort. Schon waren wir ganz wohlbehalten und beim schönsten Wetter ein paar Stunden lang am Abhang der Aiguille du Goutè hinangeklommt, als mein Zanor, ohne Zweifel in Folge der verdünnten Atmosphäre, am ganzen Körper zu beben begann, den Kopf niederdrückte und seinen Lefzen steifen wollte. Lange war ich in peinlicher Ungewißheit, wie ich den armen Thiere helfen sollte: endlich machte ich ihm ein Lager aus mehreren Kleidungsstücken und ließ ihm einigen Wundwein recht zurück, worauf wir Menschen unseren Weg fortsetzten. Wie hatten ihn noch nicht aus dem Gesichte verloren, als wir zu einem holperigen Paße kamen, den Einer der Gemsenjäger unter seiner Bedienung erstiegen wollte. Er mußte umkehren und nahm Zanor, der mit noch immer schauderhafte Blicke zusandte, mit sich. Einen anderen meiner Führer verwundete ein isolirt herabrollender Stein: die Wunde blutete stark, doch war sie nicht bedeutend, da der Stein in schräger Richtung getroffen hatte. Bald nachher kam ein ganzer Steinblock gegen mich selbst angerollt; dieser hätte mir ohne Zweifel den Garaus gemacht, wär er nicht an einem etwas vorragenden Felsen abgesprungen. So war es nachher einem Augenblick einer meinen Leute ergangen. Endlich kamen wir auf dem Gipfel der Aiguille du Goutè, wo wir alsbald die Wiederkunft der verdünnten Luft empfanden. Ein Schuß aus einem scharf geladenen Pistol war hier nur von einem schwachen Knall begleitet. Unser Athem wurde so kurz, daß wir zu keichen schienen. Einer der Führer empfand heftige Kolik und allgemeine Erschlaffung. Obgleich wir recht laut zu sprechen vermeinten und nur in geringer Entfernung von einander standen, so konnten wir uns doch nicht verstehen. Doch empfand ich dieses Mal nicht den verzehrenden Durst, der mich bei meiner ersten Ersteigung des Mo...blanc geplagt hatte; und obgleich eben so ermattet, wie damals, fühlte ich nicht dieselbe Schlafsucht. Statt des Nasenblutens stellte sich dieses Mal ein schwaches Ohrenbluten ein.

Von der Aiguille du Goutè aus fürchteten wir keine verderbt Schlünde mehr. Unser Marsch war langsam; aber ein fester Schritt hielt uns aufrecht.

Auf dem zauberischen Gemälde, das vor unseren Blicken sich entfaltete, bewunderten wir vor Allem eine Unzahl spitziger Felsen, die den Montblanc, wie Hauptlinge ihren gemeinsamen Monarchen, aus der Ferne umgiebem. Unmerklich gelangten wir bis an den höchsten Gipfel des furchtbaren Berg-Kolosses; aber dieser Gipfel war mit Nebeln bedeckt, gewaltige Winde tobten gegen uns an und machten ein weiteres Vordringen unmöglich. Nachdem wir mehrmals über einander weg gepurzelt waren, kehrten wir auf die Zinne des Goutè zurück, die noch ganz von Wolken frei war, und pflanzten daselbst unsere Fahne, die man aus der ganzen Umgegend sehen konnte, auf.

Obschon ich wegen atmosphärischer Einwirkungen, die uns temporair sind, an jenem Tage die höchste Kuppel des Montblanc nicht desteigen konnte, so scheint mir doch mein Problem gelöst; denn die Haupt-Schwierigkeit bestand darin, von St. Gervais aus zum Gipfel des Goutè zu gelangen, und diese habe ich überwunden. Die Möglichkeit einer Ersteigung des Montblanc auf diesem Wege steht also fest. Noch mehr, ich behaupte sogar, daß die Ersteigung des Montblanc auf dem Wege von St. Gervais viel weniger gefährlich ist, als auf dem von Chamouig.

Viollet.

Mannigfaltiges.

— Ein muselmännischer Reformator. Die orthodoxen Muselmänner von Tripliane in Ostindien haben im März dieses Jahres an den Predigten eines wandernden Molla aus Kabul großen Anstoß genommen. Die Gemeinde war zum Freitags-Gebet in der Moschee des Nabob's versammelt, um die Worte des Korans auslegen zu hören; und man überging die Abhaltung des Gottesdienstes, indem neu angekommenen Muselmann aus Kabul, dem sein ehrwürdiges Aeußeres den Schein der Heiligkeit gab. Wie groß war aber das allgemeine Entsetzen, als dieser Geistliche seinen Text nicht aus dem Koran, sondern einem ganz anderen Buche entlehnte und gegen die Verehrung der heiligen Propheten eiferte, die, wie er sagte, nichts Besseres gewesen seyen, als jeder andere Sterbliche! Es erhob sich von allen Seiten ein Schrei der Unwillens; die Mollas's opponirten ihm lebhaft, allein ihre Stimme verhallte in dem Tumult. Kaufen bewaffneten Augen blitzten dem unerschrockenen Redner entgegen; tausend Zungen schalten ihn einen Gotteslästerer; und tausend Fäuste drohten sogar mit handgreiflicher Widerlegung. — Er aber ließ sich in seinem begeisterten Vortrag keinen Augenblick stören, bis der hochbejahrte Nabob selber ins Mittel trat und den frühen Reformator an einen sichern Ort geleitete. Wie man vernimmt, hat es seitdem innerhalb der Mauern des Palastes große Conversation gegeben; aber der Fremdling bleibt bei seinen Prinzipien und widersetzt sich sogar jedem wohlgemeinten Rathe, seiner persönlichen Sicherheit wegen beimlich zu entfliehen. Das Buch, welches dem Reformator als Text diente, soll im Anfang aus der Bibel in Persischer Sprache gewesen seyn. Man hat dasselbe zu Staub und Asche verbrannt. (Madras Herald.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Mittwoch den 12. Oktober 1836.

Italien.

Subiaco und seine Bewohner.

Der Reisende, der Italien kennen lernen will, das Ur-Italien, seine Ueberlieferungen, seinen Glauben, muß die gebahnten Wege verlassen, die antiquarischen Forschungen und die Pinsen aufgeben und den langweiligen Reise-Wegweiser vergessen. Er muß seine Rechnung mit dem Himmel abschließen und die entlegensten Gegenden in den wenig oder noch nie betretenen Bergen, in den Alpen, den Apenninen, den Abruzzen, den Kalabrien und in den Sümpfen der Mal-Aria durchwandern. Da wird er unbekannte Völker auffinden, die noch nie ein Fremder besucht, Sitten, durch keine moderne Civilisation abgeschliffen, von denen der Nordländer keine Ahnung hat. Hier findet der Beobachter Italiens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; da trifft man noch das alte Italien, das Ur-Italien mit seinen Lastern und seinen Vorzügen. Die Bergbewohner sind zu allen Zeiten so der Geschichte der Menschheit die Bewahrer der National-Erinnerungen gewesen; in Italien aber sind die alten Sitten und der alte Glaube, mehr als bei jedem anderen Volke, vor der Civilisation zurückgewichen und haben ein Asyl auf den Gipfeln jener Gebirgskette gesucht, welche die Halbinsel von Norden nach Süden durchzieht.

Vor der Revolution wurden die Hauptstädte der verschiedenen Staaten eine Beute der philosophischen Eroberungen des achtzehnten Jahrhunderts, deren Einfluß die höchsten sowohl wie die mittleren Stände mehr oder minder empfanden. Napoleon's Odyssee hat dann Italien vollkommen denationalisirt, es hat durchaus nichts Charakteristisches bewahrt, es ist Italien mit Französischen Ideen. Rom und seine Provinzen blieben zwar minder lange unter dem Joch des großen Mannes, doch hat die Zeit der Residenz, die es seit achtzehn Jahren überschwemmt, dieß Hauptstadt der Christenheit in eine völlig nordische Stadt umgewandelt.

Die Völker des Kirchenstaates und der Gebirge in den Umgebungen Roms wurden also am wenigsten französirt, ich möchte fast sagen europäisirt. Kaum vor Jahre bestand eine geregelte Regierungsform unter der allgemeinen Aufsehung der Einwohner gegen eine Macht, die ihren Gewohnheiten und ihren Gefühlen entgegen war; von da an bis jetzt haben nur wenig Reisende diese Gegenden durchwandert: es sangen jetzt kaum einige Maler an, weiter vorzudringen. Die Bevölkerung der Gebirge an den Gränzen des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel hat daher noch das meiste Italiänische National-Gepräge bewahrt, und hier muß man dieses interessante Volk studiren.

Um nach Subiaco zu gelangen, könnt man durch jene eben so traurige als schöne Römische Campagna und durch Tivoli, wo man nur kurze Zeit verweilt, denn hier ist nichts Italisches als die Schönheit der Frauen. Nach einer zweitägigen Wanderung betritt man endlich das liebliche, lachende Thal von Subiaco, das die schnellen Gewässer des Anio befruchten, der bei Tivoli den Namen Teverone annimmt. Hier bietet uns die Natur den freiesten und verschiedenartigsten Anblick dar; es giebt nichts Regelmäßiges und Abgemessenes, als diese vom Ackerbau belebten, fast bis zum Gipfel bebauten Berge.

Erst wenn man ganz nahe daran ist, erblickt man Subiaco, das übrigens romantisch liegt; die Stadt ist um einen kegelförmigen Berg herum gebaut, auf dessen Gipfel ein altes Schloß, der Lieblingsbau des Päpstlichen Vikars (jetzt Kardinal Galeffi), thront; sie zählt fünf- bis sechstausend Einwohner, meist Ackerbauer und Handelsleute, und einige Adelige, die sehr zurückgezogen leben. Die Bauart der Stadt ist ziemlich gut, und der Ort wurde durch Pius VI., der hier als Vikar residirte, bedeutend verschönt; ihm ist auch ein Triumph-Bogen am Eingange dhor, an der Seite nach Tivoli hin, errichtet worden. Auch einige Spuren von Industrie gewahrt man hier, Papiermühlen und eine Schmiede. Weiter hin im Thal, ungefähr eine halbe Meile von Subiaco, liegt auf einem Bergesgipfel das Kloster, das die Geschichte im Anfange des sechsten Jahrhunderts vom heiligen Benedikt unter dem Namen des heiligen Cosmus und heiligen Damians gestiftet und später seiner Schwester Scholastika-nach ihrer Heiligsprechung geweiht. Die Zahl der Benediktiner-Mönche, die es jetzt bewohnen, ist sehr gering, es sind nur noch zwölf darin; das Kloster ist weitläufig und schön; seine Lage ist herrlich, denn es beherrscht das ganze Thal. In den verschiedenen Gebäuden, aus denen es besteht, kann man die Architektur der einzelnen Epochen, vom zwölften Jahrhundert bis auf unsere Zeiten, studiren. Ein Gothischer Thurm, mit weißen Marmorsäulen umgeben, zieht am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich; auf den Säulen im ersten Klosterhofe sind die Bildnisse aller Könige Gewalt, die das Kloster mit ihrer Gegenwart beehrten, eben so die der Kaiser und Päpste, die es mit Wohlthaten überschütteten. Es bleiben dem Kloster noch jetzt 60,000 Livres Einkünfte; die Bibliothek ist sehenswerth und zahlreich, aber die Bücher, obgleich Benediktiner, sind sehr wenig unterrichtet. Einer von ihnen, den ich genauer kannte, war ein vollkommener Stutzer, sehr gewählt in seinem Aeußeren, ein ganzer Weltmann, der an nichts weniger dachte, als an sein Kloster; er besaß die besten philosophischen und literarischen Werke Frankreichs.

Wenn man auf den Felsenzinken weiter fort kletert, so kömmt man durch ein hübsches Eichen-Gehölz, das hier ganz einsam gelegen und gegen die ringsum herrschende Dürre angenehm absticht. Dann gelangt man zum Kloster des heiligen Benedikt und der heiligen Grotte (sacro speco), das ebenfalls vom heiligen Benedikt, der mehrere Jahre unter diesem Felsen lebte, gestiftet und zuerst dem heiligen Silvester geweiht wurde. Die ganze eine Seite des Klosters ist am Felsen herab gebaut und gehört verschiedenen Epochen an; ein Theil der äußeren Mauern war mit sehr schönen Fresken bedeckt. Das Innere des Klosters ist geräumig; in mehreren Sälen sind schöne Fresken und festbare Gemälde. Das Refektorium war früher ebenfalls mit Fresko-Malereien geschmückt; die Mönche aber, die es zu dunkel fanden, ließen es weiß überkünchen; nur die beiden kleineren Wände des Saales sind noch wohl erhalten und werden von den Künstlern sehr bewundert. Die Kapellen liegen über einander gethürmt im Mittelpunkt des Klosters, über und unter der Grotte des heiligen Benedikt; es sind deren neun, die besucht werden, alle mit Fresken aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verziert, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Datum und Namen der Maler sind dabei bemerkt: es waren Griechen, wie viele der Künstler in Italien zu jener Zeit. Die Fresken sind noch immer von bewunderungswürdigem Kolorit, von ungezwungener Frische und herrlichem Glanze; einige sind ausgebessert und dadurch verdorben. Die Grotte, in die der heilige Benedikt sich zurückgezogen, ist mit einem Altar und mit seiner Statue von Bernini verziert. Nichts bringt einen lebhafteren Eindruck hervor, als diese wunderbare Verkettung auf einander folgender, matt erleuchteter Kapellen, in denen sich Einsiedelei mit Größe vereinigt. In der Sakristei sind mehrere sehenswerthe Gemälde und Reliquien, unter anderen ein Stück von der Größe des heiligen Benedikt; er maß ungefähr sieben Fuß *). Das Kloster wird von den Benediktinern bewohnt; die Diener mit eingerechnet, sind aber nur zwanzig Personen darin; es hat 4000 Livres Einkünfte. Der Neapolitanische Herzog von .... hat sich nach einer glänzenden politischen Laufbahn hierher zurückgezogen, um vor seinen Gläubigern geschützt zu sein; ein Weltgeistlicher darf hier nur mit besonderer Erlaubniß des Papstes Aufnahme finden. (Schluß folgt.)

Island.

Isländische Skizzen.

(Schluß.)

Der Geyser springt nicht regelmäßig; er ist dem Einflusse des Regens, des Windes und der Jahreszeiten unterworfen. Wir hatten, um den Ausbruch in der Nähe zu beobachten, unser Zelt zwischen den Quellen selbst aufgeschlagen. Während des Tages stürchteten wir uns, uns auch nur einen Augenblick zu entfernen, und des Nachts wachten wir abwechselnd, um uns die merkwürdige Naturerscheinung ja nicht entgehen zu lassen. Wir wurden mehrere Male durch den Ruf des jenigen geweckt, der die Wache hielt. Das Becken des Geyser gerieth in Bewegung. Man vernahm einen unterirdischen Kanonendonner, und der Boden erzitterte, gleich, als wenn er aus einander fahren wollte. Wir liefen in aller Eile auf den Hügel zu, aber der Geyser, der sich gleichsam über uns lustig machen wollte, fing nur bis zu der Kieselschale an und ergoß sich dann langsam gleich einem Wassergefälle, das überläuft. Endlich, nachdem wir zwei Tage vergeblich gewartet, feuerten wir unsere Flinten ab und warfen eine Menge Steine in den Strudel. Auf einmal fing das Wasser zu brüllen an, als wenn es die von uns ihm zugefügte Beschimpfung bis tief in das Innerste empfunden hätte; darauf stürzte es in gewaltiger Strömung hoch empor, warf Alles wieder aus, was wir hineingeworfen, bedeckte das ganze Thal mit einer Schaumdecke und hüllte es in eine Rauchwolke ein. Die wie

*) Am Fuße der Grotte zeigt man einen Reisenknauel, der ehemals nur ein Daumengelenk war, aber in jenen Gewächs verwandelt wurde, weil sich der heilige Benedikt darauf gestützt hatte, um einen bösen Gedanken zu verjagen. Ohne diese Tradition in Zweifel ziehen zu wollen, scheint es, daß der heilige die Absicht zu verbergen, zuerst in diesen Thal brachte, auf einer Freske an der äußeren Mauer ist er, einen Rebenstock pflanzend, dargestellt.

Digitized by Google

Schlamm und Steinen belaberten Wassermogen fliegen über achtzig Fuß hoch; ein dichter Dunst entzog sie unseren Blicken, aber aus der fernen Höhe ergänzten sie in den Sonnenstrahlen aufs neue in langen Raketen als Gold- und Silberstaub herab. Der Ausbruch dauerte mehr fähr zwanzig Minuten; zwei Stunden darauf wiederholten sich die Erscheinungen mit den Geyser, und er sprang wie ein reißender Strom in gewaltigen Fluthen auf, gleich dem schäumenden vom Winde gepeitschten Meere, das von allen Regenbogenfarben erglänzt.

Es war eines der merkwürdigsten Phänomene, die die Natur auszuweisen hat; was unseren Ansenthalt am Geyser noch interessanter machte, das waren die geologischen und meteorologischen Beobachtungen, die von zwei unserer Reisegefährten angestellt wurden. Der Geolog Robert suchte hier bei den heißen Quellen allerlei merkwürdige Stücke von Lava und Kieselerde auf, und dem Meteorologen, Herrn Lottin, gelang es hier, eine wichtige Entdeckung zu machen. Wasser nämlich gesiedet, daß die Siedehitze 96 Grad hundert Grad Wärme zeigten. Lottin stellte nun breihundertgradige Thermometer in den Geyswässern des Geyser auf und fand, daß sie die hundertvierundzwanzig Grad stiegen. Die gewissenhafte Aufmerksamkeit und Genauigkeit, mit der die Beobachtung angestellt wurde, klagen dafür, daß das Resultat nicht mehr in Zweifel gezogen werden darf.*)

Wir brachen mehr Zeit unter ab, wurden dem Geyser fröhlich unseren Abschiedsgruß zu und kehrten uns nach Stalholt.

Wenn man von Island spricht, so ist einer der ersten Namen, den ren man sich dabei erinnern, der von Stalholt. Es ist die alte Hauptstadt jener stolzen Reisekonsule der Insle, dir gern aus jedem ihrer Dörfer eine eigene Hauptstadt gemacht hätten. Es ist das Athen jener nordischen Lande, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters auf ihrem steinigen Boden mehr Wissen und Poesie aufzuweisen hatten, als der ganze reiche Süden. Der erste bischöfliche Sitz von Island war Skalholt, gleichwie auch die erste Schule daselbst organisirt wurde. Zwanzig Jahre lang befand sich hier auch die Druckerei der Insel**). Hier leben wahrhaft berühmte Männer, Redner, Philosophen und Geschichtschreiber; jener Thorlak, der im Jahre 1637 seine Functionen als erster Prälat von Island damit begann, daß er eine Menge von Kindern um sich her sammelte, um den Wissenschaften einen neuen Eifer, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die großen Staaten Europa's beseelte und die Sprachen aller Länder, die er bereiste, so vortrefflich redete, daß er bei seiner Rückkehr den Beinamen Flos Peregrinationis erhielt; endlich der gelehrte Thorlak und Finnsen, der berühmte Verfasser der Isländischen „Kirchengeschichte", Original war die Mittelstraße-Kirche von Stalholt abgebrannt, und diese Mal wurde sie mit großen Kosten in einem reicheren und schöneren Stile wieder hergestellt. Der Bischof veranstaltete damals Feste, zu denen er achthundert Personen einlud, von welchen Jeder beim Abschied ein besonderes Geschenk erhielt. Als später die Schule von Hoolum gegründet wurde, blieb die zu Stalholt doch immer die Hauptschule. Im Jahre 1785 wurde hier bereits ein Lehrstuhl Latein, Grammatik, Poesie und Musik gelehrt, eine Leistung, von der man damals in dem übrigen Europa noch gar keinen Begriff hatte.

Im Jahre 1552 erließ der König von Dänemark ein neues Regiment für die beiden Schulen. Er räumte den Bischöfen den Genuß einiger Güter ein, die bei der Reformation dem Klerus entgingen waren, und legte ihnen dafür die Pflicht auf, für den Unterhalt ihrer Zöglinge Sorge zu tragen. Allein die Bischöfe verstanden zu gut das Vortheilen, das ihnen von Seiten der Regierung geschenkt wurde. Sie steckten die Einkünfte der Güter meist in ihre eigene Tasche und ließen die Stipendiaten Hunger leiden. Mehrere Male wurden Jene von dem Könige selber an die Erfüllung ihrer Pflichten gemahnt. Zuweilen drohte uns in seiner Kirchenhitze sogar selbigen für die Geschichte jener Zeit uns so hoch bedeutenden Klosters Thingeyre, daß, aus dem wir ersehen, in welche geringfügige Details der König damals eingehen und welche Vorsichtsmaßregeln er nehmen mußte, um die armen Pensionaire gegen den Geiz der Prälaten sicher zu stellen:

„Der Bischof", so schreibt der Kanzler im Namen des Königs, „wird aus Liebe zu Gott seine Schule in gutem Stande und zum wenigsten vierundzwanzig Schüler halten; er hat einen Rektor und einen Hülfslehrer anzustellen, den Letzteren der reiferen jährlich 60 Thaler in Butter, Fischen und Badmal (Tuch zu Kleidern) oder in baarem Gelde, je nachdem er es selber wünscht, erhalten soll. Außerdem aber wird ihm Jener je vier alte Hammel (gamlo faar), drei Maaß Mehl, ein Maaß Salz, ein Maaß Butter, zweihundert Fische und Milch zu stellen lassen. Der Hülfslehrer soll 20 Thaler jährlich erhalten. Die Zöglinge hat der Bischof mit guten Nahrungsmitteln, so wie mit einem guten Getränk zu bewirthen; die geringen unter ihnen sollen bei jeder Mahlzeit den vierten Theil von einem größeren oder die Hälfte von einem mittleren, die kleinsten hingegen das Viertel von einem guten Fische mit Butter dazu erhalten. Die Mahlzeiten müssen stets pünktlich um Ein Uhr fertig sein, damit die Zöglinge nicht warten dürfen. Wenn, Gott behüte, Einige unter ihnen krank würden, so soll der Bischof ganz besonders um ihre Pflege besorgt sein und sie mit frischen Fischen, Milch und Suppe bewirthen lassen. In jedem Jahre, zu Michaelis, wird er den Zöglingen Kleider machen lassen: die Greisen sollen zehn Ellen Badmal, die übrigen hingegen sieben Ellen erhalten. Endlich werden die Zöglinge Licht erhalten, um des Abends studiren zu können. Ueberhaupt aber sollen dieselben unter keinen Vorwande von ihren Studien abgehalten und zu irgend einer anderen Arbeit angehalten werden dürfen."

Aber trotz aller dieser ins Kleinliche gehenden Vorschriftsmaßregeln wurden die Schulen doch nicht besser unterhalten. Die Lehrer sowohl als die Zöglinge führten Klage. Die Bischöfe selber aber beklagten sich ebenfalls darüber, daß sie den ihnen aufgelegten Pflichten nicht nachkommen könnten; endlich im Jahre 1746 ward ein Kabinetsbefehl erlassen, nach dem sie, bei maaßschaltenden Retouren, ihre Zöglinge nur noch Monate im Jahre zu beköstigen haben sollten. 1797 zog Verordnung der beiden Bischöfe von Hoolum und Skalholt auch die der beiden Schulen nach sich. Das neue Institut war anfangs zu Reykiavik begründet, ist aber seitdem von dort nach Besestad verlegt worden.

Gegenwärtig besteht Skalholt aus einem armen, nur von drei Familien bewohnten Flecken, in dem eine enge, schlecht gebaute hölzerne Kirche zu sehen ist. Nur der Gottesdienst bewirkt noch, daß vermals hier eine Schule existirt; jetzt aber stehen die Häuser, Kirchhöfe und die Ruinen der ehemaligen Schule, und der Ort, auf dem jetzt eine Bauerhütte steht, trug vor Zeiten den Palast des Bischofs. Was die Kirche betrifft, so ist sie in einem unedleren Style und in kleineren Dimensionen neu gebaut worden; doch hat sie noch mehrere Ueberreste ihres ehemaligen Wohlstandes aufzuweisen; sie besitzt mehrere werthvolle Bücher, einige kostbare Altargeräthe, noch gravirte Messgewänder und einen vergoldeten Kelch, der, nach seiner gothischen getriebenen Arbeit und nach seinen auf Email gemalten Medaillons zu urtheilen, aus den ersten Zeiten der Wiedergeburt der Künste herrühren muß. Nächstdem gehören zu dem Merkwürdigsten in der Kirche die Inschriften auf den Grabmälern. Unter diesen hat mich die dem Andenken der Tochter des Bischofs Vitalin*) gewidmete durch ihren poetischen Ausdruck besonders angesprochen.

Wir wurden bald aus unseren Träumen der Vergangenheit durch einen Umstand ausgeweckt, der nicht eben sehr erqäglich war. Das Pferd, das mit unseren Mundvorräthen beladen war, hatte einen andren Weg als den nun aufzigen eingeschlagen. Wir baten nun den Besitzer des Bauerhofes um Brod; aber die Isländer essen kein Brod. Die Hausfrau bereitete uns dafür den Negamenst, der Aus Buchweizen, der noch nicht gekernt war, gedörrt und dann zu Mehl gemahlen ist. Diese Speise, die wir bisher noch gar nichts Kärlichkeitliches gefunden hatten, weil der hatten wir den Anblick der Zerstörung in seiner ganzen Nacktheit vor uns. Ueberall war der Boden von Grund aus aufgewühlt; überall hatte das Feuermeer das Erdreich überschwemmt; Lavablöcke thürmten sich wie Mauern hoch empor, Aschengebirge entstiegen dem Krater und spien fürchterlich wieder unsere Gebirge aus; ein Anblick, der in uns ein Gefühl der Verlassenheit und des Entsetzens erweckte. Wir konnten nicht mehr unseren Weg in gerader Linie verfolgen; wir mußten Felsenmassen umgehen, zwischen Klippen uns durchwinden und der Nähen den Rissen auszuweichen suchen. Wir kamen beständig hin und her, gleich einen Schiffe bei ungünstigem Winde. Bei jedem Schritte stießen wir auf einen Felsenwall, an einen von dem Gebirgsstrome gebildeten Fluß oder an einen von dem Flusse zusammengeschmolzenen Lavahaufen, der zu Zeit so plötzlich wie bei Helka, dessen weißes Gewand von der Sonne vergoldet und der von der Höhe des Eisdammes breab über unsere Mützen und Kaufrennungen zu spotten schien. Endlich, nach langen kreisförmigen Windungen durch die Asche und über die kalzinirten Steine, kamen wir in einem schönen von Felsenwänden eingeschlossenen Thale an, das von einem Bache durchschnitten war. In Hintergrunde bemerkten wir ein Wachthaus mit einer Umzäunung von Lava, zu Zelt wie eine Oase in der Wüste. Wir schlugen hier unser Zelt auf, nachdem wir sechzehn Stunden hinter einander marschirt waren: wir befanden uns am Fuß des Kraters.

Am nächsten Morgen begaben wir uns mit einem Ziegenhirten wieder auf den Weg, um den Helka zu ersteigen. Das Wetter war heiter; indeß durften wir keinen Tag verscheuchen. Da wir noch keinen Weiter gefaßt machen wurden. Den ersten Theil des Weges legten wir zu Pferde zurück. Wir fanden hier der Reihe nach alle Elemente einer vulkanischen Eruption: zuerst den vorüber leichten Bimsstein, der auf der Oberfläche des Kraters gleich dem Schaume auf der Fläche des Meeres sich erzeugt und der sammt der vom Winde aufgejagten Asche weit in die Ferne fliegt; dann folgt der zwischen den Spaltungen sich bildende Lavastrom, der Lavaschaum, der sich in seltere und kompaktere Lava; dann der dichte, leuchtende, marmorglatte Pechstein; endlich der Obsidian, der schwarz wie Gagath, glänzend wie Glas und frei von aller fremdin Mischung gleich dem reinen Stahl aus der Mündung des Kraters emporsteigt.

Nachdem wir zwei Stunden geritten, setzen wir den Weg zu Fuß fort, aber nun überfiel uns auf einmal die Müdigkeit. Wir hatten, um uns gegen den Schnee und die Kälte zu schützen, große Stiefeln und dicke schwerfällige Kleidung angelegt. Der Weg war steil und holperig.

*) Barrow, dessen Beschreibung des Geyser wir in Nr. 198 des Magazins vom J. 1835 mitgetheilt haben, giebt die Wärme des Wassers auf 180 bis 190 Grad Fahrenheit an.

**) Von 1685—1706. Sie war von Hoolum hierher getommen und ist auch wieder dahin verlegt worden. Unter anderen vortrefflichen Werken, die während dieses kurzen Zeitraums in Stalholt gedruckt wurden, sind besonders das Landnama Bok, die Saga des Königs Olaf, die evangelischen Harmonieen, die Isländische Grammatik und die Arithmetik von dem Bischof Arnason hervorzuheben. Gegenwärtig werden diese Bücher selbst auf Island zu den seltensten Antiquitäten gezählt.

*) Dieser Bischof kann ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Männern Islands gerechnet werden. Er hat mehrere Sammlungen Predigten, eine Sammlung von Reden und Lateinischen Gedichten und ein Religionsbuch unter dem Titel: Postilla evangelica herausgegeben. Das sind in allen Islandischen Gedichten enthaltenen ist, daß er war einige Zeit Vorsteher der Schule zu Skalholt gewesen und starb 1729.

Anmerk des Verf.

Digitized by Google

immer in gerader Linie aufsteigend; wir kamen nur vorwärts, indem wir den Rücken krümmten und auf den Knieen fortrutschten. Bald aber sahen wir uns am Fuße eines mit Basaltsplitten und vom Boden losgerissenen Steinblöcken tückisch bedeckten Gebirges. Hier dachten fast alle unserer Anstrengungen nichts; so wie wir den Fuß auf einen Felsen setzten, fing er an, unter uns einzusinken; während wir vorwärts zu gehen glaubten, stiegen wir nur mit den Steinen zurück, die wir eben in Erschütterung gebracht. Kein Strauch war hier, der uns als ein Haltpunkt hätte dienen, keine Pflanze, an die wir uns hätten anklammen können. Der ganze steile Felsen erschien wie eine wankende Mauer, die in dem Augenblicke, als man sich festhalten will, umstürzt. Jede Minute mußten wir anhalten, um uns anzuruhen und neuen Athem zu holen. Einige unserer Reisegefährten, die schon höhere Berge erstiegen hatten, versicherten, daß sie es noch nie mit solcher Anstrengung gethan. Was mich betrifft, so legte ich mich einmal auf die Basaltfelsen der Lange nach hin, aber indem ich die Beine auf den kalten Festen ausstreckte, empfand ich einen Schmerz, als wenn man sie mit abgebrannten hätte. Als wir endlich den Gipfel der ersten Felsenkette erreicht hatten, sahen wir schon eine zweite vor uns sich erheben und auf diese folgte eine dritte, denn das ganze Gebirge besteht nur aus einer langen Reihe steiler über einander geschichteter Spitzen; die alle unsere Anstrengungen zu verdöhnen schienen.

Während wir so mühsam hinangestiegen waren, fing der Himmel auf einmal an, sich zu verdunkeln. Der Wind pfiff, der Regen ging in Strömen herab, und in einer kleinen Entfernung leuchteten Blitze. Bald verhüllte ein dichter Nebel das Gebirge, und ein dunkles Gewölk schloß uns von allen Seiten ein, so daß wir nichts um uns her zu unterscheiden vermochten. Unser Führer, der bereits matt und muthlos war, wollte nicht weiter hinauf gehen, als bis zum ersten Kegel der Hekla. Wir mußten alle unsere Beredsamkeit aufwenden, um ihn zu bewegen, daß er uns bis an den Fuß des zunächst liegenden Felsen führe; als wir ihre angekommen waren, überredeten wir ihn auch allmälig, daß er mit uns den Gipfel des Hekla erstieg. Das Ungewitter hatte nun aufgehört. Ein Lichtstrahl durchzuckte die Nebelwolken; aber es war ein Lichtstrahl, der nur dazu diente, die wieder einbrechende Dunkelheit desto empfindlicher zu machen. Die Gebirge unter uns erschienen uns als lauter dunkle Massen; die Ebene war in einen dichten Nebel gehüllt, und durch diesen Nebel, durch diese Ebene und Kegels Höhe; als wir diese umwölkte Sonne nun von Zeit zu Zeit einen matten Schein durchschimmern. Es herrschte hier eine tiefe Stille wie in der Einöde. Nicht ein Laut wurde vernommen; weder ein lebendiges Wesen, noch eine Pflanze zeigte sich unserem Auge. Man hätte hier glauben mögen, daß die ganze Natur ausgestorben und in das alte Chaos versunken wäre.

Aber plötzlich zerstreute sich mehreres das Gewölk; der Himmel wurde klar, und die Sonnenstrahlen erglänzten im weiten Raume. Auf der einen Seite erblickten wir nun alle Gebirge um den Hekla mit ihrem rothen Kamme und ihren aschfarbigen Rändern; auf der anderen sahen wir die Schlöffalle, die ihre Schneeschultern und Eisspitzen in die Wolken hinein erstreckten und gleich Lanzenspitzen in den Strahlen der Sonne glänzten. In unseren Füßen befand sich der Krater und aus ihrem wasserbehren Schoße ging grünes Gewand wie mit Diamanten schmücken, und mit ihren breiten Flüssen, die sie gleich Guirlanden durchschnitten. In der Mitte des Thales erhob sich das mein Gebirge benachbarte blaue Gebirge, und endlich vor uns erschienen am Horizont die Westmanns-Inseln und die gleich einem Goldgürtel in der Sonne erstrahlende hohe See.

Hier waren wir von einem unaussprechlichen Gefühle der Bewunderung hingerissen, als wir den Anblick eines so unermarteten Schauspiels vor uns hatten. Es war der Frühling dieser schönen Natur, das sind lux jener chaotischen Nacht. Wir vergaßen bald unsere Müdigkeit und den Frost und den Schnee. Wir begrüßten jene seenen Gnaden mit einem enthusiastischen Freudenrufe, in den auch unser alter Führer einstimmte. Es war das zweite Mal in seinem Leben, daß er den Hekla in dieser Höhe erstiegen.

Jener Tag war gerade der Geburtstag des Herrn Gaimard. Wir feierten denselben fröhlich beim Champagner, den wir mitgenommen hatten. Auf unserem Rückwege sammelten wir Lava- und Basaltstücke ein. Wir hatten unser Zeit um neun Uhr des Morgens verlassen, und um Mitternacht waren wir wieder in demselben eingekehrt.

Reykjavik, den 22. Juli 1836.

I. Mamier.

Südamerika.

Die Frauen in Lima.

Von Madame Flora Tristan.

Es giebt keinen Ort auf der Erde, wo die Frauen freier und leichtiger wären, als in Lima. Faß scheint es, als ob die Limaerinnen für ihr allzu milde Lebensart eingesorgt hätten, die dieses glühende, entnervende Klima in so großem Maße seinen Bewohner verbreitet. Sie sind im Allgemeinen größer und besser gebaut, als die Pariserinnen, schon zu 11 oder 12 Jahren vollkommen ausgebildet, und verheirathen sich faß Alle in ihrem Alter. Ihre Ehen sind gewöhnlich sehr gesegnet, denn selten findet man in einer Limaischen Familie weniger als 6 oder 7 Kinder, die alle von der gesündesten, kräftigen Mutter gesäugt und erzogen worden sind. Die Frauen sind selten schön, aber höchst graziös; ihre Haut ist nicht dunkel, wie man es in Europa glaubt, sondern oft im Gegentheil blendend weiß, und wenn sie auch, ihrer verschiedenen Heftunft nach, eine mehr oder weniger braune Gesichtsfarbe haben, so ist doch ihre Haut sammetartig weich, ihr Teint voll frischer und lebenevoller Tinten. Die Limaerinnen haben schöne Farben, korallenrothe Lippen, glänzend schwarze, in natürlichen Locken herabfallende Haare und große dunkle Augen, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Geist, Sinth und Sebnsucht; dieser Ausdruck ist es eben, der so unendlich viel Reiz über eine ganze Person verbreitet. Ihre Sprache ist leicht und fließend, und die Geberden, mit denen sie die Worte begleiten, sind überaus anmuthig und ausdrucksvoll.

Das Kostüm ist ein ihnen eigenthümliches*), denn Lima ist die einzige Stadt auf der Erde, wo es bis jetzt gelungen worden ist, den Kopf unbillig, und den man, so viel auch nicht leicht einen Versuch davon machen, welchen Vortheil die Koketterie daraus zieht. Der Rock nämlich, der, dem Range und den Vermögens-Umständen nach, aus mehr oder minder kostbarem Stoffe bestehl, ist so seltsam zugeschnitten, daß er in manchen Sammlungen als Merkwürdigkeit paradiren könnte. Nur in Lima versteht man dieses Kostüm anzufertigen; die Limanerinnen behaupten, daß man in ihrer Vaterstadt gebeten sein müsse, um ein solches Kleidungsstück vollkommen schön zustrichten zu können, und daß es seinem Fremden gelingen würde, „den Saya in Falten zu legen.“ Diese Behauptung beweist, wie sehr ihre Tracht von allen bekannten Kostümen abweicht. Ich will jetzt versuchen, durch eine genauere Beschreibung meinen Leserinnen einen deutlicheren Begriff davon zu machen.

Zu einem gewöhnlichen Saya braucht man 12 bis 14 Ellen Atlas*), man schneidet ihn mit 1 schönen Kopf auf dem Baumwollenen Zeuge. Für die 14 Ellen Atlas bringt der Schneider ein Röckchen zurück, das von der Taille bis zu den Knöchelchen herabreicht und unten gerade weit genug ist, um der Limanerin zu gestatten, einen Fuß dicht vor den anderen zu setzen und mit ganz kleinen Schritten vorwärts zu schreiten; so ist sie in diesem Rocke wie in einer Scheide eingezwängt. Er ist von oben bis unten in Falten, — so regelmäßige Falten gelegt, daß es unmöglich wäre, die Mühe zu entdecken, und diese Falten sind so fest und gehen dem oberen Theile des Kostüms eine solche Elastizität, daß ich Saya's gesehen habe, die, nachdem sie 15 Jahre gebraucht worden, noch elastisch genug waren, um sich allen Formen anzuschmiegen, allen Bewegungen nachzugehen und sich dem Körper weich anzuliegen. Der „mentón“ ist eben so künstlich gestaltet, aber aus leichterem Stoffe, gewöhnlich aus Taffet, ist nicht so lang, wie der Rock, und die feinen Kniffe leiden sehr bald. Die wohlhabenden Frauen des Mittelstandes tragen ihre Saya von schwarzem Atlas, die eleganteren oft auch von anderen Farben, in lila, kostanienbraun, grün oder dunkelblau, niemals aber von hellem Zeuge, weil die öffentlichen Mädchen sich vorzugsweise in so auffallende Tracht kleiden. Die „Kappe“ ist immer schwarz, verhüllt den Kopf ganz und gar und läßt nur das Gesicht unbedeckt. Die Limanerinnen tragen immer ein kleines Häckchen, von dem man aber nur die Aermel sieht. Diese Aermel, sie mögen nun kurz oder lang sein, sind immer aus reichen Stoffen: aus Sammet, farbigem Atlas oder Tüll; doch geht der größte Theil der Frauen in allen Jahreszeiten mit unbedeckten Armen. Ihr Fußwerk ist höchst elegant; sie tragen niedliche, meist Stickereien gezierte Atlasschuhe von der feinsten, dünnsten Leinwebrechte, bunte Strümpfe, deren Zweckel fast immer reich durchwirkt oder gestickt sind. Ueberall ist die Fußbekleidung der Spanischen Frauen auffallend elegant, aber die Limanerinnen entwickeln so viel Koketterie in diesem Theil ihres Anzugs, daß sie darin excelliren und alle ihre Nebenbuhlerinnen übertreffen. Ihr Haar theilen sie in zwei gleiche Hälften, flechten jede derselben zierlich und sauber und laßen sie dann beiden Seiten des Kopfes die Stirn immer langen, Wohnen Höhe, an deren Enden große Bandschleifen befestigt sind, herabfallen. Diese Mode ist jedoch nicht allgemein angenommen; viele Frauen tragen ihr Haar à la Ninon gekräuselt und in langen Locken auf die Brust herabfallend, die, dem Landes-Gebrauche nach, eben nicht zierlich verhüllt ist. Zuweilen umflechtet ein farbiges, reich gesticktes Band mit Goldfäden Chinc ihre fast zu hohen Stirn, und gießt so dem ganzen Kostüm ein brennendes Ansehen. So gekleidet, ist die Limanerin wirklich reizend. Man kann sich nichts Graziöseres vorstellen, als die Schnitterbewegung, wenn sie den „mentón“ in die Höhe zieht, um die Gesicht, das sich freilich auf Augenblicke verstehlen zeigt, darin zu verhüllen.

Eine Limanerin im Saya und eine im elegantem Pariser Kleide ist nicht mehr dieselbe Frau; man sieht verschiedene unter den Französischen Damen das verschiedenste Geschöpf, wenn man denselben Morgens in der St. Marienkirche begegnet. Auch gehen alle Fremden in Lima nach der Kirche, um die lieblichen Bewohnerinnen der Stadt in ihrer Nationaltracht zu bewundern; es ist wirklich ein ganz eigener Reiz über jede ihrer Bewegungen ausgegossen: ihr Gang, die Stellung, wenn sie zum Gebete niederknieen und den Kopf anmuthig neigen, während sie die Kugeln von Spangen umschließen, die ihnen Arme seine leihen, mit Ringen bedecken, zierlichen Finger mit blendender Schnelligkeit über die Kugeln des Rosenkranzes hinlaufen und aus den großen dunkeln Augen zuweilen einen flüchtigen, verstohlenen Blick auf die Umgebungen werfen — das Alles entzückt den Zuschauer und läßt auch den Kältesten nicht gleichgültig.

Viele Fremden haben mir von dem magischen Effekte erzählt, den der Anblick der Limanerinnen auf sie hervorgebracht hat. Ihre Sucht nach Abenteuern ließ sie allen Gefahren, in der Hoffnung auf ein Glück, das sie an jenen fernen Ufern erwarte, Trotz bieten; die schönen Bewohnerinnen von Lima erschienen ihnen als die Priesterinnen dieses Glückes, und sie glaubten, daß Gott sie in dieses bezaubernde Land versetzt habe, um sie für die Leiden einer gefahrvollen Reise zu entschädigen und ihren Muth zu beleben. Solche phantastischen Ideen erscheinen vielen Fremden unwahrscheinlich und übertrieben, wenn man Zeuge der tausend Thorheiten und Ausschweifungen ist, welche die Fremden

*) Der Atlas ist den Limanern von Europa zugeführt worden. Vor der Entdeckung von Peru wurde das Kostüm aus einem wollenen, im Lande fabrizirten Stoffe verfertigt. Jetzt tragen nur noch Leute der ärmsten Klassen diese Zeuge.

*) Der Atlas ist den Limanern von Europa zugeführt worden. Vor der Entdeckung von Peru wurde das Kostüm aus einem wollenen, im Lande fabrizirten Stoffe verfertigt. Jetzt tragen nur noch Leute der ärmsten Klassen diese Zeuge.

Digitized by Google

der Limanerinnen wegen brachen. Sie folgen ihnen mit einer wahrhaft gierigen Neugier, angespornt von dem glühenden Wunsche, die Züge kennen zu lernen, die jene so geschickt zu verbergen wissen; aber es ist keine kleine Aufgabe, einer Limanerin im Sapa zu folgen, ohne ihre Spur zu verlieren, weil dieses Kostüm ihnen allen große Aehnlichkeit mit einander giebt; der Fremde muß die gespannteste Aufmerksamkeit anwenden, um die, die ihn durch einen Blick begrüßen hat, nicht aus den Augen zu verlieren; unerwerkt mischt sie sich unter ihre Gefährtinnen und entzieht sich durch mannigfaltige Wendungen und Umwege dadurch seinen Verfolgungen.

Wenn es nur in der Schönheit der Formen und des magnetischen Ausdrucks im Blicke bedürfte, um Männer nicht nur anzuziehen, sondern auch zu fesseln, so würden die Frauen von Lima den Sieg über die reizendsten Europäerinnen davontragen; aber nachdem diese prachtvernünftigen Wesen die Einbildungskraft der Fremden (die schauerlicherweise nach Peru kommen) elektrisirt haben, zerstören sie durch das erste Wort, das über ihre Lippen kommt, den glänzenden Eindruck, den ihre Schönheit hervorgebracht hat, denn sie sagen sich gleich, wie sie sind: ohne Gefühl im Herzen, ohne Adel der Seele, unfähig, eine reine und wahre Liebe zu empfinden, voller Eigennutz und Geltgier. Und dennoch die Herrschen die Limaischen Frauen ihre Männer, weil sie ihnen in geistigen Fähigkeiten und moralischer Kraft überlegen sind. Der Standpunkt der Civilisation dieses Volkes ist noch weit von dem entfernt, wo wir ihn Europäer erwarten, und es erfüllen Peru Verirrungen, Auswüchse, Anstalt sie Knaben oder Mädchen, und der Verstand entwickelt sich dort nur nach den angeborenen Kräften; also muß die Herrschaft, die die Frauen in Lima über das andere Geschlecht üben, den größeren intellectuellen Fähigkeiten, die Gott ihnen verliehen hat, zugeschrieben werden, so sehr sie auch in moralischer Hinsicht unter unseren Europäerinnen stehen mögen.

Man darf indessen nicht außer Acht lassen, wie sehr die Nationalkostüm ihnen günstig ist und ihre geistigen Vorzüge unterhält, die ihnen eine große Freiheit und Willenskraft, so wie den dominirenden Einfluß, den sie überall ausüben, verleihen. Wenn sie jemals ihr Terrain verließen, ohne ihre Sitten zu ändern, ohne sich Tugenden anzuziehen, deren Mangel sie bis jetzt unter dem Schutz ihrer verbergenden Hülle nicht empfinden konnten, so darf man dreist sagen, daß sie den gebildeten Männern als die niedrigsten aller Geschöpfe erscheinen müßten; sie könnten sich dann nicht jener unaufhörlichen lebhaften Thätigkeit, die ihre Verkleidung begünstigt, überlassen; sie würden von ihrer glänzenden Ueberlegenheit zur größten Nichtigkeit herabsinken und kein Mittel haben, den Mangel an Achtung zu ergänzen, den man gewöhnlich solchen Wesen beweist, die nur den Genüssen der Sinne zugänglich sind.

Um die Wahrheit des eben Gesagten zu beweisen, will ich eine leichte Skizze der gesellschaftlichen Gebräuche in Lima entwerfen, und meine Leserinnen werden dann von der Richtigkeit meiner Beobachtungen überzeugt sein.

Ich habe schon vorher gesagt, daß der Sapa das National-Kostüm ausmacht; alle Frauen, zu welchem Range sie auch gehören mögen, tragen ihn, und wie im Orient der Schleier der Muhammedaner, so bildet er hier einen Theil der Landestitten. Vom Anfange die zum Ende des Jahres gehen die Limanerinnen so verkleidet aus, und wer es wagte, einer Frau im Sapa die Kappe (tormon) zu heben, die die Gestalt (ein Auge ausgenommen) gänzlich verhüllt, wäre der Gegenstand der allgemeinen Verachtung und zöge sich eine nicht unbedeutende Strafe zu. Der größte Theil der Damen läßt sich auf den Spaziergängen von einer Negerin begleiten; doch können sie, dem eingeführten Gebrauche nach, auch allein ausgehen; der Sapa verändert nicht nur die ganze Person, sondern auch die Stimme, deren Ton durch die Kappe gedämpft klingt, und wenn eine Frau nicht irgend etwas sehr Ausgezeichnetes in ihrer Figur hat, wenn sie nicht auffallend groß oder ungewöhnlich klein, hinkend oder buckig ist, so ist es unmöglich, sie zu erkennen. Ich glaube, daß es keiner sehr lebhaften Phantasie bedarf, um alle Folgen zu begreifen, die aus dieser beständigen Verkleidung, einem Gebrauche, der durch die Zeit, Sitten und Gesetze fast gebräuligt ist, entstehen können. Eine Limanerin selbstständig des Morgens mit ihrem Manne, in ihrem eleganten Reise-Wagen, à la Française gekleidet und mit beschwindrenem, aufgestecktem Haar, wie die Pariser Damen. Wenn sie angehalten will, wirft sie ihren Sapa über, läßt ihre Haare herabfallen, verbirgt das Gesicht in die dunkle Hülle und begiebt sich nun, wohin es ihr beliebt. Sie begegnet ihrem Manne auf der Straße, wird aber natürlich nicht von ihm erkannt, spricht mit ihm, neckt ihn, läßt sich Eis, Früchte oder Kuchen anbieten, giebt ihm ein Rendezvous und verläßt ihn wieder, um sich neuen jungen Opfern, der eben so bedrogen und die gefällt, ein Gespräch anzuknüpfen. Sie kann dieses neue Abenteuer, ohne ihren „menton“ zu verlassen, so weit treiben, wie sie will; sie besucht ihre Freunde, macht Spaziergänge und kömmt gegen die Zeit des Mittagessens nach Hause zurück. Ihr Mann fragt nicht, wo sie gewesen ist; denn er weiß sehr wohl, daß sie ihm mit einer Lüge antworten würde, wenn es irgend ein Interesse hat, die Wahrheit zu verbergen; und da es kein Mittel giebt, sie dazu abzuhalten, so schweigt er lieber und brauchbigt sich auch nicht daraum. So gehen nun diese Damen allein ins Schauspiel, zu Stierkämpfen, Bällen, öffentlichen Versammlungen, Promenaden, nach der Kirche und in Gesellschaften; man sieht sie überall und sieht sie immer gern. Wenn sie Personen begegnen, mit denen sie gern plaudern wollen, reden sie sie an, verlassen sie wieder und bleiben so freier und unabhängiger mitten in der Volksmenge, als die Männer, die ihr Gesicht unverhüllt tragen. Jenes Kostüm hat den großen Vortheil, zu gleicher Zeit ökonomisch, zierlich und bequem zu sein; man ist immer fertig, ohne die geringste Sorgfalt bei der Toilette anwenden zu müssen.

Wenn die Limanerinnen ihre Verkleidung noch unterbrechlicher machen wollen, wenn sie einen alten zerknitterten, zerrissenen Sapa und einen schiefsten mentom sehr, ziehen ein altes Täschchen an, und nur, wenn sie als „Damen der feinsten Gesellschaft“ erkannt sein wollen, machen sie ihr Zugwerk mit gewöhnlicher Eleganz und nehmen ein reich gestickte Taschentuch in die Hand; diese allgemein angenommene Verkleidung heißt disfrasada. Eine „disfrasada“ wird als „sehr respectabel“ betrachtet; man redet sie niemals an und nähert sich ihr nur sehr schüchtern; es würde unschicklich und sogar indiskret sein, sie zu belästigen, sie verrathen mit Worten, Blicken oder Gründe zu ihrer Verkleidung haben müßte, und folglich darf sich Niemand das Recht anmaßen, ihre Schritte zu belauschen und ihr Benehmen beurtheilen zu wollen.

Aus dem, was ich bisher über das Kostüm und die Gebräuche der Limanerinnen geschrieben habe, geht wohl deutlich hervor, daß ihre Vorstellungen und Begriffe ganz andere sein müssen, wie die der Europäerinnen. Während diese von Kindheit an Achtung vor den Gesetzen, Sitten, Gewohnheiten, Vorurtheile, der Moden und tausend anderer Dinge sind, ist die Limanerin unter ihrem Sapa frei, gemißt ihre Unabhängigkeit und stützt sich mit Vertrauen auf jene wahre Kraft, die jedes Wesen in sich fühlt, sobald es unumschränkt nach der ihm eigenthümlichen Organisation handeln darf. Die Limaische Frau ist in allen Verhältnissen des Lebens immer sie selbst, niemals verleitet sie irgend ein Beispiel, als junges Mädchen entschlüpft sie, in ihren Sapa gehüllt, der Aufsicht ihrer Aeltern; wenn sie sich verheirathet, nimmt sie nicht den Namen ihres Gatten an, sie behält den Heigen und bleibt immer ihre eigene Herrin; langweilt sie sich in ihrem Hause, so wirft sie ihren Sapa über und geht aus, wie die Männer zuweilen schnell Hut und Stock ergreifen, um hämelichen kleinen Unannehmlichkeiten zu entgehen.

Wenn die Limanerinnen irgend ein leichtes oder ernsthaftes Liebesverhältniß anknüpfen, so bewahren sie dabei immer ihre Würde, obgleich auch in dieser Hinsicht ihr Benehmen gewiß weit von dem unsrigen verschieden ist. So wie alle Frauen, ermessen sie die Macht der Liebe, die sie einflößen, nach der Größe der Opfer, die man ihnen bringt. Wie alle Dame, seitdem es von den Europäern entdeckt worden, darin stets nur das Mittel empfinden, um ihre Waaren zu weiter Einkehrung verbrilocken, und da das Gold allein, mit Ausschließung aller Tugenden und Talente, immer der einzige Gegenstand ihrer Beobachtungen, die einzige Triebfeder ihrer Handlungen war, so berechnen die Limanerinnen auch nur die Größe der Liebe nach der Masse des ihnen angebotenen Goldes, deuthrilen die Arrue der Liebhabers nach den Werthe der Gaben und folgen über Eitelkeit mehr oder weniger befriedigt, je nachdem der Preis der empfangenen Geschenke weder oder weniger hoch ist. Wenn man dort die ganze Gluth der Liebe schildern will, die irgend ein Mann für eine Frau empfindet, so bedient man sich gewöhnlich der Worte: „er gab ihr Gold mit vollen Händen, er kaufte sie das Kostbarste, was er nur finden konnte; er hat sich gänzlich für sie ruinirt.“ Und wenn diese Worte so sind, wie sie sind, so darf sich sie gröbtet! Auch nimmt selbst die reichste Frau immer noch Geld von ihren Liebhaber; wenn sie es nicht selbst ausgeben kann, überläßt sie es ihren Negerinnen; es ist ihr aber immer ein Beweis der Zärtlichkeit, der einzige, der sie öfterzeugen kann, daß sie geliebt ist. Die Eitelkeit der Reisenden sucht freilich immer die Wahrheit zu verbehlen, und wenn sie und von den Limanerinnen und ihren gläulichen Liebesverhältnissen mit Achtung reden hören, so glauben sie sich wahrlich nicht, daß diese kurze Freude ihnen ihren ganzen kleinen Schatz, z., sogar als das Andenken, das sie von einer zärtlichen Freundin in der schweren Trennungsstunde erhalten, gekostet hat. Ich selbst habe mehrere Damen von höherem Range Ketten, Ringe und Uhren tragen sehen, die fremde Männer ihnen geschenkt hatten. — Die Limaischen Frauen beschäftigen sich wenig mit der Wirthschaft, oder da sie sich thätig sind, so ist die wenige Zeit, die sie ihr widmen, hinreichend, um sie in Ordnung zu halten. Sie haben einen entschiedenen Hang für die Politik und Intrigue; sie sind es, die ihren Gatten, ihren Söhnen und allen Männern, für die sie sich interessiren, passende Stellen zu verschaffen suchen. Um zu ihren Zwecke zu gelangen, giebt es kein Hinderniß, das sie nicht zu überwinden wüßten; kein Mittel, das sie sich anzuwenden scheuten. Die Männer mischen sich durchaus nicht in Geschäfte dieser Art, und sie thun wohl daran, denn sie würden sich gewiß nicht mit solcher Gewandtheit herauswickeln. Die Limanerinnen lieben die Vergnügungen und Festlichkeiten, besuchen gern Gesellschaften, wo sie hoch spielen und ihre Cigarre rauchen. Wenn sie reiten, sitzen sie nicht wie unsere Europäischen Damen auf dem Pferde, sondern tragen wie die Männer einen Reitbeinkleid. Sie schwimmen, tanzen, singen und vortrefflich, spielen mittelmäßig gut die Guitarre, singen ziemlich schlecht und tanzen ihre National-Tänze mit unaussprechlicher Grazie.

Die Limanerinnen sind im Allgemeinen durchaus nicht unterrichtet, die Letture ist ihnen fremd, und sie bleiben mit Allem, was außer den Gränzen ihres Landes in der Welt vorgeht, unbekannt. Sie haben Gefühl, große Leichtigkeit, ein gutes Gedächtniß und Aberrschend viel natürlichen Verstand. Ihre Religion besteht darin, daß sie nicht das katholischen Ritus, sondern alle in ihrem Lande gebräuchliche Ceremonien genau und pünktlich beobachten, und diese Ceremonien sind wahrlich zuweilen so lächerlich, daß sie einer Europäerin zum Aergernis gereichen würden. Ich habe die Limaischen Frauen so geschildert, wie sie wirklich sind, und nicht wie mancher Reisende uns ihr Wesen beschreibt. Es hat mir wahrlich viel Ueberwindung gekostet, denn die liebenswürdige und gastfreundliche Art, mit der sie mich aufgenommen haben, hat mich mit den lebhaftesten Gefühlen der Erkenntlichkeit durchdrungen, aber meine Rolle als „gewissenhafte“ Reisende wachte es mir zur Pflicht, der Wahrheit stets treu zu bleiben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Freitag den 14. Oktober 1836.

England.

Mr. Midshipman Easy. (Herr Schiffsfähnrich Wohlgemuth.) Von Capitain Marryat. London, 1836. 3 Bde.

Ist Capitain Marryat einer der seichtesten Novellisten, in einer Zeit wild, wo ein Roman von drei Bänden weniger Mühe und Geduld zu kosten scheint, als ein Kopfschütteln und ein Zeterschrei, so ist er auch einer der unterhaltendsten. Er hat eine ganz eigene gesträuche und gemüthliche Laune, die ihn nie verläßt, so rasch und lebendig sich auch die Handlung in seiner greifschigen Erzählung fortbewegt; er weiß einen Plan herrlich anzulegen und auszuführen, indem er kühn das Reich der Möglichkeiten durchfliegt; er kennet seine Helden mit unermüdlicher Kraft durch Strudel und Brandungen, die jeden minder unerschrockenen Pulsinenen in den Abgrund reißen und verschlingen würden; kurz, er scheint das Glück seines vielfältigen Hausherren zu theilen, das, wie man es auch werfen mag, immer auf die Füße zu stehen kömmt und zu neuem Kampf gerüstet ist. Da haben wir ihn wieder so tapfer als je, und wer eine recht muntere Geschichte lieb und gern von Herzen lacht, der kann, um sich die Langeweile zu vertreiben, nichts Bessres thun, als sich auf einen Kreuzzug mit Herrn Schiffsfähnrich Wohlgemuth zu begeben.

Capitain Marryat's Romane haben mancherlei Vorbrüste. Sie schlagen einen neuen Weg ein, sie sind von einer Art des vortrefflichsten, einfachsten gesunden Sinnes durchstochten und haben immer einige bewundernswerthe humoristische und pathetische Stellen. Ihr eigenthümlichster Werth ist aber, wie gesagt, die gute Laune, in der Beschrieben sind; und gute Laune in einem Buch wie an einem Freunde ist eine der geselligsten Tugenden; sie reißt uns unwillkürlich hin, sie steckt an, man verzeiht um übertwillen tausend Fehler; sie ist wie ein moralischer Sonnenschein, der über Alles eingekommt seinen Glanz verbreitet. Capitain Marryat's Schriften athmen sämmtlich diese gute Laune. Seine Helden gerathen in die Enge und wieder heraus, ganz wie es im wirklichen Leben zu gehen pflegt, denn manchmal scheint ein Mensch ordentlich dazu geschaffen, um zu zeigen, daß es geborene Glückskinder in der Welt giebt. Die Laune geht unserem Verfasser nie aus, sie fließt und schwillt mit der steigenden Flut der Erzählung, und darauf, so wie auf den starken Effekten, beruht mein der Erfolg seiner Werke, als auf der Wahrheit ihres allgemeinen Eindrucks. In rein literarischer Hinsicht möchte gar Manches daran auszusetzen seyn, was auch dem flüchtigsten Leser in die Augen fallen muß. Der Stil ist überaus lose und nachlässig; er gleicht einer geoden, mit derben Pinselstrichen hingeworfenen Decorationsmalerei und macht auch fast eine ähnliche Wirkung. Wo er sich auf ernste Raisonnanersetzungen einläßt, wird er matt und verworren. Aber der beständige Wechsel in den Charakteren und im Dialog und der bunte Reichthum der Geschichte reißen den Leser wider Willen und Neigung seines kritischen Gefühls mit sich fort; er bewundert die Mannigfaltigkeit der Erfindung und erstaunt über die meisterhafte Leichtigkeit, womit der Verfasser dramatische Situationen schafft und auflöst. Die Form, in welcher die Begebenheiten erzählt werden, steht in Capitain Marryat's Schätzung dem Stoffe nach und gilt ihm als Nebensache. Untergeordnete Mängel sind ihm sehr gleichgültig, und wenn nur der Gegenstand im Ganzen anziehend ist, so giebt er sich keine Mühe, an dem Ausdruck zu feilen, wohlklingende Perioden zu bauen und feine Schriften durch feine Malerei zu verschönern. Seine Romane sind wie aus dem Stegreif geschrieben; sie haben ganz das Breite, Ungebundene und Massive, der freien Züge und plastischen Mängel einer Improvisation.

Wo der Verfasser ist, durch Gruppirung der Personen Einheit hervorzubringen und individuelle Charaktere hervorteten zu lassen, da haben wir bei Capitain Marryat nicht immer eine konsequente Zeichnung und Durchführung zu erwarten. Wir verlieren in seinen beliebten Novellen oft die Identität einzelner Personen und sehen nach und nach die Leinwand mit einer Menge von Charakteren sich füllen, die alle dieselbe Sprache reden und leider die Rollen unter einander verwechseln können, ohne daß man es sehr bemerkt. Nun sind dadurch manchmal einige Verwirrung entstehr, so wird sich doch am Ende bei jeder Person irgend eine hervorstechende Eigenschaft gelend machen, und man wird inne werden, daß das Ganze sich auf schaefe Beobachtung des Lebens gründet. Escheint die Wirklichkeit in diesen Romanen etwas karikirt und roh behandelt, so müssen wir doch anerkennen, daß sie überall die Grundlage bildet, und daß, wenn sich auch an dem Theilen bei genauer Analyse mancher Fehler zeigt, doch das Ganze zusammenhängend und natürlich ist. Es wäre aber Unrecht von der Kritik, wenn sie auf einzelnen Stellen verweilen wollte, die uns, so wie abgeeignete Begebenheiten in dem wilden Leben eines Seemanns, übertrieben und unwahrscheinlich vorkommen mögen; die allgemeine Wahrscheinlichkeit ist es, nach der das Talent des Verfassers strebt und wenn der Leser die eigentliche Ursache von der Wirkung seiner Schriften finden will.

Herr Schiffsfähnrich Wohlgemuth bildet in mancher Hinsicht einen Kontrast zu Capitain Marryat's früheren Dichtungen. Das Seeleben ist hier dreifältlicher, hat weniger von dem zotenhaften Kauderwälsch und giebt ein sittlicheres Bild von diesem Dienst, als es ein Landbewohner durch die bloße Schiffssprache erhält. Die Geschichte ist ein Panorama von Abenteuern, der Held ein Glückskind; in tausend verlebten Begriffen auferzogen, wie so viele einzige Söhne, ist er doch so glücklich, die meisten derselben durch ein wenig Erfahrung zu erkennen, ehe sie eingewurzelte Vorurtheile werden. Er wird vom Zufall in einen völligen Strudel von Ereignissen geworfen, treibt wie ein Kork auf den Wassen umher und zieht sich zuletzt, nachdem er mehr Prüfungen bestanden, als sonst den Schiffsfähnrichen vorbehalten sind, aus dem Dienst zurück, um in den Genuß eines beträchtlichen Vermögens zu treten, das er durch den Tod seines Vaters erbt, und sich der Wonne des häuslichen Glücks im Verein mit einer Sicilianerin zu erfreuen, die er auf seinen Reisen kennen gelernt. Die Moral des Ganzen beruht in der praktischen Veranschaulichung des trügerischen Wesens der Lehre von der Gleichheit. Herrn Schiffsfähnrich Wohlgemuth's Vater gehört zu den Verthedigern der gleichen Menschenrechte und impft seine Grundsätze früh dem Gemüth seines Sohnes ein, der aber, trotz dieser Misstimmungs-Prinzipien, in Allem seinen eigenen Weg geht. Dieser Theil der Geschichte ist mit großem Humor behandelt; die Vertheidiger der Gleichheit werden fortwährend durch die lächerlichsten Umstände geschlagen; die Pächter weigern sich, den Zins zu zahlen, weil ja doch alle Menschen gleiches Recht an das Land hätten; der wilde Knabe wird gebrzt und gepaßt, weil er Respekt siehlt, die er sich anzueignen das vollkommenste Recht zu haben glaubt; und als der junge Herr Wohlgemuth zur See geht, in der Ueberzeugung, daß alle menschlichen Dinge gleich und eben seyen, entdeckt er am Ende an der strengen Mannszucht auf einem Kriegsschiffe, daß er in sehr irrigen Ansichten befangen worden. Einem schlagendstern Beispiel von der Nothwendigkeit bestimmter Abstufungen und gemessener Unterordnung konnte er nicht begegnen, und die Art und Weise, wie dies durch die Streitigkeiten der Offiziere und das Einschreiten der Obern entwickelt wird, bietet viel Stoff zu komischer Satire.

Die Aeltern unseres Helden sind mit nachlässigem, aber zierlichem Pinsel skizzirt; Herr Wohlgemuth der Aeltere (seltsere Humoristen würden ihn Junker Wohlgemuth genannt haben) hat drei Steckenpferde: Gleichheit, Argumentirung und Schlechtleben; besonders brennt er vor Begierde, Alles haarklein zu argumentiren. Diese stren Ideen setzen bei dem alten Manne zuletzt in Wahnwitz aus, während der Jüngere, der sich in zwei derselben auch gewaltig verliebt hat, vermöge seiner praktischeren Richtung, verbunden mit einem feurigen Temperament und einem athletischen wohlgestreckten Körper, sie sammt seinen unzähligen Abenteuern glücklich überwindet.

Der Anfang von Capitain Marryat's Romanen ist gewöhnlich mit größerer Sorgfalt und Haltung geschrieben, als die spätere Fortgang der Geschichte. Je mehr der Schauplatz sich erweitert, um desto nachlässiger wird der Stil, der oft zu völliger Schlafheit ausartet. Eben so ist es auch in der vorliegenden Erzählung; die ersten Seiten sind glatt und trefflich.

„Herr Nickelmus Wohlgemuth — so hieß ein Gentleman drunten in „Hampshire — war verheirathet und hatte, seinen Umständen nach, sehr wohlgemuth leben können. Gar manches Paar tritt wohlgemuth in den Stand der Ehe und findet nichts bösbeser, als Kinder zu haben, aber es fühlt sich nicht immer so wohlgemuth, wenn es sie ernähren und erziehen soll. Herr Wohlgemuth hatte nun zwar in letzterer Hinsicht keine Ursache, mich wohlgemuth zu seyn, denn er besaß keine Kinder; aber er hätte gar gern welche gehabt, wie die meisten Menschen gerade auch dann am sehnsüchtigsten streben, was sie nicht erlangen können. Nach zehn Jahren gab Herr Wohlgemuth die Sache auf, er machte aber einen schlechten Tausch. Man sagt, die Philosophie sey ein Trost bei fehlgeschlagenen Hoffnungen, obwohl Skakespeare verschiert, sie deise nicht einmal gegen Zahnweh. Herr Wohlgemuth wurde also Philosoph, der beste Beruf, den ein Mensch ermählen kann, wenn er zu weiter nichts taugt; das müßte schon ein gewaltiger Dummkopf seyn, der nicht Einsinn zu treten verstände. Eine Zeit lang konnte Herr Wohlgemuth nicht mit sich eins werden, aus welcher Art von Unsinn der

Digitized by Google

feinige bestehen sollte; endlich entschied er sich für die Rechte des Menschen, für Gleichheit und was dazu gehört: wie Jedermann dazu gekommen sey, seinen Antheil an dieser Erde zu erben, ein die jetzt nur in gewissen Gränzen zugestandenste Recht, nämlich das auf ungefähr sechs Fuß, — denn wir Alle reden einst unser Grab und diesen unbestrittenen davon Besitz nehmen. Aber es wollte Niemand auf Herrn Wohlgemuth's Philosophie hören. Die Frauen wollten die Rechte der Männer nicht anerkennen, die, ihrer Bevormundung nach, stets Unrecht hatten; und da die Männer, welche Herrn Wohlgemuth besuchten, lauter Eigenthümer und vermögende Leute waren, so konnten auch sie den Worten davon nicht einsehen, mit denen zu theilen, die Nichts hätten. Sie liefen ihn jedoch ein Thema untersuchen, während sie darüber Wein unterschlichen. Taugten die Argumente nichts, so taugte doch der Wein, und man muß die Dinge in dieser Welt nehmen, wie man sie findet."

„Während nun Herr Wohlgemuth Philosophie predigte, spielte Frau Wohlgemuth Patience, und so machten sie zusammen ein sehr glückliches Paar; Jeder riß sein Steckenpferd und tratte ruhig neben dem Anderen einher, ohne ihm jemals in die Quer zu kommen. Herr Wohlgemuth wußte, daß seine Gattin ihn nicht verstehen konnte, und er verlangte daher auch nicht gar zu große Aufmerksamkeit von ihr; Frau Wohlgemuth ihrerseits kümmerte sich nicht viel um die Reden ihres Ehegemahls, wenn sie nur in ihrem Spiel nicht gestört wurde. Gegenseitige Nachsicht wird immer den Hausfrieden sichern und glückliche Ehen machen."

„Es war noch ein anderer Grund, weshalb sie so trefflich zusammen stimmten. Bei jeder streitigen Frage stellte Herr Wohlgemuth die Sache der Frau Wohlgemuth anheim; sie selbe, sagte er jedesmal, ganz nach ihren Willen haben, — damit war seine Gattin sehr zufrieden; da aber Herr Wohlgemuth stets dabei Sorge trug, daß, wenn es zu dem entschiedenen Punkte kam, nichts in der seinen Willen berührenden Sache ohne ihn ebenfalls zustehen. Zwar hatte Frau Wohlgemuth längst entdeckt, daß sie ihren Willen nicht lange behielt, aber ihre Seele war so wohlgemuth, und es kam in wenn Fällen unter zehn so wenig darauf an, was am Ende geschah, daß sie sich vollkommen damit begnügte, wenn ihr Gatte sich nur während der Hitze des Streites ihr unterordnete. Herr Wohlgemuth hatte ja zugegeben, daß sie recht habe, und wenn er nachher, wie alle Männer, doch wieder handelte, was konnte da eine arme Frau dagegen thun?"

Wir überspringen die unerhebliche Geburt des nachmaligen Schiffsbaukünstlers und verweilen nur einen Augenblick bei seiner Taufe, die zu folgendem Gespräch zwischen Herrn und Frau Wohlgemuth über den Namen ihres Erstgeborenen Anlaß giebt, welches interessen Verfasser wohl Trifteren Grundes nun seine Ehrbilder schreiben haben mögen:

„Am vierten Tage nach Frau Wohlgemuth's Niederkunft war es, als Herr Wohlgemuth, der an ihrem Bett wohlgemuth in einem Lehnstuhl saß, folgendergestalt anhub: Ich habe darüber nachgedacht, lieber Weib, was ich dem Kinde für einen Namen geben soll. — Was für einen Namen, lieber Wohlgemuth? Er, welchen sonst als Deinen eigenen? — Nein, meine Liebe, wir haben schon einmal darüber gestritten. Namen sollen doch etwas Besonderes bezeichnen, über der wenige scheint mir gar nicht besonders. Er ist der allerschlechtste Name im ganzen Kalender. — Nun, was wäre denn dabei, lieber Wohlgemuth? — Sehr viel wäre dabei, für mich sowohl wie für den Jungen. Nikodemus muß ein viel zu langer Name, um ihn ganz auszusprechen, und Nickel ist gemein. Und überdieß, wie lieber gut Wolfgang für Nickel heißen. Du sollst ganz Deinen Willen haben. Aber, Liebe, wenn Du ein wenig nachdenkst, wirst Du gewiß finden, daß ein entschiedener Einwand dagegen zu machen ist. — Ein Einwand, lieber Wohlgemuth? — Ja wohl, meine Theure. Wolfgang mag ganz gut heißen, aber Du mußt an die Folgen denken; er würde sicherlich Wolf genannt werden. — Nun und gesetzt den Fall, Lieber, daß sie ihn Wolf nennten? — O, den bloßen Gedanken daran kann ich nicht ertragen, Liebe. Du vergißt die Grafschaft, in der wir wohnen, die die Niederungen mit Schafen bedeckt. — Ei, lieber Mann, was haben denn die Schafe mit einem christlichen Namen zu schaffen? — Ja, das ist es eben, Ihr Frauen bedenkt nie die Folgen. Meine Theure, sehr viel haben sie mit dem Namen Wolf zu schaffen. Denn sobald jenen Bächter in der Grafschaft fragen, ob nicht unter hundert Schafrechnungen nennunderzig Wolf heißen. Nun denke Dir, daß dein Kind irgendwo draußen auf dem Felde oder im Dorfe ist; Du willst es zu Dir haben und ruft ihm. Wer kömmt aber statt Deines Kindes? Mindestens ein Dutzend Hunde, die alle auf den Namen Wolf hören, springen auf Dich zu und werden mit ihren Schutzschnauzen. Du bleibst, lieber Weib, über diese Dilemma ist nicht hinwegzukommen. Du bleibst deinen einzigen Sohn nie mehr wieder sehen, wenn Du ihm einen Taufnamen giebst, der um seiner Klänge willen ein Monopol aller Hunde in der Grafschaft ist. Jeden anderen Namen, der Dir gefällt, meine Liebe, nur in diesem einen Fall muß Du mir ein entschiedenes Nein erlauben. — Nun gut, ich will sehen, — doch nein, ein anderes, lieber Wohlgemuth; ich habe jetzt große heftige Kopfschmerzen. — Ich will sie Dich denken, meine Theure. Was sagst Du zu Johann? — Ich nicht doch, lieber Wohlgemuth, so ein gewöhnlicher Name! — Ein Beweis von seiner Bescheidheit, meine Gute. Er ist biblisch — wir haben den Apostel und den Täufer Johannes, wir haben ein Dutzend Päpste, die alle Johann hießen. Es ist ein Königs-Name, — wir haben eine Menge von Königen Namens Johann, — und überdem ist er kurz und klingt recht schaffen und männlich. — Gut denn, wir haben auch mehrere berühmte Männer, die Hans hießen. Da ist — warte, warte — ja, da ist Hans der Riesenbitter und Hans Bohnenkrantz, und Hans — Hans . . . Hans Sprotte, ergänze Frau Wohlgemuth. — Und Hans Kaer, liebe Wohlgemuth, der große Rebell, — und dann der dreißigfrige Hans, liebes Weib, der berühmte Neger, — und vor Allen Hans Falstaff, Frau, Hans Falstaff; — der ehrliche Hans Falstaff, der witzige Hans Falstaff. — Ich dachte, lieber Mann, Du wolltest mich den Namen wählen lassen. — Ei, das soll Dich auch, Liebe, ich überlasse es Dir ganz und gar. Nannte nach Deinem Belieben, aber nicht Johann. Ich glauben, Johann ist der poesievollste Name. Nicht wahr, Du bist ganz auch der Meinung, Liebe? — So machst Du es immer mit mir, Wohlgemuth; erst sagst Du, ich könnte thun, wie ich wollte, Du stellest es mir anheim, aber ich kann auch nie, wie ich will. Ganz gewiß, das Kind wird Johann getauft werden. — Nein, nein, Liebe, ganz wie es Dir beliebt. Ich fällt mir auch ein, daß mehrere Griechische Kaiser den Namen Johann führten; aber entscheide Du allein, meine Liebe. — Ich nein, erwiderte Frau Wohlgemuth, die sich sehr schwach fühlte und nicht länger zu streiten vermochte, ich überlasse es Dir, Wohlgemuth. Ich weiß doch, daß es geben wird wie immer; Du lässest mir meinen Willen, so wie man den Kindern Gehörlust läßt; — es ist ihr Geld, aber sie dürfen es nicht ausgeben. Nenne ihn nur Johann. — Da, sagte Dir's nicht, Liebe, daß Du den zu hoher Uebertragung in meiner Ansicht gelangen möchtest? Ich wußte es wohl. — Ich habe Dir freien Willen gelassen, und Dn drückst mich nun selbst ihn Johann nennen; so sind wir also Beide gleicher Meinung, und dieser Punkt wäre abgemacht. — Ich möchte jetzt wohl schlafen, lieber Mann, mir ist nichts weniger als wohl. — Du sollst immer thun, was Dir recht ist, Liebe, vorzüglich der Gesundheit, und in allen Dingen bitte Deinen Willen zu haben. — Es wird mir eine größe Freude sein, Deinen Wünschen nachgehen kann. Ich will in den Garten gehen. Leb' wohl unterdeß, meine Theure. — Frau Wohlgemuth antwortete nichts weiter, und der Philosoph verließ das Zimmer. Der Knabe wurde am nächsten Tage, wie man sich leicht denken kann, Johann getauft."

In folgender kleiner Szene finden wir die Knospen von einigen der späteren Talenten und Neigungen des Herrn Schiffsbaukünstler Wohlgemuth:

„Wohlan, Sir Knabe, Sie sollen nicht in die Schule schicken. Mißtrieß Wohlgemuth's sagte Doktor Middleton, den ein Reitknecht mit schäumendem Pferde nach Forst-Hall, dem Wohnsitz des Herrn Wohlgemuth, herbeigeholt, und der bei seiner Ankunft sand, daß Monsieur Wohlgemuth sich in den Daumen geschnitten hatte. Man hätte denken sollen, er habe sich den Kopf abgeschnitten, solche Anstrengung bereitete im ganzen Hause; Frau Wohlgemuth kannte gar nicht mehr Athemholens auf und ab, Frau Wohlgemuth wurde mit genauer Noth vor einer Ohnmacht bewahrt, und alle Mägde waren emsig um sie beschäftigt. Interessan schien im Unruhe, außer Monsieur dans Wohlgemuth selbst, der, einen Lappen um den etwas blutigen Finger gewickelt, ganz ruhig Bammel-Kirsche spielte und sich durch nichts stören ließ."

„Ja, Sir Knabe, wie sieht's aus?" sagte Middleton beim Hereintreten, indem er sich an Hans, als den Vernünftigsten der ganzen Gesellschaft, wandte. — O, lieber Doktor, unterbrach ihn Frau Wohlgemuth, er hat sich in die Hand geschnitten; gewiß ist der Schnitt durch einen Nerv gegangen, und der Kinnbackenkrampf . . . . Der Doktor antwortete nicht, sondern untersuchte blos den Finger, während Hans Wohlgemuth mit der rechten Hand Bammel-Kirsche zu spielen fortfuhr."

„Haben Sie nicht etwas Heftpflaster im Hause, Madame? sragte der Doktor nach Untersuchung des Fingers. — O ja; schnell, Marie, schnell, Sara! — In wenigen Augenblicken erschienen die Mägde; Sara brachte das Heftpflaster, und Marie folgte mit der Scheere."

„Stehen Sie ganz ruhig, Madame, sagte der Doktor fort, als er das Pflaster aufgelegt hatte, ich stehe dafür, daß es keine schlimme Folgen haben wird. — Wäre es nicht besser, wenn ich mit ihm hinausginge und ihn ein wenig ruhen ließe? erwiderte Frau Wohlgemuth, indem sie dem Doktor eine Gunner in die Hand drückte. — Es ist nicht durchaus nöthig, Madame, sagte der Doktor, aber jedenfalls wird ihm da noch weniger ein weiterer Schaden geschehen können. — Komm, Lieber, sagte Frau Wohlgemuth, indem sie ihn sanft hinaus führte. — Ja, ich bin gewartet Hans, aber ich mag nicht. — Theurer Johannes, komm doch, süßes Herz, thue es, lieber Johannes."

„Johannes spielte Bammel-Kirsche und gab keine Antwort. — Kommen Sie, Monsieur Johannes, sagte Sara. — Geh fort, Sara, antwortete Johannes, indem er ihr eins versetzte. — O pfui, Monsieur Johannes, sagte Marie. — Johannes, lieber Junge, komm, sagte Frau Wohlgemuth mit schmeichelnstem Tone zu, komm nun, willst Du? — Ich will in den Garten und noch mehr Kirschen holen, erwiderte Monsieur Johannes. — So komm Lieber, wir wollen in den Garten gehen. — Monsieur Johannes sprang vom Stuhl auf und nahm seine Mama bei der Hand. — Was für ein liebes, gutes, gehorsames Kind er ist, rief Frau Wohlgemuth, man kann ihn am Faden leiten. — Ja, zum Kirschenpflücken, sagte der Doktor Middleton."

„Johannes wird nun in die Schule geschickt, wo er sich etwas lustmer zeigt, als wir ihn eben erblickt haben; seine Schultage sind mit dem trefflichsten Humor geschildert; dann wird er auf seinen eigenen Wunsch zu einem Maurer von Kapitain gebracht, der ganz der Mann dazu ist, einem solchen Burschen den Kopf zurecht zu setzen, und wie ihn durch Güte von seinen hochfliegenden Träumen heilt. Wir lassen hier die erste Erfahrung unseres Philosophen auf dem Maurergerüste folgen, wobei zu bemerken ist, daß er sich eine alte Zahnbürste ein Exemplar von den Kriegs-Artikeln eingebunden hat, welches er in seinen Mußestunden eifrig studirt."

„Was thun Sie hier, Sir, rief Herr Schmalspeile unserem Helden zu. — Gar nichts, Sir, antwortete Hans. — So will ich Ihnen etwas

Digitized by Google

zu thun gehen, Sir. Steigen Sie auf den Mastkorb und warten da, bis ich Sie wieder herabrufe. Kommen Sie, Sir, ich will Ihnen den Weg weisen, fuhr der Hochbootsmann fort, indem er zurückging. Was folgte ihm, bis sie auf dem Verdeck waren. — Nun Sir, hinauf zum Mastkorb der Bramstange, setzen Sie sich auf die Querbalken, hinauf mit Ihnen. — Wozu soll ich da hinauf, fragte Hans, — zur Strafe, Sir, erwiderte der Hochbootsmann. — Was habe ich gethan, Sir? — Keine Antwort, Sir, hinauf mit Ihnen. — Erlauben Sie, Sir, versetzte Hans, ich möchte gern über den Punkt erst ein wenig mit Ihnen argumentiren. — Ueber den Punkt argumentiren, brüllte Herr Schmalsohr; dein Junger, ich will Sie lehren über den Punkt zu argumentiren; fort mit Ihnen, Sir. — Erlauben Sie, Sir, fuhr Hans fort, der Captain hat mir gesagt, die Kriegs-Artikel enthielten Vorschriften und Vorschriften, nach denen sich ein Jeder im Dienst richten müsse. Nun, Sir, setzte Hans hinzu, ich habe sie so oft durchgelesen, daß ich sie auswendig weiß, und es ist nicht ein Wort darin von Mastkorb-Strafe zu finden. — Hier nahm Hans die Artikel aus der Tasche und schlug sie auf. — Wollen Sie nun gleich nach dem Mastkorbe, Sir, oder nicht, sagte Herr Schmalsohr. — Wollen Sie mir den Paragraph in den Kriegs-Artikeln zeigen, antwortete Hans, hier sind Sie. — Ich sage Ihnen, Sir, gehen Sir auf den Mastkorb, wo nicht, so will ich verdammt seyn, wenn ich Sie nicht in einem Brodsack hinaufziehen lasse. — Von Brodsäcken steht nichts in den Kriegs-Artikeln, erwiederte Hans; aber ich will Ihnen sagen, was darin steht, Sir, Hans begann zu lesen: Alle Flüchen-Offiziere und alle Personen auf der See-Station Sr. Majestät Schiffen oder Flotten, die sich gotteslästerliche Einschwüre, Flüche, Trunkenheit, Unsauberkeit oder andere ärgerliche Handlungen gegen Gottes Ehre und wider die guten Sitten zu Schulden kommen lassen, sollen folgende Strafen erleiden, nämlich — Tod und Verdammniß! schrie der Hochbootsmann in höchster Wuth, denn er hörte schon das ganze Schiffsvolk lachen. — Nein, Sir, nicht Verdammniß, erwiederte Hans, diese steht nicht in den Artikeln, sondern nur Tod, sondern nach Beschaffenheit und Grad des Vergehens. — Wollen Sie auf den Mastkorb, Sie, oder nicht? — Mit Erlaubniß, versetzte Hans, lieber nicht. — Nun Sir, kann betrachten Sir sich als unter Arrest befindlich. Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen, bei Gott! Gehen Sir hinunter, Sir. — Mit dem größten Vergnügen, Sir, antwortete Hans, das ist völlig Recht, und den Kriegs-Artikeln gemäß, nach denen wir uns Alle zu richten haben. Damit verbeugte sich Hans artig wieder zu, steckte sie in die Tasche und stieg in den Schiffsraum hinab."

Der Captain setzt darauf dem jungen Thoreteller die Sache kubig aus einander und fordert zuletzt den strengsten Gehorsam von ihm.

„Ganz gewiß, Sir, da ich Ihre Wünsche nun kenne, versetzte Hans. — Sie werden mich verbinden, Herr Wohlgemuth, wenn Sie auf das Strengste darauf halten, daß ich hinauf komme. — Hans machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Der Alte winnte, ich müßte hinauf gehen, sagte Hans zu sich selbst, und er mochte so writ wohl Recht haben, aber ich will gehängt werden, wenn ich im Argumentiren nicht Oberwasser hatte, und das ist Alles, was ich will. — Captain Wilson schickte nach dem Hochbootsmann und verwies ihn seine Mißlaune, da er Freude ein Gericht zur Strafe hagenwies war, auch verbot er ihm, jemals wieder einen Schiffsjährich nach dem Mastkorb zu schicken, ohne vorher dem ersten Lieutenant oder ihm selbst über dessen Betragen berichtet zu haben. Er begab sich sodann auf das Verdeck, rief Herrn Wohlgemuth zu sich und ertheilte ihm einen anscheinend sehr derben Verweis, den Hans ganz ruhig hinnahm, weil es von Seiten des Captains seiner Ehre war, daß er ihn ertheilte, und von seiner Seite seiner Ehre, ihn hinzunehmen. Unser Held wurde nun noch dem Mastkorb beordert. Hans nahm den Hut ab, that drei oder vier Schritte, um dem Befehl zu gehorchen, kehrte aber dann wieder zurück und fragte den Captain Wilson mit einer tiefen Verbeugung, ob er auf den Mastkorb des Fock- oder des Mittelmastes gehen sollte. Auf den Mittelmast, Herr Wohlgemuth, versetzte der Captain, indem er sich in die Lippen biß, um sich zu strafen, daß er ihn ertheilte, nun dann blieb er noch einmal stehen, nahm seinen Hut ab und sagte: Ich bitte um Verzeihung, Captain Wilson, Sie haben nicht bestimmt, ob ich mich auf die oberste Stenge oder auf die Kreuzhölzer des Bramsegels begeben soll. — Auf die Kreuzhölzer des Bramsegels, Herr Wohlgemuth, erwiederte der Captain. — Hans hörte hinauf, lief sich aber ganz wohlgemuth dabei Zeit, er gab seinen Stenge-Leuten, um zum Lauf zu schlpfen, auf dem Mastkorb der Stenge selbst einige abermals, um sich umzusehen, und als er endlich den bezeichneten Ort erreichte, setzte er sich nieder, holte die Kriegsartikel hervor und sah sie von neuem durch, um zu ermitteln, ob er nicht noch stärkere Argumente hätte anfinden können."

Kurz darauf wird ein neuer Charakter, der schwarze Mesty, eingeführt, der mit seinem halb negerartigen, halb Irländischen Kauderwälsch, seinen kalten Witzbrocken, denen er auf seine Zeitgenossen unter den Matrosen wirksam zu machen weiß, die Intrigue der Geschichte lebendig erhält und uns abwechselnd Lachen und Schauder erregt, bis wir ihn als Mastodonus von Forest-Hill ruhig vor Anker gegangen sehen. Wohlgemuth geräth in unzählige Wirren und Verlegenheiten, macht sich den Bootsmann zum Feinde, wird in Folge seines halbsartirigen Eigensinnes an Bord eines gefangenen Spanischen Schiffs geworfen und ärger Mißhandelt, gerettet, aus der See ins Schiff gezogen und trifft durch den Mesty's Verschmitztheit sehr geschickt herausbringen, bei welcher Gelegenheit der Kern zu der Liebes-Episode des Romans gelegt wird. Nach vielen Abenteuern gelangt er wieder auf sein Schiff zurück, an treffen Herr er ein sehr komisches Duell zu bestehen hat. Der Bootsmann wird in diesem Wassergange verwundet, und Wohlgemuth macht sich, aus Furcht vor den Folgen, mit seinem Vertrauten aus dem Staube. An der Küste von Sevilien leiden sie Schiffbruch und treffen durch einen glücklichen Zufall auf dieselbe Spanische Dame, die des Herrn Schiffsfährliche Augenstern werden soll. Hier wird etwas Italiänische Romantik in diese dunkelste aller Geschichten verwoben. Die nächsten Scenen spielen zu Teinan, wo Hans Wohlgemuth große Zunahme an Weisheit zeigt, indem er seinen Freund davor behütet, in das Garn eines Mohren-Mädchens zu gerathen und eine ernstliche Ehe mit dieser Schönen zu schließen, in die er sich fast nach Art von „Tausend und eine Nacht" verliebt hatte. Im dritten Bande häufen sich die Abenteuer noch mehr; der Held findet eine Gelegenheit, seinen Gebieter, mit es einem Helden ziemt, bei einem nächtlichen Angriff, den ein Trupp befreiter Gefangen-Sklaven und ein rachsüchtiger Verwandter auf das Haus ihres Bedrunnds machen, das Leben zu retten. Endlich, nach so vielen Querzügen und Fährlichkeiten, kehrt Herr Wohlgemuth, so ziemlich von der Rothwendigkeit der Mannszucht und Subordination überzeugt, nach Hause zurück und heirathet seine schöne Katholikin Agnes, wobei er noch einmal sein Dauerschlafbedürfniß beweist, indem er in einem Kapee abfegelt, um sich seine Braut zu holen. Einzelne Scenen aus dieser an Begebenheiten so reichen Geschichte lassen sich nicht gut aus dem Zusammenhange herausnehmen; wir haben daher blos einige oberflächlichen Abriß von dem Ganzen gegeben und verweisen den Leser auf das Buch selbst, wenn er an einer lustigen Unterhaltung Vergnügen findet.

Italien.

Subiaco und seine Bewohner.

(Schluß.)

Der Sacro-Speco ist ein von den Bergbewohnern sehr verehrter Wallfahrtsort; wenn man, wie ich, gerade eines Sonntags dort anlangt, so kann man Zeuge der anfrichtigen, doch höchst abergläubischen Religiosität dieser ehrlichen Leute sein. Obgleich es ein Festtag war, so hatten sich doch vom frühen Morgen an mehrere hundert Männer und Frauen nach dem Kloster begeben; es war eine Menge wissen bis zum Abend nicht ob, viele kommen gehn bis zwölf Meilen weit herbei; sie haben die nöthigen Lebensmittel bei sich, und eine ganze Anzahl bringt die Nacht dort zu. Die Pforte erlauben ihnen, sich in den Vorhallen der Kirchen niederzulassen. Gewöhnlich steigen sie die in die unterste Kapelle hinab, die mit den anderen nur durch lange Stiegen zusammenhängt, und rutschen dann auf ihren Knieen bis zum höchsten Altar hinauf. Sie beten fortwährend mit der größten Andacht, ohne zu ahnen, daß sie den Neugierigen, welche diese heiligen Oerter und ganz anderen Gründen besuchen, auffallend scheu können, und Seelenreinheit und fester Glaube war ihren einfachen Physiognomieen aufgeprägt. Hoffnung und Ergebung sprach sich in ihren Zügen aus, denn ein Theil dieser stummen Uebungen war ihnen als Buße für ihre Sünden auferlegt. Wir gingen mitten unter ihnen, ohne sie zu stören, ohne daß sie unsere sprzliche Gleichgültigkeit beachteten, denn sie empfindet, ohne zu wissen, daß sie den Neugierigen, welche diese heiligen Oerter aus

Einfluß der Städte gelitten. Bürgerliche Freiheit und Gleichheit herrscht überall, und mehr verlangen sie nicht.

In Italien ist die Verschiedenartigkeit so groß, daß sich fast bei jedem Schritte Gewohnheiten und Charaktere ganz und gar verändern. Die Männer sind fast überall gleich gekleidet, die Trachten der Frauen hingegen wechseln mit jeder Lokalität. Ihre gewöhnliche Kopfbedeckung ist der weiße leinene Schleier, der, ein Viereck bildend, horizontal auf dem Kopfe befestigt ist, und dessen Seiten in Falten auf Schultern und Nacken herabfallen; nichts ist anmuthiger und reizlicher. Diese schönen Italiänischen Figuren erscheinen wie eingerahmt unter diesem Schleier, der in der That etwas Geheimnißvolles hat. Das Aeußere dieses Volkes ist mehr oft als schön, die Masse hat nichts Merkwürdiges, doch haben alle eine bestimmte, gesteckte und kräftige Physiognomie; die Frauen sind meistentheils sehr streng; nie wird Dir eine Italiänische Bäurein öffentlich irgend eine Freiheit gestatten. Sie sind von herrlichem Wuchs und haben edle, gerade Köpfe und Schultern, und obgleich im Allgemeinen sehr wenig bemittelt, tragen sie sich doch sehr reinlich und sehen nicht so von Arbeit abgehärtet aus wie unsere Bäuerinnen. In Subiaco wohnt man bei einem Französischen Kochkünstler, der eine Bäurein aus der Umgegend geheirathet hat, die sehr schön und klug ist.

Der Tanz des Landes, den man im ganzen südlichen Italien sieht, ist die Saltarella; sie ist bewundernd, anmuthig, lebhaft und leidenschaftlich; doch taugt man in Italien wenig, weil das Volk im Allgemeinen nachdenkend und ernst ist. Die Beile-Musik ist sehr einförmig, die Melodie der Saltarella wiederholt sich unaufhörlich.

Der Bewohner der Römischen Gebirge gleicht dem der Abruzzen; Freimüthigkeit, Raubheit, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft sind die Hauptzüge seines Charakters; er sucht die Fremden auf und kommt mißtrauisch ihren Wünschen zuvor; er erkennt keinen Oberherrn an, und kaum begreift er, was eine Regierung zu bedeuten habe; ohne einen klaren Begriff von Gleichheit zu haben, ist er der größte Demokrat in Europa; er duzt Dich gewöhnlich. Ohne Dich zu kennen, fordert er eine Prise Tabak oder nimmt sie aus Deiner Dose, indem er bloß versmesso sagt. Nie hat ein Titel Eindruck auf ihn gemacht. Gleichheit giebt es eine Aristokratie im Römischen Staat, wenigstens wird sie durch die Majorate in einigen Familien noch erhalten, faktisch aber ist keine zu sehen. Die Aristokratie beschränkt sich auf die Fürsten, die, persönlich betrachtet, eher Diener als Herren sind und gar kein Ansehen genießen.

Bei unserer Ankunft in Subiaco sahen wir einen jungen Priester aus der Kirche kommen, wo er zum ersten Male die Messe gelesen hatte; seine Freunde und Verwandte, die ihn mit Blumen geschmückt hatten und ihm die Hände küßten, führten ihn durch Ehrenpforten von Laubwerk und unter allgemeinen Freuden-Ausdrucksungen ins väterliche Haus zurück; es war ein Fest für die Stadt und ein Tag des Ruhmes für die Familie.

Der Oberste in diesen Bergen ist der Priester, der Freund aller Familien, derjenige, welcher die Geschäfte der Menge theilt; zwischen ihm und seiner Heerde waltet vollkommene Einigkeit. Diese Einigkeit zwischen Priester und Volk unter einer Theokratie hat sicherlich zu den verschienden demokratischen Gesinnungen viel beigetragen. Nichts ist denselben günstiger als der Katholizismus, vorzüglich in Rom, wo man Hirten den Sitz der heiligen Vetter besteigen sah.

Die Berge des Kirchenstaats sind nicht sehr hoch, aber doch einen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt; dann sieht man sie von Rom aus den Horizont mit einer Eis-Linie umziehen, was den Anblick der Campagna noch traurieger und schöner macht. Die Boden der Thäler ist fast nur allein nebar, den meisten der Höhen fehlt es an gutem Erdreich. Die höchsten Gipfel sind, wie auf der ganzen Apenninen-Kette, ohne Bäume und ohne Gras, obgleich kein einziges so hoch ist, daß die zu verdünnte Atmosphäre jede Vegetation unmöglich machte.

Die weissen der hohen Bergrücken sind mit Dörfern gekrönt, die wie Falken-Nester daran hängen; das alte lehnsherrliche Schloß des herrscht jede Häuser-Gruppe; doch ist es überall nur noch eine Ruine, denn das Lehnswesen*) wurde durch unsere Zeit zerbrochen, wo es in ganz Europa zusammenstürzte. Aber wenn auch das Lehnswesen nicht mehr bestehet, so stellte sich doch fest sehr bald die Ordnung fest; die Zeit, wo Räuberbanden das Land durchstreiften, ist noch nicht so fern, als daß die Ackerbauer es wagten, in die Ebene hinabzusteigen: sie bewohnen meist alle ganz unzugängliche Orte. Hier drängt sich eine sehr zahlreiche Bevölkerung zusammen; auf einem Bergrücken, den die Maisähren kaum zu erklimmen vermögen, und wo man vor vierzig Jahren die Regierung kaum dem Namen nach kannte, wohnen 1500 bis 3000 Personen zusammen. Viele dieser luftigen Dörfer haben Thore, die noch vor kurzem des Nachts drei Kanonenschüsse irgend einer Gefahr sich schlossen.

Nur wenige Häuser stehen einsam, und alle sind von neuerer Bauart. Die höchsten Dörfer thürmen sich mitten unter unfruchtbaren Felsen auf; die Hirten leben nur von dem Ertrage ihrer Heerden; während der Aerndtezeit gehen sie auch wohl, um zu mähen, in die Römische Campagna oder in die Pontinischen Sümpfe. Wo man aber nur die Schaufel oder den Pflug zu brauchen vermag, ist die Erde angebaut. Die Kultur ist ungefähr dieselbe, wie man sie auf der ganzen Apenninen-Kette antrifft: Olivenbäume, Weinreben, die sich wie Ulmen emporranken, Korn, Hafer und Mais; wenig künstlich angelegte Wiesen und gar keine Kartoffeln. Die Heerden leben beständig auf ihren Weideplätzen. Diese Art des Anbaus erfordert mühselige Anstrengungen und ist ziemlich fehlbar, denn ein großer Theil des Erdreichs am Abhange der Berge muß durch Terrassen unterstützt werden; doch reicht sein Ertrag hin, den Ackerbauer hinreichend zu ernähren. Dieser Letztere ist selten Eigenthümer, zuweilen besitzt er wohl ein Haus oder ein kleines Kapital, die Pacht-Bedingungen sind aber durchgängig sehr mäßig. Man schließt oft Erbpachten ab, die drei Generationen hindurch in Kraft bleiben; die Kolonisten geben nur das Viertel ihres reinen Ertrages ab und zahlen niemals Abgaben. Die übrigen nun in todter Hand befindlichen Besitzungen werden auf Kosten der Eigenthümer durch Arbeits-Aufseher bestellt, und das ist gewiß die schlechteste Verwaltungsart, sowohl für den Boden wie für den allgemeinen Wohlstand. Alles, was nicht Besitz der Mönche oder Fideï-Kommiß ist, gehört der Mittel-Klasse.

Die Mal-Aria allein verhindert die Römische Campagna, sich desselben Wohlstandes zu erfreuen; die Geschichte der Mal-Aria und die Mittel zu ihrer Zerstörung würden ein interessantes Werk ausmachen. In jedem anderen Lande wäre sie wahrscheinlich schon längst aus den Umgebungen der Hauptstadt verschwunden, aber dazu sind Kapitalien und eine umsichtige, geregelte Regierung erfoderlich. Alles, was die Päpste bis jetzt gethan haben, ist erfolglos geblieben. Wie viel andere Gegenden Italiens, in Toskana und in Neapel, sind noch von dieser Plage heimgesucht. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß im siebenten Theil der Halbinsel diese übrliche Geißel herrscht.

Von Magnoncourt.

Bibliographie.

Amalia e Lodovico. — Historische Novelle von Giuseppe Bolle. — Venedig.

L'amicizia tradita. (Verrathene Freundschaft) Drama in 3 Akten, von P. F. — Mailand.

Mannigfaltiges.

— Die Frauen der Englischen Legion in Spanien. Die Proben von dem schönen Geschlecht Großbritaniens, welche von der Legion mit herübergebracht wurden, konnten wahrlich den Spaniern keine hohe Begriffe von Weiblicher Frauenzimmer einflößen. Ihr zerlumptes Aeußere, mit den schmutzigen Strebhölzen und verdudelten Nachtmützen, reichte hin, die sauberen Seifensud in Stannen zu versetzen und ihnen die wiederholte Frage abzunöthigen, ob denn alle Frauen in England wie diese wären? Die Haufen unbeschuhter Bewohnerinnen von Grünen Insel, die mit den Fußbekleidungen der Legionairen verbrüdert sind, über alle Beschreibung erhaben, und die Figur, welche sie als Nachzügler eines Bataillons auf dem Marsche spielten, eine Pyramide von Kindern auf ihrem Rücken und ein Paar auf jeder Seite einherstrippend, war eine gar zu merkwürdige Erscheinung für die Einwohnerern, von denen sie zuletzt als ein regimäßiges, uniformirtes Weiblichkeit der Britischen Legion oder als eine übergählige Weiber- und Waschfrauen-Compagnie eines jeden Regiments betrachtet wurden. Nicht es diese Zahl von Weibern, die jeglichen Transport begleitete, unterwegs aufstellte, sich Lebensmittel zu verschaffen, das ist unerklärlich, denn weil ihre Anwesenheit bei den Truppen gegen den Befehl war, so betrauen sie keine Rationen verabreicht und waren ganz ohne Geld, da sie seit den letzten sechs Wochen von ihren Männern keines hatten erhalten können. Und doch humpelten sie alle mit fort durch Dick und Dünn, in gutem und schlechtem Wetter, so manche beschwerliche Meile, mit leichten Herzen und rothen Wangen, trotz Befehlen des Generals oder zu Trotz bietend, die den wachsenden Plagen des Marsches, bis sie endlich die Genugthuung hatten, in die Thore von Bilteria einzuziehen. Wahrlich, wenn Irland seine Männer werbe, so könnten seine Weiber sich erheben und für die Sache ihres Vaterlandes kämpfen.

(Twelve Months in the British Legion.)

— Handschuh-Verdruch eines Gentleman. Der älteste Sohn eines nicht sehr reichen Lords bemerkte, als er im Begriff stand, sich zu verwählen, er fühle jetzt die Nothwendigkeit einer Beschränkung seiner persönlichen Ausgaben. Man fragte ihn, wie er das machen wolle? Er sprach: „O, ich kann an vielen Dingen etwas ersparen, zum Beispiel den Handschuhverdruch; denn bis jetzt habe ich täglich im Durchschnitt fünf Paar verbraucht." — „Wie ist dies möglich?" — „Das sollen Sie gleich erfahren: ich gehe aus, und meine Handschuhe werden schmutzig; ich reite aus, und sie sind ruinirt; ich gehe dann zum Diner und muß also ein neues Paar haben; am Abend ist Ball, und da gebrauche ich wenigstens zwei neue Paar." (L. P.)

— Kluge Vorsicht. Ein Italiänischer Komponist, der seinen Tod nahe glaubte, ließ einen Beichtvater kommen, um die letzten Verfügungen der Religion aus seinen Händen zu empfangen. Dieser wollte dem Kranken nicht ehe Absolution verstatten, bis er eine neue Oper, sein Meisterstück, den Flammen preisgegeben. Nach langem Seelenkampfe entschloß sich der Patient zu diesem letzten Opfer und empfing die gewünschte Absolution. Als das Uebel endlich weder Erwarten eine günstige Wendung nahm, kamen seine Freunde und wünschten ihm Glück; doch konnten sie nicht umhin, ein paar Vorwürfe darüber einfließen zu lassen, daß er seinen Ruf in die Einsicht — der obendrein unwohlig gewesen — so thener bezahlt habe. Da langte der Rekonvalescent mit pfiffiger Miene unter seinem Kopfkissen eine vollständige Kopie des gespeerten Werkes hervor und sagte: „Glaubt Ihr etwa, ich würde mich von dem Original getrennt haben, bevor ich für eine Abschrift gesorgt hätte?" (L. P.)

*) Das Lehnswesen hat in Italien nur im Königreiche Neapel, durch die Anstellung der Normannen, bestanden. Hier wird also des Lehnswesens nicht als einer Institution, sondern als einer Epoche gedacht, wo Kraft und Bewalt allein herrschten; diesem Zustand der Dinge wurde durch die Päpste Alexander VI. und Sixtus V. ein Ende gemacht.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Ztg. Hr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Montag den 17. Oktober 1836.

Polen.

Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—34.

Nach der Polnischen Zeitschrift Pamiętnik powszechny.

Die sonst, zu den Zeiten König Siegmund's, so glänzende Polnische Literatur fing erst, nach ihrem Falle um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, unter der Regierung des Königs Stanislaus August von neuem an, sich zu erheben; doch konnte ihre Erhebung durch die damals allgemein gewordene Nachahmung der in ganz Europa als Muster aufgestellten Französischen Literatur nicht eben sehr begünstigt werden; zu, um die Wahrheit zu gestehen, diese erreichte sie nicht wenig zum Nachtheil. Nach dieser Zeit erfolgt nach Auflösung des Polnischen Staatsverbandes allgemeines Verstummen. Die Polen singen nun an, meist in Französischer Sprache zu schreiben. Erst um das Jahr 1815 befreit sich die Polnische Literatur von den Fesseln der Französischen und erhebt sich von neuem. Unleugbar hatte, unter anderen Umständen, die damals in schnellem Wachsthum begriffene nachbarliche Deutsche Literatur einen nicht geringen Einfluß auf die eben erst mit eigenen Kräften sich zu bewegen beginnenden Geister; es traten bald ausgezeichnete Talente auf, und insbesondere erhob sich die Poesie zu einer erfreulichen Stufe. Doch es ist nicht unser Zweck, hier eine historische Abhandlung über die Polnische Literatur zu geben; wir sind zufrieden, wenn wir nach Ebronzen-Art eine Uebersicht derselben vom Jahre 1832 bis auf die neueste Zeit mittheilen können, um wir werden uns im Folgenden nach Möglichkeit bemühen, diese uns selbst vorgezeichnete Schranke nicht zu überschreiten. Es versteht sich leicht von selbst, daß diese Uebersicht nicht vollständig seyn kann, daß manches Werk aus dieser Zeit unerwähnt bleiben wird, theils weil es uns selbst, theils einen zu geringen Werth besitzt, theils aus anderen wichtigen Rücksichten. Bei manchen ausgezeichneten werden wir verzeichnet länger verweilen; die Ergänzung des Uebrigen mag der Zukunft überlassen bleiben.

In dem erwähnten Zeitraume erschien nicht nur kein neues Journal, welches sich mit dem Stande der Literatur beschäftigte, sondern es hörten auch die früheren zu erscheinen auf. Die Krakauer Wochenschrift, welche neben politischen Gegenständen auch mit der Literatur sich beschäftigte, vermochte kaum, sich sechs Monate zu halten, und die von Offelinski gestiftete Zeitschrift für Wissenschaft hörte nach dem achten Hefte auf zu erscheinen. Nur in der Petersburger Wochenschrift sind in den Lemberger Mannigfaltigkeiten fanden noch Nachrichten über die neuesten Produkte der Polnischen Literatur ihre Stelle. In die Reihe anderer zu jener Zeit erschienenen Zeitschriften gehören: das allgemeine Magazin, die malerischen Reisen, das Haus- Museum, Meyer's Universum, Journal für Kinder (in Warschau), der Volksfreund (in Lissa), welche, außer dem letzteren, größtentheils Uebersetzungen oder Nachahmungen ausländischer Zeitschriften, des Penny Magazine, Magasin Pittoresque u. a. waren, mit der Tendenz, gemeinliche und nützliche Wahrheiten allgemein zu verbreiten, und man kann wohl sagen, daß diese Absicht nicht ohne einige Empfindung war.

Zu den halbperiodischen Schriften gehören unter die Wilnaer Zeitbilder und gelebten Unterhaltungen, davon (bis zum Jahre 1835) drei Theile erschienen sind. Jeder Theil bildet ein Ganzes; die Zahl der noch folgenden und die Frist der Nacheinanderfolge sind unbestimmt. Die Gegenstände dieser Sammlung sind Uebersetzungen im Felde der Kritik und anderer wissenschaftlichen Zweige ausgezeichneter Schriftsteller. Mit Vergnügen können wir, so viel möglich die Materialien, welche diese Schrift bieten, nur Uebersetzungen sind, diese dennoch bei den Uebersetzern ein sehr gereiftes Urtheil über den Stand der heutigen Europäischen Literatur und den besten, reinsten Willen, die Nation auf guter Bahn zu leiten, voraussetzen lassen. Der Zitterliche und leichte Theil enthält: Betrachtungen über den Stand der gegenwärtigen Französischen Literatur; Ring, Wilh. Schlegel's erste Neigung über die dramatische Kunst; Bemerkungen über Nachrichten über das Leben; über den Geist der Musik; literarische Abende, oder die Dichter-Gesellschaft; vom gegenwärtigen Stande der Böhmischen Literatur. Die biographische Abtheilung enthält: die Biographien von Goethe, Aug. Wilh. Schlegel, Zacharias Werner, Emmanuel Kant; lauter würdige Gegenstände, sowohl der Sache nach, als der Art nach, sie zu betrachten. Der Rest jedes Bandes enthält Mannigfaltiges und ist meist kritischen Mittheilungen über die neu herausgekommenen Werke auf dem Gebiete Polnischer Zunge gewidmet; letzteres bildet einen nicht wenig schätzbaren Theil dieser Schrift, in einer Zeit, wo man auf dergleichen Notizen wenig Werth zu legen scheint. Zuletzt müssen wir noch bemerken, daß diese Zeitbilder, wenn sie Fortgang finden sollten, wohl verdienen, allgemeiner als bis jetzt gekannt zu seyn, als eine Schrift, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, von einem allgemeinen Europäischen Standpunkte über Sachen und Menschen uns ein Urtheil zu verschaffen.

Die gleichzeitige Erscheinung von vier Polnischen Almanachen für das Jahr 1834 verdient um so mehr einige Beachtung, da sie sich in dem nächst darauf folgenden Jahre nicht wiederholt hat.

Nach vierjähriger Unterbrechung nur Almanache mit Einemmale! Die Morgenröthe in Warschau, Zniez in Wilna, Ziewonia in Lemberg, Marzanna in Breslau. Es ist dies eine, wie es scheint, erfreuliche Erscheinung in der Polnischen Literatur, die wohl verdient, daß man darüber einige Betrachtungen anstelle.

Es wäre überflüssig, diese Almanache einer genauern Prüfung zu unterwerfen; interessanter möchte es seyn, Einiges über den in jedem derselben waltenden Geist zu bemerken; vielleicht gelingt es uns, einige Strahlen aufzufassen, die nicht nur über die Gegenwart, sondern auch über die Zukunft der Polnischen Literatur einiges Licht werfen. Von diesen Almanachen aufgefaßt, hat jeder dieser Almanache einen entschiedenen Charakter. Den wenigsten Werth in Hinsicht des Talents und der Sprache haben die Produkte des Breslauer Almanachs, der Marzanna; dabei ist zu bemerken, daß es meistens Uebersetzungen sind.

Dennoch verrathen die Serbischen Lieder und das Märchen von der Marzanna Elemente echt Slawischen Geistes und geben ein Zeugniß, daß die Verfasser dieses Almanachs gewissermaßen instinktartig den rechten Weg, den die Polnische Literatur einzuschlagen hat, getroffen haben, Uebrigens zeigt sich in diesem Almanache Slawischer und Deutscher Geist auf ähnliche Art gemischt, wie in dem Lande, dessen Boden er entpressen ist.

Der Wilnaer Zniez enthält, den Titel etwa ausgenommen, nichts Litthauisches. Doch darauf, könnte Jemand sagen, könnte's eben nicht an: wohl! aber der Zniez enthält auch nichts Vorzügliches, als einige Uebersetzungen aus ausgezeichneten Dichtern des Auslandes, und ein Lebensbild Karpinski's, aus einem von ihm selbst geschriebenen Werke. Diese Nebelt Karpinski's ist eine wahre Zierde des Wilnaer Almanachs und kann, obgleich in prosaischer Form, als die schönste und naturgemeinste feiner Idyllen betrachtet werden. Für andere Dichtungen dieses Almanachs wäre vielleicht das beste Lob, wenn man darüber schweigen könnte. Hier begegnet uns wieder die unglückselige Talimene gleich einem Vampir, der sich des Gähnens der Leser nicht genug ergötzen kann, und seit Jahren wohlbekannt aus den Seufzern des allerunglückseligsten Emrod; hier finden wir in überschwenglich verliebten Reimereien neuer Dichter nun aufgeblühte Spuren des Mickiewicz, Odyniec, Korsak u. A., als sie noch in Kinderschuhen herumgingen, und welche Spuren längst von allerlei Unkraut überwachsen sind sollten. Wer allem uns abgezwungenen sardonischen Lächeln fühlen wir doch einen wahrhaften Schmerz, dazu in unseren Herzen, daß eben solche neuaufgehende Talente nicht im Stande gewesen, diese Formen der schon abgenutzten Sentimentalität abzuschälen und sie ihr jungfräuliches Gesicht etwas angemessenteres in der Litthauischen Natur aufsuchen. Wenn die Göttin der Dichtkunst sie nicht von ihrem Pfade abführt, so bereitet euch nur ihr Leser auf eine neue Epoche der Empfindsamkeit.

Wei der Warschauer Jutrzenka (Morgenstern, Morgenröthe) kann man nun wieder leichen Athem schöpfen. Wer möchte sich nicht erfreicht fühlen durch die Episode vom Sadiwa aus dem Indischen Mahabarata, voll der reinsten, einfachsten, großartigsten Poesie, so wie es das ganz damalige feige Mittelalter gewesen, Schlegel, Schiller heraldend, mit das glückliche Klima Indiens; wer möchte sich durch die lieblichen Poesien des Kasimir von Krosowka nicht erheitert fühlen, wo Jemde zwischen Thränen erlöschter Sehnsucht hervorlacht, durch diese von wildem stillem Lichte durchglühten Poesien, wo aus dem tiefsten Grunde der offenen Seele sanfte Gefühle hervorleuchten. Außer den Poesien dieses längst allgemein beliebten Dichters findet sich hier noch von bekannten und Lübtischen Frauen unter dem Titel: Schönheit und Erhabenheit, eine äußerst werthvolle Arbeit, sowohl in Hinsicht des Gegenstandes als in Hinsicht der Behandlungsweise. Auch die Beiträge anderer Schriftsteller sind von der Art, daß die Harmonie des Ganzen dieses Almanachs nicht gestört wird. So unter anderen die Metamorphosen von Minasewicz. Von Erzählungen finden wir hier: die Zugendjahre Kopernik's, ferner biographische Notizen über Walter Scott, endlich eine Erzählung unter dem Titel: die weiblichen Seelen und Hände.

Von allen diesen drei Almanachen unterscheidet sich entschieden die von Lielewski in Lemberg herausgegebene Ziewonia durch ihr echt

Digitized by Google

Slawisch-Polnisches Gebräge. Alles, was dieser Almanach enthält, ist vaterländisch oder stammverwandt. Man findet darin fleißige Gemälder aus verschiedenen Epochen der Polnischen Geschichte und malerischer Beschreibungen verschiedener Gegenden Polnischer Länder. Es finden sich da mehrere Dichtungen, die ihrer schon an sich einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben, ihrer von ihren Urhebern eine schöne Hoffnung erregen; ausgezeichnet vor anderen ist ein Bruchstück aus Sobotka, einem Gedichte von Goszczynski; trefflich sind die dichterischen Schöpfungen eines Wagniuszewski, Siemieński und des Herausgebers selbst. Es wäre für den Glanz und das Wachsthum der National-Literatur wohl wünschenswerth, daß der Strahlen dieser Gestirnbereits noch ferner in gleicher Weise sich fortsetzen und ausbreiten möchten. Nur bleibt es uns unerklärlich, was in dem dort beliebten Zusammenstellung die orientalischen Perseten bedeuten sollen.

Wenn wir nun diese vier Almanache in Bezug auf ihren innern Gehalt zusammenstellen und mit einander vergleichen, so geht von selbst das Resultat hervor, daß Ziewonia ein echt Polnischer Almanach ist, der Kranz enthält, welche die Zukunft der Literatur verschönern; die Jutrzenka ist ein Einstellen, der mit seinen unglücklichen Schicksalen und religiösen Betrachtungen seiner Nationalität angehört, und die Marzanna ist ein unwahrscheinliches Kind, welches vielleicht doch zur Reife der Mannheit gedeihen wird, wenn es nicht frühzeitig verschleicht. Endlich hat jeder dieser Almanache seinen eigenen Werth, selbst die Marzanna durch ihre schönen Stahlstiche.

Bei Erwanzigung populärer Kenntnisse, deren Bestimmung ist, denjenigen Theil des Volkes mit Lektüre zu versehen, der den noch einer besonderen Leseferzigkeit das Bedürfniß einleitt, dieses Mittels zur Erweiterung der Kenntnisse sich zu bedienen, spielen die Volks-Kalender eine wichtige Rolle; es ist daher längst ein allgemeiner Wunsch, daß diese Art Volks-Literatur die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die Ausrottung schädlicher und lächerlicher Vorurtheile zum Ziele habe. Ich theile sowohl, der sich schon durch mehrere eigene Werke und Uebersetzungen einen rühmlichen Namen erworben, herausgegebene Kalender auf das Jahr 1835 übertrifft sogar alle Erwartung. Zu dem eleganten Kalender tragen noch die beigefügten artigen Kupferstiche bei; das Buch selbst enthält eine große Zahl nützlicher Kenntnisse; in dem eigentlichen chronologischen Theil ist in Sinten-Reimungen Rath den sonst gebräuchliche ungereimten Sätzen über heiteres und regniges Wetter ein Wald- und Garten-Kalender eingeschaltet mit allgemeinen aus der Erfahrung entnommenen Sätzen über Witterungskunde. Der Verfasser hat die Ausgabe des Kalenders: zur Ausrottung der Volks-Vorurtheile beigenommen, sehr wohl begriffen und aufgestellt.

Herr Stanislaus Wiegleb hat einen Krakauer Wegweiser für das Jahr 1835 auf seine eigenen Kosten herausgegeben. Es findet sich darin außer den Notizen, die in einem solchen Buche gewöhnlich enthalten sind, ein sehr zweckmäßig zusammengestellter, historisch-statistischer Abriß Krakaus und seiner Umgebungen, ferner ein Anzeiger der verschiedenen Kaufmagazine, Gewölbe, Fabriken, Werkstätten u. s. w. außerdem viele sehr interessante vermischte Bemerkungen über die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Dufaveł's, des verschütteten Arbeiters, unterirdischer Aufenthalt. Von ihm selbst erzählt*).

Ich befand mich selbst um sieben Uhr eben am Brunnen, als einer meiner Gefährten, der eiligst herauslief, mir sagte, daß sogleich ein Einsturz erfolgen würde. Der Brunnen war zweiundsechzig Fuß tief und in losem Sande gegraben. Es war, erwiderte ich, ich werde wohl noch Zeit genug haben, um meine Benne (eine Art Trog) heraufzuholen, und ich hielt mich auf. Meine Worte rissen Wegen hörte ich schon große Steine fallen; dreßenumgrachter hielt ich meinem Verstand treu und langte unten an; ich legte zwei Bretter in meine Benne und setzte den Fuß darauf, um hinaufzusteigen, als ich etwas über mir krachen hörte; ich sah hin und bemerkte, daß fünf Trommeln (Zimmerungen) des Brunnens mit einem Male brachen. Ich schrie laut auf, aber in demselben Augenblick wurde ich durch den Einsturz verschüttet und sah nichts mehr.

Der unteren Zimmerungen waren nach oben, die oberen nach unten zusammengestürzt, und dadurch wurde der Sand, der sich auf den stützenden Brettern anhäufte, über meinem Kopf aufgehalten.

Meine Benne, noch an den Stricke befestigt, vermittelst dessen ich hinuntergestiegen, war ein wenig gegen mein linkes Bein angerückt. Der Raum, worin ich mich eingeschlossen befand, war an ersten Tage ungefähr sieben Fuß hoch, nach und nach aber verkleinerte er sich bedeutend, und vom dritten Tage an wurde ich durch die Bretter und des Erdreiches, welches sie, trugen, in der peinlichen Stellung gezwungen, in der ich die folgenden elf Tage bis zu meiner Befreiung verharren mußte. Meine Gefährten, die eben gehlieben waren, gegen an dem Seile, weil sie mich durch dieses Mittel retten zu können glaubten; meiner Benne ebeb sich bis zu den Brettern, die den Einsturz aufhielten, und als man von neuem sich anstrengte, sie hinaufzuziehen, erschütterte der gegen die Bretter gepreßte Trog diese so sehr, daß Erde hindurchfiel; ich sah nun wohl ein, daß man ihn nicht in die Höhe ziehen könnte; die Kraft von zwanzig Ochsen würde dazu noch nicht hinreichend haben.

Meine armen Gefährten mußten mich wohl für verloren halten, denn sie hörten auf, am Seile zu ziehen. (Da sie solchen Widerstand fanden, verließen die verzweifelnden Arbeiter in der That den Brunnen und hielten Dufavel für unrettbar verloren.) Nun zog ich es zu mir heraus und wickelte es um die Brane, aus Furcht, sie möchten einen zweiten Versuch der Art unternehmen. Bald fingen sie auch den neuen an, und da ich merkte, daß der Strick wieder in die Höhe stieg, so schnitt ich ihn mit meinem Messer ab, bevor noch die Benne wieder gegen die Bretter stoßen konnte. (Folgender Umstand führte zur Befreiung Dufavel's: Nachdem seine Kameraden ihn aufgegeben hatten, versuchte ein junger Mann, die Kuebel des Haspels zu drehen, und da er auch zweimaligem Drehen seinen Widerstand verspürte, so holte er die Brunnenarbeiter herbei; sie drehten auch vergeb, gegen den neuen Widerstand, den Rücken gegen das Erdreich gekehrt, und über meinem Kopfe war der Einsturz, den wo Sand und Steine auf mich herabfielen; es ist gewiß ein guter Meter davon durchgefallen.

Der Sand, der sich auf dem Boden anhäufte, umgab meine Beine; ich war genöthigt, ihn mit den Füßen fest zu treten, und so kam ich gegen meinen Willen den Brettern immer näher, der eine Schulter gegen zwei Bretter zu Zimmerung, ganz nahe, der linke Schulter zurückgedrückt, und der Kopf war auf der rechte Schulter geneigt; meine Beine waren so ziemlich frei, denn ich konnte sie bald ausstrecken; mit dem Kopfe stieß ich an die Bretter der Wölbung, die sich so wunderbar über mir gebildet hatte; während der ganzen Zeit meines Aufenthalts schlief ich um mich herum Stücke von zerbrochenen Brettern, die sich genug zu warm, um den Druck des Erdreichs zu widerstehen und den Sand abzuhalten, der mich zweifelsohne erstickt hätte.

„Aber wie war es möglich", fragte ihn der Doktor Bicquemn, „Ich Ihnen verständlich zu machen, und wie konnte die zum Athmen nöthige Luft bis zu Ihnen gelangen?"

Ich habe schon gesagt, daß über meinem Kopfe sich eine nicht sehr große Oeffnung befand, die ich zwar nicht sah, von deren Vorhandensein mich aber der durchdringende Strahl überzeugte. Stundenweis früh um zwei Uhr hörte ich, daß man mich von oben rief. Ich antwortete: Suchet nur recht an der Seite, wo ich mich befinde, es ist die Seite des Kirchthums (dieser Kirchthurm steht dicht bei der Oeffnung des Brunnens), es muß da ein Loch sein, denn der Sand fällt wie durch einen Trichter hindurch. (Seine Combination und seine Schlußfolgerung waren ganz richtig; man stellte das eine Leiter, und so kam ihm frische Luft zu, und nur durch diese Oeffnung konnte man mit ihm verkehren und ihm Lebensmittel zukommen lassen. Sie war groß genug, um eine kleine Flasche hindurchzulassen, und in einem solchen Gefäße ließ man ihm denn auch Bouillon, Wein und dergleichen hinab. In der Zeige verengte sich, wie man hören wird, der Einsang dieses Loches, doch dieser Zufall, der ihm seine letzte Hoffnung zu rauben schien, konnte seinen bewunderungswürdigen Muth nicht schwächen.)

Als man die Oeffnung aufgefunden hatte, sprach man mit mir; ich rief ihnen zu, daß ich guten Muthes sey und mich wohl befinde, daß man aber sehr behutsam verfahren müsse, weil unaufhörlich ein Sandregen auf meinen Kopf falle. Ich zerschnitt meine Kleider und versuchte mit Hülfe meines Messers, die Stücke in die Oeffnung zu stopfen, durch die der Sand herabfiel. Sobald man mir durch das Loch verstehen konnte, forderte ich zu trinken; mich hungerte sehr, aber der Durst war noch quälender; ich verlangte, man solle einen Bindfaden herabsassen, und ich befestigte daran meine Börse und meine Uhrringe, damit man sie meiner Frau zustellen könne; man zog sie hinauf, und ich war erdig.

Gegen Sonnabend um sechs Uhr Abends erhielt ich zum ersten Mal zu trinken; sechsundvierzig Stunden waren ungefähr seit dem Einsturz verstrichen; man ließ mir ein Fläschchen mit einem sehr guten Getränk zukommen, das mir auch sehr wohl that, nur war die Dosis zu klein. Am Sonntag lief man mir Wein und Bouillon in Flaschen herunter, das war aber Alles nicht hinreichend, meinen Hunger zu stillen, und es fiel mir ein, die Pfropfen zu essen. (Man bemerkte wirklich, daß Dufavel seine Pfropfen wieder zurückschickte, und da man ihm Fleisch, den er davon machte, reichte, so pfropfte man die Flasche nicht mehr.) Die Beutelleu, die ich fernerhin erhielt, hatten keine Stöpsel mehr, sondern waren mit Weinblättern zugemacht, die ich auch alle aufaß, weil mir Hoel wurde; sobald ich nur einige Zeit zubrachte, ohne etwas zu genießen.

*) Obgleich das Wesentlichste von diesem Ereignis, das sich kürzlich zu Lyon zugetragen und so glücklich geendet hat, bereits in der Staats-Zeitung (s. die Nr. 265 sqq.), so wie die Nachrichten darüber eingingen, nach und nach mitgetheilt worden, so wird man doch bei der allgemeinen Theilnahme, die das Schicksal Dufavel's erregt hat, obige zusammengetragene Schilderung, die das Wahrer über die Sache enthält und einer von dem Doktor Bicquemn herausgegebenen Broschüre über das Einstürzen des Brunnens entlehnt ist, gewiß nicht ohne Interesse lesen. Diese Broschüre, die ein vom Lieutenant Baron verfasster Bericht über die Arbeiten der Ingenieure beigefügt ist, wird in Frankreich zum Besten Dufavel's verkauft. Der oben mitgetheilte Aufsatz wird die deutsche Uebersetzung von den Leiden des jungen Mannes geben, da dieser selbst es ist, der hier seine Katastrophe und die an ihn gerichteten Fragen erzählt.

Digitized by Google

„Sind Sie während dieser vierzehn Tage krank gewesen", fragte ihn Herr Bienbenu, „denn wenn sagte oft, Sie litten an Kopfschmerz; ja, man sagte selbst hinzu, Sie seien ohne Willens, sich zu rühren, weil Sie sich doch für verloren hielten?"

O nein, erwiederte Dufavel, ich war immer fest von meiner Rettung überzeugt; ich litt nur an Kopfschmerz, wenn ich zu lange ohne Nahrung blieb. Am Donnerstag, dem siebenten Tage, ließ man mir kalte Bouillon bereiten, die mir Abends verursachte. Während der Abwesenheit des Doktor Chivard hatte man diesen armen Teufel gegen die dem Kranken verordnete Diät begangen. Herr Chivard sandte mir Arzenei, und in zwei Tagen war ich wieder hergestellt. Ich erhielt auch eine Flasche Kölnischen Wassers; der Geruch derselben war aber zu stark, er belästigte mich und steigerte nur meinen Kopfschmerz. Am großen Zehen des rechten Fußes bekam ich eine Wasserblase, die ich mit meinem Messer öffnete und die mir weiter keine Schmerzen verursachte.

„Da man mit Ihnen sprechen konnte", sagte der Doktor, „und da man Ihnen durch das Loch Nahrungsmittel zukommen ließ, so konnten Sie auch wohl das Tageslicht sehen?"

Nein, denn obgleich das Loch sich über meinem Kopfe befand, so hatte sich über demselben noch eine Art Gang durch das Holzwerk der Zimmerungen in Form eines S gebildet, der auf die andere Seite des Brunnens hätte gehen müssen, weil von dort das Licht hineinfiel. Ich habe das von meinem Bette aus ersehen, der hinunterstieg. Von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr glaubte ich wohl einen weniger dunklern Punkt zu bemerken, aber er war nur von sehr geringer Bedeutung.

„Da Sie nicht sahen", fragte Herr Bienbenu, „wie konnten Sie da die Tage zählen?"

Ich zählte die Tage und Nächte mit Hülfe einer Fliege, die sich in meiner Höhle aufhielt; es mußte eine sehr große Fliege sein, denn sie summte sehr stark. Den ersten Tag hörte ich sie an meinem Kopfe herumsliegen (damals war der Raum noch groß, und ich stand aufrecht); wenn ich sie nicht mehr hörte, schlief ich, das es Nacht sei. Als man Sonntags um zwei Uhr zum ersten Male mit mir sprach, hörte ich meine Fliege erst einige Stunden früher; von denen, die hinunterstiegen, erfuhr ich, was es an der Zeit sei, und ich hatte mich nicht geirrt. Jeden der folgenden Tage kam die Fliege mit Sonnenaufgang, setzte sich auf meinen Kopf, auf meine Hände und selbst auf meine Lebensmittel; wenn sie ihr Werk vergebet hatte, verschwand sie oder summte nicht mehr, kam aber nach einigen Augenblicken wieder zurück. Ich wußte, das sie sich auf meine Lebensmittel setzte, denn sobald ich dieselben verscheuchte, hörte ich sie fortfliegen. Ich, wie oft rief ich aus: Glückliche Fliege, ich möchte wie du sein, um durch diese kleine Oeffnung davon eilen zu können! Ihre Gesellschaft war ein großer Trost für mich.

„Aber", fragte der Doktor weiter, „da Sie den Sand immer hinein einfallen sahen oder vielmehr hörten, beschrieben Sie nicht, das das Loch sich zuletzt ganz anfüllen und das Sie ersticken würden?"

Ja, das dachte ich wohl; darum forderte ich am Sonntage einen kleinen Sack, um Sand hinauf zu befördern. Man ließ mir auch einen engen und langen Sack hinunter, den ich mit Sand füllte und der an einem Bindfaden in die Höhe gezogen wurde. (In einem Tage füllte man mit diesem Sande vier Eimer; es waren darunter Späne, Splitter von Brettern und ein Stück des Reifs, der dem Verschlitzten hinderlich war und den er deshalb abschnitt. Einige der Späne waren mit Blut befleckt. Die jahrelangen Zuschauer stritten sich um diese neue Art von Reliquien, deren Anblick das lebhafte Interesse noch erhöhte, welches die traurige Lage des Unglücklichen einflößte.)

Am Montag, den vierten Tag vor meiner Befreiung, unterzogte man mir das fernere Hinaufschicken von Sand, weil das Durchgleiten des Sackes den oberen Sand erschütterte, so daß nur noch mehr hinabfalle, was ich auch schon bemerkt hatte. In den ersten Tagen fand ein neuer Einsturz vor meinen Augen an der andern Seite der Brunnenöffnung statt. Der Sand rieselte auf meine Füße und bedeckte den linken ganz, der dorthin ausgestreckt war. Ich nahm eins von den Brettern, die ich beim Hinuntersteigen in meine Brunn gelegt hatte, stemmte es gegen die Stelle, von wo der Sand kam, und verhinderte dieses so, bis zu mir zu gelangen; aber ich hörte ihn hinter dem Brett rinnen, und als sich dort eine Masse angesammelt hatte, bog sie das obere Ende mir einer Wölbung hin. In den ersten 2 oder 3 Nächten schlief ich auf diesen Brett quer über meine Beine gelegt, und ich stellte meine Flaschen darauf, mir auf ein Faß. Als das Brett so krumm gebogen war, hörte ich den Sand an diesem Orte nicht mehr rinnen, und ich dachte mir, der Raum sei nun angefüllt.

„Was machten Sie mit dem anderen Brett, denn Sie hatten ja zwei?"

Ich legte es hinter mich, etwas schräg geneigt; das eine Ende an einen Reif der Zimmerung gelehnt, sah ich auf dem anderen. Ich bot es an der Zimmerung ein wenig in die Höhe, wenn ich den Bedürfnissen der Natur Genüge leisten mußte.

„Obgleich der feine Sand noch immer herabfiel, so war es doch wohl nur in geringer Menge? Und seitdem Sie das Brett vor sich aufgestellt hatten, verschlossen Sie auch Ihre Ohren?"

O doch! einmal hatt ich sogar einen recht bösen Augenblick; den dritten Tag vor meiner Erlösung, den Dienstag, hörte ich Alles über mir krachen; der Sand lief zwischen dem Erdreich und den Brettern hindurch, an die ich meine linke Schulter lehnte. Die Wölbung sank fast bis sechs Zoll tiefer ein, und wenn Kopf wurde immer mehr gegen meine linke Schulter gepreßt; glücklicherweise bemerkte das Alles nur einen Augenblick, und nachher störte sich nichts mehr.

„Hörten Sie im Brunnen um sich herum arbeiten?"

Als man mir sagte, daß die Soprane vom Jugenieur-Corps hinter meinem Rücken einen Brunnen gruben, fand ich dies sehr gut, denn nur von hinten konnte man mir helfen; und sie hatten daher die rechte Stelle gewählt. Als sie im Sande zu arbeiten anfingen langes fähr zehn Fuß tief; hörte ich den ersten Stoß der Hacke und nachher alle folgende. Da der Sand nicht dicht liege und nicht so fein ist, wie der, den man zu Bauten gebraucht, so pflanzt sich der Ton besser fort. Ich hörte auch meine Kameraden, die Brunnenarbeiter, die auf der anderen Seite einen Brunnen gruben, aber nicht so deutlich, weil der Sand dort lockerer liegt und die Wörter nicht so scharf mich dieselben sind. Ich sagte auch, sie könnten nicht zu mir gelangen, weil der Brunnen vor mir mit zerbrochenen Brettern, mit Erde und Sand angefüllt war, was bei der geringsten Berührung Alles auf mich gestürzt wäre.

„Den Abend vor Ihrer Befreiung ließ man Ihnen Wein und Lebensmittel für vierundzwanzig Stunden hinab. Erregte Ihnen dies nicht einige Furcht? Man glaubte, es könne ein neuer Einsturz erfolgen, und wenn Sie nicht dadurch getödtet wurden, so hätte man Ihnen doch dadurch eine augenblickliche Erleichterung verschafft?"

Dieser Umstand hat mich nicht erschreckt. Ich dachte mir nur, daß man mir, da die Oeffnung sich verengt hatte, durch dieselbe keine Lebensmittel mehr zukommen könne, und wenn man dies jetzt für vierundzwanzig Stunden gethan habe, so hielte man diesen Zeitraum für hinreichend, um sich in den von den Ingenieurs angegebenen Gange bis zu mir hindurch zu arbeiten. Zur selben Zeit hörte ich die Soldaten reden, die an meiner Rettung arbeiteten; ich konnte ihnen antworten und hörte den Sand fallen, den sie forschaffen. Mit einem Male, als ich den Kopf ein wenig wendete, bemerkte ich Licht und erst folglich aus: Ach, ich sehe das Licht! Dieser Ausruhlist war ein förmlicher für mich, aber plötzlich löschte ich eine empfindliche Kälte, die durch den Luftzug, der nun eintrat, hervorgebracht wurde, und ich zog meinen Kopf von der Oeffnung, die man gemacht hatte, fort.

Die Lieutenant, der sich im Gange befand, rief mir zweimal zu, ihn anzusehen und mich ihm durch das Loch zu zeigen. Ich that es, aber wegen der Kälte, die ich empfand, zog ich mich schnell wieder zurück. (Die Arbeiter im Bergwerke zu Plouzit, bei St. Etienne, empfanden im Augenblick ihrer Befreiung ähnliche Leiden aus demselben Grunde.)

„Als die Oeffnung sich verengte, hatte man eine Klingel oben an Ihrem Brunnen angebracht und Ihnen den Bindfaden, an dem sie befestigt war, hinabgelassen; warum klingelten Sie so oft, wir man den Gang öffnete und Sie das Licht sehen konnten?"

Immer wegen der Kälte, die durch den Luftzug hervorgebracht wurde; ich hat, man möchte, um mich davor zu bewahren, den Brunnen, in dem ich mich befand, oben zudecken.

Der Lieutenant rief mir zu, mich ja nicht zu erkälten, denn man müsse die beiden Bretter durchsägen, gegen die ich mich anlehnte, damit ich in den Gang hineinfinde. Er beschränkte, durch das Berühren der Bretter einen neuen Einsturz zu veranlassen, aber ich sagte ihm, sie sie nicht fielen, und daß sie keinesweges als Stütze dienten. Ich fing sogleich meinerseits an, eines derselben mit meinem Messer durchzuschneiden. Das Brett war morsch, und ich kam damit leicht zu Stande, obgleich ich sehr bemüht war und das Brett sich hinter mir nehrn meiner linken Schulter befand. Die Soprane durchsägten zu gleicher Zeit das andere. Ich hat den Sergeanten, einen großen Kräftigen und ein Stück des Reifes, das ich schon abgeschnitten hatte, herauszuheben; indem ich mich rechts auf meine Hand stützte, konnte ich mich durch einige Anstrengung ein wenig auf der linke Seite umwenden. Ich versuchte es, den Kopf in den Gang zu stecken, als mich ein Sergeant lebhaft bei den Schultern fasste und mich zu sich herzog. Ich stieß einen Schrei aus: Ach, braver Ingenieur! Eine neue Anstrengung von meiner Seite brachte mich ihm noch näher, um man zog mich endlich ganz in den Gang hinein. Dort legte man mich auf Heu. Die guten Soldaten beeilten sich alle, ihre Jacken noch über die Decke zu breiten, die man für mich in Bereitschaft hatte, und bald sank ich auf einige Augenblicke in Schlaf. Ich war gerettet.

England.

Apologie der Gläubiger.

Ein Englischer Journalist, ein eben so moralischer als witziger Schriftsteller, hat die Bemerkung gemacht, daß man sich sehr übereilter Weise unter allen Ständen und Klassen darüber beschwert, den Schuldner mit andern zu bezeichnen, als: „der arme, der unglückliche Schuldner", während es von dem Gläubiger eben so einstimmig heißt: „der habsüchtige, der barbarische, der unbarmherzige Gläubiger". Ob der Schuldner mit jenen Prädikaten richtig bezeichnet sey, das lassen wir einstweilen dahingestellt; daß aber dem Gläubiger hierdurch ein schmählicher Unrecht und eine Verleumdung zugefügt wird, das wollen wir aus Pflicht der Dankbarkeit mit guten Gründen zu beweisen suchen.

Der Verfasser erfreut sich der Bekanntschaft einer recht hübschen Anzahl von Gläubigern; er hat sehr oft das Vergnügen gehabt, mit solchen Herren zusammenzutreffen, — zufällig, versteht sich, rein zufällig, denn das weiß man wohl, daß diese Menschen Herren selten zu Gesicht kommen. Und stimmte, ich kann von Allen, ohne Ausnahme, auf Ehre bezeugen, es sind gute, liebe Leute, und sie verdienten die Ehre, das man bei ihnen Kredit nahm; ja, es sind, so freundlich, höfliche, feinfühlende Seelen, das es Jeremiam zum größten Vergnügen gereichen muß, in ihren Büchern auf Borgen zu stehen. Es ist wahrhaftig Immenschaft, wenn man diese Leute bezahlt; denn dadurch benimmt man ihnen unzählige Gelegenheit zu, die seinen sie ihre vortrefflichen Eigenschaften zu Tage legen und sich neue Ansprüche auf die Kundschaft denetter Leute erwerben können. Billig gerechtfertigt erscheint diese Handlung des Bezahlens nur unter Einer Bedingung, wenn man nämlich sofort einen stärkern Posten auf längere Zeit

Digitized by Google

entriet. Wozu diesen Leuten baares Geld anbieten? Dadurch bewaht man sie zu den Gelegenheit, das zu thun, wozu sie ganz eigentlich in der Welt geschaffen sind.

Es sind uns in unserem ganzen Leben nur äußerst wenige Gläubiger vorgekommen, a is welche sich diese Beschreibung nicht anwenden ließe. Freilich hin und wieder giebt es einen „hartherzigen Gläubiger", einen, dessen Herz durch allzu langes Gläubt verdorben ist, der bei der Einsammlung seiner ausstehenden Schulden immer so unsinig Schwierigkeiten finden hat, daß er über Anonahmen die Geduld verliert. Allenfalls trift man auch dann und wann auf einen Nachsichtslosen, — auf Einen, der lieber wenig Geld auf Abschlag, als tausend Entschuldigungen in Empfang nimmt, einen Menschen, der für die Kunst geistreicher Ausflüchte keinen Sinn hat, der in dem Wahne lebt, man müsse ihm nicht allein versprechen, sondern auch halten, der sich über verlorene Mühe ärgert, wenn weder Zinsen bezahlen, auf den bloßen Grund hin, weil das Geld ihm gehöre, und der Euch dann, wenn er mit allen Projekten am Rande ist, einen Prozeß anhängt. Aber man pretasse sich daraus, wenn man mit einem so kuriosen Exemplar zu schaffen bekömmt, so wird man immer finden, daß der Plan zu seinem Verderbe noch jung und unerfahren ist, daß er die Kunst des Wahrens noch nicht gründlich verstehe und in das Geschäft des feinen Kredits noch nicht gehörig eingewicht ist. Einen solchen Kerl, der von den Pflichten eines Gläubigers keine Idee hat, bezahle man lieber gleich aufs Wort und schaffe sich ihn vom Halse, allenfalls kann man seine Duittung unter Glas und Rahmen aufbewahren; man müßte sich denn in dem schwierigen Ausnahe entschließen, dem Manne aus dem Wege zu gehen, die er die gehörige Einsicht besitzen. Wer sich erwerben und die thörichte Zweckmäßigkeit seines Verfahrens eingeben hat.

Dem Gläubiger hingegen, der sich selbst und seinen Beruf kennt, dem Manne, der die hohe Ehre verdient, einen Kreis von Schuldnern um sich zu versammeln, einem solchen aus dem Wege zu gehen, dazu ist nie Veranlassung vorhanden. Vielmehr lautet die allgemeine Regel, diesem würdigen Manne nie aus dem Wege zu gehen, wenn man ihm mit der Mühe des Duittirens verschonen will. Vielleicht geht es dem Leser wie dem Romeo:

„Da fällt mir just ein Apotheker ein,
Der hier beraun wohnt."

Aber ist das ein vernünftiger Grund, der Hauptlust des Mannes draußen auf der anderen Seite der Straße vorbeizuschleichen, oder um eine Ecke und dem Wetsch seiner Augen zu entschlüpfen, anstatt ihm beim Vorübergehen treuherzig zuzunicken und ihm zu zeigen, daß man seinen Werth kennt und schätzt, und daß man Vertrauen zu ihm hat, als zu einem braven Mann. Wenn Du Deinen Gläubiger von weitem siehst, so geh herzhaft auf ihn zu, und wenn die zusammentrefft, so drücke die Hoffnung aus, daß er seinen Katarrh over sein Rheiss losgewonnen sey; und wenn er Dich nicht anspricht, so thue Du ihm lieber an, und ehe es ihm einfällt, Dich daran zu erinnern, daß Du ihm vor den Wochen ganz gewiß Bezahlung versprochen hast, mußt Du ihm anzudeuten geben, daß er vergessen hat, Dir die Rechnung zu schicken, und daß Du sie spätestens bis zum Zelten des künftigen Monats haben mußt. Sage ihm, an diesem Tage könne er kommen und sich sein Geld auszahlen. Ein bestimmtes Datum nicht zu setzen zu sein, das hat man gar nicht nöthig, denn der Mann kommt doch nicht. Wir haben schon oben gesagt, daß Rendezvous zwischen Debitoren und Kreditoren fast nie zu Stande kommen, und zwar, wir sagen es ohne Scheu, sind die Kreditoren daran Schuld, denn sie halten es der Mühe nicht werth, sich einzufinden. Vor zehn bis zwanzig Jahren war die Sache anders; da beschäftigten sich die Wahner aller Klassen der größten Pünktlichkeit; punkto mit dem Glockenschlage zogen sie die Klingel, und wenn sie versprochen hatten, anzufragen, so konnte man mit der größten Bestimmtheit auf ihren Besuch rechnen. Seitdem hat sich das System durchaus geändert, und wenn man heutzutage seinen Schmitter auf Dienstag um 12 Uhr bestehlet, so kann man darauf rechnen, daß er nicht kommt, man müßte ihn denn absichtlich gefangen haben, daß es sich von neuen Bestellungen und von einem Zuwachs zur schwebenden Rechnung handle. In jenen Jahren war man herzlich froh, wenn man eines Kreditgebers habhaft wurde, der sich beguhte, täglich einmal zu kommen und so lange geduldig zu klingeln, bis die Geduld ihm ausging; und es gab in der That recht feine und vorzüglich Exemplare auf dieser Stufe der Bildeterkunst. Wenn einem das heutzutage passirte, so wär der erste Gedanke an die Reinschen over an die Polizei, und das allergelindeste Verfahren wäre, eine solche Unsgebühr durch ein Scheiben an den Morning Herald zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Weil jedoch der und jener unter unseren Lesern einmal in seinem Leben auf einen hartherzigen Peiniger gestoßen und dadurch auf den Glauben gekommen sein mag, es gebe eine sehr wenig mitleidig sühlende Gläubiger, so wollen wir hier männiglich von dem wirklichen Vorhandensein dieser seltsichen Gattung von Leuten durch einen Schluß a majori überzeugen, indem wir sie mit einer Sorte von Gläubigern bekannt machen, die den vollkommensten Gegensatz zu der geringen Zahl der Gierigen und Hartherzigen bildet. Der Mann, der als Spezimen unserer Demonstrationen dienen soll, ist die zaufsinnlichste und schlechterdings kreatur auf Gottes Erdboden, somit offenbar prädestinirt, ein Gläubiger zu werden. Und wirklich ist er ein Gläubiger an mehr als hundert Stellen, aber er bittet sich wohl, an einen von diesen Orten hinzukommen. Er giebt sich tausendmal mehr Mühe, seinen Schuldnern auszuweichen, als mancher thörichte Schuldner thut, um seinen Kreditoren aus dem Wege zu gehen. Nicht um Alles in der Welt möchte er mit seinem Manne zusammentreffen, der ihm Geld schuldig ist; denn es wäre ihm gar zu schwerzlich, wenn jener ihm das Geld aus eigenem Antriebe entziehen, oder wenn er ihm gar ins empfindlichen zutrauen sollte, er habe die Absicht, ihn zu mahnen. Nur zweimal in seinem Leben ist er dahin gebracht worden, sein Geld zu fordern, und beide Male hat der Verfasser als Hebel der Ueberredung dazu wirken lassen müssen. Das erste Mal bandelte es sich um die Einlassirung einer verschämten Geldsumme, die er seit längst zu fordern hatte und die er auch nur zu fordern brauchte, um sie zu erhalten. Dazu drängte ich ihn auch auf alle Weise, weil ich seine Furchtsamkeit und Unentschlossenheit kannte. Ein Besuch wäre besser gewesen, als ein Brief, aber der gute Mann beschloß, es sollte ein Brief seyn. Eines Morgens überraschte er mich mit einer sehr bestimmten und kategorischen Erklärung, daß ich kaum meinen eigenen Ohren traute: „Nun gut, ich habe an Tomlinson geschrieben." Dasselbe Wort in ihm tausend Komplimente, Versprüche und Glückwünsche an, daß er sich so kräftig entschieden, und meinte, er habe ein Wunder gethan und Alles sey in Ordnung. Drei Wochen hernach wiederholte er zu meiner Verwunderung dieselbe Neuigkeit: „Nun gut, ich hab' an Tomlinson geschrieben." „Was heißt denn das", sagte ich, „haben Sie ihm denn nicht schon vor drei Wochen geschrieben?" „Ja, allerdings", brachte er heraus, „das weiß ich wohl, geschrieben hab' ich, aber ich habe den Brief nicht abgeschickt." Den Brief zu schreiben, war für ihn ein ungeheures Unternehmen gewesen, aber vollendet ihn auf die Post zu legen, dazu brauchte es Nachdenken, Gemüthsfassung, Berathung mit sich selbst und sorgfältige Ueberlegung drei ganzer Wochen hindurch.

Ich sah nun offenbar, mit Russverderungen Schwarz auf Weiß war für den guten Mann nichts auszurichten. Mann mußte ihn ein für allemal dahin bringen, daß er persönliches Besuchen entschlöe. Bei einem anderen Schuldner, von dem schwerlich zu erwarten war, daß er unaufgefordert bezahlen würde, faßte ich für meinen Freund den gewagten Entschluß, er sollte mahnen, ja wirklich und wahrhaftig an die Thür klopfen, in das Wohnzimmer eintreten und sein Geld verlangen. Dazu verstand er sich, er wollte mahnen, von nächste Woche. Das lief ich nicht gelten; er sollte sich gleich ein für allemal entschließen und hingehen. Das ließ er sich gefallen, er wollte hingehen, morgen oder übermorgen. Nein, sagte ich, noch am nämlichen Vormittage zur selben Viertelstunde mußte er dran. Man brachte ihm Hut und Handschuh; wohl oder übel, er mußte fort. „Beim Himmel", so fing er an zu murmeln, als er innerlich zu sühlen begann, daß ein fremder Wille in seine Gewalt und Herrschaft gerathen war, wie seine Beine einen entschiedenen Trieb, freilich nicht seinem eigenen, gehorchen mußten, „beim Himmel, Freund B.—, Ihr seid ein verteufelter Kerl." Nun waren wir an der Thürschwelle. Noch eine Anstrengung, und er ist hinausgestiegen. Das Klopfen erspare ich ihm, ich führe einen Schlag, daß er erschrickt, wie wenn man einem armen Sünder die Ketten vom Leibe herunterschlägt vor dem letzten Stündlein. Ich bin nun breit, daß er seinen Geschäften nicht entgehen kann, so lasse ich ihn zum Hinausgehen und gehe ein wenig bei Seite an das Fenster eines Buchhändler-Ladens, um abzuwarten, wie seine erste Rencontre mit einem Schuldner wohl ablaufen würde. Ich bedient nicht lange Zeit, mich in Vermuthungen zu ergehen; denn wie ich mich eben umdrehe und sehen will, ob die Thür wirklich hinter ihm geschlossen ist, da steigt er schon wieder die Treppe herab, mit dem allerseligsten Gesichte, wie im Bewußtsein, eine schwere Pflicht glücklich erfüllt zu haben. Mit schnellen elastischen Schritten eilte er über die Straße herüber zu mir und war voll Freude bis in die Fingerspitzen seiner Hände, die er zusammenrieb. Ich wußte mir's nicht zu erklären. „Alles richtig", rief er mir auf etliche Schritte zu. Alles richtig? Die Zeit war so kurz, daß er kaum ein Verfprechen konnte bekommen haben, geschweige denn eine Summe von beträchtlicher Pfund gefordert und das Geld einkassirt. Das war schlechterdings unmöglich. „Alles richtig", rief er noch einmal. „Was heißt das richtig? Haben Sie Ihr Geld?" — „Nein", entgegnete der glückliche, der übergläubliche Gläubiger; „es ist ganz richtig, er ist verreist."

Da, du zweifelsüchtiger Leser, einen solchen Kreditor giebt es in der Welt, und gewiß noch tausend andere, die sich der Vergleichung mit ihm nicht schämen dürfen, kann man in unserer Welt des Kredits aufreiben. Ehe Du den Gläubiger herabsetzest und ihn als hartherzig verleumdest, nimm wohl in Ueberlegung, wie viel Du ihm schuldig bist, wie lange Du es ihm schuldig bist, wie nöthig er's vielleicht braucht und wie selten er sich gemahnt hat. Gewiß, ein Jeder weiß unter seinen Bekannten viele Leute zu nennen, deren Wortverwilden gegen das Einserdern dessen, was man ihnen schuldet, fast unüberwindlich ist; Leute, die lieber selbst borgen, ja behnahe betteln, ehe sie die unedle, kalkulirte Rolle des Mahners übernehmen. Das Geschlecht der Leute, die nicht gern mahnen, ist eben so zahlreich, als das Geschlecht derer, die nicht gern zahlen. Man sage nur die Leute, welche darüber klagen, durch unklige Barmherzigkeit oder durch gefällige Verleugnung von Seiten ihrer Gläubiger zu Grunde gerichtet zu sein. Man sage sie nur aus, so findet man, daß immer nur Einer durch seinen Hang oder seine Unvernunft an dem Unglück Schuld ist, während alle übrige Gläubiger sich gegen den Schuldner gelind, gefällig und geduldig bezeigten haben. Ich sage Euch, und mag die Undankbarkeit noch so viel dagegen einzuwenden haben, der Kreditor ist ein geschundter, ein bemitleidenswerther Engel. Er übt die drei größten Tugenden eine nach der andern: mit dem Glauben fängt er an, wenn der entschwunden ist, hält er sich die längste Zeit an die Hoffnung; wenn er auch die aufgeben muß, so bewährt er sich in dem Bewußtsein, vieles den Leuten zu Liebe gethan zu haben. Sein ganzes Leben lang traut er den Menschen Gutes zu, und zum Dank dafür trauen sie ihm keines zu. Er verläßt sich auf die Ehrlichkeit seiner Nebenmenschen; nun, so mögen sie sich auch verlassen auf — seine Freigebigkeit. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Mittwoch den 19. Oktober 1836.

Frankreich.

Die Schreckensjeit.

Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's,*)

Ich war mit der Deputation von Ajaccio abgezogen; ein günstiger Wind brachte uns in vierundzwanzig Stunden nach Frankreich. Ohne meine Gefährten in Genua zu verlassen, begab ich mich, bevor ich dies Land vor vier Jahren verlassen und sollte nun mit einem politischen Auftrage wieder dort erschienen. Meine Eitelkeit war so überredet, daß ich meine Person für wichtig genug hielt, um alle Blicke der Menge im Hafen von Marseille, wo wir mit Eindruck der Dämmerung landeten, auf mich zu ziehen. Kaum hatten wir einen Augenblick geruht, so begaben wir uns in die Volks-Gesellschaft. In einem großen, matt erleuchteten Saal saßen die Mitglieder, mit der rothen Mütze geschmückt. Die Tribünen waren mit lärmenden Weibern gefüllt. Sobald der Präsident eine Deputation Korsischer Patrioten mit wichtigen Neuigkeiten angemeldet hatte, wurde uns das Wort bewilligt, und ich ward auf die Tribüne berufen, die ich noch daran gedacht hatte, was ich sagen wollte. Ich rief aus, die Nation sey auf Korsika verrathen, und wir Männer, unsere Weiber um Hülfe zu flehen. Da ich von der Flucht meiner Familie nichts wußte, so empfand ich noch keinen persönlichen Haß gegen Paoli, und ich wollte ihn schonen; aber je lauter ich sprach, desto mehr wuchs der Beifallsruf von den Tribünen, und ich fühlte jum erstenmal, welche Macht die Leidenschaften der Zuhörer auf den Redenden ausüben. Fortgerissen von dem Lärmen und Stampfen der Tribünen, nahmen meine Worte sehr bald einen Flug, der sie noch mehr aufregen mußte; ich forderte nicht mehr bloß schleunige Hülfe, sondern ich schilderte Paoli als einen Mann, der das Vertrauen der Nation gemißbraucht habe und auf seine Insel nur zurückgekehrt sey, um sie den Engländern zu überliefern. Gegen diese Letzteren besonders ließ ich es nicht an rhetorischen Wendungen fehlen; es war dies die Saite, die sogleich durch das ganze Auditorium forklang, so wie man sie nur berühre, und ich wähnte sie zu meinem Lieblingsthema. Ich wurde mit Umarmungen und Komplimenten überschüttet; man wollte mich die Tribüne nicht räumen lassen; ich schwatzte auf ihr zwei Stunden lang die Kreuz und die Luer. Ein Antrag folgte dem anderen: der Druck meiner Rede, eine Botschaft an die Verwaltung des Departements, damit sie Ajaccio Truppen zu Hülfe schicke, eine Deputation von drei Mitgliedern, um uns zu den Pariser Jakobinern zu geleiten, den Verrath zu denunziren und Rache zu fordern, alle diese Maßregeln wurden als dringend einstimmig angenommen. Meinen Kollegen fehlte es an Geld zu der Reise nach Paris, ich entschied mich daher, mit den Marseiller Deputirten allein abzugehen, und wir verließen die Stadt nach Mitternacht.

Die Einsamkeit und Ruhe desjenigen meiner Gemüth; das Bild Paoli's, der so lange Zeit der Gegenstand meiner Verehrung gewesen war, brachte in meiner Seele eine Verwirrung hervor, die fast Geistesverödung glich. Ich wiederholte mir die Unterhaltungen von Rostino (Paoli's Kutschenhalter). Ich hatte so oft einen edlen Verdacht des Gegentheil von dem gesprochen, was ich seit mehreren Monaten aus einem verrohrten Munde gehört. Wahrendes Geschrei gegen Paoli war die Antwort auf meine leidenschaftliche Beredtsamkeit gewesen. Man hatte mir für die Reise nach Paris Mäntzer beigestellt, deren abstoßendes Aeußere, wilde Worte und pöbelhafter Ton mich augenblicks überraschten. Nach einem unruhigen Schlaf erwachte ich mißvergnügt und unentschlossen. Die Marseiller Abgeordneten holten mich zum Frühstück nach dem Kaffeehause ab; ich folgte ihnen. Sie führten mich in die Cannebiere, die Hauptstraße von Marseille. Ich bewunderte diesen langen, von herrlichen Gebäuden umgebenen Platz; eine unabsehbare Menge von Männern, Weibern und Kindern zog dort auf und ab. Man verspeise sich Austernbäse, um vorwärts zu kommen. Ich fragte einen der Brüder und Freunde, ob heute ein Festtag wäre. „Nein", antwortete er gleichmüthig, „es schicken nur ein zwanzig Aristokraten Burzelbaum; siehst Du nicht?" — Ich sah nach der Richtung, wohin sein Arm wies, und ich erblickte die Guillotine, die, so eben in Blut getränkt, ihre Arbeit verrichtete. Es waren die reichsten Kaufleute, die seit einer Viertelstunde hier geschlachtet wurden! Und diese Menge, der sie oft Nahrung gegeben hatten, spazierte die Cannebiere entlang, um sich an dem Schauspiel zu ergötzen! Und die Läden waren voll Käufer wie gewöhnlich; die Kaffeehäuser waren geöffnet und die Kuchen und Gewürzkrotte zirkulirten wie an einem Jahrmarktstage! Das war es, was ich sah, als ich zum ersten Male durch die Straßen von Marseille ging, und ich werde es niemals vergessen.

Ich verließ das Kaffeehaus, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, und erklärte am folgenden Tage, daß ich nicht nach Paris gehen würde. Die Abgeordneten des Marseiller Klubs beharrten meiner nicht zur Erfüllung ihres Auftrages. Ich gedachte auf die versprochene Hülfe zu warten und dann mit meinen Gefährten nach Korsika zurückzukehren.

Einige Tage darauf langte meine flüchtige Familie im Hafen von Marseille an, aller Hülfsmittel beraubt, aber voll Muth und Gesundheit. Joseph, Napoleon und ich, wir kämpften gegen das Mitgeschick an. Napoleon, der Artillerie-Offizier war, opferte den größten Theil seines Gehaltes zur Unterstützung der Familie. Joseph wurde zum Kriegs-Kommissar ernannt und ich bei der Verwaltung der Militair-Verpflegung angestellt. Als patriotische Flüchtlinge erhielten wir unsere Rationen Brod und eine geringfügige, aber beruhige der Staatsrente für unserer guten Mutter zu unserem Lebensunterhalt hinreichende Unterstützung. Die Erzählung von den Gefahren, denen unsere Mutter ausgesetzt gewesen, die Verdrennung unseres Eigenthums, der Verfall, uns lebend oder todt zu überliefern, den Paoli, wie es hieß, erheilt hatte, dies Alles befestigte sehr bald meine Verdrutlichkeiten, und ich wurde nun gern nach Paris abgangen sepn, wenn die Marseiller Deputation nicht schon fort gewesen wären. Uebrigens erforderte mein Amt auch meine Gegenwart zu St. Marimin, einer kleinen Stadt wenige Meilen von Marseille, und ich begab mich dorthin, um den zum Inspektor beförderten Provisionmeister zu ersetzen.

Die Republik war erst wenige Monate alt, und ihre gegen das Ausland siegreichen Arme schlugen täglich tiefer in ihrem eigenen Eingeweiden. Schon hatte sich der Pöbel mit dem Schaffot vertraut gemacht. „Wehe dem, der einhält!" hatte der wilde Collot D'Herbois gesagt. Die Redner der Gironde, die zu spät weise geworden und denen man darum zu ihun war, ihren Sieg zu genießen, hatten einhalten wollen, und der einundbreißigste Mai schmetterte sie zu Boden. Die Departements, die ihre Vertheidigung übernommen, hatten die Waffen niedergelegt. Cantons und Robespierre trieben die Republik über alle Schranken hinaus. Um diese traurige Epoche mit einem einzigen Wort zu bezeichnen, brauchen wir nur zu sagen, daß der bloße Titel „ein

Digitized by Google

*) Man vergleiche die Nr. 114 des Magazins, wo wir bereits, nach Englischen Blättern, einen Auszug aus diesen Memoiren mitgetheilt haben, von denen die Englische Presse übrigens eine bloße abscheuliche, erdichtende Uebersetzung des Französischen Originals ist. Der erste Band von denen wirklich ächten soll angegeben werden, das Original in Paris von Gosselin, die Uebersetzung bei Saunder und Otley in London, welche Buchhandlungen das ausschließliche Verlagsrecht erworben haben. Obiger Auszug ist dem Journal des Débats entlehnt. Aus ihm in einem sogenannten bessiger artikel giebt, bekanntlich demjenigen Kreikel der Englischen und Französischen Zeitungen, womit dieselben ihre politischen Nationnements eröffnen und dem Leser ihre Betrachtungen über gerade jene wichtigsten schwebenden Fragen, Zustände und Ereignisse des Tages mittheilen. Das genannte Blatt scheint diesem Artikelmit aus den Denkwürdigkeiten der Fürsten von Canino folgende Bemerkungen voran: „es möchte wohl sehr langer Zeit kein so bedeutendes und interessantes Werk erschienen sein. Recht Jedermann ist bringt Memoiren zu schreiben und herauszugeben, obgleich ein Jeder sich dieser Pflicht entzieht, um sich zu rächen, und man kann nur einen Theil der vorist haben, durch die man die Augen der Welt auf sich zugiehen, und man muß sich gewissermaßen durch die Wünsche und Winken des Publikums dazu auforidert fühlen; man muß gesehen haben, was man schildert, gehört, was man berichtet, und mit erlebt, was man erzählt. Alle diese Bedingungen, ohne welche alle Darstellungsgaben nur ein mehr oder minder anziehendes Geschwätz sind, werden sich gewiß in den Memoiren Lucian Bonaparte's vereinigt finden. Mitglied und Präsident des Raths der Fünfhundert, Minister des Innern, Bruder des Kaisers Napoleon, alle diese Titel berechtigen ihn wohl, eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben, und dazu kommt noch eine ihn absonderlich bei Schreiben, die dem Französischen Lesern um so größern Gewicht geben muß. Die große Epoche des Konsulats und des Kaiserreichs gehört nur noch der Geschichte an. Fast alle die Personen, welche jenen glanzenden Hof umgaben, die Generale, Generalinnen und Hofdamen, Senatoren, der sie geschaffen hatte, sind vom Schauplatz der Welt abgetreten. Der Augenblick ist gekommen, wo die reine Wahrheit anfangen werden kann. Ein erwachtigter Antheil nimmt sich besonders an der ersten Periode seines glänzenden Glücks, welches einen schlichten Offizier aus den Armeen der Republik auf den Französischen Thron emporheben sollte. Von dieser ersteren Epoche handelt der erste Band der Memoiren Lucian Bonaparte's, und wir haben Berichter Gelegenheit gegeben, sein Urtheil über die so überschwenglich ausgesprochen, über diese Epoche zu hören, da man nach dreißig Jahren der allgemeinen Verwunderung noch einmal wieder einfahren und die Völkern zu Begeisterung vorschlagen wollte. Man wird nun sehen, wie Lucian von den wichtigsten und sinnlichen Ereignissen urtheilt, die stillsten Zuschauer gewesen ist, in große Manner verwandelt hat, und deren ganzes Talent und Regierungs-Geheimniß stets nur darin bestand, zu todten, immer und ewig zu todten. Das Gemälde, welches Lucian Bonaparte von dieser stürchterlichen Zeit entwirft, trägt ganz den einfachen und ernstlichen Stempel der Wahrheit. Hier muß man sich beeilen, was das Wort „Schreckensherrschaft" sagen will, hier die Regierung kennen lernen, die Frankreich gerettet haben soll. Das Zeugniß Lucian's ist um so wichtiger, die Ansichten, die er äußert, gerechten ihm um so mehr zur Ehre, als er selbst, wie er selbst gesteht, die Leidenschaften jener Zeit theilte, so weit ein redlicher Mann dies vermochte."

Gemäßigter" ein Todesurtheil war. Die rein demokratische Verfassung von 1793, die ihrem Urheber, dem Philosophen Condorcet, wenig Ehre macht, war, obgleich die Primair-Versammlungen sie angenommen hatten, als unpraktisch suspendirt worden, und die Diktatur des Konvents, durch die Knebelung in Masse, durch die Gesetze über die Verdächtigen, die erzwungene Anleihe und das Maximum, besonders aber durch die unmenschlichste Tyrannei unserer Namen unsterblich, hatte alle Hindernisse überwunden. Bis an die Knie im Blut, ging der Konvent siegreich einher. Lyon und die Vendee wagten allein, sich dieser furchtbaren Diktatur zu widersetzen; alle Gemeinden Frankreichs, von der geöffnet bis zur kleinsten, hatten einen Klub und einen Revolutions-Ausschuß, die, wenn die Konvents-Kommissarien abwesend waren, alle Macht ausübten. Von einer solchen Kraft-Einheit wurde aber Fieber der Gesellschaft erschüttert, als ich mich, achtzehn Jahr alt, mitten in die Provence versetzt sah, getrennt von meiner Familie, fern von meinen theuren Landsleuten, allein, fremd, ohne Bekannte, in einer von Parteien zerrissenen Stadt.*)

Wie viel Böses hätte ich nicht thun, wo ich, durch die Umstände begünstigt, das Ruder in die Hand erhielt, entweder selbst oder durch Andere, zwischen Thron, wäre ich ein schlechter Bürger? Was Bemerkt gewesen? Wer hatte es in diesem flemen demagogischen Babylon gewagt, einen jungen Brausekopf zurecht zu weisen, diesen Wort, Abends im Klub, und dessen Unterschrift, des Tags im Ausschuß, Schrecken und Tod in den Schoos unzählbiger Familien verbreiten konnten? Ein ganzes Kloster war mit Verachtungen gestraft. Es lung von uns ab, wen uns beliebte, aus diesem breiten traurigen Zufluchtsort der Unschuld anzuwählen und nach Orange zu schicken, und das Revolutions-Tribunal von Orange war Fouquier-Tainville's würdiger Gehülfe! Du armes Frankreich, wie oft habe ich der Vorsehung gedankt, daß sie mich nicht, dem herausfordernden Einfluß einer so unterordentlichen, für mein Alter so gefährlichen Stellung zu Beute werden lassen und daß sie mich mit einfachen, schlichten Leuten umgeben, die sich in die gute Leitung fügten, die sie von mir erhielten, und die sie mir eben so sorgfältig, als Gutthaten die Hand geliehen hätten; denn in jenen Augenblicken des demokratischen Despotismus, des schlimmsten von allen, ist die Macht eines Redners, so lange die Gunst der bandelnden Menge ihm treu bleibt, stärker als das öffentliche Gewissen. Ich habe mir oft über mich selbst Rechenschaft abgelegt und mir gesagt, daß günstige Verhältnisse meinen guten Gesinnten mächtig zu Hülfe gekommen. Ich war vor terroristischer Flüchtung, Mitärter der Revolutionsacte, und diese Art schützten mich gegen den Verdacht des Aristokratismus und Mäßigungsgeistes. Ich konnte bis auf einen gewissen Punkt den herrschenden Vorurtheilen Trotz bieten und den rechten Weg gehen. Wäre ich aber, wie so viele Andere, statt diese glücklichen Umstände für mich zu haben, zwischen meine persönliche Sicherheit und mein Gewissen gestellt gewesen, wäre das surchtbare, unerbittliche Verbrechen: Vorsicht! der verbenden Demokratie unaussprechlich hinter mir erklett, hätte ich mich, wie so viele Andere, in das Dilemma versetzt gesehen: entweder zu tödten oder zu sterben — bin ich wohl gewiß, was mir dann hätte begegnen können? Ich schmeichle mir, daß ich dem Recht treu geblieben sein und daß mein moralischer Muth mich nicht verlassen haben würde; sind aber nicht viel Franzosen, die vielleicht eben so gut oder besser waren als ich, am Rande dieses Abgrunds zurückgeschaudert? Wie viele dieser Unglücklichen, die von eben so jugendhaften Aeltern abstammten, die eine eben so gute Erziehung erhalten hatten wie ich, sind unterlegen! Wahrlich, es ist der schlimmste alles gesellschaftlichen Zustände, wenn ein rechtlicher Mann der Gefahr ausgesetzt ist, zum Verbrecher zu werden, wenn das Schicksal eines Irren von der Warnbarzigkeit Aller abhängt, wenn man nie sicher ist, was man morgen sagen, oder thun werden wird. Junge Leute, lest die Geschichte von 1793, nicht in den Vertheidigungsschriften der Redefünftler, die sich Geschichtsschreiber nennen, sondern in den Blättern des unverdächtlichen Moniteurs, lest mit Geduld, und ihr werdet, wie eure Väter, mit Abscheu vor der Regierung der Menge zurückschrecken. Unter dem Despotismus eines Einzelnen oder Mehrerer gerath man in die Art des Dyer zu sterben. Unter der demokratischen Despotismus geräth man, außer daß sich dieselbe Gefahr um das Hundertfache vermehrt, noch überdies in die weit schrecklichere, zum Henker zu werden.

Wenn man jenen gewaltigen Sturm von 1793 mit Unparteilichkeit zu beurtheilen sucht, werden aus dieser ernsten Prüfung zwei Empfindungen zugleich hervorgehen: Nachsicht und Mitleid mit den Individuen, die von so grausamen Ereignissen fortgerissen wurden, aber auch glühender, dauernder, tiefer Haß gegen die Regierung der Masse!

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—34.

(Fortsetzung.)

In dem Petersburger Polnischen Wochenblatt steht die Anzeige einer neuen in zwei Theilen in Wilna erschienenen Grammatik der Polnischen Sprache. Hier mögen einige Bemerkungen aus jenem Blatte über diese Grammatik Platz finden, da sie überhaupt eine gute Lection für Polnische Grammatiker enthalten. Zuvörderst hat der Autor Mrozinski gelesen und benutzt; dennoch sieht man auf seiner Arbeit keine Mietungen, welche Mrozinski's Grundsätze der Polnischen Sprache schon vor zehn Jahren auf ihn hätten ausüben müssen; man findet hier nicht jenen frei sich bewegenden Forschungsgeist, sondern die selbe Abgeschlossenheit und Regelrechtigkeit, wodurch unsere nach Französisch-Lateinischen Mustern gemodelten Grammatiken sich auszeichnen, indem man es vermachlässigt, die Grammatik auf der natürlichen Grundlage unserer Sprache aufzubauen und sie dem originellen Typus des Slawischen Sprach-Idioms gemäß zu gestalten. Nehmen wir unser Sprache hier, wie sie sich in der neuesten Zeit-Epoche gemacht hat und bedingen sie auf unsere grammatische Werkstätte, um daraus Sprachregeln zu drehen, so lohnt dies wahrlich nicht die Mühe; gehen wir hinter zu den Schätzen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, die uns so wenig bekannt sind, zu dem unverschöpflichen Reichthum unserer Dialekte und gegenunserer Provinzialismen, die wir eben so wenig kennen, und fördern wir diese zu Tage; bringen wir einmal in Bewegung das ungeheure Kapital der ältesten Slawischen Schriftdenkmäler, so werden unsere Linguisten die jetzt kaum geräumt haben, und erst dann dürfte es uns gelingen, auf dem Schutte unserer bisherigen grammatischen Lehrbüchern ein unserer so schönen und kräftigen Sprache würdiges Gebäude aufzureichen. Die Erklinge einer solchen besseren Behandlung unserer Sprache haben sich schon vor einigen Jahren in der Zeitschrift Hesperiden zu zeigen angefangen, und obgleich der Autor der dort angeführten Erörterungen (J. N. Kamiński) nicht den grammatischen Bau der Sprache sich zum Ziel gesetzt hatte, sondern nur sich bemüht, ihr Wohlklang zur Darstellung der Deutschen Philosophie aufzuwiesen, so ist doch überall sein Augenmerk auf den allgemein Slawischen Ursprung hingewendet und giebt auf jenen Fall einen wichtigen Zingerzeig für die Liebhaber der vaterländischen Sprache.

In diesem Sinne gab auch Linde 1832 Gojetan Trojanski eine Grammatik der Deutschen Sprache für Polen heraus, welche vom Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten in Berlin als Lehrbuch für die Schulen des Großherzogthums Posen bestimmt worden ist. Derselbe Professor der Krakauer Akademie giebt ein Polnisch-Deutsches Wörterbuch in Posen heraus, und in Warschau erschien der Sadowski'sche zweite Band seiner Lateinischen Grammatik; auch hat er ein Polnisch-Lateinisches Wörterbuch vollendet, zu dessen Herausgabe nur noch die Unterstützung vermögender Sachkenner erwartet wird.

Karl Mecherzyński gab im Jahre 1833 die Geschichte der Lateinischen Sprache in Polen heraus, ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der Ausklärung unseres Volkes, wenn wir bedenken, daß die uns durch Konkurrenz ungünstiger Umstände bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts mehr Lateinisch als Polnisch geschrieben wurde.

Joseph Muczkowski gab im Jahre 1833 Grundregeln der Lateinischen Sprache heraus, fortsetzte aus einem Deutschen Aufsatz des Wiarzdeys eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Böhmischen Literatur, publizierte Zalusky's Bibliothek, ein bibliographisches Werk in Reimen, und begleitete es mit Anmerkungen. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit Herausgabe eines Polnischen bibliographischen Werkes nach Bower's Muster und mit der Ausarbeitung einer neuen Polnischen Grammatik. Ueberdies liefert er eine Beschreibung des interessanten Manuskripts des Paulus Paulirius über 20 artium. Dieses dem Twardowski (dem Polnischen Faust) zugeschriebene Buch wurde aus dem 17ten Jahrhunderte der in der Bibliothek des größeren Kollegiums der Krakauer Akademie aus ein geschriebene Zauberbuch mit einer unaussprechlichen Menge Figuren und Charakteren bewahrt. Die mannigfachen fabelhaften Erzählungen von diesem wichten Manuskript, wodurch es eine Art Berühmtheit in ganz Polen erlangt hatte, veranlassten den Herrn Muczkowski, damals Custos der Universitäts-Bibliothek in Krakau, sich mit dessen Durchsicht genauer zu beschäftigen, dessen eigentlichen Verfasser aufzuspüren, die Schicksale des Buches und dessen Inhalt zu erforschen. Seine Untersuchungen brachte Muczkowski in Form einer Lateinischen Dissertation, die bei der sich selbst gestellte Aufgabe auf eine so ansiehende Weise gelöst, daß es wohl wünschenswerth wäre, daß er seine Arbeit ins Polnische übersetzen möchte. Er hat darin in kurzen Umrissen Alles zusammengetragen, was die jetzt von Gelehrten über diese 23 Zoll lange, 14½ Zoll breite und 395 Blätter zählende Manuskript mitgetheilt worden ist. Nachdem er die Gründe angeführt, weshalb man bis jetzt die Urkunde des Manuskripts ungeschrieben, zeigt er sechs im Werke selbst sich vorfindende Stellen, worin Paulus Pauliriuus sich ausdrücklich für den Autor desselben erklärt. Sonst ist das Buch in dem im Jahre 1777 von Mrugaczewski und Putanowicz verfaßten Katalog der Manuskripte unter den anonymen Schriften aufgeführt. Im weiteren Verfolge der Abhandlung wirft Muczkowski einen Blick auf die Veranlassungen, weswegen das Manuskript aus Böhmen nach Polen gekommen sein mochte; es zeigt sich, daß es durch den Posener Johann Wiesch, den Lehrer der Söhne Kasimirs Jagiello, geschah, Bibliothekar der Jagiellonischen Universität und später Professer der Theologie. Bei dieser Gelegenheit wird in einer Anmerkung eine große Zahl geborener Polen nre aufgeführt, welche theils an der Krakauer, theils an auswärtigen Universitäten des Lehramt mit Ehren verwalten haben. Dadurch soll eine Art Ehrenrette, die Aufgabe seiner Arbeit, gegen den ihm gegenen Manuskript zerstreuter Stellen, wo Pauliriuus von sich selbst redet, mit diesen eigenen Worten zusammengestellt ist. Nach dieser Vorrede folgt die Disposition des ganzen Werkes, worin Muczkowski jedesmal einen Blick der Wissenschaft giebt, von welcher gehandelt wird, und so dann Auszüge liefert von den interessantesten Gegenständen, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, sich von dem Wesen des Manuskripts in Pauliriuus' Zeitalter einen Begriff zu machen. Aus jeder Inhaltsanzeige des Werkes und aus den vorausgeschickten wahrscheinlichen Annahmen Muczkowski's erfahren wir, daß Pauliriuus dieses on sich schon voluminöse Werk, welches dazu noch unvollständig ist, aus anderen zweien von ihm verfaßten zusammengezogen, sie die Schutzgeister bestimmt und das Buch der zwanzig Wissenschaften (über viginti artium) genannt hat. Die Dorfirien, welche der Autor darin handelt, sind: Grammatik, Logik, Redekunst, Arithmetik, Astronomie, Musik u. a., davon jede, nicht alphabetisch, sondern nach dem innern Zusammenhange

*) Hieran schließt sich die schon in Nr. 114 des Magazins befindliche Schilderung von dem Einfluß, welchen Lucian Bonaparte in dem Jakobinischen Ausschuß zu St. Maximin durch seine Beredsamkeit erlangte, so daß er in kurzem Präsident desselben wurde. Redaktion.

Digitized by Google

ihrer Pfalz erörtert wird. Aus einem von Hyacinth Przyboński im Jahre 1783 verfaßten durch den Druck nicht veröffentlichten Manuskripte wird die Notiz mitgetheilt, daß Przyboński der Seele war, bei das Buch als ein Werk des Paulus von Prag erkannt, jedoch eine sehr unvollständige Beschreibung davon geliefert hat, wo er es fälschlich die Encyklopädie der sunfzehn Wissenschaften nennt. Dieser fehlerhafte Titel entstand dadurch, daß er sich durch die Aufschrift des letzten Kapitels verleiten ließ, nicht bekannt, daß das Manuskript unvollständig sey. Nach diesen bibliographischen Mittheilungen giebt Muczkowski einen Abriß des Lebens Paulinius' und schlägt das Wagat mit einem Briefe des Johannes Dlugosch, Kardinals und Bischofes von Krakau, welchen er in Angelegenheiten des Paulinius an den damaligen Papst Nikolaus V. geschrieben.

Zu Ende des Jahres 1834 erschien in Wien bei Strauß, besorgt durch Stanislaus Jumin Borkowski, der Psalter der Königin Margaretha, erster Gemahlin Ludwig's I., Königs von Polen und Ungarn, der Tochter der Böhmischen Königs und Kaisers Karl's IV., das Aelteste bis jetzt bekannte Denkmal Polnischer Schriftkunde. Dieses aus dem 14ten Jahrhunderte stammende Handschrift befindet sich in der Bibliothek des Klosters der lateranensischen Eberherren zu St. Sorian in Ober-Oesterreich, 1½ Meilen von Linz. Der dortige Bibliothekar, der Priester Edmel, schickte, da ihm die Kenntniß der Slawischen Sprachen mangelt, die Abschrift einiger Blätter dieses Lateinisch-Polnisch-Deutschen Psalters an den als Polnischen Literator der Slawischen Sprachen bekannten Herrn Kopitar nach Wien, der davon den Herrn Bantke, Professor und Bibliothekar an der Krakauer Universität, benachrichtigte. Der eifrige Forscher der vaterländischen Geschichte, Bantke, machte im Jahre 1827 auf Unkosten der Gesellschaft der Wissenschaften in Krakau eine Oeffentliche Anzeige von diesem Polnischen Psalter.

Der Priester Edmel machte nun auf Kopitar's Verwendung eine Abschrift des Manuskripts und übergab es dem Herrn Borkowski, der im Jahre 1831 das Kloster zu St. Florian besuchte und sich mit eigenen Augen von der Echtheit der Kopie überzeugte, die früher schon unser Landsmann Kuchcreki durchgesehen und in einigen Kleinigkeiten verbessert hat. Da Borkowski die Auslagen auf die Herausgabe des Psalters in allen deren Sprachen nicht bestreiten konnte, so ließ er nur den Polnischen Theil abdrucken, der auch, wie Borkowski, uns sonst als guter Geolog bekannt, aber fremd in der Slawischen Philologie, Kopitar's: Praemonitia (Einleitende Anmerkungen zu diesem Psalter) der Herausgabe nicht beifügte und auch Kopitar's Namen, der bei der ganzen Sache so viele Verdienste hat, als Mitherausgeber auf dem Titel nicht beibrucken ließ. Außer diesem kostbaren Denkmal, welches durch Borkowski's und Kopitar's Bemühungen aus der Verborgenheit des Klosters zu St. Florian an das Licht gefördert, und ein Eigenthum der Nation geworden ist, findet sich noch ein Theil der Bibel in Polnischer Sprache vor, eine auf Befehl der Königin Sophie veranstaltete Uebersetzung, oder, wie Ringeltaube will, eine Abschrift der Bibel-Uebersetzung, welche die Königin Hedwige im Jahre 1390 anordnete. Auch geht die Meinung des Herrn Kuchareki, der sich Bibel im Jahre 1827 in Sanct-Paket (in Umschlag) nach Lublin, daß es wahrscheinlich die Abschrift einer noch älteren Uebersetzung sey und in Hinsicht auf die Sprachform wohl für gleichzeitig mit dem Psalter der Königin Margaretha gehalten werden könne. Es wäre zu wünschen, daß Andere unserer Landsleute nach dem Beispiel Borkowski's auch andere Polnische Bücher der Königin Hedwige, von denen Dlugosz und Miechowita Erwähnung thun, aufzufinden sich bemühten. Ehe jedoch solche Bemühungen von einem glücklichen Erfolg gekrönt werden, verstehen wir uns der Hoffnung, daß irgend ein Vaterlandsfreund nach Borkowski's Vorgange die Herausgabe der Sarosz-Pastor Bibel besorgen wird. Möchten doch dieser Wunsch und diese Hoffnung recht bald in Wirklichkeit übergehen, damit wir, solche Sprach- und Literatur-Schätze vernachlässigend, unseren Gegnern nicht noch mehr Gegenstände zum Spotte geben!

An der vaterländischen Geschichte wurde in dieser Zeit wenig gearbeitet. Es kamen jedoch einige Materialien von mehr oder weniger Werth ans Licht, wovon wir in Folgendem einen kurzen Abriß geben wollen.

Joseph Jaroszewicz, bereits bekannt durch eine gelehrte Abhandlung über den Einfluß der christlichen Religion auf die Civilisation der Slawen (Warschauer Kalend. 1826), schrieb eine historisch-juristische Erörterung über die Statuta der Wendischen Polen und Littbauen, mit Erläuterungen der Gesetze über besten Rechte in beiden Ländern. In Bezug auf Littbauen reicht die Untersuchung bis auf unsere Zeiten. Derselbe Autor machte in dem oben angeführten Wilnaer Almanach eine Schilderung des ehemaligen heidnischen Littbauens. Von dieser sonst so interessanten Abhandlung hat Herr Danilowicz, welcher auf Unkosten der Regierung zur Forschung in den Russischen Bibliotheken reist, schon eine Reise gemacht, und in Petersburg Polnischen Wochenschrift ein nur zu strenges Urtheil gefällt, welches eine ausführlichere Berichtigung nöthig machte. Die fortgesetzte Schilderung Littbauens in der Heidenzeit soll in dem nächstfolgenden Theile des Wilnaer Almanachs geliefert werden.

In Posen erschien: „Zwei Reisen Jakob Sobieski's, Vaters Johann's III., durch die Länder Europa's, unternommen in den Jahren 1607 bis ins Jahr 1612, ferner die 1638, nach handschriftlichen Quellen herausgegeben von Eduard Raczyński."

Ebendaselbst erschienen von Jos. Lukasiewicz: Historische Nachrichten von den Dissidenten in der Stadt Posen im 16ten und 17ten Jahrhundert. Schade, daß der Autor nicht auch in dem Posener Stadt-Archive nachgeforscht hat, wo er sich überzeugt hätte, daß nicht erst Johann Sekluzyan den Katholizismus zu flügen unternommen hat, indem schon vor dem Jahre 1525 ähnliche Versuche sich bemerken lassen. Schon in Sigmund's I. Edikte aus Grodno vom J. 1522 lesen wir, daß, ungeachtet früherer Verbote, doch einzelne Unbesuge aus Neugierde in Luther's Schriften lesen, seine Lehren im Volke ausstreuen und seine Schriften öffentlich und insgeheim einführen.

In Krakau begann Prof. Michael Wiszniewski die Herausgabe von Denkschriften für Geschichte und Literatur in Polen, wovon bereits drei Bände (1835) bei Friedlein erschienen sind. Der lithographirte Titel stellt die meisterhaft in Gothischem Style geordnete Thür der dortigen Universitäts-Bibliothek dar. In der Einleitung sucht der Herausgeber darzuthun, daß man nur aus gleichzeitigen Ehrenzeugen, Geschichtschreibern und Diplomaten die vaterländische Geschichte gründlich erlernen könne; er liefert sodann eine Uebersicht der Polnischen Ehrenzeugnissen unter der Herrschaft der Piaste, macht eine Vergleichung zwischen Dlugosz und Naruszewicz und erwähnt Thaddäus Czacki's Arbeiten in der Polnischen Geschichtsforschung. Der Anfang der Herausgabe geschieht mit den Abhandlungen Czacki's und Hanschriften, welche die jetzt zerstreut und schwer zu erlangen waren. Diese Abhandlungen, welche durch alle drei Bände fortgehen, sind folgende:

I. Ueber das Münzwesen in Polen und Littbauen; verfaßt für die Lehrlinge des Wolhynischen Gymnasiums im J. 1810. II. Von den Zigeunern. III. Von den Tataren. IV. Vom Kulmschen Rechte. V. Von den Karaiten. VI. Vom Namen der Ukraine und vom Ursprunge der Kosaken. VII. Vom Handel Polens mit der Ottomanischen Pforte. VIII. Analytische Betrachtung über die Geschichte des Polnischen Volks, nach den Schriften des Maetin Gallus und Vinzeny Kathlubek. IX. Schilderung der Regierung des Königs Sigmund August, an den Fürsten Ream Czartoryski im J. 1798. X. Von den Juden. Aus diesen Ueberschriften der drei Bände ersieht man schon, daß nicht alle Artikel, welche, wie Czacki, die historischen Denkschriften sind, es ist zu erwarten, daß dieses der stillen häuslichen Beschäftigung und der Ergründung der vaterländischen Geschichte von Wiszniewski gewidmete Werk gar manchen Stoff für diese Forschung gewinnen und zu gleichen Unternehmungen ermuntern werde. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Pest in London im Jahre 1665.

Im Jahre 1665 wurde Englands Hauptstadt von einer der schwersten Seuchen heimgesucht, die jemals in einer großen Stadt wüthete. Vereint in den Winter-Monaten 1664 auf 1665 ungewöhnlich Todes-Fälle mit einige Pest-Fälle beobachtet, die, obwohl auf die Kirchenzette der Stadt beschränkt, große Verstörung erregten. Von der Zeit an las man die wöchentlichen Todtenlisten mit großer Besorgniß, besonders diejenigen, welche aus dem verdächtigen Kirchspiele St. Giles kamen. Zwar wurden keine ferneren Pest-Fälle angezeigt, aber man bemerkte, daß die Durchschnitts-Zahl der Gestorbenen in diesem Kirchspiel war, und augenscheinlich Verheimlichung. Die Verwehrer des übrigen Londons liefen sich nur, wenn dringende Geschäfte sie dazu auffordertem, in den Straßen des Kirchspiels St. Giles blicken, und Alles war in angstvoller Spannung. Diese heftige, die hohe Temperatur der winterlichen Jahreszeit werde einer Seuche, die nur in heißen Klimaten endemisch sey, Einhalt thun; aber diese Hoffnungen sollten getäuscht werden.

Während der Frühlings-Monate, wo man zu voller Gewißheit darüber, daß die schreckliche Seuche in dem verdächtigen Reviere ausgebrochen sey. Zu Anfang des Sommers stieg die wöchentliche Zahl der Opfer in dem Kirchspiele St. Giles auf beinahe Hundert. Auch die benachbarten Kirchspiele hatten bald zahlreiche Pest-Fälle aufzuweisen, und alle Bewohner Londons wurden von Verstörung ergriffen. Im Mai und Juni verschlossen die reichern Bewohner ihre Häuser und flohen aufs Land. In allen Straßen sah man Anstalten zur Flucht vor dem gräßlichen Feinde: Wagen und Karren mit Gütern, Weibern, Dienstboten und Kindern — Kutschen, in welche der wohlhabendere Bürger seine Familie packte — Reiter und Reserve-Pferde — Alles mit Waggage beladen und zur Abreise fertig. Die Seuche griff mit Riesenschritten verheerend um sich, und das Pflaster der Straßen schien nur, schon in den nächsten fünf Minuten von ihr ereilt zu werden. Jeder, der die Stadt verließ, mußte einen von dem Lord-Mayor unterzeichneten Gesundheits-Schein vorzeigen, und die Thoren dieser Beamten waren vom Morgen bis zum Abend von großen Haufen Pestes umlagert. Die Auswanderung so vieler wohlhabender Bürger hatte die Folge, daß die Handarbeiter zum Theil in das Elend gerieten — ein Umstand, welcher der Verbreitung epidemischer Krankheiten überhaupt so günstig ist und ohne Zweifel auch der Pest in London großen Vorschub leistete. Je weiter sie um sich griff, desto schrecklicher war ihre Wuth, und dabei zeigte sie so wechselnde Symptome, daß alle Erfahrung der Aerzte an ihr zu Schanden wurde. In der einen Woche waren Blattern und Beulen die allgemeinen Kennzeichen des Uebels; in der nächsten war die Haut des Pestkranken so rein, wie bei dem gesunden Menschen; zu anderen Perioden zeigten sich harte und schwerzliche Geschwülste und Finnen; dann und wann aber lief sich fast keines dieser Kennzeichen bemerken, obgleich die angeklagte Person in einem Zustande vollkommener Todtsucht war. Die vorherrschendsten Symptome blieben jedoch kleine braunartige Flecken von dunkler Farbe, die gewöhnlich an der Brust zum Vorschein kamen. Die Dauer der Krankheit war eben so verschieden, wie ihre Symptome; bald schmachtete der Patient vier oder fünf Tage lang, bald endete das schreckliche Uebel schon an dem Tage, an welchem es begonnen hatte.

Nachdem fast alle diejenigen, deren Umstände es erlaubten, die Hauptstadt verlassen hatten und der Hof nebst den Gerichtshöfen nach Oxford verlegt war, verbreitete die Pest sich mit reißender Schnelligkeit offwärts, und in dem ganzen Bezirke Londons sah es ein Bild mehr vor Verderben. Die Leute verließen ihre Häuser nur noch, wenn es dringend nöthig war. Wer eine Straße passiren mußte, der hielt sich behutsam in der Mitte, seinem liebsten Freunde erschrocken ausweichend; und an die Stelle freundlicher Begrüßungen traten finstere und ängstliche Blicke. In der Nachbarschaft eines Hauses, wo die Pest ausgebrochen war, verschloß man die Läden und verdeckte sorgfältig

Digitized by Google

und Fenster. Der Anblick solcher Häuser, die Pestkranke enthielten, war noch schreckhafter. An die Thüren derselben ließ die Obrigkeit ein rothes Kreuz malen, mit der Ueberschrift: „Herr, erbarme dich unser!“ War einer der vielen Mittel, die man erdacht hatte, um den Fortgang der Seuche zu hemmen; oder es veranlaßte in vielen Fällen große Elend, und die Beschreibung wurde daher oft umgangen. Man bestellte für jeden Distrikt besondere Krankheits-Visitatoren, besondere Wundärzte und Todtengräber; auch traf man noch andere Maßregeln der Klugheit und Menschenliebe; nur das Abkarren der angesteckten Häuser war eben so unmenschlich als grausam. Die Furcht vor dem rothen Kreuz bewog Viele, den Ausbruch der Krankheit so lange als möglich zu verhehlen, und machte den ärztlichen Beistand unwirksam. Zuweilen verschaffte sich eine Familie mit Gewalt einen Ausweg und trug so die Saaten der Pest in Revier, die noch verschont geblieben waren.

Das Jammergeschrei der Frauen und Kinder ertönte aus den Fenstern und Thüren solcher Häuser, in denen ihre theuersten Angehörigen mit dem Tode rangen oder verschieden waren. Einsam wohlhäger hier und dort der einzige Ueberlebende einer ganzen Familie. Nichts war schrecklicher anzusehen, als die Art, wie man die Todten beklattete. Anfangs wurden die gewöhnlichen Ceremonien sogar noch pünktlicher als sonst vollzogen; je mehr aber die Seuche um sich griff, desto weniger war an so etwas zu denken. Morgens vor Sonnen-Aufgang und Abends machte ein Karren die Runde, und jede Familie mußte ihre Todten in diesen Karren werfen. Die Leichname wurden dann zu ungeheurer großen und tiefen Gruben gefahren, in welchen sowohl Reich als Arm unter und über einander lag: der Karrner zog an einer Glocke und rief in die Thür jeder angesteckten Wohnung: „Bringt Eure Todten heraus!“ dann wurde die Hölle des gelehrten Mörder oder des Hexen-Umwalds in ein gewöhnliches Tuch eingewickelt, hinausgeschleppt und einem Haufen anderer Todter beigestellt. Dies Verfahren erregte in der ersten Zeit allgemeines Grausen; aber nach und nach wurden die Herzen der Bewohner London's durch den beständigen Anblick des Todes so stumpf und fühllos, daß kein Sterbefall mehr sie erschüttern konnte.

Aber selbst in Zeiten der dringendsten und allgemeinsten Gefahr treibt der Spekulations-Geist sein Wesen. In allen Provinzen, an Häfen und Straßen-Ecken sah man die Ausschlagzettel unwissender Quacksalber, welche ihren Mitteln die hochtönendsten Titel gaben, z. B. „Unfehlbliches Präservativ gegen Ansteckung“ — „Erste Herzstärkung gegen verpestete Luft“ — „Anti-Pestilenzialische Pillen“ — „Unvergleichlicher Trank, dergleichen noch nie erfunden worden“ — „Einzig echtes Pestwasser“ — „Königliches Antidotum“ u. s. w.

Viele Geistliche flohen aus Furcht vor Ansteckung, obschon der damalige Bischof von London auf seinem Posten blieb. Der Bischof schrieb an diejenigen, die ihre Heerden verlassen hatten, und drohte ihnen, er werde ihrer Aemter vergeben, wenn sie nicht schleunig heimkehrten. Man glaube übrigens nicht, daß die Gottesfurcht geschlossen oder schlecht besucht waren; beim Ausbruch der Pest drängten man sich sogar in die Kirchen, und Prediger von jeder Seite verpflanzten ihr Bethe nach dem Morgen bis zum Abend auf einer und derselben Kanzel. Nachdem es aber je weit gekommen war, daß der Bürger von London seinen nächsten Nachbar vermied, wurden auch die Kirchen immer leerer. Als die Seuche am heftigsten wüthete, ereitte der Tod den Angesteckten mit furchtbarer Schnelligkeit. Ein Bürger, der bis zum September gesund und wohlbehalten geblieben war, konnte nicht umhin, sich eines Tages vor mehreren Nachbaren dessen zu rühmen. Einer derselben entgegnete ihm: „Trauen Sie dem Ding nicht zu unbedingt: es ist schwer, zu sagen, wer gesund und wer krank ist; denn wir machen ja täglich die Erfahrung, daß Leute, die in der einen Stunde noch ganz wohl aussahen, in der nächsten schon tod sind.“ — „„Das ist wahr““, versetzte jener, „„ich hatte mich auch in der That nicht sehr sicher; doch hoffe ich wenigstens, daß ich in keiner Gesellschaft gewesen bin, wo Ansteckung zu befürchten war.““ — „„Wie!“ sprach der Andere, „sind Sie nicht vorgestern Abend mit Herrn N. in der Gracechurch-Street in Gesellschaft gewesen?“ — „„Ja wohl; aber Keiner von der Gesellschaft kam uns verdächtig vor.““ — Der Nachbar verstummte, und Jener sagte nun mit angstvoller Ungeduld: „„Ist er vielleicht gestorben? Ist er's wirklich?“ Es erfolgte wieder keine Antwort; allein der Frager wußte schon genug; er lief bestürzt Schimpf und Hin zum Hause des „armen Mannes des Todes“, ging stracks nach Hause und ließ einen Apotheker kommen. Dieser warf nur einen Blick auf seine Brust und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Fliehet zu Gott hinauf!“ Der Unglückliche starb schon nach wenigen Stunden.

Viele Londoner nahmen zu Gebet und frommen Betrachtungen ihre Zuflucht, während Andere aus Verzweiflung dem Laster in die Arme stürzten. Ueberall mischte sich das wilde Jauchzen der Bacchanale mit Wehklagen und Jammergeschrei. Oft rannten derselbige Elende dieser Art, zum Theil schon von der Seuche angesteckt, durch die Straßen und stelen in einer Art Wahnsinn über jedes weibliche Wesen her, das im Freien sich blicken ließ.

In den Monaten Juli, August und September, die ungewöhnlich heiß waren, hatte die Pest ihre höchste Stadium erreicht. Nach Dr. Hodges starben in jener Periode wöchentlich drei bis viertausend und einmal sogar achttausend Individuen. So sehr auch jeder Bürger vor Besuchen auf seiner Hut war, so schlich sich doch von Zeit zu Zeit ein alter Freund ins Haus und fand dann gewöhnlich eine sehr zweideutige Aufnahme. Man wußte wohl, daß der erste Anfall der Krankheit die Gesichtsfarbe eines Individuums oft in solchem Grade ändere, daß der Verdächte alle Rücksicht für die Sicherheit und die Gefühle Anderer fahren ließ. So kam es denn zu Auftritten, in welche das Lächerliche und Grausenhafte seltsam sich mischten. „Ein Pestkranker“, so erzählt Dr. Hodges, der über die Seuche geschrieben hat, „klopfte an die Thür eines Bürgerhauses, wo man ihn sehr wohl kannte. Der Bediente öffnete; jener fragte, ob seine Herrschaft zu Hause sey, sitz kann bejahend der Knecht den Vorgehenden, rannte stark ins Zimmer, daselbst die ganze Familie dem ihm Abendbrod saß. Alle erhoben sich mit einiger Verwunderung von ihren Sitzen, allein er hat sie, Platz zu behalten, weil er nur gekommen sey, um Abschied zu nehmen. — „„Abschied wollen Sie nehmen, Herr N.? Wohin geht denn die Reise?“ — „„Wohin?! Unter die Erde! Ich bin pestkrank und werde schon morgen Abend des Todes sein.““ Man denke sich das allgemeine Entsetzen! Die Gattin und die kleinen Töchter des Hausherrn rannten stark ins Hinterzimmer, daselbst treppab aus dem Hause, Andrer treppauf in den obersten Stock, wo sie in ein besonderes Zimmer sich abperrten und aus den Fenstern um Hülfe schrieen. Der Herr des Hauses faßte sich besser; sein Schreiben ging bald in Entzeiflung über, und eben wollte er den Verpesteten packen, um ihn die Treppe hinunter zu werfen, aber der Zustand des Mannes und die Größe eines Verlustes hemmten den Ausbruch seines Zornes wieder: er blieb unbeweglich stehen, wie eine Salzsäule. Der arme geistig und körperlich zerrüttete Besucher stand ebenfalls wie vom Donner gerührt; endlich sprach er mit großer Resignation und Seelenruhe: „Nun! Ist es so mit ihnen Allen bestellt? Hab' ich Sie alle in Schrecken gesetzt? Wohlan, so will ich wieder umkehren und zu Hause sterben.“ Darauf ging er mittlich die Treppe hinab; der Bediente, der ihm bereitwilligen Beistand hatte, mit einem Kübler, wollte aber nicht an ihm verbrechen und die Thüre öffnen, er blieb demnach an der Treppe, um zu sehen, was er wohl beginnen würde. Der Kranke öffnete selbst, ging dann hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Die Familie konnte sich erst nach einigen Tagen von ihrem Schrecken ganz erholen, auch gingen sie nicht eher wieder fest ein Haufe herum, bis alle Kleider gewaschen und alle Zimmer mit Räuchermerk durchgeräuchert, Schwefel u. s. w. gereinigt waren. Was aus dem unglücklichen Besucher geworden, habe ich nicht erfahren können.“

Die Pest von 1665 raffte ungefähr hunderttausend Bewohner der Hauptstadt weg und mäßigte ihren Grimm nicht eher, als bis die kalte Jahreszeit wieder einrat. Sie kehrte ungefähr um dieselbe Zeit, in der sie vorigen Jahr begonnen hatte. Als Symptome wurden allmälig Schwäche, es reisenalten weniger Leute, und die Meisten gestalten wurde. Endlich ordnet sich das ehemalige Ungeheuer in gefährliche Hals- und Kopfschmerzen. Dem Geiste der damaligen Zeit gemäß, betrachtete man diese Plage als eine Züchtigung der Nation für ihre Sünden und traf also seine Maßregeln, um einen zweiten Besuch des entsetzlichen Gastes zu verhüten, aber ein zufälliges Ereignis veranlaßte die zu diesem Zwecke nothwendige Reform. Die Feuersbrunst, welche London im folgenden Jahre verheerte, machte den Wiederaufbau der Stadt nothwendig, und man hatte jetzt breitere Straßen, so daß mehr frische Luft in die Stadt kam. In Folge dieser Beachtung, der physischen Gregre ist unser Zeitalter, das weit mehr moralische Gebrechen anzuweisen hat, als die Mitte des 17ten Jahrhunderts, von einer Plage verschont geblieben, die man damals für eine göttliche Strafe erklärte.

(Edinburgh Journal.)

Mannigfaltiges.

— Ein merkwürdiges Gas. Die brennenden Gase zu Dschenalamuckt in Indien sind von ganz besonderer Natur. Sie enthalten weder Schwefel noch Naphta und haben einen sehr köstlichen Geruch, der dem Frangipfelchen Räuchermerk mit Ambra gleicht. Die Flammen, ungefähr zehn an der Zahl, entwickeln sich aus einem dunkelgrauen Sandstein an perpendicularen Stellen; es sind Tempel über denselben errichtet. Ich glaubte Anfangs, es stehe ein Priester-Betrug dahinter, die man wir in einem Tempel, genannt Gerka Dedi, Experimente zu machen erlaubten bei denen ich allein blieb. Ich hielt die Flamme aus, die von selbst nicht wieder auslederte. Man sieht nichts Besonderes an den Stellen, wo die Flamme hervorkommt, keine Veränderung in der Farbe oder in der Substanz des Steins. In kleinen Behältern unter den Flammen bilden sich kleine Quantitäten Wasser; dieses Wasser fängt von Zeit zu Zeit Feuer, so oft entzündbarer Stoff genug an der Oberfläche sich gesammelt hat. Es entdüft diese Materie einen sehr milderischen Elemente; sie schmeckt nicht unangenehm und hat den bläulich-grünlicher Farbe. (A. J.)

— Begegnung mit einem Tiger. Lieutenant Marshall, der im März dieses Jahres in den Sunderbund's ankerte, erzählt Folgendes: „Etwa um 11 Uhr in der Nacht trieb mich ein Gefühl auf dem Verdeck aus meinem Bette. Ich zog meinen Degen und eilte eben die Treppe hinauf, als ich, gerade da ich mit dem Kopf über das Verdeck reichte, plötzlich einen fürchterlichen Schlag auf Haupt und Nacken erhielt. — In demselben Augenblick wurde mir ein Stück meines Wammes von Rücken gerissen. Ungefähr eine Minute später, als ich mich von der betäubenden Wirkung des Schlages etwas erholt hatte — ich war unterdeß ins Schiff zurückgetaumelt — rief man mich auf das Verdeck zu meinem Bette. Ich zog meinen Degen und eilte eben die Treppe hinauf, als ich, gerade da ich mit dem Kopf über das Verdeck reichte, plötzlich einen fürchterlichen Schlag auf Haupt und Nacken erhielt. — In demselben Augenblick wurde mir ein Stück meines Wammes vom

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Freitag den 21. Oktober 1836.

China.

Ein Besuch in Maimatschin.

Die Stadt Kiachta, an der Gränze Sibiriens und der Mongolei, ist, kraft eines zwischen China und Rußland abgeschlossenen Vertrages, der einzige Ort, wo diese beiden colossalen Reiche mit einander verkehren. Hier konzentrirt sich der ganze Binnenhandel Nord-Asiens, und hier wohnen die Agenten der reichsten Kaufleute von St. Petersburg. Während nun Kiachta der Sitz des Russischen Handels ist, befinden die Chinesen ein Dorf von gleicher Art in Maimatschin*). Eine geschlossene Straße trennt beide Städte. Von Russischer Seite bemerkt man ein Europäisches Thor mit einer Hauptwache, und von Chinesischer einen prächtigen, mit Inschriften und mythologischen Figuren geschmückten Eingang.

Das Innere von Maimatschin hat einen ganz Chinesischen Charakter. Die Straßen sind gut angelegt, aber eng; und geht man durch eine derselben, so erblickt man nichts als lange und kahle Mauern, die in weiten Distanzen von beständig geschlossenen Thüren unterbrochen werden, denn in China dürfen man sich gar sehr, die Verschlossenheit merken zu lassen, was im Innern der Häuser vorgeht. Hinter diesen traurigen Mauern stecken die Wohnungen und die Läden der Privatleute, einen Hofraum einschließend. Das Innere eines Chinesischen Hauses ist gewöhnlich selbst wohlerr; man sieht hier Divans, lackirte Tische, große Spiegel und Gemälde; die Fußböden sind mit Matten bedeckt. Das vornehmste Möbel, der Divan oder lange Sofa, steht mitten im Salon, und die Gesellschaft schlägt beim Sitzen die Beine unter, wie dieses bei allen Orientalen Sitte ist. Jenes Polsterbank hat ein Blumenbrett, dessen Pflege eine der liebsten Beschäftigungen dieser unterwürfigen Nation ist. Die auffallendste Eigenthümlichkeit von Maimatschin ist aber negativer Art — man sieht kein einziges weibliches Wesen. Kein Individuum des andern Geschlechtes darf sich hier aufhalten, ohne Zweifel wegen der Nähe der Europäischen Etablissements.

Ein Russischer Stabs-Offizier, der vor kurzem Gelegenheit gehabt, Maimatschin zu sehen, hat uns folgende Schilderung eines Besuches mitgetheilt, den er dem Sargutschi**) oder vornehmsten Agenten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten abgestattet***):

„Ich hielt in Begleitung des Gränz-Inspektors, des Zoll-Inspektors, einiger anderer Beamten und eines Dolmetschers meinen Einzug in Maimatschin. Unser Wirth empfing uns an der äußeren Thüre seines Zimmers, drückte uns die Hand und führte uns in seinen Salon, wo er sich zu unserer Seite auf den Divan niederließ. Sogleich präsentirt man Thee in Porzellan-Tassen mit Untertassen in Form von Kähnen, dann kamen trockene Früchte und Konfekt. Nach dieser vorläufigen Ceremonie stellten wir uns gegenseitig unsere Beamten vor. Die Conversation begann mit Gemeinplätzen über unser Alter, unseren Rang in der Gesellschaft u. dgl.; dann kam es zu einigen Details über Waffen und Kostüm, und endlich bemühte sich der neugierige Chinese durch klug gestellte Fragen, den Zweck meiner Reise zu erforschen. Die Umfrage, auf welchen dieses Ziel entgegenerwerte, machten mir viel Beunruhigung, und da ich keinen Grund hatte, ihm die Wahrheit zu verheimlichen, so sagte ich frei heraus, der Kaiser habe mich beauftragt, die Hüttenwerke der Provinz Nerschinsk zu besuchen; nach Kiachta aber sey ich aus bloßer Neugierde gekommen. Ich weiß nicht, ob er meinen Worten Glauben beimaß; allein er schien vorgeblich befriedigt, und sprach weiß die Ehre davon, in einem Rapporte zu skizziren, den er an St. Chinesische Majestät schicken wird. Unsere Unterhaltung vermittelte ein Dolmetscher.

Als man unserem Wirthe meldete, daß eben aufgetragen sey, schritten der Sargutschi und ich, Hand in Hand, dem Speisesaale zu. Es waren fünf Gäste geboten, und doch hatte der Tisch nicht mehr Umfang, als ein gewöhnlicher Spieltisch. Vor jedem von uns standen zwei porzellanene Schalen mit Unter-Tassen: die eine war leer, die andere zur Hälfte mit Essig gefüllt. Wir hatten unsere Messer und Gabeln mitgebracht; die Chinesen bedienen sich bekanntlich nur kleiner Stäbchen aus Elfenbein, die sie mit den drei ersten Fingern der rechten Hand sehr geschickt handhaben und mit deren Hülfe sie sogar flüssige Speisen zu sich nehmen.

Der Tisch war mit Gerichten bedeckt, die man in Schalen auftrug, denen ähnlich, welche uns statt der Teller dienten. Die Gerichte bestanden aus kleinen Stücken Wildpret, Schweinefleisch, Hammelfleisch und Geflügel, sämmtlich in Fett gebraten. Man nimmt seine Portion aus der Mittlere-Schüssel auf den Maimatsa-Teller und taucht sie, bevor man sie verzehrt, in Essig. Die Schalen mit Fleisch, Gemüsen, Kohl, Gurken, Blumenkohl und verzuckertem Backwerk wurden eine nach der anderen herumgereicht: es waren in Allem zweiundfunfzig! Ich ließ nur wenige Gerichte an mir vorbeigehen, theils aus Neugierde, theils auch, weil der Sargutschi so gütig war, mir immer die leckersten Bissen vorzulegen. Das Getränk endete mit acht verschiedenen Sorten feiner Suppen, welche Zahl das Maximum der Chinesischen Etikette ausmacht. Da die Chinesen bei Tische niemals Brod essen, so hatten wir uns Brod mitgenommen. Unaufhörlich reichte man uns kleine Stücke Silberpapier, um den Mund abzuwischen. Das Getränk war eine Art Reis-Branntwein von katalem Geschmack. Die Gläser glichen unseren Liqueur-Gläschen. Die Mahlzeit dauerte ungefähr eine Stunde.

Unsere Unterhaltung war höflich und lebhaft; sie drehte sich hauptsächlich um die Sitten der Chinesischen Damen. Ein Chinesisches Diner ist Europäern im Ganzen nicht sehr mundrecht; nur das gebackte Schweinefleisch und das Backwerk schmecken gar nicht übel. An der Tafel herrscht große Reinlichkeit; die Küchen sind in der guten Stande, und das Brennmaterial wird recht sinnreich verwendet. Da man bei einer Chinesischen Mahlzeit nicht sowohl viel, als vielerlei zu essen bekommt, so könnte man ihren Köchen wohl empfehlen, mit dem Fett etwas sparsamer zu seyn. Spezereien, und besonders Knoblauch, spielen eine große Rolle, und das Schweinefleisch ist die Lieblings-Speise der Chinesen.

Nach dem Diner sprechen wir in den Salon zurück, wo man uns Thee und herrliche Confituren reichte. Die Art, wie man in China den Thee bereitet, ist von der unsrigen sehr verschieden. Eine große Bowle wird zur Hälfte mit schwarzem Pecco gefüllt, welches die beiderlei Theer-Sorte ist; man gießt kochendes Wasser darauf, läßt es einige Zeit die Theeblätter durchdringen, und schenkt alsdann ein, ohne Zucker oder Milch hinzuzufügen. Durch dieses schlechte Verfahren behält der Thee sein ganzes Aroma.

Während wir beim Nachtisch saßen, benachrichtigte mich unser Wirth, um seine Kleidung zu wechseln; es ist nämlich ein Zeichen großer Höflichkeit, wenn man seine Toilette nach dem Diner macht.

Er erschien bieses Mal in einer Robe von sehr schönem ins Braune spielendem Seidenzeug, über die er einen Sponser aus blauem Atlas gezogen hatte. Er zeigte uns verschiedene Kuriositäten, sowohl solche als Waffen, und erbot sich, uns in den vornehmsten Tempel zu begleiten, damit die Zwischenzeit vor Anfang des Schauspiels angenehm vergienge. Der Tempel, seinem Aeußeren nach ein Chinesisches Pavillon, war viereckig, mit großem vorspringendem Karniesz, das auf Säulen ruhte. Pichts gewährt einen seltsameren Anblick, als die vielen Malereien und Verzierungen an diesem Karniese. Die Säulen sind vergoldet und mit Inschriften bereckt; auch an den Mauern sieht man mythologische Embleme aus Sprüchen aus den kanonischen Büchern. Das Innere des Tempels hat drei Abtheilungen: die Idole stehen in Nischen und vor denselben eine Art Tische mit angezündeten Kerzen, Vasen voll Wasser, Räucherwerk und verschiedene Opfergaben. Tapeten und Fahnen entziehen dem Besucher den Anblick der Götterbilder. Die Mauern sind mit Fresko-Malerei und Vergoldungen geziert: diese Gemälde beziehen sich auf die Begebenheiten vergötterter Heroen.

Der Anblick der Idole hat etwas Schreckhaftes: ihr Kostüm ist eben so grotesk, wie ihre Physiognomieen, und alle Gegenstände, die sie umgeben, sind mit wahrem Kunst-Talent geschnitzt und gemalt. Neun dieser Gottheiten waren in drei Gruppen vertheilt: in der Mitte aber thronte Fo (Buddha) in einem Gewande aus gelbem Atlas, welche Farbe dem Kaiser allein zu tragen darf. Der Tempel von Maimatschin war mit einer der merkwürdigsten Gegenstände, die ich auf allen meinen Reisen gesehen.

Als die Stunde des Schauspiels geschlagen hatte, begaben wir uns dahin und nahmen in der Loge des Sargutschi Platz. Das Theater glich denen, die man bei Volksfesten auf den Pariser Elysäischen Feldern zusammenzuzimmern pflegt. Es war mit vielem Geschmacke verziert und ausgemalt. Die weiblichen Rollen übernehmen Jünglinge von etwa sechszehn Jahren, die eine zarte und hübsche Gesichtsbildung haben. Das Publikum sitzt unter freiem Himmel, mit Ausnahme des Sargutschi und der vornehmsten Kaufleute, welche der Bühne gegenüber in Logen sich mie-

*) Richtiger Mai-ma-tsching, welches wörtlich Stadt des Kaufens und Verkaufens bedeutet. Kiachta heißt Chinesisch mai, und Verkaufen mai: beide Worte sind nur durch eine kleine Modulation der Stimme geschieden.

**) Sargutschi heißt Richter und ist ein Mongolisches Wort von sargu, Gericht, Rechtshandel (sargusacho, einen Prozeß führen).

***) Vergl. mit dieser Schilderung eine ähnliche in Nr. 139 des Magazins vom 3. 1834.

Digitized by Google

verlassen. Das vorgestellte Stück war ein Melodrama, und in den Zwischenakten wurde musizirt. Plan und diese gräßliche Musik selbst gebot haben, wenn man einem Begriff von den Mitteln gewinnen will, die durch enorme Klarinetten ohne Taften, durch Flöten von sechs Fuß Länge, durch schreckliche Krummscheifer, Cymbeln, Tamtam's und eine Art Trommeln, die wohl eine Meile weit hörbar sind, hervorgebracht werden. Das Sujet des Drama's war historisch. Ein Kaiser wird durch einen Usurpator entthront, der sich dem Volk zu empfehlen weiß, indem er seine Tochter verbrennt. Diese flieht im Gefängniß, und seine Witwe sieht nach einer fernen Provinz, wo sie durch Muth und Klugheit ein Heer aufzubieten weiß. Dann bekämpft sie den Usurpator, tödtet ihn mit eigener Hand und setzt ihren Sohn an des Vaters Stelle. Alles war mit Greuchen und Ballets untermischt.

Die Chinesen von Maimaitschin gelten für sehr unwissend, oder wenigstens affektiren sie Unwissenheit. So wollte der Sargaschik unsre Würde, nicht einmal von dem Dasein der Franzosen etwas gehört haben; er kannte in Europa nur Engländer und Portugiesen und glaubte, die Russen gehörten nach Asien. In Ansehung aber, wodrt ihr persönliches Interesse betheiligt ist, zeigen die Chinesen einen Takt und eine Urtheilskraft, die sie für ihren Mangel an positivem Wissen schadlos halten."

(Traveller's Magazine.)

Frankreich.

Die Schreckensregierung.

Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's.

(Schluß.)

Kehren wir nach St. Maximin zurück. Wenigstens zwanzig von den Einwohnern waren als verdächtig eingesperrt. Ich fand sie bequem untergebracht und erträglich behandelt. Mein Revolutionsausschuß bestand aus Handwerkern, Leuten aus dem Volk und einem früheren Mönch, der allein schreiben konnte und der meiner Kanzlei die Oberaufsicht einnahm. Ich fühlte mich glücklich genug, daß ich diesem ehemaligen Klosterbruder, der zwar nichts Liebenswürdiges an sich hatte, aber gerade kein böser Mensch war, eine Art von Begünstigung zusprechen; er bestete sich an alle meine Schritte, räumte mir von ganzem Herzen den Vortritt ein und war mir so nützlich, als er mir hätte schädlich sein können. Ich nahm ihn daher auch in meine Verwaltung auf und gewann ihn vollkommen. Das Schicksal der Verdächtigen wurde besser; man sieht einige davon heraus, man ließ auf einem Liebhabertheater patriotische Stücke aufzuführen, und es ward namentlich in dem Ausschusse beschlossen, sie Jemanden nach der Schlachtbank von Orange zu schicken. Eine sehr liebenswürdige Dame von guter Herkunft war mehr kompromittirt als die Uebrigen; es war die Schwester des Verfassers von „Untersee's Reisen"; es wurde mir sehr schwer, sie in republikanischen Stücken mitspielen zu lassen. Sie wollte auf eine so gute Darstellerin nicht gern verzichten und brachte sie fast mit Gewalt dahin, die Rolle der Julia in Voltaire's Brutus zu übernehmen; dieser Zwang verschaffte jedoch unserem Opfer seine Freiheit. So verhielten wir dieses schrecklichste Jahr so wenig furchtbar als möglich, in Thaten leisteten wir gar nichts, dagegen liefern wir es in Worten und Adressen an den Pariser Jakobiner nicht schlechter. Da es Gebrauch war, Namen aus dem Alterthum anzunehmen, so nannte sich mein Ex-Mönch, wenn ich mich recht erinnere, Epaminondas, und ich hieß Brutus. Die anderen Mitglieder des Ausschusses folgten Alle unserem Beispiel, und man hätte in unseren Sitzungen Griechische und Römische Namen studiren können. In einem Pamphlet ist gesagt worden, Napoleon habe für sich den Namen Brutus ausgewählt, aber nur ich führte denselben. Napoleon gedachte seinen eigenen Namen über alle Namen der alten Geschichte zu erheben, und hätte er an diesen Maskeraden Theil nehmen wollen, so glaube ich nicht, daß er sich Brutus genannt haben würde.

Die guten Einwohner von St. Maximin liefen mich gewähren; unsere Theatervorstellungen machten ihnen eben so viel Vergnügen als die Deklamationen auf der Rednerbühne; die Frauen waren entzückt darüber, daß unsere kleine Stadt kein einziges Opfer zählte, und daß man darin Komödie spielte; auch glaube ich in der That, daß man damals von wenig Gemeinden so viel Gutes sagen konnte.

Aber ein Sturm, von den oberen Regionen aus, sollte über uns hereinbrechen; Barras und Freron waren in Marseille!

Die wenigen Monate seit meiner Ankunft in St. Maximin waren um die Wette durch Siege und Verbrechen der Jakobiner bezeichnet worden; im September war Lyon unterlegen. Collot d'Herbois und Fouché von Nantes ließen dort die besiegte Bevölkerung zaghaft niederschießen und die Gebäude dieser zweiten Stadt Frankreichs, die vierzig Jahre später noch einmal der Wuth des Bürgerkriegs anheimfallen sollte, von Franzosischen Kanonen in Boden rennen. Die Armee des Generals Carteaux, bei der sich Napoleon befand, belagerte Toulon. Die durch das Gesetz Merlin's von Douai noch weiter ausgedehnte Achtung der Verdächtigen erstreckte sich über 30,000 Bürger und überlieferte sie ohne Erbarmen der Diktatur einer jeden Gemeinde. Im Oktober wurde Marie Antoinette aufs Schaffot geschleppt, in einem Schutthaufen, mit gebundenen Händen und dem Gesicht abgekehrtem, offen vor einer Hand voll Straßenräuber zitternden Pariserin.

Im November machten die Mörder durch einen Spottkultus der Vernunft sich selbst zu Göttern, denn diese Vernunft, die sie an die Stelle des Evangeliums setzen wollten, war nichts Anderes, als das von Menschenhand triefende Götzenbild, welches bei ihren Raserein den Possig führte. Die Köpfe der Girondisten, Bailly's, Lavoisiers, dieser würdigen Bahnbrecher der echten Vernunft, waren die ersten Opfer der neuen Gottesverehrung. Allmächtige Konventsmänner buchtigen die Departements, um die Wuth des Pöbels nicht ermüden zu lassen. Barras und Freron waren in Marseille!

Unsere kleine Gemeinde hatte vergebens ihren Luchsaugen zu entgehen; irgend ein erbärmlicher Kugeber benachrichtigte dieselben, daß St. Maximin der Guillotine nicht die geringste Spende gelistet habe, und daß man in dem Hause unserer Verdächtigen, welches den Familien der Verhafteten offen stehe, ruhig genug sey, um sich unbelangen die Zeit mit Musik zu vertreiben. Sogleich beschloß man, diesem Skandal ein Ende zu machen, und zwei gehörne Kunstschützen der Revolutionsarmee wurden requirirt, um es hier hin, und Schritt für Schritt zu lehren.

Ich befand mich mit dem Ex-Minch Epaminondas auf der Promenade, als eine alte Frau, deren Sohn zu unseren Verdächtigen gehörte, mit den Worten auf uns zu eilte: „Im Namen des Himmels, Bürger-Präsident, schütze uns, man transportirt unsere Kinder nach Orange; reinnere Dich Deiner Versprechen." — „Mach Draugen" — rief ich, „und ohne Befehl des Ausschusses!" — „Im Name der Lämmlein!" — Wie rührend auch der Schutz gewirkt; es begegnete uns ein anderes Unheil, das sich nach allen Seiten hin zerstreut hatten, um mich zu holen. Die Gemeinde war in der höchsten Aufregung. Ich erneuerte den Befehl, die Lärmglocke zu läuten, welches sogleich geschah. Ich berief nun die Volksgesellschaft und den Ausschuß auf den Platz zusammen, der an das Gefangenenhaus stieß, und ich bracht mich mit etwa hundert Personen nach demselben. Das Haus war von einer starken Menge umgeben, die uns den Eingang zu sehen verhinderte. Man machte uns Platz. Es standen fünf bis sechs Karren da, auf die man schon einen Theil unserer Gefangenen in Fesseln geladen hatte. Ein Mann, der eine dreifarbige Schärpe um den Leib und einen Federhut auf dem Kopfe trug, leitete das Geschäft, umgeben von einigen Gendarmen und einem oben so ausstaffirten Secretair, der die Namen der Geschäftsperson seine Schreibtafel verzeichnete. Der Anführer dieser Bande war ein vertrauter Gehilfe von Barras. Ich stürzte auf ihn los. „Im Namen des Gesetzes", rief ich, „zurück! Der Revolutionsausschuß hat die Auslieferung nicht bewilligt, die Volksgesellschaft ist im Begriff, sich zu versammeln, zeigen Sie derselben Ihre Vollmacht, und bis dahin bringe man die Verhafteten wieder an den Ort zurück, von wo man sie hinweggerissen. Gendarmen, im Namen des Gesetzes, die Verhafteten entlassen!" Der Kundschafter, über meine Kühnheit erschrocken, dachte mich Anfangs durch den Namen seiner Absender einzuschüchtern, er nannte mich Einen von Ebedem und einen Gemäßigten, und wollte sein Werk fortsetzen. Die Gendarmen, die auf diese Weise schon in mehreren Gefangnissen aufgetrieben hatten, kannten nur den Auftrag ihres Oberen, und auf den Namen Klub und Gesetz hin, die gewaltig wirken, wenn sie sich von Tod handeln, vermochten zur Rettung nichts. Glücklicherweise hatte die Lärmglocke die ganze Bevölkerung in Bewegung gebracht. Die Reihen der Schlachtopfer hatten den meinen Worten wieder Muth bekommen, ich benutzte meinen Vortheil und befahl der Menge, die Eingefangenen los zu machen, den Abgeordneten aber, mir in den Ausschuß zu folgen. In einigen Minuten waren die Verhafteten in ihren Zimmern, die Soldaten des Konvents verschwunden, und die eitern zahlreichen Trupp bewacht, der nur meinen Befehlen gehorchte. Dreißig Opfer waren gerettet, und, Dank dem Himmel, ich kümmerte mich wenig um die Gnade, in die ich mich mit ganzer Seele gestürzt hatte.

Der Abgeordnete der Volks-Repräsentanten war nicht als ein jämmerlicher Wicht; man sagte damals, er sey aus der Dienstschaft von Barras in Vorschlag gebracht worden, um mir einen Theil der Verantwortlichkeit für die Guillotine beizubringen; aber er dauerte hier nicht in der Ordnung, und was besonders ein Glück für uns war, er hatte Furcht. Vor dem versammelten Ausschuß forderte ich ihm seine Papiere ab; er flotterte; entweder hatte er keine, oder er fürchtete, seinen Worten dieselben, denn wie hatten befohlen, diesen unterwegs in Paris zu verklagen; genug, er mußte allmälig geschmeidig und sanft werden, er hatte sich ergeben, er handle nur aus reinem Patriotismus und nach den Aufträgen der Konvents-Mitglieder, er habe seine Papiere nicht bei sich, aber er überlasse uns die Sache und habe weiter nichts hinzuzufügen, da der Revolutions-Ausschuß, unter Vorsitz eines Kerkischen Patrioten, und die ganze Volks-Gesellschaft darüber einig wären, keinen Kroupot nach Orange zu schicken. Mir nahmen seinen Worten nur so viel mit zu großer Zuversicht entgegen, und er entschloß sich ganz plötzlich zur Abreise; er wollte uns nicht einmal die Ehre erzeigen, in St. Maximin zu übernachten, und verschwand mit seinen Scheren. Unter drei Verhaftigen, die ich geeitlet hatte, befanden sich mehrere Mitglieder der Familie Rey, einer der achtbarsten der Stadt; es wird sich später zeigen, wie mit ein junger Mann aus dieser Familie meine That lohnte; doch das, was er gethan, hat das Gluck nicht getödet, meinem jungen Tag mit verschaffte; ich kenne keinen schöneren in meinem Leben

Das Ende dieses demagogischen Jahres ward durch die Einnahme von Toulon bezeichnet: Napoleon offenbarte sich der Französischen Nation im Dezember des Jahres 1793! Aber das Ungewitter sollte noch lange fortdauern, ehe sich das alles Nächtige Meteor der gesetzlichen Ordnung verbergend, über uns aufgehen sollte. Es sind Jahre der Schrecken, Jahre der Verbrechen, aber auch der Siege. Das Jahr 1794 soll sogar in seiner ersten Hälfte die Jakobiner ihre Wuth verdoppeln, und Robespierre, der gemäßigte, heuchlerische und feigste von Allen, erlangte eine Gewalt ohne Grenzen. Einige Hilfskopfe haben sich nicht gescheut, diesen Mann und seine Mitschuldigen, Couthon und St. Just, zu preisen; man hat nicht Anstand genommen, zu behaupten, Robespierre sey ein Wohlgesinnter durch mitwirkende schlimme Werkzeuge, als er selbst, gewesen. Er sey unwissend gewesen, weil er auf dem Wege des Verbrechens habe einhalten wollen. Diese Behauptungen werden durch Thatsachen Lügen gestraft; das Revolutionstribunal war niemals thätiger, als unter der Macht dieses beyzioen Tribuns. Von raschen Schlägen wurde damals Alles getroffen, was irgend durch Geburt, Talent oder Verdienst aus der Menge hervorragte. Im Monat April schleppte man den jugendlichen Sieger der Flotte, den zweiundsechzigjährigen Malesherbes, in einem und demselben Karren mit seiner Schwester, seinem Eidam, seiner Tochter, seiner Enkelin und dem Gatten dieser jungen Weibes aufs Schaffot! Selbst Fou-

Digitized by Google

quier-Talnville's Richter wandten ihre Augen ab bei dem Anblick dieses ehrwürdigen Greises. Statt einzuhalten, ließ Robespierre im Mai, wenige Tage nach Malesherbes, auch Lavoisier hinrichten, und damit er die wütendsten Tyrannen um nichts mehr zu bemerken hätte, wagte er es, die Aerzte ihres Geschlechtes, den Engel zu opfern, der auf Erden den Namen Elisabeth trug! Robespierre stand damals auf dem Gipfel seiner Macht.

Bald nun ihn darum etwa sie entschuldigungswerther, weil er nachher seine eigenen Mitschuldigen dezimierte, weil er Danton und dessen Anhänger niederschmetterte? Blut wird nicht durch Blut abgewaschen. Und seine Feier des höchsten Wesens, was war sie anders, als die Verhöhnung der Religion aller Franzosen und die Verleugnung des Evangeliums? Blut genügte dem Unbefleckbaren nicht mehr! Er mußte seine Hände auch noch in unser innerstes Gewissen waschen. Nein, so vielen Verbrechen darf keine philosophische Nachsicht zu Theil werden; wir alle müssen sie ohne Ausnahme mit unserem Fluche stempeln, um so mehr, als diese abscheulichen Raucen ganz kürzlich von neuem als Losungsworte vor den Thoren Frankreichs und Europa's erschallt sind, die mit Recht davor zurückbeben.

Robespierre's Bruder war nach der Einnahme von Toulon als Kommissär zur Alpen-Armee abgeschickt worden. Napoleon, der als der Held dieser denkwürdigen Belagerung angesehen und zum Brigade-General ernannt worden, befand sich zu Nizza, wo er die Artillerie desfehligte. Seine Dienst-Verhältnisse hatten ihn dem jüngeren Robespierre nahe gebracht, der ihn zu würdigen wußte. Der Beherrscher des Konvents schien von den ungewöhnlichen Talenten des Siegers von Toulon Kunde erhalten zu haben zu dem Kommandanten von Paris, Henriot, selben Unfähigkeit er satt hatte, durch einen Andern ersetzen. Hier die Scene, von der ich Zeuge war:

Unser Familie verdankte der Beförderung Napoleon's eine bessere Lage. Um ihm näher zu sein, hatte sie sich im Schlosse Salle bei Antibes, wenige Meilen vom Hauptquartier, niedergelassen. Ich war von St. Marmin dahin gekommen, um einige Tage bei meiner Familie und meinem Bruder zuzubringen. Wir waren Alle versammelt, und der General widmete uns die Mußestunden, die er erübrigen konnte. Eines Tages erschien er unruhiger als gewöhnlich, ging zwischen Joseph und mir auf und ab und sagte uns, daß es nur von ihm abhänge, gleich morgen nach Paris abzureisen, und zwar in einer Stellung, worin er sie uns Alle aufs Beste würde sorgen können. Mich für meinen Theil mochte dieß Anerbieten nicht nach der Hauptstadt zu gelangen, schien mir ein Vorzug, den nichts aufzuwiegen vermöchte. „Man bietet mir Henriot's Stelle an", sagte Napoleon: „ich muß heute Abend Antwort ertheilen; nun, was sagt Ihr dazu?" Wir zögerten einen Augenblick. „Ja, ja", fuhr der General fort, „die Sache ist wohl zu bedenken; es würde nicht damit abgethan sein, den Enthusiasten zu spielen in Paris: ist es nicht so leicht, seinen Kopf zu retten, wie in St. Marimin." Der jüngere Robespierre ist ein guter Mensch, aber sein Bruder läßt nicht mit sich scherzen. Man würde ihm dienen müssen. Und ich sollte diesem Manne beisen! Nein, nimmermehr! Ich weiß sehr wohl, wie nützlich ich ihm statt seines albernen Kommandanten von Paris sein würde; aber ich will es nicht sein. Die Zeit ist noch nicht gekommen. Jetzt giebt es für mich keinen ehrenvollen Platz, außer bei der Armee. Habet Geduld, später werde ich in Paris kommandiren."

Dies waren Napoleon's Worte. Er gab uns sodann seinen Unwillen gegen die Schreckensherrschaft zu erkennen, klindigte uns ihren baldigen Fall an und schloß damit, daß er mehrere Male bald düster, bald lächelnd wiederholte: „Was sollte ich auf dieser Galeere machen?" Robespierre der Jüngere vermochte in ihm. Einige Wochen darauf machte der neunte Thermidor Frankreich frei und rechtfertigte die Prophezeiung des Generals. Hätte Napoleon Henriot's Kommando gehabt, auf welcher Seite würde wohl der Sieg geblieben sein?

Polen.

Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—34.

(Fortsetzung.)

Herr Wenzel Alexander Maciejowski hat im Warschau eine Geschichte der Slawischen Rechtsgesetzgebung in vier starken Bänden herausgegeben. Dieses Werk hat seitdem in sehr kurzer Zeit allgemeine Anerkennung gefunden. Schon erschien eine Deutsche und eine Russische Uebersetzung dieser Rechtsgeschichten; letztere unter den Augen des Autors selbst. Wir erwarten nun auch die Urtheile der Kritiker andrer altslawischer Nationen, welche nach ihrem eigenen Maßstabe über das Werk ihre Meinung abgeben mögen, für uns Slawen bleibt es immer eine erfreuliche geschichtige Erscheinung, ist dabei in einem so lebendigen anmuthigen Stil geschrieben, daß es nicht bloß den Fachgelehrten, sondern jeden Gebildeten anfprechen muß. Wie ernst es dem Autor ist, in seiner Materie immer vorwärts zu dringen, zeigen mehrere seitdem von ihm in dem Krakauer Kwartalnik (Vierteljahrsschrift) mitgetheilten Abhandlungen über verwandte Materien. Uebrigens darf man von dem Buche nicht erwarten, daß es eine vollständige Geschichte des Slawischen Rechts im strengen Sinne des Wortes liefere; eine solche muß uns noch die Zukunft bringen, bis die Materialien sich noch von mehreren Seiten aufhäufen und der Gegenstand mehrfacher wird bearbeitet sein. Für jetzt müssen wir uns solchen interessant vorgetragenen, zweckmäßig geordneten Mittheilungen vorliebnehmen.

Michael Baliński gab (1833) eine statistische Beschreibung der Stadt Wilna heraus. Dieses Werk befriedigt ein dringendes Bedürfniß, indem über Wilna, obgleich eine der bevölkertsten Polnischen Städte, ein alter Sitz der ehemaligen Lithauischen Fürsten, lange durch eine berühmte Universität ausgezeichnet und in literarischer sowohl als politischer Hinsicht bedeutend, bis jetzt beinahe nichts geschrieben worden. Der erste Theil des Werkes von Baliński ist der Topographie, der andere der statistischen Beschreibung Wilna's gewidmet. In der Vorrede verspricht der Autor, daß er das Gemälde des gegenwärtigen Zustandes der Stadt durch die Aufstellung ihrer alterthümlichen Geschichte ergänzen werde: auch wird angezeigt, daß noch sonst von mehreren Seiten Beiträge über Litthauen und seine Hauptstadt vorbereitet werden. Es wäre auch wäre für die Geschichte und Statistik Wilna's eine reiche günstigere Zukunft zu erwarten, je ärmer die Vergangenheit bis jetzt gewesen.

Herr Piwocki, Lehrer am Gymnasium zu Lemberg, hat die im 17ten Jahrhundert von Bartholomäus Zimorowicz Lateinisch geschriebene Chronik der Stadt Lemberg ins Polnische übersetzt und mit vielen eigenen Zusätzen und Anmerkungen vermehrt, wobei ihm besonders der Priester Benedikt Kompanowicz, Professor der Lemberger Bafilianer, deren Kloster das Manuskript als Eigenthum angehört, behülflich gewesen, und er gedenkt, das Werk, mit dem Lateinischen Text zur Seite, nächstens ans Licht zu geben.

Johann Tarnowski beendete die Geschichte der Regierung Heinrich's von Valois und Stephan Bathory's, worin er über die Schicksale der Dissidenten in Polen sich ausbreitet.

Die Krakauer gelehrte Gesellschaft hat es übernommen, die Polnische Geschichte des Kadlubek, von welcher die Krakauer Bibliothek sieben verschiedene Handschriften besitzt, herauszugeben. Es ist zu wünschen, daß diese Herausgabe bald ins Werk gesetzt und schnell fortgeführt werde.

Joseph Lepkowski, Professor am Krakauer Lyceum, hat eine Geschichte Schlesiens verfaßt. In Breslau erschien eine neue Auflage von Wantke's Geschichte von Polen.

Herr J. Kraszewski, Verfasser der Schrift „die vier Hochzeiten", eine phantastische Skizze, hat ein historisches Gemälde geliefert unter dem Titel: Das letzte Jahr der Regierung Siegmund's III., worüber in der Petersburger Polnischen Wochenschrift einige kurzweilige Anmerkungen eines Rezensenten zu lesen sind.

Stanislaw Nowacki, Unterofizier einer Polnischen Legion, zur Zeit des Herzogthums Warschau, hat die Herausgabe (in Polen) seiner Reise in Georgien während seiner Russischen Gefangenschaft von 1813—15 angekündigt.

Das in Wilna von der Benedikt'schen Buchhandlung angekündigte Lexicon universale illiorum slavicorum etc., welches als eine allgemeine Slawische Bibliographie alle vom Jahre 1475 bis 1835 in Böhmen, Mähren, Ungarn, Rußland, Serbien, Slawonien, Dalmatien, Kroatien, Zihrien, Polen, Schlesien u. s. w., so wie in anderen Ländern, herausgekommene Slawische Bücher aller Dialekte umfassen und wovon der 1te und 2te Theil die Polnische Literatur vollständig enthalten sollen, scheint sich durch die angekündigte Masse von Aufkündigungen, mit denen alle der genannten Länder überschüttet wurden, vollkommen erschöpft zu haben.

In Rußland begann die Herausgabe einer Sammlung historischer Materialien, von denen ein guter Theil der Polnischen Geschichte angehört. Außer Polewoj hat der Oberst Wiadimirski, der, wie er in der Vorrede sagt, die Manuskripte benutzt, welche in der Bibliothek zu Wilna aufbewahrt sind, in Moskau 1834 die Herausgabe authentischer Urkunden besorgt, durch welche das Wechselverhältniß zwischen Rußland und Polen zur Zeit der falschen Dmitrijewe aufgeklärt werden soll. Um sie für Polen und Russen gleich bequem zugänglichen, ist dem Polnischen Original-Text jedesmal die Russische Uebersetzung beigefügt, und am Ende finden sich Facsimiles der Unterschriften mehrerer bedeutender Personen und Schriftproben der Aufzeichnungen mehrerer Handschriften. Zu den Briefen Siegmund's III. vom J. 1617 und 1618 ist ein Plan der gleichzeitigen Kriegszüge Wladislaw's nach Rußland nach Polnischen Quellen beigefügt.

Ustrialof begann vom Jahre 1830 an die Herausgabe von Gedruckschriften aus verschiedenen Epochen der Russischen Geschichte. Die letzte Nummer, die der Geschichte des Pretendenten (Samozwanzes) Dmitrijew gewidmet; es findet sich hier unter Anderem auch das Tagebuch der Maria Mnischek. Diese Epoche füllt schon 3 Bände. Man findet darin sehr vieles aus dem Polnischen übersetzt, z. B. die Memoiren des Margkiewicz.

Die periodische Zeitschrift „Transsilvania", welche, von Benigni und Tschopen in Berlin in Gemeinschaft mit Prof. Stenzel in Breslau herausgegeben, Sammlung von Urkunden, welche die Geschichte der Schlesischen und Oberlausitzischen Städte, so wie die Einführung Deutscher Kolonien in diesen Ländern beleuchten.

In Napierski's diplomatischem Kodex findet sich eine große Menge wichtiger Lithauischer Diplome. Der erste Theil enthält Urkunden vom Jahre 1198—1449. Danilowicz hat die auf Litthauen sich beziehenden Diplome seiner Sammlung übersetzt und hatte die Absicht, sie in der Petersburger Wochenschrift abdrucken zu lassen; jedoch ist die Schrift durch eine große Anzahl Zusätze und erklärender Anmerkungen so angewachsen, daß sie in jener Zeitschrift nicht mehr Raum finden konnte.

Herr Swidzinski arbeitet an einer Genealogie der ausgezeichnetsten Polnischen Geschlechter; er hat seine zu diesem Zwecke angelegte Sammlung von Büchern, Manuskripten und Alterthümern in Krakau bedeutend vermehrt.

Ruzgull Heydmann schrieb über das Gerichtswesen im Königreich Polen (Warschau 1834). Man findet darin die Geschichte des Gerichtswesens in dem neueren Königreiche in drei Epochen abgehandelt: 1) Zur Zeit des Herzogthums Warschau, 2) des Königreichs Polen,

Digitized by Google

3) des organischen Statuts, mit Angabe der allgemeinen und besonderen Veränderungen: dann folgt die Angabe der Regierungs-Administration beim Gerichtsoberhofe, ferner die innere Anordnung der Gerichte u. s. w.

Herr Slotwinski hat in Krakau die Herausgabe einer juridischen Zeitschrift unter dem Namen „Krakauer Themis“ begonnen, welche vorzüglich den Deductionen und Entscheidungen lokalen Rechtsoberhofes gewidmet ist.

Die bis jetzt noch sehr geringe Zahl der den Handlungswissenschaften gewidmeten Schriften wurde im Jahre durch zwei neue bereichert: 1) Der Wissenschaftere oder von den Wechselgeschäften beim Handel mit Staats-Papieren, von Zieritzan Mier. Zubkewicz. 2) Von dem kaufmännischen Rechnungswesen von A. Barcinski, der unterdem ein Werk über die Pariser Börse herausgegeben.

Hilar Meciszewski schrieb eine ausführliche Abhandlung vom Nutzen und der Nothwendigkeit der Einführung einer öffentlichen Bank von Seiten der Regierung der freien Stadt Krakau, worin er insbesondere die Institute dieser Art, welche in den letzten Jahren in Frankreich, England, Hamburg, Wien, Oesterreich u. a. eingerichtet worden, betrachtet, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Staats-Banken auseinandersetzt und mit Beachtung der Oertlichkeit das Resultat zieht, daß die Bank in der freien Stadt Krakau zugleich das System des Deposito, des Giro, der Assignate, des Diskonto und des Kredits in sich verbinden müsse.

Als nützliche Elementarbücher erschienen in Wilna Uebersetzungen folgender Werke: 1) Abriß der allgemeinen Geographie von Anfang, vermehrt mit der spezielleren Geographie von Rußland und Polen. 2) Allgemeine Weltgeschichte, für Kinder bearbeitet nach Bredow's Lehrbuch. Beide Schriften empfehlen sich durch reichen Inhalt und klare Darstellung. Der Abriß der Geographie war in wenigen Monaten vergriffen, und es folgte eine zweite Auflage. In der Uebersetzung von Bredow's Weltgeschichte findet der Leser eine Menge Artikel, die im Original nicht enthalten sind. Obgleich dieses Buch zunächst für Kinder bestimmt ist, so eignet es sich doch auch zu einer nützlichen und angenehmen Lektüre für allerlei Lebensalter und Stände, da die geschichtlichen Hauptdata mit großer Gründlichkeit darin behandelt sind. Die Berichtigungen und Zusätze des ungenannten Uebersetzers geben ein rühmliches Zeugniß seiner gründlichen historischen Kenntnisse.

Ein ungenannter Autor (A. Stadnicki) gab in Krakau 1824 die Geschichte des Jüdischen Volkes in Europa heraus. Der zweite Theil, welcher von den Juden in Polen handelt, ist auch bereits erschienen.

Im Fache der Philosophie ist außer Wiszniewski's „Baron's Methode der Natur-Auslegung“ (Krakau, bei Friedlein. 1824 in 8vo.) kein anderes Werk erschienen. In der Vorrede dazu legt Baron eine kurze Darstellung seines eigenen philosophischen Systems mit, und in dem letzten wichtigsten Abschnitte des Werkes zeigt er, daß die Natur-Philosophie Schelling's nichts Anderes als die weiter Entwickelung und Vollendung von Bacon's Methode sey. Die günstigen Urtheile über dieses Buch in den meisten inländischen und einigen ausländischen Journalen geben, vermöge ihrer Einstimmigkeit, den Beweis, daß unsere ehemaligen Gemälde für die Vorzüglichkeit desselben. Obgleich das Werk der Herrn Wiszniewski zunächst der Darstellung einer fremden Methode gewidmet ist, so bekundet es doch durchaus den Charakter der Originalität, und das nicht dloß im Umfreise unserer an philosophischen Werken so armen Literatur, sondern es würde sich diesen Vorzug auch in anderen reicheren Literaturen nicht verhehlen lassen. Das Urtheil der Kritik wird, wie es scheint, nicht eher in Uebereinstimmung verschwenderisch zu seyn pflegt, jedoch stets einer gerechten Kritik sich bestätigt, obwohl Wiszniewski das Verdienst ja, daß er vorzüglich die Punkte hervorgehoben hat, wo Baron's Natur-Wissenschaft mit der älteren scholastischen und der neueren Lehre den Uebergang bildet. Die Beispiele, womit der Meister von Verulam (Worte der Wochenschrift) seine Grundlehren unterstützt, sind hier durch unseres Verfassers Anmerkungen angemessener gesetzt; die philosophische Sprache, die in dem novum organon noch durch scholastischen Nebel verdunkelt war, hat hier neue Klarheit gewonnen und sich auch mit neuer Zier bekleidet. In der ganzen Schrift findet sich kein Seite, ohne Beweise der vielen schönen Eigenthümlichkeiten der Polnischen Sprache zu geben, welche unter der Feder eines gewandten Schriftstellers auch in dieser abstrakten Gebiete stets klar, ausdrucksvoll und angenehm sich darstellt.

Die Vorrede enthält allgemeine Ansichten über die Bildung der geistigen Fakultäten des Menschen, wie sie für diejenigen erforderlich ist, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben; ferner giebt der Verf. seinen Standpunkt und den Hauptgedanken an, der ihm bei der ganzen Arbeit als Leitstern diente. Der erste Theil enthält die Auseinandersetzung der Worte Baron's und seines moralischen und geistigen Charakters, widmet; im zweiten findet sich eine Uebersicht von Bacon's Schriften und ihren Haupt-Tendenzen, ferner eine Darstellung des Zustandes der Natur-Philosophie bei den Griechen, die Ursachen des Steigens der Scholastik und ihres Verfalls durch den Einfluß der Alchymie. Hierher gehören denn auch die zu Ende dreißigfachen Nachrichten über Paracelsus und den Polnischen Sedzimor. Der dritte Theil enthält die Auseinandersetzung der Mängel der Natur-Philosophie bei den Alten und in den nachfolgenden Zeiten vor Bacon, welche Ursachen waren, daß die Wissenschaft immer in demselben Kreise nutzloser Phantasmen herumgetrieben wurde. Der vierte Theil handelt von der Kunst der Natur-Auslegung oder von Bacon's Inductions-Methode. Im fünften Theile vergleicht der Autor diese Methode mit anderen, forscht von dem Unterschiede der Peripatetischen Logik und der Methode Bacon's, von den Veränderungen in der letzteren, welche durch glückliche Anwendung der Mathematik auf die Physik seit Newton eingetreten sind; weiter folgt eine kritische Erwägung der Methode und ihres Gegensatzes für moralische Wissenschaften, ein Abriß von Schelling's Natur-Philosophie, von Oken's genetischer Methode und der Schluß des Werkes. Schon diese Inhalts-Verzeichniß zeigt uns, in welchem weiten Gebiete der Geist des Autors sich bewegt, und obgleich ihm Niemand das Lob vorenthalten wird, daß er seine Aufgabe wacker gelöst hat, so muß man doch oft bedauern, daß er zu plötzlich abgebrochen und sich mitunter begnügt hat, und schöne Aussichten zu zeigen, wo es für uns gewinnreicher gewesen wäre, sie unter seiner Führung einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Dennoch bildet Wiszniewski's Werk ein vollendetes Ganze; der Autor fühlte wohl, daß, wenn irgendwo, so besonders in Polen, parteiloses und sklavenfreies Räsonniren über Philosophie zu nichts taugt, daß magische Kraftsprüche noch Niemanden die Lehre Hegel's, Kant's oder Schelling's beigebracht haben, und daß eine noch so treffliche philosophische Abhandlung ihren Werth verliert, wenn man sie in Fragmente zerreißt. Uebrigens ist Wiszniewski's Buch das erste dieser Art, durch welches den Polen eine (nicht journalistische) Bekanntschaft mit Schellings und Oken's Theorien in ihrer eigenen Sprache verschafft wird. In einer der Anmerkungen verspricht der Autor eine Arbeit über die Polnische Literatur. Wir sind überzeugt, daß alle Leser ihm mit Freuden ihren Beifall halten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Cooper's Ansichten über seine Landsleute. Dies Amerika sagt Fenimore Cooper in seinem so eben erschienenen Werk: „Ein Aufenthalt in Frankreich“) ist ein Land, wo das Eingeständniß irgend eines ziemlich schmutzigen und gemeinen Motivs fast unerhörlich schrint, wenn man nur schön leben will. Ein Umstand, der bei einem dem General Lafayette in Paris gegebenen Diner vorkam, war mir ein Beweis dafür, wie gänzlich eine Gesammtheit von Amerikanern den gewöhnlichsten Triebfedern gehorcht, ohne alle Ueberlegung, ob der Beweggrund ein guter oder schlechter ist, und wie geringen Werth man bei uns auf Charakter zu legen anfängt, so daß ich mich entschließe, mir hierber einen solchen Fehltadel beizumessen. Das Bekenntniß kömmt Einem schwer an, aber die Wahrheit gebietet es mir, zu sagen, daß ich glaube, es läßt sich, aus Mangel an einer eng zusammenhaltenden Klasse, die sich gegenseitig in einem hohen Ton der Empfindungs- und Denkweise zu erhalten gewöhnt ist, und vielleicht aus Unkenntniß der Welt, kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das sich so leicht herumtreiben und durch Schmeicheleien bestechen ließe, als die große Masse unseres eigenen. In Amerika sympathisirt ein Jeder mit dem, der bei Gelbschneiden versteht, denn dies ist dort das allgemeine Gewerbe und berührt eine Saite, die ihre Schwingungen durch die ganze Republik fortsetzt; nur Wenige aber wissen die Freuden desjenigen zu würdigen, der sein Geld mit Uneigennut, Eifgang und Bernunft auszugeben versteht. Wäre dies eine Eigenschaft unserer Nation, so würde es wenigstens ehrenwerth seyn; aber es ist allbekannt, daß bei uns die Verschwendung Laune und Pracht auf Kosten der Behaglichkeit und Angemessenheit ein vorherrschendes Uebel ist. Ich kann verschern, daß wir die entartetste und niedrigste Verruchtheit, im Ton sowohl wie in Handlungen, und die zügellosesten Phantasieen, mit denen ich jemals in meinem Leben in Berührung zu kommen das Unglück hatte, in der Schule unter den Sclaven unserer Besitzungen gefunden haben, daß sie sich nicht nur selbst wie Heilige vorkamen, sondern auch für die Stammväter langer Reihen von Heiligen hielten. Es ist eine traurige Wahrheit, daß eine vornehme Erziehung mehr zur Unterdrückung jener Exzesse beiträgt, als alle Dogmen, die von jenen Pfaffen in unser Land mitgebracht wurden. Die höchsten Aemter einer Amerikanischen Stadt sind überall eine Mischabkäufer; und die Philosophie mag Jemand haben noch so sehr über die Sache hinwegsehen, ich werde immer behaupten, daß sie etwas wenigstens dem Auge widerwärtig ist. Bei uns dringt es nicht Gog und Magog, sondern Grog oder auch Grog; wir sind entweder eine zahme Ebene von Dächern oder eine Pyramide zu Ehren von Brantwein und Liqueur. Wenn es die Verehrung des Schöpfers gilt, scheint es Jeder sich gern mit seinen Mitmenschen gemeinschaftlich zu einem Rauschale verbrüdern zu wollen, aber wenn es sich um Essen und Trinken handelt, ist das Zeit Pari Banu's nicht groß genug, um uns zu beherbergen. Ich ziehe große Kirchen und kleine Tavernen vor. Ich kann auch den Neger und Schmutz nicht verbehlen, den es mir machte, als ich von dieser Ferne aus entdeckte — und man entdeckt dergleichen von fern weit leichter als in der Nähe, — wie weit, wie gewaltig weit die gebildeten Klassen Amerika's den Mittelmäßigen nach meinem geringen Urtheil — in ihren Ansichten noch hinter dem Wohlstande des Landes zurück sind. Man trägt sich unter dieser Klasse dadurch noch mit Begriffen, welche hier in Frankreich von Leuten, die nur etwas Kopf besitzen, zu welcher politischen Sekte sie übrigens auch gehören mögen, längst offen ausgegeben werden; und es sind mir häufig im Kongreß Behauptungen und Argumente vorgekommen, deren sich gemiß selbst der beschränkteste Tory kaum im Parlamente bedienen würde. Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten fünf Jahre in Ansichten so sehr zurückgeschritten ist, als das unsrige; es scheint mir in demselben Verhältniß rückwärts zu gehen, wie andere vorwärts schreiten. Außerdem herrscht in Amerika ein beständiger Kampf zwischen den Umständen und der Nachahmungssucht, und so bie ersteren oft die stärkere Macht sind, so wird die Nachahmung häufig lächerlich, also widerlich. Solche Verkehrtheit ist daher auch bei uns mit weit größeren persönlichen Opfern verknüpft und bringt weniger Freude als in den meisten anderen Ländern.

(A Residence in France.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Montag den 24. Oktober 1836.

Frankreich.

Madame de Berrot-Malibran.

Von Castil Blaze.

Als im vorigen Jahre die Sänger und Tonkünstler des Italiänischen Theaters in Paris sich anschickten, die ersten Akkorde der „Puritaner" erklingen zu lassen, vernahm man, daß Bellini seinen Geist aufgegeben habe, und als in derselben Woche dieselben Künstler ihre Proben zu der Aufführung derselben Oper begannen, da meldeten Briefe, die zu gleicher Zeit aus London und Manchester einliefen, mit vollem entsetzlichen da Capo den Tod der Königin des Gesanges, der jungen und schönen Malibran. Wie Bellini, ist auch sie in der Blüthe ihres Alters, in der Mitte ihrer glänzendsten Triumphe dem Leben entrissen worden. Ihre letzten Töne — nie wahrhaftier Schwanengesang — verzeichnen den Höhepunkt, zu dem ihr Talent sich hinaufgeschwungen. „So mußte sie enden", sagten ihre Freunde, die sie mit der Schnelligkeit eines diplomatischen Courriers durch Europa rasen sehen, um bald in Neapel und Brüssel, bald in Mailand und London, und zwar in so kurzen Zwischenräumen das Publikum mit ihrem Gesange zu entzücken, daß die Journale, die von London nach Mailand und wieder von Italien nach England ritten, um das wunderbare Talent der Sängerin zu preisen, sich oft unterwegs begegneten. „Sie mußte so enden", sagten ihre Bewunderer, die von den Wundern ihrer Leistungen, wie von ihren Künstler-Exorbitanten reichrieth waren, „eine so rastlose Thätigkeit, ein so sorgenfreier Aufwand an Lebenskraft ließen ihren gänzlichen Untergang fürchten."

Was die Freunde und Bewunderer der Mad. Malibran in den letzten Jahren für sie fürchteten, das hat mich schon zur Zeit ihres Debüts auf dem Pariser Opern-Theater aufs lebhafteste beunruhigt. Viele Leute rufen, sobald unvermuthet eine unglückliche Katastrophe eintrifft: „Das habe ich wohl vorhergesehen", und dessenungeachtet ist man doch überzeugt, daß sie nichts vorhergesehen, nichts vorhergesagt haben. Aber es giebt Blätter, welche die Ansage des Journalisten zu Protokoll nehmen; er kann zwanzig Jahre nachher sein Wort wieder auffinden lassen und mit dem Beweise in der Hand seine angenehmen oder traurigen Vorhersagungen rechtfertigen. Die meinige verzeichnet diese beiden Eigenschaften in sich; und warum mußten meine beiden Weissagungen eintreffen, warum muß ich ein Unglücks-Prophet gewesen seyn?

Als ich die junge Virtuosin zum ersten Mal auf der großen Bühne unserer Königl. Akademie der Musik in der ungeheuren Rolle der „Semiramis" erscheinen sah, bewunderte ich die Sicherheit, die sich damals mit ihrer Kühnheit in der Ausführung paarte, mich in Erstaunen; ihr unermüdlicher Eifer, ihr übergroßes, keine Anstrengung scheuendes Streben nach Ausbildung ließen mich die glänzendste Zukunft für die Sängerin hoffen; aber nicht ohne Furcht sah ich in diesem gragiösen, feinen Körper eine Seele sich bewegen, die durch ihren kühnen, ungezügelten Aufschwung die zarte Hülle zu zernichten drohte. Am anderen Morgen schrieb ich: „Madame Malibran Garcia besitzt eine herrliche Stimme, ein schönes Talent und wird ohne Zweifel einst die größte Sängerin unserer Zeit seyn. Durch Fleiß und Uebung wird sie bald das ihr noch Fehlende erlangen; indessen rathe ich ihr doch, ihrem glühenden Eifer für das Studium der Musik ein wenig Einhalt zu thun; denn die zu große Anstrengung, in jungen Sängern oft verderblich. Man muß es verstehen, sich zu rechter Zeit anzuwenden und seine Kraft zu erhalten suchen, um dann des glänzenden Erfolges sicher zu seyn."

Marie Felicitas Garcia ward im Jahre 1808 in Paris von Spanischen Aeltern geboren. Ihr Vater, Manuel Garcia aus Sevilla, war damals erster Tenorist am Theater der Kaiserin. Noch erinnert man sich des entzückenden Reizes seiner Vorträge, der Schönheit seiner Stimme, der Vollkommenheit und Sicherheit seiner Talente; auch sind die glänzenden Erfolge, die er in den Opern „Otello" und „Don Juan" vorzüglich aber in der „heimlichen Ehe" erhielt, einem Theil des Pariser Publikums gewiß noch im Gedächtnisse. Späterhin schlug er eine andere Richtung ein, überließ die leichteren Partien anderen Sängern und widmete sich mehr dem tragischen Fache. Er übernahm die Rollen des „Don Juans", des „Othello" und viele andere dieser Art, in denen er sich sowohl durch vortrefflichen Gesang, als durch gutes Spiel auszeichnete, und die Oper damals seinem Ruf weit bedeutenden Mariquita Garcia war die Tochter eines solchen Vaters und wurde der Zögling eines solchen Meisters. Es schien, daß Natur und Kunst sich die Hand reichen mußten, um die junge Sängerin zu bilden; die Natur hatte sich jedoch mit ihren Gaben nicht übereilen wollen. Marietta besaß zwar im höchsten Grade das Gefühl für Musik, aber ihre Stimme war unbiegsam, rauh und unsicherirt. Manuel verzweifelte nicht an der Zukunft seiner Tochter, er konnte den Mechanismus der Stimme zu gut, um sich von den Hindernissen, die ihm Marietta's Organ zu dem ihrigen stellten, zurückschrecken zu lassen. „Fleiß und Studium werden schon dasüber triumphiren", sagte er, „diese Stimme muß doch endlich aus sich selbst herausreißen, denn sie ist da, ich fühle, ich errathe sie. Es ist ein roher Diamant, der man schleifen muß, um ihn im hellsten Glanze strahlen zu sehen."

Garcia war ein rauhre Diamantenschleifer; er ließ weder Entschuldigung noch Verwand gelten; mit ihm mußte man arbeiten, zum Zwecke gelangen oder — unterliegen; unaufhörlich mußte man das Eisen schmieden. Alles, was die Musiker jemals zur Ausbildung der Sänger geschrieben haben: Skalen, Etüden, Exercitien und Solfeggien waren wohl hundert und wieder hundertmal von Marietta durchgesehen und durchgesungen worden, sie konnte aus dieser bald reichhaltigen Bibliothek nichts mehr lernen, und es fiel ihrem Vater ein, die die Konzert-Sammlungen von Viotti zu geben. Täglich mußte man diese neue Nahrung verzehrt werden. Es war nicht genug, daß sie diese schwierigen, für die Violine in Noten gesetzten Skalen solmisirte, daß sie unermüdet alle Uebungen durchging, daß sie mit der Stimme die für den Bogen bestimmten, lang anhaltenden Passagen ausführte, sie mußte auch diese furchtbaren Sammlungen sechsmal aufs neue beginnen, damit jedes Konzert durch alle Stufen der Tonleiter vermöge der sechs verschiedenen Schlüssel transponirt werde. Ich spreche nicht von ihrem Klavierspiel, denn das war für sie eine wahre Erholung; die Schälerin warf sich erschöpft aus Pianoforte, um von ihren Anstrengungen des Gesanges auszuruhen. Niemals mußte wohl ein Ehreschüler — und man weiß, wie die Vorsteher der Singschulen diesen die Musik, so zu sagen, einnichtern — niemals mußte wohl ein Ehrschüler anhaltender und hartnäckiger arbeiten, als die arme Marietta. Aber ihre Stärke hat Gott das Wort. Ihre Stimme wurde so schön, wie der Vater es ihr verheißen hatte, und ihr Talent trat bald in seinem vollen Glanze ans Licht.

In ihrem achten Jahre betrat Marietta zum ersten Male auf dem Theater des Florentiner in Neapel die Bühne. Sie sang nicht, spielte aber die Kinder-Rollen unendlich niedlich. In London erschien sie dann auch in der Oper, studirte damals schon vortrefflich die kleinen Rollen, die man ihr anvertraute, und redete sich bald, unter dem väterlichen Schutze, in bedeutenderen Partien. Im „Crociato" von Meyerbeer zeichnete sie sich in der Rolle der Felicia aus; sie sang mit bisherinnerer Anmuth die Verse: „Giovinetto cavalier" und feierte so ihren ersten musikalischen Triumph. „Mlle. Garcia ist ein junges Mädchen mit einem angenehmen, sieblichen Organe, ziemlich großer aber nicht hoher Gestalt; ihre Stimme ist rein und sonor, ihre hohen Töne haben Kraft, bringen ohne Anstrengung aus der Kehle hervor, und ihr Klang ist voll und angenehm. Der einzige Vorwurf, den man der Dlle. Garcia machen kann, ist, daß ihre Vocalisation ein wenig schwer und ihre Artikulation nicht immer ganz rein ist; auch scheint sie die Neigung zu haben, den Ton höher zu halten, als er liegt. Dieser Fehler rührt jedoch leicht von der Kraft, die ein reiches Organ einflößt, hervorgebracht worden seyn." So beurtheilt das Journal des Débats am 13. Mai 1827 die Sängerin, als es die neu einstudirte Rossinische Oper: „Torvaldo e Dorliska", in der Mlle. Garcia der Dlle. Naldi nachfolgte, repertirte. Sie trat als „Dorliska" in Paris zum ersten Male auf, und diese Rolle ist bedeutend genug, obgleich sie immer von den Primadonnen verschmäht wird, die es auch nicht über sich gewinnen konnten, die Partieen der Giulietta und Amenaide zu übernehmen. Man muß indessen zugeben, daß die Nachtarschaft des Romeo und Tankred wirklich etwas drückendes und daß es grausam für die gefühlvolle Giulietta ist, ihren geliebten Romeo ein wenig zu viel applaudiren zu hören, und alle Kränze zu seinen Füßen herabfallen zu sehen.

Marietta folgte ihrer Familie nach New-York; sühn übernahm sie alle ersten Rollen des Repertoirs und reifte sich in der Komischen, wie in der ernsten Oper, der glänzendsten Erfolge. Der vortreffliche Othello wußte sich eine Oestermona zu sichern, die seiner ganz würdig war. Die Familie Garcia bildete für sich allein ein Opern-Personal, und man sah fast jeden Abend: Othello, Jago, Desdemona und Emilie oder auch: Almaviva, Figaro, Rosine und Bertha, von den Garcia's Vater, Sohn, Mutter und Tochter dargestellt. Ich glaube sogar, daß ein Dukel, ein „Zio" oder „Barbe", wie die Venetianer ihn nennen, auch zu der Partie gehörte und die Rollen des Elmiro oder Bartolo in der Familien-Oper übernahm.

Obgesam sich in den Willen eines Vaters, der an fast demüthige Unterwürfigkeit gewöhnt war, fügend, — gleich den Heldinnen, die sie

Digitized by Google

auf der Bühne vorstellte, — willige Marietta hätten, den nicht mehr jungen Zeugschichen Kaufmann, Herrn Maliebran, der sich in New-York niedergelassen hatte, zu heirathen. Man hielt ihn für sehr reich; er wollte die junge Sängerin dem Theater entführen und ihr durch Rang und Vermögen das zu ersetzen suchen, was sie an Kränzen und Ruhm dagegen verlieren würde. Aber unvorhergesehene Umständlichkeiten kommen die Freigebigkeit der Herrn Maliebran, der bald seine Lage entdeckte und seiner Frau erklären mußte, daß sie die Bühne wieder betreten müsse, um aus den Hülfequellen ihres Talents die Hoffnung auf eine sorgenfreie Zukunft zu schöpfen. Dieses Mißgeschick war ein wahrer Glücksfall für die musikalische Welt. Sollte man nicht den Sängerinnen neu wie den Nonnen das Heirathen untersagen? Wenn sie unklug genug gewesen sind, einen Gatten zu nehmen, wenn sie ihren Kummer im Schatten des häuslichen Glücks sich verschlingen wissen und ihre Thorheit beklagen, so können sie sich noch glücklich schätzen, wenn sie nur die traute Behandlung des strengen Herrn, den sie sich selbst gewählt, zu erdulden haben und nicht Hagel, Ueberschwemmung, Feuersbrunst oder irgend ein anderer Unglücksfall die neue Wirthschaft in Grund und Boden ruinirten. Fast Alle, die sich in diesen Abgrund werfen, suchen sich so bald als möglich wieder herauszuhelfen, und Mad. Maliebran bewesst die Wahrheit meiner Aussage; sie wurde der Bühne, deren schönste Zierde sie war, zurückgegeben, und Paris war nie eine Stadt, die sich ihres wunderbaren Talentes wieder erfreute. .

Am 12. Januar 1828 trat Mad. Maliebran in der Königl. Akademie der Musik in einer Vorstellung auf, die die Italiänische Oper zu Gallo's Benefiz auf dieser großen Bühne gab. Sie sang die Arie aus der Oper „Semiramis" aus der letzten Scene der Englischen Tragödie „Romeo und Julie" und aus dem ersten Akt des „Barbier von Sevilla" zusammengesetzt; man kann sich leicht denken, welchen mächtigen und mannigfaltigen Reiz diese Vorstellung darbot. Mad. Maliebran, Mlle. Smithson und Mlle. Sontag an einem Abend zu hören! Und welch' ein Debüt war das der neuen Semiramis! Es war nicht mehr das kleine Mädchen, deren Gesang uns schon in der Rolle der „Desdemona" erfreut hatte, es war die Herrscherin von Babylon, die zu gleicher Zeit ärztlich, stolz und herrschsüchtig ihre neunzehn Jahre unter dem Glanz der Königl. Majestät zu verbergen wußte! Ich will nicht von den Ausbrüchen des Enthusiasmus sprechen, die nach ihrem ersten Solo, das sie mit Ruhe und Eleganz vortrug, erschallten, doch muß ich des rauschenden Beifalls erwähnen, der bei dem Duett sich ergoß, welches sie die feurige Phrase, krenn il tempio, die alle Sängerinnen mit Angst erfüllt, anstimmte, durchführte und mit einer entzückenden, aber zu gleicher Zeit erschreckenden Schlußcadenz beendete. Es schien, als ob die Virtuosin nach dieser Anstrengung, die augenscheinlich ihre physischen Kräfte weit überstieg, unterliegen müßte. Sie wurde sogleich bei der Italiänischen Oper engagirt und ward so Primadonna des ersten Opern-Theaters in Europa. Von diesem Augenblicke an begleitete eine fortgesetzte Reihe von Siegen ihre Laufbahn; sie triumphirte unter jeder Gestalt und in allen Rollen, sowohl unter der Rüstung des Tankred, wie in dem grotesken Putz der Zitalma, der alten Tante aus der „heimlichen Ehe." Nachdem sie die Rolle der Semiramis gesungen hatte, trat sie auch als Arsaces auf, und kaum hatte sie als Donna Anna den Mißstimmen entzückt, welches sie als Zerline, die Rolle so scharf von einander abschiedenen Rollen wurden von derselben Schauspielerin vollkommen schön gespielt; dieselbe Sängerin sang die höchsten Sopran-Partieen und die tiefschwierigsten Harpeggien der Alt-Stimme. Abwechselnd naiv und pathetisch in der „gazza ladra", schalkhaft und geistreich im „Barbier", bescheiden und unterwürfig als „Rischnedde", den Degen mit dem edlen Stolz eines Paladins führend, tragisch, liebenswürdig und groß im „Othello", mit Campanone in „la Prova" in Geist und Komik wetteifernd, — so war diese Maliebran, die in dem Augenblick, wo sie Frankreich verließ, alle Hülfsquellen ihres dramatischen Genies erschöpft zu haben schien.

Bellini bereitete ihr neue Triumphe in Italien. Norma, die Capuletti und Montecchi, die Sonnambula, diese Oper, der jungen Künstlerin, der ihr, leider! den Weg zum Grabe zeigen sollte, waren eben von einer berühmten Primadonna in Scene gesetzt worden. Die Pasta hatte sich als Norma und Sonnambula in diesen beiden für sie geschriebenen Rollen ausgezeichnet; die Maliebran bewährigt sich beider Partieen, komponirt, erschafft sie nach ihrer Art, und mit einer Künstler-Koketterie, die man bald bemerken lernte, bemühte sie sich, ihre ganze Kraft der Ausführung gerade bei den Gesangsstellen anzuwenden, die die Pasta durchaus nicht verwerfen und in einem gewissen Halbdunkel erhielt. Man applaudirte mit Enthusiasmus; aber indem man ihr dafür Dank wußte, daß sie solche schöne Stellen, die bis jetzt fast unbemerkt geblieben waren, aus Licht ziehen, glaubte man doch, daß die Maliebran zu sehr die Rivalität der Pasta fürchte, um es zu wagen, selbst den Effekt der größten Scenen hervorzubringen zu wollen. Jetzt hatte Marietta ihren Zweck erreicht. Als sie sah, daß die öffentliche Meinung sich bestimmt über diesen Punkt ausgesprochen hatte, verändrerte sie mit einem Male die Tonart, folgte dem von der Pasta vorgeschriebenen Wege und schlug diese Sängerin auf ihrem eigenen Terrain. Ueberall, wo die Pasta gefällt hatte, glänzte auch sie und überstrahlte jene weit. Eine dritte Probe, die sie ablegte, war noch entscheidender, denn sie betraute sich selbst und die zwei Manier, in der vollendetsten, brillantesten Ausführung.

Ueberall, wo sie in Italien hinkam, wurde sie mit Entzücken aufgenommen; zu ihren Füßen regnete es Kränze und Gedichte herab; die Kunst-Liebhaber spannten ihre Pferde aus, um die gefeierte Sängerin selbst zu ziehen; ein andrer Mal wurde sie aus dem Wagen gehoben und auf den Armen ihres Verehrer fortgetragen. Die Theater-Direktoren machten sie sich einander streitig; sie mußte Engagements zu machen geboren, unerhörten, die dahin ganz unbekannten Personen unterschreiben; der Unternehmer des Triester Theaters überstieg alle alle seine Konkurrenten; er gab ihr 4200 Fr. für jede Vorstellung und wollte ihr noch, nachdem alle Bedingungen des Kontraktes erfüllt waren, einen wunderschönen Diamanten-Schmuck zum Geschenk machen. Die Sängerin lehnte die werthvolle Gabe ab, sagte, daß die empfangene Summe schon hoch genug sey, und daß es ihr niemals eingefallen wäre, für ihre Leistungen einen so ungeheuren Preis zu verlangen. „Nehmen Sie ihn an", erwiderte ihr der Direktor, „nehmen Sie ihn an; ich kann Ihnen diese Geschenk, dieses kleine Andenken anbieten; es wird Sie erinnern, daß ich vortreffliche Geschäfte mit Ihnen gemacht habe, und vielleicht bestimmt es Sie, ein zweites Mal hierher zurückzukommen."

Die Thätigkeit einer so wilderwarten Existenz würde fabelhaft erscheinen, wenn nicht Marietta eine Leitung unter uns gelebt, wenn wir nicht gesehen hätten, wie sie alle Bedingungen ihres Engagements erfüllte und den Ermüdungen der Proben und Vorstellungen widerstand, nachdem sie des Morgens und Abends durch das Beneigen Gebühl mit einer Naht, die zwei Pferde ermüdet haben würde, galoppiert war. Bei den Proben ließ sie sich die Frühstück auf die Bühne bringen und verzehrte es, während die andern Schauspieler sangen. Ihre Reisen, ihre Studien, ihre Leistungen waren bewundernd, um zwei Künstler-Existenzen ganz vollständig auszufüllen. In der südbrasilien Juli-Hitze reist sie nach Senigallia; dem Kutscher-Wagen verirrt sie selbst die Pferde; von Italiens heißer Sonne verbrannt, mit Staub bedeckt, kommt sie an, wirft sich, erhitzt und aufgetregt, sogleich ins Meer, schwimmt wie ein Delphin und kömmt in ihr Hotel zurück, um nach dieser Erfrischung eine brillante Toilette zu machen. Erst vor kurzem reiste sie von Brüssel nach London ab, kam dann nach Paris zurück, machte Ausflüge nach Versailles, Fontainebleau und Meudon, besuchte einen Kreuzer, sondern mit der einer reisenden Taube, nach London zurück. Man weiß, wie gezwungen bewegt das Leben eines Sängers, vorzüglich aber das eines dramatischen Sängers, in der Hauptstadt Englands ist. Drei oder drei musikalische Morgen-Gesellschaften erwarten ihn nach der Probe, und wenn der Vorhang fällt und er das Theater verlassen kann, so beginnen die musikalischen Soiréen, die sich bis die zum Morgen hinziehen; der gewaltige Wagen fliegt in den Wagen, um sich von einer zur anderen zu begeben. Mad. Maliebran hat allen diesen Engagements die Spitze; was aber noch mehr ist, sie widmete den Sonntag ihren Freunden, und dieser Tag, ein Ruhetag für ganz England, war für Marietta auch nicht frei von Anstrengungen; sie spielte und scherzte mit ihrer Familie und ihren zahlreichen Freunden, die sich in den Schätzen ihrer Stimme und den Reizen ihrer Laune ihres Geistes bezauberte.

Ihre Heirath war gegen ihren Willen geschlossen worden; mehrere wichtige Punkte machten die Ehe fast unglüklig. Marietta trug auf Scheidung an, und nachdem sie von ihrem Manne getrennt war, sah sie nach Paris, um sich mit Herrn de Beriot, der sie leidenschaftlich liebte und den sie allen ihren Bedingungen vorgezogen hatte, zu vermählen. Leider! war dieser nur einer der Schatten, die ihr unermessliches Talent als Violinist war in Marietta's Augen nicht sein größtes Verdienst. Sie lebten unendlich glücklich; das Gläsel und der Ruhm strömten mit vollen Händen ihre reichen Gaben auf dieses Paar herab. Sie waren zusammen in Manchester, wo sie bei den Musik-Festen, die des Vorwittags in der Kirche und des Abends in Konzerten gegeben werden, vereinigt mitwirkten. Marietta fühlte sich schon seit einigen Tagen nicht wohl, sang aber dennoch. Am anderen Morgen, als in der Kirche die Orgel ihre volle Harmonie erdröhnen ließ, fühlt sie sich wunderbar von den ergreifenden Klängen erschüttert, bricht in ein lautes Gelächter aus, wennt dann heiße Thränen, faßt sich aber wieder und singt ihre Partie. Den Abend, im Konzert, übermannt sie noch ihre Unpäßlichkeit und trägt mit Mad. Caradori das Duett aus der Semiramis vor. Niemals hatte ihre Stimme reinere, meisterlichere Klänge hören lassen; niemals waren die schnellsten, brillantesten Passagen mit solcher Reiz und solcher Leichtigkeit aus der so dreifachen Kehle hervorgetrieben gen. Endlich, auf dem letzten Ruhepunkt der Dominante, giebt sie voll und kräftig s au und wirbelt diesen Ton mit sie in einem lang anhaltenden Triller, dem glänzendsten, saubersten und richtigsten, den vier Sängerin jemals ausgeführt hat. Das Publikum war begeistert, verblendet; alle Stimmen riefen brava! alle Hände applaudirten noch, als die Sängerin, dieser letzten Anstrengung unterliegend, sich mit zitternden Schritten, erbleichend zurückzieht; Madame Asfandi führt sie aus andere Zimmer, und Marietta sinkt ohne Bestimmung nieder, von einer heftigen Nerven-Krise erschüttert. — Wenige Tage darauf war Marietta verschieden.

(R. d. P.)

Polen.

Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—34.

(Fortsetzung.)

In Betreff der Lebens-Beschreibung Sobjwsky's müssen wir hinzusetzen, daß dieser nicht blos Siegmund III. mit Richtwie unterdient, sondern auch Gesandtschaftereisen zu Rudolph II. machte, wie ein in der Pariser Bibliothek aufgefundener Originaldrief von Siegmund an den Kaiser zu erkennen giebt, wo er heißt: „Mus Warschau, den 11ten Juni 1600. Ich schicke Ew. Majestät Michael Sobjwsky, um mich mit Euch über die Moldauischen Interessen zu verständigen. Diese Provinz war sonst immer unser unserer Fürsorge. Der Hospodar der Wallachei, Jeremias, saß ganz ruhig, als Michael einen Einbruch that, die Wachtposten schlug und sich bis gegen Cholim verschob, auf was Art wir unmöglich mit gleichgültigen Augen sehen können." Kircher, der die berühmtesten Alchymisten aufzählt, spricht von Sobjwsky folgendermaßen (Mundus subterraneus T. II. L. II. de lapide philos. p. 264.): „In diesen gehört auch der Pole Sendivogius, der in zwölf Tractaten von den Stein der Weisen mit unerhörten Verbrechungen die Naturerforscher alter Welt erregt hat; als er jedoch vor dem Tode

Digitized by Google

von Württemberg zugleich mit einem andern Betrüger, Mollefeld, eine Probe seiner Kunst ablegen sollte und Beide den Verdacht des Betruges bei dem Fürsten erregten, wurde Letzterer entlassen in einen Thurm geworfen und erhielt, des Verbrechens überführt, die verdiente Strafe seiner Bosheit und Wortbrüchigkeit; der Sendbote aber entwich dahinnach dem Kerker und ward ferner nicht mehr gesehen." — Zuletzt muß noch zur Ehre der neuen Friedensschen Druckerei die Ausstattung des Werks als wahrhaft musterhaft belobt werden, so daß man wohl sagen kann, daß in Krakau, dem alten Sitz der Polnischen Typographie, noch nie ein schönerer Druckwerk erschienen sei.

Im philosophischen Fache ist uns noch eine treffliche Uebersetzung der Ästhetik Hase und in glänzendem Stile geschriebenen Abhandlung von Goluchowski bekannt geworden. Dieser Autor, nicht vermögend, die ihm wohl bekannte Beständigkeit slavischer Philosophen nachzuahmen, hat sich abschrecken lassen und ist von den Höhen der Philosophie zur praktischen Medicin und zum gemeinen Gewerbe herabgestiegen. Wir haben das Beste, die Hoffnung zu hegen, daß sein Talent auch in diesem Fache etwas Ausgezeichnetes leisten werde. Möge Herr Goluchowski nicht vergessen, daß ein gutes Buch auch ein gutes Werk ist, und daß die Beförderung einzelne Menschen nicht darum mit großen Talenten ausstattet, um sie in Rechnungsführern kleinen Erwerbs zu machen.

In Lemberg (1833) erschienen Polnische und Russische Lieder des Galizischen Volks, gesammelt von Wenzel von Zieglo (Zaleski) mit einer musikalischen Beilage von Karl Lipinski. Diese reichhaltige Sammlung (sie umfaßt 300 Seiten) würde dem Sammler noch mehr zum Ruhm gereicht haben, wenn er dem Titel Volkslieder fleißig entsprochen hätte. So aber finden hier der Leier zwar einen großen Theil wirklicher und eigentlicher Volkslieder, das übrige aber, fast mehr als die Hälfte, sind gewöhnliche Liedchen des Polnischen Volks, versetzt nach Französchen und Deutschen Mustern und nicht eben Slavischen Naturanklängen. Dieser Zeitgeist läßt sich durch nichts rechtfertigen. Eine Sammlung wirklicher Volksliedes darf nur solche Poesien aufnehmen, die, unmittelbar dem Munde des Volks entnommen, ursprüngliche von aller Beimischung der Kulturwelt rein gehaltene Bildungen darstellen; die geringste Abweichung von dieser Forderung ist als ein dem Volke angethanes Unrecht zu betrachten; denn solche verletzte Liedchen würde sich der Ausländer von den Lieder des Galizischen Volkes verschaffen, wenn er nach Zaleski's Sammlung sein Urtheil darüber bilden sollte.

Eine ähnliche, aber reichhaltigere (es sind an 2300 kleinere und größere Stücke) und reiner gehaltene Sammlung der Slowakischen Volkslieder in Ungarn hat Herr Kollar veranstaltet (Pesth, 1834—35). Sie verdient hier einer Erwähnung, theils wegen der Verwandtschaft des Slowakischen Dialects mit dem Polnischen, theils aber, weil darin viele Polnische und mit Polnischen Volksliedern verwandte Lieder aufgenommen. Mögen nun auch die verschiedenen Bleaterien recht bald nachfolgen.

Bei Breitkopf und Härtel erschien in einer recht netten und wohlfeilen Ausgabe eine Taschenbibliothek der Polnischen Klassiker. In der ersten Abtheilung finden sich die Werke Krasicki's, in der zweiten die Werke von Kochanowski, Karpinski, Naruszewicz, Orzechowski, Klonowicz. Wunderbar! Die Ausländer fühlen selbst das Bedürfniß, uns mit Polnischen Büchern zu versehen. Was mögen sie wohl für einen Begriff von unserem Büchertrieb und von unserem Buchhandel haben?

Schon im Jahre 1832 erschien, gleichfalls in Leipzig, bereits von Augustin Bielowski, Custos Bibliothek Marci, eine Ukrainische Erzählung (Roman). Vergangenheits sind biographische Notizen über den Autor, einen der ersten Dichter der neuesten Epoche der Polnischen Literatur; bei dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß eine eben so schöne Erzählung desselben Malczewski und eine determinde Sammlung lyrischer Gedichte sich in den Händen eines Privaten in Warschau befinden. Wir dürfen auf das Einsehen des Mannes, daß er diesen Nationalschatz nicht lange verborgen halten werde, mit Zuversichtlichkeit bauen.

Aus Wilna ward uns die erfreuliche Nachricht, daß der Prälat Alois Osiński (nicht Ludwig) mit einer bei uns nicht gar oft vorkommenden Bescheidlichkeit, denn er begann schon vor dreißig Jahren, mit einem ausführlichen Wörterbuch der Polnischen Sprache noch fortwährend beschäftigt sey. Vor einigen Jahren sind uns davon bereits zwanzig Bände Manuscript in Quarto zu Gesicht gekommen. Einen nicht geringen Dienst unserem Schriftthum würde der würdige Mann erzeigen, wenn er die von ihm gesammelten Materialien zur Geschichte der Polnischen Literatur, deren Lehrer er längere Zeit auf dem Lyceum zu Krzemieniec gewesen, herausgeben wollte.

Politisch, die ehemalige Dekan der mathematischen Fakultät in Wilna, sammelte die Biographieen der Professoren der Wilnaer Akademie, bis zur Aufhebung der Jesuiten. Der Priester Chodynicki, aus dem Orden der Karmeliter, verfaßte ein Lexikon Polnischer Gelehrten, welches in drei Bänden in Lemberg herauskam. Dem Werk kann zwar, namentlich für die Anfänger, die sich mit der Polnischen Literatur bekannt machen wollen, sein Nutzen nicht abgesprochen werden, doch ist es sonst in gelehrter Hinsicht nicht von Bedeutung, da der Autor, indem er darin seinem Vorgänger Starczynski folgte, unterlassen hat, die Quellen anzuführen. Ein am Ende beigegebenes Quellenschriften verzeichniß möchte nicht diesem Mangel abzuhelfen. Auch ist noch zu tadeln, daß beinahe aus jeder Biographie ein anderer Styl hervorblickt.

Der bekannte Polnische Dichter Joseph Korzeniowski (wir haben von ihm dramatische Proben, gedruckt in Podczajow, seiner poetische Fragmente im Almanach Melitele vom Jahre 1833) widmet sich nicht blos der Malerei und dem Unterricht der Jugend; auch in Bezug auf den Dichter dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, indem unlängst in Lemberg ein von ihm verfaßtes Drama: „Die Schönheit im Unglück", dessen Stoff aus der Englischen Geschichte geschöpft ist, zur ersten Aufführung kam.

Gustav Olizar gedenkt, um seinem Versprechen nachzukommen, nächstens die Schriften seines Freundes Alois Feliweki in Petersburg herauszugeben. Die Schriften dieses ausgezeichneten Dichters werden gewiß von seinen Landsleuten mit Vergnügen gelesen werden, und die Freunde Felinski's werden diese Ausgabe statt jenes Monuments aufnehmen, welches ihm der noch neue Schmerz auf der Anhöhe der Kreuzmünzer Kirche errichten wollte. Der dritte Band dieser Sammlung wird zum Theil aus den poetischen Episteln bestehen, die an Szacki, Wiesniewski, Trembicki und Gizycki gerichtet sind; außerdem wird er einige neue mit jener so klaren und durchsichtigen Prosa geschriebene Stücke enthalten.

Wir besitzen gegenwärtig nur einen einzigen Gemälde von echter Komik. Es ist Alexander Fredro, der zuerst durch sein „Bild der Unglückseligkeit des allerglücklichsten Mannes" rühmlich in der Schriftstellerwelt auftgetreten ist. Gegenwärtig giebt er den vierten Band seiner Schriften heraus, worin sein auf allen Polnischen Theatern mit großem Beifall aufgenommenes in Versen verfaßtes Lustspiel: „Die Schroder", ferner das in Prosa verfaßte, an komischen Scenen und witzigen Einfällen reiche Lustspiel: „Herr Jowialski" enthalten ist; am Ende ist noch die Operette: „Das Nachtlager in den Pyrenäen" beigefügt. Außerdem wird von ihm auf dem Lemberger Theater das verfaßtes Lustspiel „Tanzchen" mit großem Beifall aufgeführt.

Die große Zahl unserer volksthümlicher düsterischen Novellen hat der rühmlich bekannte Verfasser der Volks-Sprüchwörter durch eine neue sehr gelungene, unter dem Titel: Kurpie, vermehrt.

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Literatur der Italiänischen Dialekte.

Keine Art von Poesie ist jemals so gering angeschlagen worden, als die schlichte und traditionelle Volks-Poesie, und doch giebt es keine andere, die mehr Reichthum und Mannigfaltigkeit darbietet. In Zeiten, wo man in Italien fast nur stilistische Vollendung, Strenge und Eleganz der Formen, die kunstvolle Correctheit erstrebte, konnten bort solche Poesieen-Gefälle, bei welchen der Dichter von seinem Gemüth und ungewissetten vaterländischen Dialekte Gebrauch machte, schwerlich Anklang finden. Es war nicht der Zweck der Italiänischen Natur-Dichter, schöne und harmonische Verse zu drechseln; auch suchen wie in ihren Kanzonen vergebens eine Spur von Gelehrsamkeit und mythologischen Erinnerungen. Sie sind gute Christen, lieben Gott und die Jungfrau an, schildern wahre Gemüthsstimmungen, wahre Leiden und Freuden.

Welch ein Gewinn ist der Geschichte! Jene elegante, geschmeckte, artistische Italiänische Poesie ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die Zahne sunken. Nach einem lethargischen Schlafe von vier oder fünf Jahrhunderten erhebt sich die letztere, um ihren Antheil an der Erbschaft zu empfangen, und sie thut dies mit so vielfachen Gründen, daß der buchstäbenhafte Schwulster der Gegenpartei ihr nichts anhaben kann.

In der Volks-Poesie sind nicht blos die ersten Keime der Literatur, sondern oft auch die Ur-Elemente der Geschichte eines Volkes zu suchen. In der ersten Entwickelungs-Periode der Nationen ist die Individualität so gut als Null; alle Glieder des socialen Körpers stehen in demselben Kultur-Verhältniß; sie haben gleiche Meinungen, gleiche Leiden, ein gleiches moralisches Dasein. Die Phantasie ist noch breiwade Gemeingut; ein poetischer Hauch waltet über Allen; der Dichter unterscheidet sich in Nichts von seinen Hörern. Er erfüllt ihn die Seele des Gesanges, so offenbart sie sich, und er singt, was in den Herzen Aller wohnt, was von Aller Lippen ertönt.

Jedes Land hat seine Volks-Poesie, die ein treuer Abdruck des Charakteres seiner Bewohner, ihrer Sitten, ihrer Vorurtheile und des Grades ihrer Kultur ist. Sie entstellt und verloren sich schneller bei Völkern, die in häufiger Beziehung zum Auslande stehen und immer mehr Fremdartiges aufnehmen. In dem Grade, als die Kenntnisse in der Masse der Gesellschaft sich ausbreiten, leben wir auch ein ursprünglich rohes und ungeschliffes Idiom zu einer korrekteren Sprache werden, wodurch aber die Volks-Poesie einen großen Theil ihrer Wirksamkeit verliert. Was ausländisch war Empfindungs-Nuance und fast unbewußte Eigenthum des Innern war, das wird auch nun Gegenstand der Erfindung, eine Kunst mit Regeln. Unterschiedlich sah es nie Eine Art von Poesie; seit der gesteigerten Civilisation giebt es zwei Arten derselben: die geschriebene, artistische Poesie, welche in Schulen und Salons kultiviet und von Akademieen getrönt wird, und die Volks-Poesie, das Eigenthum des gemeinen Mannes. Die letztere macht verschiedene sociale Phasen durch und beliebt einen langen, aber heilsamen Laufe rungs-Prozeß.

Betrachten wir die Volks-Poesie nicht als Muster für die Bildung des guten Geschmackes (wem könnte solch' eine Ketzerei in den Sinn kommen!), wohl aber als traditionelles Denkmal naiver Begeisterung. Sie ist ein klarer lebendiger Born, in dessen Nähe der Baum der Kunst und Wissenschaft des 19ten Jahrhunderts seine ersten Wurzeln geschlagen hat, und an dem wir jetzt wieder trinken wollen, um uns zu erfrischen und zu verjüngen.

Vor kurzem hat sich in einem Französischen Journal die Worte: „Italien ist ohne Volks-Poesie; es hat sich zu selbst zur Kunst-Poesie erhoben. Eine Nation, die gleich von Anbeginn eines Dante und Petrarka sich rühmen kann, wird man nicht wieder zu der einfachen Form popularer Lieder herabsteigen sehen. Gleichwohl ist vor einigen Jahren in Deutschland eine Sammlung Italiänischer Volks-Dichtungen erschienen, die nur sehr wenig enthält, was dieses Namens wahrhaft würdig wäre." — Die Behauptung des Französischen Journalisten mag begründet sein, sofern man die in der Hauptsprache Italiens abgefaßten Kanzonen im Auge hat; unsere Dialekte dagegen haben die herrlichsten Original-Dichtungen aufzuweisen. Nachdem Pasini den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, daß man die bedeutendsten Italiänischen Dialekte geschriebenen Werke publiziren möchte, unternahm er selbst eine

Digitized by Google

Sammlung und Publication der Mailändischen Gedichte Tanzi's. Die Accademici Filopatridi von Neapel veranstalteten mit großem Eifer eine „Sammlung aller in Neapolitanischer Mundart verfaßter Gedichte“ (Neapel, 1760), die 28 Bände umfaßt. Der wackere Ehrenschuld, die Wappen di Nanni's und Lauro's, die Portolani, und eine Menge Nautischer Karten, welche neuerlich gedruckt worden. Leider sind die öffentlichen Reden eines Giorgio Trissino, Speroni, Gelli, Cesalpini für uns verloren gegangen. Jedermann weiß, wie sehr die Beredsamkeit dieser Männer den Ruhm der Republik Venedig gefeiziget hat. Was aber die Schöpfungen der Venezianischen Muntasie betrifft, so ist es seinem unbefangen, daß ein Goldoni, Gritti, Lamberti, Berotti zu Europäischen Rufe gelangt sind.

Im 16ten Jahrhundert brachte man die Italiänischen Dialecte hin und wieder auf die Bühnen. Damals erhob sich ein schöner Wettstreit zwischen Ruzolo Balco, dem Paduaner, und Andrea Calmo, dem Venezianer. Die anmuthigen Komödien Balco's, im reinen Dialecte von Padua, und die von Calmo, im Venezianischen geschrieben, führen uns auch Personen vor, welche Bergamisch, Bolognesisch, Neapolitanisch, Sicilianisch reden. Selbst der Toskanische Giambattista Cini läßt in seiner selten gewordenen Komödie „die Wittwe“ (la Vedova) dem Neapolitaner, dem Sicilianer und dem Bergamer ihre respektive Mundart. Giuglio Cesare Cortese hat in einem Neapolitanisch geschriebenen Drama „le Rose“ die Räuberischen Sitten und Mundarten so lebendig und treflich dargestellt, daß Gravina dieses Stück für eines der besten dramatischen Produkte Italiens erklärte. Der Bravo in credenza ist ebenfalls eine sehr schöne ländliche Komödie im bäuerischen Dialekte von Reggio, eine Nachahmung des Alles gloriosus von Plautus, deren Verfasser ein Graf Fossa ist. Die Komödien des Mailänders Maggi und die Lamenta's im Dialekte von Lodi sind voll lebendigen Witzes.

Schon Muratori hat von den Dialekten gehandelt; ihm folgten Cesaroti, Bettinelli, Napoleon, Zeno, Galeano Napione und mehrere Andere, welche einstimmig behaupten, das Studium der verschiedenen Mundarten Italiens sey das einzige Mittel, wodurch die Italiänische Sprache und alle auch die Italiänische Literatur zu jener Vollkommenheit gelangen könne, die sie verdient, nicht zurück bleibe. Karl Ludwig Fernow, der Verfasser einer vortrefflichen Italiänischen Grammatik für Deutsche, hatte schon ein Werk über sämmtliche Italiänische Dialekte versprochen; und es würde dies nicht das erste Mal gewesen seyn, daß ein Ausländer den Italiänern in der Bearbeitung eines ihnen so nahe liegenden, aber schwierigen Gegenstandes zuvorgekommen wäre. Ferlich haben auch sie schon Manches vorgearbeitet. Dalbo Montalbano gab die Dialogia Bolognese nebst einem Wörterbuche dieses Dialektes heraus; Graf Galliani beleuchtete den Neapolitanischen Dialekt mit einer Grammatik und einem Wörterbuche; der Kanonikus Gagliardi schrieb eine umfassende Abhandlung über den Charakter des Dialektes von Brescia; Angelini und Assonica verfaßten eine Geschichte der Literatur von Bergamo; Averara, Arrigoni und Peng Lexika derselben; Cherubini, der Italiänischen, Bolognesischen und Piemontesischen u. s. w.

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Verblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Wilhelm-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Mittwoch den 26. Oktober 1836.

Spanien.

Navarra und die Baskischen Provinzen.

Von Louis Viardot.

Bis ins 14te Jahrhundert blieben die drei Baskischen Provinzen — Alava, Guipuzcoa und Biscaya —, welche den Eroberungen der Gothen und der Araber, wie selber denen der Römer, glücklich entgangen waren, von jeder fremden Macht vollkommen unabhängig. Unter einander verbündet und auf ihrer Standarte als Wappen drei blutige Hände führend, mit der Devise izarraldai (die Drei bilden nur Eins), wählten sie sich einen Oberherrn (Señor) aus eigenem oder fremdem Stamme, der unter der Kontrolle ihrer National-Versammlungen eine bloß exekutive Gewalt übte. Im Jahre 1332 ertheilten sie diese Oberherrlichkeit dem Könige Alfons XI. von Castilien; sie wählten ihn zu ihrem Señor und willigten ein, daß dieser Titel der Krone Castilien verbliebe. Dabei verpflichteten aber die Vascongados sich nicht zu einer Unabhängigkeit; sie machten sich vielmehr die schwächsten Vorbehalte. In ihrem Vertrage mit dem Könige stipulirten sie sogar, daß der König auf ihrem Gebiete keinen bewohnten Ort (pueblo), keine Festung, ja nicht einmal ein Haus erbauen oder besitzen dürfte. Ihre Fueros, deren Aufrechthaltung der König endlich geloben mußte, hatten folgende Klausel: „Wenn irgend eine Person, sey sie einheimisch oder fremd, irgend einen Mann oder ein Weib, ein Dorf, eine Stadt, oder was es immer sey, kraft eines Mandates unseres Königlichen Herrn von Castilien, welches die National-Versammlung nicht angehoben, oder welches unsere Freiheiten, Gerechtsame und Privilegien antasten sollte, zu irgend Etwas zwingen will: so verordnen wir, daß einer solchen Person aller und jeder Gehorsam unbedingt verweigert werde, und daß man sie, wofern sie bei ihrem Vorsatze beharret, vom Leben zum Tode bringe.“ Die Baskischen Provinzen waren also durch scheinbertrische Bande mit Castilien verknüpft, keineswegs aber demselben einverleibt.

Seit jener Zeit sind sie bis auf den heutigen Tag, ohne Unterbrechung oder Veränderung, in jenem Zustande äußrer Abhängigkeit und innerer Unabhängigkeit geblieben, von welchem schon die Römischen Städter unter der Kaiserherrschaft ein Beispiel gegeben hatten, und worin auch die Schweizer Kantone kurze Zeit sich befanden, als sie Napoleon den Titel einer Vermittlerin der Helvetischen Eidgenossenschaft übertrugen. Noch jetzt bestehen zwischen den Baskischen Provinzen und Spanien alle Schranken, die zwei Nationen einander fremd erhalten. Der Baske spricht eine ganz eigenthümliche Sprache, die dem Spanischen nicht näher verwandt ist, als dem Chinesischen; haben verstehet keine von beiden Nationen den andern. Seine Fueros wachen ihn sowohl von den Contributionen, welche Spanien in den andern Provinzen erhebt. Die Basken sind den Spaniern keine Kriegsbeute schuldig; nur im Fall einer fremden Invasion verpflichten sie die alten Feudal-Gesetze zu gemeinsamen Vertheidigung des Landes in Masse aufzustehen; und diese Pflicht haben sie während des Unabhängigkeits-Krieges redlich erfüllt. Auch von Anlagen sind die Baskischen Provinzen frei: Alava und Guipuzcoa erkaufen zwar ihren Schutz durch einen Tribut, den sie alcabala heißt; aber diese alcabala perpetua, die seit Alfons XI. unverändert geblieben, ist dennoch eine lächerliche Ding. So beträgt Guipuzcoa eine Contribution von 42,000 Realen (weniger als 3000 Thaler), Biscaya, noch demokratischer als die beiden andern Provinzen, hat sich von diesem alten Tribute schon längst emancipirt; es verstehet sich nur dann und wann zu freiwilligen Gaben (donativos), die der König erbittet und die man ihm gewöhnlich bewilligt.

Endlich sind diese eximirten Provinzen — wie sie von den übrigen aus Neid genannt werden — den dienstpflichtigen Zöllen nicht unterworfen; denn die fiskalische Grenze Spaniens ist nicht an den Pyrenäen, sondern am Ebro.[*] Dagegen bezahlen sie Abgaben für die Einfuhr ihrer Lebensmittel oder Kunst-Produkte, und zwar eben so wohl an der Castilianischen als an der Französischen Gränze. Endlich sind die Baskischen Provinzen sogar den Handels-Verboten unterworfen, welche in Spanien für das übrige Europa bestehen; jeder direkte Verkehr mit Amerika war ihnen stets untersagt, und dieses Verbot besteht noch in Betreff derjenigen Kolonieen, die Spanien behauptet hat, wie z. B. Havana und die Philippinen.

Auch die Verfassung und Verwaltung der Vascongados ist eine ganz eigenthümliche. Während Spanien seit Karl V. zu einer absoluten Monarchie wurde, bewahrten die drei Provinzen die republikanischen Formen in ihrer ganzen Reinheit: Biscaya ist demokratisch, Guipuzcoa oligarchisch, Alava hat eine gemischte Verfassung. Ihre kleinen National-Kongresse versammeln sich in der ersten Provinz jährlich zweimal, in der zweiten jährlich einmal und in der dritten alle zwei Jahre einmal. In Alava findet dieser Kongreß zu Vitoria, dem Hauptorte der Provinz, statt; in Guipuzcoa wechselt er mit jeder Session und versammelt sich der Reihe nach in allen Flecken dieser Provinz, die ohne Hauptstadt ist; in Biscaya aber hält er patriarchalisch unter freiem Himmel, unter der Eiche von Guernica, seine Sitzungen. Hier erscheinen die Deputirten der verschiedenen Gemeinden: auf ihren Banieren steht das Wort Republik[*]). Dieser Kongreß regelt die Verwaltung des Landes, bestimmt die Auflagen, machen Beschlüsse in Betreff der Verwendung der öffentlichen Gelder, bezahlen ihre Beamten und unterhalten eine Miliz zur Sicherung der Ordnung des Gemeinwesens. Endlich haben sie auch ihre Finanzen und ihren öffentlichen Kredit. Die Finanzen werden sehr gut verwaltet, und der Kredit ist beneidenswerth, denn bis zur Epoche der Insurrection (Oktober 1833) standen die 3 pCtigen Obligationen der Provinz Alava 92.

Die National-Junta's wählen ausserdem für die Zwischenzeit der Sessionen einen sogenannten General-Deputirten, welcher die ausübende Gewalt hat und mit der Spanischen Regierung gewissermaßen auf dem Fuße der Gleichheit unterhandelt. Es giebt nur einen General-Deputirten in Alava und Guipuzcoa, welcher der jetzige Repräsentant dieser kleinen Republiken ist. Von diesen republikanischen Magistraten erhält derjenige, welcher dem besagten ehrenvollen Amte zu wiederholten Malen mit Ruhm vorgestanden, den Titel eines Vaters der Provinz. In allen drei mischt sich der König von Spanien auf keine Weise. Er hat in jeder Provinz nur einen Commissair, der Corregidor benannt wird, und dessen Functionen an die der alten Comites erinnern, welche der Kaiser abschickte, um über die Römischen Municipal-Städte zu wachen. Das Amt eines Corregidor's, um welches man sich sehr bemüht, weil es einträglich ist, wird gewöhnlich einem Auditeur von Valladolid oder von jeder anderen Kanzlei anvertraut. Navarra hat keine ähnliche Organisation; seine Unabhängigkeit ist nicht so vollständig, und seine Privilegien reichen so weit nicht: es war ein Königreich und keine Republik, als es mit der Spanischen Krone vereinigt wurde. Aber diese Vereinigung geschah ganz auf freien Stücken; Navarra selbst stipulirte die Bedingungen derselben und hat seine alten Fueros immer beibehalten, während Castilien durch Karl V. und Aragonien durch Philipp II. der Ihrigen beraubt wurden. Dieses Land ist, so gut wie die Baskischen Provinzen, von der Conscription befreit und zahlt auch mehrere Handels-Boerechte.

Der Spanische Despotismus hat schon mehrmals Versuche gemacht, diese Provinzen unter das gemeinsame Joch zu beugen. Wir lassen die alte Geschichte bei Seite und erinnern bloß an das Jahr 1805. Der Friedensfürst, welcher damals im Namen Karl's IV. regierte, wollte am Flusse Nervion, dem Dorfe Albia und im Angesicht von Bilbao einen Freihafen errichten, wodurch Handel und Wohlstand dieser gewerbfleißigen Stadt, des Mittelpunktes der drei Provinzen, mit Einem Schlage gebrochen worden wären. Ein Königlicher Commissair sollte diese Maßregel an der Spitze von 15,000 Mann durchsetzen; aber die General-Deputation rief das Baskische Volk zur Vertheidigung seiner bedrohten Fueros unter die Waffen. Die Provinz erhob sich und forderte die Kinderen auf, ein Gleiches zu thun. Der Hof bekam Furcht, zauderte, unterhandelte, zog seine Truppen zurück und entsagte endlich dem Projekte seiner Neuerungen. Ein ähnlicher Versuch, den Damas Sanmartin, hatte sich bei dieser Gelegenheit als besonders eifrigen Patrioten gezeigt, und noch ihm heißt die Affaire noch jetzt die Samacolada.

Während der Herrschaft der Constitution — 1820 bis 1823 — wurden die vier eximirten Provinzen ihrer Privilegien beraubt und in Rücksicht ihrer Rechte und Verpflichtungen den übrigen Spanien gleichgestellt. Nachdem die Französische Invasion die unumschränkte Herrschaft wiederhergestellt hatte, verbündeten sich Basken und Navarresen ihre Privilegien zurück. In dieser doppelten Thatsache muß man den Grund ihrer Empörung und ihres hartnäckigen Widerstandes suchen; sie erklärt uns, warum der Name des Don Carlos, eines unumschränkten Königs, auf ihre republikanische Fahne geschrieben ist. Als vor kurzem die Verfassung von 1812 proklamirt, die Junta's der Provinzen wiederhergestellt, die constitutionnellen Truppen ohne Feldherrn waren und Gomez, gleichsam von den Thoren von Madrid stand, da

[*]) Ein Arabisches Wort, welches Einkommen, Ueberlieferung bedeutet und ohne Zweifel auch in dem Französischen Labelle (Salzsteuer) enthalten hat.

[*]) Man sagt nicht: die Gemeinde N. N., sondern die Republik N. N.

glaubt alle Welt, Don Carlos würde Strafe nachrücken und, vielleicht ohne Schwertstreich, in den Palast Ferdinand's VII. einziehen. Man betrog sich; trotz der Lockungen dieser schönen Gelegenheit, trotz des Wunsches, der seiner Generale beseelen mag, die Belle Monck's zu spielen, wandert Don Carlos nach, wie ein Beduinen-Häuptling, von einem seiner Königlichen Haupt-Quartiere in das andere. Vorher nannt dies Dabre, weil die Abenteurer-Banden eines Gomez, Cabrera und Balliz Garcia aus Castilianern, Aragonesen und Valencianern zusammengesetzt sind — weil die Basken und die Navarresen ihr Land nicht verlassen und nicht verlassen wollen — weil sie sich verthreidigen, aber nicht angreifen. Sie bewachen ihren König so gut, daß er nicht einmal die Ufer des Ebro sehen kann*).

Ist es erst ausgemacht, daß Navarra und die Baskischen Provinzen nur für ihre Unabhängigkeit und nicht für die Karlistische Sache kämpfen, so wird die Frage viel einfacher: Ihre Lösung finden wir wieder in der Geschichte.

Als die Bourbonen Spaniens nach Ludwig's XVI. Hinrichtung Frankreich den Krieg erklärten und sogar eine Invasion versuchten, warf das republikanische Heer ihre Streiter über die Pyrenäen zurück und folgte ihnen sogar in das Baskenland nach. Während Dugommier in Catalonien Figueras und Rosas einnahm, drang der General Moncey durch die Baskischen Provinzen bis über den Ebro vor. Diese Provinzen benahmen sich damals ganz anders als später im Jahre 1808. Statt für Spanien Partei zu nehmen und dem Eindringen der Franzosen sich zu widersetzen, bewahrten sie eine kluge Neutralität. Der Generals-Deputirte von Guipuzcoa, Michael Garaicoechea, unterhandelte mit General Moncey, worin er den Französischen Truppen freien Durchzug gestattete, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie den Basken, als neutraler Nation, keine Art von Lasten auferlegten. Diesen Traktat betrachtete der Hof von Aranjuez Anfangs als eine Verrätherei, und Karl IV. wollte den General-Deputirten Aldamar in Effigie verbrennen lassen. Dieser bereutete ihn aber, Guipuzcoa sey noch Spanische Provinz, und er (Aldamar) habe darüber Mittel ergriffen müssen, das den Interessen seiner Heimat am angemessensten sey. Diese Rechtfertigung wurde so gut aufgenommen, daß der König von Spanien, weit entfernt, den General-Deputirten nach geschlossenem Frieden aufknüpfen zu lassen, ihn zu einem seiner Commissaire für die Liquidatuirung ernannte, die mit Frankreich zu regeln waren. Jener Vertrag zwischen den genannten Provinzen und dem Französischen Feldherrn führte zuerst auf den Gedanken, sie zu einer ganz unabhängigen und neutralen Republik zu erheben, und hätte nicht Spanien, in Gemäßheit des Traktates von Basel, den Interessen Frankreichs sich angeschlossen, so wäre diese Idee gewiß ins Leben getreten.

Heutigestages kann nicht mehr davon die Rede seyn, auf gewaltsame und widernatürliche Weise ephemere Freistaaten zu stiften. Im Gegentheil, wir müssen gewaltsame Umgestaltungen entgegen arbeiten und eine vollkommene Thatsache, eine alte historische Thatsache aufrecht erhalten. Warum sollten die Baskischen Lande und Navarra nicht eine unabhängige und neutrale Conföderation, eine Schweiz der Pyrenäen bilden dürfen? Weder die Dislang der Epochen noch die Verschiedenheit der Umstände hindert uns, anzunehmen, daß basjenige, was im Jahre 1794 zweckmäßig war, im Jahre 1836 noch zweckmäßiger sey; auch hoffen wir, erweisen zu können, daß die Verwandlung dieser Provinzen in einen neutralen und unabhängigen Staat dem Interesse aller Parteien am angemessensten wäre.

Zunächst liegt es am Tage, daß in den Baskischen Provinzen Land, Natur, Sprache, Sitten, Herkommen — mit einem Worte Alles, — zur Bildung eines unabhängigen Staates viel geeigneter sey, als in der Schweiz. Die Baskischen Lande haben verwöge ihrer Lage zwischen Pyrenäen und Meer im Norden, dem Ebro im Süden, den beiden Pol's oder tiefen Thälern, die sie von Aragonien und Asturien trennen, im Osten und Westen schärfere gezeichnete Naturgränzen, als die Schweiz selbst. Gleich der Schweiz sind diese Lande frei unterthänler Art an föderative Verfassung, an Volks-Versammlungen und Magistrats-Wahlen gewöhnt, auch haben sie ihre besonderen Gesetzbücher, wie jene. In der Schweizerischen Eidgenossenschaft giebt es katholische und protestantische Kantone; die vier exzimirten Provinzen haben alle dieselbe Religion. In der ersteren sprechen einige Kantone Französisch, andere Deutsch und noch andere Italianisch; die Baskischen Provinzen haben nur eine gemeinsame Sprache, die obwohlerin ihr ausschließliches Eigenthum ist und keine Verwandtschaft mit irgend einer andern hat, gesprochen wird.

Unterschien wir nun, ob eine unabhängige politische Existenz diese Provinzen nicht eben so wohl mit dem wohlverstandenen Interesse ihrer Nachbarn, als mit dem Interesse der Basken selbst sich vertrage.

In Betreff der Letzteren kann diese Frage keinem Zweifel unterliegen. Sie haben sich nie als ein Bestandtheil Spaniens betrachtet und kämpfen schon seit drei Jahrhunderten für ihre Gerichts-Unabhängkeit. Man würde demnach sehr Verunlassung zu ihrer Insurrection ergeben, wenn man ihnen ihre alte Unabhängkeit vollkommen wieder zusicherte. Eine feierliche Anerkennung dieser Unabhängkeit von Seiten Spaniens und eine Gewährleistung von Französischer Seite würde sie jeder Besorgniß wegen ihrer Zukunft enthoben. Gesetzt nun, diese Provinzen zögerten auch dann noch, die Sache des Don Carlos zu verlassen, so schmiedeten sie Waffen gegen sich selbst und wären einem unvermeidlichen Angriff ausgesetzt. „Ihr seyd ein Theil von Spanien mehr", würde man ihnen sagen; „unterstützt ihr die Insurrection in diesem Lande, so mengt ihr euch in fremde Angelegenheiten: ihr intervenirt. Alsdann tritt der casus foederis ein, dessen in dem Traktate der Lundrupel-Allianz gedacht ist: Frankreich, England und Portugal sind gehalten, auch von ihrer Seite zu intervenniren und euch zur Vernunft zu bringen."

Spanien, der einzige kontrahirende Theil, welcher bei dieser Einrichtung zu verlieren schiene, würde in der That dabei gewinnen. Der König von Spanien brauchte von allen seinen unzähligen Titeln nur den beschränkten Titel „Señor de Biscaya" abzulegen und keinen Rechtsgelehrten mehr zu schicken, der sich durch die Sinnfluth eines Coorgtzeugnisses verschlingen. Zwei Drittheile der beiden unbedeutenden Alcabalas verschwenden, die ihm Alava und Guipuzcoa bezahlen, so wie auch die Donativos, um welche es von Zeit zu Zeit in Biscaya bittet; allein es ersparte sich dann auch die ungeheuren Kosten, welche die Unterwerfung und Bewachung der insurgirten Provinzen erfordert. Könnte nicht Spanien, wenn es den Frieden unterzeichnete, wohl den Bierdheile seiner kolossalen Armee verabschieden?

Aufrichtigen wir den Einfluß Englands, das gegen ein solches Mittel, die Ruhr wiederherzustellen, keine ernstliche Einwendung machen kann, und sossen wir nur das Interesse Frankreichs einen Augenblick ins Auge. Hat man zu den Vortheilen der Lage Frankreichs nicht immer auch den gerechnet, daß seine Flanke durch die Schweizerischer Neutralität gedeckt sey? Betrachtet die jetzige Regierung das neutrale Königreich Belgien als unter einem Einflusse stehend, der als ein Meisterwerk ihrer Politik? Frankreich, im Westen vom Ocean beschützt, wüßte im Norden durch Belgien, im Osten durch die Schweiz und im Süden durch die Baskische Conföderation gedeckt seyn. Dieser Vortheil müßte seine defensive Stellung vollständig machen.

Ohne Zweifel ist es schon etwas spät, und die Besiegung des Zwirpfaals durch diese unblutige Mittel wäre vor zwei Jahren, vor einem Jahre, vor wenigen Monaten leichter gewesen. Möglich ist es aber noch immer. Wenn man die vier Provinzen einmal entwaffnet und beschwichtigt hätte, so wäre es dem constitutionnellen Heere bald ein Leichtes, die herumschwärmenden Banden auszureiben und zu vernichten. Europa hätte alsdann den Ruhm und das Glück, einer unglücklichen Halbinsel, mit deren Interesse so viele andere verknüpft sind, den Frieden wieder geschenkt zu haben. Ein so großes Resultat verdient es wenigstens, daß man die Sache in besondere Berathung ziehe.

(Revue des deux Mondes.)

Polen.

Kritische Uebersicht der Polnischen Literatur in den Jahren 1832—34.

(Schluß.)

In Krakau erschienen zwei historische Erzählungen von Franz Nowowiejski: Antreas von Tenczyn, seiner Kwita und Bonerowna. Diese zwei kleinen Schriftchen erweckten die Hoffnung, daß der Autor auch größere Werke ihnen wird folgen lassen.

In der Druckerei des Jos. Czech in Krakau erschien die dritte Ausgabe von Wezyk's Gedicht: „Ich Umgebungen Krakaus", und Wernonicz's gesammte Werke.

Karl Forester, ehemaliger Offizier des Generalstabs der Polnischen Armee, giebt gegenwärtig in Paris in Französischer Sprache „Memoires pour l'histoire Ecclesiastique" heraus. Diese sind von den ausgezeichnetsten Französischen Dichtern (worunter viele Damen) meterisch übersetzt und mit einer historischen Einleitung, ferner mit geographisch-statistischen Bemerkungen vermehrt. Das aus 12 Heften bestehende Werk empfiehlt sich durch seine schöne typographische und artistische Ausstattung. Als besondere Zierde dienen ihm 36 äußerst saubere Kupferstiche; ferner finden sich eine musikalische Beilage.

Der Krakauer Buchhändler Friedrein ist beschäftigt, Materialien einer malerischen Curiositäten der Merkwürdigkeiten Polens vorzubereiten, deren baldige Herausgabe erfolgen soll. Jedes Heft wird mit Abbildungen von Denkmälern, Grabschriften, Landschaften, Portraits merkwürdiger Männer u. s. w. zieren seyn. Schon befindet sich eine bedeutende Sammlung Polnischer Kupferstiche in seinen Händen, und ausgezeichnete Polnische Künstler haben die Zeichnung des Textes nach einem das Ganze umfassenden Plane zugesagt; mehrere haben sich des Versprechens schon entledigt, und es ist ein schöner Fortgang dieser Arbeit zu hoffen.

Im Jahre 1833 erschien eine Russische Uebersetzung des bekannten, von der Herzogin von Württemberg verfaßten Romans: „Matwina, oder Abwechslungen der Herzens", welcher den allgemeinen Beifall der Russischen Kunstrichter erlangt hat.

Der historische Roman Kolzey, von F. Bernatowicz (Leipzig, 1834), fand an Herrn Schnaase seinen Uebersetzer ins Deutsche.

Ein nicht geringes Verdienst für die Polnischen Oekonomen hat sich Herr J. N. Kurowski dadurch erworben, daß er mehrere Werke der Ausländer über Kornthurien und Behandlung der Haustbiere bei uns einheimisch gemacht hat.

In Petersburg gab E. F. Raffalli Vergleichungs-Tafeln aller bekannten Münzen, Maaße und Gewichte u. s. w. heraus. Diese sehr fleißige Arbeit hat einen so allgemeinen und unmittelbaren Nutzen für Jedweden, daß sie gewiß beim Polnischen Publikum sich des größten Beifalls erfreuen wird. Die Tabellen sind mit der größten Genauigkeit und Gewissigkeit verfaßt. Vorzugsweise sind sie eine historische Betrachtung über Münzen, Maaße und Gewichte in Polen und Litthauen.

Prof. Remon Markiewicz gab den ersten Theil seiner Physik (Krakau, 1832) für Lyceen und für den Privatgebrauch heraus. Der Zweck dieses Werkes ist, nach den Worten des Verfassers in der Vor-

*) Die vier Provinzen benehmen sich, bei Leitung der Insurrection, ihrem alten Herkommen ganz angemessen. Sie haben jede eine Special-Junta, welche die Vertheidigung des Landes organisirt und leitet, und Repräsentanten dieser besonderen Junta's bilden eine Central-Junta, welche den Ganzen vorsteht. Seit beinahe drei Jahren bilden vier Männer diese Art von Directorium: Valdespina für Biscaya, Verastegun für Alava, Lardizabal für Guipuzcoa und Echevarria für Navarra. Diese Nare haben die Insurrection bewirkt, die Gemeinde besoldet, die Chefs gewählt und den Heiden Zumalacarregui's Nachfolger sind durch diese Junta gewählt worden, die dem Don Carlos nichts als den Königlichen Titel läßt.

Anmerk. des Hrn Blardot.

Digitized by Google

rede, eine recht reichliche Sammlung von Beispielen und wenig kostspieligen Versuchen mitzutheilen, letzteres besonders mit der angezeigten lichen Forderung, daß die den Erklärungen seiner dreselben, selbst die allergewissenlos nicht, übergangen werden möchte, damit die Lernenden einen vielfachen Anlaß zu Versuchen erhalten und sich gewöhnen, bei jedem, auch dem gewöhnlichsten Natur-Phänomenen Stoff für Betrachtungen zu finden, welches ohne Zweifel mehr Werth hat, als wenn die sostematisch aufgestellten Lehren mehr Sache des Gedächtnisses und des abstrakten Verstandes bei dem Lehrlinge geworden sind.

Unser eines Europäischen Ruhmes genießender Botaniker Wilibald Besser und Anton Witwicki aus Rzeszow suchet der Wert, der Bienenzucht) beschäftigen sich gegenwärtig eifrig mit entomologischen Arbeiten. Bei Märzbach in Warschau erschien die Botanik für das schöne Geschlecht, nach dem bekannten Büchlein der Frau von Genlis, mit Abbildungen, welche in jener Hinsicht ihrem Zwecke entsprecht. Der Stil ist angenehm, die Zusammenstellung geschieht und die Darstellung glänzend durch ideu.

Prof. Florian Sawicgewski hat die Mühe der Redaction eines pharmaceutischen Journals, des einzigen in diesem Fache, welches seit dem Anfange des Jahres 1834 in Krakau herauskömmt, übernommen. Es werden darin nicht nur streng pharmaceutische, sondern auch die den verwandten Wissenschaften angehörenden Gegenstände abgehandelt. Allen Anderen hat uns auch Herr Sawicgewski durch diese Zeitschrift mit den gelehrten Arbeiten unserer Landsleute in Petersburg, Dyerpatden in Lemberg, welche größtentheils in fremden Blättern zerstreut waren, bekannt gemacht. Außer dem innern Werth empfiehlt sich diese Zeitschrift auch durch ihre äußere gefällige Ausstattung.

Die Professoren der Krakauer Akademie, Siedel und Majer, edirten nicht nur einen medizinisch-Polnischen Wörterbuch, sondern mehrere treffliche Artikel in Hufeland'schen Journale eingerichtet, die Kaltige Verbindung und Bekanntmachung der Arbeit bei ihnen so wissen Zustände unserer an das Ausland sich ganz ergebenden medizinischen Literatur gar sehr wünschen lassen. Möchte sie doch das Gerede kleinlicher Kritik in ihrem Thun nicht dirren. Die in der neuen Zeit in immerwährendem Fortschreiten begriffene Naturwissenschaft muß, wie wir dies bei anderen uns dazin weit älteren Nationen sehen, sich gar oft die Herrschaft über das Wort der Bindglieder, und Sprachtyrannen können uns dort ihre Macht geltend machen, wo das eigentlich wissenschaftliche leben noch auf schwachen Füßen steht.

Prof. Julius Sawicgewski arbeitet an einem Werke über die medizinische Polizei. Polen besitzt dis jetzt nicht einmal in einer Uebersetzung ein solches Werk, um so verdienstlicher wird jene Arbeit, wenn sie, wie zu erwarten steht, allen Forderungen entspricht.

Prof. Ludwig Wierkowski, der sich durch die musterhafte Anordnung seiner chirurgischen Klinik um Krakau sehr verdient gemacht hat, giebt seit mehreren Jahren jährliche ausführliche Berichte über die chirurgische Klinik heraus, worin die Wirksamkeit des Instituts dargestellt und einzelne ausgezeichnete Krankheitsfälle ausführlicher mitgetheilt werden. Wie jetzt sind drei Jahrgänge, jeder mit einigen Abbildungen, erschienen. Musterem hat er unserer medizinische Literatur durch seine Scheift über die äußeren syphilitischen Krankheiten und über Behandlung bereichert, wovon der zweite Band noch zu erwarten steht. Auch erwarten wir von ihm eine Schrift über die Diagnostik der Entzündungen und Schleimflüsse der Augen.

Dr. Michael Raczkowski (Benter des rühmlich bekannten Prof. an der ehemaligen Warschauer Universität, Dr. Karl Raczkowski) gab im Jahre 1834 in Lemberg Verordnungsregeln dem Gebrauche der Mineralwässer heraus, ein sehr nützliches Schriftchen, welches auch durch seine klare und angenehme Schreibart sich empfiehlt.

Vom Prof. Jos. Beotowicz haben wir eine Beschreibung der im Krakauer Gebiete vorgefundenen Krankheiten zu erwarten, wobei wir uns nun auf Angaben des Verfassers müssen. Dieser solcher Gegenstand nur das Resultat einer vieljährigen Erfahrung sein kann.

In Warschau erschien 1833: Der neue Ärztliche Rathgeber für alle Stände, allgemein verständlich abgefaßt von L. Oettig. 1ster Theil.

Herr Tovor Matuszewski übersetzte ins Polnischer: „Die Seherin" von Prevost 2c. 2 Theile. Warschau, 1832.

Herr Ludwig Zeijner schrieb ein für Krakauer in der Mineralogie sehr nützliches Werk: Kurze Mineralogie nach den Grundsätzen von Berzelius. Krakau, 1833. Herr Zeijner bereitt nun seit mehreren Jahren von Zeit zu Zeit die Karpathen, von denen er eine gegagnetische Beschreibung vorbereitet. In seiner Abhandlung über den Dolomit im Jaffa-Thale (Leonh. Zeitsch. f. Mineralogie N. 6. Juni 1829) hat er zuerst Zweifel gegen Leop. v. Buch's Theorie über die Entstehung des Dolomits aufgestellt, welche durch mehrere wissenschaftliche Debatten von mehreren Seiten über diesen Gegenstand veranlaßt wurden. In derselben Zeitschrift finden sich noch mehrere werthvolle Abhandlungen von diesem ausgezeichneten Geologen. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Abfassung einer populairen Geologie in Polnischer Sprache.

Von den neuesten Arbeiten unserer Astronomen, des Hrn. Remiskti in Warschau und des Hrn. Slawinski in Wilna, haben wir keine nähere Nachricht erhalten, als die Versicherung, daß seit dem Jahre 1825 ja gegenwärtig Mitglied einer eigenen Kommission, unter deren Aufsicht das große Kaiserliche Observatorium errichtet wird. Herr Wiesse, Professor der Astronomie an der Akademie von Krakau, und Herr Szczykowski, Adjunkt des Observatoriums, beschäftigen sich seit längerer Zeit mit einer sehr wichtigen Arbeit, indem sie es unternommen haben, die von Bessel gemachten Beobachtungen von 30,000 Sternen der 7ten bis 10ten Größe sich einer bestimmte Epoche, wozu sie das Jahr 1825 gewählt haben, zu reduziren. Von der Wichtigkeit und Größe dieser Arbeit können nur wirkliche Astronomen den gehörigen Begriff haben; wir bemerken hier nur, daß hiedei jeder der 30,000 Sterne wenigstens noch fünfmal die rechnende Hand daiiren müsse.

Herr Anton Marcinkowski gab zwei für die Beleberung des Landmanns wichtige Schriften heraus: Von der Behandlung des Leins, des Hanfs und anderer sadrugebenden Gewächse, von Teodor Narbutt; ferner: Anleitung zum Bauen landwirthschaftlicher Gebäude, von Kajetan Garkowski. Letzteres Schriftchen benutzt zum Theil auf neuen eigenen Erfahrungen und Versuchen des Verfassers.

In Posen erschienen bestweise Kirchbuch's theoretische und praktische Anleitung zur Landwirthschaft.

In Wilna erschien die dritte bedeutend vermehrte und mit Abbildungen verzierte Ausgabe des Werks von Jos. Stcumilka: „Die nerischen Gärten." Dieses Buch handelt von verschiedenen Arten von Gärten und ist eine Sammlung der Wissenswerthen über diesen Gegenstand theils aus verschiedenen anderen Werken, theils, was besonders bemerkt werden muß, aus der eigenen Erfahrung des Autors, welcher durch seine praktischen Arbeiten in diesem Fache sich einen wohlverdient nationalen Ruhm erworben hat. Nach unserem Dafürhalten gehört das Buch zu den allernützlichsten Schriften, indem es in einem für das ländliche Leben so wichtigen Gegenstande für alle Klimate- und Oertlichkeiten die angemessensten Vorschriften enthält.

In Krakau gab Stanislaw Wotzicki einen Garten-Almanach für das Jahr 1831, 1832 und 1833 heraus.

In Przemysl redigirt der Priester Michael Korczynski eine theologische Zeitschrift, den „Freund der christlichen Wahrheit." Dieses ist das erste Blat, das in Polnischer Sprache eine ausschließlich religiöse Richtung verfolgt, gemeinere Zeitschrift existirt nicht. Der geistliche herausgeber, seit langem mit der Wüste eines Bischofs von Przemysl bekleidet, und dessen in Offolinski's musterhaftem Literatur-Werke rühmlichst Erwähnung geschieht, hat den ersten Schritt auf diesem feuchtreichen Felde gethan, und er wird ohne Zweifel bei der aufgeklärten Polnischen Geistlichkeit billige Schätzer und eifrige Theilnehmer finden. Zum Lobe des Gallizischen geistlichen Standes muß hier bemerkt werden, daß die Zahl der Pränumeranten (an 400) verhältnißmäßig sehr zahlreich ist.

In der geistlichen Beredtsamkeit zeichnet sich besonders der Priester Ludwig Trpukowski in Wilna aus. Seit mehreren Jahren füllt an jedem Sonn- und Feiertage eine zahlreiche Versammlung von Menschen, selbst verschiedener Religionsbekenntnisse, die dortige Kathedral-Kirche, um die originellen christlichen Vorträge des Priesters Trpukowski zu vernehmen. Dieser junge Prediger hat sich in sehr kurzer Zeit den Namen eines ausgezeichneten Redners erworben; sein große Talent, seine aller Nachahmung fremde Eigenthümlichkeit, die in das Gemüth der Zuhörer tief eindringende Kraft seiner Rede, sein richtiges Eingehen in die örtlichen Verhältnisse seiner Lehrwirksamkeit verbreitet aus. Im Jahre 1831 wandte er den Anfang und den Fortgang seiner Lehrvorträge, welche, obgleich von dem Werth des Vortrages entblößt, wenig Trpukowski seine Zuhörer zu bejanden weiß, schon für sich wegen ihrer Beredtsamkeit und schönen Sprache immer einen ausgezeichneten Werth behaupten werden.

Aus Freetein's Buchdruckerei in Krakau gingen mehrere Bücher religiösen Inhalts hervor, die sich sowohl durch ihr schönes Aeußere als durch ihren gediegenen Inhalt auszeichnen. Dahin gehören: Sammlung von Gebeten für Kinder; ferner: Andachtsbuch für katholische Christen; ferner: Des Priesters De la Mennais' Tag des katholischen Christen, übersetzt von T. Kilinski. Die beiden letzteren Bücher sind mit Abbildungen des gekreuzigten Heilands, nach einem Bildniß der Krakauer Barbaraki-Kirche, geziert.

Derselbe Krakauer Buchhändler und Buchdrucker Friedlein hat sich durch ein eben so schönes als nützliches malerisch-literarisches Werk verdient gemacht; es sind die Ansichten der Stadt Krakau mit ihren Umgebungen. Es besteht aus 24 malerischen Ansichten mit historischen Beschreibungen derselben und einem Plan von Krakau und dessen Umgebungen. Die Lauferschaften hat der in diesem Fache rühmlich bekannte Maler Gloyer gezeichnet und der berühmte Kupferstecher Engelmann gestochen. Kurz, Herr Friedlein hat nichts unterlassen, was die Schönheit und Gediegenheit dieses Unternehmens erforderte.

Mehrere unserer ausgezeichneten Maler, Herr Kichowski, ein Lehrling der Pariser Schule, Herr Maczkowski, Lehrer der Malerkunst in Lemberg, und Herr Hatzewicz in Krakau, Beide Lehrlinge der Malerschule in Rom, begannen die den Thurm gekrönte Verhüllungen zu verschönern. Die Zwiebel des Herrn Hatzewicz, und Lessen Kolorit der Größe, dargestellt, wie er den Bauern Privilegien ertheilt, verdienen in jeder Hinsicht, besonders wegen des schönen Kolorits, das Lob der Kenner.

In Wilna erscheint ein musikalisches Journal in Monatsheften, herausgegeben von Jgn. Lewkowicz und Felix Wielke.

Unser literarischer Welt hat in dem letzten Zeitabschnitt mehrere ausgezeichnete Männer durch den Tod verloren, unter Anderen Jod. Sniadecki, Valerian Stroszewski und Alexander Bronikowski. Stroszewski's Buch von dem Vertrage der Untergebenen mit ihren Erbherren und seine politische Oekonomie zeichnen sich mehr durch die darin herrschenden richtigen Ansichten als durch die Neuheit der Gedanken aus; sie haben dazu beigetragen, manche nützliche Verbesserungen unter unserem Landvolke zu verbreiten. Die Verdienste des Joh. Sniadecki sind mit bedeutender Klarheit von dem Priester Jgn. Baworski in Wilna und nicht weniger eindringlich bei der Begräbnißfeier in der St. Anna-Kirche in Krakau von dem Priester Franz Siechowski dargelegt worden. Dazu waren die einzigen Kränze, die auf dem Grabe dieses so ausgezeichneten Mannes niedergelegt wurden, sonst öffnete sich kein Mund zu seinem Lobe, obgleich er sich durch 50 Jahre unzählige Verdienste um unser Volk erworben hatte; dem durch ihn ist bei uns das Studium der Mathematik und Physik gegründet worden, und noch im Tode hat er der Krakauer Akademie, wo seine hohe Wirksamkeit begannen, eine astronomische Uhr und 10,000 Gulden zur Unterstützung armer Studirenden vermacht. Bronikowski schrieb zwar Deutsch, doch hat er auch in Bezug auf seine Nation dadurch ein großes Verdienst erworben, daß

Digitized by Google

er die Ausländer mit unserer Geschichte bekannt machte. Alle seine Schriften sind ins Polnische übersetzt, namentlich: 1) Kaiserin der Große und Fürst, 2 Bände. 2) Die Gesangenschaft des Joh. Wala in Frankreich, 2 Bände, beide Werke übersetzt von Nor. Kryżanowski. 3) Polnische Botschaft, in 6 Bänden, übersetzt von Joh. Kasimir Dedyusz u. s. w. Brzozowski schrieb auch für die in Dresden erscheinenden Taschen-Bibliothek eine Geschichte Polens in 4 Bänchen. Endlich schrieb er auch mehrere Romane, deren Stoff der ungarischen Geschichte entnommen ist. Einen eigenen für uns neuen zugänglichen Stoff würde die Darstellung des literarischen Thätigkeit der im Auslande zerstreuten Polen bilden, dessen Bearbeitung wir jedoch einer späteren in sich beruhigten Zeit überlassen müssen.

Diese lange Uebersicht der literarischen Treibens in Polen während eines dreißährigen Zeitraums, gerade wo die Umstände für eine freie und fruchtbare Geistesentfaltung nicht eben am günstigsten waren, ist hinreichend, dem unbefangenen Beurtheiler zu zeigen, daß noch immer eine Art Tradition wissenschaftlichen Lebens und Strebens allenthalben sich erhalten hat, als eine hinreichende Gewährleistung, daß die geistigen Keime des Volks nur ganz absterben und, wenn man es ist die Heiligkeit der geistigen Güter allenthalben noch ihrer Würde zu erkennen und zu achten gelernt haben wird, bald neu und verjüngt erneuerd jenem Menschenfreund in ungeschmälerter nationeller Form erscheinen wird.

England.

Des Engländers Wohnhaus.

(Von einem Franzosen.)

Nichts verabscheut ein Engländer mehr, als einen Aufpasser, der Tag für Tag in Gestalt eines Portiers an der Hausthür sitzt; nichts ist ihm widerwärtiger, als das Geklatsch der Hausmiterbrinnen und die Selbstgefälligkeit der Klatschbasen. In Frankreich, im Gewerbe, in der Politik, in Allem, was zum Leben in der Welt gehört, thun sie sich zusammen, da ist jeder Schritt öffentlich; aber in seinem Privatleben mag der Engländer nichts um und an sich leiden, was nicht ausschließlich sein eigen ist. Sein Haus ist erst dann sein, wenn vom Keller bis zum Dache Niemand darin haust und hausen darf, als er und seine Familie; er redet nicht über von einer eigenen Wirthschaft, als bis er mit den Nachbarn Wirthschaft und Gleichheit der Sitten hat. Dieses Bestreben der Englischen Familie, sich abzuschließen und zu individualisiren, hat die dürgerlichen Architektur in England einen ganz eigenthümlichen Charakter verliehen. Die Englischen Wohnhäuser sind nicht mächtig groß und hoch wie die Französischen, sondern niedrig, schmal, gleichsam unterirdt und in kleinem Verhältnisse ausgeführt; innerlich tragen derselbe Unterdrückung die größte Sorgfalt und Ordnung, die ausgezeichnetste Sauberkeit und Eleganz. Nicht blos der Gesellschafts-Saal und das Schlafzimmer, sondern auch der Hausflur und der Treppenraum werden beständig geschlossen gehalten und sind mit Fußteppichen bedeckt. Der wohlhabende Engländer verzierte seinen Flur nur mit seine Teppet mit Bildern, Büsten und Statuen; das kann der reichste Franzose nicht in seinem Hause thun, dessen Ausgänge, und freie Räume von zwanzig oder mehr Miethern benutzt werden.

Die Haushälte, welche den Hauptreingang zu der Privat-Wohnung des Engländers bildet, ist sauber gewalt und abgewuge. Sie trägt einen wollsingenen Schild mit dem Namen des Bewohners, welcher oben die Hausnummer; zwischen beiden ist der Thürklopfer angebracht. Manchmal befindet sich auch zur Rechten an Thürpfosten ein Klingelzug, womit man in das obere Stockwerk hinaufziehen kann, wenn die Dienerschaft im Gesundheit oder Souterrain das Klopfen nicht gehört hat.

Im Souterrain befinden sich neben einander die Küche, die Kellerräume, die Speise- und Geschirrzimmer; diese bilden einen abgesonderten Theil der Wohnung und kommunizren durch einen gemeinschaftlichen Nebengang mit der Straße.

Ist man in den Flurraum des Hauses eingetreten, so gewahrt man zuerst auf der einen Seite ein kleines Zimmer, eine Art von Kammer, gewissermaßen ein Wartezimmerchen, wo man den Fremden und den Gast niedersitzen läßt, bis er gemeldet und von dem Hausherrn hinauf in den Gesellschafts-Saal gebeten wird. Zuweilen findet man in dieses Kämmerchen ein Waschgestell zum Händewaschen, einen Tisch, einen Schreiber, an den Wänden Landkarten, auch wohl eine kleinere Bibliothek; die Stühle sind von Eichen oder Nußbaumholz, die Lehne mehr oder minder künstlich durchbrochen oder ausgeschnitten, der Sitz von Holz, ungepolstert und ein wenig vertieft. Diesen Zimmerchen gerade gegenüber zur anderen Seite des Flurs befindet sich der Speisesaal; seine Fenster sind mit Gardinen und Rollvorhängen zweifach gegen jeden Einblick von außen verwahrt; auch kommen noch Blenden, welche man vor die unteren Scheiben schiebt, — auf einem gemeinschaftlichen Fuß senkrecht neben einander aufgerichtete leichte Platten, die sich um Zapfen drehen und die man durch einen Zug oder Druck, wie die Staffeln einer Jalousie, auseinanderziehen oder übereinanderschlagen und so nach Belieben das Licht von außen zulassen oder abhalten kann. In manchen Häusern sieht man statt dieser vielfache eine Art Vorhang von sehr feingestrickten Messingdraht, wodurch jeder äußere Hälfte der Fenster maskirt und den Vorübergehenden das Innenmöbelstücken in die Zimmer des Erdgeschosses unmöglich gemacht wird.

Der Kamin hat ein Gitter von geflochtenen Eisenstäben; die Teller und Schüsseln stehen, um warm gehalten zu werden, vor dem Feuer in einer runden Pfanne von gefirnißtem Eisenblech, die aber sehr niedrig ist, damit den Gästen der Anblick und die Strahlung des Steinkohlenfeuers im Kamine nicht entgegen werde. Mitten im Zimmer steht der große Tisch mit ausgezogenen Schiebfugen von schönstem Mahagonibrett, massiv, mit abgerundeten Ecken, sein ausgemeißelten Füßen, über und über sauber und glänzend, der Stolz der Hausfrau. Ein weicher, fester, auf Schemisch bunt gewirkteller Teppich schützt seine Fläche gegen die Hitze der Schüsseln und gegen die Reibung der Teller, und wird erst gegen Ende der Tafel, wenn das Dessert anfängt, mit dem Tischtuch zugleich einen Augenblick abgenommen.

Im Hintergrunde des Zimmers erhebt sich der festdare Sideboard, ein zweietagiger Möbel, halb Tafel, halb Schenktisch, mit massiven, festen Thüren, aus die Keres, Portweins und Klaret-Flaschen aus dem Bereich der Dienerschaft zu bringen. Zur Zeit des Dinirs bedeckt sich dieser Side-board mit den Tafelgeschirr aus massivem oder plattirtem Silber, mit Säulen von Tellern, mit Wasserflaschen, worin man den Wein kühl hält, mit Gläsern, Schwenkflaschen u. s. w. Die das Speisezimmer mit mehr Pracht und Luxus eingerichtet ist, da befinden sich noch neben dem Side-board noch etliche Tafelgestelle, sogenannte Servanten, gleichfalls von Mahagoni, und Eschränke mit eleganten Glasflächen.

Das Kamin, schmale Kaminsimse trägt nur einige festdare Tafeln und kleine Lieblings-Geräthe; anstatt des Spiegels, der in England überhaupt seltener ist, steht man hier auch wohl ein rundes, convex geschliffenes Glas, in welchem man alle Gegenstände im Zimmer verkleinert erblickt; dieses Glas hält etwa 18 Zoll im Durchmesser, ist in Mahagoni ist vergoldet und mit darecken Verzierungen, Blumen und geschlungenen Windungen in carrirter Arbeit gut fabricirt. Die Stühle sind gepolstert und mit einem schwarzen glatten Ueberzuge von Pferdehaar versehen; darunter zwei Sessel für den Hausherren und seinen ältesten Sohn, die bei Tische am oberen und unteren Ende der Tafel stehen und die Honneurs machen. Die Wände sind mit Tapeten-Behängen von Papier überzogen nur mit einigen Gemälden geschmückt.

In manchen Häuser befinden sich die Schlafzimmer für die Söhne und Töchter auch noch im Erdgeschoß. Im ersten Stockwerk befindet sich das Sprechzimmer, der Gesellschafts-Saal und das größere Schlafzimmer.

Das Schlafzimmer eines Engländers und noch mehr einer Engländerin ist ein Sanctum Sanctorum, ein Allerheiligstes, ein unverletzliches Asyl, wohin das vulgus profanum seinen Blick werfen, geschweige denn eintreten darf. Die Fremdlinnen genießen sich gar nicht. Besuche in ihren Schlafzimmer zu empfangen, ist eine Engländerin weit mehr seinem Beruhmte, unter keiner Bedingung gestatten, daß man einen einzigen verstohlenen Blick in dies Zimmer werfe. Da wir aber in Zeiten leben, wo es kein Geheimniß giebt, so will ich dem Leser mit einigen Worten sagen, wie es in diesem Allerheiligsten aussieht. Das Hauptmöbel, das Bett, ist durch die mütterschneidbare, stets verschlossene Thür vor den Blicken jeder fremden Dinge entzogen genommen und ist es auch das auf unsere Tage noch so geblieben, wie es vor vielen hundert Jahren war. Es ist noch jetzt das geräumige, gothische Schlafgemächen meiner Großmutter, mit gewaltigen Kunstvolpsten, mit steifen, vielgefalteten Draperieen von weißem Zig mit sechs Verdängen unter einem Betthimmel dito. Der Unterschied zwischen dem Bett Karl's II., das noch in Holyrood-Schlosse steht, und dem modernsten Bett, welches der berühmteste Tapezier zu Londen abbildet, ist faß null. Das Bett steht mitten in der Stube, mit der Kopfseite an der Wand. An den Bettwänden reicht ein Laken bis an die Erde und verdeckt das Unterbett des Bettes, welches statt des Nachtstiches dient. Neben dem Bette steht ein kleiner Tritt mit drei Stufen, mit Trippsammet überzogen; denn das Bett ist so hoch, daß man ohne diesen Tritt nur mit einem Sprung hineinspringen könnte.

Das übrige Gerüth des Schlafzimmers ist einfach und von gefälligem Aussehen; Polsterstühle, zwei Sessel mit hoher Rückenlehne, ein Schubladenkasch von Holz ohne Marmor, endlich eine Art von Schrank oder Kommode mit drei Leidenlagen, wardrobe genannt, wo man Röcke und Kleider aufhängt und die Leibwäsche aufbewahrt. Das notwendigste Möbel ist ein Waschtisch mit dem Gewöhnlichen Spiegel darüber nebst einer Waschtoilette, wenn das Schlafzimmer zugleich als Kleiderzimmer dienen muß. Neben der Toilette befindet sich dann ein niedrige Staffel oder ein Bock, der auf einem Plattgestelle steht, ungefähr wie ein Ofenschirm, und über welchen man die Hantbücher ausbreitet. Der Kamin ist aus einem Stück, ohne Verzierungen, ohne Sauber, sein enges Gitter, mit altertand Spielwerkes besetzt, vergoldet und versilbert. Die Fenster sind mit Gardinen und Rollvorhängen behangen und Gardinen bedeckt, meistens jedoch ohne Draperie. Das Schlafzimmer für die Kinder des Hauses ist faß eben so beschaffen und noch einfacher in allen seinen Einrichtungen. Höchstens, wenn der junge Herr ein Stutzer ist und neue Moden liebt und mitmacht, findet man hier und Nachricht nach Pferdeknecht Manier, wie man sie in Paris macht. Dieses eingenommene Bild nimmt sich dann sonderbar unter dem altmodisch Englischen Gewohnheitsgeräth aus, und man sieht, daß der reformirende Geist des Jahrhunderts noch allein auf den Forum, sondern auch im Kabinet und am Herrd das Alte umzuwälzen strebt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A manual of Roman antiquities. (Handbuch der Römischen Alterthümer.) Von Th. Swinburne Carr, Lehrer am King's College.

A history of the life of Edward the Black Prince. (Geschichte Eduard's des Schwarzen Prinzen und der Begebenheiten seiner Zeit.) Von G. P. R. James. 2 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.

A companion to the mediteine-chest. (Anweisung zum Gebrauch der Haus-Apotheke.) Von John Savory, Mitglied des Londoner Apotheker-Vereins.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Freitag den 28. Oktober 1836.

Frankreich.

Das Findelhaus in Paris.

Das unförmlich große, alterthümliche, aber luftige Hospital in der Rue d'Enfer ist seit mehr als fünfzig Jahren von der Französischen Regierung zur Aufnahme ausgesetzter und verlassener Kinder bestimmt; früher war es die Wohnung müßiger Menschen, der sogenannten Pères de l'Oratoire. Die Findelkinder wurden zu jener Zeit in einem elenden, von dem Kapitel Notre-dame gemietheten Hause neben der Kathedrale untergebracht; eine Wiege mit einem der kleinen Findlinge stand den ganzen Tag über zur Schau der Vorübergehenden, um die Frommen zur Wohlthätigkeit zu erwecken. Eine alte Wittwe, die in der Nachbarschaft wohnte, nahm sich dieses kläglichen Zustand zu Herzen und räumte den Findlingen ihr eigenes Haus ein. Hier besuchte der fromme Vincenz von Paula die Anstalt und machte die Entdeckung, daß die Dienerschaft jener Wohlthäterin zu Abwartung und Pflege ohne Lohn überdreißig geworden war und einen abscheulichen Handel mit den armen unschuldigen Geschöpfen trieb. Der fromme Mann richtete im Jahre 1638 an die Regierung die Bitte, den Kindern eine sichere Unterkunft anzuweisen, und bewog die Soeurs de Charité, sich der armen Geschöpfe anzunehmen und sie zu pflegen. Leider aber fehlte es der Anstalt durchaus an Vermögen, und der Zudrang war so groß, daß man am Ende durch das Loos entscheiden mußte, welche Kinder in das Hospital aufgenommen und welche dem Tode preisgegeben werden sollten. Da verkaufte der heilige Vincentius abermals in der Stadt zu ihren Gunsten sein ärztliches Privilegium, und der Hof, alle Verleihungen seiner Mühe, alle abschlägige Antworten dienten nur dazu, ihn in seinem Eifer zu bestärken. Endlich setzte er es durch, daß man dem Hospital jährlich eine kleine Summe bewilligte, die man später bei zunehmender Zahl der Findlinge allmälig erhöhte; die erste Bewilligung betrug eine 1500 Thaler jährlich und stieg allmälig auf 6000 Thaler, während zugleich auch an anderen Orten für ähnliche Asyle des Unglücks gesorgt wurde. Die Revolution störte die Aufsehung aller religiösen Orden bredel; die berühmte Abtei Port-Royal des Champs wurde in ein Kindbetterinnen-Hospital verwandelt und das benachbarte Kloster de l'Oratoire den Findelkindern eingeräumt. In diesem Gebäude finden deshalbnoch gegenwärtig zweitausend Kinder — von fünftausenden, deren sich Jahr auf Jahr ein die öffentliche Wohlthätigkeit in Frankreich annimmt — Schutz und Zuflucht vor Elend und Verlassenheit. Man nimmt sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht auf; die fromme Schwesterschaft des heiligen Vincenz pflegt und behütet sie mit mütterlicher Sorgfalt und übergiebt sie Ammen und Frauen vom Lande. Diese halten sich etwa eine Woche im Hospiz auf und geben dann mit frischen Kleinen, die ihnen anvertraut sind, aufs Land, wo die Vorgesetzten oder die Beamten des Instituts sie von Zeit zu Zeit besuchen. Schwächliche und kränkliche Kinder bleiben jedoch in der Krankenanstalt des Hospizes zur ärztlichen Pflege. Wenn die Kinder ein Alter von zwölf Jahren erreicht haben, läßt man sie ein Handwerk oder Gewerbe lernen, ohne man übrigenvorgeben sie dem Waisenhause.

So unläugbar ist die Einrichtung der Anstalt. Der Eindruck für das Auge ist ebenmäßig ernst. Tritt man durch das Gitter hinein in das Sprechzimmer, so sieht man eine Soeur de Charité oder auch zwei mit einer Näharbeit oder einem frommen Buche beschäftigt sie geben beständig Acht, ob die Maschine, die in Verbindung mit dem Pförtner draußen steht, sich dreht; denn dies ist ein Zeichen, daß ein Kind auf dasselbe hingelegt worden ist. Selten vergeht eine Stunde, ohne daß solch ein kleines, schreiendes Geschöpf in dieses friedliche Zimmer gebracht wird. Die Glocke wird gezogen, die Nonne legt ihre Arbeit bei Seite, öffnet eine kleine Thüre in der Mauer, besichtigt den Ankömmling, zeichnet Tag und Stunde seiner Ankunft nebst Angabe etwaniger besonderer Kennzeichen in die Register des Hospizium ein, auch wohl den Namen, der sich zuweilen an der Kleidung bemerkt findet, und zwar eben so oft, wenn diese Kleidung in einigen großen Lumpen besteht, welche eine hastbeschworgene Mutter, ihre sündige Leidgenossinn aus Noth von den Gliedern riß, als wenn sie aus feinem Linnen ist, ihren Thränen durchfeuchtet hat, als wenn zierlicher Schmuck und feines Linnen ein Kind der Schande zu erkennen giebt, welches mit Hülfe einer verschlagenen Hebamme aus einem vornehmen Hause entfernt worden. Nicht selten teilt ein junges Ehepaar in das Sprechzimmer ein und empfindet sein hilfloses Kind mündlich der Sorgsamkeit der Schwestern; sie nennen ihren Namen, bekennen ihr Plätzgeschick und freuen sich der Hoffnung, daß sie einst in besseren Zeiten ihren verlassenen Liebling wiederfordern werden. Oft drängt sich eine unglückliche Mutter, nachdem sie ihr Kind in die „Krippe“ gelegt und getauscht hat, ob man es aufnehme, noch mit Gewalt in das Sprechzimmer, um es noch einmal zu sehen, noch einmal zu küssen und noch einmal auf seine unschuldige Stirn das heiße Gebet auszuhauchen, daß die Welt weniger hart mit ihm schalten möge, als mit seinen Aeltern. Andere aber, verhärteterem Sinnes, oder vielleicht unglücklicher, werfen mit einer haltlosen Verzweiflung das hilflose Wesen von sich, dem sie das Brandmal der Schande mit auf die Welt gegeben haben, und wenden sonder Kummer der Wiege, die es antrumm, den Rücken. Wäre der fromme, der wohlthätige Vincenz von Paula nicht gewesen, diese Elenden würden wahrscheinlich des Mordes ihrer Kinder schuldig geworden sein.

In einem Korridor, der in den Hauptgängen des Hospizes ausläuft, steht ein Marmorbild dieses wohrhaft christlichen unter allen Heiligen neuerer Zeit; als Schutzgeist und Wohlthäter aller verlassenen Kinder ist er dargestellt, wie er ein gerettetes in den Armen hält, während ein anderes, dem Verschmachten nahe, zu seinen Füßen liegt. Dieses Bild ist wohl geeignet, das Gemüth für den Anblick vorzubereiten, welchen man oben in den Schlafzimmern hat: Wiege neben Wiege und in jeder ein kleines Ding, das gar warm und behaglich in schneeweiße Linnen eingewickelt liegt und schläft. Küchen, Kleidungsvorräthe, Krankenzimmer, Alles in geräumiger Beschaffenheit und überall die wachsamen, gutherzigen Nonnen in emsiger Beschäftigung. Es ist recht anmuthig, zu beobachten, wie die Weiblichkeit des Gemüthes sich an jeder dieser guten Schwestern kund giebt, wenn sie z. B. den Besuchenden ihren besonderen Liebling zeigt, — irgend ein klein Pfuschen mit blauen Augen und lieblichen Wangengrübchen, als die übrigen haben, — einen Glückling, bei dem sie es mit ihrer Zärtlichkeit dahin gebracht hat, daß er sie zwischen den weißen Decken freundlich anlächelt oder ihr gar zum Zeichen der Erkennung die zarten Händchen entgegenstreckt. So sollte das kleine Geschöpf seine Mutter angelächelt, so sollte ihn die geliebt haben, deren Mut in seinen Adern fließt; aber sie ist fern, sie lebt in schwerer Arbeit oder in tiefem Grame und schägt sich glücklich, daß ihrem Kinde eine zweite Mutter geworden ist. Der es die ersten Regungen seiner kindlichen Zärtlichkeit zuwenden kann. Uebrigens hat in der Regel das ganze Hospiz sein Spiel mit einer kleinen Puppe, worauf sich ihre Liebe etwas zu Gute thut, — irgend ein kleines freundliches Ding, welches sie durch eine verzweifelte Krankheit glücklich hinüberschaukelt oder von einem üblen Zufall gerettet haben, so daß die „hochseligen Hausmutter“ oder „die Schwester-Verstherin“ nicht eher endt, als bis sie von den Direktoren die Erlaubniß erhalten und aber mals erhalten hat, das Kind noch eine Weile im Hospiz zu behalten, anstatt es aufs Land zu seiner Pflegemutter zurückzuschicken. Welch' eine Lage für ein Kind, ein Findling zu sein, um den sich zwanzig Mütter streiten, deren jede von ihm geküßt sein will und auf jedes Wort des Kleinen wie auf ein Wunder horcht, — natürlich, da die guten Schwestern sich sonst nie mit Neugebornen abzugeben haben, die unverständlich schreien, oder mit Kranken und Schwächlichen, die klägelich winseln.

Bei unserem letzten Besuche, den wir den Pfleglingen des Hospizes abstatteten, sahen wir so einen kleinen Ausgetz, es war ein hübsches, munteres, sechsjähriges Mädchen von zwei Jahren, zu den Füßen einer Gruppe von Schwestern herumtrocken. Dieselben saßen in der Gardrobe und schnitzerten oder besserten Kinderzeug für die Anstalt, ihre Lustigkeit kontrastirte auffallend genug mit dem demüthig stillen Benehmen der Nonnen in ihren schwarzen wollenen Röcken, mit den steifen, schneeweißen Hauben. Jede von den Schwestern guckte von ihrer Arbeit seitwärts und lächelte über die Sprünge der kleinen Nasale. Man hatte das Kind bathodet aus den Händen einer Mutter, die ihm gerettet, deren Grausamkeit von den Vorgesetzten des Instituts auf ihren Visitations-Reisen entdeckt worden war. Das arme Geschöpf schien am Zehrfieber sterben zu müssen, und nachdem es durch sorgfältige Pflege genesen war, hatten seine Beschützerinnen eine so große Liebe zu ihm gefaßt, daß sie sich nicht von ihm trennen mochten. Nasalle, sagte man einstimmig, sei zu zart, um in der gewöhnliche Pflege gegeben zu werden, und so fanden sich immer auf's neue, um sie nur zurückzubehalten, Verwände, welche der Registrator mit wohlwollendem Lächeln gelten ließ.

„Elle est si gentille, si gentille!“ meinte die Schwester, die uns bei unserem Gange durch das Hospiz zur Führerin diente, — „et puis cette pauvre petite, elle a tant souffert, et puis elle nous aime tant! ce serait aon mérit de mort, de l'exiguer de l'hospice, et pour nous autres, je ne sais plus, — ce que nous devienderions sans notre petite Rosalie.“ Und in der That, die Schön-

Digitized by Google

heit des Kindes war von seltener Art und Vollkommenheit, — ein holder Sonnenblick in finstern dunkeln Räumen.

„Aber jener kleine Bursche dort", sprach einer von unserer Gesellschaft und zeigte unserer bescheidenen Begleiterin einen kecken, etwa fünfjährigen Jungen, der mit gar ernsthem Gesichte auf einem kleinen Stuhle saß und mit einer Art von Ehrfurcht den arbeitenden Schwestern und dem Spiele seiner kleinen Kameraden zusah, „der Bursche sieht doch nicht aus, als hätte er Krankheit oder sehr Behandlung zu leiden, während er offenbar zu erwachsen ist, als daß er sich der Ordnung nach noch hier befinden dürfte. Ist er auch ein kleiner Günstling?"

„Der Knabe", erwiederte die Nonne, „ist erst am vergangenen Abend vom Lande hereingekommen. Sie haben eine Bäuerin unten im Hofe gefunden, die ihn mitgebracht hatte, und niedergeschlagen sah; sie ist Alphonsens Amme. Wir erwarten von Minnie zu Minnie seine Aeltern, die ihn abholen sollen; sie haben den Knaben reklamirt, und es geht der guten Seele, seiner Pflegemutter, gar zu nahe, daß sie sich von ihm trennen soll."

„Er ist reklamirt worden? er ist also wohl ein Kind reicher Aeltern, die jetzt keinen Grund mehr haben, seine Geburt zu verheimlichen?"

„Die Herren sind ihn Irethum", erwiederte die Schwester. „Wir machen hier die Erfahrung, daß die Kinder ihre Vornehmen, die Kinder, welche wir bei ihrer Ankunft hier an der Freiheit der Wäsche, an einem Streifen kostbarer Spitzen, oder gar an irgend einem goldenen oder silbernen Spielzeug unterscheiden, welches man ihnen, als sollte es zur Wiedererkennung dienen, in die Kleider gestickt hat, daß gerade solche Kinder nicht wiedererkannt werden. In den ersten Augenblicken, wenn die Stimme des Kindes im Herzen der jungen schuldewußten Mutter mächtig wiederklingt und das Gefühl der Mutterliebe erweckt, da mag sie freilich den besten Vorsatz haben, das Kind in günstigerer Zeit wieder zu sich zu nehmen. Aber nachher geht ihnen doch die Weltlichkeit mit ihren Sitten und Vorurtheilen über Alles. Von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde verschwinden jene unschuldige natürliche Eindrucke; der schwere, kalte Boden festerer Einrichtung wird günstiger Zeit verschoben, am Ende für communisch und unausführbar angesehen und ganz aufgegeben. Das Kind ist nun schon zu alt, daß sich gewiß an niedrige Umgebungen und gemeine Sitten gewöhnt, sie sind ihm zur zweiten Natur geworden; es herauszureißen, wäre grausam, wo nicht lasterhaft und ähnlichen Gründen beruhigen sich die verwahrlosten und reichen Leute, welche ihre Kinder unserer Sorgfalt und Liebe überlassen haben, und setzen sich über ihre Aeltern-Pflicht hinweg."

„Also ist Alphons gegenwärtig weit glücklicher, als wenn er ein Kind vornehmer Aeltern wäre?"

„Gewiß, weit glücklicher; denn seine Aeltern machen sich den ersten günstigen Sonnenschein des Glückes, der in ihr Leben fällt, zu Nutze, um das zerrissene Band der Natur wieder festzuknüpfen. Ich selbst hatte gestern als Schwester die Wache im Speisezimmer, wo die Knaben brauchte. Ich erinnere mich noch sehr wohl, es war eine rauhe Novembernacht, und obgleich wir den Winter über die Nachtwache beim Kamine zudringen durften, war doch die Kälte der Nachtluft recht hart zu ertragen. Als der Schall der Glocke mir aufforderte, es sey ein Kind draußen niedergelegt, und ich hingung, das kleine Wesen in meine Arme zu nehmen, hörte ich ganz deutlich das Aufschlagen und Wiederfallen des armen Weibes draußen, die zaudernd und wehklagend unter dem Fenster stand. Das ging mir so zu Herzen, daß ich, aller Ordnung und Regel der Anstalt zuwider, den Pförtner um die Erlaubniß bat, das Thor zu öffnen und die Frau ins Sprechzimmer zu lassen. Die arme Frau! bei dem schauerlichen kalten Wetter war sie kaum zur Noth mit Lumpen und dürftigen Lumpen bedeckt; sie hatte offenbar, was sie irgend an warmen Kleidungsstücken besaß, dem Kinde zu gut kommen lassen. Sie lag vor mir auf den Knieen und dankte mir, daß ich ihr erlaubte, des Kindes Antlitz noch einmal zu sehen, und sie versprach nichts mehr, als daß sie die Nacht über mit bei der Wache Gesellschaft leisten dürfte, die letzte Nacht, wo sie ihr Kind wieder warten und liebkosen könnte."

„Das arme Geschöpf, die unglückliche Mutter!"

„Nein und unglücklich, ja, wahrhaftig! Es schmälte mir das Herz zusammen, wie sie ihre dürre, magere Hand über die Wangen des kleinen rosigen Geschöpfes ausbreitete, — der liebe Gott hat es gehören lassen. Wie sie sah, daß ich dem Kinde Nahrung bereitete, da hat sie mich, und die Thränen rollten über die bedeln Wangen, ich möchte ihr erlauben, daß sie ihrem Kinde noch einmal den Segen der Muttermilch gönnte. Ich gab der halbverhungerten Unglücklichen die einfache Nahrung zu kosten, welche wir für unsere Findlinge bereiten, und erschrak über die Gier, mit der sie dieselbe verschlang, als hätte sie schon seit lange den Geschmack aller Nahrung vergessen. — „„Gott segn mein Zeuge"", sprach sie, „„möge es nicht an dem, daß ich mein armes Kind nicht länger ernähren kann, ich würde es immermehr von mir stoßen; aber ich kannte es nicht fleißen sehen."" Sie können sich denken, mein Herr, daß ich mir alle Mühe gab, sie über den gefaßten Entschluß zu beruhigen."

„Freilich, und die besten Zusicherungen über die künftige Behandlung ihres Kindes zu geben. Aber da werden wohl kaum alle Worte genug gewesen seyn, um ihre Fragen zu beantworten und die Besorgnisse eines mütterlichen Herzens zu beruhigen."

„In der That, so verhielt es sich. Es war eine lange trübe Winternacht, aber doch reichte die Zeit kaum hin, all die Bitten und Flehen und Verlangen nur anzuhören. Als nun der Morgen dämmerte und wir Anstalt treffen mußten, das Kind in eine Wiege in die ordentliche Schlafzimmer zu transportiren, da wiede ein eiserner Herz haben schmelzen müssen bei dem Anblick, wie die arme Mutter die Wange, die Stirn, die Hände, die Füße ihres einzig geliebten Kindes mit Küssen überdeckte. Es war, als sähe sie jetzt zum ersten Mal alle seine Schönheit, als wollte sie seine ganze Gestalt auswendig lernen und das Bild von jedem Gliede unauslöschlich in ihr Gedächtnik einprägen; sie drückte es an ihre dürre Brust, umklammerte es und war nicht davon zu trennen. die ich gendthigt war, sie mit Gewalt zu entfernen. Dann wären meine Vorgesetzten der Sache gewahr worden, sie würde ich einen strengen Verweis für die unerlaubte Vergünstigung erfahren haben, zu der das arme Weib mich verleitet hatte."

„Einen Verweis! wer konnte es über das Herz bringen. Sie dafür zu tadeln oder zu strafen, daß Sie Erbarmen mit dem Schmerze der Unglücklichen gehabt haben! Konnten Sie sonst kaum anders handeln?"

„Die Vorschriften und Regeln unseres Hauses!" erwiederte die Nonne; „und jede Uebertretung ist sträflich. Damals indeß kam ich ohne schwerere Züchtigung davon; nur that ich freiwillig das Gelübde, die dreißig nächsten Tage hindurch zwei Stunden früher als gewöhnlich aufzustehen, um mein Vergehen abzubüßen."

„Ihr Vergehen!" riefen wir Alle unwillkürlich.

In diesen Augenblick trat eine junge Soeur Converse mit leichten Schritten und fröhlichem Angesicht in unser Gartenboden-Zimmer, stüsterte unserer Führerin etwas zu und ergriff den kleinen Alphons, um ihn hinwegzuführen.

„Behend ein wenig, Schwester Agnes." Mit diesen Worten trat unsere fromme Begleiterin dazwischen, und zugleich sprang die kleine Rosalie hervor und umarmte ihren kleinen Freund zum Abschiede so eifrig und herzlich, daß Schwester Agnes ihre Eile mäßigen mußte. — „Hat das junge Paar seinen Namen in das Register der Kanzlei eingezeichnet? sind alle gebräuge Formen beobachtet?"

„Alles ist geschehen; sie warten in höchster Ungeduld, den Knaben zu sehen."

„Nur noch eine Minute, ich möchte gern haben, daß die gute Mamen bei dem Wiedersehen des Knaben und seiner Aeltern zugegen wäre, damit sie sich mit dem Gedanken versöhnen kann, ihr Pflegekind zu verlieren. So herzlich sie ihn lieb hat, sie würde doch sehen, daß Mutterliebe über Alles geht. Außerdem habe ich selbst wohl auch ein Recht, bei den ersten Zusammentreffen einen Zeugen abzugeben. Alle, meine liebe Schwester, gehe zu den guten Leuten zurück und bitte sie, sich im Garten eine kleine Weile zu gedulden. Dieser Herr und ich, wir wollen uns vom Fenster des Refektoriums aus das Vergnügen gönnen, Zeugen ihrer Freude zu seyn, ohne ihnen durch unsere Gegenwart Zwang anzulegen. Doch war das Schauspiel, bei welchem wir die Zuschauer abgeben sollten, kein ganz und gar freudiges. Alphonsens Aeltern warteten, der durch Schwester Agnes überbrachten Nachricht gemäß, in einer Alle von dreistschattenden Kastanienbäumen am Fuße des Gebäudes auf ihren kleinen Sohn. Auf seinen Wege dahin traf die Kleine seine Amme, die Bäuerin aus der Normandie, von der man ihn eben diesen Morgen zum ersten Mal in seinem Leben getrennt hatte. In diesem Augenblick hatte man den Kleinen eben so gut von Königen und Königinnen, als von Vater und Mutter etwas bringen können. Er sah in ihnen das Aeußerste, Fremde Einen, er sah zu den verlassenes Kind, ein Findelkind. Mamen, seine liebe, gute Mamen, seine Mama, was ihm Alles in Allem. Es klammerte sich daher an ihre Schürze fest und sträubte sich hartnäckig gegen jeden Versuch, ihn von ihr zu trennen. Schwester Agnes verwochte ihn nicht weiter zu bringen, und es blieb nur ein Mittel: Mamen mußte ihn bei der Hand nehmen und seinen Aeltern zuführen. Diese hatten sich indeß dem für Fremde, allerdings interessanten Auftritt so nahe befunden, und die schmerzliche Wahrheit lag ihnen so klar zu Tage, daß die zärtliche Mutter, von der Angst und Bewegung übermannt und in der Erwartung ihrer Liebe so bitter getäuscht, in Ohnmacht sank. Bevor ihr Ehemann es gewahren und ihr zu Hülfe springen konnte, fesselnte sie sich im Sande zu seinen Füßen, und das Blut strömte ihr aus Mund und Nase.

Wir übernahmen sofort die traurige Bemühung, das arme Weib ins Hospital zu tragen. Erst nach Verlauf einer vollen Stunde, während welcher die erschrockenen Schwestern alle möglichen Geschicklichkeit und Hülfsleistung an die Ohnmächtige verwendeten, kam sie wieder zur Besinnung. Für uns hatte der ganze Auftritt viel Interessantes und Aufklärendes. Wir sahen hier zum ersten Mal die Langeweile und weltlicher Hand führen; und das ernste, freundliche, gelassene Benehmen der Soeurs de Charité stach auf das Polkommenste ab von der unruhigen beweglichen Aengstlichkeit der Normannischen Bäuerin mit dem hellen Gesicht, den großen Händen und der barschen Stimme. Das arme, zumuthige Weib, welches die unsinnige Veranlassung des Unfalles gewesen war, entfernte sich auf unser Bitten zu gewisser Zeit aus dem Zimmer, ehe die bestürzte Mutter die Augen öffnete und ringsumher nach ihrem Sohne suchte. Dem Alphons hatten die Nonnen vorgehalten, wie er durch seine Ungezogenheit seine Mutter krank gemacht habe; davon und von dem Anblick ihrer Leiden wurde sein Herz ihren bewegt, er trippelte aus Bett und legte seine kleine Hand in die bald lebhaft herabhängende seiner guten Mutter.

Es war ein glücklicher Anblick, als wir das junge Paar Abends des Hospizes erwarteten; wir machten ihm zum Nutze und Lehren die schmach gewordene Frau nach ihrer Wohnung. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir einiges Nähere über ihre an ungewöhnlichen Ereignissen reiche Lebensgeschichte. Die Länge des Weges von der Rue d'Enfer bis zur Wohnung der Frau in der Gegend des Faubourg du Temple gewährte uns Zeit und Muße, den Leuten unseren Beistand, Mitleid zu erkennen zu geben und sie zu einigen Einleitungen freundlichen Zutrauen zu uns fassten. Sie leerterten uns auf, unserem Besuch zu wiederholen; sie liefen sich unseren Rath gefallen, wie sie die Zurückgewinnung ihres wiedergewonnenen Sohnes erlangen könnten, ohne daß er darüber der Dankbarkeit gegen die gute Mamen vergäße; kurz, wir erlangten Sitz und Stimme in Familienrath und sehen uns dadurch gegenwärtig in den Stand gesetzt, unseren Lesern am Mittwoch die folgende wahrhafte Geschichte von menschlichen Leiden und Freuden mitzutheilen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Französische Romane.

Seit zwölf bis fünfzehn Jahren ist besonders der Französische Roman so vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen, daß man einen eigenen Gattungs-Namen für die Werke der neuesten Zeit erfinden müßte, auf deren Blättern man Moral-Philosophie und Kritik, Poesie und Memoirenstil, Theater-Scenen und Reisen, metaphysische Floskeln, Theologie und Geschichte, kurz — Alles findet, nur keine kunstvolle Intrigue und romantische Leidenschaften, die doch von jeher den Hauptbestandtheil dieser Dichtungen bildeten. In früherer Zeit war das Klassikerlesen der Bücher leicht: Schrieb Jemand einige recursische Verse oder über die Liebe und Tugend, Ueberdrang der Zeit, so nannte man denselben Prediger oder Gedanken, so nachdem die Verfasser den langen Mantel des Nobis oder den Rock des Philosophen trug. Gab Ihr Euere Kritik der Sitten und Gebräuche eine theatralische und heitere Form, so hattet Ihr eine Komödie geschrieben. Auch den Charakter der Menschen zu entwickeln, war früher dem Schriftsteller ein Leichtes: es gab dafür zwei sehr wesentlich von einander unterschiedene Formen: in der Tragödie geschah es auf eine poetische, in den heiteren täglich eine erzählte Komödie nennen. „Manon Lescaut", obgleich so sehr einfach, hat doch schon etwas von der ursprünglichen Simplizität des Romans verloren, denn in diesem Werke sind die Analysen des Herzens und des Charakters unter einander gemischt. Aber seitdem man angefangen hat, die Kunst für eine reine Nachahmerin der Natur zu halten, scheint man einer völligen Umwälzung noch näher entgegen zu gehen, die alten Schattenarten werden niedergerissen, und Alles strebt in gemeinloser Unordnung über einander. Weil man in der wirklichen Welt zugleich komische Verzerrungen belacht, boshafte Pläne zerstört, angesponnene Liebesverhältnisse zerissen und tragische Ereignisse beweint, häufte man auch alle diese entgegengesetzten Gegenstände in dem modernen Roman auf einander. Heutigentages schreibt der Roman bereits alle Nüancen in sich, die der menschliche Geist zu nehmen zu Stande ist, und wir werden bald sehen, daß er den ernstesten Wissenschaften zur Folie dient.

Stellt aber an die Spitze unserer neueren Art von Romanen nicht jene großen Werke ohne Alter und Vaterland, wie die neue Heloise oder die Clarissa, denn auch diese haben das Joch der alten Gesetze nicht ganz von sich geworfen. Sucht doch einmal auf ihren Seiten eure lächerliche Mischung des Komischen und Tragischen, eure gereimten Fragen, eure Paradoxien, die mehr dumm als gesällsich sind, obgleich sie die heiligen Grundgesetze der Natur angreifen, welche die Welt regieren. Sucht bei ihnen nach euren Allegorieen, euren metaphysischen Erörterungen, euren geheimnißvollen Personen, die an eingebildeten Leiden beschwachten gregebens! Wir suchen in jenen Büchern nach euren Wahnbildern, euren Geheimnißkrämereien, euren Nachschlüssen, und finden nur Offenbarigkeit, Beschreibkeit und Einfachheit. Solche Gedanken stiegen in uns auf, als wir uns anschickten, eine Anzahl neuer Französischer Romane zu beurtheilen. Und was haben wir in denselben gefunden? In einigen offenbares Talent, in dem größten Theile aber einen schlechten Geschmack, und bei allen eine Verwirrung der moralischen Begriffe. So finden wir unter sieben Romanen drei buhlerischen, einen spielenden Bischofen, einen politischen, einen ärztlichen, und zeter der Autoren giebt sich das Ansehen, als könne er über Moral, Politik und Geschichte vollkommen richtig urtheilen. Welche Schlußfolgerung soll man daraus ziehen? Wir dürfen es nicht sagen, wir überlassen das den Lesern und beginnen mit dem beachtungswerthen Buche des Herrn Maurice Alhoy, das der Klasse der religiösen Romane angehört.

I. Das Mönchsgewand. (Sous le froc.) Von Maurice Alhoy.

Denkt ihr bei der Mönchskutte nicht an das Kloster, und gewahrt ihr bei dem Worte Kloster mit euren innern Blicken nicht eine lange und feierliche Prozession von Mönchen der verschiedensten Orden, die an euch vorüberwandeln? Seht ihr nicht schwarze und weiße, beschuhte und nackfüßige, Bernhardiner, Benediktiner, Franciskaner, Trappisten, barmherzige Brüder und so manche andere, die so lange Zeit die Erde durchkreuzen und eine eben so unsterbliche als strenge Herrschaft ausübten? Wer kennt die tausend Geheimnisse jener Mauern, hinter welchen sich so manches kräftige Gesicht drgrub und sich der Einsamkeit und dem Vergessen weihte? Wer hat die Thränen und Seufzer gezählt, die nur bemerkt hier flossen? Wer hat die ehelen und verwerfenen Leidenschaften brachtet, die in diesem bedeutenden Asyle der Reue und Buße, hinter verwitterten Gitterfenstern werden von dieser wollenen Kappe bedeckt, welche begrabene Liebe, welche schmerzliche Triumphe, welche Wünsche und Entsagungen, welche himmlische Tröstungen und welche wiedergegebene Hoffnungen, wenn man schon jede Hoffnung verloren glaubte! Habt ihr das Kloster und seine strengen Regeln, dies endlose Schweigen, diese immerwährenden Verwichtungs-Gedanken, diese stillen Kirchen-licht, diese finsterkühlen Zellen, diese Gräber, diese Grabsteine nicht? Denkt ihr nicht mehr des grauenerregenden Grußes: „Bruder, Du mußt sterben!" Stummer ihr euch auch an den Abbé de Rancé, der in einem Augenblick seerwillig auf die Vorzüge eines berühmten Namens und die Annehmlichkeiten der Welt verzichtete und noch bei seinen Lebzeiten sich seinen Grabstein aufsetzhieb? Oder des Grafen von Commingues, der sich nicht über eine unglückliche Liebe zu trösten vermochte? Und der Alles des ausser Gesellschaften, der die Bäder, seines Lebens verwinte, weil er einen Augenblick an die Beständigkeit seiner Königlichen Geliebter geglaubt hatte? Welche rührenden und lieblichen Geschichten hat nicht das Kloster umschlossen! Herr Alhoy hat eine von tausend Ereignissen einen Stoff zu einem eben so interessanten als originellen Roman gefunden. Wir wollen nicht eine Analyse der Reihefolge von Scenen versuchen, in welcher uns die ruhige und glückliche Existenz der Karthäuser vorgeführt wird; wir empfehlen dies Buch nur allen denen, welche sichere Nachrichten über die letzten Französischen Klöster zu haben wünschen; sie finden große Wahrheit in den Beobachtungen des Verfassers und einige Biographieen von bedeutendem Interesse.

II. Historische Romane aus Languedoc. (Romans historiques du Languedoc.) Von Frederich Soulié.

Soulié's Plan ist ein weitumfassender. Wollte man sie sämmtliche Provinzen Frankreichs das thun, was er sie eine derselben gethan hat, die Geschichte und den Schnitt der Sitten, Schicksal aller jener unzivilisirten Bölkerschaften entwickeln, die nach und nach, unter aufeinderlei Gestaltungen, ihre eingenen charakteristischen Züge ablegten und sich zu einer großen Nation heranbildeten. Dies wäre in der That eine Art Haus-Chronik, worin wir die alten Ueberlieferungen der Vorältern, ihre Stiftungen, ihre Beeruhrbeit und ihre Gesetze wiederfänden. Wenn wir z. B. mit Hülfe Soulié's die Geschichte Languedoc's studirten, werden wir in die religiösen Gebräuche der alten Celten eingeweiht, wenn deren sinnliger Cultus jetzt nur noch einige Denkmäler-Steine, auf denen die Menschenopfer verrichtet wurden, Zeugniß geben. Die Gallier, in steten Krieg mit Rom verwickelt, vergegenwärtigen uns die Kraft und Stärke jener ikr Bitterkeiten, welcher nur nach und nach dem Ehrgeiz und dem Waffenfleiße Cäsar's erlagen. Frankreich, unter der Herrschaft Karl's des Großen eine merkwürdige Umwälzung, in welcher Ereignisse und Gesetze sich über gegenseitigen Sitten anzugleichen, und in diesem Meere zweier verschiedenen Civilisationen gewahren wir den ersten Ursprung der heutigen Französischen Sitten und Gewohnheiten; denn wie zwei Flüsse, die sich in einander ergießen, ihre Farbe so vermischen, daß man sie nicht mehr unterscheiden kann, so verschmelzen sich auch die Sitten und Gewohnheiten zweier Völker, die sich mit einander vereinigen. Endlich, am Schlusse dieser Laufbahn, als letztes Resultat dieser großen Revolutionen, die die äußere Gestalt der Erde stets verändernten, entspring jene große Idee, in welche sich alle verschiedenen Ideen zusammenfanden, das Christenthum. So hat es Soulié gemacht; die Celten, die Gallier, die Römer, die Christen bilden die vier Unter-Abtheilungen seines Buches, das sind die vier Gemälde, die er mit eben so großer Gewissenhaftigkeit als seltenem Fleiße ausgeführt hat.

Wie sind ganz mit dem Standpunkt des Verfassers einverstanden, wir haben uns nur darüber zu erklären, wie er seine Aufgabe löst. Uns will es scheinen, als wenn der Raum zu eng gemessen wäre, er kann sich nicht nach seinem Belieben ausdehnen. Wie kann man z. B. auf wenigen Seiten die geheimnißvollen, sichtlichern Sitten der Celten schildern? Wie können uns auf einem so verzgemessenen Raum in den Geheimnisse der alten Druiden-Priester versetzen, deren Politik der der alten Aegyptischen Priester so sehr ähnlich war? Wie will man so schnell alten Einwürfen begegnen? Hier hat der Schriftsteller der Einbildungskraft einen etwas zu großen Spielraum gelassen. Ein ganzes Volk, das sich durch die Stimme seiner Priester leiten läßt, das vor den übersinnlichen Phantomen zurückbebt, die vor grauenerregenden Kultus ins Leben gerufen hat, das in seinen Wäldern geheimnißvolle Klänge vernimmt und gespenstische Flammen scheut, die aufflackern und verschwinden, das aus den menschlichen Eingeweiden zukünftige Dinge vorherfagt, — das Alles giebt in der That ein furchtbares und düsteres Gemälde; aber wenn Ihr mit der Weisheit der Gegenwart den Schleier lüften wollt, der die alten Traditionen verhüllt, so beschränkt sich das Interesse des Romans auf die nackte Wahrheit; man lacht über die Mysterien, deren Geheimniß man kennt, und alle jene Ueberlieferungen machen keine andere Wirkung auf uns, als die Märchen, mit welchen unsere Großmütter uns in der Kindheit einschläferten.

Ich wollte, es wäre möglich, daß ein Romandichter sich die Sitten, Vorurtheile und Gebräuche des Volkes, das er beschreibt, anzueignen im Stande wäre; er müßte ein Celte, ein Gallier sein und wie diese vor den geheimnißvollen Schatten ihrer geheiligten Wälder erschrecken; denn heißt es nicht, jede Täuschung aufheben, wenn man uns alle die Mittel erklärt, die die Priester anwendeten, um das Volk zu betrügen; ist es nicht erwiesen, daß die lichtlose Verausse immer die Phantasie hervorrufen und, wenn man erst die Kunstgriffe entdeckt, deren sich die Priester bedienten, um zu täuschen, dann auch jeglicher alle Illusionen sie den Gegenstand schwinden? Wir wollen damit auch Walter Scott, trotz seines großen Talentes, nicht unseren Geist an die Spaltereien zu Woodstock fesseln können, es ist dort keine Schlinge, die uns hätte fangen können, weil wir die Knoten sehen, die sie ergierten, und wenn Anna Radcliff auf gewisse Leser einigen Eindruck gemacht hat, so ist es deshalb geschehen, weil sie stets an die Phantasie zu glauben schient, die sie selbst hervorgerufen hatte.

Aber ich habe eines historischen Roman schreiben wollen, wird Soulié sagen. Wohl! jetzt sind wir an dem Ort, wohin wir gelangen wollten: der Hauptfehler, worin ein historischer Roman leidet, ist der, daß die beiden Elemente, aus denen er besteht, sich gegenseitig genieren und immer einander beeinträchtigen; man kann nicht zugleich ein genauer Historiker und ein interessanter Romandichter sein, weil die Einbildungskraft immer von der nackten Wahrheit gefesselt wird, die jedem strengen Wachtgebot unterordnen muß, oder weil sie zene mit sich gewaltsam hinwegführt und sie ganz und gar opfert. Der Romandichter, wenn er Ihnlmahme erwecken will, darf nach der geschichtlichen Wahrheit nichts fragen. Dem strengen Historiker ist es erlaubt, zu sagen, daß in früheren Zeiten, wie Augusten sich nicht begraben konnten, ohne zu lachen, aber wenn Virgil und die übrigen dichterischen Notabilitäten seiner Zeit die Macht der Götter und Göttinnen in Zweifel gezogen und alle Lächerlichkeiten und Schwächen des Olymps zur Schau getragen hätten, wo hätte das Interesse für sein Epos Fortbestehen sollen?

Digitized by Google

Wenn wir glauben, daß Soulié einen Irrthum beging, indem er das Interesse des Romans der geschichtlichen Wahrheit opferte, werfen wir die Schuld dieses Fehlers auf den historischen Roman selbst, diese Bastard-Poesie, die niemals ein regelloses Werk hervorbringen wird. Wir haben davon ein neues Beispiel in dem Buche „Die beiden Commandanten“, eine Episode aus dem 16ten Jahrhundert, dessen Autor, die Gewandtheit des Stils und die Beobachtungsgabe Soulié's entdeckend, nichts geliefert hat, als eine Geschichte ohne Wahrheit und einen Roman ohne Erfindungsgabe.

England.

Des Engländers Wohnhaus.

(Schluß.)

Das Zimmer, wo man sich am meisten aufhält, und wo man gewöhnlich Besuche, zumal die vertraulichern in den Vormittagsstunden annimmt, heißt parlour; es ist ein mäßig geräumiger Saal, wo die Damen ihrer Handarbeit und des süßen Geplauders pflegen. Was man zur Bequemlichkeit und zum Zeitvertreib brauchen mag, findet sich hier neben einander und stets zur Hand, große Arbeitstische, breite und tiefe Lehnsessel mit warmen und weichen Polster, elastische Tabourets, ein Schachbret, Spritzruhkopf, Kaminschirme, Bücherschränke, Tafeln, die an der grünen Schnüren von der Decke herabhängen sind und den neuesten poetischen Werken, Mode-Romanen oder Gebetbüchern beliebt sind; über den Tischen Schreibmaterialien von mobilirechtlichem Holz, darin Federn, Bleistifte, Tinte und Löschpapier; hier und dort ein Portefeuille, ein Album, tausend kleine Erfindungen des Luxus, die zur Handarbeit, zum Studiren oder zur Erholung dienen sind, — und allerhand Spielereien, mit denen man sich in müssiger Geschäftigkeit abgeben mag. So ist es kein Wunder, wenn in diesem anmuthigen Reichthum der Familie die Stunden schnell, leicht, sonder Ermüdung und Langeweile und in herzlich vertraulichem Umgange verfließen, den nie die Gegenwart eines Fremden stört, denn nur vertraute Freunde des Hauses werden hier zugelassen.

Zur Aufnahme der ceremoniellen Anstandsbesuche und zu den Nachmittags-Zusammenkünften ist das drawing-room oder der Gesellschaftssaal bestimmt. Hier findet man das Ameublement des parlour zum Theil wieder, aber mit mehr Ordnung, größerem Luxus und nicht mit so freigebiger Bequemlichkeit. Das Hauptgeräth ist der große, runde oder viereckige Gesellschaftstisch, von Mahagoni oder Palisanderholz, ohne Marmorbeilag, um welchen sich die Familie des Abends zum Thee versammelt; den Tag über hat außer der Hausfrau Niemand Zutritt, wenn nicht Papier daselbst seine Stelle. Das übrige Ameublement besteht aus Wand- und Spiegeltischen, die mit Gefäßen und Vasen aus Porzellan, aus feinem Steingut mit reich gravirtem Blumenlohnen und mit andern Gegenständen des Luxus und der Spielerei besetzt sind. In Bibliothèken, wo für die Bibliothek kein besonderes Zimmer bestimmt ist, prangen hier auch Prachtbücher auf Gestellen von Sandelholz, und daneben ein Flügel-Forteviano von Broadwood. An den Wänden rings unher stehen Stühle, Lehnsessel und Sophas von breiter und schwerfälliger Form, aber bequem und mit den reichsten Stoffen überzogen.

Der Kamin hat eine Tafel von Marmor mit Verzierungen in einfacher Bronze; die Kaminschaufel, die Zange und der poker sein etwas reicheres Geräth, womit man die Steinkohlen im Kamin zerschlägt, gnädige menschlich, die Asche zerklärt und die Glut beschürt) sind von Wirmingham Stahl mit glänzend polirten Flächen, die das Licht wiederstrahlen wie Diamant. Die Kaminplatte ist breit, hoch, künstlich und phantastisch durchbrochen wie ein Spitzengewebe von Brüssel. Ueber dem Kamin ein niedriger Spiegel und darüber zuweilen ein Stutzuhr von ziemlich mittelmäßiger Qualität, französischer Arbeit. Vor Jahren nämlich sah man in England gar keine Stutzuhren, und erst seit wenigen Jahren gewöhnen sich die Bewohner Albions nach unserem Beispiel an diesen Luxus-Artikel. An den Wänden hängen Gemälde, Bildnisse und kostbare Kupferstiche, an den Fenstern reiche und kostbare Vorhänge, deren Bewerkung oben an einem schweren, vergoldetem Karnis befestigt sind und überhaupt der Reichthum und die Eleganz.

Die sperrigen und schwerfälligen Satzungen der Englischen Etikette gestatten nicht, daß man Kinder in den Salon bringe. Die Kleinen passen mit ihrer naiven Vertraulichkeit, mit ihrer Ungezwungenheit, mit ihrem freien Sichgehenlassen nicht in eine Gesellschaft voll Ernst und Zurückhaltung; man verweist sie dahre in den Oberstock, in die sogenannte nursery, d. i. die Kinnenstube oder Wärterstube. Da eben hat die Gouvernante ihr Bett mitten unter Wiegen und Ringelbettchen; da steht man lauter niedrige Stühle und Möbel von der einfachsten Form mit abgerundeten Ecken. Die Zimmer der Dienerschaft und die Gerüllkammern liegen mit der nursery in einem Stockwerk.

Diese Einrichtung des Englischen Hauses, welches ganz und gar von einer einzigen Familie bewohnt wird, macht es möglich, daß man die verschiedenen Räume, die es besitzen hatten und sie nicht Bauschsur durch Oefen oder Röhren heizen kann, daß in allen Gängen und Vorzimmern eine gleichmäßig angenehme Wärme herrscht und auch bei offenen Thüren keine Kälte in die Zimmer dringt. Wie die Fußböden der Zimmer mit starken wollenen Teppichen, so sind die Stufen der Treppe, die Flur-Räume und alle Eins und Ausgänge des Hauses mit Wachstuchteppichen belegt, welche durch beständige Sorgfalt immer äußerst ortentlich und sauber gehalten werden. Diese durchgängige Belegung mit Decken hat gleichwohl nicht zur Folge, daß zwischen Thürflügel und Schwelle beim Schließen der Thür eine klaffende Fuge bleibt; denn ist durch sinnreich erfundene schief zugeschnittene Thürangeln vorgebeugt, welche den Thürflügel beim Oeffnen allmälig in die Höhe heben und ihn dann, wenn die Thür sich schließt, bis dicht an den Boden herniederlassen.

In einem solchen, regnigen, feuchten Klima, wie das Englische, wo die Luft einen großen Theil des Jahres hindurch voll Nebel, schwerem Dunst und Naß ist, müssen die Fenster vollkommen luftdicht und wasserdicht sein; die Französischen und Deutschen Fenster, deren zwei Flügel noch allen Leisten, Bändern und Zwingen nie recht fest zusammenschließen und immer klaffende Fugen lassen, wären jenseits des Kanals gar nicht zu brauchen. Die Englischen Fenster haben keine Koppe und noch weniger Beschlag; sie sind eng, dreimahle quadratförmig; zwei Glasscheibengestelle werden durch Gewichte zwischen zwei feinerechten Pfosten mit größter Leichtigkeit aufgezogen und herunterzugelassen, schließen von allen Seiten fest und genau in die Fugen und lassen keinen Hauch Kälte, keinen Tropfen Regenwasser von draußen herein.

Solchergestalt verwahrt sich der Engländer zuerst und vor allen Dingen gegen sein unglaubliches Klima; alsdann denkt er erst daran, das Innere seiner Wohnung anzuschmücken. Wenn nun auch der Luxus in dieser Ausschmückung sich öfters schwerfällig und geschmacklos erweist, so ist er denn doch immer bequem, behaglich, mit einem Wort komfortabel; man hat warme Teppiche unter den Füßen, man hat weiche Stühle zum Sitzen, bequeme Lehnsessel, sich ausgestreckten und einzunicken. Das Bett ist ausserordentlich weich und allmeistens, aber es ist breit, reich und schön gestellend. Die Bedürfnisse und den Luxus sind sehr wenig elegant, fast unschendbar, die Drapperien plump und schwerfällig, aber die Scheidungsgestelle, die in jeden Fugen sind und ganz bis unten schließen und nicht wie unsere Fensterflügel nach innen aufgehen, machen es möglich, jedes Fenster ganz und gar mit einem Rollvorhang zu verwahren, wodurch man einen zweifachen Vortheil erreicht, erstens bei hellem Tage und Sonnenschein das Zimmer im Halbdunkel zu erhalten, die wenige Luft, die etwa von außen durch schmale Ritzen zwischen den Schieben und den Fensterfugen eingetrungen sein könnte, abzuhalten.

Ein kleiner, eleganter, polirter Handgriff, der aus einer bronzenen Rosette am Wandgetäfel hervorkommt, ist das Einzige, was man im Zimmer von einer Klingel weckt. Die Klingelschnuren hängen nicht frei da, wie bei uns, sondern sind in den Holzfaser reicher Familien triffe wou einen größeren Luxus in der Decoration der Wohnung hat.

Mannigfaltiges.

— Beethoven, ein Holländer. Die auf ihren Landsmann stolzen Einwohner von Bonn, wo er eben im Begriff sind, ihm in ihren Mauern ein ehrendes Denkmal zu errichten, werden nicht wenig verwundert sein, den großen Tondichter jetzt als einen Holländer vindiziert zu sehen. Doch mögen sie sich beruhigen; es ist nur die Deutsche Abkunft, die man eben unserem Beethoven streitig macht, und zwar kaum mit demselben Rechte, mit welchem Köln gegen Nuwerpen den berühmten Rubens vindizirt. Denn Rubens' Vater war zwar aus Nuwerpen, und er selbst liegt auch dort begraben, aber er hat doch in Köln das Licht der Welt erblickt. Und darum wird Rubens immer viel eher ein Deutscher, als Beethoven ein Holländer sein. Die Schrift, in der das Letztere bald und bald geltend gemacht wird, ist so eben in Amsterdam erschienen und führt den Titel: „Lettre à Mons. le Bourgemestre de la ville de Bonn, contenant les preuves de l'origine hollandaise du célèbre compositeur Louis van Beethoven, par W. van Maradyk.“

— Zwei fromme Edikte des Kaisers von China. Eine Pekinger Zeitung vom Dezember v. J. enthält das folgende Edikt: „Die winterliche Jahrszeit ist herangekommen, und dennoch ist der Schnee bis jetzt (im nördlichen China) ausgeblieben. Dieser Umstand macht Uns große Sorge. Wie sollen Wir es anfangen, daß man einige Priester aus der Stadt Tao noch Unserem hochverdachten Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weihrauch opfern.“ (Hierauf werden acht Offiziere des Mantschu-Heeres genannt, die, je zwei und zwei, ein Nachtwache vor dem Altare halten und von Abend bis zum Morgen den Weihrauch unterhalten sollen.) Einige Tage nach erlassen jenes folgende Kaiserliche Nachschrift: „Am 11ten dieses Monats haben Wir in höchsteigener Person auf dem Altare gebetet und den hohen Himmel inbrünstig um Erbarmen gefleht. Noch waren Wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel und die ganze Nacht anhielt. Wir sind von dieser himmlischen Gunst innig dewegt und aufrichtig dankbar dafür. Man schaffe sofort den Altar weg und lasse die Priester nach Hause gehen. Himmel Amuk-Himmel singen. Unsere Kaiserliche Dienerschaft soll die frommen Männer nach dem Gesetze belohnen. Ehret diesen Unseren Befehlnit mit Furcht und Zittern.“ *)

*) Aus diesen Verordnungen ist übrigens zu ersehen, daß das vor einiger Zeit von Englischen Blättern mitgetheilte Geschichtchen, daß die Chinesen in Canton den in diesem Jahre gefallenen Schnee für Zucker angesehen und in Schachteln aufbewahrt hatten, erfunden sei. Denn wenn es auch im südlichen China nur selten schneit, so braucht man doch nur die obigen oder ähnliche Verordnungen gekannt zu haben, um nicht solche Dummheiten zu begehen, die übrigens auch jeder Chinesische Matrose, der irgend einmal in der Mandschurei gewesen, leicht unterkommen könnte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Montag den 31. Oktober 1836.

China.

Einiges über Peking.

Aus dem Schreiben eines Russen.

Ich weiß nicht, was ich Dir, lieber Freund, auf Deine Aufforderung sagen soll! Du wünschest vielleicht, mit meinen Augen einen Blick auf Peking zu werfen, wo ich lebte, arbeitete, bisweilen meine Einsamkeit durch den Gedanken versüßte, meinem Vaterlande nützlich zu seyn, wo aber öfters mich aber nach meiner lieben Heimath sehnte; und alles dieses nicht ein, nicht zwei, sondern volle zehn Jahre lang.

Es giebt Fälle, in denen wir es bereuen lernen, daß wir, dem Drange einer unerfahrenen Jugend folgend, dahin strebten, das wenig Bekannte kennen zu lernen, das nicht Gesehene zu sehen. So ging es mir. Peking hinterließ mir für mein ganzes Leben einen unangenehmen Eindruck. Gieb mir also nicht die Schuld, wenn ich, Deine Neugier befriedigend, Dir diese Hauptstadt des ältesten Reiches der Welt in einem gerade nicht sehr zauberischen Lichte zeige. Bewaffne Dich mit der nämlichen Geduld, die ich während meines Aufenthalts im Orient nöthig hatte, und sey mein treuer Gefährte.

Wirst Du wohl Deinen Landsmann erkennen in seiner Chinesischen Tracht, mit einem langen, den Rücken hinabhängenden Zopf, wenn er mit gravitätischem Anstand die Straßen der Hauptstadt des himmlischen Reiches betritt? Wirst Du ihn von dem soll zu seinen eingewanderten Vorurtheilen hängenden Eingeborenen unterscheiden? Erkennst Du den Vogel in Asiatischen Federn, der auf seine eigene Weise umherflattert und die Chinesen zum Lachen bringt?

Mit Deinem Landsmanne zusammen, vor Dir, gehen und reiten Corteanen in großen Hüten und Bucharen in ihren Turbanen, durch Opium soll unbewegsich gewordene Cochin-Chinesen, leichtsinnige Kirgisen und ihrem Dalai-Lama getreue Libetaner.

Jetzt merke auf, welcher Ton-Veränderungen die menschliche Sprache, dieses große Geschenk, im Munde dieser verschiedenen Volks-Stämme fähig ist! Dort hörst Du den Chinesen des Nordens mit seiner melodischen eindringen Rede; hier den Bewohner des südlichen China's mit seiner lieblichen wohltönenden Stimme.

Dem Fremden aber ist Peking merkwürdiger wegen seiner Höflichkeitsbezeigungen. Auf jedem Schritte sieht man, wie die Verstorbenen gebenden sich gegenseitig aufcomplimentiren. Dort z. B. begegnen sich ein Paar Freunde, die sich ernsten Angesichts in ihren Karioten hinund herschaukeln lassen: sieh nur, wie bedeutsam sie von ihren Sitzen springen und sich vor einander verneigen, wie zärtlich sie sich die Hände drücken und welche Höfe und lange Reden sie mit einander führen! Von beiden Seiten regnet es Höflichkeiten. Hier steht ein Hausherr, gerichtet wie ein Soldat, vor seinem Hause, winkt mit der Hand einen Bekannten zu seiner Thür hin, oder nöthigt einen Anderen ins Zimmer hinein und martert Beide mit schönen Redensarten; dort springt ein Beamter in weiten Unterkleidern, mit einem Fächer von Federn in der Hand und ein langes Tabackspfeifchen im Munde, aus seiner Wohnung heraus, wirft seinen langen Zopf über die Schulter zurück, ergreift die Hand eines Bekannten und überhäuft ihn mit Artigkeiten. Etwas weiter begrüßen sich zwei Nachbarn, anstatt, wie bei uns, mit der Frage nach dem Befinden, mit den Worten: „Haben Sie gespeist?“ Und stürbe man auch vor Hunger, so muß man höflichst erwiedern: „Ich habe gespeist!“ Jetzt wendet Dich einmal um; beehrt Dir die Chinesin mit kleinen Füßchen, die, an den Thürpfosten gelehnt, es kaum wagt, auf die Straße hinauszublicken; oder ihre Mandschurin, mit einem langen Tabackrohr im Munde und einer künstlichen dunkelrothen Blume auf dem Kopfe, mit ihrem breiten Gesicht und großer Stirn. Alles mit weißer Schminke bedeckt wie mit Stuck; ihr forgfältig gekämmtes Haar hängt in zwei steifen Zöpfen am Rücken hinunter. Gern wünschest Du ein volles schönes Gesichtchen sehen. Aber vergebens! Man muß viel Zeit verlieren, bevor man auf der Straße eine ertrgliche Physiognomie erblickt.

Dagegen werden auf einem Spaziergange durch die standigen und bisweilen auch lebhaften Straßen der Resteren, die Geruchswerkzeuge von der erstickenden Atmosphäre Pekings sehr heftig angegriffen, insbesondere wenn man die Kanäle reinigt. Die Unreinigkeiten werden nicht aus der Stadt, sondern durch Ueberschwemmungen der Straßen in nahbelegene Gruben geführt. Nun stelle Dir den Zustand vor, wenn Du genöthigt bist, langsam zu gehen, oder Dich in einer Karlele fahren zu lassen! Von Glück noch kannst Du sagen, wenn Du eine äußerlich häßliche, dorn geschlossene und mit einem schönen Teppich bedeckt gefunden hist; diese sind oder selten und kostbar. Einen solchen nicht sehr beneidenswerthen Spaziergang verfolgend, begegnest Du vielleicht einem Mädchen mit hübschem, vollem und weißem Gesicht, mit Puppenfüßchen, eingezwängt in blauen oder rothen Schuhen; diese Mädchen aber würdigt Dich keines Blickes. Wer übrigens neugierig ist, die häßlichen Schönen zu besehen, kann dazu gelangen, wenn er, mit Erlaubniß des Oberen des katholischen Klosters, den Thurm besteigt, von welchem Europäische Astronomen im vorigen Jahrhundert den hiesigen Himmel beobachteten, oder wenn man, die Bekanntschaft Chinesischer Sternkenner benutzend, mit ihnen das Pekingsche Observatorium besucht, welches eben so hoch ist, als die Stadtmauer. Man braucht nur dieß Höhen zu besteigen, um von allen Seiten Gemälder des häuslichen Glückes in den engen Höfen der Bewohner Pekings zu erblicken. Hier sieht man die Damen an heißen Sommertagen in den leichtesten Bekleidungen. Dieselbe dürfen zu solchen Zeiten die Schildwachen nicht auf der Stadtmauer umherwandeln und die Dachdecker auf den Häusern nicht arbeiten. Letztere, wenn sie dazu genöthigt sind, müssen zuvor einen Gesang anstimmen, als Signal für Frauen und Mädchen, damit sie ihre Zimmer nicht verlassen.

Wünschest Du das Haupthor des südlichen Theiles der großen Stadt zu besuchen, so wirst Du einer Menge Volks begegnen. Von allen Seiten wird man Dich umringen, Dich stoßen und drängen und Dich dabei auf die gewandteste Weise plündern. An den Thoren selbst, unter dem Gewölbe, ist ein Stein, in Form eines Würfels, in die Erde gegraben, bekannt unter dem Namen: der Staubsauger-Stein (Ljanbsjur-schi), der zum Anhalt der Uberfläge dient. Die erscheint er als ein unbedeutender Gegenstand, aber Du wirst bisweilen auf demselben sitzend einen Menschen erblicken, mit einem Ballen einzelner Blätter oder Bücher, der Dir unentgeltlich ein Exemplar von beiden Uberreicht, oder, wenn Du wirst, auch zwei Exemplare. Die Blätter enthalten Preis-Courante, und die Bücher Guan-in-e's Regeln, um ehrlich und redemlich zu leben. Diese Art des Publizirens erlegt in ganz China den Mangel an Zeitschriften. An den Thorwächtern kannst Du auch Manifeste, Befehle der Regierung und oft auch Privat-Anzeigen sehen, um welche stets eine lesende Volksmasse versammelt ist. Nicht weit von diesem Thore befindet sich ein dem Guan geweihter Tempel, welcher, der Sage nach, im Jahre 1827 während des Krieges zwischen den Mandschuren und Kokanzen den Ersteren in sichtbarer Gestalt erschien.

Betäubt von den verschiedenartigen Erscheinungen, unbarmherzig gedrängt von der Volksmenge, durchschreitest Du endlich eine Mauer, welche das Thor in Form eines halbzirkels umschließt. Dort giebt es wieder neue Erscheinungen! Die vorüber fährt ein magerer von langer Wanderung ermüdeter Handelsmann, der, sorgfältig seinen Wagen vermeidend stehend, sich erhebt. Wie ihrener aber wird er für seine Sorgfältigkeit bestraft. Ein gewandter, von der Polizei bestellter Spitzbube, mit einem Fuß auf dem herausstehenden Ende der Wagenachse stehend, zerreißt den Flor im Fenster des Wagens, fährt mit der Hand hindurch und sieht den Knoten des Bisatels mit der größten Bequemlichkeit, indem ihm Niemand dabei hindert, sogar nicht der Fuhrmann, der sich sticht, es aus der Spitzbuben-Tasche zu verbergen. So ist hier der Lauf der Dinge! Vergebens würdest Du als Fremder, als ein von den Chinesischen Regierung beschützter Russe, es versuchen wollen, dem Wagen anzuhalten. Er fährt rasch vorwärts und kommt Dir bald aus dem Gesicht. Doch genug davon; Du bist bereits auf der Brücke. Sieh Dich um. Bewerest Du dort ein geschlossenes Thor mit der Aufschrift: „Das Militärthor“? Es wird nur dann geöffnet, wenn es für nöthig erachtet wird, St. Bepdo-Chinesische Pilgerfahrt in den Tempel zu tragen, um dem Himmel zu opfern, oder auf ein umzäuntes Feld, wo er, als Beschützer des Ackerbaus, und wie es von alten Zeiten her die Herrscher von China gethan haben, den Acker selbst bestellt, oder, was dasselbe ist, den mit Ochsen bespannten Pflug leitet. Die Brücke, auf welcher wir stehen, besteht aus 3 Bögen, und auf den Seitenlinien pafiirt nur der Kaiser. Hier bietet sich uns ein widerliches Schauspiel dar. Siehst Du wohl die beiden Bettler, halbnackend, aussätzig, elend und kaum athmend, und dennoch um Geld spielend, welches sie in Kaufmannsleben einsammelten? Und dort, etwas weiter hin, liegen und wandeln noch widerlichere Gestalten umher. Man fragt sich, woher diese Auswurf der Menschheit sich ernähre? Das Fleisch gefallener Thiere, so schlecht man sich es nur vorstellen kann, stillt ihn ein geringes Geld ihren Hunger. Du willst wissen, wo sie die Nächte zubringen, wo sie leben? Ihr Sommerstß ist diese steinerne Brücke, und der gestirnte Himmel ihre Decke; den Winter bringen sie in verlassenen, unbenutzten, in nichts taugenden verfallenen Hütten zu. Aus Hunger von Vogelfedern, die ihnen mitleidige Menschen schrieben, erheben sie

Digitized by Google

sich im Winter und erwärmen sich an heiteren Tagen auf den Straßen, ruhig ihre Schale mit Reis erwartend, von welchem der Bodo-Chan jeden Winter 300 Säcke unter sie vertheilen läßt.

Wir wollen uns jetzt zu jener schmalen Quergasse wenden. Hier wird Geld gegen Silber und Silber gegen Gold gewechselt, in Stücken und verarbeitet; auch verkauft man weibliches Kirschmuck von Silber, 5 wie Perlmutt, welches aus Klaschka, von den Mandschuren, aus der Mongolei und aus der Bucharei bezogen wird. Sie glänzend und reich dieser Fleck ist, so geht es den Weitern hier nicht besser. Wirf nur einen Blick in jenen glänzenden Laden, wo Alles vergoldet und lakirt ist, und auf den zerlumpten Menschen, der mit zögernden Schritten bereits die Schwelle des Ladens betritt und vor Furcht zittert, man könne ihm etwas Anderes an den Kopf werfen als Geld, mit klagender Stimme ein um Almosen bittendes: Ea! ea! hrwoestlamwelt! Doch erdünt aus der Ferne ein gebieterisches: Suan-lai-ha (Hör' auf! Marsch!) und er verläßt den Laden. Und wer ist dieser Grausame, der dem Armen verbietet, um Almosen zu bitten? Ein wohlgekleideter Mann, der Aeltester der Bettler, der sich ihren Zaar (Wan-tsi) nennt. Wie ein mächtiger Herrscher kann er durch ein Wort dem Bettelorden den Mund schließen, er, der Bettelkaiser, dem Huldigungen und Abgaben leit für den Besitzer des Ladens, von dem er ein jährliches Geschenk erhält, um es unter die Armen zu vertheilen. Aber dieser Aelteste ist nicht hinreichend, die lästigen unverschämten Belagerungen der Pekinger Bettler abzuwehren, sondern eine Art von Straßenwächter muß häufig mit der Peitsche unter sie hauen. Doch genug von diesen unerfreulichen Gegenständen; wir wollen gewächlich uns zu Pferde schreiben. Glaube ja nicht, etwas zu sehen, was dem europäischen Theater gleicht; auch nicht im mindesten ist dies der Fall. Dauer vor der Scene stehen zur Bänken die Zuschauer, und vor jedem derselben stehen auf langen Tischen irdene Theekessel mit Thee und Tassen von ordinairem Porzellan. Fast jeder Zuschauer raucht Tabak oder kaut Saamenkörner von Wassermelonen oder Kürbissen. Der Platz faßt 40 Kessel (à 3 Silbergroschen). Selbst die nicht unter diesen niedrigen Menschenklasse sitzen, so geben wie nach oben in den zweiten Rang, wo man auf ein besonders schmales Bänkchen vor einem besonderen Tisch von massiver Arbeit sitzen kann, aber auch mehr bezahlen muß, nämlich für 2 oder 3 Personen gegen 4 Rubel (1 Thlr. 3 Sgr.). Ein kleiner viereckiger Platz bildet die Scene, welche mit Kienruß und Bleiweiß beschmierte Schauspieler aus einer an der Seite angebrachten Thür betreten. Zum Durch die entgegengesetzte Thür wieder zu verschwinden. Zwischen diesen Thüren hinter einem Gitter, den nach innen ein Vorhang schließt, sitzen die Musikanten und machen einen Lärm, daß Todte davon erwachen könnten. Von allen Instrumenten verträgt unser Ohr allenfalls nur die Flöte. Aber die Weselleung! Sie besteht aus den gemeinsten, unanständigsten Handlungen und Reden. Alle uns Scheußlichkeiten folgen unmittelbar auf einander, und das nämlichen Schauspiel spielen von 11 Uhr Morgens bis Mittags verschiedene Truppen, die von dem Theater-Direktor, dem Hinausgehen der Zuschauer, auf der Bühne selbst, jede besonders abgelohnt werden.

Nimm es nicht übel, lieber Freund, wenn ich Deine Geduld mit größtentheils nicht angenehmen und zum Theil widerlichen Gegenständen ermüdete. Doch ich konnte nicht anders, wenn ich Deine Neugier befriedigen wollte.

S. Leontjewitsch.

Frankreich.

Das Findelhaus in Paris.

(Fortsetzung.)

Florentine Raulain war die einzige Tochter eines reichen Pächters in der Nieder-Bretagne und übte die zärtliche Liebe ihrer Aeltern mit einem Einzigen, etliche Jahre älteren Bruder. Das Prachtgut des Vater Raulain lag in einem der entlegensten Distrikte der Provinz, wo weitestens Viehzucht getrieben wurde, und war nicht besonders groß. Es war dem Alten ein Stolz und eine Freude, seine Wohnung in den alten, wunderlichen Nebengebäuden des Schlosses Francke-Tour aufzuschlagen, so unbequemlich und unbequem der Raum auch dort vertheilt war; seine Haupt-Einkünfte aber bezog er von dem Andau bedeutender Landstrecken, die dem edlen Hause de la Tour-Claireval gehörten. Das ansehnliche Reitendschloß dieser Familie lag nugefähr eine Stunde von der Pächter-Wohnung entfernt. Es war ein sonderbarer Obeaktgrug ab dem alten Pächter, daß sich zwischen ihm und seinem Herrn, der hier große Stücke auf seine Abstammung und seine Verwandtschaft mit einer der Altesten und unabhängigsten Familien der Provinz; eben so viel that er sich auf das Verhältniß zu Gute, wodurch er dem Grafen Claireval, als seinem Grundherrn, untergeben war. Er nannte sich mit gleich großem Stolze den Eigenthümer von Francke-Tour und den Gutz-Verwalter des angesehensten adelständischen Hauses unserer Provinz. Der Mann hatte allerdings Ursache, sich dieses Verhältnisses und dessen, was er dadurch gewonnen hatte, zu rühmen. Zur Zeit der großen Revolution hatte Pierre Raulain, damals ein muthiger Jüngling von 25 Jahren und vom größten Einfluß auf die ganze Nachbarschaft, mit Erfolg dahin gewirkt, daß die Residenz der Familie Claireval ungeplündert und unzerstört blieb. Als der alte Graf hingerichtet wurde, seine Familie auswandern mußte, ganz Frankreich confiscirt und als Eigenthum der Nation verkeigert wurde, verstand Pierre Raulain zum Scheine die Güter, verwaltete sie aber in Wahrheit wie ein Freund. Er entledigte sich dieses delikaten Auftrages mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit, und als spätethin die Familie von den Proscriptions-Listen gestrichen wurde, trat er sie ihr wieder ab. Hierdurch knüpfte sich zwischen dem Grundherrn und dem Pächter ein Band von aufrichtig festen Vertrauens. Man wußte im Laufe reich wohl, daß es dem Pächter zu Francke-Tour gar nicht an Geldmitteln gefehlt haben würde, um bona fide Eigenthümer des Schlosses und aller dazu gehörigen Landereien zu werden, daß er es aber darunge seiner Gesinnung für ein Sakrilegium hielt, das Recht des wahren Eigenthümers an diesen heiligen Grund und Boden um eine einzige Hufe zu vertürzen.

Solche Loyalität und Anhänglichkeit an die Grundherrschaft ist in der Bretagne zu Hause, und in wie hohem Grade auch Raulain diesen Gesinnungen huldigte, so standen ihm doch seine Nachbarn in der Gegend von Francke-Tour darin wenig nach. Ein Claireval zu Chateau la Tenie, ein Bourbon im Schlosse zu Paris und der liebe Gott im Himmel, — in diesem Klimax dachten sich die ehrlichen Bauern dieses Ländchens die Weltregierung. Der Royalismus der Bendee war hier zu mehr als fanatischer Höhe gediehen. Man kann sich danach leicht denken, daß der Geburtstag gegen die Kaiserliche Regierung unter dieser Bevölkerung nicht Grund noch Wurzel faßte, vielmehr durchaus bekämpft und äußerlich war. Raulain und sein Weib ließen sich ziemlich gern die Herrschaft des Mannes gefallen, der es verwocht hatte, ihnen die diesgleichen, durch die Mißhandlungen der Republikaner ins Exil getriebene Grundherrschaft wiederzugeben; noch mehr Freude aber machte ihnen die Wahrnehmung, daß die Herren und Frauen dieser edlen Familie sich von dem Kaiserlichen Hofe der Tuilerien entfernt hielten. An dem Abscheu, daß ihre Grundherrschaft unter einem Herrn lebte, war ihnen noch nicht so viel gelegen, als an der Verklärung und Ermuthigung ihrer unanstetdbaren Bourbonischen Gesinnung. Nichtsdestoweniger erwies sich sehr oft die echt Französische Ruhmsucht stärker, als die echte Loyalität der Bretagner; ja nicht selten leuchteten die Augen des alten Raulain vor Bergnügen, wenn die Kolumnen des Moniteurs berichteten, wie die Armeen seines Kaisers an Siegen, ungerechten Kriegen über die Länder der nördlichen Zonen Verheerstürmen. In einem ganz anderen, weniger - zunftgelichen Lichte erschien ihm diese Herrschaft, sobald ein einziger Sohn Victor heranzuwachsen und der Conscription verfallen war. Zwar fehlte es dem alten Pächter zu Francke-Tour nicht an Mitteln, seinen Sohn loszukaufen; er hätte gern um dieses Geld einen Stellvertreter für ihn geschafft, aber dergleichen Subjekte waren den Tag zu Tage Gegenstand der Auktion. Nevertheless zogen der junge Victor die gedzte Lust, bei der ersten günstigen Gelegenheit den Pflug aufzugeben und das Gewehr zu ergreifen. Victor war durch und durch ein Kind der Revolution; während des großen Kampfes der Auftlärung und Moral gegen alle Mißbräuche gedoren und aufgewachsen, war ihm von den furchtdaren Verbrechen, womit die Streitenden gegen einander gewüthet hatten, keine Erinnerung geblieben; aber er genoß alle die Vortheile errungener Siege. Für seine Augen und Ohren sich sie die größeren Ereignisse der Gegenwart öffneten, erglänzten und erklangen in der Geschichte seines Vaterlandes die Namen Marengo und Austerlitz; die Jugend wurde dadurch geblendet und die Unbesonnenheit sank ihre gefährt. Die Grundherrschaft im Schlosse Claireval und der Einfluß dieser edlen Familie galt dabei bei dem jungen Kreuden Manne blutwenig, und als der alte Pächter diese sich durchaus verdienen, wenn er sich der unverschämten Erwartung hingab, daß beim Loosen eine unglückliche Zahl seinen Sohn treffen sollte, würden die Vorstellungen des Grafen den jungen Victor dahin bewegen, sich einen Stellvertreter gefallen zu lassen, so geste Kosten die Sache auch seiner Familie verursachen sollte.

Victor aber war Kunst der einfältigen Lebens in der ruhmlosen Verbergenheit seines ländlichen Dorfes müde geworden; die Unterwürfigkeit seiner Aeltern gegen den vornehmen Grafen empfand er mit Unwillen und Verdruß, um so mehr, da der Graf Claireval, ein hochfähiger einer Mann, von dem Fortschritt der Bildung und der Meinungen in seiner Umgebung so wenig wahrnahm, wie ein Blinder. Er verlangte auch nie vor den seinen Pächtern und Verwaltern einen so bevormundigen Gehorsam wie von Hausdienern, und so wenig Bedienten eine frechende Demuth wie von Sklaven. Obwohl die Raulain's als Familie eigentlich unabhängig von ihm waren und nur einen Theil seiner Ländereien von ihm in Pacht genommen hatten, so machte er doch auch bei ihnen seine Autorität als ancien seigneur de village geltend. Den blechten Unwillen aber fühlte Victor, wenn er sah, wie die Söhne und Töchter des Grafen den alten Pächter seiner Aeltern nachäfften; wenn der Graf Alexander, der in gleichem Alter mit Victor stand, für gut fand, ihn wie seinen Bauernknecht zu begegnen, oder wenn seine schöne Schwester Florentine sich den Lachen und bezlosen Hohn der jungen Damen zu Lateur-Claireval gefallen lassen mußte.

Aus dieser Gereiztheit und Auflehnung seines Gemüths mögen wir seine Handlungsweise ganz natürlich erklären, wenn auch nicht durchaus billigen. Als ihn der Loosungsspruch zum stehen Male zu Hause traf, hatte er sich zum Willen seines Vaters gefügt und einen Anderen für sich stellen lassen. Als jedoch drei Jahre später die Nummer abermals ihn traf, wollte er von einer zweiten Loskaufung nichts hören. Als er das Ergebniß der Losung vernahm, rief er unwillkürlich: „Das Schicksal will es so haben, gewiß! auf dem Schlachtfelde bläßt mir das Glück; die wechselvolle Laufbahn eines Soldaten scheint sich besser für meine unruhigen Geist, und die langweilige Monotonie der Landleben, Ueberdies habe ich guten Grund, zu fürchten, wenn ich zu Francke-Tour bleibe, daß es zu ernstlichem Zwiespalt zwischen mir und meinem Vater kommt. Also soll diesmal das Loos auf mir bleiben, wie es gefallen ist.“ Um nun diesen Entschluß durch eine Zusammenkunft mit den Seinigen nicht zu gefährden, und um sich den Zeichen des Grafen de la Tour-Claireval zu entziehen, der ihn ungeachtet der Loos Chicksal bescheiden hatte, wo Victor unmöglich Verwendung und Beförderung erfahren haben würde, — machte er sich auf der Stelle fort und wanderte, Stock in der Hand, Kokarde am Hut, nach dem Hauptorte des Departements zur Musterung. Drei Monate nach diesem Tage, an welchem die Bewohner von Francke-Tour drei Ihränen vergossen, die Bewohner des Schlosses ihren gewaltigen Unwillen krankert hatten, — drei Monate hernach empfing Victor an dem Ufer der dunkel wogenden Donau seine erste Wunde.

Unter Allen, die Victor dahein gelassen hatte, war Florentine am

Digitized by Google

meisten zu bedauern. Der Vater und die Mutter waren über seine Entfernung erfreut, und zwar hauptsächlich wegen des Ungehorsams, womit sich der junge Kapellmeister gegen die Autorität des Enkels der Herren seiner Beschäftigung aufgelehnt hatte; die Schwester war wirklich betrübt. Bitter war von jeher ihr einziger Freund, ihr Gefährte und Tröster gewesen. Er war nicht allein von Charakter und Name verwandig, muthig und thätig, sondern der Vater hatte ihn auch aufs Forum zu Rennes geschickt, weshalb der junge Mann der nöthigen Kenntnisse erwerben sollte, um die Verwaltung der väterlichen Güter und Pachtungen regelmäßiger zu führen, als es bisher der alte Raulain vermochte. Dort gewann der junge Mann nicht bloß einen odeyäßischen Anstrich von Bildung, sondern er hielt seine Zeit wohl zu Rathe und brachte es mit seinen Kenntnissen weit über das gewöhnliche Maaß, auf das es seine Aeltern abgesehen hatten. Dies setzte ihn in den Stand, auch seiner Schwester denselben Dienst zu erweisen. Dieser und seiner jüngeren Schwester mitzutheilen. Florentine hatte bisher nur die häuslichen Beschäftigungen und Arbeiten gekannt, mit denen ihre Mutter sich das ganze Leben hindurch gequält hatte: das Nähen, das Spinnen, das Bleichen u. dgl.; jetzt erfuhr sie das Glück, daß der geliebte Bruder ihr Lehrmeister in den Anfängen des Unterrichts wurde. Da sie sich wohl hütete, ihre Aeltern bei der täglichen Arbeit nicht merken ließ, daß sie auf Beschäftigungen anderer Art Zeit verwende, so hatten die beiden Alten nichts dagegen einzuwenden, wenn ihre Tochter sich einen Theil ihrer Zeit mit Büchern vertreibt. Nun hatte der freundliche Lehrer und Gesellschafter sie verlassen, und die arme Florentine war allein mit ihrer Angst um des Bruders Leben, mit dem Verdruß der Aeltern über seine unkluge Beeinmüthigkeit zum Kriegsdienst und mit der Verlegenheit, worin sie

gem, freudigen Willkommgruß in Victor's Armen. Als Beide sich so weit gefaßt hatten, daß sie sich gegenseitig erklären konnten, stellte ihr der Bruder den Andern vor mit den wenigen Worten vor: „Mein Freund, Alphonse Denis genannt, hat mich begleitet und wird uns einen Monat lang in unserer Wohnung Gesellschaft leisten."

Nun war zu Ma-zach-Tons Ehre All und Jung lustig. Sogar der alte Pächter war so genial, wenn er den Erzählungen der dreien jungen Soldaten zuhörte, seinem Sohne den leichtsinnigen Ungehorsam zu vergeben; ja, er lernte ordentlich begreifen, daß der Adler ein eben so begeisterndes Nationalbanner sein könnte, als die Lilie jemals gewesen. Nur wußten Ernine ihn, daß Victor sich seinen Vorsichtig gefallen ließ, falls der Feinde daneben sollte, einen Substituten für sich in die Ringer eintreten zu lassen und seine Wohnung daheim bei den Aeltern aufzuschlagen. Denn unter den Wagnissen und Gefahren, unter den Abenteuern und Leiden seines Kriegslebens hatte Victor die Unannehmlichkeiten, die von dem Einfluß der Familie Clairval herrühren konnten, ganz und gar vergessen. Er hatte so lange ein verhältnißmäßig leeres und unabhängiges Leben geführt, daß er sich gar keine Vorstellung davon machen konnte, wie seine wohlhabende Familie daheim unter ganz glücklichen Verhältnissen noch immer in einer Abhängigkeit verharrte, die der alten feudalen Unterwürfigkeit wenig nachgab.

Als der Abend kam, stellte sich auch Prosper Auguié bei der Familie ein. Victor, jetzt erfahren und gewöhnt, Menschen zu beobachten und zu durchdringen, überzeugte sich auf den ersten Blick, daß der Sohn des Hausmeiers von Clairval sich hier nicht bloß als ein Liebhaber, sondern als Gatter einfand. Seine Bewerbungen waren augenscheinlich schon weit genug gediehen. Die Mienen, das Benehmen der jungen Leute verriethen sich. Es war mit anderen Ausdrücken und Wünschen sie seine Schwester umgegangen; mehr als einmal hatte er in Stunden der Freude nach Stunden der Gefahr seinem Freunde Alphons zugeflüstert: „Du und mir Du sollst der Ehemann meiner Florentine werden." Sobald sich eine Gelegenheit fand, nahm er die Schwester bei Seite und sagte sie, wie sie nach allen seinen Warnungen so blind sein konnte, ihnen so wenig wissenden und sittenlosen Menschen, wie Auguié, ihre Neigung zuzuwenden? Wirklich zeigte sich Prosper gerade an diesem Abend in dem allerungünstigsten Lichte. Einen Fremden, einen schönen und jungen Fremden unter Victor Raulain's Dach einkehren zu sehen, das mußte ihn natürlich zur Eifersucht aufregen. Daß aber gerade Alphonse Denis cavalierte, der von ihm so oft in begeisterten Lobeserhebungen Florentinen, es war, der sich jetzt zwischen ihn und Florentine drängte, das brachte ihn außer sich und erfüllte ihn mit gehässigen Gedanken. Die feine, lebende, in seinem Benehmen stets offene und zwanglose Husar erschien ihm als ein noch dazu von Victor begünstigter Nebenbuhler; so stand er denn absicht, finster und unfreundlich, während Alles zu Franche-Tout in Lust und Freuden schwamm.

Leute von verschiedenen, sittlichem, unedelmüthigem Charakter verstehen es nie und nimmer, in die Gesinnungen und das Betragen freimüthiger und unverstellter Naturen einzugehen. Wenn Prosper wahre zunehmen glaubte, daß sein künstiger Schwager noch die alte unverminderte Abneigung gegen ihn hegte, so konnte er sich ein Herz fassen, offen zu ihm hinreten und sagen: „Als Du uns damals verließest, da glaubt es freilich so und so mit mir; seitdem hat die Zeit eine Besserung bei mir bewirkt, und wenn ich so glücklich sein könnte, Florentinen zum Weibe zu bekommen, so sollte in meinem Hause und in meinem Leben Alles fremdlich und ordentlich zugehen. Komm, gieb mir die Hand, Victor, und habe eine bessere Meinung von Deinem zukünftigen Schwager." Wei einer so freimüthigen Eröffnung zu Liebe wäre der junge Raulain seinem vorgefaßten Mißtrauen Stillschweigen geboten haben, aber Prosper wußte bei sich, daß die Zeit seinen Charakter keineswegs gebessert habe, er fürchtete die Nachforschungen des scharfsichtigen um seine Schwester besorgten Bruders, und da er nicht dessen konnte, ihn auf süßlichem Wege sür sich zu gewinnen, so verharrte er seine Gesinnungen und Absichten hinter trotzigem Schweigen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Dadéaston. — Zwölf Novellen der beliebtesten Französischen Schriftsteller. 2 Bde. 15 Fr.

L'Empire, ou Dix années sous Napoléon. — Von einem ehemaligen Kammerherrn. 4 Bde. 30 Fr.

Beethoven. — Lyrisches Drama. Mit einem Vorworte über den Austausch in der Musik und über die dem lyrischen Drama eigenthümliche wahrhafte Poesie. Von F. L. Berthé. 4 Fr.

Pierre le Grand. — Drama in 5 Akten, von Desnoyer und Gerau. 2½ Fr.

Persien.

Der Handel Persiens.

So wichtig Persiens Handel ist, so hat man doch in Europa bis jetzt nur sehr unvollständige Kunde davon. Die Kaufleute von Konstantinopel kennen diesen Gang nur wenig; die Engländer sind die einzige Nation, welche von dem Hafen Bender-Abschir am Persischen Meerbusen direkt mit Persien verkehren. Dort verkaufen sie ihre Waaren sie haaren Geld oder vertauschen sie gegen Seidenzeuge. Es werden in Bender-Abschir bedeutende Geschäfte gemacht.

Das Neurouz-Fest, welches in Tabris, in Teheran und ganz Persien zu Ende des Februar gefeiert wird, ist die günstigste Zeit zum Verkaufe Europäischer Waaren; die Messe, welche in diese Epoche fällt, dauert einen ganzen Monat. Im Juni muß man nach Sultaniehkommen, wo der Schah um diese Zeit verweilt. Diese Insel ist ein einziges Ort in Persien, wo die Waaren gegen klingende Münze abgesetzt werden; denn Tauschhandel wird daselbst gar nicht getrieben. In Tabris sindet der letztere die vornehmste Rolle; nur Gold- und Silberstoffe und eine kleine Zahl anderer Europäischer Handels-Artikel bezahlt man in baarem Gelde. Persien empfängt aus Konstantinopel Steingut, Glas- und Silberwerke und andere Französische Fabrikate, deren Ankauf 300 Kamsteute aus Tabris alljährlich die Reise machen. Der Prinz Abbas-Mirza verwendete gewöhnlich 20,000 Tomans (ungefähr 320,000 Rubel) an diese Spekulation.

Man rechnet etwa 600 Werst von Tiflis nach Tabris. Dieser Weg, den die Handels-Karawanen in 22 bis 30 Tagen machen, um den man zu Pferde in 6 bis 10 Tagen zurücklegen kann, ist mit einer Unzahl kleiner Flüsse und Bäche durchschnitten, die durchwatet werden müssen, was um die Zeit des austhauenden Schnees in den Gebirgen große Schwierigkeiten darbietet. Die Reise ist übrigens nie mit Gefahren verbunden, und überall kann man sich Lebensmittel verschaffen.

Die Armenier exportiren jährlich von Rußland nach Persien, über Tiflis und Gbijan, Russische Waaren von 1,600,000 Rubel an Werth. Es sind dies größtentheils Artikel aus Glas und Krystall, raffinirter Zucker, grobe Pluschleine, Nankin's, Indienne's, ordinaire Tuche u. s. w. Diese Waaren transportirt man zur See von Astrachan nach Lenkoran, von wo sie auf Pferden nach Tabris abgehen. Alle Jahre kommen 10 bis 12 Karawanen von Konstantinopel über Erzerum nach Tabris. Aus den Zoll-Registern ergiebt sich, daß Persien auf diesem Wege für 4 bis 500,000 Toman's (6 bis 8 Millionen Rubel) Englische und Französische Waaren erhält. Die Perser exportiren dagegen rohe Seide, Shawls von Kaschmir und Kerman, Taback, Indigo und Pfeffer. Aus Smyrna läßt man wenig kommen, weil die Waaren daselbst in fliegender Waare bezahlt werden müssen. Zwei- bis dreihundert Pferde bringen jährlich Glaswaaren, Fayence, Porzellan und ordinaire Tuche von Trapezunt nach Tabris.*)

Aus Buschehr empfängt man Zucker, Kaffee, Indigo, Indienne, Englische Decken und Baumwollenzeuge in bedeutenden Summen. Der Werth der Waaren, die auf diesem Wege nach Tebriaan und Tabris kommen, wird auf eine Million Toman's angeschlagen. Die Shawls von Kaschmir kommen auch über Benderabschir, weil der Landweg gefährlich ist.

Obschon sodann viele Englische und Französische Waaren auch über Bagdad Eingang. In der einzigen Stadt Tabris bezieht man pro Bagdad aus für 100,000 Toman's (1,600,000 Rubel) Handels-Artikel.

(Journal de la Marine.)

Mannigfaltiges.

— Der Himalaya, ein Mode-Artikel. „An der Mode soll Alles sein, was schön und neu ist", besahl einmal ein gutanter König von Frankreich (Franz I.), und so viele Revolutionen die Franzosen auch seitdem durchgemacht haben — dieses Gesetz haben sie immer also ein unverletzliches angesehen, obwohl dabei stets die Begriffe „schön und neu" einer sehr willkürlichen Auslegung unterworfen wurden. Dem allerdings sehr beliebt zumeilen ein gar subtiler Gegensatz dazu, um manche Mode schön zu finden, die dadurch als eine Nachahmung deßhin, was bereits vor Menschengedenken dagewesen, auch nicht immer neu ist. Auf beiderlei Prädikate macht indessen jetzt der Himalaya Anspruch. Der Himalaya! Wer hätte glauben sollen, daß dieses himmelstürmende Gebirge, das selbst den kühnsten Männern noch unübersteigliche Hindernisse darbietet, eine so verführerische Lockung für Frauen werden kann! Aber was vermag die Mode nicht! Eine Pariser Modehandlung scheint so verteaut mit der Boa gemacht hat, läßt ihm nun selbst den Himalaya als einen fremdlichen Alp erscheinen, der wohl unschlingt, aber nicht drängstigt und nicht drückt. Der Himalaya, ein Halsschmuck von Kaschmir mit Chinesischer Vorbilder, hat in Paris bereits alle Welt verdrängt, und kühner noch in unseren Vorhersagungen, als Mudammer, können wir umgekehrt behaupten, daß, wenn wir bisher auch nicht auf den Berg gekommen sind, der Berg doch gewiß sehr bald zu uns kommen wird.

— Baumeister in England. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestief sich die Zahl aller Baumeister in Großbritannien auf nicht mehr als fünfundzwanzig. Bis dahin waren ihre Emolumente unbestimmt gewesen, aber um diese Zeit wurden sie auf fünf Prozent von dem Kostenbelauf des Baues mit Einschluß aller kleinen Auslagen festgesetzt. Gegenwärtig betragen sie bei Privat-Bauten ebenfalls fünf Prozent, jedoch werden alle kleine Auslagen noch besonders vergütet. Bei öffentlichen Bauten beträgt die gewöhnliche Remuneration, wenn nicht ein besonderes Abkommen darüber getroffen worden, drei Prozent. Die drei berühmtesten Londoner Baumeister sind jetzt Wyatville, Smirke und Nash. Bei dem von ihm geleiteten Bau des Posthauses hat Smirke an Emolumenten allein 6000 Pfund Sterl. bezogen. Nash, der die neuen Anlagen in der Regent-Street, am Strand und in St. Paul leitete, hat dabei bis zum 1. 1826 nicht weniger als 46,196 Pfund bezogen, und doch war er mit seinen Einkommen nicht sonderlich zufrieden.

*) Nach der Deutsche Handel kann jetzt an diesem Verkehre mit Persien Theil nehmen, wie aus einem in der Preußischen Staats-Zeitung vom 28. Oktober enthaltenen Schreiben aus Moskau hervorgeht. Das in Hamburg am 11. April d. J. von zwei Russischen Kaufleuten befrachtete Danische Schiff „Anne" traf bereits am 16. Juni in Astrachan ein, von wo in Deutschland eingekauften Waaren mit großem Nutzen nach Tabris gesandt wurden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Mittwoch den 2. November 1836.

England.

London's Bau-Denkmale neuerer Zeit.

(Aus Blackwood's Edinburgh Magazine.)

Von allen schönen Künsten scheint die Baukunst auf Britischem Boden am besten zu gedeihen. Wir bedürfen nicht erst des Brittanniens der Phantasie, um uns eine Vorstellung davon zu machen, welche Zukunft dieser edlen Kunst in unserm nordischen Klima wartet; wir brauchen nur auf die Kathedralen und Klöster einen Blick zu werfen, die mit ihrer gestaltigen Pracht oder mit ihrem zertrümmerten Glanze das Land überschauen, um uns zu überzeugen, daß weder unser rauhes Wölkter-Himmel, noch unsere rauhe Atmosphäre den kühnen Flug des Genius in diesen Fache der Kunst dahin lähmen können. In allen übrigen schönen Künsten schwimmen wir gegen den Strom. Die Malerei kämpft ermattet gegen die Kraft der Tradition, von der man einen Hauptgrund darin suchen mag, daß unsere Gemälde-Liebhaber im Allgemeinen ausübig sind, ein ganzes Werk von einem mittelmäßigen zu unterscheiden. Die Britische Skulptur kann, trotz allen Aufwandes von Geld und Talent, mit den Meisterwerken Griechenlands und Italiens noch nicht Schritt halten; die Baukunst aber hat in einigen ihrer Zweige auf den Britischen Inseln einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Ein Engländer fühlt sich gedemüthigt, wenn er einen Fremden von Geschmack an allen den abenteuerlichen und absurden Bildwerken vorbeiführt, welche die Westminster-Abtei einstellen. Er sieht sich vergebens nach einer Gallerie Britischer Maler um, die ein Auge der strengsten könnten, wie Claude Lorrain's oder Canaral's Meisterwerke gewöhnt ist. Wohl aber weist er triumphirend auf die Zinnen von Lincoln, auf den Dom der St. Pauls-Kirche hin und prophezeit, daß, wenn alle übrige Bauwerke unseres Jahrhunderts einst dem Alterzerstörer Chronos als Opfer fraßen sind, die Waterloo-Brücke noch immer den Fluthen der Themse Trotz bieten und die Thürme der Kathedrale von York noch hoch über die Gruft empor ragen werden.

Da die Architektur die einzige schöne Kunst ist, die das National-Gefühl Englands anzuregen scheint, und in der wir Kunstwerke besitzen, die einiger Dauer würdig sind, so muß uns auch ihre künftige Pflege ein Gegenstand von hohem Interesse und hoher Wichtigkeit seyn. Es ist wohl anzunehmen, daß der Nachruhm jedes Volkes eben so viel, wo nicht noch mehr, auf seine Bauwerke, als auf die Schriften sich gründet, die es der Nachwelt hinterlassen, oder auf die Kriegsthaten, die es ausgeführt. Nichts bietet unsere Phantasie in solchem Grade, wie die architektonischen Ueberreste vormehlicher Völker, die noch immer über grauen Häupter zum Himmel erheben, als wollten sie mit der Natur selbst an Dauer wetteifern. Wir kennen die Babylonier und Assyrer schon aus der Bibel kennen; aber die Ehrfurcht, die uns der heilige Kanon vor diesen Namen einflößt, wird um ein Bedeutendes gesteigert, wenn wir die magischen Denkmäler aus jener grauen Vorzeit auf der Ebene Sinear anschauen — wenn wir vom Gipfel der grünen Anhöhen am Tigris den weiten Umfang der Mauern Ninive's ermessen und in dem Riesengrabe Bel-Nimrod, mit seinen vom Feuer zerstörten Zinnen, die unbegreiflichen Ueberreste des Thurmes von Babel (!) wieder erkennen.

Aegypten wird den allen Nationen als die Mutter des Wissens und der Civilisation gerühmt; wie groß aber auch der Segen seyn möge, den dieses Volk der Nachwelt gespendet: die Ufer des Nils würden doch eben so unbesucht gefunden seyn, wie die des Ducorra und Congo, wenn nicht die Zauberer von Aegypten noch jetzt in unvermindlicher Schönheit aus dem brennenden Glutsand der Wüste emporragten, wenn nicht die Pyramiden noch aufrecht und unerschüttert über den Fluthen des Nils thronten! Griechenlands Dichter, Historiker und Philosophen sind es nicht allein, was Athen seinen ewigen Zauber verleiht: die Anmuth des Parthenon, die Säulen des Jupiter Olympius ergreifen uns eben so mächtig, als die Verdammniß des Demosthenes oder das Pathos des Euripides; und selbst Rom, die ehemalige Weltbeherrscherin, hat einen großen Theil ihres Namen den edlen Ueberresten ihrer architektonischen Genies zu verdanken.

Eben so ist es mit der heutigen Welt. Frage den Amerikaner, welche Gegenstände den mächtigsten Eindruck auf ihn gemacht haben, als er den Boden Alt-Englands zuerst betrat, und er wird Die antworten, daß es weder die Häfen noch die Landschaften, weder die Klüfte noch die Berge, weder die Seen noch die Wasserfälle unseres Albion gewesen sind. Alles dies hat auch seine transatlantische Heimat, und zum Theil in noch großartigeren Umrissen, aufzuweisen. Die Kathedralen und Klöster aber — diese ehrwürdigen mittelalterlichen Ueberreste — sind es, was seine Einbildungskraft fesselt. Diese gewaltigen Werke von Menschenhand verleihen der Britischen Landschaft in seinen Augen einen ungewöhnten Zauber; sie entrücken ihn in das Zeitalter der Eduarde und der Heinriche, des Ritterlichkeit und der Ritterthums, und verleihen dem seelenlosen Stein mit allen Reizen der Sage und Geschichte. Die tiefsten und innerlichsten Eindrücke, die der Wanderer aus England mitnimmt, sind seine Burgen und Kathedralen, seine Abteien und Klöster. Er wird der Fonntain's-Abtei gedenken, die ihre leichten und kühnen Bogen über den dichten grünschimmernden Wiesenteppich eines kleinen Thales erhebt; er wird an Tintern zurückdenken, das über die einsamen schattigen Ufer des Wye einen Heiligenschein ausgießt, an die prächtigen Ephen-Gewinde, die lässig den verwitterten Fenster sich hinziehen, und an das Laubwerk, welches die herrlichen Details der architektonischen Zierrathen vor dem profanen Auge verdirgt. Nie wird er Conway vergessen können, das noch jetzt, wie in Eduard's Zeitalter, mit seinen massiven runden Thürmen und malerischen Mauern die Siedme von Wales überhängt — oder Warwick, das noch unverschüttete Behausung des „Kingmaker" ist. Selbst London wird all' seinen Gewühl und wilden Treiben muß dem Zauber architektonischer Pracht weichen. Hat der Reisende dieser Weltstadt Lebewohl gesagt, so werden ihm ihre Parke, ihre Theater und Square's wenigstens lebhaft vor die Seele treten, als die gewaltigen Bauten, die an der Themse sich erheben oder über den Fluß hinziehen — die Granitbrücken und der Wall von Thurmspitzen, die Westminster-Abtei am einen und die hohe St. Paulskirche am andern Ende.

Sehen wir nach dem Festlande, so werden Prospekte kennt die andere gränze, unbeschreibbare Wirkung der architektonischen Schätze, mit denen er begabt ist. Hören wir den Namen Venedig, so denken wir gleich an die heiteren und schönen Gebäude um den St. Markus-Platz, an die sinnige orientalische Pracht der Kirche und den einfach edlen Stil der übrigen Bauten. Der Name Mailand ruft uns die herliche Domkirche dieser Stadt ins Gedächtniß, und wir sehen mit der ganzen Klarheit einer Vision ihre schneeweißen Zinnen und Tausende schimmernder Statuen, die in den klaren blauen Himmel zu ragen scheinen. Die hehre Einfachheit des Brandenburger Thores, das großartige Schloß und das sinnvolle Museum zu Berlin halten den Wanderer für die Monotonie der Märkischen Sandfläche schadlos. Die riesige Größe der Monumente von St. Petersburg, der stumpenförmige Pavillon vor der Kirche von Kasan, die Alexander-Säule, die Granit-Kais, die reichen Decorationen der Admiralität und der Kaiserlichen Paläste, ziemen wohl der Hauptstadt eines Reichs von so unermeßlicher Ausdehnung. Selbst Napoleon's großer Name verdankt einen Theil seines Glanzes der wahrhaft kaiserlichen Majestät seiner architektonischen Entwürfe. Die teutsche Einfachheit des Bozen-Gebäudes, die anmuthigen Säulen der Madeleine, die erstaunenswürdige Großartigkeit des Triumphbogens von Neuilly, die Pracht der Säule auf dem Platze Vendôme — alle diese Monumente haben sie seinen Ruhm nicht weniger gethan, als die Schlachten bei Marengo und Austerlitz.

Die Baukunst hat einen unermeßlichen Vortheil über alle andere Künste; ihre Schöpfungen sind dauernder. Bleiben sie von der zerstörenden Hand des Menschen unberührt, so können sie Jahrtausende überleben. Dieses Geschäft der Dauer und Stetigkeit verstärkt ihre Wirkung auf das Gemüth in hohem Grade und giebt allen Monumenten ein historisches Interesse wie keinem anderen Kunstwerk. Kein Eindruck, den die Schöpfungen des Pinsels oder des Meißels machen, kommt demjenigen gleich, den wir beim Anblick der majestätischen Denkmale von Karnak und Luxor empfinden, die noch jetzt mit ihrer Pracht und Hoheit auf uns herabsehen, wie sie vor dreitausend und fünfhundert Jahren auf die Heere Sesostris' des Großen herabschauten! Mit welchem heiligen Schauer treten wir vor die elegenen Tempel von Pästum, die schon als waren, als Rom selbst noch jung war; in denen man schon Opfer brachte, als das Kapitol noch ein der Zeifen war und Raubthiere in den Höhlen des Palatinus nisteten! Das Kolosseum verdankt seine hohen Ruhm seiner Größe und seiner großen historischen Majestät: diese Monumente sind ja Zeugen gewesen von den Triumphen der Römischen Legionen; sie haben wiedergeballt von den rauschenden Festen der Kaiser und sind gehrilig worden durch den Heldenmuth der Märtyrer.

Auch in den Denkmalen der Architektur liegt eine große historische Gallerie vor uns entfaltet: wir überschen mit Einem Blicke die Werke einer Reihe von Jahrhunderten. Die Aechtheit der Sitten und der Meinungen, die Triumphe einer Periode und die Unglücksfälle der anderen; die Kämpfe der Freiheit und die Unterwürfigkeit der Sklavenseele; die

Digitized by Google

Glaub der Frömmigkeit und die Kälte des Unglaubens; der Aberglaube und der selbstsüchtige Charakter moralischer Entartung — Alles steht in lesserlichen und unverlöschbaren Zügen vor uns und zeugt von der Größe, der Nichtigkeit, der Verderbtheit, der Unsterblichkeit des Menschen. Strigt in seinem Kohn, der Dich mit Bitterschmelze in die mittlere Region der Thorne bringt: sine Gothischen Thürme, die über der Fluth emporragen, decken die Gebeine des „Bekennres" und Alfred's des Großen; die Heinrich und die Richarde der alten Zeit ruhrn unter ihrem Steinpflaster; das antike Grbäude danebrn war Stephan's Speisehalle. Der majestätische, Alles überschauende Dom war Plantagenets Zeitgenosse; ein Grabstein in einiger Entfernung entstieg der Kirche des Templer-Ordens, welche die Gräber der Templer in ihrem Schoße birgt.

Wenden wir uns zu der zweiten Hauptstadt des neueren Europa, deren architektonische Monumente in einer heiteren Atmosphäre sich erheben. Jene düsteren und schwerfälligen Thürme fahren den Zug der Kreuzfahrer und die Krönung Heinrich's IV., jener vergoldete Knopf zeugt von der Herrlichkeit Ludwig's XIV. und verbreitet sein Tuernen's Glorheine; jene schöne Kolonnade zieht vor den Fenstern hin, aus welchen die Beiche zu dem Blutbade in der Bartholomäus-Nacht reginen; der reiche Obelisk dort bezeichnet die Stelle, wo Ludwig XVI. und Marie Antoinette, wo Danton und Robespierre bluteten; jener maßestätische Triumphbogen wurde zu Ehren der Großen Nation errichtet.

Bestelge den Thurm des Kapitols und überschaue die chaotische Masse den Denkmalen, die Dich ringe umgeben: Du siehst auf den wasserm Zinnen, die dem Herrn der Bestimmus Leg hatten; das Haus des Römischen Senates, der Palast der Cäsaren, liegt zu Deinen Füßen; jenes gewaltige kreisrunde Mauselum an den Ufern der Tiber deckt die Asche Hadrian's; die mächtige Domkuppel, die gleich einem Berge im Westen emporragt, hat der Genius Michael Angelo's gebaut und Rafael's unsterblicher Pinsel ausgeschmückt. Es ist jene erstaunliche Concentration des historischen Interesses in einem Brennpunkt, welchen den unvergleichlichen Zauber der Architektur ausmacht.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Findelhaus in Paris.

(Schluß.)

Am andrrrn Morgen verfügte sich Vater Raulain nach dem Schlosse Claireal, und selbst die treuergebene Vasall schlitte sich schicklich getränkt und verletzte durch die übermüthig verächtliche Weise, wie mit die vornehme Familie die Nachricht von der glücklichen Rückkehr seines Sohnes aufzunehmen beliebte. Er erinnerte sich, daß Victer Nardeu von ehrenvollen Wunden trug, die er bei der Vertheidigung seines Vaterlandes empfangen, und diese Empfindung eig ihn so weit über das eingenwrzelte Vorurtheil hinaus, daß er äußerte, es komme gar nichts darauf an, ob der Ruhm und der Sieg und die Ehre unter weißer oder dreifarbiger Fahne erfochten sey. Er nahm mit tauben Ohren oder mit ruhiger Verachtung die Frage des alten Hausse, des alten grauen Hausswrtes, hin, ob er denn gekommen wäre, sein Haus Franche-Tone in eine Kaserne für invalide Spießgesellen des Korsen zu verwandeln; und als Jrner die Frage wiederholte, antwortete er barsch: „Alphonse Dérieuxt sey kein Invalide und Niemandes Spießgeselle, sondern ein wackerer Soldat und der tiefste Frunde seines einzigen Sohnes."

„Ja wohl, und vielleicht der zukünftige Mann Eurer einzigen Tochter", grinste der Hauswart.

„Darum mögt Ihr das Mäschen selbst fragen", erwiederte der alte Mann, als Kätr ihn die Andeutung nicht im mindesten gerührt. Er war zu stolz, um den anmaßlichen Argwohn merken zu lassen, mit welchem Beredtsamkeit das Wort ihm entfiltt hatte; aber so viel ist gewiß, daß er an jenem Tage Victors Rückkehr mit seinen häuslichen Heerde mit geringerem Vergnügen und geringerer Freundlichkeit begrüßte, als sonst. Zwar vertrieb er diese Gestimmung mit seinem ungastfreundlichen Wort. Wenn Alphons sich muthwillige Bemerkungen erlaubte über den Eifer, womit die Familie Claireal jede den Bewegungen des Staatsschiffes nachfolgte, da einr Hinsicht vorhanden war, es wurde ein Theil seiner Schätze und Vertheile über Hausse und ihren häuslichen Herd zu Gute kommen, — so antwortete Vater Raulain darauf ärgerlich und verweisend; aber der gute Mann gestand sich's eigentlich selbst nicht, wohre seine stille Laune rührte. Ja, er hätte heute so unbedlich sein können, als er wollte, der glücklichen Alphons wiede nicht darauf geachtet haben, denn er sah, wie Florentinens Lächeln für ihn immer freundlicher wurde. Er merkte wohl, daß sie an ihm die Eigenschaften zu finden begann, die sich von einem tüchtigen Gatten, Hauswirth und Garten erträumt hatte. Alphons erschien ihr ganz als der zweite Victor, nur mit weniger Ungestüm und Rohheit. Nun war er noch überdies Victor's Freund, ihres Vaters Gast und bald ihr eigener, sterblich verliebter Anbeter. Beter er noch sie dachten indeß daran, ihre Neigung Jemanden zu bekennen, selbst ihrem Bruder nicht. Vater Raulain machte nämlich durchaus kein Geheimniß von der mit Prosper Angnis eingegangenen Verabredung; auch Florentine schwieg und schrnte sich, die von ihrem Vater für sie erwirkten Bestimmungen zu benutzen und einen Freiwerber, der während der ersten sechs Monate allerdings einige Feuschritte in ihrer Zuneigung gemacht hatte, am Ende des Prüfungsjahres gerade abzuweisen. So hielten Rücksichten des Zartgefühls die Lippen Aller verschlossen. Mittlerweile kam der alte Tächter nichts daran zuzuschlagen und hinderte es nicht, wenn seine Tochter die beiden jungen Freunde auf ihren Spaziergängen begleitete, wenn sie mit der Angelrnthe längs der mnuteren und frischen Bäche in den schattigen Wiesen rings um Franche-Tour umherwandelten. Da saß Florentine oft mit Alphons zusammen unter den Haselbüschchen, sie hörten der Drossel und Amsel zu und sirsten stillvergnügt die Stunden des heißen Sommertages verübrrfließen, während Victor freudig und stolz sich seines gefüllten Netzrohres von Forellen und Aeschen rühmte und vergnügt sprach, wie sein Freund von den Todesgefahren erzählte, denen sie bei ihren gemeinschaftlichen Fetzügen um ein Haar bereit entronnen, und wie Florentine gleich der Schalrspearesschen Desdemona ihnen mit ernstem Antheil ihr Ohr neigte.

Wir dürfen wohl dem Leser nicht erst sagen, wie dnich alle diese Anlässe die Freundschaft unter den Dreien täglich vertraute und enger, wie aber auch der Ingrimm und die Nachsucht des saß ganz vertrauten Prosper Angnis täglich finsterer und unversöhnlicher wurde. Anfangs verschrie er, an ihrem Spielen und Vergnügungen Theil zu nehmen, fühlte sich aber bald durch ihr kaltsinniges und gleichgültiges Benehmen aufs Aeußerste abgestoßen. Die Rolle des Zuseers in einr Gesellschaft, deren drei übrige Mitglieder in Geist und Herz aufs Innigste mit einander übereinstimmen, erfordert ein so überschwenglichrs Maaß von Geduld und Selbstverleugnung, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn Prosper, der mit die Hitze und Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes bezähmen gelernt, jener Versuche bald müde wurde. Im Pächterhause, unter den Augen und der Autorität des Vater Raulain, gestaltete sich sein Verhältniß günstiger, und da die beiden Aeltern ihn noch immer für den vorsprochenen Freier ihrer Tochter ansahen, so getraute er sich hier, Florentinen mit manchem freundlichen Wort und Blicke zu begegnen, wodurch er sich gar sehr unfreundlicher vom Alphons's Seitenent jetzte.

Eines Abends waren unsere Familie zu Franche-Tour außer Alphons und Prosper noch ein paar Besuche aus der Nachbarschaft versammelt. Es war der Abend vor dem Tage des heiligen Rochus, welcher als Patron der Landschaft galt und dessen Fest am folgenden Tage in der kleinen Stadt Beauchatel, zwei Meilen von Franche-Tour, mit gehöriger Lust gefeiert werden sollte. An diesem Abend ließ Vater Raulain einige Weine kalt werden, welche er für eine besondere Gelegenheit aufgespart hatte, daß seine Tochter mit Ablauf des Jahres ihr Wort gegen den jungen Anguis erfüllen würde. Der alte Raulain hatte in dieser Anwendung einen Augenblick gewählt, wo Prosper zufällig nicht zugegen war, und er hatte offenbar damit die Absicht, den jungen Kriegsmann zu warnen, der mit stummen Selbstverleugnen und, obgleich er sich nunmehr wunden als arm bekannte, ganz erschüttlich Hoffnungen und Ansprüche auf Florentinens Herz und Hand verschleit. Dieser kannte Alphons mit keinem Wort sein Erstaunen und seinen Verdruß zu verrathen; er wollte eine ruhigere Stunde abwarten, um Victor's Freundschaft und die Nachsicht des zärtlichen Vaters in Anspruch zu nehmen. Sein Neffe jedoch machte sich auf andere Weise Luft. Ein gedrängtes Wort gegen Prosper, der sich entfernt hatte, verlauten zu lassen, dazu war er viel zu ehrenhaft; daß er jedoch Florentinen so sehr liebte, daß er Victor's Geschwister als Cousinen auf Elba zu reinen, die Bourbonen und ihr Einhänger zu verspotten und mit dem bittersten Hohne auf die Herren Latour-Claireal und auf seine Ebenwürten, deren Hauswart, loszuziehen. Es war vom Schmause und von der linneren Anregung ihrer jenes Wort es alten Raulain so erhitzt, daß weder Victor's Verstellungen, noch Florentinens Mienen, noch die jüngeren Gäste ihn von der Rede hätten bringen können. Endlich sprang der Pächter mit Lachen und ungestümen Worten ihn schweigen und sich erinnern, in wessen Gegenwart er sich jetzt befände, — darüber kam es anfangs zwischen den Beiden zu bittern Worten, und erst als Victor sich gerungen fühlte, die Partei seines Vaters zu ergreifen und seinem Freunde sein Benehmen streng zu verweisen, wurde der ungestüme Liebhaber Florentinens daben gebracht, sich still zu verhalten.

Diese Unstreit war Allen, die daran Theil genommen, höchst schmerzlich. Am andern Morgen sollten die beiden Freunde nach der Stadt Beauchatel aufbrechen, um sich dort bei dem Fest zu vergnügen. Vor der Abreise gab Victor seinen Aeltern das feste Versprechen, seine Aufführung zu ändern und seinen Freunde Dérieuxt unter vier Augen Abbitte zu thun, wozu er sich jedoch nur entschließen konnte, indem jedes seiner ärgsten Schimpfworte wiederholt werden sollte. Es war ein heller, sonniger Herbstmorgen, als die beiden jungen Männer den Fuß aus der Pächterswohnung setzten. Florentine und ihre Mutter standen am Thore und winkten und grüßten so lange, bis ihnen die Reisenden aus dem Gesichte waren.

Am Abend standen Mutter und Tochter wiederum mit freudiger Erwartung vor dem Thor und sahen der Rückkehr ihrer Lieblinge entgegen; da nämlich Florentine und ihre Mutter auf jede Theilnahme an den Vergnügungen des Festes verzichtet hatten, so waren auch die beiden jungen Leute vor ihrer Abreise übereingekommen, nur die Nachmittag in Beauchatel zu bleiben, sich mit dem Wettergerscht auf der Reise, mit dem Wetterwenn, den Kletterbäumen u. dgl. zu begnügen. Der alte Raulain am Abend ausgeritten, um sich über die Preise der Tour ausbleiben zu müssen. Es schien frsrch, als wären sie ihm Verstehen unterm geworden, denn die Dämmerung brach ein und noch immer blieben sie aus. Florentine wurde ängstlich, sagte aber kein Wort; der alte Raulain blieb unbesümmert, ließ sich aber sehr ungnädig sich darüber verneehmen, daß Victor gar zu sehr auf Mißhaigung und Vergnügungen bedacht sey, und daß Alphons ihn darin verleite. Vergebens bemührte sich Prosper, die Florentine zu mäßigen und Alle beruhigen zu wollen, es allerschlimm Augenblick mußten sie kommen. Es war Schlafenszeit, aber keine Spur von den beiden jungen Schwärmern zu sehen und zu vernehmen. Ehe der alte Raulain in seine Schlafkammer ging, wandte er sich noch einmal zu seiner Tochter und sagte mit nachdrücklichem Spott: „Was daß Du nicht immer gegen Prosper Anguis ein Unrecht gehabt, weil er ein Freund von Rohen und Schlemmern war. Da sieh nun Deinen jungen Soldaten, in offenmüthig Du Ihnen den Kerb geben möchtest; ich sage Dir, das ist noch ein feiner Bursche." Florentine vermochte mit keiner Silbe zu antworten, denn sie weinte bitterlich.

Digitized by Google

Feld am andern Morgen, ehe es noch Tag geworden, fand das Mädchen wieder am Orte und spähte mit verdoppelten Augen in das Dämmernde Zwielicht hinaus, denn die schlechte Erwarteten hatten sich noch immer nicht eingefunden. So weit man die Straße übersehen konnte, war sie öde; keine Menschenseele, — keine Fußspur auf dem frisch bethauten Sande. Sie lauschte und spähte mit aller Anstrengung ihrer Augen, die ihr Alles in Zbränen verschwamm, und lauschte und spähte immer von neuem und stets umsonst. Da schalte etwas durch der Lust mit Pferdehufen, sie hielt näher kamen. Durch dich schritten die Schatten von menschlichen Gestalten durch den Nebel einher, — aber ach, es waren nicht die zwei Erwarteten; es waren nicht zwei, sondern es war eine drängende, verwirrte Menge, die sich auf das Pachterhaus zuwälzte, die Einen schwatzend, die Andern schluchzend; und mitten einher schritten ihrer vier, vier starke Männer, die eine Duolies und Schwerer trugen. Da schrie das arme Mädchen die beiden Worte: Vater, Bruder! hinaus; sie erschrak und bebte und wußte nicht warum; ihre Sinne entschwanden ihr, sie klammerte sich an den Nächststehenden, ohne zu wissen, wer es war; stammelnd und achzend fragte sie, was das zu bedeuten habe, ohne daß die starrer Blick ihn gewahr wurde, an welchen sie die Frage richtete. Die Rotte, womit man ihr antwortete, erklangen ihr eben so unverständlich, eben so unverständlich, wenn sie die Worte: „Ich soll da bringen wie den Leib Dienes Bruders Victor, der dort am Berge erschlagen worden ist, und der Mörder Alphons Dérieuxt sitzt für sein Verbrechen im Gefängniß." Aber für solche Reden hatte sie keine Sinne und keinen Gedanken.

Das Schreckliche sich nicht erzählen, wie eilen kurz darüber hinweg. Die Gerichts-Beamten hatten bereits den Leichnam in Augenschein genommen und Alphonsens mit wegen schwerer Verdachte in das Kreker zu Rennes abgeliefert. Mehrere Zeugen beksäftigten nachmals durch ihre Aussage, daß es am Abend zuvor in ihrer Gegenwart zu einem Wortwechsel zwischen Alphons und Victor gekommen war. Die unglücklichen Letzten sagten aus, daß Victor, die er Jeanche-Tone zum letzten Male verließ, die Absicht ausgesprochen hatte, seinem Freunde seine ungebührliche Benehmen aufs Nachdrücklichste vorzuhalten. Dazu kam die Aussage mehrerer Freunden, daß Victor und Alphons zu der Zeit, da sie ihren Rückweg von Brauchatel antraten, in sichtigem Streit mit einander lagen, weil Victor Lust hatte, zu bleiben und am Tanze Theil zu nehmen, Alphons aber mit lustigem Verdruß ihn daran erinnerte, was er seiner Mutter und Schwester versprochen. Zwar erschien ein solches Zerwürfniß unter vertrauten Freunden allzu geringe Thatz, um die blutige That mörderischer Rache zu veranlassen, wenn anderes als Alphons konnte man sie zur Last legen? Victor war von Allen geliebt; es war durchaus nicht bekannt, daß er sich sonst irgend eines Menschen Feindschaft zugezogen hätte. Kaum einen Augenblick achtete man auf Dérieuxt's Aussage, die er an Ort und Stelle, als man ihn in Haft nahm, ablegte. Dempselbe hätte er am vergangenen Abend mit seinem Bruder den Weg durch einen Theil des Alphons Bäumen genommen, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Brauchatel und Jeanche-Teue, und wäre daselbst etwa fünfzig Ellen hinter Victor zurückgewesen, als ein plötzlicher Schrei ihr erschreckte; drin Woerdesselben hätte er Victor mit einem unbekannten Gegner kämpfen sehen, dessen Gestalt und Person er in der Finsternis nicht deutlich zu erkennen vermochte, der bewaffnet gewesen sei, den einen tödtlichen Schlage zur Erde geschlagen und derselbe, seiner Sinne nicht mächtig, liegen gelassen, die einige Zeit darauf Nachgeeilte von dem Feste zu Brauchatel schwärmend vorüberzogen, den Mord entdeckten und ihrem die Gerichts-Personen benachrichtigten.

„Gegen Sie keine Vermuthung, seinen Verdacht," sagte Alphonsens der Gerichtsamt-Schöffer, der an Ort und Stelle Protokoll über alle Umstände aufnahm, „wer die Person gewesen sein mag, die nach Ihrer Aussage den Verbrechern mörderisch angefallen hat?" — „Ich trage allerdings einen Verdacht, hatte mich aber, da ich keine Gründe beibringen kann, nicht sie berechtigt, Jemanden namhaft zu machen, der vielleicht doch eben so unschuldig an dem Verbrechen sein mag, als ich selbst."

„Sie sind im Irrthume", demonstrirte der Gendarm; „die bloße Aeußerung Ihres Verdachtes hat keinesweges die Wirkung, einen Unschuldigen in Anklagestand zu versetzen. Vielmehr sind Sie es der Familie des Verstorbenen, seinem Vater, seiner Mutter und Schwester, als eine Genugthuung, Sie sind es ferner der Gerechtigkeit zur Beförderung der Untersuchung schuldig. Also, auch Ihre Gründen, mögen wunden und beschaffen sein, bekennen. Ihre Person, die ich Verdächtig bei dem Verbrechen nicht bethaupt gewesen ist, oder ohne Schwierigkeit im Stande sein, ein Alibi darzuthun. Erößnen Sie uns dahre im Interesse der Unschuld und Gerechtigkeit: wer ist der Mann, den Sie wegen des Verbrechens in Verdacht haben, welches Ihnen Schuld ge geben wird?"

„Mein Verdacht", entgegnete der Gefangene mit fester Stimme, „trifft Prosper Anguis, den Sohn des Hauswarters vom Schlosse Claireval, der sich um die Hand der Schwester des Verstorbenen bewerben hat." — „Den verlobten Bräutigam der Florentine Raulain, wollt Ihr sagen", so liefen sich einige Stimmen aus dem Haufen vernehmen. — „Ich sage, er bewirbt sich um ihre Hand", trotzte Alphons. — „Und ehestens wird er ihr Bräutigam sein", riefen die nämlichen Stimmen ihm zu. — „Nimmermehr!" — „Nimmermehr!" — „Und warum denn?"

„Man sagt mir jetzo", hub der Gendarmerie-Offizier an, welcher eine ganz besondere Absicht hatte, die Besinnungen des Verhaftes auszuforschen, „man sagt mir, daß Vater und Mutter Raulain zu der Verlobung der beiden jungen Leute ihre Einwilligung gegeben haben. Ihre so eben ausgesprochene Denunciation wird Ihnen nichts helfen, und die schändliche Mordthat, wodurch Florentine Raulain zu einzigen Erben von Jeanche-Teue geworden ist, kann die Vermählung zwar hinausschieben, aber nicht rückgängig machen."

„Das ist nicht wahr", rief Dérieuxt, der sich von Schmerz und Zorn nicht länger beherrschen konnte, „wenn noch Treu und Glauben auf Erden und im Himmel zu finden ist! Florentine ist bereits mein Weib vor Gott und auch jedes andere Band, außer dem des Gesetzes."

„Sprecht Ihr so, mein Freund!" erwiderte der Beamte mit triumphierendem Lächeln; „kann freilich wie Niemanden; muß als Euch daran gelegen, den Bande des Mädchens aus der Welt zu schaffen. Ihr habt Euch selbst um den Hals gerettet."

Mit Entsetzen starrten angeklagte, wie die Verbrecher, und dem Geschrei des Hauftens verfolgt, wurde Alphons Dérieuxt durch die Kommande Gendarmen nach Rennes abgeführt. Der Leid des Unglücklichen, der als ein Opfer der hinterlistigen Werkthat gefallen war, wurde unter Trauerbezeugungen der ganzen Verdörferung im Umgegend in sein früher Grab gesenkt. Alle bewohnten den jungen, tapferen, muthigen Victor, der denn sie getödtet hatten, er wurde einst die Stelle seines Vaters unter ihren Hirten einnehmen, der derselbe Schutzherr und Freund sein, bechauf in den Vögeln und den Aern zur Verthreidigung des Vaterlandes geschwungen, einen rühmlichen Tod finden.

Ungrachtet dieses Mitgefühls fanden doch nur wenige Nachbarn sie gut, sich in Franches-Tout einzufinden und den ihres Sohnes beraubten Aeltern Trost einzusprechen. Man teug sich mit dem Gerücht von einer neuen Bethörung, wovon sie betroffen worden; es hieß, der alte Raulain habe sich gekränkert, er hätte lieber wollen, verkommt sein, Florentinen nebst ihren Brüder ins Grab zu legen, als zu erfahren, was er seitdem erfahren habe, und verbrejchen, was er verbrechen müsse.

Früher und näher kam die Zeit, wo das Urtheil über Dérieuxt gefällt werden sollte, und in demselben Maße verbreitete sich ein heimliches Gerede in der Gegend, — Niemand wußte, wie es und woher es kam: Prosper Anguis wäre in der Nacht, da der Mord geschah, in die Nähe der Unglücksstelle unbemerkterweise gesehen worden, — ja ganz heiß am Morgen habe man ihn erblickt, wie er grausig bleichen Angesichts und in zerfetzten Anzuge des Wegs von dort hergekommen. Dies trübte dabre: man hatte erfahren, daß Florentine gegen ihre Neigung den festen Vorsatz, ihren Verführer mit dem zu Rechte zu ehelichen, ohne Gefängniß sitzenden Dérieuxt treu zu bleiben, und ihre unverschämteste Uebertreibung von seiner Unschuld ausgesprochen habe. So wie dies bekannt wurde, setzten die nichtswürdigen Spottgestalten Prosper Anguis's, in ihren Erwartungen auf seinen thätigen Reichthum getäuscht, ihn mit Schadhungen, Drohungen und halblauten Anklagungen tregelhaft zu, daß er wohl einsah, schnelle Flucht sei seine einzige Rettung. Schon war er in Nantes und im Begriff, mit dem ersten abgehenden Handelsschiffe unter Segel zu gehen. Aber es war zu spät, das Greifschreite war bereits eingetreten. Seine heimliche Flucht hatte Untersuchungen veranlaßt, er wurde eingeholt und verhaftet unter Umständen, welche den bereits gegen ihn vorhandenen Verdacht auf das höchste und furchtbarste steigerten.

Als nächstes sich Prosper Anguis's Verwandte und Freunde, zu ihm, was sie bisher nicht sie nöthig gefunden hatten, nämlich den Grafen de la Tour-Claireval von dem blutigen Vorfalle, der sich auf seinem Gebiete ereignet hatte, und von dessen bevorstehenden Folgen in Kenntniß zu setzen. So wenig sich nun der hochmüthige Grundherr darum bekümmern mochte, ob ein Pächter aus seinem Hofe oder abverkrin die Kreker des Assurpateurs getragen hatte, und Leben gekommen, und ob ein Anderer seines Gleichen, der zugleich sein Kamerad und sein Mitbeer gewesen, hingerichtet werden solle, — jetzt, da einer von dem Dienern seines eigenen Hauses bei der Untersuchung betroffen war, hielt es der Graf der Mühe werth, sich der Sache anzunehmen.

So sehr ihn auch seine Pflicht in den Tuilerien in Anspruch nahm, teilte er doch eilends in die Verlegung und sandte so festelig nur die Stimmen der Richter bei dem Kriminal-Gerichtshof zu Rennes, als ob es sich wirklich und eingeständlich um eine Gunst, nicht um eine Untersuchung und überzeugenden Beweis handele. Ja, er bewog den alten Raulain zu dem Versprechen, vor Gericht als Zeuge und als Kläger gegen Alphons Dérieuxt aufzutreten; denn Raulain empfand aus anderen Gründen gegenwärtig in tödtlicher Feindschaft gegen Jenen.

Bei Florentinen konnte sich der Graf Claireval keines solchen Erfolges rühmen; ihre Ueberzeugung von Dérieuxt's Unschuld und ihr Vorsatz, sein Weib zu werden, saß so mit dem Leben davon könne, war weder durch Beobungen, noch durch Beschimpfungen; noch durch Liebkosungen zu erschüttern. So viel Schändliches das Gerücht ihrem Geliebten auch Schuld geben mochte, wir wird das Mädchen in Zu Jeanche-Tone, so bald er sie aus seinem Hause stieß und ihr Gut und Erbschaft entzog, es stand bei ihr fest, und keine irdische Gewalt oder Rücksicht konnte sie davon abbrechen, ihre Hand zu geben, der klugst ihr Herz und mehr als ihr Herz besaß. An dem entschiedenen Tage erschien der Graf de la Tour-Claireval, im glänzendsten Aufzuge prunkend, vor Gericht. Er schwur sich nicht, vor demselben aufzutreten, um seine Ehre und seines Hauses Ehre bei einem verbrecherischen Prozesse zu wahren, — ihn rührte das Schicksal des armen Jünglings nicht, dessen Unschuld sich freilich keiner so hohen Protection erfreute, um glänzend offenbar zu werden.

Und an demselben Tage vor demselben Gerichtsschranken erschien die Schwester des Verurtheilten in demüthiger Wehrmerkrath, als einziger Zeuge zu Gunsten des Beklagten; sie gab dem Gerichte Kunde von der Feindschaft zwischen Prosper Anguis und ihrem Bruder, und wie der Letztere sie mehr als einmal vor der Nachsucht und Tücke seines Feindes gewarnt habe. Ungeachtet ihrer Verdeutungen und allen Geständen zum Trotz, die mächtig und laut wie mit Posaunenzungen für Alphonsens Unschuld und Anguis's Schuld zeugend dahru wütrden, wäre nicht das Urtheil schon vorher unwiderruflich fertig gewesen, wurde der Sohn Napoleon's zu jahrlebenslänglicher Einschließung am Bramner und zu siebenjährigen Galeerenstrafe verurtheilt. Florentine erlag dem Schmerze nicht, sie schämte sich des Verurtheilten nicht, sie erklärte ihren Verlob-

Digitized by Google

den Unglücklichen nicht zu verlassen und ihn durch standhafte Treue für die Ungerechtigkeit der Menschen und für die Strenge der himmlischen Fügungen zu entschädigen. Sie hatte bereits das Alter der Mündigkeit erreicht; Vater und Mutter konnten ihr das Herz und die Thüren ihres Hauses verschließen, sie für ewig verstoßen, aber ihrem Willen nicht wehren. An dem Tage, wo die Hergeliebten, der Waffen beyder ihres Bruders, auf einer Bühne unter freiem Himmel mit dem glühenden Eisen gebrandmarkt und dem unbarmherzigen Hohne des Pöbels preisgegeben wurde, da wich das treue, unglückliche Weib nicht aus seinen Augen, grüßte und winkte ihm mit dem freundlichsten Laut ihrer Stimme, — aber je länger, desto schmerzer entlang ihr liefender Zuruf, die man die Ohnmächtige von dem gedrängten Marktplatze in das Haus des nächsten Wachspostens hineintrug.

Und das war Irlandens Tochter, ihm selbst in Elend und Schande, zarte, schöne Mädchen, die daheim nur so zärtlicher Liebe gepflegt worden, die von Jugend auf nur so wachsamer, zärtlicher Sorge gehütet worden war. All dieses Glück hatte sie um ihrer ersten und unverbrüchlichen Liebe willen aufs Spiel gesetzt; sie hatte mehr geopfert, als alle Herrlichkeit der Welt ihr vergelten konnte, sie hatte für ihren Alphons allen irdischen Banden und Aussichten entsagt. Jetzt wurde sie ihr Schicksal bis zu Ende tragen, ihm folgen in Elend und Schande, für ihn arbeiten, wachen und darben, um ihm die herbe Verdammniß mit freundlichen Diensten zu versüßen.

Sie arbeitete, sie wachte, sie darbte; als aber die Zeit kam, da sie ihr Kind, das Kind des Grames und der Schande, gebären sollte, da gab sie den Bitten und Beseelen des Gefangenwärters, ihres Mannes, Gehör und begab sich nach Arras in die Pflegung und Pflege fremder. So viel sie auch vermochte thate, der Gedanke war ihr unerträglich, daß ihr Sohn unter den elenden, verabscheuungswürdigen Wesen heranwachsen sollte, unter denen sie selbst zu leben verurtheilt war. In bitterer Herzensangst ternte sie sich von ihrem Kinde; geduldig und demüthig ertrug sie die Kaltsinnigkeit und die Vorwürfe von Alphonsens Aeltern, welche ihr die Schuld an dem Unglück ihres Sohnes zuschrieben. Endlich kehrte sie nach Brest zurück, entschlossen, mit ihrem Manne die ganze Zeit seiner Verurtheilung in Noth und Beschimpfung auszuhalten. Ein Versuch, die Verzeihung und das Mitleid ihrer eigenen Aeltern anzusprechen, blieb ohne Erfolg. Die alten Leute verharteten ihr Herz gegen die Tochter, die sich an den Mörder ihres Bruders weggeworfen; sein Lächeln schreckte sie von dem Gram tiefgefurchten Gesichter, kein freundiger Laut erklang in ihren verwaisten Hause, aber während Ueberfluß an ihrem Tische und warmes Feuer an ihrem Heerde war, litt Florentine die zum Sterben in Noth, in Frost und Hunger.

Inzwischen war Prosper Anguis durch Empfehlung der Familie von Clairval zu einer Anstellung in einer Provinzstadt im Norden von Frankreich befördert, und von Zeit zu Zeit hörte man in Beaudelot von der Ehre, die ihm zu Theil ward, und daß er von dem Ernst, den er von den Sünden seiner Jugend zurückgekommen sey. Durch eine fortgesetzte Fügung des Schicksals war das Vermögen seines Vaters um die Zeit, wo Alphonse Dericourt verurtheilt wurde, plötzlich zu Grunde gegangen; Einige meinten, es sey zur Bestechung von Zeugen, Andere, es sey zur gewissenhaften Begahlung der Schulden verwendet worden, in welche sich Prosper Anguis durch seine Ausschweifungen geflißt hatte. So viel ist gewiß, der alte Anguis starb arm und lebte zuletzt nur von einem Jahrgehalte, welches der Graf ihm aussetzte. Zur Prosper war auf andere Weise gesorgt, und er gründete sich bald ein eigenes Vermögen. Jedoch Alphons und Florentine bereiteten ihm all seinen Wohlstand nicht; sie wußten, daß Blut an seinen Händen klebte, sie wußten, daß Gott zur rechten Zeit den Verbrecher mit Vergeltung heimsuchen würde.

Ihr Vertrauen zur ewigen Gerechtigkeit dessen, der die Richter richtet, trog sie nicht. Ungefähr ein Jahr vor Ablauf der Strafzeit Dericourt's leitete das Gericht zu Arras auf Grund von Aussagen, die von zwei Fremden gegen den ehrenwerthen und von jeder geachteten Chef d'escrol inquisitoriale, Herrn Anguis, gemacht worden waren, eine Untersuchung ein, und zwar eine ernste Untersuchung, indem derselbe gefangen gesetzt und wegen Mordes inquirirt wurde.

Diesmal fehlte es an überzeugenden Beweisen nicht, diesmal konnte kein Ehrenwegender deutlicher Einsicht die Gerechtigkeit von ihren Wegen ab. Zwei von Anguis's früheren Gesellen, Mitwisser, wo nicht Mitschuldige seines Verbrechens, hatten durch unmäßige Forderungen die Verschwiegenheit erschöpft, mit welcher er sie Stillschweigen erkaufte, und bei einem Besuch, den sie ihm zu Arras abstatteten, durch Schaudungen seine Gehuld ermittelt, so daß Anguis, da er sich durch seinen ganzen Anhang und durch die seit Dericourt's Verurtheilung verflossene Zeit für geschützt hielt, es darauf ankam, ihn zu trotzen. Darüber kam es zu einem entsetzlichen Zank, der unglaublicherweise Zeugen verbrieg, und wobei so viel verlautete, daß die Wiederaufnahme des Prozesses nothwendig und die Verurtheilung des wahren Schuldigen unvermeidlich wurde.

Da ärndteten Alphons und seine treue Florentine reichlichen Lohn für Alles, was sie erduldet, in dem freudigen Jubel, womit sie auf dem Schauplatz ihrer einstigen Demüthigung von Angehörigen und Freunden willkommen geheißen wurden. Beider Aeltern lebten noch, und ihre früheren Freunde hatten der alten Liebe nicht vergessen. Der zweiten, gesetzlichen Verbindung des Paares wohnte die halbe Bevölkerung der Umgegend festlich bei, und als die siebenundzwanzigjährige Florentine Dericourt vor ihrem greisen Vater niederkniete und ihn um seinen Segen zu ihrer Verbrutrathung bat, da beugte es nur einen Blicke aus den hellen Augen des kleinen Findlings aus der Kue d'Enfer, der sein Lockenhäupten im Schoße seiner Mutter verbarg und die Vergeltung des Greises für den einzigen Ungehorsam seiner guten Tochter zu erlangen. Jetzt ist lauter Glück und Freude zu Francheval-Tour. Denn die Freunde des Hauses an einem fröhlich geselligen Abend der Frau Dericourt zu der Schönheit der jüngeren Kinder, den denen sie sehr umgeben ist, Glück wünschen und über mütterlich wachsame Pflege rühmen, dann sagt Florentine wohl mit einem zärtlichen Blick auf ihren vielgepriesenen Gatten „Gott sey Dank, die Kinder sind gesund und wachsen an Leib und Seele; aber glauben Sie mir, treuer und sorgsamer hat die Mutter die jüngeren nicht gepflegt, als sich die Barmherzigkeit der Pflegerinnen im Hospiz der Findelkinder an dem verwaisten Aeltesten erwiesen hat. (N. M. M.)

Persien.

Der Palast von Ispahan.

Der Name des Palastes, in welchem die letzten Könige von der Dynastie Sefi residirten, ist Tschihil Situn (die Vierzig Säulen). Man kann dieses Prachtgebäude das Versailles von Persien nennen. „Als wir aus dem Tschihil Situn zurückritten", so erzählt Robert Ainsley Porter, „fanden wir die Straße mit den Karren zu eng; das Dach unterstützte eine doppelte Säulenreihe von mehr denn 40 Fuß Höhe, und jede Säule ruhte auf den vereinigten Rücken von vier Löwen aus weißem Marmor. Die Schäfte der Säulen waren mit Arabesken und Laubwerk geschmückt, Alles bemalt und vergoldet. Diese Tierrathen bildeten entweder Büllete von Gold, oder Ranken, Sterne, Kreise und andere figurirte und sinnreiche Figuren. Dazu kamen noch Blumen, Vögel, Schmetterlinge, ruhende Tiger, sämmtlich gemalt, vergoldet und verschiedene, und viele hundert dazwischen eingefügte Spiegel."

Teilt man in diese offene Zauberhalle, so erscheint inmitten zweier anderer Säulen ein geschmückter Bogen, der den Eingang zu einem geräumigen, mit orientalischer Pracht verschwenderisch ausgeflatterten Saal bildet. Die Fußböden dieses inneren Saales sind mit kostbaren Teppichen bedeckt, auf welchen die Speche verzichtet ist, da das ganze Gebäude errichtet werden. Der Porter fand diese Teppiche so wohlerhalten, als hätte man sie eben erst ausgebreitet. In dem einen Winkel des Saales sind zwei Flügelthüren angebracht, die zu einem anderen geräumigen und sehr hohen Saale führen, an dessen Wänden Gemälde hängen. Sechs dieser Gemälde, welche theils Festgelage, theils Schlachten vorstellen, haben eine gewaltige Dimension; sie reichen von der Decke bis acht Fuß vom Boden. Das goldene Tischgeräthe bei den Gelagen, die musikalischen Instrumente und alle Details im Kostüm der Personen sind mit seltener Meisterschaft gemalt. Der Mein scheint bei diesen Gastmählern eine große Rolle gespielt zu haben; denn Mundvorräthe sind als allen Gestellen, und die Becher sind mit enatronischer Urbigkeit auf den Tischen vertheilt. Auch der Tanz scheint die Freuden der Tafel sehr erhöht zu haben; tanzen spricht Porter in den anwesenden Tänzerinnen. Das sechste Gemälde ist von neuerem Datum und eine traurige Probe von dem Verfalle der Kunst. Die anderen fünf Bilder gehören in das Zeitalter Schach Abbas des Großen, Abbas des Zweiten und Schach Tamasp's. Die dargestellten Feste werden verschiedenen Gesandten gegeben.

Mannigfaltiges.

— Zur Sittengeschichte. Die Kloaken und unterirdischen Abzüge von Paris sind es, über die sich Jules Janin in einem aus südrischen Artikel (les égouts) im neusten Hefte der Revue de Paris vernehmen läßt. Er scheint dies zwar ein Gegenstand zu sein, der nicht vor das Publikum dieser eleganten Zeitschrift gehört; auch gewährt in der That die Staffage der Lustschaft, die der Maler hier mit funfgeädter Hand gezeichnet hat, einen Ekel und Grausen erregenden Anblick; aber eben um die Fulmerksamkeit eines Publikums darauf zu lenken, das, mitten in Paris lebend, von dieser Nachtseite der Hauptstadt doch nur selten etwas erfährt, und um auf diese Weise vielleicht eine Umregung zu wenschenfreundlichen Vorschlägen zu geben, hat sich Janin an das allerekligs etwas schwierig zu behandelnde Thema gewacht. Indessen ist ihm darin bereits ein anderer, überaus achtungswürdiger, gelehrter und von jedem literarischen Prunk entfernter Schriftsteller, Herr Parent-Duchatelet, mit gutem Beispiel vorangegangen. Dieser hat es eine fremme Aufgabe seines Lebens sein lassen, den Quellen unsichtbarer Verpestung nachzuforschen und Vorrichtungen zu treffen, solchen Geschlechter aufzuheben. Dem Beispiele des edlen Parent-Duchatelet folgend, nämlich ohne sich oder seine Leser dadurch zu beschmutzen, wird Janin in einem anderen Artikel auch zur Höhlen des Lasters daraufstellen, die von der toleranten Sprache unserer gebildeten Welt Häuser der Freude genannt werden, in denen jedoch zur Himmelstrofte, welche „Blumen aus den Krimen, Sonnen aus dem Firmamente locken", noch nie gewohnt hat. Vielleicht gelingt der kaustischen Feder Janin's, mit den frommen Bemühungen vieler vereinzelten Menschenfreunde in Frankreich, wie in anderen Ländern, dieser nicht möglich war, nämlich die Mittel aufzufinden, sowohl um der Habsucht, die nur allzuoft der Verführung als geschickte Vermittlerin dient, entgegen zu arbeiten, als um den Verstörten, die sich den Armen des Lasters gern entreißen möchten, ein sicheres Asyl darzubieten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Freitag den 4. November 1836.

Spanien.

Der Cardinal der Bibliomanen.

Unter den Arkaden, welche die Nordseite des Marktplatzes von Barcelona begränzen und den Namen „die Säulen de los Encantes“ führen, befindet sich eine große Anzahl von Trödler- und andren Buden. Hier haben auch gewöhnlich die Händler mit alten Büchern ihren Platz. Einer derselben, Augustin Patxot, trieb sein Gewerbe als Antiquar schon lange an diesem Orte; sein Geschäft war nicht glänzend, doch fristete er sein Leben damit. Aber seit kurzer Zeit, das heißt, seitdem die Klöster geplündert worden, trat in der Nachbarschaft unseres Handelsmanns ein neuer Konkurrent auf. Obgleich der Neuhinzugekommene weltliche Kleider trug, erkannte man doch bald in ihm einen ehemaligen Mönch. Es war der Bruder Vincenz aus dem Kloster zu Poblat. Der arme Mann bejammerte ein bitteres Leid. Nur mit dem tiefsten Schmerze gedachte er der kostbaren Bibliothek, die er bei seiner Verweisung aus dem Kloster hatte verlassen müssen. Einer der letzten Könige von Aragonien hatte einst diesen Schatz dem gedachten Kloster geschenkt. Vincenz beklagte den Verlust nicht sowohl deshalb, weil er seinen literarischen Reichthum literarisch zu benutzen wußte, sondern weil er gewohnt war, die große Anzahl von Manuskripten, die in den Schränken von Ebenholz aufbewahrt wurden, immer aufs neue zu betrachten, und weil er wenigstens von Hörensagen wußte, welche Reichthümer hier verborgen waren.

Sey es nun, daß der tiefe Schmerz, den er über diesen unersetzlichen Verlust empfand, seinen Verstand zerrüttet, oder daß die Anschauung des Klosterlebens seine Sinne verwirrt hatte, genug, er sprach, er träumte von nichts Anderem, als von Büchern. Er las wenig, aber er kaufte die seltsten Ausgaben. Um seiner Lust, Bücher in Masse zu sehen, genug zu thun, ward er Buchhändler. Sein Laden war sehr gut eingerichtet. Als die Gastlichen aus ihren Klöstern wanderten, beschränken sie sich nicht darauf, wie das Gesetz erzählt, die gottigen Schätze in Sicherheit zu bringen, und Vincenz, als er sah, wie es die Anderen trieben, fand für gut, dem Beispiel seiner Brüder zu folgen; ja, man sagte sogar hinzu, daß Vincenz vor allen Anderen auf die Füllung seines Säckels bedacht gewesen sey. Erwiesen ist es, daß er sein Geschäft bald in Auf zu bringen wußte. Dessenungeachtet legte er seinen Kunden sich nie kostbare oder seltene Bücher vor, die er als seinem Gewölbe in großer Menge hatte, und er mußte schon in bedeutender Geldverlegenheit seyn, ehe er sich von dem einen oder dem andern derselben trennte. Nur mit dem größten Widerwillen entschloß er sich dazu. So wie er sich aus Büchern von geringer Wichtigkeit etwas machte, so viele Schwierigkeiten erhob er, wenn es sich um eine seltene Ausgabe handelte; er hatte Einwendungen über Einwendungen bei der Hand und forderte endlich einen übermäßigen Preis. Wurde ihm dieser dann bewilligt, gab es das Buch dennoch nur mit dem größten Widerwillen aus den Händen.

Man sah, daß er sich selbst anthun mußte, um sich von einem Buche zu trennen; indessen möchte er allein doch mehr Geschäfte, als alle seine Kollegen zusammen. Auch hatten ihn diese in größter Uebereinstimmung, und Patxot schlug die Errichtung eines Bündnisses vor, das den Ruin des Bruders Vincenz zum Zwecke haben sollte. Die verbündeten Antiquare beschlossen nämlich, ihn in allen Bücher-Versteigerungen zu überbieten, und da Alle für Einen standen, hinderten sie ihn auf diese Weise, die Seltenheiten wieder anzukaufen, welche durch den einzelnen Verkauf in seinem Gewölbe entstanden waren. Vincenz war in Verzweiflung, daß er solche Bücher, welche die Gegenstände seiner Verehrung waren, sich vordringen lassen mußte, ohne im Stande zu seyn, sie für sich zu erwerben; er wüthete jedesmal, wenn man ihm den Triumph brachte.

Ungefähr vier Monate nach der Stiftung dieses Komplottes vereinigten man die Bibliothek eines alten, unlängst verstorbenen Advokaten, der bei seinen Lebzeiten ein großer Liebhaber seltener Bücher gewesen war. Unter den vorhandenen Werken, die die Aufmerksamkeit Vincenzen's besonders erregt hatten, befand sich ein Exemplar von „Furs e ordinacions fetes per Los Gloriosos Reys de Aragó als regnicols del regne de Valentia.“ Es war die erste im Jahre 1482 erschienene Ausgabe und von Lambert Palmart, der die ersten Druckereien in Spanien einführte, besorgt. Es galt für das einzige noch vorhandene Exemplar. Vincenz wußte Alles an, um das Buch an sich zu bringen; er bot ansehnlich und steigerte das Gebot bis auf 4555 Realen (456 Thlr.), aber Augustin Patxot bot bis zu 5327 Catalonischen Pfunden (354 Thlr.), und ihm mußte das Buch zugeschlagen. Die Kaufleute, die sich in seiner Nähe befanden, hörten ihn Drohworte ausstoßen und sahen, wie er sich, glühend vor Zorn, entfernte. Man wollte gewährt haben, daß er gesagt, Patxot solle seines Schatzes nicht lange sich werden. In der That war die Woche noch nicht verstrichen, als die Bewohner von Barcelona mitten in der Nacht durch Feuerruf geweckt wurden; die Flammen verzehrten das Magazin des Antiquars Patxot. Man stehmte von allen Seiten herzu, mit und Hülfe der Wirksamkeit der angewendeten Rettungsmittel wurde man des Feuers Herr und hinderte das Weiterverbreiten desselben. Aber unter den traurigen Ueberresten der verbrannten Bücher fand man auch den Leichnam des unglücklichen Antiquars. Er war so sehr verbrannt, daß es unmöglich war, festzustellen, ob er Spuren von erlittener Gewalt an sich trüge. Niemanden kam der Gedanke bei, daß dies Mißgeschick wohl das Resultat eines Verbrechens seyn könnte, denn auf einem Tische, der nahe an dem Bette des Verunglückten stand, lag eine ziemlich beträchtliche Summe, die er noch denselben Abend eingelöst hatte. Man mußte, daß er dem Tabacksrauchen eingeschlafen, daß ein Funken von seiner Cigarre auf das brennbarste Bettwerk gefallen sey, worauf sich das Feuer dem Maisstroh, welches einen großen Bestandtheil seines Lagers ausmachte, und darauf den Büchern mittheilte.

Am diesjährigen Heil fand man im Hafendamm den Leichnam eines jungen Deutschen Gelehrten, der von mehreren Dolchstößen durchbohrt war. Wenige Tage vorher hatte man in einer von einigen Baumzweigen verdeckten Grube den Leichnam eines Landgeistlichen aus der nächsten Umgebung der Stadt gefunden. Es ergab sich, daß diese Mönner nicht von gemeinen Menschenmördern überfallen worden seyen, denn sie waren nicht beraubt; man fand in ihren Taschen Gold und Preziosen und erschöpfte sich in Muthmaßungen, um dem Verbrechen auf den Grund zu kommen. Unmöglich konnten Rache oder Eifersucht die Motive dieser und ähnlicher Unthaten gewesen seyen, denn von den meisten Ermordeten war man überzeugt, daß sie keine Feinde hatten; auch konnte man keine politische Ursache zum Grunde legen, denn die Reihe traf eben so gut die Christinos als die Karlisten. Nur eine Aehnlichkeit hatten die Unglücklichen, die von dem Dolche des Mörders getroffen wurden: dies war ihre Liebe zu den Mäßerschaften; es waren sämmtlich Leute, die sich durch ihren Eifer für Gelehrsamkeit auszeichneten.

Unterdessen erneuerten und häuften sich die Mordthaten auf eine so schauererregende Weise, daß sie die Wachsamkeit der Behörden im hohen Grade in Anspruch nahmen. Neun Personen waren nach und nach hingerafft, unter ihnen befand sich Don Pablo Rafael de M..., Ehrenmitglied der ersten Kammer des Königlichen Gerichtshofes*), bekannt durch seine gelehrten Untersuchungen über die Niederlassung der Phönizier in Catalonien; ferner ein Alcade Mayor**) und ein Notarius. Schrecken verbreitete sich über die ganze Stadt. Da man nicht wußte, wem man das Verbrechen zur Last legen sollte, sprach man von Vehmgerichten, die ihre Mitglieder insgeheim zur Vollstreckung ihres Spruchs aufsendeten, nachdem sie vorher ihre Zunge durch furchtbare Eidschwüre gefesselt hatten. Man sprach auch von einer gewaltsamen Wiedervertheilung der Inquisition. Diese Meinung hatte den allgemeinsten Glauben gefunden, und wir weit sie auch von der Wahrheit entfernt war, so schien sie doch zu derselben und ward Veranlassung, daß der Schuldige entdeckt wurde.

Ganz in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, ließ der Gerichtshof mehrere Personen einziehen, welche in Verdacht geriethen, Mitglieder des geheimen Inquisitions-Tribunals zu seyn. Unter diesen als verdächtig Bezeichneten befand sich auch Vincenz, der noch immer seinen einmönchischen Charakter zur Schau trug. Der Corregidor stellte eine genaue Untersuchung in seinem Hause an, doch entdeckte man nicht das Geringste, was den Verdacht rechtfertigte, als habe er einen Plan zur Wiederherstellung der Inquisition begünstigt, und der Beamte fand schon im Begriff, sich wieder zu entfernen, als er auf einem hohen Regal das Werk des Dominikaners Eymerie von Girona: „Directorium inquisitorium“ (der Führer der Inquisition) erblickte. Er meinte, das

*) Es ist eine alte Sitte in Spanien, daß man denjenigen, welche auf Auctionen durch Verlegenheit Bücherten den Preis der in ihr Fach gehörenden Werke bekommen in die Höhe treiben, am folgenden Tage ein angemessenes Gebgeschenk macht. Man nennt das den Trostpreis (premio de consolacion).

*) Der Königliche Gerichtshof von Catalonien besteht aus mehreren Kammern. Die erste und zweite führen das Prädikat, die dritte ist das Kriminalgericht (sala de los alcaldes del crimen).

**) Der alcalde mayor ist kein Municipal-Beamter, sondern eine Magistratsperson, deren Amtsbefugnisse und Pflichten denen eines Friedensrichters entsprechen. Der bloße alcalde ist ein Municipal-Beamter und führt in einem großen Theile von Catalonien den Titel baile.

Digitized by Google

Buch sey eine gute Prise, und nahm es herunter. Bei dieser Gelegenheit fiel das ziemlich schwere Buch herab. Es war das von Palmieri im Jahre 1482 gedruckte Buch. Der Titel desselben war dem Corrector vollständig gegenwärtig, denn in ganz Stadt war Tage lang voll von der Versteigerung jenes Buches und dem hohen Preise, der dafür bezahlt worden war. Man fragte Binteny, auf welche Weise er in den Besitz des Buches gekommen sey, und er behauptete, es zurückgekauft zu haben. Aber die bekannte Verschwendung der Buchhändler gegen ihn erweckte gegen diese Aussage Verdacht. Man brachte also Binteny vor Gericht, das Untersuchung und begann darauf, ein Inventarium von den vorhandenen Büchern aufzunehmen. Man fand unter Anderm ein Exemplar der „Alterthümer Spaniens und Afrikas" mit Randnoten von der Hand des Bernard Aldrete. Man erinnerte sich, daß Don Pablo Rafael N... dieses Buch wenige Tage vor seinem Tode von Binteny gekauft hatte. Mehrere kostbare Bücher, die Binteny zu später ermordete Personen verkauft hatte, wurden nach und nach ebenfalls gefunden.

Nachdem Binteny sich lange Zeit geflüchtet und umsonst gesucht hatte, gestand er endlich die Wahrheit. Und als er das Versprechen erlangt hatte, daß seine Bibliothek nicht zerstreut, sondern beisammen erhalten werden sollte, entschied er sich, die von ihm verübten Meuchelmorde mit allen Umständen zu erzählen. Er wiederholte sie am folgenden Tage in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge, die das Zuhörerzimmer des Falles herbeigelockt hatte.

Binteny ist ein Mann von starkem Körper, aber stark und kräftig; auf seinem frischen rothen Gesichte scheint Wiederkeit und rechtlicher Sinn zu wohnen, seine Physiognomie ist wenig beweglich; er antwortet stets ohne auf alle Fragen, die man an ihn richtet mit fester Stimme. Nachdem er über seine Lippen und Augen das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, öffnete er den Mund und sagte: „Ich habe die Wahrheit gesagt, denn ich habe es versprochen; wenn ich sie absage bin, so ist doch wenigstens eine gute Absicht dabei. Ich habe den Wissenschaft bereichern, ich habe die Schätze erhalten wollen, die sie selbst nicht wieder zu schaffen im Stande ist. Wenn ich Böses gethan habe, so stehe ich nicht um Gnade; macht mit mir, was ihr wollt, aber zerstreut meine Bücher nicht, denn es wäre Unrecht, die Waare zu stealen, weil das Pferd, welches sie trägt, stehlen. Das erste Buch, das ich ganz wären meinen Willen verkaufte, erstand ein Kandgeistlicher. Die Noth zwang mich zu dem Beekaufe. Der heilige Evangelist Johannes, der der Schutzpatron der Scheiffstelle ist, weiß, daß ich Alles gethan habe, um den guten Mann von drei Handel abzubringen; ich machte ihn darauf aufmerksam, daß das Exemplar sehr schlecht erhalten sey, daß sogar ein Blatt fehle, aber alle meine Bemerkungen halfen mir nichts. Ich erhielt den gefordereten Preis, und er ging fort. Kaum hatte er sich mit dem Buche entfernt, als ich augenblicklich, Verzweifelt, es wieder zu haben, mich ergriff. Der Käufer war die Calle mayor (die Große Straße) entlang gegangen, ich machte mich schnell auf den Weg und erreichte ihn nahe bei Atarassanas. „Hier habt ihr eure Geld, gebt mir mein Buch wieder!" rief ich ihm zu. Er wollte nicht. Ich verfolgte ihn eine Zeitlang und wiederholte meine Forderung immer dringender und immer heftiger. Wir erschienen einem einsamen Ort. Als ich mich überzeugt hatte, daß er durchaus nicht Vernunft annehmen werde, warf ich ihn mit einem Messerstich nieder. Er fiel zu Boden, das Blut stürzte aus seinem Munde. Hierauf ertheilte ich ihm die Absolution und machte durch einen zweiten Stoß seinem Leben ein Ende, warf ihn in den Graben und bedeckte ihn mit Zweigen. Das ist eine unnütze Vorsicht, da ich Niemen nicht mehr angreifen werde. Ich nahm mein Buch zurück, da ist es.... (er deutete bei diesen Worten auf das Buch, welches unter mehreren anderen auf dem Bureau des Präsidenten lag) .... Es ist ein seltenes Buch, Vigiliae mortuorum secundum chorum ecclesiae Moguntinae, in Quare, mit rothen und schwarzen Buchstaben gedruckt, ohne Seitenzahlen, oder mit Custoden.

Hier erhob sich der Präsident des Gerichtshofes (alcade gobernador) und fragte: „Das ist aber nicht das einzige Mal, daß ihr die Leute, die euch eure Bücher abkaufen, getödtet habt?"

Binteny. Gewiß nicht. Sie sehen, meine Bibliothek ist zahlreich und gewählt, und Sie kennen das Sprichwort: Zamora wird nicht an einem Tage eingenommen. (Non se gano Zamora en un ora.)

Präsident. Erklärt uns denn, auf welche Weise ihr die übrigen Mordthaten verübtet.

R. Bei der heiligen Jungfrau und allen frommen Frauen! Nichts in der Welt ist einfacher, als das Mittel, das ich anwendete. Wenn Jemand kam, der mich um einen meiner Bücher brachte, unterließ ich nie, ehe ich es ihm übergab, einige Blätter umzureißen, die ich sorgfältig aufhob. Es konnte nicht lange, so kehrte Jener zurück und beklagte sich über den Mangel. Ich nahm das Buch, als ob ich es untersuchen wollte, in die Hand und lockte dann, was mir nicht schwer werden konnte, den Käufer in eine stille, abgelegene Kammer. Hier zog ich ihm den Todesstoß, denn mein Arm hat niemals gefehlt. Wenn dann die Nacht hereinbrach, wartete ich die Stunde ab, wo Alles schlief, nahm ihn erschrocken auf die Schulter und trug ihn, wohin es mir eben gefiel, bald nach diesem, bald nach jenem Orte.

Pr. Empörte sich denn euer Inneres nicht bei dem Gedanken, daß ihr Hand an ein Wesen legtet, das nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist?

R. Alle Menschen sind sterblich. Den Einen ruft Gott früher zu sich, den Anderen früher. Aber gute Bücher muß man zu erhalten streben; darum habe ich auch mit vieler Sorgfalt die Blätter wieder eingeflegt, die ich herausgerissen hatte.

Pr. Ihr habt also alle diese Verbrechen bloß begangen, um Bücher zu erlangen!

R. Ja, für Bücher! für Bücher!

Pr. Ihr seyd auch Schuld an dem Tode des Augustin Patjot!

R. Allerdings. Ich konnte unmöglich ein so seltenes Buch wie die Ausgabe des Lambert Palmieri in seinen Händen wissen.

Pr. Wie seyd ihr in sein Haus gelangt?

R. Ich bin durch die Oeffnung gekrochen, die sich in seiner Küche befindet. Er hatte sie wahrscheinlich aufgelassen, der angewachsenen Kühle wegen, die von außen hereinströmte. Ich überfiel ihn in seinem ersten Schlummer und würgte ihn mit einem Strick, dann nahm ich das Buch. Es war eigentlich ein guter Kerl, der arme Patjot, und wenn er mir gleich nicht wohlwollte, habe ich es ihm doch niemals nachgetragen. Als er todt war, nahm ich ihm den Strick wieder ab und brachte ihn zu Bett.

Pr. Aber wenn ihr eine so große Ehrfurcht für Bücher hegt, wie konntet ihr euch denn entschließen, ein ganzes Magazin den Flammen zu übergeben?

R. Er hatte nichts Verdächtiges. Was gut war, hatte ich vorher in Sicherheit gebracht, und ich mußte den Rest verbrennen, weil man sonst leicht die von mir genommenen Bücher vermißt haben würde. Ich würde den ganzen Preis meiner Arbeit eingebüßt haben. Deshalb mußte es so scheinen, als ob das, was fehle, vom Feuer verzehrt sey.

Pr. Habt ihr das Geld des Patjot liegen lassen?

R. Ich, Geld nehmen? Hält man mich für einen Dieb?

Nach diesen Geständnissen hatte der Fiskal eine leichte Arbeit; er sprach von des Lebens Ueberdruß über Binteny. Ein Advokat trat die Vertheidigung des Angeklagten auf. Er stützte sich darauf, daß ein Mensch niemals auf den bloßen Grund seines freiwilligen Geständnisses verurtheilt werden müsse. Es habe Leute gegeben, sagte er, die, blind hebereifert von der Leidenschaft, sterben zu wollen, sich Verbrechen andichteten, die sie nie begangen, noch begehen wollten. Nachdem er diesen Grundsatz aufgestellt hatte, verlangte er einen vollgültigen Beweis, da bis jetzt Niemand gefunden worden sey, auf welchen Weise dahin gekommen sey könnten. Der Fiskal machte dem Advokaten bemerklich, daß von dem Buche des Lambert Palmieri nur ein einziges Exemplar vorhanden sey; aber der Advokat bewies, indem er den Katalog eines Pariser Buchhändlers vorlegte, daß sich in Frankreich noch ein zweites Exemplar dieses Buches befinde. Hieraus zog er den Schluß, daß, wenn es zwei gäbe, auch wohl noch ein drittes vorhanden sein könne.

Diese Vertheidigung machte wenig Eindruck, und die Aleaden verurtheilten den Mörder zum Tode durch den Strang. Während des Plaidoyers des Advokaten begann Binteny, der bis dahin eine unerschütterliche Ruhe an den Tag gelegt hatte, zu weinen. Der Präsident rief ihm zu: „Fangt ihr endlich an, die Größe eures Verbrechens zu begreifen?"

„Ach, gnädiger Herr Alcade, mein Irrthum war schrecklich!"

„Es steht noch frei, die Gnade unserer erhabenen Regentin anzurufen."

„Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!"

„Wenn die irdische Gerechtigkeit auch unerbittlich ist, so ist es doch die himmlische nicht, und zuweilen Reue erweckt Mitleid."

„O, wie schrecklich ist es", rief Binteny endlich und setzte dadurch seine Rechter nicht wenig in Erstaunen, „wie schrecklich, daß mein Exemplar nicht das einzige war!"

(Gaz. des Tribunaux.)

England.

London's Bau-Denkmale neuerer Zeit.

(Schluß.)

Wir haben diese Betrachtungen vorangeschickt, damit unseren Lesern klar werde, aus welchen Gründen wir nur dem jetzigen Stande der Baukunst auf Britischem Boden nicht zujubeln sind. Daß es uns weder an Stoffe, noch an Geschicklichkeit, noch an Gelehrsamkeit gebricht, davon kann Jeder sich überzeugen, der von dem Hyde-Park aus in Regent-Street hinauf und um den Regent-Park fährt. Ist er auch richtiger Natur, so wird er bekennen müssen, daß der ganze Kontinent Europa's keine solche Reihe architektonischer Prachtwerke auf Einem Punkt besitzt, und daß selbst die Pharaonische Kunst etwas Imposanteres erfunnen kann. Prüfen wir aber alle diese Bauten mehr als oberflächlich, so bleibt uns viel weniger Stoff zu nationalem Triumphe. Fast Alles ist aus sehr vergänglichem Material gebaut und wird, wenn man nichts daran restauriert, in Zeit eines halben Jahrhunderts dem Erdboden gleich seyn. Wenn die Frische und Schönheit dieser Bauten von Bestand sein soll, so müssen alle drei Jahr an jeder Fronte wenigstens 100 Pfd. Sterl. auf Reparaturen verwendet werden. Auch wird man bei näherer Prüfung der Details finden, daß Vieles in sehr gestörten und barbarischem Geschmack ausgeführt ist, und daß man, um den alten Stil zu verdecken oder Abweichungen hineinzubringen, wahre architektonische Mißgeburten zu Tage gefördert hat.

Das zerbrechliche Material der modernen Gebäude kann nicht damit entschuldigt werden, daß Steine in London eine seltene und theure Sache sind. Ziegelsteine, die man so gern als das zerstörbarste Material verklagt, sind vielmehr das dauerhafteste von allen: sie bezeugt die Ziegelsteine an den Birs-Nimrod, deren keilförmige Inschriften noch eben so deutlich sind, wie in den Tagen der grauen Vorwelt. Wer einen der Ziegelsteine aus Babylon oder Ninive in den Britischen Museen in Augenschein nimmt, der wird sofort sich überzeugen, daß diese Substanz, wenn man sie gut zu bereiten versteht, ewiger Dauer fähig ist. Auch mögten wir die Ruinen sehr wohl begreifen kannt, daß die Ziegel-Mauern der Bäder des Caracalla und des Titus, eben so wie die Thermen des Diocletian, der Zeit und dem Feuer der Gothen besseren Widerstand geleistet haben, als die Steine der Kolosseums oder der Marmor des Forums Kaiser Trajan's. Jene innern antern Ruinen bezeugen außerdem, wie großartig ein Gebäude aus

Digitized by Google

Ziegelsteinen sich auszuhelfen kann, wenn man auch die Ziergrathen nur sparsam anwendet.

Gesetzt aber, die Ziegelsteine wollten unseren Architekten nicht gefallen — ist denn London eine so arme Stadt, daß sie gerade jetzt, in der Periode ihres größten Wohlstandes, diese Läden in Ostindischen Sandstein oder Marmor aus den Steinbrüchen der Provinzen bejehen kann? Wo nahmen die Römer den Granit und Marmor zu ihren Gebäuden her? Etwa aus der Campagna oder den Bergen von Tivoli? Kam nicht der Marmor aus Griechenland und der Granit aus Ober-Aegypten oder aus den Steinbrüchen des Atlas? So entsteht und bildet sich ein Handel, der den Römern das Material zu ihrer glorreichen Hauptstadt lieferten. Und London, das über Länder im Osten verfügt, wohin kein Römischer Adler jemals gekommen — London, das den Handel einer Welt in sich konzentrirt, es sollte nicht fähig seyn, aus den Bergen Großbritanniens Steine zu schaffen, um seinen architektonischen Werken Dauer zu geben? Bringt nicht die Themse unsere Frachtschiffe bis ins Herz der Hauptstadt? Giebt es nicht, trotz Engl. Meilen vom Seegestade, die Schiefer-Inseln in dem Firth of Forth, und an den Küsten von Aberdeen Granit, der dem härtesten Aegyptischen gleich ist? Vorzüber kann man bei Peterhead in Ueberfluß, und Marmor von allen Farben auf den westlichen Inseln haben. Mit solchen Materialien und solchen Reichthum hätten die Alten London zu einer Stadt gemacht, die vielleicht mit noch größerem Rechte als Rom den Namen der Ewigen Stadt verdiente. — Täuschen wir uns nicht! Es giebt uns weder an Geld, noch an Baumaterialien, noch an dem großartigen Gedanken, der den Reichthum würdig zu verwenden weiß.

Alle unsere architektonischen Unternehmungen sind jetzt auf unmittelbaren Eindruck berechnet; Niemand hat die Geduld, an irgend einem Bau so lange arbeiten zu lassen, bis er auch die Würgschaft seiner Dauer in sich trägt. Etwas Brillantes muß geschaffen werden, und zwar so rasch als möglich. Kein Wunder, wenn der Reputation der Künstlers geschehen. Daher das Unsolide und Flatterhafte in der Anlage ganzer Reihen von Gebäuden Londons, an denen, um eines ephemeren Glanzes willen, augenente Summen Geldes vergeudet werden.

In früheren Zeiten war dieser entartete Geschmack selbst in unserem England noch unbekannt; er hat sich gerade in der Periode unseres größten Flors entwickelt. — Unsere Vorältern bauten zwar allerdings keine lange Reihen von Gebäuden, mit Säulen geschmückt — keine überständige Gräber mit einer dünnen Stuckatur-Bekleidung; wohl aber Werke, denen man noch Jahrhunderte lang die verdiente Bewunderung zollen wird. Dies bezeugt manche prachtvolle Kathedrale — dies bezeugt manches edle Kastell, dessen massive Zimmer noch jetzt mit Verachtung auf das Moder-Gebäude herabschauen, das zu ihren Füßen sich erhebt und wieder einstürzt. So war es auch, als Wren's heiliger Genius den majestätischen Dom der Sankt Pauls-Kirche konzipirte, einer Kirche, die, wäre der Portikus noch hinzugekommen, den Ruhm ihr zugedacht hatte, das erhabenste Gebäude seyn würde, das der Mensch jemals zu Ehren seines Schöpfers errichtete. So war es nicht, als jene andere herrliche Kirche zwischen obskuren Gassen emporstieg, die jetzt auf dem Trafalgar-Square alle ephemere Zierkeit, der sie sich rühmen ist, zu Schanden macht, als der Freimaurer-Orden die Grab-Kapelle Heinrich's VII. mit ihrer wunderbaren Anmuth erbauen ließ.

Darf man uns im Ernste einwenden, das Baumaterial sey zu kostbar, wenn es schon im Zeitalter der Heinriche und der Edwarde in so großer Menge uns zuströmte, daß jener Winkel Englands damit versorgt werden konnte? — Wenn selbst unter den Plantagenet's die Mönche von Canterbury dieses Material aus der Normandie kommen ließen, um jenes schöne Gebäude zu errichten, das noch jetzt über dem Mausoleum des Schwarzen Prinzen sich erhebt? Sollte eine Nation, die tausend Millionen Pfund bezogen konnte, um Napoleon niederzuschmettern, in architektonischer Hinsicht nicht dasselbe leisten können, was unsere Väter und Mütter zu leisten im Stande konnten, als England nicht über zwei Millionen Einwohner zählte und die nationalen Einkünfte nur 600.000 Pfund jährlich betrugen? Ich wiederhole es: an Geld haben wir keinen Mangel; die Summen, die man in unserem London alle Jahre auf Zuhrwerke, Pferde und Jagdhunde verwendet, würden diese gigantische Stadt in kurzer Zeit auch zu edelsten Stadt der Welt machen können.

Wir nennen die Franzosen leicht gläubig und flatterhaft und erklären sie für ganz unmündig, mit uns, dem nüchternen, Alles überschauenden, seinem Ziele ernst entgegenstrebenden Volke in die Schranken zu treten. Beide Völker haben diese große Zeit durch öffentliche Monumente verherrlicht: welches von Beiden wird aber nach zwölfhundert Jahren in diesem Betracht höher stehen? Eine einzige Generation wird die geschmacklosen und massiven Denkmäler der Hauptstadt Frankreichs mit demselben Interesse betrachten, wie unsere Mitwelt; die Denkmäler des Britischen Ruhmes aber werden zum Theil gar nicht mehr vorhanden seyn, oder ihr traurigster und schmutzigster Nachbarn bestehen, wie die Straßen von Pierenza, nachdem aller Unrath und alle Ziergrathen abgefallen sind.

Wie sind gar nicht unempfindlich gegen die Schönheit vieler modernen Gebäude Londons, wie denn wir das Postamt, St. Pancras in der Field's, die Kirche Marylebone, und vor Allem die Bogen von Hyde-Park-Corner namhaft machen; aber sie dulden kaum eine entfernte Vergleichung mit den Gebäuden, die man gleichzeitig in Paris und St. Petersburg aufgeführt hat. Nähern wir uns dem Portikus der Kasaner Kirche in letzterer Hauptstadt — der erhabenen Stanne Peter's des Großen auf ihrem ungeheuren Piedestal aus Granit — der gewaltigen Alexander-Säule — ist uns, wenn wir gerade von London kommen, nicht anders zu Muthe, als kämen wir aus Lilliput nach Brobdignac. Jedes Ding in der Britischen Hauptstadt ist nett und zierlich, die Fronten aus Gyps-Mörtel sind zart modellirt; Bildhauer-Arbeit schmückt die Simse: man erhabt Säulen und Statuen in Lebensgröße, aber Alles ist in phymäenartigen Verhältnissen und dazu von ephemerer Dauer. In der Russischen Hauptstadt dagegen liegt alles Architektonische den Elementen der Solidität und Großartigkeit: Granit bildet das Straßen-Pflaster; von Granit sind die Säulen, und ganze Völker schienen bei Errichtung der gewaltigen Bauten thätig gewesen zu seyn.

Britische Reisende haben sich darüber lustig gemacht, daß die zu Napoleon's Zeit angefangenen öffentlichen Banten unter der Bourbonischen Dynastie so viele Zeit zu ihrer Vollendung brauchten. Unterdeß erhob sich die Regent-Street in ihrer ganzen Herrlichkeit, als wäre sie hingezaubert, und wie Engländer schmeichelten uns schon, unsere Metropole werde in ganz Europa nicht mehr ihres Gleichen haben. Nun wohl! Jetzt sind die Gerüste abgebrochen und die Bauleute verschwunden; aber manche stattliche Porte an den glänzenden Gebäuden zeigt nur zu deutlich die Hinfälligkeit des Materials — sie kommen Einem wie jugendliche Greise vor, während die Pariser Monumente in wahrer Jünglings-Kraft dastehen.

Andres ist es freilich mit solchen Bauwerken, die von anerkannter praktischer Nützlichkeit sind, wie z. B. die Bollen, Schiffs-Docken, Wasserleitungen, Kanäle und Landstraßen. Die Londoner und Blackeloo-Brücke, die Eisenbahn von Liverpool-Manchester, der Caledonische Kanal, der Tunnel unter der Themse u. s. w. zeugen von edrn so großer materieller Solidität als Großartigkeit der Idee. Allein eben das Grandiose an Werken solcher Art und der verhältnißmäßig sehr geringe architektonische Werth aller derjenigen Bauten, die werder zu bloßem Zierat dienen, sind unerfreuliche Erscheinungen. Wir haben uns ganz in ein Geschicklet von Utilitarern verwandelt. Nichts wird in einem Maßstabe ausgeführt, der unseres Zeitalters und der Nachwelt würdig wäre, weßern es nicht eine gute Diobende verspricht. An das Große und an die Nachwelt beliebt man nicht ferner zu denken; unser ganzes Streben konzentrirt sich auf das Nützliche, das Gegenwärtige, das Bestehende.

Der leidige Umstand, daß es in der Nähe Londons weder Steine noch Marmor giebt, hat ohne Zweifel nicht bloß auf die Dauerhaftigkeit, sondern auch auf den Charakter der modernen Bauten sehr nachtheilig eingewirkt. Die herrlichen Quadersteine, die man in den Umgebungen der Schottischen Hauptstadt findet, haben gewiß ihren Antheil daran, daß Edinburgh Bauwerke in einem viel edleren und imposanteren Stil errichtet sind. Der Pilger von London wird gern in steigen Selbstgefühl über die vierzehn Säulen auf Carlton-Hill; und doch wird dieses Fragment einer großartigen Unternehmens mit seiner edlen Einfachheit immer wohlthätig auf den Kunstsinn einwirken. Noch jetzt sind die Säulen von Carlton-Hill das Imposanteste, was Großbritannien in dieser Art aufweisen kann, und sollte der ganze Plan jemals, im bewußten Geiste ausgeführt werden, so hätte die Hauptstadt Schottlands ein architektonisches Denkmal erhalten, wie keine der übrigen Hauptstädte unseres Weltheils.

Die großen Steinblöcke, aus welchen dieser unvollendete Bau wie sein weltberühmtes Vorbild, die Propyläa von Athen, zusammengesetzt ist, geben ihm einen besonders erhabenen Charakter. Wer das Thor von Mycenä oder die cyklopischen Mauern von Volterra gesehen hat, der wird die unterordentliche Wirkung solcher massiven Blöcke wohl zu ermessen im Stande seyn; diese wichtige Elemente des Effektes geht aber bei Stuckatur-Bauten ganz verloren; ja, der nationale Sinn wird verwöhnt durch alle die Zierrathen und Variationen, deren plastische Arbeit stets ist, und das einfach Erhabene übt ihn dagegen unempfindlich.

Bibliographie.

Apocalypsis. — Untersuchung über den Ursprung der Sprachen, Bilder und Religionen; von Godfrey Higgins. 2 Bde. 5 Pfd.

J. Hick's Christian theology. — Von J. Dunn. 6½ Sh.

The student's manual of ancient history. (Handbuch der alten Geschichte für Studirende.) Von W. C. Taylor. 10½ Sh.

Caius Marius. — Eine Tragödie von Thomas Doubleday. 4 Sh.

The land-day-book. (Land-Tagebuch, in den Vereinigten Staaten geführt.) Von Sarah Hoding. 5 Sh.

A visit to the United States etc. (Besuch in den Vereinigten Staaten und Kanada im J. 1833.) Von Richard Weston. 3½ Sh.

The seven ages of England. (Die sieben Zeitalter Englands, oder seine Fortschritte in Wissenschaft, Kunst und Literatur.) Von E. Williams. 8 Sh.

The early history of Egypt. (Aegyptens früheste Geschichte.) Nach dem Alten Testament, Herodot, Manetho und den Hieroglyphen-Inschriften; von Samuel Sharpe.

Frankreich.

Neuere Französische Romane. *)

III. Die Todten-Karavane. (La caravane des morts.) Von Ernst Fouinet.

Das Werk des Herrn Fouinet ist ein orientalischer Roman von seltener Originalität. Der Held ist ein junger Perser, der, um seine Verbrechen durch eine große Buße zu sühnen, sich entschließt, der Führer der Todten-Karavane zu seyn, welche jährlich den ganzen Zug durch das Land macht, um die Leichname zu sammeln und sie nach dem geweihten Kirchhof von Kerbela zu führen. Die tausend Zufälligkeiten, die dem Hadji begegnen, die Geschichten, welche man ihm erzählt, und sein schrecklicher Tod nach einer fünfjehnjährigen Wanderung flößen ein mächtiges Interesse ein und beweisen, daß der Verfasser eine lebhafte Einbildungskraft hat, die sich mit einer genauen Kenntniß des Orients verbindet.

*) Vgl. Nr. 130 des Magazin.

Digitized by Google

IV. Hoffnung. (Espérance.) Von Sigalier.

Mag mit euch, ihr seidenen Geister, mit eurer Neugier und euren Liebesgedanken; weg mit denen, die in ihrem Egoismus und ihrer Beschränktheit niemals einige Betrachtungen über die große menschliche Gesellschaft anstellten, verlibet dies Buch nicht, es wird sie euch nur eine Reihe von Unbegreiflichkeiten enthalten, die für euch ohne alles Interesse sind. Für solche Männer, welche denken und das Denken lieben, die glauben, oder glauben wollen, hat der Verfasser des Werks „Christus und das Volk“ seine philosophischen Theorien aufgestellt, und auch für diese hat er es für nöthig erachtet, sie in eine dramatische Form zu kleiden, in die Formen eines mysteriösen und symbolischen Drama's, dessen Schauspieler mythische Figuren sind, welche nur bei seltenen Gelegenheiten mit dem gewöhnlichen Leben in Berührung kommen, und deren Held Galfeour, eine Personifizirung des fortschreitenden Gedankens, ist. Galfraut ist reich, und er streckt die Hand nach dem Unglücklichen aus; er ist stark, und wendet seine Kraft dazu an, Räuber zu besiegen; er hat eine Seele und ein Herz, und setzt beides an seine Forschungen; selbst sein Name (um mit einem Fremder zu reden, der ein tüchtiger Etymologist ist) gibt, wenn er aufgelöst wird, die bedeutungsvolle Verbindung zweier Lateinischer Worte, deren Auffindung wir dem Scharfsinne der Leser überlassen.

Galfraut vernimmt Stimmen vom Himmel herab, er hat Erscheinungen und verachtet die menschliche Gesellschaft, weil dort Verwirrung, Skepsis, Haß sich die Triebfedern jeder Handlung sind; aber seine Verachtung ist nicht vernichtend, denn er glaubt an eine Wiedergeburt der Gesellschaft, und um diesen Zweck zu erreichen, hatte er große Energie auf. Galfraut begegnet auf seinem Wege einem Räuber, dieser Räuber ist ein Unmensch; Galfraut tödtet ihn — Gerechtigkeit! Er stirbt die fürchterlichen Todesreste eines Rächers feierlich zu ihrer letzten Ruhestätte geleiten; das Herz dieses Rächers war der Ruinenhaltsort jedes Unrechtes gewesen; da erweckt er den Geist eines mächtigen Geistesschwachen, der um mit breiteren Worten das Andenken des ungerechten Richters brandmarkt — Gerechtigkeit! Galfraut, umwittert einer dichten Menge, in das Gedränge des Aufruhrs gezwängt, schleudert sein mächtiges Wort gegen die Verwegenheit und tritt seinen gewichtigen Arm auf die Rädelsführer sollen; er sprengt den dichten Kreis und rettet die unschuldigen Schlachtopfer. — Gerechtigkeit, nichts als Gerechtigkeit! Dieser Gedanke ist das Ziel und der Wiederbringert der menschlichen Gesellschaft, der Hauptheld der Theorie Sigalier's.

Von dem Gesichtspunkte der Philanthropie aus betrachtet, verdient dies Buch durch die Geradheit der Ansichten, die darin ausgesprochen sind, durch den regen Eifer des Verfassers, den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, womit er seine Diskussionen behandelt, jedes Lob. Als literarischen Produkt betrachtet, verliert sich der Verfasser mitunter in mystische Nebel; im Allgemeinen macht sich indessen eine scharfe Logik bemerklich. Einzig und allein im Interesse des Verfassers bitten wir ihn, mit der größten Sorgfalt Alles zu vermeiden, was den Skeptizismus zur Waffe gegen ihn dienen und die schadenfrohen Ironie nützen kann, gegen seine ernsten und heiligen Absichten mit dem Finger der Lächerlichkeit zu zielen zu können. Wir geben dem Verfasser diesen Rath, weil wir wissen, daß er unbesorgt für einen Mann voll einfach schlichten Glaubens ist, die Ergebnisse seiner tiefen und ernsten Forschungen von dem verlebenden Lächeln der Frivolität verunglimpft zu sehen.

V. Die Heilige von Montbazon. (La madonne de Montbazon.) Von Alphons Baudot.

Dies Werk ist ganz dazu geeignet, das aufgeregte Gemüth zu beruhigen. Ein kleiner fremdelicher Roman, dessen einfache dramatische Combinationen ruhig auf einander folgen; ein Rosen, wie Demoiselle Desbordes Valmore sie schreibt, mit etwas Umbrella und Wasser vermischt, worin wir die große Welt und die ganz Gesellschaft erkennen. Herr Baudot will wahrscheinlich nicht, daß man Ihm den Vorwurf machen soll, als habe er das Leben in seiner allgemeinen Fülle schildern wollen, als habe er allzuklare Gedanken und Verhältnisse erkunden, denn er bewegt sich in dem ganzen Buche nur in den herkömmlichen Nebensarten und den hausbackensten Situationen. Vermuthet die logische Evolution, und dann erklärt sich Jeden für einen Neuling in der Literatur, der nicht nach der Regel gegebenen Positionen alle anderen im Voraus erräth. Ein junges Mädchen, von wahrhaftiger Herkunft, aber schön wie ein Engel, verliebt einen ältlichen Mann, der reich ist, und ein Gaul ist. Was geschieht? Der alte Ehrbare hat einen Neffen, der ein Wasserdieb aller nur denkbaren guten Eigenschaften ist. Was geschieht nun? Die junge Gräfin sinnt damit an, den jungen Mann zu haffen und wird von ihm in gleichem Maße wieder gehaßt. Was folgt daraus? — Daß sie sich leidenschaftlich gegenseitig anbeten und daß der alte Graf auf alle Weit eifersüchtig ist, — gar nicht auf seinen Neffen. Darauf besteht der junge Mann mit einem Herzog, der sich unterstellt, seine Tante zu lieben, ein Duell und verwundet ihn. Was ereignet daraus? Daß die seit langem verlobte Gräfin Edgar anflieht, sich von ihr zu entfernen. Er beschließt, eine Reise zu machen, und die junge Frau begräbt sich in einem alten Schlosse. Der Mann ist natürlich immer abwesend. Nach einiger Zeit kehrt Edgar, unter dem Vorwande, seinen Oheim besuchen zu wollen, zurück; zärtlichere Wiedersehen, Austausch zärtlicher Geständnisse; leidenschaftliche Worte und Phrasen werden zwischen der Gräfin und Edgar gewechselt. Aber ein Mann zeigt sich am Fenster, dieser Mann ist der Herzog, jener gefährliche Nebenbuhler. Edgar schwingt sich hinaus, verfolgt ihn, und fällt ihn auf's Eis, da sie schlagen sich, der unglückliche junge Mann erhält eine tödtliche Verletzung. Die arme Jeanna stirbt von diesem Augenblick in ihrem Herzen den Schmerz einer Wunde, die nur der Tod heilen kann. Die fürchterlichste Situation, die das Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler bildet, ausgenommen, schildert sich Alles mit einer unwiderstehlichen Ordnung in einander; jedes Ereignis ist gewissermaßen der Bogen eines Gewölbes, man kann nicht daran rütteln, ohne das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen. Darauf, daß sich dieser Roman nicht der Intrigen anderen anzeichnet, geht hervor, daß er auch nicht viel schlechter ist, als jene.

Bibliographie.

De la prostitution dans la ville de Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. — Von A. J. B. Parent-Duchatelet. 2 Bde. 16 Fr.
La santé des femmes. Von Dr. J. Chomel. 3 Fr.
Le medecin des salles d'asile. — Von Dr. C. Cerise. 3½ Fr.
Chant de gloire et de foi, ou l'Afrique conquise. — Heldengedicht von G. Toutrivelle. 6½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Magyarische, die Ursprache der Völker. Wie viele Sprachen hat man nicht schon für die gemeinsame Stamm-Mutter aller übrigen erklären wollen! Das Sanskrit, das Hebräische, das Griechische, das Deutsche, sie alle sind der Ehre theilhaftig geworden, das Gemeinsame der Sprachen auf sich hinzuziehen. Der Kenner hat in Schneidern weist in seinem „Griechisch-Deutschen Wörterbuche“ (Leipzig, 1801) für jedes Griechische Wort eine Hebräische Wurzel nach; von Herrn Professor Jäckl in Berlin ist vorlängst schon dargethan worden, daß das Griechische sowohl als das Lateinische aus dem Deutschen abzuleiten sey; neuerdings aber hat ein gelehrter Slave, Herr Schwarz, in einer lateinischen Schrift sonnenklar bewiesen, daß Homer eigentlich — Polnisch gesprochen und geschrieben habe. Magyaren auf diese Weise mehrere bekannte und todte Sprachen hinter einander das Supremat ertheilen, ist es wohl auch den Ungarn nicht zu verdenken, wenn sie ihr Ziehen, dieses bisher von den Europäischen Schwestern arg zurückgesetzte Aschenbrödel, auch einmal auf den Stuhl der Gelehrten erhoben wollen. Der in Pesth erscheinende Tarsalkodó (Ort Gesellschaft) theilt die Ansichten mit, die in dieser Beziehung ein in Neusohl (Ujosztercze) lebender Ungarischer Gelehrter Magyarach der Meinung dieses gelehrten Magyaren todtdrechen wir Deutsche blos ein verdorbenes Ungarisch. Hin und wieder wird zwar ein Schwerglaubiger einwenden, das dies erst bewiesen werden müsse, doch der Sprachforscher aus Neusohl bleibt uns den Beweis nicht schuldig. Er führt uns neben mehreren Lateinischen, Slawischen und Hebräischen, auch einige Deutsche Wörter an, die er sämmtlich aus dem Ungarischen ableitet. Wir wählen daraus Einige, z. B. „das Brotel“, bekanntlich (fügt der gelehrte Magyar hinzu) eine Lieblingsspeise der Deutschen, stammt augenscheinlich von den Ungarischen Wörtern Bor und Etel, von denen das Erste „Bier“ und das Andere „Speise“ bedeutet. Welches ist aber etymologischer, als daß im Laufe der Zeit aus Borétel „Bratel“*) wird. Das Wort „Wesser“ (Wasser) leitet unser Ungarischer Etymologen noch glauben, mit den Wörtern „weben“, „Weg“ (in Steinweg) und „Weger“ verwandt; sondern stammt, wie unser Ungar bewiesen, von meinem unerzähmten Wekjeng her. Eben so darf man nicht glauben, daß das „Papier“ schon im Aegyptischen Papyrus gelegen habe; vielmehr scheint man bekanntlich selbiger immer auf einer weichen Haut (Ungarisch Bor) zu verwenden hatte und chwala gut!**); weil aber im Mittelalter nur Geistlichen (Papst) in die Schrift kundig eingeweiht waren, bekam das neue Schreibmaterial den Namen papir, welches auf Ungarisch so viel heißt, als: „der Geistliche schreibt.“ — Man sollte zwar glauben, daß dies Alles nur ein Scherz sey, aber die Ungarischen Blätter sind ganz ernsthaft bei der Mittheilung dieser Dinge. Wohin wird, um das Alter der Magyarischen Sprache darzuthun, sogar bemerkt, daß das Wort Adam (Mann) und Eva (Weib) von dem Ungarischen Atám (mein Vater) und Eve (sie ab) abstammen.

— Zur Geschichte der Humanität. In Philadelphia erscheint jetzt eine „Geschichte der Indianer-Stämme von Nord-Amerika, nebst biographischen Skizzen und Anekdoten von den vornehmsten Häuptlingen.“ Als Verfasser wird Herr Thomas L. Mackenney, ehemaliger Secretair des Indianischen Departements in Washington, genannt, der in seiner amtlichen Stellung mit den Indianern vielfach verkehrte und dabei Gelegenheit hatte, ihre wilden Physiognomien zu studiren in Leben. Das Werk wird demnach auch mit 120 Bildnissen ausgestattet sein. Wenn die „Geschichte der Indianer“ mit historischer Treue wiedergegeben ist, so dürfte darin manch Seltsames sich finden, die der Geschichte des civilisirten Amerika eben nicht zum Ruhme gereicht. Die Nord-Amerikaner verstehen es jedoch, sich gesichert in den Mantel der Humanität zu hüllen, so oft ihnen die Gelegenheit geboten wird, gegen Schwarze und Farbige das weiße Gesicht kehren zu können. Die Philanthropen von Neu-York und Philadelphia weist mit Achselzucken auf die südlichen Staaten hin, die er noch nicht dahin bringen können, das Sklaventhum abzuschaffen und das Vorurtheil gegen die farbige Haut zu mildern; der Bewohner von Charleston und New-Orleans dagegen die nördlichen Staaten des Fleckniges, die in ihrer Verleugnungswuth gegen die armen Indianer-Stämme gar keine Grenzen kennen. Bei Nichts betrachtet, möchte wohl Einer dem Anderen in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen haben.

*) Das Oesterreichische und Deutsch-Ungarische Wort für Brotes.
**) Von dem Hebräischen „Adama“: Erde.
***) Hebräisch Chawa, von Chaj: „Mutter alles Lebenden“; Eva ist nur die gräcisirte Form der Sylbenzahl.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Montag den 7. November 1836.

Frankreich.

Joachim Murat in Korsika.

Von Alexandre Dumas.

Es war am 22. August 1815, als Murat, fleht von seinem treuen Gastfreunde begleitet, in einer Bucht am Gestade von Bonifacio auf ein Fahrzeug barke, das ihn auf Frankreich hinweg bringen sollte, weil hier nicht länger seines Bleibens war. Korsika mit seinen wirthlichen Städten, feindlichen Bergen und undurchdringlichen Wäldern war kaum fünfzig Lieues entfernt; Korsika galt es zu erreichen und in seinen Städten, Gebirgen oder Wäldern zu erwarten, was die Absicht über das Schicksal des Murat verhängen würden, der sieben Jahre lang selbst über das Schicksal von Millionen Menschen zu wachen hatte.

Um zehn Uhr Abends begab sich der König an die Meeresküste; das Schiff, das ihn aufnehmen sollte, hatte sich noch nicht eingefunden, doch war nicht zu fürchten, daß man sich gegenseitig verfehlen könne; denn drei im Anglise rem geworbene Fischer hatten während des Tages die Bucht durchspäht; es waren die Herren Blancard, Langlade und Benedetti, alle drei See-Offiziere und Männer von Kopf und Herz, die ihr Leben zum Pfande eingesetzt hatten, Murat glücklich nach Korsika zu geleiten, und in der That gefährdeten sie es auch durch die Erfüllung ihres Versprechens. Murat redete ohne Unterlaß den noch Jeden Stand; im Gegentheil gewährte ihm diese Verzögerung noch einige Augenblicke kindlicher Freude. Auf dieser Landfahrt, auf dem Sande dieser Cetzunge kammerte der unglückliche Verbannte sich noch an sein mütterliches Frankreich fest; hatte er erst den Fuß auf jenes Fahrzeug gesetzt, das ihn fortwagen sollte, so stand ihm eine lange, so vielleicht eine ewige Trennung bevor. Plötzlich schreckte er aus seinen Gedanken auf und lauschte nes; er hatte in der durchdringenden Dunkelheit der südlichen Nacht ein Segel bemerkt, das wie ein Phantom über die Wellen dahinglitt. Bald erkannt ein Matrosenlied, und Murat erkannte das verabredete Zeichen. Er antwortete, indem er das Handrohr einer Pistole abdrannte, und sogleich richtete das Boot seinen Lauf dem Lande zu; aber da es drei Fuß tief unter Wasser ging, so mußte es zehn oder zwölf Schritte vom Ufer entfernt bleiben. Zwei Männer warfen sich sogleich ins Meer und erreichten schwimmend die Küste, während der Dritte, in seinen Mantel gehüllt, am Steuerruder zurückblieb.

„Willkommen, meine teuren Freunde“, rief der König, indem er Blancard und Langlade entgegenging, die die Wellen seine Füße benetzten. „Der Augenblick ist gekommen, nicht wahr? der Wind ist günstig, das Meer ruhig, ich muß abreisen?“

„Ja“, antwortete Langlade, „ja, Sire. Sie müssen abreisen, und doch wäre es vielleicht besser, die Sache bis auf morgen zu verschieben.“ — „Warum?“ fragte Murat. — Langlade erwiderte nichts, aber, sich nach Westen wendend, reckte er die Hand und pfiff nach Art der Seeleute, um den Wind herbeizurufen.

„Das ist unnöthig“, rief Benedetti, der im Boot geblieben war; „da langen seine ersten Sätze schon an, und bald wird Du so viel haben, daß Du nicht wissen wirst, was Du damit anfangen sollst. .... Nimm Dich in Acht, Langlade, nimm Dich in Acht, durch das Herbeirufen des Windes erweckt man oft den Sturm.“ — Murat bedeutete ihm, es klang ihm, als würde diese Warnung, die vom Meere herüberdröhnte, ihm vom Geiste der Gewässer zugerufen. Doch der Eindruck war nur vorübergehend und er legleich wieder gesammelt. „Drücke dasser“, sagte er, „je mehr Wind wir haben, desto schneller segeln wir.“ — „Freilich wohl!“, entgegnete Langlade, „aber er kommt sonderbar, um zu blasen, so fährt er uns, Gott weiß, wohin.“ — „Reisen Sie in dieser Nacht nicht ab“, sprach Blancard, seinen Rath dem seiner Freunde hinzufügend. —„Nun, und warum nicht?“ — „Sie sehen doch jenen schwarzen Streifen, nicht wahr? Nun wohl, bei Sonnenuntergang war er kaum sichtbar, jetzt bedeckt er schon einen Theil des Horizontes, und in einer Stunde wird kein Stern mehr am Himmel stehen.“ — Haben Sie Furcht?“ fragte Murat, sich zu Langlade wendend. — „Furcht, wegen? Vor dem Unwetter!“ Er zuckte mit den Achseln: „das wäre gerade, als wenn ich Ew. Majestät fragen wollte, ob Sie sich vor einer Kanonenkugel fürchten .... Was wir da sagten, war nur Zeitvergeu, Sire .... Denn was kann ein Unwetter solchen Seehunden, wie wir, schaden.“ — „Sie wollen wir abreisen“, rief Murat seufzend aus .... „Lebe wohl, Maroviu .... Gott allein kann Dich für das belohnen, was Du an mir gethan. Ich bin zu Ihren Diensten, meine Herren.“

Bei diesen Worten beeilte die dekten Seeleute den König auf ihre Schultern, schritten ins Meer hinein, und in einem Augenblicke befand er sich an Bord; Langlade und Blancard stiegen nach ihm ein. Benedetto blieb am Steuerruder, die beiden andern Offiziere übernahmen die Leitung des Schiffes und begannen ihren Dienst mit dem Aufspannen der Segel. Wie ein Roß, das den Sporn fühlt, so fing das Boot an, sich zu bäumen; die Seeleute warfen dem Lande einen gleichgültigen Blick zu, und Murat, als er gewahr wurde, daß das Fahrzeug sich entfernte, wandte sich noch einmal zurückbetrübten Herzens hin nach mir ihm noch einmal zu: „Du hast Deine Reise-Instructionen die Trieft!.... Bergiß meine Frau nicht!... Lebe wohl! Lebe wohl!“

„Gott beschütze Sie, Sire!“ sprach Maroviu; noch eine Zeit lang konnte er dem sich entfernenden Boote, dessen Segel durch die Dunkelheit leuchtete, mit den Augen folgen; nach und nach wurde es immer matter und verschwand endlich ganz. Maroviu verweilte noch am Gestade, obgleich er nichts mehr sah und hörte. Endlich traf noch ein durch die Entfernung gedämpfter Ruf sein Ohr. Dieser Ruf war Murat's letztes Lebewohl an Frankreich.

Als mit Herr Maroviu eines Abends an dem Orte selbst, wo sich die Sache zugetragen hatte, alle die Umstände erzählte, die ich so eben mitgetheilt, waren sie ihm noch so gegenwärtig, obgleich zwanzig Jahre dazwischen lagen, daß er sich auch der geringsten Züge bei dieser nächtlichen Einschiffung erinnerte. Er versicherte mir, daß von jenem Augenblicke an eine düstere Ahnung sich seiner bemächtigt hätte, daß er sich gar nicht von der Küste habe losreißen können und mehrere Male im Begriff gewesen sey, den König zurückzurufen; aber wie bei einem Träumenden habe sich sein Mund geöffnet, ohne daß ein Laut ihm entschlüpft sey. Er fürchtete, für Unsinn gehalten zu werden, und erst um ein Uhr Morgens, also beinahe drei Stunden nach der Abfahrt des Bootes, kehrte er mit Geschäften der tiefsten Trauer nach Hause zurück.

Unsere dahingelebten Abenteurer befanden sich unterdessen auf dem breiten Seewege, der von Teulon nach Bastia führt, und anfangs schien dem Könige die Fahrt die Vorbereitungen der Seeleute Lügen zu strafen; denn der Wind, anstatt sich zu verstärken, ließ immer mehr nach, und zwei Stunden nach der Abreise schaukelte sich das Boot, ohne vorwärts oder rückwärts zu gehen, auf den Wellen, die sich den Augenblick zu Augenblick immer mehr glätteten, hin und her. Murat sah traurig auf dem Meere, an das er sich gefesselt glaubte, die leuchtende Furche verblichen, die das kleine Fahrzeug hinter sich zog; er hatte sich mit Muth gegen den Sturm, aber nicht gegen diese Stille gewaffnet; und ohne seine Reise-Gefährten zu fragen, deren Unruhe er wahrnahm, trat er sich im Hinterdeil des Schiffes nieder, wickelte sich in seinen Mantel, schloß die Augen, als ob er schliefe, und überließ sich seinen Gedanken-Fluthen, die stürmischer und bewegter als die des Meeres waren. Die drei Seeleute, die ihn eingeschlafen glaubten, setzten sich zusammen am Steuerruder nieder und sielten mit einander Rath. — „Sie hatten Unrecht, Langlade“, sagte Benedetti, „Sie hatten zu nehmen, sie mochte klein oder groß sein; ohne Bretter können wir den Sturme nicht widerstehen, ohne Ruder kommen wir bei der Windstille nicht vorwärts.“ — „Bei Gott, es blieb mir keine Wahl übrig. Ich mußte mit dem zufrieden sein, was mir in den Weg kam, und wäre es nicht gerade die Zeit des Thunfischfanges, so hätte ich auch nicht einmal dieses einzige Ding aufzutreiben vermocht, oder ich in dem Hafen suchen müssen, und da wird so aufgepaßt, daß ich wohl dreimal, aber schwerlich wieder hinausgekommen wäre.“ — „Ja es denn zum wenigsten seit?“ fragte Blancard. — „Meiner Treu, Du weißt selbst recht gut, was Wetter und Wägel, die seit zehn Jahren im Salzwasser sich herumgetrieben, anbolten können. Bei gewöhnlichen Umständen möchte ich darin nicht von Marseille nach dem Schlosse If fahren, aber in einem Fall, wie der unsrigen Aufsuchen, wo man sich Welt in einer Nußschale.“ — „Still!“ rief Benedetti. Die Seeleute horchten auf; ein fernes Brausen ließ sich vernehmen, doch nur so schwach, daß es des geübten Ohre der Söhne des Meeres bedurfte, um es zu unterscheiden. — „Ja, ja“, sprach Langlade, „das ist eine Warnung für die, welche Beine oder Flügel haben, um aus Reß wieder zu erreichen, das sie nicht hätten verlassen sollen.“ — „Was wollen Sie damit sagen, Fischer?“ sragte Benedetti mit Lebhaftigkeit. — „Ungefähr eine Lieue.“ — „Nicht ein wie das Schiff dahin!“ — „Und warum das?“ sragte Murat, der sich plötzlich erhob. — „Um dort, wenn es angehe, zu landen, Sire.“ — „Nein, nein“, rief Murat aus, „ich will nicht eher als in Korsika wieder Land betreten; nicht zum zweiten Mal will ich Frankreich Lebewohl sagen. Uebrigens ist das Meer ja ruhig, und da bläst auch der Wind von innen.“ — „Alles niedergelassen!“ schrie Benedetti. Sogleich beeilten sich Blancard und Langlade, das Manöver auszuführen. Das Segel glitt am Mast herunter und senkte sich ins Schiff nieder.

„Was machen Sie?“ rief Murat; „haben Sie vergessen, daß ich

Digitized by Google

König bin, und daß ich befehle!" — „Sire", entgegnete Donadieu, „hier waltet ein mächtigerer König als Sie, hier regiert Gott; hier wird Ihre Stimme von einer anderen, von der des Sturmes, übertönt. Gestatten Sie, daß wir, wenn es möglich ist, Ew. Majestät retten, und verlangen Sie weiter nichts." —

In diesem Augenblick durchzuckte ein Blitz den Horizont, ein Donnerschlag, näher als jener erste, ließ sich hören, ein leichter Schaum zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers, die Barke erbebte wie ein lebendes Wesen. Murat sing an, zu begreifen, daß die Gefahr nahe; Achselnd stand er auf, warf seinen Hut hinter sich, schüttelte seine langen Haare und stützte sein Kinn in sein Handgelenk ein, wie er den Pulverdampf einathmete; der Krieger war zum Kampf gerüstet

„Sire", sprach Donadieu, „Sie haben viele Schlachten, aber vielleicht noch keinen Sturm gesehen. Wenn Sie auf dies Schauspiel dergestalt sind, so flammern Sie sich an Mast fest, denn es wird ein schwerer Orkan." — „Was muß ich thun, kann ich nicht beholfen sein?" sagte Murat. „Ich bitte Augenblicklich noch nicht, Sire; spätershin werden wir Sie bei der Pumpe gebrauchen."

Während dieses kurzen Gespräches hatte das Unwetter zugenommen. Es nahte sich unseren Reisenden wie ein Rennpferd, Wind und Feuer aus seinen Nüstern sprühend, Donner wiehernd und mit seinen Hufen den Schaum der Wellen aufwühlend. Donadieu bewegte das Steuerruder; das Boot wendete sich, die Fülle von die Nothwendigkeit eines schnellen Gehorsams, und bot dem Windstoße sein Hinterbord dar; er sauste vorüber; das Meer zitterte ihm nach, und Alles schien wieder in Ruhe zu verfinken. Der Sturm schöpfte Athem.

„Kommen wir denn mit dieſem Windstoße davon?" fragte Murat. — „Nein, Majestät", antwortete Donadieu, „das war nur ein Vorspiel des Griechs, sogleich wird der Kern der Armee sich nahen." — „Und machen wir denn keine Anstrengungen zu seinem Empfange?" fragte heiter der König. — „Welche wohl?" sagte Donadieu. „Es ist ja kein Dampfrelt Lawand mehr da, worein der Wind sich setzen könnte; so lange das Boot nicht leck wird, schwimmen wir wie ein Korkstöpsel unter. Halten Sie sich fest, Sire!"

Ein zweiter Windstoß stürmte, schneller als der erste, daher und in seinem Gefolge Regen und Blitz. Donadieu versuchte es, dasselbe Manöver zu wiederholen, aber er konnte nicht rasch genug wenden, der Wind faßte das Boot, der Mast zerknickte wie ein Rohr, und eine Welle stürzte sich ins Schiff. — „Das Wasser herausgepumpt!" schrie Donadieu. „Sire, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie uns helfen können." Blanard, Lavalade und Murat verstanden, das Boot vermittelst über Bord geworfener Taue zu retten. Schrecklich war die Lage dieser vier Männer, und die Nacht, die sich eben Stunden, bei Tages Anbruch legte sich der Wind etwas, das Meer blieb aber angeschwollen und unruhig. Das Bedürfniß zu essen, machte sich südlicher, aber alle Vorräthe waren vom Meerwasser verdorben; der Wein allein war unverdorben. Der König nahm eine Flasche, stürzte einige Schluck hinunter und reichte sie seinen Gefährten, die Uebrigen davon kranken die Noth hatte alle Scheu verbannt. Zufällig hatte Lavalade einige Tafeln Chokolade bei sich, die er dem König anbot; dieser theilte sie in vier gleiche Portionen und nöthigte seine Gefährten, sie zu genießen. Nach beendigter Mahlzeit richteten sie ihren Lauf nach Korsika hin; das Boot hatte aber so gelitten, daß die erste Wahrscheinlichkeit verhanden war, man werde damit kaum Korsika erreichen.

Der ganze Tag verstrich, ohne daß die Reisenden mehr als zehen Lieues zurücklegen konnten; sie fuhren um dem steilen Felsriff, weil sie nicht wagten, das große Segel aufzuspannen, und der Wind war so verändert, daß die Zeit im Ankämpfen gegen seine Launen verstreich. Am Abend drang Wasser durch die Fugen der zerbrochenen Planken hinein. Die Schwimmfischer der ganzen Mannschaft reichten hin, das Boot zu verstopfen, und die Nacht, die sich traurig und finster darüberlegte, hüllte sie zum zweiten Mal in ihre Schatten ein. Murat, von Mattigkeit überwältigt, schlief ein; Blanard und Lavalade nahmen neben Donadieu Platz, und diese drei Männer, die gegen Schlaf und Ruderanstrengung unermüdlich zu zehen schienen, bewachten seinen Schlummer. Die Nacht war anscheinend so ziemlich ruhig; von Zeit zu Zeit ließ sich jedoch ein dumpfes Rollen hören; dann blickten die drei Seelente mit seltsamem Ausdruck an und hefteten ihre Augen auf den König, der in der Vertiefung des Schiffes in seinem von Seewasser durchnäßten Mantel so fest schlief, wie er im Sande Negypiens und im Schutze Rußlands geschlafen hatte. Da stand einer von ihnen auf, begab sich aus entgegengesetzte Ende der Barke, pflog leise ein provençalisches Liedchen, und nachdem er den Himmel, die Wellen und das Boot genau geprüft, kehrte er zu seinen Gefährten zurück, setzte sich wieder zu ihnen und flüsterte: „Es ist unmöglich; ohne ein Wunder können wir nicht entkommen." So verstrich die Nacht; der Tagesanbruch aber erblickten sie ein Fahrzeug. — „Ein Segel", schrie Donadieu, „ein Segel!" Durch diesen Ausruf erwachte der König und wirklich wöhrere sich eine kleine Kauffahrers-Brigg, die von Korsika kam und nach Toulon segelte. Donadieu richtete den Lauf auf sie; Blanard hißte die Segel, auf die Gefahr hin, das Boot zu kentern. Lavalade aber lief ans Vorderthiel und schwenkte den Mantel des Königs an der Spitze einer Art von Harpune. Bald bemerkten die Reisenden, daß man sie sah; die Brigg manövrirte dergestalt, daß sie sich ihnen näherte, und in Zeit von zehn Minuten waren sie nur noch funfzig Schritt von einander entfernt. Der Kapitain erschien am Vorderbord. Der König rief ihm zu, und bot ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihn mit seinen drei Gefährten aufnehmen und nach Korsika führen wollte. Der Kapitain hörte den Vorschlag an, wandte sich dann zu seiner Mannschaft und gab ihr mit gedämpfter Stimme einen Befehl, den Donadieu nicht verstehen konnte, den er aber wahrscheinlich durch die Geberden begriff, denn sogleich brauten er Blanard und Lavalade ein Manöver an, das sie vom Schiffe entfernte; diese gehorchten mit der ruhigen Schnelligkeit der Seeleute, aber dem Kapitain verdrehte mit dem Fuße.

„Was beginnen Sie, Donadieu, was beginnen Sie?" rief er aus, sehen Sie nicht, daß man auf uns zuschwimmt?" — „Ja, meiner Treu, ich sehe es. Gehorchen Sie, Lavalade; schnell, Blanard; freilich kommt man auf uns zu; am Ende bewerkte ich's ja selbst; so ist's gut, so ist's gut; jetzt zu mir!" Nun legte er sich auf's Steuerruder und setzte es so schnell und so heftig in Bewegung, daß es schien, als ob das Boot, das plötzlich gezwungen wurde, eine andere Richtung anzunehmen, sich gegen dasselbe auflehnte, wie ein Pferd gegen seine Zügel. Doch es gehorchte; eine mächtige Welle, durch den Riesen, der auf ihr ein herkam, aufgewühlt, riß es wie ein Wirbel mit sich fort. Der Anprall ging nahe an dem Boote vorbei, es streifte dasselbe bloß. „Ha, Verräther!" rief der König, der nun erst die Absicht des Kapitains begriff. — Signor! ich er ein Pistol aus seinem Gürtel, und mit dem Ausrufe: „Entert, entert!" versuchte er, auf die Brigg zu setzen, aber das Pulver war naß und brannte nicht ab. Der König, voller Wuth, hörte nicht auf, zu rufen: „Entert, entert!" — „Ja, ja", sagte Donadieu, „ich habe es gehört, aber vielleicht der Donnerkeil, hat uns Ihr Gespräch verhalten und wollte uns in Grund bohren, als ob wir dazu seiner bedürften." Und in der That, wenn man die Augen in das Boot warf, konnte man leicht bemerken, daß es leck sey; der Rettungsversuch, den Donadieu unternommen, hatte es sehr zugerichtet; das Wasser drang durch mehrere Spalten hinein, und man mußte von neuem anfangen, es mit den Händen herauszuschöpfen; diese Arbeit hatte schon zehn Stunden gedauert, als Donadieu endlich zum zweiten Male ausrief: „Ein Segel, ein Segel!"

(Schluß folgt.)

England.

Capitain Marryat's See-Romane.

Es hat uns schon oft Wunder genommen, daß man in England so geneigt ist, Alles lächerlich zu machen, was den „tapferen Belgiern" angehört oder von ihnen herrührt. Die Spötter wissen vielleicht nicht, oder wollen's nicht zugeben, daß die Engländer in vieler Hinsicht als Schüler der Niederländer zu betrachten sind, und daß ein Engländer von echtem Schrot und Korn immer ein gut Theil Flamändisch Blut in sich hat. Zum Beispiel was Bankunst und Baustil betrifft, so kann der Wapping zu London für den Seehafen von Rotterdam, und Grosvenor-Square für den Ersteren von den Haag gelten; vollends die Bauern- und Pächter-Häuser, die auf den Landsitzen Letzteren übrig sind, sehen den Flamändischen so vollkommen ähnlich, wie zwei Erbsen an einem Strohhalme. Auch unsere Gebräuche, unser Fabrikwesen und Manufakturwesen, unser Handel, unser Municipal-Einrichtungen stammen unzweifelhaft von dort her. Ja, die Quintessenz des ganzen Johnbullismus, das Ehrenthum und die Augenweide der gaffenden Londoner Stadtkinder, der „sehr ehrenwerthe Lord-Mayor von London" mit seiner Kutsche, seiner Barke, seinem Segler, seinem ganzen Gefolge in Waffenrock und Hut, — dies Alles sind nur Abkömmlinge und schwache Nefleyen von der ehemaligen Herrlichkeit der Städte Gent, Bruges und Antwerpen. Auch von der Sprache beider Länder könnte man beinahe sagen, sie sey einerlei. Und um gleich auf die Hauptsache zu kommen, in der sich die Niederländerstimmung im Charakter beider Nationen auf das Entschiedenste ausprägt, nämlich auf den Kunstgeschmack, so wird jeder Kenner, der nur einen einzigen Blick durch die Säle der Akademie-Ausstellung in Somerset-House gemacht hat, sich überzeugen, daß in Sachen der Malerei fast durchgängig im Lande der Kieferkäuflichen Geschmack herrscht. Landseer, Wilkie und die besten Englischen Landschafts-Maler können recht gut im Moor- oder Maschlande geboren und mit dem Wasser eines Kanals getauft sein. Man sodaß sich freilich in England laut mit entschiedener Begeisterung für Italienische Kunst; die Literaturen sind erfreulicher, so selbst das doch wohl von ihrer Liebe zum Vaterlande und von ihrem Stolz auf den Namen eines Engländers her; asse dedarf es wohl keiner Beweise, um ihnen den Satz begreiflich zu machen: So lange Ihr wirklich Engländer seyd, könnt und sollt Ihr keine Italiäner seyn.

Der Englische Adel und die Vornehmen des Landes haben sich freilich viel Mühe gegeben, manche treffliche Stücke von den größten Italiänischen Meistern in England einheimisch zu machen; durch Umgang mit klassisch gebildeten Italiänern und durch öfteren langen Aufenthalt zu Bologna, Florenz und Rom haben sie freilich ein künstlichen, ein geistiges Interesse für die Leistungen der Italiänischen Kunstschule erworben; aber ihre eigentlichen Lieblings-Gerichte im Fache der Malerei, die Schafe, deren Fleisch sie so sehr rühmen, alle diese Sinnen schmecken und genießen, und die auch an Zahl und Werth bei weiten den bedeutendsten Rang in ihren Sammlungen einnehmen, sind durchgängig im Flamändischen und Holländischen Geschmack. Wohin in aller Welt soll dieses Vorwort führen? so höre ich schon den Leser verdrießlich fragen. Damit es mir nun auch wie manchen Rednern im Französischen National-Konvent gehe, welchen die Worte verschlafen zu rufen wußten: Au fait, au fait! — so will ich gleich ohne Umschweif sagen, worauf ich hinaus will. Ich erkläre nämlich den Capitain Marryat für einen Schriftsteller aus der Niederländischen Schule, für einen Cuyp oder Vanderveldе in der Literatur, und wenn seine Seestücke so überaus großes Glück gemacht haben, so verdienen sie es wirklich und hauptsächlich durch die treue Naturwahrheit, durch die ungekünstelte Einfalt und durch die schlichte Anspruchslosigkeit, wodurch sie

Digitized by Google

sich eben dem Niederländischen Charakter anschließen. Es fehlt den Romanen des Capitain Marryat an tausend Dingen, durch welche andere Schriftsteller eine literarische Berühmtheit erworben haben. Da ist weder Strafgerichtigkeit der Erfindung, noch steter Umriß, noch korrekte Zeichnung, mit der den Italiänern, noch auch die frische und glänzende Blüthe der Farben, wie bei den Venetianern, die in der Kunst etwa den Uebergang von den Italiänern zu den Niederländern vermitteln. Bei Marryat ist schlichte, wahre Natur, und zwar Natur ohne Erhebung und Pathos; seinen Beruf erfüllt er, indem er mit leichtigen, derben, deutlichen Pinselstrichen die Dinge darstellt, wie sie sind, wie frisch manchmal noch etwas derber und gröber, als sie vor Natur sind. Durch diese schnell und sorglos, aber sicher geführten Pinselstriche dringt er in dem Leser eine Illusion hervor, der sich die zur Ueberzeugung und zum festen Glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit der Ereignisse und Personen steigert. Diese behagliche Täuschung verläßt den Leser von Anfang bis zu Ende des Buches nirgend, wenn auch das Interesse an der Entwicklung sich nicht gleichmäßig behauptet, wenn auch der Gang der Erzählung sich häufig unterbricht und die Charaktere keineswegs mit Freiheit und Bestimmtheit gezeichnet sind. Ich din kein Sreofaher von Profession und weiß daher auch als Kritiker im Fache der See-Romane nicht auf den Punkt zu unterscheiden, was ein Kaznakoff und was ein Spitzbirsen ist; demnoch din ich innerlich, und es geht den meisten Lesern in meiner Lage gewiß eben so, von der Treue und Wahrheit der Darstellungen überzeugt. Es liegt in ihrem Ton, ihrer Farbe, ihrer ganzen Haltung ein innerer Gewähr, von der keine Kritik Rechenschaft abzlegen kann, durch die wir uns bewegen fühlen, für die Treue der Kopie zu bürgen, obgleich wir das Original nicht kennen. Ohne je auf Portsmouthpoint gewesen zu sein, ohne vom Schiffswesen mehr aus eigener Anschauung zu wissen, als daß man auf einer Chaisertrabt nach Greenwich kommen kann, will ich doch die höchste Wette darauf eingehen, daß Marryat's Darstellungen wirkliche und wahrhafte Gemälde von der Hand eines See-Capitains sind.

Die Gunst, welche das Publikum dem Capitain Marryat in so hohem Maße zu Theil werden ließ, erklärt sich zum großen Theil auch daraus, daß seine Romane gerade zu gelegener Zeit zu erscheinen anfingen, als jener Stern erster Größe, Walter Scott's Abenteuer gewissermaßen war. Die Erfindung des See-Romans, das Marryat's Darstellungen schon an und für sich ein glücklicher Wurf des Genies. Es ist noch gar nicht lange her, seitdem man recht ernsthen getrost hat, daß ein Roman und eine Erzählung doch eigentlich menschliches Leben darstellen soll, und daß also jede Form und jeder Beruf menschlichen Daseyns einen geeigneten Romanheld geben kann und bei richtiger Behandlung geben muß. Es läßt sich kein Stand, keine Klasse, keine äußere Lage denken, worin der Mensch uns nicht aufs Höchste und Gewaltigste interessiren könnte, wenn nur Phantasie und Darstellungsgabe ihn und seine Umgebungen recht lebendig und kräftig dem Leser vorführen. Je Niederländisch treuer alsdann die Wirklichkeit gezeichnet und wiedergegeben wird, desto zuverlässiger kann der Darsteller auf den Beifall und Antheil seiner Leser rechnen.

So viel auch Poeten von der Herrlichkeit der Phantasie im Vergleich mit der schlichten und sinnlichen Wahrnehmung gepralst, so viel Philosophen darüber gesonnen und gegrübelt haben, in der Wirklichkeit erfahren wir immer, daß der Spielraum der Phantasie ein beschränkter ist, daß ihre Erfindungen sich leicht erschöpfen und schnell abnützen, während die Natur uns die sinnlichen Wirklichkeiten, mit den höchsten Leistungen menschlicher Fähigkeit vergleichen, gedrungenes mächtig und von unerschöpflicher Fülle erschint. Capitain Marryat hat das große schriftstellerische Vorrecht, diesen Reichthum an Wahrnehmungen und Schilderungen, der zu ihm lag, richtig zu schätzen, und darauf eine neue bisher vielleicht verschte, aber noch nicht sonderlich vermerkliche Benutzungsart zu gründen. „In diesem Seitdivertissen auf den ägirten oder schlimmen Reisen, die ihr sinnliches Wirtschaften

durch Einzelheiten und Kleinigkeiten. Am richtigsten hat er wohl selbst darüber sich ausgesprochen, wenn er den „Newton-Foster“ als eine Erzählung von einem Kauffahrer und den „Jakob Ehrlich“ als eine Darstellung des Lebens der Ehrlichkeit bezeichnet. So scheint es; er hat sich alle seine Romane die Lebensmahnung einer besonderen Phase des seemännischen Lebens vorgenommen, und wirklich macht man nach dieser Annahme am leichtesten die eigenthümlichen eines jeden auffindig. Franz Waldmann war, so glaube ich, der Erste in der Reihe und zugleich der Kern, um welchen die übrigen sich nach einander ansetzen; er erbeitet, so zu sagen, den Mutterstoff aller Conventionen und Combinationen, die in den folgenden Romanen weiter ausgesponnen wurden. Jedoch auch die schnellste Verbindung braucht einige Zeit, ehe sie zur Reife kommt, und auch Bücher haben mancherlei Glück; so kam es, daß der Franz Waldmann zwar mit Beifall gelesen wurde, aber doch nicht so schnell und allgemein in Auf und Umlauf kam, als später ihn „Peter Simpel“. Man kann den Waldmann lesen, wenn man den Simpel und Ehrlich noch ganz frisch im Gedächtniß hat, und er wird, glaub' ich, den Vergleich aushalten. Vielleicht selbst ihm das Uebrigste durch die Uebung, womit der Autor seine späteren Erzählungen anpackte und durchzuführen wußte, aber dafür findet man den ersten vollen und feischen Ernst der noch unausgebeuteten Phantasie und Gestaltskraft. Der Waldmann enthält keine so auf einen Wurf gelungene Figur, wie Mrs. Chucks oder der Domine; dafür ist aber das Interesse an der Entwicklung stärker und die ganze Ausführung gleichmäßiger vollkommen, als dies bei allen späteren Romanen der Fall sein dürfte. Der Waldmann hat Eigenschaften einer Erstlingsdichtung, die auch der trefflichste Schriftsteller nach einmaliger Anstrengung und Ermüdung seinen Werken selten mehr verleihen kann.

Nun vergleicht uns, daß Captain Marryat in pecuniairer Hinsicht zu den glücklichen Schriftstellern des Tages gehört. Was man daraus über den gesunden oder nichtgesunden Appetit des lesenden Publikums folgern könnte, dasse haben wir hier nicht mehr Raum, aber ist Captain Marryat erweckt schon dieser Umstand allein die günstige Präsumtion, daß er mit Glück und Geschick auf die Stimmung, die Neigung und die Bedürfnisse seiner lesenden Zeitgenossen einzugehen gewußt hat.

(N. N. N.)

Italien.

Die Aesthetik, als Wissenschaft in Italien.

Von Desdemonte Sacchi.

In allen Verzweigungen der Kunst und des Wissens kommt das Zeitalter der Prinzipien und Regeln erst nach dem Zeitalter der Meisterwerke. Homer, Aeschylus und Sophokles dichteten, ehe Jemand daran dachte, eine Theorie des Schönen aufzustellen. Den Leidenschaften traten erregt, von Begeisterung fortgerissen, von Allem, was ihn umgiebt, gleichsam geschaffen, schuf der wahre Künstlergeist und schafft immer etwas Gutes; denn die Natur selbst hat ihm die Regeln eingeprägt, nach denen er wirken soll. Daher wird auch Jeder, der sich Genauigkeit des menschlichen Geistes aufmerksam studirt, zu dem Ergebnisse gelangen, daß derselbe in jedem Jahrhundert und bei jeder Nation auf gleiche Weise wirkte; darum ist es auch eine ausgemachte Sache, daß unsere Anstrengung, mag sie um das Schöne selbst bemerkungen oder deutlicher, von einem allgemeinen und einzigen Gesetze sich leiten läßt, welches nach den Umständen verschiedene Gestalten annimmt, aber, sobald man es analysirt, immer den Begriffen der Ordnung und Harmonie entsprechend befunden wird. Ist die menschliche Phantasie in ihren Schöpfungen frei, so folgt sie der natürlichen Ordnung; im Gegentheil aber geräth sie auf Abwege.

Wer mußte sich wohl auf die Oekonomie des Drama's besser verstehen, als Sophokles? Wer hat besser über das Epos gesprochen, als der große Torquato? Man lese nur seine Dialoge und prosaischen Aufsätze über das „Befreite Jerusalem“, und man wird eine Philosophie darin entdecken, die, wenn Irachtens, nicht das Erbtheil der späteren Jahrhunderten Gesetzgeber geworden ist. Eben so frühzeitig, wie Tasso die schönen Wissenschaften, hatte Leonardo da Vinci die schönen Künste durchstudirt gelernt; den Gebilden aller Dinge nachforschend, entwickelte er die ersten Gesetze des Schönen und der Harmonie in den zeichnenden Künsten.

Die Aera der Prinzipien in den schönen Wissenschaften nahm also bei den Italienern ihren Anfang, als Tasso über sein Befreites Jerusalem schrieb. Nach Tasso kam ein ganzes Heer von Kunst-Gesetzgebern, die mit ihren zahlosen Regeln der Phantasie Fesseln anlegten.

Allein die Aera der Prinzipien selbst ging zwei Stadien zu durchlaufen: anfangs abstrahirt man seine Regeln aus Beispielen und trägt sie ohne großes Raisonnement in den Kodex ein; später aber schämt man sich so materieller Lehren, wagt eine Vergliederung der menschlichen Empfindungen und bemüht sich, in ihnen den zureichenden Grund jener Regeln zu entdecken.

Aber auch in diesem Genre brauchte Italien von dem Auslande nichts zu erbeuten. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, England und Frankreich Philosophen sich erhoben, die das Schöne zum Gegenstande ihrer Forschungen machten, war ihnen schon manchter große Italiäner auf diesem Felde vorangegangen. Fast gleichzeitig waren Vico und Gravina von dem Streben der pragmatischen Völkergeschichte und der Jurisprudenz zu Forschungen über die Gesetze der nachahmenden Künste herangetrieben; der Erstere sprach in seiner Scienza nuova mit seinem Scharfsinne, der ihm die Gesetze des Fortschreitens der Nationen erschloß, von den Urmännern der Poesie; der Andere erforschte in seinem „Von dem poetischen Genie“ den Ursprung der Dichtkunst, ihre verschiedenen Phasen und die philosophischen Prinzipien, welche den Dichter bei der Conception wie bei der Entwicklung seines Stoffes leiten. Ein Zeitgenosse dieser Männer, und die größte bitterste Gallenforscher Italiens, Lorenzo Muratori, schrieb ein Buch über die vollkommene Dichtkunst (Della perfetta poesia Italiana); er beurtheilte alle Gattungen der Poesie vom metaphysischen Standpunkte und zeigte, wie diese Kunst in vollkommene Einklang mit den Gesetzen des menschlichen Geistes stehen könne. Damals verfaßte auch Francesco Maria Zanotti eine Arte poetica, in welcher er jedoch mehr an die Regeln-Sammler der ersten Epoche sich hielt, als an die Regeln-Ersinder der zweiten: eine Wahl, die auch Metastasio in seinem Kommentare zu der Poetik des Aristoteles einschlug.

Alle diese Männer hatten ihr ganzes Augenmerk auf die Poesie gerichtet und die übrigen schönen Künste unbedacht gelassen. Mario Pagano, Vico's würdiger Schüler und Nachfolger, schrieb im Geiste seines großen Lehrers zwei Abhandlungen, von denen eine den Ursprung und die Natur der Poesie, die andere aber den Schönheits-Sinn und die schönen Künste zum Gegenstand hat.

Während die Theorie des Schönen unter Neapel's Himmel solche Fortschritte machte, hielt Giuseppe Parini in Mailand Vorlesungen über die Philosophie der schönen Künste, wobei er zugleich die Werke Alterer und neuerer Meister kritisch würdigte. Als Resumés dieser Vorlesungen kann man seine Gemälde Prinzipien der schönen Wissenschaften, auf die schönen Künste angewendet, betrachten, aus denen sich ergiebt, daß derselbe Mann, welcher die Quellen der Thorheiten seines Zeitalters fändirten und diese Thorheiten im Gewande geistreicher Karikatur darstellen konnte, auch die Gebeimnisse des schaffenden Menschengeistes zu durchdringen fähig war. Wenn also Pagano die schönen Künste in ihrer Totalität zuerst vom philosophischen Standpunkt untersuchte, so war Parini der erste, welcher Theorie und praktischer Ausübung mit einander verband.

Seit jener Zeit widmeten sich viele geistreiche Männer denselben Unterschungen, und es erschienen mehrere Werke über das Schöne und das Erhabene, in denen man theils ältere, theils modernere ausländische Theorien wiederholte; endlich erneuerte Leopoldo Cicognara in Italien Lessing's Beispiel Winkelmann's und schrieb ein Buch über das Schöne, bei dessen Abfassung er weniger an das Systematische, als an den guten Brauch sich hielt. Auch verdankt man ihm eine Geschichte der Bildhauerkunst.

Unterdeß gründete der weltumfassende Geist des Deutschen Kant eine neue metaphysische Schule, welche sowohl den Leckerschen Empirismus, als den bloß rationalistischen Theorien Wolf's und der Cartesianer verwarf. Kant entwickelte die Gesetze des menschlichen Geistes, welche die Handlungen eines jeden Individuums leiten; er demüthte sich auch Gesetze zu entdecken, nach denen der Mensch über die Harmonie der Dinge und über das Schöne urtheilt, und aus denen die Prinzipien der Theorie der schönen Künste sich ergeben. Da er nun diesen Theil der Philosophie „Aesthetik“ nannte, so wählten seine Schüler und Nachfolger von der Zeit an diesen Titel für ihre spekulativen Theorien des Schönen und der schönen Künste.*)

Ein anderes Mal werde ich von den vornehmsten Werken über Aesthetik reden, die in den letzten Jahren in Italien ans Licht getreten sind; unterdeß sey es mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, daß in unseren Künstlern neben der Theorie auch die Begeisterung sich das wahrhaft Große und Schöne lebendig bleibe.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Geschichtsforschung. Der Buchhändler Molini in Florenz ist mit der Herausgabe eines für die Geschichte der Italiänischen Staaten sehr wichtigen Werkes beschäftigt, das den Titel „Documenti di storia italiana“ führen wird. Herr Molini befand sich in den Jahren 1831 und 1832 in Paris und stellte dort in der Königl. Bibliothek Nachforschungen nach einem wichtigen Briefe Beaumarchais an Gilimi an, welchen Lebensbeschreibung eben in einer neuen Ausgabe bei ihm erschienen sollte. Diese Nachforschungen waren zwar vergebens, doch fand er dadurch mit den historischen Handschriften bekannt, deren theilweise Herausgabe jetzt auch die Französische „Commission historique“ beschäftigt. Während diese jedoch sich auf Lapidarien beschränkt, das insbesondere für die Geschichte von Frankreich interessant ist, hielt sich Molini vorzugsweise an solche Aktenstücke, die sich auf sein Vaterland beziehen. Er will zu diesem Behufe nicht weniger als 200 Folio-Bände, die von 1600 bis 1815 reichen, durchgesehen und excerpirt haben. Seine Ausgabe besteben aus ungefähr 300 Briefen von Päpsten, Königen, Prinzen, Gesandten und Anderen, die Molini in chronologischer Ordnung, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen vom Marchese Gino Capponi, herausgegeben werden. Der erste Band wird bis zur Plünderung von Rom im Jahre 1527 reichen. Falls dieses Unternehmen Beifall findet und Fortsetzung unterstützt wird, so könnte Molini, der eine Geschichte von Pisa und den politischen Jahrbüchern herausgegeben, die er ebenfalls in der Pariser Bibliothek aufgefunden hat.

*) Herr Desdemonte Sacchi ist hier in einem Irrthume, der jedoch dem Italiänischen Kritiker, dem wir schon für das, was er von Deutschen Leistungen wein, gewissermaßen verzeihen sey müssen, zu verzeihen ist. Nicht Kant, sondern Alexander Baumgarten war es, der, Schüler Christian Wolf's, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aesthetik als Wissenschaft begründete und ihr auch zuerst diesen Griechischen Namen beilegte. Kant und seine Schüler haben zwar später die Fortschritte der Theorie vom Schönen wesentlich befördert, doch beruhe das, was man Neuheit nennt, hat der Königsberger Philosoph in seiner „Kritik der Urtheilskraft“ nicht eigentlich anerkennen wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Mittwoch den 9. November 1836.

Süd-Afrika.

Dr. Smith's Expedition in das innere Afrika.

Vor ungefähr sechzig Jahren (im Jahre 1777) wurde der „Große Fluß" in Süd-Afrika zuerst entdeckt, und zwar durch den Obersten Gordon, einen Bernischen Offizier in Holländischen Diensten, der ihn dem Fürsten zu Ehren, unter dem er diente, Orange-River benannte. Dieser Fluß war an der Stelle, wo Gordon ihn sah, so breit, wie die Maas bei Maastricht, und floß beinahe nordwärts. Man konnte demnach wohl über die Seite des Kontinents, an welcher er mündete, noch über die Länge seines Laufes eine beiläufige Konjektur wagen. Gordon erzählte Lichtenstein, er sey bei seiner Wanderung durch die Ebenen, welche der Orange-River durchströmt, bis zum 21sten Grad S. Br. vorgedrungen *). Diese Uebertreibungen Gordon's muß man aber nicht sowohl seiner Prahlsucht (er giebt sich sonst unzweideutig als ein schlichter und redlicher Mann zu erkennen) als dem Irthum zuschreiben, das er zu sprechen gewohnt war. Die Holländischen Kolonisten damaliger Zeit dachten sich die Gegend um den Orange-River ungefähr entfernt; und noch jetzt glauben die Bauren in den Sturmbergen, jenseit dieses Stromes nehme die Welt ein Ende. Truter und Somerville waren die Ersten, welche (1801) im Binnenlande über den Orange-River setzten; Patterson hatte dies 1778 in der Nähe seiner Mündung gethan. Seit jener Zeit haben die Engländer, von Neugier und Gewinnsucht angetrieben, das gerühmte Ziel Gordon's beinahe erreicht; Englische Kaufleute durchkreuzen beständig mit bedeckten Wagen das Land jenseit des Stromes, und Einige schrieben dem 21sten Breitengrade wirklich nahe gekommen zu seyn. Jedenfalls müssen ihre Wanderfahrten, die Krümmungen der Wege mit eingerechnet, oft gegen 1000 Engl. Meilen jenseits der Gränzen der Kap-Kolonie, oder 1500 Engl. (333 Deutsche) Meilen von der Kapstadt sich erstreckt haben.

Mehrere dieser Spekulanten, die im Jahre 1832 weit nach Norden vordrangen, wußten von der Fruchtbarkeit des Landes in der Nähe des Wendekreises und von der Freundlichkeit der Eingebornen so viel Gutes zu erzählen, daß in der Kapstadt eine Gesellschaft zu Erforschung des inneren Süd-Afrika zusammentrat. Dr. Andreas Smith, schon rühmlich bekannt als eifriger Naturforscher wegen der Sammlungen, die er an der Natal-Küste gemacht, wurde der Führer einer planmäßigen Expedition, und ein Corps wissenschaftlicher Volontair's begleitete ihn. Die Gesellschaft bestand aus 40—50 Individuen, die etwa achtzehn Fuhrwerke und 106 Stück Vieh und Pferde mit sich führten. Im August 1834 brachen sie von Graaf-Reinet im südlichen Distrikte der Kolonie auf, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahres kehrten sie zurück. Gleich nach ihrer Rückkehr statteten sie der Societät von ihren Erlebnissen einen Bericht ab, welcher auch so eben in Lon don durch den Druck veröffentlicht worden ist. Wir theilen uns, das Wesentlichste davon unsern Lesern mitzutheilen.

Nachdem Herr Smith Philippolis, einen Missions-Posten, 16 Engl. Meilen jenseit des Black-River (eines südlichen Armes des Orange-River), erreicht hatte, wendete er sich ostwärts, um das wenig bekannte Land der Baschutu's zu erforschen. Lassen wir ihn selbst von jetzt an erzählen.

„Als wir den Caledon-Fluß zuerst erblickten — es war einige Meilen oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Nu-Gariep oder Black-River — erschien er fast eben so bedeutend, wie der Black-River. Unsere Route lief von diesem Punkte an fast parallel mit ersterem; doch ließen wir ihn gewöhnlich in großer Entfernung rechts oder links liegen. In weiter wir vordrangen, desto besser wurde die Vegetation; und als wir die höheren Gegenden des Flusses erreicht hatten, fanden wir jede Ebene mit dem üppigsten Grase bewachsen. Dieser grüne Rasen erstreckte sich ohne Unterbrechung bis zum Ziel unserer Reise in jener Richtung. Auch Wasser fanden wir viel reichlicher vor, und die Menge der kleinen klaren Ströme kam uns sehr zu statten."

„In der Nähe des Gebietes der Baschutu änderte die Gegend ihren Charakter: die niedrigen Hügel machten einer Reihe von Bergen Platz, und wieder eine Ueberlage von Sandstein badete, schwollen hier zu einer bedeutenden Höhe und waren fast ohne Ausnahme mit Sandstein überdeckt. Die Oberfläche der ebenen Strecken, welche in dem zurückgelegten Distrikte aus festem eisenhaltigen Lehm ohne nacktem Felsen bestand, war hier ein Gemisch vegetabilischer Erde und eisenhaltiger Lehms, auch wohl kieselhaltiger oder zerdrückter Sandstein. Kleine Bäume und Gebüsche, die wir seit der Abreise von Graaf-Reinet kaum eingelegen gesehen, begannen wieder die Hohlgründe und die Lücken zwischen den Abhängen zu bekleiden, während Prosopis und verschiedene andere Zwergbäume die Basis einiger bedeutenderen Höhen kränzten und mich lebhaft an die Landschaft um Plattekloof im Distrikte Swellendam erinnerten. Wir bestiegen einen der höchsten Hügel dieser Gegend, von dessen Gipfel wir eine weite Aussicht auf die sogenannten „Blauen Bergen" hatten. Das Wandern, das bis dahin nur mit geringen Schwierigkeiten verknüpft gewesen, wurde jetzt wegen der Rauheit des Sandsteinbodens, den wir oft durchreiten mußten, beschwerlich; wir konnten nicht ferner mehr in beinahe gerader Linie unserem Weg verfolgen; Abhänge und klaffende Stellen trennten ihn fast in jeder Richtung, und wir waren Nachtheils genöthigt, in die Irre gerathen, bald hier bald dort eine Kluft abgeschickt, die das Terrain retognoszirem mußten. Auf diese Weise erfuhren wir, daß der Missions-Posten nicht mehr fern war, und daß wir ihn noch vor Abend desselben Tages (den 12. Oktobers 1834) erreichen könnten. Wirklich kamen wir selbigen Abend zu einem großen und massiven steinernen Hause, dessen einziger weißer Einwohner, der Missionair Casalis, uns freundlich willkommnete *)."

„Von diesem Manne erfuhren wir, daß der Aufenthaltsort des vornehmsten Häuptlings des Stammes in bedeutender Entfernung ostwärts lag, daß aber der Sohn dieses Fürsten hier sey. Ein Bote war abgeschickt worden, dem Häuptling unsere Ankunft zu melden, und wir erwarteten in wenigen Tagen seinen Besuch. Die Lage von Moriah ist sehr malerisch, und seine Bewohner sind stets vor feindlichen Ueberfällen auf ihrer Hut. Ihre Zahl beträgt etwa 300 Seelen, und alle stehen unter der Botmäßigkeit des ältesten Sohnes des gegenwärtigen Häuptlings. Am Nachmittag des 14ten erschien Moschesch — dies ist der Name des alten Fürsten. — Er und sein Gefolge waren berittem; das Gefolge begleitete uns, nachdem es in einiger Entfernung abgestiegen hatte, mit einer Gewehr-Salve; Moschesch selbst aber kam bis an unsere Zelte, stieg dann vom Pferde, reichte uns die Hand und sah nach andere Beweise seiner Freude und guten Gesinnung. Es bedurfte nur einer geringen Grade physiognomischer Kenntniß, um uns für diesen Mann günstig zu stimmen, und Alles, was er that, während wir in seinem Lande uns herumtrieben, rechtfertigte die gute Meinung, die wir von ihm gefaßt hatten. Sein ehrwerd Wesen, und die Freundlichkeit, mit der er von den Schicksalen seines Stammes, von ihren Sitten, ihren Uebergangen u. s. w. sprach, bewiesen sein Verstand, wie mein Urtheil der Natur über wilde Häuptlinge vom gewöhnlichen Schlage gestellt habe."

Von den Baschutu's wanderte Herr Smith nordostwärts zu den Mantati's. Was er von diesem Stamme, der vor einigen Jahren im innersten Süd-Afrika so viele Verwüstungen angerichtet, uns erzählt, ist nicht ohne Interesse. „Nicht wie auf die Geschichte seines Stammes kamen, zeigte Etconiali (der Häuptling) sonderliche Neigung, von seinen Thaten gegen seine Mitbedrungen, deren wir bereits als eines Charakterzuges der meisten Ehevs wilder Stämme gedachten. Was er nur irgend mittheilte, mußten wir ihm gleichsam entringen, während er jede Gelegenheit ergriff, um unseren Nachforschungen auszuweichen. Desto mehr erfuhren wir von seiner Mutter, die an offener Oeffnung dem alten Ehrl in Moriah ähnlich war. Die Nation der Mantati's führte sonst den Namen Makolokwa oder Bakoxa; sie mußten ihren früheren Wohnsitz am Namabari Flusse verlassen und nannten sich fortbin nach ihrem Ehrl Mantati. Ueber die Abkunft der Bakolokwa konnten wir nichts erfahren: ohne Zweifel stellten sie sich aus Stolz in diesem Punkte unwissend. Eine blose Andeutung unserer Verwunderung, daß sie vormals nur ein kleines einst zahlreichen Ganzen gebildet hätten, reizte sie zu lebhaftem Widerspruch; sie wollten immer und von

*) Durch den jetzt in Berlin anwesenden Bischof der Brüder-Gemeinden in Süd-Afrika, Herrn Halbeck, haben wir von dem eigentlichen Wirken dieser nicht bloß um den Glauben, sondern auch um die ganze leibliche und geistige Förderung der dortigen Eingebornen hochverdienten Missionaire interessante Nachrichten erhalten. Die Hohenlohe'schen Name, unter welchem auch unsere Gesinnaten ein Werk von Menschenfreiheit sich dachten, sind zum Theil durch die Gaben der Wohlthätigkeit unterstützt worden, welche einige ihrer Frauen in den gesinnetsten Luxus-Artikeln in London gehörten. In und um Graadenthal, so wie an den drei anderen Hauptorten der Süd-Afrikanischen Brüder-Mission, trifft man überall angesiedelte, zum Theil auch aus Theil Gewerbe treibende Abkömmlinge von Wilden. Graadenthal insbesondere wird als das „Sperrsitz von Süd-Afrika" bezeichnet. Gelange es nur, noch mehr wahre- und fruchtreiche Gegenden in dem weiten Lande aufzufinden, so würde es auch, wie Herr Bischof Halbek meint, nicht schwer werden, die meisten übrigen wilden Stämme zu gesitteten und nützlichen Menschen zu machen, da sie sich sehr gern in der Nähe des von Europäern kultivirten Bodens niederlassen. Leider ist jedoch zur Auffindung solcher Gegenden, wie auch dem Berichte des Dr. Smith hervorgeht, nur wenig Aussicht vorhanden.

*) Stavorinus sagt (was vermuthlich ein Druckfehler), bis zum 21ten Grade.

Digitized by Google

Anbetracht ein sittliches Volk gewesen sehn. Das ganze Land um die Quellen des Gr. Gariep oder Vaal-River war seit einiger Zeit von Stämmen bewohnt, die ähnlicher Sitten und Gebräuche hatten wie die Mantati's; aber Letztere protestirten feierlich gegen ihre Verwandtschaft mit jenen."

„Gleich den Baschutu's bewohnen auch die Kalkoka's mährentheils die Gipfel der Randthrn. Derjenige Hügel, auf dem wir Eicomiali trafen, war ungemein gut zur Defensive geeignet. Nur ein schmaler Zugstieg führte nach oben, und dieser Pfad ging bis zum Gipfel hinauf, zwischen senkrechten Felsen hindurch, die nur ein paar Fuß weit aus einander standen. An den Festeingängen gedrtte dann auch noch eine schwere Umgangsmauer, über welcher die Lücken durch eine Mauerung von Steinen ausgefüllt sind."

Wir überspringen jetzt einen minder interessanten Theil der Reise, um Herrn Smith den dem geschrieben Häuptling Umsiligas (oder Motsilikatsi) und den ihm unterzebenen Matabili's wieder aufzusuchen. Von der freundlichen Aufnahme des Ersteren mußte der ganze Erfolg des Unternehmens abhängen.

„Als wir die Gegend von Lataku verlassen hatten, begegneten uns nur wenige Eingeborne, die wir das Land der Matabili erreichten, welches ungefähr 200 Engl. Meilen weiter nordöstlich liegt. Die ganze Strecke zwischen Lataku und den Wohnsitzen des genannten Volkes ist eine unfruchtbare und fast wasserlose Fläche, die sich streich in der Richtung mit üppigem Grase bedeckt. In der Nähe des Molopo schicken wir Boten an den Häuptling, die ihn von unserer Ankunft und unserer Instruction zu diesem Häuptling (der für die westliche Gränze seines Gebietes gilt) verweisen. Am dritten Tage nach unserer Ankunft, als ich mich eben von dem Lager etwas entfernt hatte, um die Quelle des Flusses zu untersuchen, kamen wir Abgeordnete mit einer freundlichen Einladung des Häuptlings. Zu Folge dieser Einladung stiegen wir am 2. Juni um die Mittagszeit zu ein freundlichen Thal hinab, wo Umsiligas uns empfangen wollte. Während wir einen schicklichen Ort, wo wir anhalten konnten, aufsuchten, kamen wir bei mehreren großen Kraal's vorüber, aus denen eine Unzahl Individuen jedes Alters und Geschlechts herausgeströmte und unseren Zug mit Staunen betrachtete. Der Häuptling hatte übrigens strengen Befehl gegeben, daß kein Mensch den Fremden nahe kommen solle; wer dies gleichwohl aus Neugier versuchen, der wurde mit Steinwürfen zurückgewiesen. Man sagte uns, Umsiligas wolle nicht haben, daß seine „Hunde" den ehrwürdigen Fremden irgendwie zur Last fielen."

Es folgt nunmehr der Bericht über die Aufnahme der Fremden am Hofe des beschäftigten Häuptlings:

„Als wir in den Kraal einreiten, fanden wir Umsiligas, von den kleineren Häuptlingen umgeben, am Boden kauernd. In gewisser Entfernung standen etwa 30 bis 60 Mann Matabili, Umsiligas Leibwache, die Lanze auf der Achsel und den Schild in der Hand. Vor Jedem Einzelnen mit einem Holländischen Gewehr lag! Da man uns schon vorher bemerklich gemacht hatte, daß hier keine Art von Stuhl zu finden sey, so hatten Herr Moffat und ich unsere Sättel mitgebracht, die Anderen waren nicht so klug gewesen und mußten daher auf dem trockenen Kuhmist Platz nehmen. Nach herzlichem Empfange der Fremden herrschte für fast Minuten lang die vollkommenste Stille. Während dieser Pause waren jedoch die Blicke des Häuptlings nicht müßig; und so oft sie Einem von uns begegneten, lächelte er sehr gütig. Endlich brach er das Schweigen durch Befehle, die er an mehrere anwesende Individuen ergehen ließ: und alsbald wurde ein großes Stück trefflich geschmorter Rindfleisch auf einer hölzernen Schüssel mitten in den Kreis gesetzt. Mehrere Kalebassen mit einem Getränk, das der Häuptling sein Bier nannte, stellte man zu seinen Füßen nieder. Dann mußte der Dolmetsch uns einladen, zu essen. Wir nahmen diese Einladung augenblicklich an, weil unser Appetit sehr groß war. Da es an der Königl. Tafel keine Messer gab, so langte Herr Ball (Einer von der Gesellschaft) seine Taschenmesser hervor und zeigte sie Jedem, der sich jeder Gab eine Hand voll von den schmackhaften Gericht zum Munde führen konnte. Als das Essen vorbei war, trank der Häuptling selbst eine Kalebasse voll Bier aus und ließ dann der Reihe nach jedem Gast einen ähnlichen Humpen reichen. Waren wir eben so eifrig im Trinken gewesen, als unser gütiger Wirth im Aufsodern dazu, so würden gewiß Einige von uns mit großer Mühe den Rückweg gefunden haben."

Man bemerkte mit Vergnügen, daß der Häuptling Herrn Moffat, dem wohlwollenden und wohl unterrichteten Missionair in Neu-Lattaku, große Hochachtung bewies. Er war außerdem so gefällig, den Peovians der Reisenden aus eigenen Mitteln zu vermehren und Wächter darüber zu bestellen, damit er mit echt Afrikanischer Milde bedenkte, daß sie Alle ihre Köpfe verlieren würden, wenn der Gesellschaft das geringste Leid widerfähre.

Folgen wir nun Herrn Smith und seinen Gefährten auf ihrer nördlichen Expedition:

„Unser Weg war jetzt nach dem Maritwa gerichtet. Von dem Orte, wo wir diesen Fluß erreichten, wanderten wir seine Ufer entlang bis in die Gegend, wo er, nach seiner Vereinigung mit dem Uri, den Limpopo bildet. Ein großer Theil des Bettes dieses Flusses ist dicht mit hohem Gebüsch überwachsen, welches ihn und mit der unser Vorrücken hinderte und den Uebergang der Wagen sehr beschädigte. Der Weg war an verschiedenen Stellen holperig, und die Hügelreihen, die wir hin und wieder zu passiren hatten, führten diese verdrießliche Zugabe herbei; doch hatten wir wenigstens die Mittel in Händen, Alles wieder gut zu machen. Als wir ungefähr die 21° 30' S. Breite vorgerrungen waren, befanden wir uns an der Nordgränze des Gebietes der Matabili und bei dem letzten Kraal des Umsiligas in jener Richtung. Diesen Kraal bewohnten vorzüglich unterjochte Berschuana-Stämme. Eine kurze Strecke jenseits dieses Gränzortes trafen wir eine große Anzahl armer Eingebornen, die, wir sie sahen, den Matabili's zinspflichtig sind. Sie sahen Alle sehr elend aus, was nicht Wunder nehmen durfte, da sie vor Hunger beinahe umkamen. Je weiter wir zogen, desto mehr verringerte sich ihre Zahl, und endlich begegnete uns fast keine Seele mehr. Schon deßhalb wir, gerade da, wo uns Belehrung nun mußten Noth that, im Stiche gelassen zu werden, aber nach beträchtlicher Wanderung stießen wir auf den überbleibenden Rest der Baquaina's, die früher unter den Berschuana-Stämmen einen hohen Rang eingenommen hatten. Dieser Stamm war gleichfalls dem Umsiligas zinsbar geworden und blieb es so lange, bis Umsiligas ihren vornehmsten Häuptling aus der Welt schaffte. Da flüchteten sie Alle aus dem Distrikte, wo sie früher sich aufhielten, und bezogen diese Gegend, wo sie jetzt in Furcht vor den Matabili leben."

„Die Baquaina's schienen ihre bisherige Lage besonders tief zu fühlen, vermuthlich, weil sie früher so hoch im Range gestanden hatten; denn sie waren, wie Jedermann glaubte, dasjenige Volk, das zuerst der großen Höhe entstieg, aus welcher im Anfang der Welt die verschiedenen Stämme der Berschuana's und Buschmänner herunterkamen. Den beiden Letzten erfuhren wir besonders zum interessante Dinge: erstens berichteten sie uns, daß ein großer See mit frischem Wasser in der beträchtlichen Entfernung gegen Norden liegt; zweitens, daß eine zerstreute Hottentottische Bevölkerung nicht bloß in allen benachbarten Distrikten lebe, sondern auch bis zum See, ja, noch drüber hinaus sich erstrecke. In der letztgenannten Gegend, bemerkten sie, existirten Stämme, die ganz wie Hottentotten's gekleidet und auch eine solche Sprache redeten. Diese sprechen noch unabhängig und hätten ihre eigenen Häuptlinge. Unser Gewährsmänner machten eine so lebendige Beschreibung von dem Wasser des Sees bei stürmischem Wetter, von der Form der Wdie und von der Art, wie man sie im Wasser fortbewege, daß uns an der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen kein Zweifel blieb. Ueber Lage und Entfernung des See's konnten wir nur wenig von ihnen erfahren. Einige kannten auch Nordwest. Andere nach Nordost; Einige sagten, man könne in drei Wochen dahin kommen, Andere behaupteten, es seyen wohl drei Monate erforderlich. Behalten wir im Auge, daß vielleicht kaum zwei unserer Berichterstatter den See von derselben Gegend aus besucht hatten, und sein Einziger wohl, ohne lange bei den Stämmen, die auf dem Wege dahin wohnen, zu verweilen, so kann es uns nicht befremden nehmen, daß Letztere die wahre Distanz und Richtung anzugeben im Stande war. Jedenfalls waren wir noch sehr weit von dem See entfernt."

Die allgemeine Dürre und die damit nothwendig verbundene Entkräftung der Zugochsen bewegen jetzt Herrn Smith, freilich zu überlegen, ob es wohl gerathen sey, daß man weiter vorrücke. Er wählte zu diesem Zwecke die tüchtigsten Ochsen aus und fuhr mit einem Theile der Karavane voran, um das Land zu recognosziren. Den Erfolg ergählt er also:

„Nachdem ich in nordöstlicher Richtung und in der Nähe des Flusses vier Tagereisen zurückgelegt hatte und, ohne eine Spur zunehmender Feuchtbarkeit entdeckt zu haben, ja, ich kann sagen, alle Symptome zunehmender Sterilität bemerkend, bis auf einen Punkt gekommen war, wo der Fluß sich verlor, beschloß ich, wieder zu dem Kraal von Baquaina's Halt, um zu erforschen, ob es nicht möglich wäre, von dort aus quer über die Baka-Felsen zu kommen, wo es Wasser und Gras in Ueberfluß geben sollte. Da ich aus Erfahrung wußte, daß direkte Fragen oft nicht eben geeignet sind, den Wilden die Wahrheit zu entlocken, so wartete ich hier auf eine Gelegenheit, meine Erkundigungen gleichsam spielend anzuknüpfen. Ich sah mir dabei den Schein, als legte ich Einen beben Werth auf die Sache. Die Eingebornen hatten uns gleich nach der ersten Begrüßung, einiges Wild zu schießen, weil sie sonst vor Hunger umkommen müßten. Ich versprach ihnen dies unter der Bedingung, daß sie uns auf unserer Reise begleitenzu und dieses Anerbieten machte ihnen große Freude, denn sie bildeten sich ein, wir wollten dem Laufe des Flusses folgen. Ich merkte erfahren, daß es damit nicht so genau sey, erklärten sie uns einmüthig, in dieser Jahrezeit könne man unmöglich über den Baka gelangen; denn auf der sechstägigen Reise bis dahin sey kein Tropfen Wasser zu finden. Als seraeten Beweis von der Schwierigkeit und Gefahr eines solchen Unternehmens führten sie an, daß zwei von ihren eigenen Leuten, die neulich von dort hergekommen seyen, vor Durst beinahe umgekommen wären, obschon sie mehrere große Schläuche mit Wasser mitgenommen hätten. Auf diese Vorstellungen zu Wilden fußend, begann ich nun, sie auszufragen, und erhielt endlich den Bescheid, daß man die Reise nur während der Regenzeit ausführen könne."

„In Folge dessen kehrte ich, sobald die nöthigen Beobachtungen über die umliegende Gegend gemacht waren, zu den andern Wagen zurück. Auf meine Erkundigen zingen wir von dem Fluß ab und wandten uns in gerade Richtung gegen den Baka-Berg. Hier haben wir von dem Wipfel eines der höchsten Bäume die Spitzen der Baka-Berge, und zwar gerade aus Norden. In jeder anderen Richtung erschien das zwischen Auge und Horizont sich ausdehnende Land beinahe ganz flach und dicht mit Gebüsch überwachsen. Wie die Eingebornen sagen, hat die Gegend jenseit der Baka-Berge, besonders nach Osten und Nord-Osten, einen ähnlichen Charakter."

Der entferntetste Punkt, den Dr. Smith erreichte, war 22° 28' südl. Breite, oder zwei Engl. Meilen jenseit des Wendekreises. Die wanderndrn Betschen Erkundigungen waren zum Theil viel weiter vorgedrungen: Einer derselben, Hert Hume, hatte die Baka-Berge um zwei Tagereisen überschritten und war bis zu den Stamme, genannt Bauenguaker, gekommen; hinter diesem seinem Begleiter blieb Dr. Smith noch eine zehn Tagereisen zurück. Der Letztere scheint es besonders darin schlecht getroffen zu haben, daß seine Wanderung in eine Periode großer Dürre fiel, dergleichen es allerdings in Süd-Afrika häufig giebt. Nichtsdestoweniger aber sind doch die Sammlungen aus allen Naturreichen, die unser Reisender mitgebracht, so ergiebig und

Digitized by Google

wortbruch, daß man seine Expedition in diesem Betracht sehr glücklich nennen kann. Die Societät am Kap will nun eine zweite Karawane, an deren Spitze wieder Lic. Smith treten soll, ins Innere schicken, und hofft, daß man dieses Mal wenigstens den obgenannten See erreichen werde.

Frankreich.

Joachim Murat in Korsika.

(Schluß.)

Der König und seine Gefährten hielten sogleich mit ihrer Arbeit ein; man spannte von neuem alle Segel auf, richtete das Boot gegen das nahende Schiff und ihrte auf, sich mit dem Wasser zu beschäftigen, das, da es nicht mehr aufgehalten wurde, reißende Fortschritte machte. Jetzt kam es auf Minuten, auf Sekunden an; es handelte sich darum, das Schiff zu erreichen, bevor sie untergingen; das Schiff feinerseits schien die verzweifelte Lage derjenigen zu begreifen, die seine Hülfe in Anspruch nahmen; es kam schnell herangesegelt, Augustine erkannte es zuerst; es war ein Regierungs-Fahrzeug, ein Postschiff, das zwischen Toulon und Bastia den Dienst verrichtete; Langlade war mit dem Capitain bekannt, er rief ihn bei Namen mit der mächtigen Stimme der Todesnoth, und er wurde gehört; es war Zeit, denn das Wasser stieg immer höher. Der König und seine Gefährten standen schon bis an die Knie darin; das Boot schwankte wie ein rächender Strom, es ging nicht vorwärts, sondern drehte sich um sich selbst herum. In diesem Augenblick fielen zwei oder drei vom Postschiff ausgeworfene Taue in das Boot; der König ergriff eines, stürzte sich ins Meer, faßte die Strickleiter und war gerettet. Blanzard und Langlade thaten dasselbe fast zu gleicher Zeit; Donadieu blieb bis zuletzt, wie es seine Pflicht war, und in demselben Augenblick, wo er die Strickleiter verließ, stürzte er, wie das Boot, das er verließ, schon unter seinen Füßen sank; mit der Kaltblütigkeit eines Seemannes wandte er sich um, sah, wie der Abstand seinen weiten Rachen unter ihm öffnete, wie das verschlungene Boot umstürzte und verschwand. Nur fünf Stunden später, und diese setzt gretteten vier Männer waren für immer verloren!*) . . . .

Kaum war Murat auf dem Verdeck angekommen, als sich ihm ein Mann zu Füßen stürzte; es war ein Mameluck, den er ehemals aus Aegypten mitgenommen hatte, und der sich seitdem in Castellamare verheirathet hatte; Handelsgeschäfte hatten ihn nach Marseille geführt, und trotz der Verkleidung, die seinen alten Herrn verhüllte, und der Aenderungen, die derselbe erduldet hatte, erkannte er ihn doch wieder. Seine Freudenbezeugungen gestatteten dem Könige nicht, sein Incognito noch länger beizubehalten. Auf dem Schiffe befanden sich der Senator Casabianca, der Capitain Oletta, ein Neffe der Familie Baciochi, und ein Intendant, Namens Boccio, die ebenfalls vor den Metzeleien des Südens flohen; sie alle begrüßten ihn mit dem Titel Majestät und bildeten einen kleinen Hofstaat um ihn. Der Uebergang war plötzlich, und er brachte eine schnelle Veränderung hervor; es war nicht mehr Murat der Verbannte, sondern Joachim I., König von Neapel. Das Land der Verbannung verschwand mit der untergegangenen Barke; an seiner Stelle erschien Neapel mit seinem herrlichen Busen wie eine wunderbare Fata Morgana am Horizonte, und gewiß entstand der erste Gedanke jener unglücklichen Expedition nach Kalabrien in diesen Stunden des Freudenrausches, die auf Stunden der Todesangst folgten. Der König, noch ungewiß, was für ein Empfang ihn in Korsika erwartete, nannte sich Graf von Campo-Mello, und unter diesem Namen landete er am 25. August in Bastia. Aber diese Vorsicht war unnütz, denn drei Tage nach seiner Ankunft war Niemanden seine Anwesenheit in der Stadt mehr unbekannt. Sogleich bildeten sich Versammlungen; der Ruf: „Es lebe Joachim!“ ließ sich vernehmen, und der König, der die öffentliche Ruhe zu stören befürchtete, verließ noch denselben Abend Bastia mit seinen drei Gefährten und dem Mameluken. Zwei Stunden darauf langte er in Bisiccia an, und trieb sich in der Nähe des General Franceschetti, der während seiner ganzen Regierung bei ihm in Diensten gestanden hatte, und der, als er Neapel zu verlassen Zeit wie der König verließ, sich nach Korsika zurückbegeben hatte, um dort mit seiner Frau das Haus seines Schwiegervaters, des Herrn Colona Cicoldi, zu bewohnen. Er war gerade beim Abendessen, als man ihm einen Fremden, der ihn zu sprechen verlange, ankündigte; er ging hinaus und fand Murat, in einen militairischen Ueberwurf eingehüllt, den Kopf mit einer Seemannsmütze bedeckt und mit den seinen Kleidern, den Kamaschen und Schuhen eines Soldaten bekleidet. Der General war erkannt; Murat bestete sein großes schwarzes Auge auf ihn, kreuzte die Arme und sprach: „Franceschetti, haben Sie an Ihrem Tische Platz für Ihren dungenen General? Wollen Sie Ihrem neuen Könige unter Ihrem Dache Gastfreundschaft gewähren?“ . . . Franceschetti stieß einen Schrei des Erstaunens aus, als er Joachim erkannte, und vermochte nur dadurch zu antworten, daß er ihm zu Füßen fiel und seine Hände küßte. Von diesem Augenblick an stand das Haus des Generals zu Murat's Befehl.

Kaum hatte sich das Gerücht von der Ankunft des Königs in der Umgegend verbreitet, als Bisiccia, Ajaccio und von jedem Range anzulangen, Bittschriften, die unter ihm gesochten hatten, und Korsikanische Jäger, die sein abenteuerlicher Charakter anzog; in wenig Tagen war das Haus des Generals in einen Palast umgewandelt, das Dorf in eine Residenz, die Insel in ein Königreich. Seltsame Gerüchte verbreiteten sich über Murat's Absichten; eine Armee von 900 Mann trug dazu bei, ihnen einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Da nahmen Blanzard, Langlade und Donadieu von ihm Abschied; Murat wollte sie zurückhalten, aber sie hatten sich der Rettung des Verdammten und nicht dem Glücke des Königs geweiht.

Wir haben erzählt, daß Murat am Bord des Postschiffes von Bastia einen seiner früheren Dienstdiener, mit Namen Othello, antraf, und daß dieser ihm nach Biccosato folgte; der Ex-König von Neapel beabsichtigte, diesen Mann als Agenten zu gebrauchen. Seine Familien-Verbindungen riefen ihn ganz natürlicherweise nach Castellamare zurück; er befahl ihm daher, sich dorthin zu begeben, und übermachte ihm Briefe an Personen, auf deren Hingebung er am meisten rechnete. Othello reiste ab, langte glücklich bei seinem Schwiegervater an und glaubte, ihm Alles vertrauen zu können; doch dieser, darauf berechnet, verabredete sich mit der Polizei; eine nächtliche Untersuchung wurde bei Othello angestellt und seine Briefschaften in Beschlag genommen. Am folgenden Tage wurden alle Personen, an welche die Briefe gerichtet waren, verhaftet und ihnen der Befehl ertheilt, Murat so zu antworten, als ob sie frei wären, und ihm Salerno als den passendsten Einschiffungsort anzugeben; unter steben waren fünf so feig, zu gehorchen, die beiden anderen aber, zwei Brüder aus Spanien, weigerten sich standhaft; sie wurden eingekerkert.

Am 17. September verließ Murat Biccosato; der General Franceschetti, so wie die anderen Korsen, machten seine Begleitung aus; um nach Ajaccio zu gelangen, nahm er seinen Weg über Corone, über die Gebirge von Sorra und Bozzo, über Levaco, Bivaro, durch die Päße und um die Gebirgen von Bojanova herum, dagegen überall mehr oder weniger bewillkommt und getrieben, und an fünf Stationspferden empfing er Deputationen, deren Anreden an ihn hielten und ihn mit dem Titel Majestät begrüßten. Am 22. September langte er in Ajaccio an. Die ganze Bevölkerung hatte seiner vor den Thoren; sein Einzug glich einem Triumphe; er wurde bis zu der Wohnung getragen, die seine Quartiermeister schon vorher für ihn bestellt hatten, und das alles hatte wohl auch einen weniger ernsthaften Mann als Murat schwindeln gemacht. Er war davon ganz benauscht. Als er in sein Quartier eintrat, reichte er Franceschetti die Hand und sagte zu ihm: „An der Weise, wie die Korsen mich empfangen, können Sie sehen, was die Neapolitaner sich mich thun werden.“ Dies war das erste Wort, das ihm über seine künftigen Absichten entschlüpfte, und er befahl noch an demselben Tage, Alles zu seiner Abreise in Bereitschaft zu setzen. Offiziere, Soldaten, kleine Fürsten aus; ein Matteier, Namens Barbaea, ehemaliger Fregatten-Capitain bei der Neapolitanischen Marine, wurde zum Befehlshaber und Aufseher der Expedition ernannt; zweihundertfünfzig Männer wurden geworben und bekleidet, sich beim ersten Signal zur Abreise fertig zu halten. Murat erwartete nur noch die Antworten auf Othello's Briefe; sie trafen am Morgen des Tages ein, der Abreise und alle seine Offiziere zu seinem Mittagstisch auf sich seiner Mannschaft doppelten Sold und doppelte Rationen reichen. Murat war eben beim Nachtisch, als man ihm die Ankunft Macconi's meldete; dieser kam als Abgeordneter der freundlichen Mächte und brachte die Antwort, die Murat so lange in Toulon erwartet hatte. Murat ließ sich in ein Nebenzimmer; Macconi folgte ihm nach, bat ihn, er mit einem Offizier Oesterreichs sei, und überreichte dem König ein Ultimatum des Kaisers von Oesterreich, das folgendermaßen lautete:

„Herr Macconi, ist durch Gegenwärtiges ermächtigt, den König Joachim zu benachrichtigen, daß Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich ihm unter folgenden Bedingungen einen Zufluchtsort in seinen Staaten bewilligt:

1) Der König nimmt einen Privatnamen an. Da die Königin sich schon jetzt Lysaeia nennt, so wird dem König vorgeschlagen, den selben Namen zu führen.

2) Es ist dem Könige erlaubt, sich eine Böhmische, Mährische oder Ober-Oesterreichische Stadt zum Aufenthalt zu wählen. Er kann auch ohne Ungelegenheit irgend einen Landsitz in den genannten Provinzen bewohnen.

3) Der König hat Seiner Majestät dem Kaiser und Könige sein Ehrenwort dazauf zu geben, daß er ohne die ausdrückliche Einwilligung des Kaisers nicht die Oesterreichischen Staaten verlassen und wie ein vornehmer Privatmann leben will, den Gesetzen unterthan, die jetzt in den Oesterreichischen Staaten in Kraft sind.

Zur Beglaubigung dieses und damit ein angemessener Gebrauch davon gemacht werden könne, hat der Unterzeichnete vom Kaiser den Befehl erhalten, gegenwärtige Erklärung zu zeichnen.

Gegeben in Paris, 1. September 1815.

(gezeichnet) Fürst von Metternich.“

Murat lächelte, nachdem er zu Ende gelesen, dann gab er Macconi ein Zeichen, ihm zu folgen; er führte ihn auf die Terrasse des Hauses, welche die ganze Stadt beherrschte, und die überreiste von seinem Banner beherrscht wurde, das wie auf einem Königlichen Schlosse wehte. Von da aus konnte man das freudenbewegte, erleuchtete Ajaccio übersehen, so wie den Hafen, in welchem die kleine Flotille sich schaukelte, und die Straßen, die wie an Festtagen von Menschen wimmelten; Murat zeigte dem Gesandten den König, so erhaben aus Aller Munde der Ruf: „Es lebe Joachim!“ Es lebe Napoleon's Bruder! Es lebe der König von Neapel!“ Murat grüßte, das Geschrei verdoppelte sich, und die Musik-Corps der Garnison stimmten Volkslieder an. Macconi wußte nicht, ob er seinen Augen und Ohren trauen sollte. Als der König sich an seinen Gefährten gewendet hatte, und er ihn ein, mit in den Saal zu kommen; sein Generalstab war hier in Staatsuniformen versammelt; man hätte wähnen können, sich in Caserte oder Capodimonte zu befinden.

Endlich, nach einem Augenblick des Schwankens, trat Macconi zu Murat, „Sire“, sprach er, „welche Antwort soll ich Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich überbringen?“ — „Mein Herr“, antwortete

*) An Toulon sind diese Details allgemein bekannt, und sie wurden mir wohl zwanzig Mal während meines zweimaligen Aufenthalts in den Jahren 1834 und 1835 in jener Stadt erzählt. Einige von denen, die ich darüber befragte, hatten sie von Langlade und Donadieu selbst erhalten.

Anm. des Verf.

Digitized by Google

Murat mit jener stolzen Würde, die seiner schönen Gestalt so wohl kand; „Sie werden meinem Bruder Franz erzählen, was Sie gesehen und was Sie gehört haben, und dann noch hinzufügen, daß ich diese Nacht schon obreise, um mein Königreich Neapel wieder zu erobern." — —
Die Geschichte hat uns das Uebrige berichtet.

Audienz des Türkischen Gesandten Soliman-Mustafer-Aga bei einem Minister Ludwig's XIV*).

Da der Herr dan Yvonne, Minister und Staats-Secretair, der das Departement der auswärtigen Angelegenheiten verwaltet, Montag den 18. November dem besagten Mustafer-Aga durch den Herrn von der Giberte, einen Hof-Kavalier, der um ihn ist, hatte anzeigen lassen, daß er den nächsten Tag um neun Uhr Morgens in seinem Hause zu Suresne bei ihm Audienz haben könne, so begab sich besagter Gesandte zur bezeichneten Stunde mit seiner Suite in drei sechspännigen Wagen dahin; nachdem die Wagen in den Hof hineingefahren waren, stieg besagter Gesandte aus und ging die Treppe hinauf, ohne von irgend einer Person des Hausstandes besagten Herrn von Yvonne's empfangen zu werden. Der Herr von Kives, der es bei dieser Gelegenheit eben so wie der Kiaja oder Intendant des Groß-Vezirs in Rüen mit den Botschaftern machte, ging besagtem Gesandtschafter drei oder vier Schritt entgegen; dann, nachdem Beide auf zwei gleichartigen Sesseln Platz genommen, ließ er ihm nach einigen höflichen Worten Kaffee bringen. Besagter Mustafer-Aga hatte den Herrn von Lafontaine, seinen Dolmetscher, zum Herrn von Yvonne gesandt, um zu erfahren, wann er Audienz haben könne, und besagter Herr von Yvonne empfing denselben stehend, mit bedecktem Kopfe, und sagte ihm, daß er zur Zeit noch mit etwas beschäftigt sey, daß aber sein Herr sehr bald vorgelassen werden solle. Kurz darauf zeigte man dem Gesandten an, daß er kommen könne; er verließ den Saal, in welchem er sich befand, und ging durch eine große Gallerie, die bald mit Personen angefüllt war; er kam in dem Gemache an, wo besagter Herr von Yvonne ihm Audienz geben sollte; dieser befand sich dort mit mehreren Personen seines Gefolges; er und einer von dem Gefolge standen, als der Gesandte eintrat.

Im Hintergrunde des Saales stand ein Ruhebett von Goldstoff, worauf Polster, ebenfalls von Goldstoff, lagen, und zu Füßen desselben war auf einer Art von Erhöhung ein mit Gold und Seide durchwirkter Persischer Teppich ausgebreitet. Der Herr von Yvonne stand auf diesem Teppich. Als der Türke bis in die Mitte des Saales vorgetreten war, neigte er den Kopf wiederte Male sehr tief, um nach der Sitte seines Landes zu grüßen, worauf der Herr von Yvonne durch Abwinken seines Hutes, den er jedoch nicht wieder aufsetzte, ihn zu grüßen wartete. Besagter Herr von Yvonne nahm auch sogleich auf dem Ruhebett Platz, lehnte den Rücken gegen die Boolst-Polster und ließ für besagten Abgesandten ein mit goldenen Fransen besetztes damastenes Polster bringen.

Als der Türkische Minister sich gesetzt hatte, zerstreute sich Beider Gefolge rings umher, das des Herrn von Yvonne zu seiner Rechten, und das des Türken zu seiner Linken. Der Herr von Yvonne ließ den Herrn Dervieux, Stallmeister der Marschallin von La Mothe, näher treten, der ihm als Haupt-Dolmetscher diente, da derselbe die Türkische Sprache aus dem Grunde verstand. Besagter Herr von Yvonne hielt sodann eine Rede an den Türkischen Minister, die der Herr Dervieux sogleich, wie er sie anhörte, übertrug. Ungefähr folgendermaßen, wie einer der dabei Gegenwärtigen berichtet hat, drückte sich besagter Herr von Yvonne aus:

„Weil ich erfahren, daß Sie, als Sie sich um eine Audienz bitten ließen, mit den Zitel Groß-Vezir begehrt, und daß Jemand Ihnen gesagt habe, es gebe in Frankreich drei Groß-Vezire, so glaube ich mich vor allen Dingen verpflichtet, Ihnen eine so falsche Meinung zu benehmen, die Ihrerseits dem Ruhme Ihres Herrn, meines Herrn, schaden könnte. Ich thue Ihnen also hierdurch kund, daß es in diesem Reiche weder Einen Groß-Vezir, noch drei, noch irgend eine andere Autorität giebt, als die des Kaisers selbst, dessen Minister weiter nichts sind, als einfache Vollstrecker der Befehle, die er an jedem Tage und zu jeder Stunde mit eigenem Munde in allen Geschäftszweigen ertheilt, sey es in geistlichen Angelegenheiten, denn er ist der gottesfürchtigste, sey es in Politik und Staatssachen, im Seewesen, in der Kriegsführung, im Handel, in den Finanzen, sey es endlich im Kriege, denn er ist sehr tapfer, aber handle es sich um Ruhm, denn er ist stets bereit, seine Freunde mit der Kraft seiner Heere zu unterstützen, die immer siegreich sind, mag er sie nun persönlich oder nur durch seine Untergebenen befehligen, wenn sie unter seinem Namen und unter seinen Fahnen fechten."

„Es ist wahr, daß während seiner Minderjährigkeit, als der Königin, seiner Mutter, die Verwaltung des Staates oblag, sich diese nur einzigen Person anvertraute, der sie eine Macht verliehen hatte, die ungefähr derjenigen gleich kam, welche die Groß-Vezire des Ottomanischen Reiches besitzen. Aber sobald unser Kaiser das Alter erreicht hatte, um selbst regieren zu können, hat er sich allein alle Macht vorbehalten, er überläßt Niemanden, wer es auch sey, das geringste Theil davon, er sieht Alles, hört Alles, bestraft Alles, belohnt Alles, arbeitet ohne Aufhören den ganzen Tag in seinen Geschäften, und denkt nur darauf, seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und durch diese Handlungsweise ist er die Wonne seiner Völker und ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung der ganzen Christenheit geworden. Ich selbst, den Sie hier angekleidet sehen, wie es ein Groß-Vezir in Konstantinopel sein würde, ich bin nichts als ein unbedeutender Schreiber Sr. Kaiserl. Majestät und habe keine andere Eigenschaft, als selig und froh die Geschäfte aufzuschreiben, welche er in den Geschäften sieht, die sich auf das besondere Amt beziehen, das ich verwalte. Nachdem ich sie zu Papiere gebracht habe, trage ich sie Ihm vor, um zu erfahren, ob ich seinen Willen und seine Meinungen richtig aufgefaßt, und Er verbessert oder genehmigt das, was ich Ihm vortrage, je nachdem es gut oder schlecht ist. Die anderen Schreiber verfahren eben so, jeder in dem Bereiche des Amtes, womit der Kaiser sie beehrt hat; da er aber seinen Ministern giebt, der über uns Alle, noch Jemand dazwischen, und da die auswärtigen Angelegenheiten wie besondere überwiesen sind, so will unser Kaiser seine Verschriebenheit in der Behandlung unter seinen Botschaftern und denen Ihres Herrn halten, wie auch seine zwischen den beiden Kaisern, hinsichtlich ihrer Würde, ihrer Größe und ihrer Macht Rattfindet; er hat mir also anbefohlen, mögen Sie nun Botschafter oder nur Gesandter sein, mit Ihnen auf dieselbe Weise zu unterhandeln, wie die ersten Minister Ihres Kaisers mit seinen Botschaftern und Gesandten, das heißt, ich soll mich auf ein Ruhebett setzen und Ihnen nur einen Sessel anbieten, ich soll nicht vorlesen, wider um Sie zu empfangen, noch um Sie zu begleiten; ich muß Ihnen selbst erklären, daß ich nicht weiß, ob Sie der Kaiser, mein Herr, wenn auch das Wort „solch!" welches so viel wie Botschafter bedeutet, sich in Ihrem Beglaubigungsschreiben befindet, in dieser Eigenschaft empfangen wird, sofern Sie ihm keine Geschenke überbringen, wie er sie Ihrem Herrn durch seine Botschafter zu übersenden pflegte, zumal da er erfahren, daß die Minister der Pforte Ihrem Kaiser vorgeschrieben haben, es seyen Trinkgelder, welche die anderen Herrscher ihm schicken; von Seiten meines Herrn sind es jedoch nur Zeichen seiner Großmuth und seiner Zuneigung."

Nachdem der Herr von Yvonne diese Rede an den Türkischen Minister beendet hatte, wollte er mit ihm in Unterhandlung treten; er befahl daher seinem Gefolge, sich zurückzuziehen, und der Türke that ein Gleiches gegen seine Leute; es blieben nur die Herren Dervieux und Lafontaine, letzterer der Dragoman des Türkischen Ministers, als Dolmetscher zurück. Länger als zwei Stunden unterhandelten sie mit einander; nachher ließ der Herr von Yvonne Kaffee und Speise bringen, den man ihm knieend und dann dem Türkischen Minister stehend überreichte, und letzterer äußerte sich sehr zufrieden über diese Audienz.

(Documens inédits relatifs à l'histoire de France.)

Bibliographie.

L'auberge des trois Pins. — Von Beauvoir und Rover. 7½ Fr.
Charles de Navarre. — Von Mortemont. 2 Bde. 15 Fr.
Clinique des plaies d'armes à feu. — Von Baudens. 7½ Fr.
Code civil général de l'empire d'Autriche. — Uebersetzt von Dufferes. 7 Fr.
Cours d'antiquités monumentales. — Von Caumont. Zünfte Abtheilung. 12 Fr.
Les deux commandeurs. — Von Gerber. 2 Bde. 15 Fr.
Essai d'une philosophie de l'art. — Von Robert. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Rom und Herr von Lamennais. Der bekannte Abbé de Lamennais hat so eben in Paris unter dem Titel „Affaire de Rome" ein Geschichte seiner Kontroversen mit dem Päpstlichen Stuhl herausgegeben. Es wird darin unter Anderem ein Schreiben des Kardinal Pacca mitgetheilt, in welchem die politischen Ansichten des Römischen Hofes offen dargelegt werden. Herr von Lamennais berichtet zugleich über seinen Aufenthalt in Rom, so wie über die Eindrücke, die er auf seiner Reise durch Italien gesammelt hat.

— Ein alter bewährter Hausspott. Thomas Tusser gab in J. 1557 ein Büchlein heraus, welches er „Hundert gute Haushaltungs-Dinge"*) nannte, und worin er in Versen den Landbau und die Wirthschaft, so wie Sitten und Gebräuche seiner Zeit besang. Diese Verse wurden so populair, daß sie jeder Landmann auswendig wußte, und daß einzelne Bruchstücke davon noch jetzt, nach beinahe dreihundert Jahren, im Munde des Englischen Volkes leben. Da aber seit jener Zeit kein Abdruck derselben erschienen und zu besorgen war, daß die Erinnerung an den bewährten Hausspotten auch und nach verloren gehe, so hat ein Pächter in Essex, Herr Charles Clarke, einen neuen vollständigen Abdruck besorgen lassen, der jedoch ohne Kommentar den Ausländer kaum verständlich sein möchte.

*) Die Zeitungen von 1669 und 1670 melden diese Gesandtschaft, ohne jedoch obige Einzelheiten zu erwähnen, die sich in den Manuskripten des Herrn von Breteuil, der damals die Gesandten vorzustellen hatte, vorzufinden sind. Ihre Bläter führen nur an, daß Mustafer-Aga in den letzten Tagen des Monat August 1669 in Toulon anlange, daß ihm überall große Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, daß er den 3. November durch das Dauphinat ziehe, daß er um Mitte des nämlichen Monats in Paris eintreffe, daß er im Hotel Nevers am Dauphinsquai wohnte und am 4ten eine Audienz beim Könige hatte. — In obiger Relation ist es besonders interessant, wahrzunehmen, mit welcher gewissenhaften Strenge man sich bemühte, die Grobheiten zu erwidern, die sich das damalige Türkische Ceremoniell bei der Aufnahme Europäischer Gesandten erlaubte. Heutigestages weiß Mahmud anredings die Formen dieser zu beobachten.

*) A hundreth Good Paynes of Husbandrie. Set forth by Thomas Tusser, Gentleman.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.
Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Zeitungen.

№ 136. Berlin, Freitag den 11. November 1836.

Rußland.

Der Kaukasus und die Tscherkessen.

Nur selten kommt uns jetzt eine zuverlässige Kunde von Transkaukasien und den Tscherkessen zu. Während Englische Blätter stets von neuem die Behauptung wiederholen, daß Rußland dort in offenem Kriege sich befinde und die allergrößten Vortheile oft sehr theuer erkaufen müsse; daß die Nation der Tscherkessen sich fast völlig unabhängig erklärt und sogar Gesandte an die Türkei und England zum Theil bereits abgesandt habe und zum Theil abzusenden im Begriffe sey, berichten die Russischen Zeitungen nur von einzelnen Raubzügen der wilden Bergvölker, die jedoch jedesmal von den mit den Russen vereinigten Georgiern und Transkaukasischen Muselmännern in ihre Bergschlünchten zurückgetrieben werden. Bei solchen Widersprüchen kann es nur interessant seyn, etwas Näheres über die jetzige geographische Eintheilung, in wie über die Auffassungen und Eigenthümlichkeiten jener Länder zu hören. Wenn wir hierdurch auch nicht die neuesten historischen Thatsachen kennen lernen, so werden wir doch in den Stand gesetzt, uns dieselben auf das Wahrscheinlichste zu konstruiren und von der schwierigen Lage des dortigen Oberbefehlshabers und des Transkaukasischen Heeres, wie sie hier nach unverächtigen Quellen geschildert wird, einen Schluß auf die ganze Lage der Dinge zu ziehen. Ein in der Russischen Bibliotheca dla Tschtenija enthaltener militairischer Bericht über den Schauplatz der letzten Kriege zwischen Rußland, Persien und der Türkei hat zu nachstehenden Notizen den Stoff geliefert:

„Die Länder des Kaukasus, am Schwarzen Meere, und zwar an der sogenannten Kaukasischen Linie beginnend, können füglich in drei Abschnitte getheilt werden: der erste bildet mit den unmittelbaren Befestigungen und Schluchten des Kaukasus einen breiten Landstrich, bewohnt von Bergvölkern oder Tscherkessen, die den ganzen Raum von Schwarzen bis zum Kaspischen Meere einnehmen. Dann folgt ein breiter Gürtel über die ganze Landenge: dies sind Rußlands Transkaukasische Besitzungen, welche nach Süden zu von einem dritten Landstriche begrenzt werden, der gegen Osten an Persien und gegen Westen an der Türkei gränzt. Die Breite des ersten Landstriches kann man zu ungefähr 150 Werst annehmen; der zweite dürfte über 850 Werst lang und 325 Werst breit seyn.

Was den ersten Landstrich betrifft, so hat die Erfahrung die Unmöglichkeit einer vollkommenen Bezwingung der fanatischen Bergvölker erwiesen, die nur Liebe für ihre wilde Freiheit und Haß gegen Christen und Russen athmen, gefährlich in ihren Ueberfällen sind, bei denen sie durch ihre Berge gesichert werden, sich leider als vortreffliche Scharfschützen auszeichnen, wenn sie sich unter einander selbst befeigen, blutgierig im Kampfe und treulos im Frieden sind. Man mußte sich damit begnügen, die Russischen Besitzungen im Süden und Norden gegen sie zu schützen, sie in die Berge hineinzudrängen, ihnen Unterstützungen von Türkischer Seite abzuschneiden — was durch den Vertrag mit Adrianopel erreicht ward, dem zufolge alle Türkische Festungen am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres an Rußland abgetreten wurden — sicherlich mit ihnen leben und dabei die Waffen nicht aus der Hand lassen, ernstlich und mit der Schärfe des Schwertes in kleinen Abtheilungen gegen sie zu Felde ziehen, jeden Versuch von Uebertretung und Beleidigung streng ahnden, während man sich an den gefährlichsten Stellen gegen sie befestigte. Durch diese Maßregeln wurden die zwei einzigen Pässe durch den Kaukasus nach Rußland so viel als möglich gesichert. Einer derselben, der über die Kaspische Kette geht, 1200 Werst weit, über Mosdok, Kisljär und Derbent: es ist das alte „Kaspische Thor"; der andere und kürzere, bekannt unter dem Namen die Grusinische Militair-Straße, führt durch die Dariesche Schlucht, erhebt sich an einigen Stellen bis 1500 Fuß, ist aber nur 280 Werst lang.

Dagegen war in dem zweiten Landstrich, oder in den eigentlichen Transkaukasischen Provinzen, gleich nachdem Rußland sie in Besitz genommen, eine bürgerliche Verfassung allmälig eingeführt und verwollkommnet, insofern nämlich die kurze Zeit der Herrschaft und die Oertlichkeit es zuließ. In diesem Augenblick zerfallen diese Länder in sechs Abtheilungen:

1) Grusien oder die vereinigten Provinzen Kachetien, Kartalinien, Somchetien mit der Festung der ehemaligen Grusinischen Bauern, Tiflis, und den muselmännischen und Armenischen Provinzen — Borischalin, Kasach, Schamschadil, Jelisawetpol, Bombaki, Schuragel, Lissetina, Lnischi — der Zentral-Punkt von Transkaukasien, = 55,000 □Werst mit 225,000 Einwohnern.

2) Imeretien mit Mingrelien und Abchasien, welche durch Rußland unterworfene Fürsten aus den Geschlechtern Dadjanoff und Schirwaschidse verwaltet werden; und mit Gurien, das die 1829 auch seinen eigenen Fürsten hatte, die linke Seite Transkaukasiens bis zum Schwarzen Meere, = 44,000 □Werst mit 220,000 Einwohnern.

3) Die muselmännischen Provinzen, — die südwestliche Kaspische Küste, — die Chanate Schekin, Karabach, Schirwan und Talischin = 45,000 □Werst mit 200,000 Einwohnern.

4) Dagestan, — die nordwestliche Kaspische Küste, — mit den Provinzen Baku, Kuba, Derbent, den Chanaten Kjurin, Kasikumi, Nuarien, den Schamchalen Tarchu, Tabasaran und anderen Bezirken = 50,000 □Werst mit 250,000 Einwohnern.

5) Die Provinz Armenien — südwestlich von Grusien und Karabach — besteht aus Eriwan und Nachitschewan, Rußlands letzten Eroberungen von Persien = 20,000 □Werst mit 100,000 Einwohnern.

6) Zwischen Dagestan und Grusien wurde in der neueren Zeit die Provinz Lesgien gebildet mit 15,000 □Werst und 70,000 Einwohnern; dies war indessen nur eine partielle Verwaltungs-Maßregel.

Im Umfange des zweiten Kaukasischen Landstriches leben solchergestalt eine Million Menschen, von denen zwei Drittheile Muselmänner und ein Drittheil Christen sind.

Freigebig hat die Natur diese Landstrecke mit ihren Gaben ausgestattet. Transkaukasien, die fabelhafte Provinz des alten goldenen Vließes, den Orten nahe, wohin die Tradition das irdische Paradies versetzte, erzeugt Alles, was den Reichthum der gesegnetsten Klimate bildet. Seide, Farbepflanzen, Zuckerrohr, Baumwolle und Wein können dort im Ueberfluß gewonnen werden; vom Getraide giebt es bisweilen eine 40-, ja mitunter sogar eine 60fache Ernte. Das den zwei Seiten des Kaukasus bespülende Meer bietet die Mittel zu Verbindungen mit dem Norden und Süden dar; ein aufgebreiteter Handel findet über das Kaspische und Schwarze Meer eine kurze Strecke zu Lande ins Herz von Asien statt, wohin sich viele Engländer aus dem entfernten Indien begeben.

Alles dieses verspricht Rußland mächtige Hülfsmittel für die Zukunft; so aber, wie die Sachen bis zum Jahre 1828 standen, brachte ihm das bereits seit 40 Jahren ihm gehörende Transkaukasien nur sehr geringen Nutzen und erforderte, bei außerordentlich schwieriger Verwaltung, viele Opfer.

Während der genannten ganzen Zeit mußte Rußland in Transkaukasien immer unter Waffen stehen, große Summen ausgeben zum Transport und Unterhalt von Truppen, zur Erbauung von Festungen, zur Bezähmung der Einwohner, unter fortwährenden Hindernissen und Schwierigkeiten im Kriegsführen mit einem Feinde, der schwach in physischer Hinsicht, aber stark durch seinen Einfluß auf Kaukasiens Völker ist, und gefährlich wegen seiner treulosen, listigen Politik, wegen seines Asiatischen Charakters, seines Hasses gegen Christen und Russen und endlich deswegen, weil er zu Hause, gewohnt an Klima und Oertlichkeit, an seine Sitten und seine Gebräuche — lauter Dinge, deren die Russen auch bis jetzt noch nicht vollständig Herren zu werden vermochten.

Transkaukasien, unbekannt mit der schaffenden Thätigkeit des Menschen, stand lange Zeit da, als ein fremdenlose, verdorbenen benommenes Land, die größten Schwierigkeiten dem neuen Bewohner darbietend, den Russen auf den Gräbern der Besitzt anstreute und sich von der Herrschaft einer schwer zu bezwingenden Natur überwältigt sah.

Das erste Hinderniß war im Allgemeinen das Klima. Wald-, morastig und niedrig gelegen an den Küsten, sind die Transkaukasischen Länder nur auf den höher gelegenen Landstrichen gesund und erträglich, aber verderblich durch rasa sengende Hitze, die bis auf 40 Grad steigt, und durch die verpestete Luft in der niedrig gelegenen Ebene. Eine gegenwärtige und ausgezeichnete Wirkung des Klima's ist eine rasche und, so zu sagen, augenblickliche Erschlaffung des Organismus bei der stärksten Constitution; die unmäßige Hitze, die einen heftigen anhaltenden Schweiß veranlaßt, erschöpft den Körper dergestalt, daß er unfähig wird, die unbedeutendste Herbst- und Winterkälte zu ertragen und in Folge dessen sich leicht erkältet und allmälig immer mehr Krankheitsstoff in sich aufnimmt. Der in Strömen herabfallende Herbstregen, das Ueberziehen von niedrig belegenen Orten nach den Bergen mit ihrer scharfen Luft, verwehren die Gefahr. Dadurch entstehen Epidemieen und Krankheiten, namentlich kalte und bösige, dem gelben Fieber ähnliche Seuchen mit Schlafsucht, bei welchen der Mensch in Erstarrung

Digitized by Google

sein Leben endigt. Als Heilung bedient man sich heftiger und kaum glaublicher Mittel, — des Quecksilbers und sogar des Arseniks. Bezeht man auch Heilung dieses Fiebers die mindeste Unvorsichtigkeit, so erfolgen Zeitstiebe, Wassersucht, Blutruhr, Schwindsucht. In Zwerzien, Mingrelien, Gurien, in einigen Theilen von Daghstan, in den muselmännischen Provinzen, Kiebt von einwandernden Europäern in den ersten Jahren das Ite, ja auch wohl das 4te Individuum, und kaum wird mehr als der dritte Theil; in Kirmanien verschlingt der Typhus fast den sechsten Theil derselben.

Den Söhnen des Nordens furchtbar, macht dieses Klima auch die Ueberwohner träge, schwach, unfähig zu körperlicher und geistiger Thätigkeit, und diese Unfähigkeit erhöht noch vene Nahrung. Durch die ins kleinste Detail gehende, wilde, schwunglose Despotismus und die bodengierige Herrschaft der Türken und Perser lasteten Jahrhunderte lang auf diesen Ländern, die Russland den Kaukasus eroberte und eine wohlthätige politische und bürgerliche Verfassung einführte. Genöhnung zur Arbeit. Anfregung zur Thätigkeit, durch Beispiel erlangte Ueberzeugung von den Vortheilen des geselligen Lebens können nur Resultate der Zeit thun.

Und ausser der kurzen Zeit des Besitzes, ausser den Schwierigkeiten des Klima's und der aus angeborenem Unstift, das Gute in der Ferne zu suchen, wenn zu Hause noch viel zu gewinnen und zu thun ist, giebt es noch ein Hinderniss, welches jeder Unterordnung im Wege steht: es ist der beschwerliche Weg über den Kaukasus und die beschwerliche Verbindung eines Theils mit dem Andern. Von Über Daniel und Dagestan führen Strassen, aber so beschwerliche, daß der Transport schwerer Güter über Dariel jetzt 5 Rubel das Pud kostet (d. i. 4 Thlr. ein Centner.) Eine Verbindung zu Wasser erfordert große Einrichtungen und Landungsplätze, und wenn auch die Ufer des Schwarzen und des Kaspischen Meeres gute Häfen darbieten, so verbindern doch der Mangel an schiffbaren Flüssen, die Entfernung der Küsten und die mangelnden Wegbahnen ein regelmäßiges Verbindungs-System. Nur der Kur auf einer Strecke von 400 Werst, der Araxes auf etwa 90 Werst, so wie der Rion und Chopi, sind schiffbar alle übrige Flüsse mit ihren außerordentlich steinigen Gründe und ihrer raschen Strömung, die mehrere Male im Jahr das Flußbett verändert, sind nicht nur für die lastigen Fahrzeuge nicht geeignet, sondern es ist in Betreff sogar unmöglich, sie mit Flößen und Kähnen zu befahren. Der leichte Landungsplatz am Schwarzen Meere, von Tiflis an gerechnet, liegt gegen 300 und am Kaspischen gegen 500 Werst entfernt; Poti liegt von Tiflis 312, Redout-Kale 340, Suchum-Kale 458, St. Nikolaus 324, Derbent 742, Nisoff 696, Baku 509, Salian 523 und Lenkoran 638 Werst.

Alles dieses, insbesondere aber das Klima und der beschwerliche Transport, so wie der beträchtliche Mangel an Lebensmitteln, gestattet es Russland nicht, mehr als eine geringe Zahl von Truppen im Kaukasus zu halten. Bis 1803 befanden sich deer nicht mehr als 7000 Mann; seitdem ward ihre Zahl vermehrt, aber auch jetzt stehen dort höchstens 30,000 Mann.

Was die politischen Verhältnisse dieser Länder betrifft, so fühlen wyse die Bewohner bereits den wohlthätigen Einfluß der Russischen Verwaltung, sie können sich aber von dem orientalischen Mistrauen gegen Fremde noch nicht lossagen und eben so wenig von ihrem Fanatismus und von ihren Beziehungen zu ihrer früheren Regierung, welche sie fürchteten wie Diebe, sie suchte sie sich gewöhnt hatten und die sie sich wohl befanden, indem sie dem Despotismus und der Plünderung mit Betrug und der Gesetzlosigkeit mit Verrath begegneten. Drei wichtige Hindernisse stellten sich allen wohlwollenden Kultivirungsbestrebungen hindrr entgegen: die verschiedenen Glaubensbekenntnisse unter den Einzelnen, der hieraus entspringende gegenseitige Haß zwischen Muselmännern, Armeniern und Grusiern, und das Beibehalten der früheren Verwaltung-einrichtungen, stolzer, hinterlistiger, eigennütziger Machthaber. Ehrgeizig, listig, ja die sklavischen Gesetze, die Sitten und Gewohnheiten und Gebräuche früherer Zeiten bei. So ließ man den Grusiern ihre Verfassung, den Muselmännern ihre Richterstühle nach dem Koran; sogar ihre Chanen behielten die Grusier; es mußte aber dem Missbrauch der Gewalt Einhalt gethan, dem Reich seiner Ehrannen ein Ende gemacht, ihre Willkür beschränkt und zu diesem Zweck ein Russischer Beamten-Gerichtshof an ihre Seite gestellt werden. Hierzu kam noch Mißtrauk gegen Fremde, großer Aerger und Zorn, früherer Machthaber und ihrer Anhänger und in Folge dessen die herrschende Stimmung zu Rache und Haß. Dabei durfte man sich die fanatische Gesinnung der Muselmänner, immer aufgeregt von ihrer Geistlichkeit. Aber auch die Transkaukasischen Christen hatten, aus den oben erwähnten Ursachen, mehrerrmal großes Unk, die „Russische Rache" zu erwecken, die Unbestechlichkeit zum Gegenstande eines Trauerliedes machte. Diese Stimmung suchten früher Persien und die Türkei beständig zu benutzen, indem dort unausgesetzt nicht nur wünschten, Russland durch Waffengewalt zu schaden, sondern auch durch Verrath, Hinterlist und Aufwiegelung seinen Unterthanen, wozu sie, bei der Unzufriedenheit und Verdorbenheit der dortigen Bewohner, oft genug Gelegenheit fanden.

Nicht nur politische Rücksichtnisse der Gegenwart, nicht nur Russlands Ehre und Sicherheit, sondern auch der Wohlstand und die Zukunft, rechtfertigen die kühnsten Maßregeln, mit denen es dahin strebte und noch strebt, seine Macht in Transkaukasien zu befestigen. Eine Regierung darf nicht allein der Gegenwart leben. Es wird eine Zeit kommen, wo Handel, und Gewerbe Transkaukasien für Russland zu einer Quelle des Reichthums machen müssen, wenn Ansiedelungen und Kultur des Bodens die Verderblichkeit des dortigen Klimas mildern, Europäische Colonisation den dahinwilden Eingeborenen zum Menschen macht, Straßen das Land durchziehen, Städte emporsteigen und Pflanzungen angelegt werden; doch diese Zeit ist noch nicht da, und wir dürfen uns nicht wundern, daß seine Oberherrschaft in Transkaukasien dem Russischen Reiche jährlich noch viele Millionen kostet, wiewohl sie auch bereits einige partielle Vortheile bringt. Im J. 1832 betrug die Einnahme aus jenen Provinzen nur 4,500,000 Rubel und die Ausgabe für die Kosten der Verwaltung 4,300,000 Rubel, ungerechnet die fünf Millionen, die jährlich für den Militair-Etat ausgegeben werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter solchen Verhältnissen die Obliegenheiten des Oberbefehlshabers dieser Länder selbst in Friedenszeiten zu den schwierigsten gehören. Mit einer verhältnißmäßig geringen Truppenzahl muß er die innere Ruhe weitläufiger Provinzen aufrecht erhalten; sie im Rücken gegen die Feindseligkeiten kriegerischer Bergvölker schützen und beständige Expeditionen abreitgen, um mehr oder weniger feindliche Stämme zu züchtigen oder zu unterwerfen; zu den entlegensten Grenzen des Reiches muß er die Wärder der Kaiserl. Waffen gegen die zwei mächtigen Asiatischen Nachbarn debaupten, die beständigt durch den Islam, zu dem sich Beide bekennen, immer in Stande sind, den Hauptzweck ihrer Politik zu verfolgen, nämlich, unter dem Volk eine ungünstige Stimmung gegen Russland zu verbreiten. Er muß unablässig darauf bedacht sein, jede Verbindung Persischer und Türkischer Agenten mit den Transkaukasischen Völkern zu verhindern, mit Festigkeit und Gerechtigkeit über eine Menge kleiner Nachbarhöfe und fast unabhängiger Corporationen regieren, beständig mit den feindseligen Bergvölkern kämpfen und dabei für das Wohl der ihm anvertrauten Truppen sorgen, die auf einem beträchtlichen Flächenraum vertheilt und sowohl den tödtlichen Einflusse des Klimas, als unaufhörlichen Uebersällen ausgesetzt sind. Dem allgemeiner Frieden für Russland ist kein Frieden für sein Kaukasisches Heer; während die übrigen Russischen im Innern des Reichs kantonnirten Truppen der Ruhe pflegen und allmälig ihre äußere Lage verbessern, muß der Transkaukasische Soldat, die beständigen Expeditionen und Bewegungen ungerechnet, nicht nur seine Wohnung, sein Lagerleb und alle Regimente-Gebäude selbst erbauen, sondern auch Gemüse pflanzen, um seine Lebensmittel zu vermehren, und seine und seiner Regimentsfrau Kleider im Hause. Wer mit an Der und Stelle gewesen ist, kann sich schwer einen Begriff davon machen. Der Transkaukasische Dienst ist eine wahre Schule der Mühseligkeit, Gefahr und Entsagung aller Lebensgenüsse. Die Erhaltung eines Kriegs vermehrt noch die Seegen des Oberbefehlshabers. Wo einem nicht greifen, weit umher zerstreuten und zur Hälfte durch Krankheiten geschwächten Corps muß er Detachirungen abertigen, sowohl um Mangel des Nöthigen, als um Lebensmittel zu verschaffen, und Feinde im Lande. Der Mangel an Getreide erschwert den Unterhalt der Truppen; die schwierigen Verbindungen verhindern einen schnellen Transport, während noch Asiatischer Sitte alle Feindseligkeiten gewöhnlich mit stürmischen Ueberfällen, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, beginnen. Der geringste glückliche Erfolg des Feindes verbindet das leichtgläubige Volk, und empören sich die Eingebornen, so ist das Hülfe, aus Russland entfernt. Hierzu kommt noch die Pest und die mit ihr verbundenen Quarantaine-Maßregeln, die, wie man sich leicht denken kann, eben auch nicht gerignet sind, jene peinliche Lage zu erleichtern."

Bibliographie. Werke in Russischer Sprache:

Statistische Nachrichten über St. Petersburg. Herausgegeben von dem Kaiserl. Ministerium des Inneren.

Klein-Russische Erzählungen, von Peter Bartowski.

Gedichte von Alexander Meßner.

Vollständige Sammlung auserwählter Anekdoten von Hofnarren Bolaiterf, Liebling Peter's des Großen.

Der alte Held des Russischen mythologischen Wörterbuchs.

Muchanoff's Sammlung verschiedener alter Urkunden-Stücke von den Jahre 1303 bis 1729, die namentlich zweier unbekannte Daten zu der früheren innern Organisation Rußlands liefern.

Schilderung der Feldzüge des Feldmarschalls Grafen Erivanski, Fürsten von Warschau, zu Wien, von Kalenkini, Adjutant vom General Tschmann.

Gedichte von Alexei Silof.

Rodeschda. Sammlung von Aufsätzen in Versen und Prosa, von A. Kulitschaiff.

England.

Zur Geschichte des Luftballons.

Die Mode, wonach sich die große Welt in ihren Gelüsten richtet, und der unerschöpfliche Witz, welcher die Herren und Damen Green und Graham bei ihren häufigen Luftfahrten an den Tag legen, haben in England die Preise und Theorie des Luftballons wieder in Naturgabe gebracht, und es ist nun ganz neue Entdeckungen da Rede. Es heißt, man wolle sich seiner künftig zum Ueberschauen großer Landstriche bedienen. Bekanntlich haben die Franzosen sich vor der Schlacht von Fleurus dieses Hülfsmittels bedient, um das Schlachtfeld zu rekognoszieren, und sind dadurch einen sonstlichen Uebersall zuvorgekommen; dies ist aber auch die einzige praktische Benutzung des Luftballons, von der mir bis jetzt wissen. Man hat auch Luftkutschen zum Behuf wissenschaftlicher Experimente unternommen, jedoch ohne besonders merkwürdige Ergebnisse.

Es kommt nun darauf an, ob der gemeine Leser sich hat, in einem Luftballon aufzusteigen. Die Einen werden antworten: „O ja, recht gern"; die Anderen: „Kann nicht sagen, die Sache will überlegt sein." Wenn der letztere Partei bei ihren Besinnen und Erwägen mit einem

Digitized by Google

Freunde und Beistande gedient ist, so bekenne ich mich aufrichtig und von ganzem Herzen zu ihr. Es wäre große Mühe und Ueberredung kosten, ehe ich mich mit meiner Einbildungskraft zu solchen Höhen hinaufschwänge, — realiter versteht sich, denn auf dem festen Lande hat meine Phantasie große Courage.

Darum, doch Gnero und Graham, die Tapferen! Doch der tapfere Capitain Currie, doch Clauricarde, der Marquis, der seiner Ahnen würdig! Die Gaben des Leibes und Geistes, welche sich in einem Aeronauten von Profession vereinigen müssen, zu schildern, das ist zu hoch oder zu tief für uns; aber der Anblick einer muthigen Marquis, der aus dem Parlamentshause, wo er nicht allein Stimme hat, sondern auch wirklich spricht, direkt ins Luftschiff steigt, ist doch wirklich erhebend; und was die Capitaine betrifft, so ist es zwar ihr Amt und ihre Schuldigkeit, tapfer und galant zu seyn, aber nicht jeder Capitain wird in der Wolken-Region die poetische Begeisterung finden, auszumusen: „O, Mistreß Graham, kehren wir doch nimmer zur Erde zurück!“ Aristide, höhnische, am Boden kriechende Geschöpfe mögen über den Aufenthalt lachen; der Aeronaut aber, der sich am nächsten Tage in der Zeitung darüber bemacht, greift in sein eigenes aufrichtiges Gemüth, und da vergeht ihm das Lachen; denn er erkennt, daß volle und gegründete Veranlassung zum Ausbruch der Empfindung vorhanden war. Ich meine geradezu, daß der Capitain unmöglich etwas Geschwätziges sagen konnte. Unter den mancherlei Dingen, die sich bei jeder Gelegenheit sagen lassen, ist immer eines das Beste, und diesmal hat es der ehrenwerthe Capitain getroffen. Anstatt nämlich auf das Aechzen des vergnügten Scherzes mit dem Ernst eines tiefen Gefühls. Da schwellen und thürmten sich die finsteren Wolken, da that sich ein neuer Schauplatz, ein neuer Himmel auf, da lag die Welt mit all ihrer Qual zu ihren Füßen; wie natürlich ist da der Gedanke: „Warum nicht alle Sorge fahren lassen, ein neues Leben an irgend einem Ort im Himmel beginnen, wohin uns kein Zufall bringen mag? Amen! Dem sey also, und kehren wir nimmer zur Erde zurück.“ Ja, wenn sich die alltägliche Erzählung nachschlage, so finden wir die Worte noch viel schärfer gefaßt und noch besser ausgedrückt; der Wille und Wunsch, doch die überschwengliche Herrlichkeit des Schauspiels hervorgerufen, spricht sich noch entschiedener aus. Mistreß Graham erzählt uns nämlich: „In diesem Moment lagerten sich die Wolken in einen weiten, undurchdringlichen Kreis um uns her, und wir befanden uns in einer vollkommenen Finsth, links glichen die geblähmten Massen einem Schneegebirge, deren Spitzen von den herrlichen Strahlen des Sonnenlichts wie Silberschnee erglänzten. Dieses erhabene Schauspiel begeisterte den Capitain Currie dermaßen, daß er in höchster Extase plötzlich ausrief: „Welch' ein Anblick, wie wunderbar, wie zauberisch! O, Mistreß Graham, wir wollen gar nicht wieder auf die Erde zurück!“ Gewiß, er sprach's aus tiefster Seele.

Damals befanden unsere Luftsegler sich in einer Höhe von 3½ (Englischen) Meilen über der Erde; sie waren über die höchste Wolkenschicht hinaus. Welche Lage für zwei Menschenkinder, deren Augen sich ein Anblick bietet, wie ihn nur Sonne und Mond und höhere Geister zu schauen vermochten. Welche Begeisterung erschien unter solchen Umständen natürlich. Wir wissen bei uns in Mythe genug sey, was es hätte ich in jenen Räumen nichts zu suchen, wie ich meines Leibes ledig geworden, als Erde ich Erden und Tod sich begegnen und mich mit ihren Mächten überwältigen. Doch vielleicht ist es der Phantasie schon hinreichend gegeben, uns mit Schauspielen und Phänomenen vertraut zu machen, welche, wenn dennoch möglich sie uns noch gewachsen ist, so daß eigentlich nur der Leib die Schuld trägt, wenn der Geist von Entzücken und Erregungen überwältigt wird. Mistreß Graham kommt jedoch mit dem Allen recht schön zu Stande, indem sie sich löblicher Weise auf Pope beruft. Sie sagt, der Anblick sey von der Art gewesen, daß „sogar der unsterbliche Pope alles nicht und nichtig in seinem Geiste würde aufgetragt werden sey, als daß er eine wirkliche Schilderung davon hätte geben können.“ Hierdurch zeigt Mistreß Graham, wie belesen sie ist. Pope ist unsterblich, dies das feine Richtigkeit; nun pflegt man zwar das austerblichste Prädikat für andere Unsterblichkeit zu reservieren, die, gibt warum als Pope; der Mistreß Graham aber kann man es nicht verdenken, daß sie, um die Höhe ihrer Empfindungen aufzuzeichnen, das Höchste aufbot, was sie an Literatur-Kenntniß besaß. Die Poesie selbst kann sich in der That was auf ein Kompliment eindenken, das ihr aus einer Höhe von 3½ Meilen über der Erde zugeht.

Bei dem bloßen Gedanken, mit einem Luftballon aufzusteigen, wird Manchem ängstlich zu Muth, der sich doch recht wohl befinden würde, wenn er nur erst oben wäre und in gehöriger Höhe herumschwämme. Der Hauch der luftigen Unermeßlichkeit solcher Höhen hat etwas Erquickendes und Erfrischendes

allein zu wunderbaren Entdeckungen in einer anderen Welt würde es führen, sondern auch für alles Reisen so überschwenglichte Vortheile und Bequemlichkeiten verschaffen, wie kein anderes bisher gebräuchliches Fuhrwerk. Aus diesen Gründen, aller scheinbaren Unmöglichkeiten ungeachtet, hatte ich's ganz und gar für gewiß, daß man einst Tages ein Mittel erfinden mag, in den Mond zu reisen. O, wie glücklich werden die sein, welchen zuerst ein solches Mittelchen von Glattern gibt! — Nachdem ich solchergestalt meinen Diskurs zu Ende geführet, gerährt mir ein fein phantastisch Büchlein in die Hände, welches von dreyerley Gegenstand unter dem erdichteten Namen Domingo Gonsales handelt; es rühmt aber von einem weisen ehrwürdigen und gelehrten Bischof (der Gedwin). Darin findet sich, außer mancherley Besonderem, was wir, ohne jenes Büchlein noch zu kennen, in gegenwärtigen letzten Kapitel übereinstimmend angegeben haben, ein gar stattliches — wohlreformirtes Mäßerchen von einer Distanz zu Ende gestiftet, gerährt w

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Montag den 14. November 1836.

Nord-Amerika.

Der Präsident Jackson und sein künftiger Nachfolger.

Von Michael Chevalier.

Die politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika stehen am Vorabende einer Krise. Der zweite Termin des gesetzlichen Landstimmens der Präsidentschaft Jackson's läuft den 4ten März des nächsten Jahres ab. Nach dem Beispiele, welches Washington gegeben und das hiernach Gesetzeskraft erlangt hat, muß sich der General vom Präsidenten-Stuhl für immer zurückziehen. Die Wahlen, welche seinen Nachfolger zur höchsten Magistratur führen sollen, finden im Monat November statt.

Der General Jackson, der im Begriffe steht, die Gewalt aus den Händen zu geben, gehört mit zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die aus den in Nord-Amerika herrschenden Institutionen hervorgegangen sind. Er ist den 15. März 1767 in Süd-Karolina, in dem Bezirk Warsaw-Settlement, geboren. Sein Vater, ein Irischer Auswanderer, landete zwei Jahre früher zu Charlestown und starb bald nach der Geburt unseres Andrew Jackson, eine Witwe und drei unmündige Kinder hinterlassend. Die Mutter unterstützt den Knaben Andrew oft mit der Erzählung von der Mitwirkung seines Großvaters bei der Vertheidigung von Carrickfergus und den Grausamkeiten der andern Partei gegen das Irische Volk. Diese Traditionen des Hasses gegen vormalige Unterdrücker und leidenschaftlich ausgesprochene Hoffnungen auf Rache an den Erben und Fortsetzern der Unterdrückung machten auf das junge Gemüth des Knaben einen tiefen und stets ganz gleich bleibenden Eindruck; der Haß Nachbarn gegen Nachbarn überdauert und besonders gegen die Englische, muß, „si parva licet componere magnis", an den Abnenhaß erinnern, welchen der unmündige Hannibal am heiligen Altar der vaterländischen Götter seinem großen Vater schwören mußte.

Seine Mutter bestimmte ihn zum Dienste der Kirche und schickte ihn in eine Schule, wo er die Elemente einer literarischen Bildung empfing. Unterdessen brach die Revolution aus, und der vierzehnjährige Knabe verließ den Weg, der ihn zur Kanzel führen sollte, und schlug mit seinem Bruder Robert den zum Amerikanischen Feldlager ein. Beide wurden bald zu Gefangenen gemacht, und ihr ältester Bruder blieb im Treffen bei Stone. Während ihrer Gefangenschaft sagte eines Tages ein Englischer Offizier trotzig zu Andrew, er solle ihm die Stiefel putzen. Jackson verbat sich diese Zumuthung, mit dem Bemerken, er sey Kriegsgefangener, aber nicht Sklavinne, worauf der erzürnte Engländer mit einem Säbelhieb auf den Arm antwortete. Kurz darauf erhielt er seine Freiheit. Sein Bruder erlag den Folgen einer Wunde, die Mutter dem Schmerz über den frühen Tod ihrer Kinder, und er blieb Herr eines unbedeutenden Vermögens, zu dem er nicht viel Zeit brauchte, um es durchzubringen.

In seinem 15ten Jahre entsagte er dem Priesterstande gänzlich und wurde Advokat. 1786 finden wir ihn als Sachwalter in Nord-Karolina. Nach ungefähr anderthalb Jahren wanderte er nach dem Staate Tennessee aus, wo er sich zu Nashville für immer niederließ und wo er bald darauf zum General-Anwalt gewählt wurde. Im Jahre 1796 war er Mitglied einer Kommission, welche die Verfassung des Staates redigiren sollte. Ein Jahr darauf sehen wir ihn im Senate der Vereinigten Staaten für Tennessee, wo er aber nach zwei Jahren seine Entlassung nahm und dafür von seinen Mitbürgern zum Oberrichter gewählt wurde. Doch das ruhige Leben bürgerlicher Aemter-Beschäftigung war nicht nach seinem Geschmacke, und er säumte nicht, auch dieser neuen Würde zu entsagen. Er war zu jener Zeit 33 Jahr alt.

Damals war Tennessee die äußerste Gränze der Union und der Sammelplatz der westlichen Abenteurer. Die Bevölkerung dieses Staates lebte in einem Zustande wilder Unabhängigkeit auf kaum urbar gemachtem Boden und fern von allen Segnungen der Civilisation. Weil man den Einfällen der Indianer ausgesetzt war, trug Jeder Feuerwaffen und Dolch, deren man sich bei den geringfügigsten Anlässen gegen einander bediente. Mitunter waren sie selbst gegen allen Waffengattungen häufiger. Sowohl dieser Staat die Gränze nicht mehr bildet, sind jene brutalen Sitten auch fast verschwunden und haben sich nach der heutigen Gränze gezogen. In Bicksburg und Natchez sagt man heute an einer Tafel, wo die Gäste plötzlich in Streit gerathen, Pistolen auf einander abdrennen und rechts oder links ihre Nachbarn tödten. Nicht mehr zu Tennessee, sondern in den genannten Gegenden sagt man sich jeden Morgen: „Wer ist heraganges Nacht getödtet worden?" so wie man sich in Europäischen Städten über Neuigkeiten der Politik, des Handels und der Kunst fragt. In der Jugend Jackson's waren Tennessee und Kentucky der Tummelplatz der Spieler und Duellisten, wenn man anders diesen Schächerlein den Namen von Duellen geben kann. Vor Allen zeichnete sich Jackson in diesem Raufer-leben aus. Ausgerüstet mit einem wilden Muth, einem unbezähmbaren Temperament, stolz, reizbar für jeden Anlaß, unverschämt und dabei noch witzig, die Streitgkeiten seiner Freunde für die seinigen zu halten, suchte er immer Händel mit verwegenen Mitbürgern, sobald der Kampf gegen die Indianer einen Augenblick ruhte. Sein blutiger Streit mit dem Obersten Benton gilt in Amerika als eine charakteristische Episode in den ersten Zeiten des unabhängigen Westen.

Wie einst der große Connetable Dugueslin, fing er seine Laufbahn mit Schlägereien an und hielt Kampf und Blut für sein Element, und wie Dugueslin, war er beständig, sein Vaterland gegen den Feind, und zwar gegen denselben Feind, zu retten. 1812 brach der Krieg zwischen Amerika und Großbritannien aus, und dieser Krieg gründete das Glück Jackson's. Der berühmte Häuptling der Indianer, Tecumseh, und sein Bruder, der Prophet, die das Herz voll Haß gegen die Amerikaner und die Hände voll Gold von den Engländern hatten, organisirten vom Norden bis zum Süden eine allgemeine Conföderation der Indianer. General Harrison stand im Norden gegen sie, und der berühmte Milizen-General Jackson im Süden. Dieser kämpfte mit solchem Erfolge gegen die Krihk-Indianer, daß er den größten Theil derselben vernichtete und die übrigen zwang, um Gnade zu flehen und ihr Land abzutreten. Die Tapferkeit der Indianer und die Zuchtlosigkeit seiner eigenen Truppen machten natürlich, daß seine Unerschrockenheit und das Talent, durch welches der Amerikanische General alle Hindernisse zu besiegen verstand, in einem noch glänzenderen Lichte erschienen.

Nach solchen Leistungen erhielt er den Grad eines General-Majors in der Bundes-Armee und das Kommando über eine Truppen-Abtheilung, die New-Orleans gegen eine erwartete Landung der Engländer vertheidigen sollte. Indessen hatte Jackson wohl ein Kommando über Truppen, aber Truppen selbst sollten erst kommen. Dazu waren die Einwohner von Louisiana nichts weniger als gut Amerikanisch gesinnt und wenig geneigt, sich für den Triumph der republikanischen Fahne den Gefahren und Kosten des Krieges auszusetzen. Plötzlich erscheint die Englische Flotte. Sie führt die Sieger von Vittoria mit sich. Schon hat sie die Zitelle der Amerikaner vor den Augen der Stadt genommen, als Jackson mit einer Hand voll Leute die Feinde des Nachts überfällt und ihnen, wenn auch keine große Verluste, doch die Meinung beibringt, sie hätten es mit einem wohlgerüsteten und zahlreichen Feinde zu thun. Aus einer völligen Sicherheit gingen die Engländer jetzt in die ängstlichste Vorsicht und Unthätigkeit über, und so verstummen sie den günstigen Augenblick, die Stadt zu erobern, die sich dem ersten Angriff ergeben hätte. Während der Unthätigkeit der Feinde verschanzte sich Jackson mit großer Anstrengung und Kunst, und sein Häuflein wuchs auf 5000 Mann an, worunter jene unerschrockenen Jäger waren, die auf 100 Schritt ein Eichhörnchen auf jeder beliebigen Stelle treffen. Ein Französischer Pirat, Namens Lafitte, der lange Zeit der Schrecken der dortigen Gewässer gewesen war, und den die Engländer vergebens in ihr Interesse zu ziehen suchten, stellte sich mit seinen entschlossenen Leuten an die Spitze der Amerikanischen Artillerie. Die Engländer, 9000 Mann stark, griffen, nachdem sie gelandet, die sich der Feind verschanzt und verschanzt, den in ihrem Empfange vorbereiteten Jackson an und erlitten eine so schreckliche Niederlage, daß sie froh waren, einige Tage darauf einen Waffenstillstand abschließen und den Boden Amerika's verlassen zu können.

Diese am 8. Januar 1814 zwei Stunden von New-Orleans gelieferte Schlacht hatte die wichtigsten Folgen. Mehr noch, weil die schöne Waffenthat den Ruf der Tapferkeit wieder zu Ehren machte, sondern auch weil sie New-Orleans vom Feinde säuberte, der es gewiß sobald nicht wieder heraus gegeben hätte. New-Orleans mit seinen unzugänglichen Sümpfen und Seen ist fast so leicht zu vertheidigen wie Gibraltar; aber es ist noch viel wichtiger als jener nackte Felsen. Am Ausflusse des Mississippi gelegen, beherrscht es den ganzen Handel des Westen, und New-Orleans retten, hieß so viel, als den schönsten Theil der Union von einer Händels-Botmäßigkeit befreien.

Seit dieser Schlacht ist Jackson, der bisher nur für einen Hitzkopf und Raufer galt, eine wichtige Person. Und in der That, er hat in dem kurzen und glorreichen Feldzuge eine Wachsamkeit, Beharrlichkeit, einen Muth und Scharfblick gezeigt, wie sie bei den Amerikanern wohl in industriellen Angelegenheiten, aber selten in denen eines Krieges entwickelt sind. In den Denkwürdigkeiten werden überhaupt militairische Erfolge dergeschätzt (?); man bewundert die todverachtende Tapferkeit,

Digitized by Google

man vorgöttert die Entschlossenheit und die Klugheit*), und diese Eigenschaften besitzt Jackson wirklich in einem hohen Grade.

Jackson hat aber noch eine andere Eigenschaft, wodurch er die Zuneigung der Menge erworben hat. Wie sehr ihn nämlich folgten alle Generale dem Beispiele Washington's in der Bestreitung, sich der andern gesetzlichen Autorität zu zeigen und die tiefste Ehrerbietung für das Gesetz und seine Ausleger an den Tag zu legen. Nicht so Jackson. Er meinte, daß das Heil des Vaterlandes das erste und alleingeltende Gesetz sey. Er setzte sich vor, die Engländer vom Amerikanischen Boden zu vertreiben, und dazu um jeden Preis und mit dem festen Vorsatze, kein Hinderniß in der Ausführung seiner Pläne zu dulden, er mochte herkommen, von welcher Seite es wollte. Schon bei seinem Festzuge gegen die Indianer hatte er sich den Weisungen des Kriegsministers widersetzt; bei seinem Kommando in New-Orleans machte er gleich das Kriegs-Gesetz bekannt und wendete es in seiner ganzen Strenge an, nachdem er gesehen, daß die Legislatur wenig Eile zeigte, die Habeas-corpus-Akte zu suspendiren. Einige Tage nachher machte er's mit der Repräsentanten-Kammer, wie er sechs Monate später Wellington und Blücher mit der Deputirten-Kammer zu Paris machten. Er ließ den Saal schließen und eine Wache vor die Thüre stellen. Er forderte sodann die Einwohner auf, nur gute Miene zum bösen Spiel zu machen; denn er werde die Stadt vertheidigen, sobald es sie in wirksamen Gegenwehr setzen sollte. Er hätte es ohne Zweifel auch gethan. Noch am Abend der Engländer verbot er in einem Tagesbefehle den Zeitungen, über die Armee zu sprechen. Der Courrier de la Louisiane hatte sich gegen das Verbot, man regelt den Redeteufel und drosselt ihn ins Hauptquartier. Hier erklärt er, daß Herr Louallier, Mitglied der Legislatur, Verfasser des inkriminirten Artikels sey; sogleich verhaftet man diesen. Der Richter, Herr Hall, wollte sich darein mischen, man regelt ihn und schickt ihn aus der Stadt. Zwei Tage darauf wurde der Frieden offiziell bekannt gemacht, und Herr Hall verschaffte sich sogleich die Genugthuung, den General zu einer Geldstrafe von 1000 Dollars zu verurtheilen.

Das Verfahren des Generals gegen die Presse, gegen die Legislatur und gegen die Richter machte die öffentliche Meinung in Aufregung. Man hatte gesagt, daß Amerikaner der kalten Tugenden ihrer Aristokraten überdrüssig seyen, und daß sie sich nach großen Männern von einem andern Schlage sehnten. Der General Jackson schien ihnen wie gerufen gekommen zu seyn. Er fand anfänglich bald das Geheimniß, den Beifall der Demokratie zu gewinnen; er faßte sie bei ihrer schwachen Seite, beim Nationalstolze; er trat alles das mit Füßen, was nicht Amerikanisch war. Man muß seine Antwort kennen auf die Anrede eines Indianischen Häuptlings, der sogenannten Skopfeleger (Big Warrior), der, nachdem er gegen seine eigenen Brüder, die Amerikaner, gekämpft hatte, an Jackson's Großmuth appellirte und mit Berufung auf die von Washington unterzeichneten Verträge bat, daß man seinen Stamm nicht aus seinen Wohnsitzen verdränge. Mit einem gebieterischen und strengen Tone sprach der General sein unglückliches Nein! aus, und die Indianer mußten fügen. Man muß ferner seine Proclamation gegen die Engländer gelesen haben; die Proclamationen Napoleon's waren Liebeshriefe dagegen. Der General Jackson kämpfte nicht wie die Garden von Fontenoy, die sich erst begrüßen, ehe sie auf einander feuerten, er gebrauchte nicht die ritterliche Höflichkeit des Turniers; seine Weise war vielmehr die der homerischen Helden, er überschüttete seinen Feind mit Beschimpfungen in denselben Augenblicke, wo er tödtige Streiche gegen ihn führte. Vor Allem aber war es sein Benehmen gegen den Spanischen Gouverneur von Florida, wo er das ganze Rüstkammer seiner Kühnheit, seines Nationalstolzes und seiner Verachtung gegen den Aristokraten erschöpfte. Er sühlte die Wichtigkeit des Besitzes von Florida, der in der Thal den Vereinigten Staaten nothwendig war, wenn sie eine natürliche Grenze haben wollten; es gestattete ihm auch den Hafen von Pensacola, welcher der einzige gute Hafen im Meerbusen von Mexiko ist. Er sah nahm den Umstand zum Vorwand, daß die Spanischen Autoritäten den feindlichen Indianern Vorschub geleistet hätten. Er fand noch eine andere ernsthaftere Beschwerde in den geheimen Einverständnissen der Spanier mit den Engländern, welche von dieser Seite der ihre Landung bewerkstelligt, und welche sich in Folge der Verträge, die Ferdinand VII. auf der Halbinsel geleistet, in Florida so ungemein wie zu Hause betrugen. Er schrieb aus eigenem Antriebe an den Spanischen Gouverneur, daß er sich Nachricht gegen die Engländer sogleich einstellen möge, und daß er ihm die Häuptlinge der Creeks, die in Florida Zuflucht fanden, ausliefere. Der Gouverneur forderte statt aller anderen Antwort die Auslieferung der Amerikanischen Insurgenten, die sich nach den Vereinigten Staaten geflüchtet hätten, und die Unterwerfung der Streitkräfte zu Batataria. Die Erwiderung des Generals Jackson war sehr herausfordernd; er schrieb unter Anderem mit folgenden Worten: „In Zukunft, bitte ich Sie, sich deutlicherer Beschuldigungen gegen meine Regierung zu enthalten und sie für solche Thatsachen zu verantworten, die geeignet sind, sich ungestraft Beschimpfungen zu hören. Glauben Sie auch nicht, daß ich eine diplomatische Mission habe, mich Ihnen zu unterthanen; Sie sollen meine Vorschläge aus dem Munde meiner Kanonen erfahren.“ Das Resultat dieser Polemik war, daß einige Wochen nachher die Amerikaner durch Jackson Herren von Pensacola waren, ohne daß er einen Befehl zu irgend einer Demonstration gegen die Spanier vom Präsidenten erhalten hatte, und ohne daß die geringste Kriegs-Erklärung zwischen den Vereinigten Staaten und den Spaniern Statt gefunden hätte. Doch ließ sich die Amerikanische Regierung die Eroberung gefallen und behielt sie, trotz des vorgethanen Unwillens gegen ihren General, so wie einst die Spartanische Regierung ihren General, der die Burg von Thoben überfallen und erobert hatte, bestrafte, die Eroberung aber nicht zurückgab, und wie es seitdem noch viele andere Regierungen machten, die sich bei Vertheidigung des Eigenthums um das ohnmächtige Geschrei der Rechtlichkeit weiter nicht kümmerten.

Dies gewaltthätige Benehmen gegen Ausländer verpaßt unserem General sehr bei seinen Landsleuten und trug nicht wenig dazu bei, daß man über die Eigenmächtigkeiten seines jüngsten Kompetenten die Augen zudrückte. Bald nach dem Frieden im Jahre 1815 stäubte er seine Streiche gegen die Seminolen, die er beinahe vernichtete, gegen die Englischen Emissarien oder die Kaufleute, die er für Emissarien hielt, indem er Kindisser und Arbuthnot hinrichten ließ, und endlich gegen die Spanier von Florida. Damals war die Invasion in die letztere Provinz beschlossene Sache. Jackson bemächtigte sich der Länder von Florida, weil er sie für sich einnehmen und leicht zu behalten hielt. Er brüstete schon lange über die Einverleibung dieser Provinz mit der Union. Da er sich nun in der Nachbarschaft und an der Spitze einer verhältnißmäßig bedeutenden bewaffneten Macht befand, so rückte er ohne die geringste Veranlassung von Seiten der Spanier und gegen die formellsten Befehle des Präsidenten in Florida ein und bemächtigte sich aller Plätze. In Folge dieser zweiten Eroberung war Spanien gezwungen, sein Florida an die Anglo-Amerikaner abzutreten. Mit dieser Waffenthat schließt sich die militairische Laufbahn Jackson's, und es beginnt seine rein politische.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte des Luftballons.

(Schluß.)

Den ersten gelungenen Versuch, Menschen in die Luft zu erheben und zu einem Verweilen in der Höhe zu verhelfen, haben die Gebrüder Etienne und Joseph de Montgolfier, Papier-Fabrikanten zu Lyon, angestellt; der Erste, welcher mittelst eines Ballons aufstieg, war Pilatre de Rozier, doch lief er den Ballon von der See aus mit Stricken fest halten; später stieg derselbe de Rozier mit dem Marquis d'Arlandes ganz frei auf. Alle diesen das interessante Protokoll mit, welches über dieses Ereigniß aufgenommen und von vielen ausgezeichneten Männern, unter Anderen auch von dem berühmten Franklin, unterzeichnet ist, der sich damals als Bevollmächtigter der neuen Regierung von Amerika zu Paris befand:

„Am heutigen Tage, dem 21. November 1783, im Schlosse La Muette hat der Versuch mit Herrn Montgolfier's erstaunlicher Maschine stattgefunden. Der Himmel war überwiesen bewölkt, der Wind ging Nordwest. Acht Minuten nach 12 Uhr gab man den Bürgern das Zeichen, daß die Maschine hinlänglich gefüllt sey. Acht Minuten später war sie, des Windes ungeachtet, zur Abfahrt bereit; der Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier besanden sich in der Gondel. Man beabsichtigte anfangs, die Maschine eine Zeit lang mit Stricken festzuhalten, um ihre Kraft beurtheilen und um sich übergengen zu können, ob Alles gehörig von Statten gehe. Man hielt den Ballon jedoch nicht gerade aufsteigen, sondern wirb ihn seitwärts auf eine Gartenallee zu; er vermiethte sich in den Stricken und bekam mehrere Risse, davon einer 6 Fuß lang. Man mußte ihn daher wieder niederlassen, ausbessern und von neuem füllen; darüber vergingen beinahe zwei Stunden; 54 Minuten nach 1 Uhr ging er mit den beiden Herren wieder in die Höhe. Das Aufsteigen geschah auf ein majestätisches Schauspiel. In einer Höhe von ungefähr 220 Fußen nahmen die unerschrockenen Reisenden ihre Hüte ab und schwenkten sie grüßend gegen die Zuschauer. Alle empfanden die höchste Bewunderung, doch ließ sich auch Furcht und Besorgniß nicht unterdrücken. Die beiden Reisenden konnte man bald nicht mehr unterscheiden; die Maschine aber sah man in sehr schöner und majestätischer Form am Horizonte schweben, und obwohl sie mindestens hundert Fuß hoch ging, schien sie doch nur die ganze Zeit über sichtbar. Unterhalb der Barriere de la Conference ließ sie über die Seine, dann zwischen der Ecole militaire und dem Hôtel des Invalides fort, so daß man sie überall in Paris sehen konnte. Die beiden Reisenden waren mit dem Erfolg zufrieden, und da sie nicht weiter zu gehen wünschten, ließen sie sich treab. Da aber der Wind sie gerade auf die Häuser der Rue de Sève im Fauxbourg St. Germain zutrieb, verstärkten sie mit rascher Geschicklichkeit ihr Feuer. Die Maschine kam mals nun sogen ganz über Paris weg. Der Ballon senkte sich mit der größten Ruhe auf dem Feld jenseit der neuen Boulevards, der Mühle beinahe barbe gegenüber, zu Boden; die Reisenden hatten nicht die geringste Niederwärtigkeit verspürt, und zwei Drittel des Brennmaterials waren noch in der Gondel vorhanden; sie hätten also noch beträchtlich weiter fahren können, als sie waren. Die zurückgelegte Entfernung betrug 5000 Toisen. die Zeit 20—25 Minuten. Die Maschine war 70 Fuß hoch, ihr Durchmesser 46 Fuß, ihr Kubik-Inhalt 60,000 Fuß, sie trug ein Gewicht von 16 bis 1700 Pfund. So geschehen im Schlosse La Muette um 3 Uhr Nachmittags. Gezeichnet: Der Herzog von Polignac; der Herzog von Guines; der Graf von Polastron; der Graf von Barthelmy; von Jumont; Benjamin Franklin; Zanjas de Saint-Fond; de Lisle; Leroy, Physiker von der Akademie der Wissenschaften.“

Wir haben dieses Protokoll der trefflichen Abhandlung über den Luftballon entlehnt, welche sich in der Penny-Cyclopedia befindet. Eben daselbst ist ein interessanter Aufzug aus einem Briefe des Marquis d'Arlandes mitgetheilt. Der Marquis erzählt, daß er für seine Person allein von Herrn Montgolfier die Erlaubniß erhalten habe, aufzusteigen, dann aber auf bessen Rath sich noch den Abend zuvor mit Herrn Rozier verbaut. Dann heißt es weiter: „Um 3 Minuten nach 1 Uhr Nachmittags wir vom Lande ab, der Ballon war ursprünglich so gestellt, daß Herr Rozier am westlichen, ich am östlichen Ende der Gondel saß.

*) Der Verf. scheint an die Revolution des Alterthums zu denken, oder als Beispiele von den Römischen; was die Amerikanische Demokratie betrifft, so ist die Bedeutung derselben sehr übertrieben. In der Republik Amerika worden so wenig wie in der Republik San Marino militairische Tugenden von der Achtung des Volks begünstigt.

Digitized by Google

Die Zuschauer verstehen, daß unsere Auffahrt ein imposantes Schauspiel bot; die Wenigsten unter ihnen mögen aber den Umstand bemerkt haben, daß der Ballon in dem Augenblick, wo er die Mauer überstieg, eine halbe Wendung machte, so daß der Korb gegen Norden, der Aussteige gegen Süden zu stehen kam; in dieser Stellung blieb der Gondel bis zuletzt. Es nahm mich Wunder, daß unsere Abfahrt unter den Zuschauern so wenig Geräusch und Bewegung verursachte; ich schrieb es der Verwunderung und Angst zu und hielt es für nöthig, ihnen guten Muth zu machen. (Ein schöner Zug von Kaltblütigkeit, daß der Aeronaut im Anfange seines Ersteigens auf der Erde guten Muth machen will.) „Ich winkte mit der Hand, aber das half wenig, darauf zog ich mein Taschentuch und schwenkte es, und nun sah ich auf einmal den ganzen Garten in Bewegung gerathen, und die ganze gedrängte Masse schob sich wie unwiderstehlich gegen die Gartenmauer, als wäre diese das einzige Hinderniß zwischen ihnen und uns. In diesem Augenblick eilst Herr Rozier: Sie werden nicht, wir steigen nicht. Ich bat ihn um Verzeihung, nahm Stroh, schürte Feuer und brachte mich im Nu wieder um. Zu meiner größten Verwunderung konnte ich das Schloß La Muette nicht mehr wahrnehmen. Ich folgte mit den Augen dem Laufe der Seine und entdeckte die Mündung der Oise; dort also Conflans; dem zunächst, so rechnete ich mir aus, Poissis, Saint-Germain, St. Denis, Sèvre; alles schoß ich, sind wir bei Poissy oder bei Chaillot. Wie ich über Bord der Gondel hinunterblickte, sah ich wirklich das Kloster zu Heinrichungen, und ich rief Herr Pilatre de Rozier mir zu: „„Sehen Sie, da sind die Fluß, und wie gehen gerade niederwärts.““ „„Wohlan denn, mein Freund““, erwiederte ich, „„frisch Feuer““, und wir machten uns beide daran. Unsere Richtung schien gerade auf den Dom des Invalidenhauses zu gehen, so daß wir über die Seine hinweggekommen dachten; statt dessen fuhren wir längs der Ile de Cygne, dann wieder gerade über den Fluß und in den Fluß aufwärts bis über die Barrière de Conférence zu. Ich sprach zu meinem wackern Gefährten: „„Das ist ein vortreffliches Wasser, man kommt gar nicht hindurch.““ „„Ja freilich““, erwiederte er, „„aber Sie arbeiten auch nicht.““ „„Ja besser Ihre Geschicklichkeit nicht““, erwiederte ich, „„aber wir sind auf guten Wegen.““ Ich schürte das Feuer und nahm ein Bündel Stroh, welches nicht ausflammen wollte, weil es feil gebunden war. Ich bemerkte, daß sich die Kugel über der Flamme; im nächsten Augenblick stiegen wir; ich sah, als wollte ich unter den Armen ergriffen und in die Höhe gehoben. „„Nun jetzt steigen wir gewiß!““ rief ich meinem Freunde zu; er hatte so eben nachgesehen, ob Alles in guten Stande wäre. „„Ja wohl, wir steigen““, erwiederte er. Da hörte ich ein Geräusch im Ballon ganz oben, so daß ich erschrack, er wäre geborsten; ich blickte in die Höhe, sah jedoch nichts. Während ich aber die Maschine fortbrennen und aufrichten betrachtete, bekam ich einen Stoß, den ersten, welchen ich überhaupt empfand, und zwar ging er aufwärts. „„Was machen Sie da, wollen Sie einen Tanz aufführen?““ „„Ei behüte, ich schüre ja gar nicht.““ „„Desto besser““, hub ich an, „„es wird ein neuer Luftstrom sein, der uns vom Wasser wegbringt.““ Es verdroß sich so: denn wie ich mich umsehe, um zu sehen, wo wir uns befinden, warum wir etwa nicht lieber fein über das Invalidenhotel hinaus, zwischen diesem und der Kriegsschule. Herr Rozier sprach: „„Nun sind wir über ebenem Lande.““ „„Ja wohl““, sagte ich, „„und wir kommen auch ans Land.““ „„Nun denn zu die Arbeit““, sprach er. Da hörte ich abermals ein Geräusch in der Maschine, als wenn ein Strick zerissen wäre: wie ich aber hineinsah, hatte sich Alles an der Maschine in der Ordnung befunden, darunter einige ziemlich große. „„Wir müssen brennen““, rief ich. „„Warum das?““ sagte Herr Rozier. „„Sehen Sie nur zu““, sprach ich; zugleich nahm ich den Schwamm und löschte das Feuer an der Seite aus, wo die Löcher waren, damit es sie nicht etwa noch größer brennen sollte. Nun untersuchte ich, ob der Ballon an seinem unteren Umfange recht fest wäre; er wich aber sehr leicht aus den Fugen. Also rief ich meinem Gefährten zu: „„Sehen Sie nur zu, ob Alles bindet.““ Herr Rozier sah sich um und sprach: „„Wir sind aber gerade über Paris.““ Ich überzeugte mich von der Unverletztheit der Stricke und sprach: „„Ueber Paris können wir noch hinwegfahren.““ Da wir uns schon den Dächern nahe kamen, so machten wir wieder Feuer und stiegen mit großer Leichtigkeit in die Höhe. Unter uns sah ich das Gebäude der Akademie der Wissenschaften, an mir, als triebe den wir auf die Thürme von St. Sulpice, welche ich im Auge behielt; wie wir aber höher kamen, faßte uns ein Luftstrom und trieb uns nach Süden. Zu meiner Linken sah ich einen Busch, wahrscheinlich den Garten des Luxembourg. Nun fuhren wir über den Boulevard und ich rief: „„Nun brennter und uns Land.““ Wir dämpften das Feuer, der wackere Rozier aber, der die vollkommenste Besinnung nicht einen Augenblick verlor, rief: „„Sehen Sie Gärten, da sind wir nicht etwa eine Mühle Lämen.“ Endlich sieben wir uns an der Butte aux bailles, zwischen dem Moulin de Merreville und dem Moulin vieux niedre. In dem Augenblick, wo wir die Erde berührten, hielt ich mich mit beiden Händen an der Gondel fest. Ich fühlte den Druck des Ballons auf meinem Kopf, schob ihn bei Seite und sprang hinaus. Ich hatte mir gedacht, der Ballon müßte noch voll sein; wie ich mich aber umherdrehte, sah ich mit Verwunderung, daß er ganz leer und zusammengefallen war.“

Die zweite Luftreise machten die Herren Charles und Robert von den Tuilerieen aus am 1. Dezember 1783 Abends. Nachdem der Ballon zur Erde gekommen, stieg gleich darauf Herr Charles allein wieder auf, erhob sich beinahe zwei Meilen und sah die Sonne wieder aufgehen. Sie war, so erzählt er, der einzige lichte Gegenstand in der unermeßlichen Finsternis, worin einzig umher die ganz Natur lag.

Zum dritten Mal stieg Herr Rozier mit Joseph Montgolfier und noch sechs anderen Personen in die Höhe. Eigenthümlich war der Ballon nur für sechs Personen eingerichtet, und es waren offenbar der Passagiere zu viel; es konnte aber Keiner bewegen werden, seinen Platz aufzugeben; so in dem Augenblick, wo man die Seile löste, sprang ein Siebenter hinein. Der Ballon detam einen Riß und fiel mit größter Schnelligkeit zur Erde, doch nahm Niemand Schaden.

Am 22. Februar 1784 ließ man einen kleinen leeren Ballon von Sandwich aus aufsteigen; er flog über den Kanal.

Am 2. März 1784 unternahm Herr Blanchard zu Paris seine erste Luftfahrt; er war für die äußerste Noth mit einem Fallschirm versehen.

Am 25. April 1784 erhoben sich die Herren de Morveau und Bertrand zu Dijon an 13,000 Engl. Fuß hoch; die Heeren hatten an ihrer Gondel eine Vorrichtung zum Rudern angebracht und glaubten einige Wirkung davon zu verspüren.

Am 20. Mai 1784 gaben vier Damen, in Begleitung zwier Herren, das erste Beispiel einer solchen weiblichen Kühnheit; doch wurde der Ballon an Seilen gehalten. Am 4. Juni desselben Jahres aber ging Madame Thible in Begleitung eines Herrn in einem freien Ballon in die Höhe.

Der erste Luftreisende, der dieses Schauspiel in England gab, war Vincenzo Lunardi, am 15. September 1784. Er nahm einen Hund, eine Katze und eine Taube mit. Er stieg vom Exerzierplatze der Artillerie auf und kam bei Standon, unweit Ware in Hertfordshire, zur Erde nieder.

Am 7. Januar 1785 fuhren die Herren Blanchard und Doktor Jeffries im Ballon über den Kanal. In derselben Absicht stiegen die Herren Pilatre de Rozier und Romain am 15. Juni 1787 zu Boulogne auf; der Ballon gerieth in Brand; der unerschrockene Rozier, der erste Luftschiffer, und sein unglücklicher Gefährte fielen über 1000 Ellen hoch herab und blieben auf der Stelle todt.

Am 22. Juli 1785 unternahm General Monntz zu Roewich eine Fahrt im Luftball; der Ballon fiel ins Wasser, und es dauerte sechs Stunden, ehe man den General herausbrachte.

Im Jahre 1801 stieg Herr Garnerin zu Paris auf; er landete, 300 (Engl.) Meilen davon, am Mont Tonnerre, oder vielmehr er wurde hingeschleudert, nachdem er unterwegs große Lebensgefahr ausgestanden.

Am 21. September 1802 ließ sich derselbe Herr Garnerin zuweil des Pocken-Hospitals im Lontoner Kirchspiel St. Pancras mittelst eines Fallschirmes aus dem Luftballon nieder. Ich habe ihn selbst gesehen und bemerkt, daß derselbe noch recht wohl, wie er anfangs in der Luft herumschwindrte, daß es eine Angst war, hernach aber, zur großen Verwunderung der angehenden zuschauenden Menge, mit ruhiger und gleichmäßiger Bewegung herniederfuhr. Das Schauspiel des unermeßlichen Gedränges auf dem Platze war so sich nicht minder sehenswerth, als die Niederfahrt.

Am verschiedenen Malen sind Luftfahrten zum Zwecke wissenschaftlicher Versuche angestellt worden; unter Anderen stieg der Akademiker Gay-Lussac zu Paris 23,000 Fuß hoch.

Im Jahre 1806 stieg der Königliche Astronom zu Mopdel, Carlo Brioschi, in Gesellschaft des Herrn Andreani auf, welcher-Letztere die erste Luftfahrt in Italien unternommen hatte. Die Herren verschieden sich in Gay-Lussac's Gefolge, geriethen aber in eine so dünne Atmosphäre, daß der Ballon barst. Sie kamen zum Glück mit den Träumern desselben nicht übermäßig schnell zur Erde und langten auf einem ganz freien Rainne an. So kamen sie zwar mit dem Leben davon, aber Brioschi zog sich eine Krankheit zu, die später seinen Tod zur Folge hatte.

Die neuere Zeit haben viele Leute in Frankreich und in England sich als Luftfahrere produzirt, und Einer namentlich, ein Engländer, hat die Neugierde des Publikums lange Zeit hindurch ausschließend beschäftigt und die Luftschifferei zu seiner Profession gemacht. Der Verfasser des Artikels der Penny-Cyclopedia äußert sich, der Ballon sey jetzt zu einem Spielwerk geworden, mit welchem man von Zeit zu Zeit in die Höhe fahre, um den Pöbel zu amüsiren; so lange man sich einen Ernstm für die Wissenschaft interessiren konnte, so lange hätte man Ursache gehabt, jetzt sey nichts dabei, als Dummdreistigkeit, und so werde es bleiben, bis sich ein bestimmter Zweck mit den Luftfahrten verbinden und irgend ein zweckmäßiger Versuch damit anstellen lasse. Dies Urtheil ist ganz gewiß zu hart. Die Schönheit des Schauspiels hat ihren Werth für sich, der Muth nicht minder; wenn man mit der Maschine vertraut ist, so kann man ihre Construction vervollkommnen, größere Sicherheit damit erreichen und sie für größere Zwecke einrichten. So viel scheint wirklich erreicht zu seyn, daß seit langer Zeit mit einem durch die gewöhnlichen Materialien und Verfahrungsweisen hergestellten Ballon Niemanden ein Unglück zugestoßen ist.

Was man aber den Luftreisenden mit dem größten Rechte zum Vorwurf machen kann, das sind die ein-künftigen Versprechungen, mit denen sie das Publikum bethören. Man sollte doch wenigstens von ungewöhnlichen Dingen, welche sie da oben sehen und hören, etwas lebendiger und umständlicher erzählen können; aber wer weiß, woran es liegt? Haben die Herren wenig Beobachtungsgabe, oder giebt es weniger zu beobachten, als wir denken? Fehlt es den Herren an Einbildungskraft und Kenntniß, oder ist die Luft unfruchtbarer an Erscheinungen und Gesichten, als der Boden? Wir wissen es nicht. Dieser, scheint aber, läßt sich nicht leicht etwas denken, als der Rapport eines Luftreisenes. Gewöhnlich kommt es darauf hinaus: — Man ist so und so doch gestiegen, hat so und so viel Meilen zurückgelegt, hat ein großartiges, imposantes, prächtiges Schauspiel vor Augen gehabt, man hat Konstantinopel Gardens oder die London-Docks deutlich unterscheiden können; übrigens haben die größten Bäume wie Heden ausgesehen — man ist an der und der Stelle auf die Erde gekommen, von Berry, Junkins überaus gastlich aufgenommen worden; endlich ist man am folgenden Abend sammt seinem Ballon mit Extrapost zur Stadt zurückgefahren. Da kann man doch wirklich nicht sagen, daß „Wahrheit zauberhafter sey, denn Dichtung“, — vielmehr sage ich Jeraes Braun, daß Arioft's Hippogryph und Southey's Luftschiff noch tausendmal mehr amüsiren.

Digitized by Google

Die allerersten Lustreisenden hatten in dieser Hinsicht wegen der Verwirrung der Empfindungen in einem gänzlich ungewohnten Zustand auf Nachricht Anspruch machen; und wenn man liest, wie geneigt die Reisegefährten noch heutzutage jedesmal sind, sich unter einander über ihren Mund-Komplimente zu machen, so möchte man auf den Gedanken kommen, daß sie noch immer dieser Nachricht bedürfen. Darauf sind Manche hier gar nicht aus; sondern erkennt hätte es Noth, daß man die Luftsahrten in schönreden und malerischeren Gegenden, hauptsächlich in Bergkandschaften vornahme; sodann aber müßten und die Reisenden Alles erzählen, was sie gesehen und was sie empfunden haben, bis ins Allerkleinste, die Scenerieen, die Erregungen, die Versuche, die gerauschten Erwartungen und alles dergleichen. Da müßte es doch schlimm gehen, wenn nicht etwas Interessantes herauskommen sollte, als bisher. Du selbst, lieber B., geneigter Leser, wie würdest Du in den Wolken oben zu Muthe sein? Was würdest Du sagen, was würdest Du anfangen? Welcher Laune und Gemüthsstimmung würdest Du sein, heiter oder ernst, zaghaft oder muthig, oder vielleicht keines von beiden? Worauf würdest Du Deine Gedanken richten? Auf den dritten Himmel, oder auf Deine Toilette?

Herzog sagt, daß der Mann, welcher zuerst die See befuhr, einen Panzer von dreifachem Erz müsse um die Brust gehabt haben. Was würde er erst von dem ersten Luftschiffer gesagt haben? Ohne daran zu denken, hat er in demselben Gedicht davon geweissagt: Coelum ipsum petimus stultitia.

Für den Seefahrer soll es eine furchtbare Vorstellung sein, daß er nur durch ein Brett vom Wassertode geschieden ist; nun ist aber, wenn es aufs Hinreißallen ankommt, Wasser ein bei weitem gnädigerer, subkantinellerer, zuverlässigeres Element, als die Luft. Im Wasser kann man sich retten, man kann dagegen kämpfen, schwimmen, man kann nach Hülfe schreien, man kann sich an ein Stück Holz oder an einen Rohrstock anhalten. Da ich selbst schwimmen kann, so ist mir immer so zu Muthe, als könnte ich im Wasser nicht umkommen, so lange ich sie mich allein zu sorgen habe. Man aber denke Dir, irgend unter dem Brette, worauf Du stehst, nichts ist als Nichts, drei und eine halbe Meile Nichts. Nieder fährst Du ohne Erbarmen, kopfüber, krumm und quer, ein traurliches und zugleich lächerliches Stück Aasewurf, ein zappelndes und flatterndes Stückchen Menschen, elender als ein Klumpen Mist, hülfloser als eine Fetze, Freilich wohl, es ist möglich, daß man davonkommt; aber wer zum Spaße denkt an die Möglichkeit in dem Augenblick, wo er über Bord fällt?

Vielleicht kommt eine Zeit, wo der Ballon vollkommen sicher und lenksam geworden sein wird, wo man gegen den Wind damit wird steuern können; wer mag sich in unserer Zeit der Wissenschaft und des Dampfes vermessen und sagen, das sey nicht möglich. Man denke man sich, wie hübsch das sein würde, wenn man sich einen Ballon zum Herumfahren hielte, wie eine Chaise, man wäre so lala damit einherkutschierte, seinen guten Freunden Besuche über die Dächer abstattete und nicht zu Thür und Thor, sondern zu den Fenstern im obersten Stock hineinträte und hineingrüßte. Ein bekannter Dichter wünschte sich, fliegen zu können, er wollte, wenn ihm das Vergnügen im Diken ausginge,

Die Flügel breiten und gen West entschweben.

Freilich, Flügel zu haben, das wäre lustiger, bequemer und zugleich wohlfeiler, als das Fahren im Ballon. Aber auch, vielleicht kommt die Zeit, wo man Beides haben kann; ein Paar Flügel würden sich denn zu einem Luftschiff verhalten, wie ein Reitpferd zu einer Kutschpage. Die Stutzer würden dann, statt neben einer Karosse einherzureiten, dettiren, drei Meilen hoch neben einer Gondel einherflattern; ein Romanheld würde seine Dame, wenn ihr Ballon einen Riß bekäme, mit tapferem Muth in seinen Armen auffangen und Zudersüch zu Erde tragen, wie Merkur die Psyche trug. Ja, es würde sich sogar sehr nach sagen, daß er den Mädchen nachlaufe, sondern, daß er ihnen nachfliege; wir würden einen solchen Burschen 50 Fuß hoch über Regenstreet in der Luft lungern und einen Kammerjüchsen oder einer hübschen Putzmacherin nachstellen sehen, zum Schornstein hinein und heraus.

Nun erst gar Krieg, ein Krieg in der Luft! Wenn es eine Stra ist, auf festem Boden zu kämpfen, wenn es vollends, wenn einen Ballon todtgeschossen wird und fällt. Was für ein Schauspiel, wenn zwei Kriegsheere oder eigentlich zwei Luftsetten über der Ebene von Salisbury zusammenstießen und sich mit Salven von vollem Bord begrüßten! Die würden da Leiber und Köpfe und dreikrämpige Hüte von Luftmatrosen mit Ballonnonen und Mörsern vom blauen Himmel unter einander purzeln! Die Mobtdam eines luftschiffes würde dann mit vollem Recht den Namen Himmelsflieger, Sky-scraper, führen, und wenn man die Schiffe Pegasus und Bellerophon taufte, so hätte das einen Sinn. Aber glücklicher Weise wird es wohl, wenn die Nationen weiter fortschreiten, gesetzt auch, sie bischten's nicht ganz so hoch, mit allen Kriegen ein Ende haben. Die Dampfwagen werden uns die Pulvermagen ersparen, und wenn alle Nationen in so nahe Nachbarschaft kommen und über Unterschiede sich immer näher verschwisten, so werden sie so wenig Lust haben, sich mit einander zu schlagen, als etwa die Grafschaft Middlesex mit der Grafschaft Surrey, oder als ein ehrlicher Hautelsmann mit seinem Kunden.

(N. M. A.)

Rußland.

Fürst Paskewitsch.

Eine Lebens-Skizze.

Der Fürst von Warschau, Graf Paskewitsch-Eriwanski, Kaiserlich Russischer General-Feldmarschall und Statthalter von Polen, stammt von einer alten wohlbegüterten adeligen Familie im Gouvernement Poltawa ab und ward am 8. Mai 1782 in Poltawa geboren. Im Pagencorps erzogen, begann er den Kriegsdienst in dem denkwürdigen Feldzug von 1805. Nach Beendigung desselben trat er in das gegen die Türken agierende Corps und blieb dort bis 1812. Nachdem er sich in den Schlachten bei Turbat und Shurebo im J. 1807 ausgezeichnet hatte, ward er nach Konstantinopel gesandt und trettete sich erst durch eine Absendung in einem kleinen Boote auf den stürmenden Wellen des Schwarzen Meeres nach Varna vor den Verfolgungen der argwöhnischen Türken. Er war damals 25 Jahr alt. Bei dem Sturm auf Brailow ward er schwer verwundet, nahm aber später an allen Hauptschlachten Theil, die unter Wagation und Kamenski stattfanden. Bei der Einnahme von Basarabischek war er Oberst; bei Varna erhielt er das Georgen-Kreuz; General-Major ward er in Folge der Schlacht bei Borin am 26. August 1810. Da kam in Jahr 1812, und Napoleonisch jagten sich unter einer Menge von Großthaten aus, die Alle mit Talent und Tapferkeit begabt waren. Das Gefecht bei Dschkow, die Schlacht bei Smolensk, die Riesenschlacht bei Borodino, die Gefechte bei Mali-Jaroslawetz, Wäsma, Krasnoi und später der Oberbefehl über die Avantgarde, dieses sind die denkwürdigen Begebenheiten, wo sein Genie die Kunst, zu siegen, im Kampf mit „den ersten Soldaten der Welt" lernte. Katuskoff stellte ihn in Wilna persönlich dem Kaiser Alexander vor. Es erwarteten ihn neue Thaten, — die Blokade von Modlin, die blutige Schlacht bei Culm, ein abermaliger Oberbefehl der Avantgarde, das Gefecht in der Nähe von Dresden. Der Rang eines General-Lieutenants ward die Belohnung seiner Thetnahme an der Schlacht bei Leipzig. Die Blokaden von Magdeburg und Hamburg entzogen ihn der Ruhe nicht, den ganzen Kriegsfeldzug, der wieder vor Modlin endete, erschien und von den Höhen von Belleville die Hauptstadt Frankreichs beschoß.

Dergestalt waren zehn Jahre seines Lebens unter beständiger kriegerischer Thätigkeit verflossen. Das Vertrauen des Kaisers zeigte sich in vollem Maße, als Paskewitsch zum Begleiter des Großfürsten Michael auf dessen Reise durch Rußland im J. 1817 und darauf durch Deutschland, Holland, England, Italien, Oesterreich und Ungarn ernannt ward. An den nämlichen Orten, welche Zeugen seiner Kriegsthaten gewesen waren, sah man Paskewitsch als aufgeklärten Beobachter wieder. Im Jahr 1823 ward er vom Kaiser zum General-Adjutanten ernannt. Der Treubruch Persiens, die hinterlistige Besitznahme der Ebenate Karabag, Schirwan und Schekin veranlaßten den Kaiser Nikolaus zu einem entschiedenen Kriegszug gegen Persien, und hier erfüllte sich die unser Schauplatz, auf welchem Paskewitsch das ihm angeborene Feldherrn-Talent an den Tag legen sollte.

Im September 1826 ritt Paskewitsch, auf Befehl des Kaisers, kaum in Tiflis angekommen, dem triumphirenden Feinde entgegen und bezeichnete durch ein glänzendes Gefecht den ersten Schritt zur künftigen Eroberung von Nordbischan und Knatoleien, — durch das Gefecht bei Schamchor, wo der neue Feld mit nur 3000 Mann 30,000 Perser vernichtete. Im folgenden Jahre ward dem Sieger die Ober-Verwaltung Grusiens übertragen. Die Thaten, durch welche er bald darauf seinen Ruhm sich immer begründete, sind noch in so frischen Andenken, daß es dinlänglich sein wird, die hauptsächlichsten Ereignisse anzuführen, welche den Feind abdigten, nach nicht mehr als sechs Monaten ermüdigen zum Frieden zu bitten. Am 12. Mai ward der Festung nach die Einnahme von Erschmiasetin eröffnet, darauf erfolgten der Uebergang über das Besobdalskische Gebirge, die Einnahme von Sardar-Abad, die Belagerung von Eriwan, die Einnahme von Tabris, Ebei, Alantschat und Ardebil und der Marsch auf Persiens Hauptstadt. Alle diese ausgezeichneten Kriegsthaten ward ihm der Titel „Graf Eriwanski", die Dankbarkeit seines Monarchen und seines Vaterlandes und die Liebe seiner tapferen Waffengefährten. Die letzteren Thaten anlangend, bedarf seiner fernern Zeugnissen noch zu bekannt, als daß hier daran erinnert zu werden brauchte.

(d. A. A.)

Mannigfaltiges.

— Die Spanischen Frauen. Wie alle Süd-Europäerinnen, so haben auch die Spanischen Frauen auffallend schöne und große Augen, die übrigens weniger feuervoll als glänzend und feurig sind. Ihr Teint ist oft sehr hübsch, obwohl dunkel, und ihr Benehmen hat die ganze natürliche Grazie, die ein Weib durch vollkommene Herrschaft über sich selbst erlangen kann. Gesellschaften sind hier die Spanierin eben nicht sehr schön sind: sie hat nicht das Aetherische und sonstige Ausseben einer Frau von hellleuchtem Blute, nicht jene idealischen Formen, die eine höhere Welt abzubeigezeln scheinen. Alles ist zu irdisch und materiell: das Gesicht hat etwas Plattes und Eckiges, wie die Gesichter jener antiken Statuen, die muntere Waltzdrer darstellen, und deren Typus der Griechische Bildner bei den Barbaren oder bei halbgriechischen Stämmen vorfand. Aber auch Ausnahmen dieser Art finden ihre Bewunderer: viele Reisende haben seinen Sinn sist jenes Ideal der Weiblichkeit, in welchem Geist und Phantasie mit Glut und Tiefe des Gemüthes so innig vermebt sind, daß die vollkommenste Harmonie daraus entsteht. Was dieser Klasse von Leuten Beschreibung gewährt, das ist eine aus Jugend und Gesundheits-Fülle erwachsende Lebhaftigkeit; und so finden sie denn in Spanien — was ihrem Herzen gefällt und ihren Augen gefällt. Schon die weiblichen Köpfe einiger Muriste oder Belagung bestätigen die Wahrheit des Gesagten, wenn man die poetischen Schönheiten Raphael's oder Griechischer Bildhauer daneben denkt. Auf einer Reise durch die Halbinsel wird man zwar auch weibliche Wesen von edlerer Form und edlerem Ausdruck gewahren; ich behaupte jedoch, daß solche Schönheiten dort seltener sind, als z. B. in England oder Griechenland. Auch wird man dergleichen Ausnahmen von der Regel weit öfter im nördlichen als im südlichen Spanien antreffen.

(Landscape Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Mittwoch den 16. November 1836.

England.

Die Parlaments-Berichterstatter der Englischen Zeitungen *).

Die Körperschaft der Individuen, die den Londoner Tagesblättern ihre Berichte über die Parlaments-Debatten liefern, ist scherzweise „die vierte Staatsgewalt" genannt worden, und dieser Scherz gründet zu Recht, welchen mehr ernste Wahrheit zu Grunde liegt, als man gemeinhin glaubt. Die parlamentarischen Berichterstatter üben einen unberechenbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. Alles ist ihrem Ermessen anheimgestellt. Sie empfangen von den Eigenthümern oder Redacteuren der verschiedenen Zeitungen, bei denen sie beschäftigt sind, keine Unterweisungen darüber, was sie berichten sollen und was nicht, und wenn ihre Berichte fertig sind, werden dieselben den Setern ungehändigt, ohne daß sie Herausgeber des Blattes ein einziges Wort daran verändern, ohne daß sie irgend einen Zusatz, irgend eine Abkürzung vorschlagen. Die Macht, welche diese Berichterstatter über die öffentliche Meinung haben, ist also natürlich sehr groß. Glücklicherweise aber machen sie fast nie einen unrechten Gebrauch davon. Sie lassen ihre Privat-Vorurtheile und Parteiansichten in die Erfüllung ihrer öffentlichen Pflicht mit einfließen. Sie suchen stets die Länge ihrer Berichte mit der Bedeutung, die der Redner in den Augen der Welt hat, und mit der Wichtigkeit oder dem Interesse des Gegenstandes, worüber derselbe zum Hause spricht, in das richtige Verhältniß zu bringen. Und in dieser Beziehung besitzen sie merkwürdigen Takt und Urtheilskraft. Sie wissen sehr wohl, wer die einflußreichsten Redner sind, und welchen Grad von Bedeutsamkeit das Publikum einer Verhandlung beilegt.

Wir hören es oft zum Lobe unserer Landsleute, daß sie Arbeit ignorirten. Den schlagendsten Beweis davon liefert die parlamentarische Berichterstattung. Als Herr Perry, der vorige Eigenthümer der „Morning Chronicle", seine Laufbahn als Berichterstatter begann, — es war um das Jahr 1780, — hatten die Morgenblätter jedes nur einen einzigen Berichterstatter. Dieser mußte während der ganzen Debatten im Hause bleiben und von Anfang bis zu Ende einen Bericht darüber geben, was natürlich ein bloßer Abriß sein konnte. Und die Aufgabe wurde dadurch noch angestrengender und schwerer, daß auf der Gallerie nichts zu Papiere gebracht werden durfte. Die Berichterstatter mußten sich also ganz allein auf ihr Gedächtniß verlassen. Die Gesammtzahl der Parlaments-Berichterstatter, welche gegenwärtig bei den Zeitungen der Hauptstadt angestellt sind, ist etwa achtzig. Jedes einzelne von den bedeutendsten Morgenblättern hat ihrer zwölf bis funfzehn in Diensten, die sich einander, der Reihe nach, alle Dreiviertelstunden in ihrer Arbeit ablösen. So wie die Zeit des Einen um ist, verläßt er die Gallerie, wo sogleich ein Anderer seinen Platz einnimmt, und begiebt sich in das Bureau der Zeitung, bei der er beschäftigt ist, um sein Manuskript daselbst sogleich umzuschreiben, worauf er es in kleinen Stücken, die nur auf der einen Seite beschrieben sind, dem Drucker überliefert. Dieser vertheilt die Streifen unter die Setzer, denen dadurch, daß die Schrift immer nur auf einer Seite ist, die Arbeit sehr erleichtert wird, so daß, wenn ihrer fünf oder sechs an dem Manuskript eines Berichterstatters setzen, darüber nicht mehr Zeit vergeht, als dieser zur Anfertigung desselben gebraucht hat. Hat der Berichterstatter, der dem Ersten folgte, seine Dreiviertelstunden nachgeschrieben, so wird er wieder von dem Nächsten in der Reihe seiner Kollegen abgelöst und mit seinem Manuskripte nach dem Zeitungs-Büreau, um sein Manuskript ins Reine zu schreiben. In dieser Weise geht die Sache nach dem Alphabet den ganzen Abend oder vielmehr die ganze Nacht hindurch fort, bis sämmtliche Berichterstatter eines jeden Zeitungs-Institutes an der Reihe gewesen sind, wenn nicht etwa der Reihe herum drum ist, ehe das Haus sich vertagt; doch ist nur selten der Fall ein, daß an einen Berichterstatter zweimal an einem Abend die Reihe kömmt. Gewöhnlich trifft sich dies nur, wenn entweder zwei oder drei von ihnen wegen Krankheit fehlen, oder wenn beide Häuser zugleich eine überaus lange Sitzung halten. Dann pflegen aber die Berichterstatter unter sich die jedesmalige Zeit ihrer Anwesenheit in jedem Hause gleich auf eine Stunde auszurechnen, sonst müssen sie an die Reihe treffen, ehe sie noch mit dem ersten Manuskript fertig wären. Indeß auch bei der Ablösung nach vollen Stunden kömmt dies zuweilen vor, wenn nämlich der Redner oder der Gegenstand von solcher Bedeutung sind, daß ein sehr ausführlicher Bericht wünschenswerth scheint, oder wenn das Nachgeschriebene, wie es oft zu geschehen pflegt, so verworren und undeutlich ist, daß der Schreiber selbst es kaum entziffern kann.

Wenn ein Berichterstatter sein Manuskript fix den Setzer umgearbeitet anfängt, schreibt er auf den ersten Streifen Papier oben seinen Namen und den Namen des Kollegen, auf dessen Manuskript das folgende folgt, zum Beispiel: „Hammond schließt sich an Richards", oder wie somit die Namen gerade heißen. Ist er mit seinem Manuskript fertig, so schreibt er eben so aus Ende seines letzten Streifens den Namen des Herrn, der ihm folgt, nebst seinem eigenen. Dadurch wird der Drucker in den Stand gesetzt, die ihm von den verschiedenen Berichterstattern abgelieferten Manuskripte in die gehörige Ordnung zu bringen. Ohne diese Einrichtung würden die Reden der einzelnen Parlaments-Mitglieder dunt durch einander geworfen werden, und auch in den einzelnen Theilen einer und derselben Rede würden hin und wieder die verschiedenen Zusammenstellungen vorkommen.

Hat ein Berichterstatter eine Rede sehr ausführlich nachgeschrieben, so braucht er gewöhnlich sämmtlich so viel Zeit, um sein Konzept ins Reine zu bringen, als er bedurfte, um es aufzusetzen. Angenommen zum Beispiel, daß ein Berichterstatter eine Stunde lang an der Reihe gewesen ist, so wird er fünf volle Stunden angestrengt und ununterbrochen arbeiten müssen, um sein Manuskript für den Drucker umzuschreiben. Was ein geübter Berichterstatter in Dreiviertelstunden nachschreibt, füllt, ausgearbeitet, gewöhnlich ungefähr zwei Spalten der „Times". Bei Reden Lord Stanley's und einiger anderer Parlaments-Mitglieder, die sehr schnell sprechen, pflegt das, was in derselben Zeit nachgeschrieben worden, wenn es in seiner ganzen Breite ausgeführt und mitgetheilt wird, beinahe drei Spalten in der „Times" einzunehmen.

Manche Berichterstatter schreiben ungemein rasch. Es gilt schon für eine große Anstrengung, eine Spalte der „Times" in dreiviertel Stunden zu schreiben; doch kennt man Fälle, wo dies in zwei Stunden geschah. Der Setzerjunge Spankie war einer der ausgezeichnetsten Schnellschreiber, die bei der Presse jemals vorgekommen. Als Berichterstatter der „Morning Chronicle" zu Herrn Perry's Zeit schrieb er einmal eine Spalte in einer Stunde. Allerdings war damals das Papier-Format noch viel kleiner und der Druck weit größer als jetzt, aber dennoch ist der Unterschied nicht so bedeutend, daß jener gelehrte Herr nicht als derjenige anzusehen wäre, der es im Schnellschreiben bisher am weitesten gebracht. Ihn zurückzieht möchte wohl der verstorbene William Godwin der Jüngere stehen, der, als er vor fünf oder sechs Jahren Berichterstatter der „Morning Chronicle" war, eine Spalte der damaligen Formats in Siebenviertelstunden schrieb. Dabei ist zu bedenken, daß es in diesen Fällen nicht mit der bloßen mechanischen Fertigkeit der Hand getan war, sondern daß auch noch das Lesen des Konzepts hinzukam.

Zuweilen haben sich Parlaments-Mitglieder darüber beklagt, daß ihre Reden nicht wörtlich wiedergegeben seyen. Geschähe dies, so würde in manchen Rede schönes Zeug zu Tage kommen. Dr. Stoddart, jetzt Sir John Stoddart, machte einmal, als er als „New Times" redigirte, den Versuch, solche wörtliche Berichte zu geben. Die Folge davon war, daß nun Keiner mehr eine wörtliche Mittheilung seiner Rede verlangte. Die Parlaments-Mitglieder wurden durch diese Berichterstattung rein zu Narren und machten sich vor der ganzen Welt lächerlich. Lord Castlereagh zum Beispiel paradirte mit seinem „niedergestreckt zu den Füßen der Majestät stehend", und „vorwärts gehend mit dem Rücken gegen sich selbst gekehrt." Sir Frederick Flood, eines der Irländischen Mitglieder und ein gewaltiger Eiferer für wörtliche Berichte, erschien eines Morgens in den Zeitungen, wie er am Abend vorher das Haus mit folgender Rede über Mexiko's glänzenden Bevölkerungsstand erleuchtet und erquickt hatte: „Herr Sprecher, als ich mich in das Haus begab, um meine Pflicht gegen das Land und Ihn selbst zu erfüllen, wurde ich auf brutale Weise angegriffen, Sir, von einem Pöbelhaufen, Herr Sprecher, von Hallunken, Sir. Wenn ein ehrenwerther Herr, Sir, von solchem Lumpenpack, Herr Sprecher, attakirt werden soll, Sir, wie es auf mich einstürmen that, Herr Sprecher, dann sage ich, Herr Sprecher, wenn ein solcher Fall nicht, Herr Sprecher, denkbarer sind, hören wir ich ja beschämen, Sir, so können wir gar nicht mehr ins Parlamentshaus kommen thun, gar nicht, Herr Sprecher. Und, Sir, darf ich Sie wohl befragen thun, Sir, was, Sir, aus den Geschäften des Landes, Sir, in einem solchen Fall, Sir, werden sollte, Herr Sprecher? Wollen Sie, Sir, wie auf diese Frage wohl eine Antwort geben thun, Herr Sprecher? Ja, ich, ich will sehr gern eine Antwort, Sir, so schnell als möglich, Sir, auf die Frage, Sir, die ich an Sie gerichtet habe, Herr Sprecher."

*) Aus dem so eben in London erschienenen Buche: The great metropolis ein große Hauptstadt, von Mitgliedern des Random recollections of the Lords and Commons, in zwei Bänden, worin der ernste die Theater, die Kinder und das gesellschaftliche Leben, der zweite das Zeitungswesen in London zum Gegenstande hat.

Digitized by Google

Sir Frederic war Überhaupt ein sonderbarer Kauz. Es machte ihn überglücklich, wenn ihn Jemand um portofreie Besorgung eines Briefes bat*); ein solcher Mann mochte sich dann in derselben gesellschaftlichen Sphäre bewegen, wie er, oder er mochte einer der zeitungslesten Bauern seines Vaterlandes seyn, er konnte sicher erwarten, folgende Antwort zu erhalten: „Einen portofreien Brief wünschen Sie? O wahrhaftig, ich bin in der Mann, dem es ein sehr großes Vergnügen machen wird, einem Hirn wie Sie, der auf so noble Weise darum ersucht, einen portofreien Brief zu besorgen. Ich bin erfreut, Sie, daß es in meinen Kräften steht, einem Manne, der so noble Manieren hat, einen portofreien Brief zu besorgen. Wollen Sie wohl so gütig seyn, Sie, und mir sagen thun, welche Adresse Ihr Brief bekömmt?" Der Brief wurde dann frei gemacht, und Sir Frederick überreichte ihn dem Bittsteller mit einer tiefen Verbeugung, als ob er der verpflichtete, nicht der verpflichtende Theil wäre.

Im vorigen Unterhause stieß der für die Berichterstatter bestimmte Raum unmittelbar an die Gallerie für das Publikum. Die Berichterstatter wurden daher unaufhörlich von Fremden belästigt, die sich erkundigten, ob sie hier recht wären. Einmal, in der Session von 1834, kam auch ein Mann, der wie ein Pächter aussah, das wahre Ideal von einem der Gobbertischen Töpel, hierher, und als ihn einer der Berichterstatter den Weg nach der Gallerie gezeigt hatte, fragte er noch, ob er dort stehen oder sitzen müsse. „Was Sie thun müssen", sagte der Berichterstatter, den schon vorher die Fremden ein wenig geärgert hatten, „was Sie thun müssen? Sie müssen sich immerfort so tief als möglich vor dem Sprecher verbeugen, den Sie auf dem Stuhl am anderen Ende des Hauses stehen werden, und wenn er Sie bemerkt und Ihnen winkt, dann können Sie sich niedersetzen."

Der arme einfältige Landmann that, wie man ihn geheißen. Als er auf der Gallerie angelangt war, machte er dem Sprecher so tiefe und anhaltende Komplimente, wie ein Chinesischer Mandarin, zum großen Ergötzen der anderen Fremden, die sich nicht genug verwundern konnten, was das zu bedeuten habe; aber es wollte noch immer kein Zeichen der Anerkennung von dem Manne kommen, mit der steifen Perücke", wie er ihn nannte, erfolgen. Der arme Bursche „zog des Sprechers Lunge nicht auf sich", wie es in der parlamentarischen Sprache heißt. Endlich bemerkte einer der Beamten den Fremden, der dem Sprecher seinen Respekt bezeugte, und hieß ihn sich setzen. Dieser ließ sich nicht zweimal nöthigen, sondern gehorchte der Aufforderung, so mürrisch sie auch klang, augenblicklich von ganzem Herzen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lives etc. (Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Englischer Gelehrten und Schriftsteller.) Erster Band. [Bildet auch einen Theil von Dr. Lardner's Encyklopädie.] 6 Sh.

Memoirs of Madame Malibran. (Denkwürdigkeiten der Madame Malibran und des Herrn de Beriot.) 2½ Sh.

Anna und her doll. (Anna und ihr Püppchen.) Von Esther Copley. 2½ Sh.

New Dictionary. — Ein neues Lateinisch-Englisches Wörterbuch. Von Dr. Riddick. 9½ Sh.

Narrative of a journey etc. (Capitain Back's Reise nach den Gegenden des Nordpols.) Von Richard King. 2 Bde. 21 Sh.

Nord-Amerika.

Der Präsident Jackson und sein künftiger Nachfolger.

(Schluß.)

Der Muth des Generals, seine anerkannte Unregenmäßigkeit, seine unerschütterliche Festigkeit, sein glühender Patriotismus gewannen ihm die Freundschaft der Menge; allein die Staatsmänner hatten noch wenig Hochachtung für ihn. In der politischen Welt galt er für einen unlenkbaren Menschen und gefährlichen Hitzkopf. Der Präsident Monroe und seine Rathgeber wagten es zwar nicht, den General förmlich zu beamtworten, aber sie suchten ihn seiner dadurch zu entledigen, daß sie ihm eine Mission ins Ausland geben wollten. Es war davon die Rede, ihn als Gesandten nach Frankreich zu schicken. Man verschiert, daß Jefferson, der vom Präsidenten beehalb zu Rathe gezogen wurde, gesagt habe, daß, wenn man noch vor Ablauf von drei Monaten Krieg mit Frankreich haben wolle, nichts Besseres geschehen könnte, als Jackson nach Paris zu schicken. Bald darauf trug man ihm die Gesandtschaft in Mexiko am Hofe des damaligen Kaisers Iturbide an; allein Jackson antwortete, er wolle nichts mit Tyrannen zu thun haben, und blieb in den Vereinigten Staaten. Viele Mitglieder des Kongresses erhoben sich aber damals gegen ihn und forderten laut Rechenschaft über die Gewaltthätigkeiten, die er sich während seiner Feldzüge erlaubt hatte. Seine Einfälle in Florida, die Hinrichtung Ambrister's und Arbuthnot's, im Widerspruche mit dem Gesetze und den Beschlüssen der Kriegs-Gerichtes, welches sie zum Tode verurtheilt hatte; das Verbannen, das er unternehmen gegen die Indianer, welche er mit kaltem Blute an Bäumen aufknüpfen ließ, beschäftigten den Kongreß in mehreren langen und stürmischen Sitzungen in den Jahren 1818 und 1819. Von damals datirt sich die Rivalität zwischen ihm und Herrn Clay. Dieser Mann, ein großer und edler Bürger, war bestürzt über die Nachsicht, deren sich sogar alle gesetzlichkeit Jackson gegenüber erfreuten. Er glaubte in dieser Gleichgültigkeit des Publikums gegen die Uebertretungen des Gesetzes ein trauriges Zeichen für die Freiheit Amerikas zu erblicken. Er glaubte, die Anträge mehrerer Repräsentanten unterstützen zu müssen, welche verlangten, daß der General wegen seines Benehmens in Florida öffentlich getadelt werde. „Hüten wir uns", sagte er, „in unserer jungen Republik, hüten wir uns, einen so lautsprechenden Beweis militairischer Gewalt durch unser Stillschweigen zu billigen. Laßt uns wohl eingedenk seyn, daß Griechenland seinen Alexander, Rom seinen Cäsar, England seinen Cromwell und Frankreich seinen Bonaparte hatten. Wenn wir die Klippen vermeiden wollen, an denen die Freiheiten dieser mächtigen Nationen gescheitert sind, so müssen wir uns vor ihren Fehlern und Schwächen zu bewahren suchen. Tag nach dieser habe sein der General zu Washington. Herr Clay verließ sich, wie seinen Besuch abzustatten, um ihm zu versichern, daß er nur seine Pflicht als Bürger bei seiner Rede erfüllt habe, daß er aber nicht unterlassen könne, dem Sieger von New-Orleans seine höchste Achtung zu bezeigen. Der General hatte ihm aber keine Gegenvisite ab, bezog vielmehr seit diesem Tage eine tiefe Bitterkeit gegen Clay, die mit der Zeit sich nur vermehrt hat und sich auch noch heute in den heftigen Ausdrücke kund gemacht. Er ließ sich manchmal von dem wüthendsten Zorn gegen die Mitglieder der Legislatur hinreißen. Man versichert sogar, daß er einmal gedroht habe, bei vollem Kongresse in den Sitzungs-Saal zu dringen und einem Redner, der gegen ihn am strengsten war, die Ohren abzuschneiden, und daß es nur den energischen Vorstellungen des Commodore Decatur mit großer Anstrengung gelungen sey, einen schrecklichen Skandal zu verhindern. Die Anklage auf eine öffentliche Mißbilligung wurden verworfen; Monroe und seine Freunde hatten keine Bemühung, von dem General eine solche Kränkung abzuwenden.

Indessen haben diese langen und stürmischen Debatten den General Jackson erst recht zum werthvürdigen Manne in den Augen der Nation erhoben, und man fing schon an, von der Präsidentschaft für ihn zu sprechen, als der Kongreß-Saal in Washington ein zweites Mal abbrannte, ihn Jackson für einen Übel angebrachten Scherz. Man sagt sogar, er habe damals ausgerufen: „Man muß mich für sehr unklug halten, wenn man mir in den Kopf setzen wollte, ich sey von dem Holze, aus dem man Präsidenten schnitzt." Doch viele unserer Leser werden sich eines berühmten Engländers erinnern, der gesagt hat, er müsse toll seyn, wenn er ein Amt annähme, und lange Zeit darauf hatte er als Premier-Minister seine Behauptung Lügen gestraft. Jackson wünscht etwas gar Anderes mit seiner Behauptung. Er wollte nur damit sagen, daß er kein Mann sey, aus dem man Präsidenten nach dem Modelle seiner Vorgänger machen könne. Es giebt zweierlei Arten großer Männer; die Einen zeichnen sich durch das vollkommene Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten, durch das mathematische Verhältniß ihrer Eindrucksgesetze zu ihren Verstande, ihrer persönlichen Verschiedenheiten zu ihren politischen Neigungen aus. In Folge dieser Verhältnisse benehmen sich Menschen solcher Art stets mit Gravität, Gemessenheit und Uebereinstimmung. Sie wagen nichts, sie übereilen nichts; sie schreiten mit regelmäßigen und festen, aber langsamen Schritten ihrem Ziele zu und endigen mit einer sicheren Erreichung desselben. So war mehr als jeder Andere der verstorbene Washington. Er vereinigte in sich die seltene oder vielmehr christliche Harmonie der Tugenden einer großen Seele und den praktischen, kaltberechneten Verstand eines holländers. Allein solche Männer gleichen mehr oder weniger marmornen Statuen mit ihrer steinernen Ruhe und unbeweglichen Stellung. Die Nachwelt bewundert sie und ehrt sie; ihre Zeitgenossen verehren sie, aber sie fühlen sie für nur schwache Begeisterung. Solche Männer lagen einer Republik zu. Sie sind an ihrer Stelle geeignet, die Gesetze in Ehren zu halten, denen sie sind gewohnt, jener Herrschaft ihre Meinung und persönlichen Wünsche unterzuordnen, und wissen auch, wenn es Noth thut, den Widerstand Anderer der gesetzlichen Ordnung zu unterwerfen. Die großen Männer der anderen Gattung sind groß durch die außerordentliche Entwickelung einer oder der anderen menschlichen Fähigkeit. Ihre großen Fähigkeiten sind gepaart mit großen Fehlern. Sie haben eine eiserne Willenskraft, eine Schärfe des Urtheilens, schnell wie der Blitz, und einen ungezügelten Ehrgeiz, ihren Namen an riesenhafte Thaten zu knüpfen. Selbst von glühenden Leidenschaften, erzwingen sie sich auf der einen Seite abgöttische Verehrung, während sie sich auf der anderen dem unversöhnlichsten Hasse bloßstellen. Ihre feurige Energie verleitet sie oft zu schrecklichen Grausamkeiten, welche den Ruhm ihrer schönen Thaten befleckt. Sie sind Menschen der Extreme. Ihr Leben ist ein dramatisches Denkmale in dem Andenken der Völker, die meisten aber sehen ihren Ruhm mit ihrem Leben untergehen. Die Nachwelt gedenkt nur der Wohlthaten, welche die Menschheit empfangen hat, vergißt aber mit Recht das, was nur ein unfruchtbarer Ruhm war. Der General Jackson ist von dem Kalider dieser Letzteren; er hätte wohl die Kraft besessen, zwischen Cäsar, Alexander und Napoleon Platz zu nehmen, wenn seine Erziehung und die Umstände ihn nicht anderswohin bestimmt hätten.

Monroe, welcher damals den Präsidentenstuhl einnahm, war ein fein, guter, seinem Vaterlande ergebener, aber von Charakter schwacher Mann. Er war nicht Meister der Parteien, sie lebten vielmehr unter ihm wieder stärker auf, nachdem durch Jefferson's Triumph von den Föderalisten kaum mehr die Rede war. Zwei Parteien standen damals einander feindlich gegenüber: die demokratische, welche verlangte, daß die Föderal-Gewalt mehr beschränkt werde, und die republikanische Partei, welche für jene Gewalt die gesetzlichen Bestimmungen in Anspruch nahm. Sie hatte vornehmlich zwei Zwecke im Auge: große Bauwerke zur Verbindung des Binnenlandes (internal improvements) auf Kosten der Föderation auszuführen, und zweitens, durch einen Tarif (american system) die noch im Entstehen sich befindenden Manufakturen zu schützen. Der Norden war der allgemeine Verbündete für diese Wünsche; der Süden, Virginien an der Spitze, war dagegen. Clay und John Quincy Adams waren für die nationale Partei, und die fähigsten Köpfe des Landes mit ihnen. Die Gegner fühlten, daß ihnen eine stärkere Hand, als die Monroe's, Noth thue, und sie warfen ihr Auge auf Jackson.

Der Wahl dieses Mannes wurde von allen aufgeklärten Männern und Freunden gesetzlicher Ordnung gesürchtet und lebhaft bekämpft. Man ahnte, daß durch ihn die theuren Tradit'onen Washington's leider

*) Bekanntlich haben alle Parlaments-Mitglieder für ihre Briefe Portofreiheit.

Digitized by Google

würden. Doch trösten sich auch viele achtbare Bürger um ihn, weil sie einsahen, daß seine Popularität ihre Grundbegriffe triumphiren machen werde, und weil sie ihn zu lenken hofften. Sie hatten ihm eine Fahne an, auf der die Worte standen: „states rights, no internal improvements, no tariff!“ Er nahm die Fahne an, besonders auch deshalb, weil zur anderen Fahne diejenigen geschworen, welche seine Kriegsführung getadelt hatten.

Seine ersten Schritte auf der hösgerisch-politischen Bühne waren wenig glänzend. Er war roher Redner, noch Schriftsteller, noch Administrator, und doch war die Versammlung der Volksvertreter, in deren Mitte er sich jetzt versetzt sah, aus solchen Talenten zusammengesetzt. Er war ganz aus seinem Elemente gehoben, er war in dieser Versammlung, wie ein Marius unter den Advokaten, wie ein Degen unter Federn; er mußte hier mit Schmerz sehen, wie eine Partei den politischen Knoten lösen, schürzen, die er nicht einmal verstand. Ihn zu lösen, während er das einfachste Geheimniß von der Welt heißt, ihn in Stücke zu zerhauen. Der gemessene Gang der Verathschlagungen wurde 1823, wo Jackson Deputirter für Tennessee war, durch die Ausbrüche seiner Heftigkeit oft gestört, und er fühlte sich selbst so fremd in dieser Versammlung, daß er mit Freuden einen unerheblichen Vorwand ergriff, sich von ihr zu trennen.

Dies geschah im Jahre 1824, wo die Präsidenten-Wahl vor sich ging. Vier Kandidaten rangen mit einander: Adams, Clay, Crawford und Jackson. Keiner dieser Vier hatte die erforderliche Majorität. Jackson hatte 99, Adams 84, Crawford 41, Clay 37 Stimmen. Bei solchen Wahl-Ergebnissen stellt die Constitution der Repräsentantenkammer die Entscheidung anheim, die aber, dann nicht nach Köpfen, sondern nach den Staaten stimmt. Die Kammer entschied für Adams. Als sich dieser nach Ablauf der Amtszeit seines Mitbürgern abermals vorstellte, hatte er nur 83 Stimmen, während sein Nebenbuhler Jackson durch 178 Stimmen zum Präsidenten erhoben wurde.

Jetzt erst war er auf der politischen Bühne auf seinem Platze; er hatte jetzt die vollkommene Gewalt in Händen, als Belohnung für seine Thatkraft. Die Zeit der Deliberation mußte nun der Zeit der Handlungen Platz machen. Kaum zum Rathe gezogen, befragte er seine Gegner und ihre Freunde aus dem Staatsbereiche und ersetzte sie durch seine Getreuen. Die Meisten hatten bloß das Verdienst der Anhänglichkeit an ihres Gönners Person, nicht das Verdienst der Einsichten und Erfahrungen. Sein alter Freund aus Tennessee, Barry, wurde General-Post-Direktor; sein Biograph und Lobredner J. H. Eaton Kriegs-Minister; Van Buren war der einzige fähige Kopf im Kabinette.*)

So umgeben von seinen Anhängern, begann er seine Operationen. Die wichtigsten Fragen entschied er durch den Machtspruch des ihm zustehenden Veto. Der Kongreß votirte eine Subscription für den Bau einer Straße von Madeville nach Lexington; er legte sein Veto ein und begleitete es mit einer weitwendigen Botschaft. Man wollte die Indianer in ihren Wohnsitzen lassen; er befahl, sie nach dem Westen zu jagen. Das Hohe Gericht faßte den Beschluß, die Indianer gegen Neckereien der südlichen Staaten zu schützen; er unterzagte die Ausführung dieses Beschlusses. Voller Wildheit und Größe war dagegen sein Schritt bei der Frage über den Tarif. Süd-Karolina widersetzte sich den Beschlüssen des Kongresses in Betreff dieser Zölle und drohte sogar mit bewaffneten Zwangs-Maßregeln. Das erste Mal in seinem Leben nahm der General eine Herausforderung nicht an. Er erließ einen Aufruf an seine Mitbürger, worin er an ihre Vaterlandsliebe appellirte und die bei Allem, was ihnen am theuersten und heiligsten sey, beschwor, die unseligen Beschlüsse zu widerrufen, welche nothwendig den Bürgerkrieg entzünden müßten. Seine parlamentarischen Gegner alle unterschätzend, ihn in diesem offenen Kampfe mit ihrem ganzen Kredit und der Macht ihres Einflusses, und es kam durch Clay eine vermittelnde Akte zu Stande, die alle Parteien beruhigte.

Hochwichtig ist sein Kampf gegen die Bank. Das Privilegium derselben ging nur bis zum 3. März 1836. Sie hielt um ein neues an, und der Kongreß bewilligte ihr 1832 dasselbe. Allein das nützliche Institut der Bank widerlief dem General, und er legte sein Veto ein, wohnach er einen Aufruf erließ, worin er ihren Sturz forderte.

Kurz nach seiner zweiten Wahl brach ein Krieg zwischen den Frauen seiner Minister aus, der sich sehr bald den Ehdherren selbst mittheilte. Jackson wollte Frieden stiften, aber es war ihm leichter, die gepfeifensten Bajonnette der Engländer zu besiegen, als den Zorn der Amazonen. Aufgebracht über diesen häuslichen Unfrieden, verabschiedete er seine Minister und befreite von den alten Freund Barry. Doch stelen auch die Anderen nur in halbe Ungnade. Eaton ist jetzt Gouverneur von Florida, und Van Buren wurde Gesandter in London. An diesem Letzteren übte der Senat Rache gegen Jackson, indem er seine Ernennung zum Gesandten nicht bestätigte und ihn den London zurückrief. Aber Jackson entschädigte sich und seinen Freund bald wieder. Der damalige Vice-Präsident Calhoun war sich keines größlichen Uebergewichtes über Jackson bewußt und wollte sich nicht vor ihm schmiegen. Jackson bewirkte, daß er seine Entlassung nahm, und ließ mit großer Majorität Van Buren an seiner Stelle wählen.

Die Amtsführung des Generals wird bleibende Erinnerungen zurücklassen. Sie war jedenfalls durch große Maßregeln ausgezeichnet. Er hat die Fragen über die öffentlichen Arbeiten und die Dounen der finanz entschieden, unter ihm wurde die National-Schuld ganz abgetragen; die Indianer sind vertrieben, und endlich hat er die Bank vernichtet.

Letzterer Akt Jackson's ist eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Bei einem Volke, das die Gewinnsucht für eine schöne Tugend hält, steht man das Oberhaupt des Staates einen Vertilgungs-Krieg gegen eine Anstalt führen, deren Aktien dem Rain von Tausenden nach sich zieht, und noch mehr, man sieht die Demokratie den Manner treu bleiben, der ihren Wohlstand untergräbt.

Glücklich war der General auch in der Reform des Finanz-Systems. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, den Gebrauch der edlen Metalle wieder in Amerika einzuführen; die öffentlichen Blätter, wie auch die neuesten Nachrichten der Englischen Bank*), zeigen deutlich, wie bedeutend den Einfluß des Goldes in Amerika jetzt ist, und die Münze der Union war noch nie in solcher Thätigkeit.

Endlich darf sich Jackson schmeicheln, die ausmärtigen Regierungen zur Bezahlung der Schulden an den Amerikanischen Handel gezwungen zu haben. Jede Demokratie gefällt sich in einem rauhen Tone gegen das Ausland. Unter dem Vorgeben, die stolzen Förmlichkeiten der Diplomatie zu verweiden, war unser Gesandter in London gegen die Amerikanische ist nicht viel besser, und Jackson hat sich mit der Demokratie in diesem Punkte vermählt, wie einst der Doge von Venedig mit dem Adriatischen Meere. In seiner Botschaft versteht er, von der unexampled prosperity and unparalleled energy**) des Amerikanischen Volkes zu sprechen und dabei etwas Hochmuth gegen das monarchische Europa einfließen zu lassen. Er hat sich lange über die feinen Sitten der Diplomatie hinweggesetzt und es darauf angelegt, bei den Gesandten zu Washington für einen Verächter gewohnter Artigkeit zu gelten, die ihm seine Freunde vorgestellt, daß solche Gebräuche auch an den Höfen der Barbaresken herrschten, und daß er durch sein Betragen die Regierung Amerikas denselben gleichstelle. Nach der Reihe hat er den meisten Regierungen gedroht, wenn sie nicht bald ihre Rechnungen mit den Amerikanern berichtigen, und endlich hat er gar Frankreich den Krieg angekündigt. Mit Bedauern gestehen sich hier ein, daß er gegen sein Vaterland Alles erreicht hat, was er wollte. Wir sind geschlagen worden und haben bezahlt. Wir haben dem Ramen Frankreichs bei dieser Angelegenheit wenig Achtung verschafft. Weit entfernt, den Streit von neuem wecken zu wollen, muß ich mein damaliges Gefühl hier aussprechen. Gewiß haben alle Franzosen, die, wie ich, damals fern vom Vaterlande, lichten, tiefen Schmerz bei den Beschlüssen unserer Regierung empfunden. Nur in der Fremde wird es Einem erst recht Bedürfniß, sein Vaterland geachtet zu wissen. Frankreich konnte damals nicht, wie sein ritterlicher König Franz I., sagen: „Wir haben Alles verloren, nur nicht die Ehre.“ Wie dunklich daschten wir nach jedem Laut Jackson's, der nach Verdhmung klang, wie thaten wir, als hörten wir's nicht, wenn er mit seinen heftigen Worten um sich warf, wie wir eine des öffiziell Blatt, seine Freude über die beschwichtigenden Vermittelungs-Anträge Englands laut werden zu lassen. Unsere Feinde sagen, wir hätten uns viel tapferer gegen Basel-Landschaft benommen, als gegen Amerika, obgleich dort der furchtbare Feind schon vor unserer Gränze stand, während hier der Ocean uns schützte. Als die Amerikaner nach und nach die Gelder Neapels, Spaniens, Dänemarks an endlich gar Frankreichs abkommen sahen, dann sie freilich mit Geschützen von der Europäischen Macht nicht zu unserem Beerbeite verdrängen.

Wenn das Schlachtfeld und die auswärtige Politik auf die Laufbahn des Generals Jackson Glanz werfen, so muß man auch zugeben, daß sein Name sich an eine unbestreitbare Metamorphose in den Ansichten des Landes knüpft. Er hat die Ansicht auf die vielleicht nicht fern liegende Erschöpfung eröffnet, daß auch die Republik Amerika's das Erdheil eines kühnen Kriegers werden kann. Die Demokratie, die sonst so stolz auf die angeblich bei ihr allein sich zeigende unangetastete Herrschaft des Gesetzes ist, sah mit Stillschweigen, ja mit Beifall, wie sich der General über alle Gesetze erhoben dachte; und durch seine zweimalige Wahl zum Oberhaupte des Staates hat das Volk sein gewaltsames Verfahren unterschrieben; und das demokratische Uebergewicht von der Unantastbarkeit des Gesetzes für immer vom Throne gestürzt.

Jackson gestel sich darin, alle durch Wahlungen und seine Nachfolger zerrissene Gebäude im Staatsleben zu verachten. Dazu gehört auch der Geschmack in der Wahl seiner unmittelbaren Umgebung. Die früheren Präsidenten hatten die Zierden der Nation zu Freunden und Rathgebern; er lebt in Vertrauenlichkeit mit Männern, die theils ganz obskur, theils noch Leger als sein Land. Im Kreise seiner Minister, den man in Amerika das „Küchen-Kabinet“ nennt, werden die wichtigsten Angelegenheiten besprochen und entschieden, und diese Männer üben viel größeren Einfluß als die nominellen Minister***), So wurde vor kurzem der tapfere General Scott vom Kommando gegen die Indianer abberufen und dasselbe seinem Unterabschiedshaber Jessup gegeben, weil dieser ein Freund Blair's, des Herausgebers des Washington Globe, ist. Jessup klagte in einem Briefe an Blair sein neuen General an; Blair zeigte den Brief dem Präsidenten, und dieser ließ ohne Weiteres Scott absetzen. So bandelte Harun Rerafchid auch, aber sein Präsident einer Republik sollte ihm nachahmen.

In seinem Privatleben ist der General höchst einfach und nüchtern. Sein Haus ist jedem und zu jeder Stunde zugänglich. Nur die Kaufleute von New York und Philadelphia sind es für die Sitzungen der Bank sprechen wollten, ließ er nicht vor. Er schwatzt vertraulich mit Jedem, ja mit den niedrigsten Menschen am liebsten. Auf seinen Reisen lehnt er in Schenken ein, plaudert mit den Gästen und schimpft mit ihnen auf seine Gegner bei der Tabackspfeife. Merkwürdig ist's, daß er im Kreise dieser bürgerlichen Zech- und Schimpfbrüder sich Achtung zu verschaffen weiß. Seine ritterliche Gestalt, sein ernstes hoher Blick, mit dem schönen Kopfe, der von vollen Silberlocken umgeben ist, gefällt und imponirt Allen. Doch wird er durch diese derbe Fami-

*) Das Amerikanische Kabinet besteht aus sechs Ministern, dem Staats-Secretair, den Ministern des Krieges, der Marine und der Finanzen, dem attorney-general (Justiz-Minister) und dem General-Post-Direktor.

*) Die Bank in London hat, um der Ausfuhr des Goldes nach Nord-Amerika einige Schranken zu setzen, das Disconto auf 5 pCt. erhöht und die Diskontirung Amerikanischer Wechsel so viel als möglich erschwert.

**) beispiellosen Wirksamkeitsgrad und unvergleichlichen Energie.

***) Das Dasein dieser Cammarilla gab einem der interessantesten Werke der Amerikanischen Literatur die Entstehung. Es heißt: Briefe des Majors Downing, und ist von Herrn Davis aus New-York.

Digitized by Google

tiarität seinem Nachfolger sehr schaden. Nicht Jeder, am wenigsten Van Buren, kann Faustschläge unter die Stallknechte in einer Schenke austheilen und mit ihnen in derselben Stunde politisiren.

„Wer die heutigen Amerikaner nach dem Maßstabe unter Washington beurtheilt, irrt sich gewaltig. Damals wählten die Leute es für Beleidigung gehalten haben, wenn man gesagt hätte, sie seyen Washington's Leute; jetzt ist man stolz darauf, ein Jacksonianer (Jackson-man) zu heißen. Das Volk verschwendet auch die größten räthselhaften Hyperbeln, um ihm Ehrennamen zu geben; es nennt ihn den größten Helden aller gewesenen und kommenden Zeiten, den „Fels der Jahrhunderte" der heiligen Schrift, ja, man traut ihm wirkliche Wunderkraft zu. Nicht ungewöhnlich ist's, einen ehrlichen Gutsbesitzer behaupten zu hören, Jackson habe die Nationalschuld „wie Fischer Fische bezahlt, und zwar nach Analogie des Wunders mit den Broden und den Fischen. Nach dem Sultane hat Jackson die größte Macht über sein Volk. Ich sage sein Volk, denn die Jackson-men sind seine gehorsamen Unterthanen; er hat durch sie sich den Staats-Schatz zur Verfügung gestellt, und zwar zu einer Zeit, wo dieser Schatz in der unerhörtesten Blüthe war, wo die Einnahmen um viele Millionen größer als der Ausgaben waren; er hat sich den Beamtenstand zum Werkzeuge seiner Allmacht geschaffen (gemacht?") kurz, er hat dem Wesen der Republik im Sinne ihres Schöpfers den Todesstoß versetzt."

Die Zeit zur Ernennung seines Nachfolgers ist da. Van Buren wird als bestimmt dazu bezeichnet; die Opposition nannte ihn „den oststaatlichen Thron-Erben". Van Buren ist im Charakter der vollendetste Gegensatz Jackson's. Er war ein Feldherr, ein ganzer Leben brachte er im Wirren zu. Er war schon einmal Premier-Minister und ist durch und durch Staatsmann. Er besitzt außerordentliche Klugheit und eine Ruhe, die nur dem leicht unzünglichen Zorn Jackson's gleich kommt. Er ist eben so geschmeidig und biegsam, wie der General zügellos und hart. Deshalb nennt man diesen Old-Hickory (Wallnußbaum), und Van Buren im Gegensatze slippery-Elm (die Schlüpfrinde); jenen den brüllenden Löwen und diesen den listigen Fuchs. Dieser präsidirte im Senate mit einer unwandelbaren Heiterkeit und höflichkeit, als die ihm feindliche Majorität von allen Seiten drängte, als Clay mit ganzen Ladungen von Sarkasmen anstürmte, als Webster mit feierlichen Reden ihn umging und Calhoun ihn mit scharfen Raisonnements untergrub; und was noch mehr ist, er blieb sich gleich und glühte nicht, wenn er die langen Reden seiner ungleichen Freunde stundenlang anhören mußte. Was hätte Jackson in solchen Fällen gethan? Gewiß nicht ihm mehr als einmal wieder die Lust angekommen, den feindlichen Rednern die Ohren und den freundlichen die Zungenspitzen abzuschneiden.

Die Opposition hat keinen Gegen-Kandidaten aufstellen können, auf den die Majorität zu leuten wäre. Seit zwei Jahren besteht eine Art tiers-parti, an welcher Webster, wie seine Freunde von ihm sagen, wann von Jackson, stützt. Außerdem sind ihre Kandidaten der berühmte Advokat Leigh, der General Harrison, Calhoun und Clay.

Indessen wollten Clay, Calhoun und Leigh nichts von dieser Schein-Kandidatur wissen; Webster und Harrison sind Redenbubler im Norden, wobei der Rostock aller seiner Verschlauetheit und Gelehrsamkeit den alten Soldaten von Tippecanoe nicht aus dem Sattel heben kann; und so bleiben als wirkliche Gegner des Van Buren nur noch White und Harrison. White ist kein gefährlicher Gegner; Harrison ist der Besitzer der Engländer und der Indianer und könnte bei der jetzigen Vergötterung kriegerischer Verdienste in Amerika auch über den vorherrschen Van Buren siegen, wäre nicht der Krieg bei Neu-Orleans, den Jackson erfochten, bei den Amerikanern hinreichend, alle Siege Anderer zu verdunkeln.

Der General Harrison ist in seinen Sitten sehr einfach, biederen Gemüthes, freimüthig, geliebt von seinen Nachbarn und beliebt im ganzen Westen. Er diente seit 1793. 1794 war er Adjutant des Generals Wayne bei der entscheidenden Schlacht des „gefallenen Holzes" (fallen timbers). Später war er beim Kongresse für Ohio. 1812 kommandirte er im Nord-Westen, wo er die Niederlagen Hull's gut machte und den Kriegsschauplatz nach den Britischen Kolonieen versetzte. Nach dem Frieden wurde der siegreichste Feldherr ein einfacher Landbauer zu North-Bend bei Cincinnati, wo er seinen Feldern und der Erziehung seiner Kinder lebte. Wayne ernannte ihn zum Gesandten in Columbien, aber der kurzsichtige Präsident gewährte Jackson ein Jahr ihn sogleich zurück. Harrison wird jetzt auf seinen Reisen mit Kanonendonner und dem Beifalle seiner Landsleute begrüßt und wird eine halbe Million freier Stimmen für sich haben. Van Buren wird eine ganze Million haben, aber die wenigsten werden frei vom Enthusiasmus sein den Ernährten eingegeben sein. Van Buren's zierliche Hand drückt nicht leicht die harte Hand eines grobhölzichen Bürgers und Bauers; er ist Demokratischer Halbgängen und verwandelt Alles. Harrison gilt er für den Erfahrnen der Demokraten, während Clay, der sich in der Schenke wie im Senate seinen Genossen zu sagen versteht, der dem taubesten Pächter sich in Vertraulichkeit naht und in seiner Häuslichkeit ein Muster von Enthaltsamkeit ist, für einen Aristokraten gilt.

Van Buren ist der erste Republikaner, der vom Süden auf den Präsidentenstuhl gehoben wird. Seit der Entstehung der Republik waren nur die beiden Adams vom Norden Präsidenten, aber Beide wurden bei der zweiten Wahl gegen die Gewohnheit verdrängt. Der Süden fürchtet die Einmischung in seine Sklaven-Verhältnisse und läßt nue Stänbänder zur Herrschaft. Merkwürdig ist's daher, daß gerade jetzt, wo der Zank über die Emancipation der Sklaven so heftig ist, und wo die Engländer in der Nachbarschaft den Südländern mit drohendem Beispiele vorangingen, Van Buren, der Nordländer, die Stimmen des Südens hat. Aber seitdem hat Van Buren sich dreistlich gegen die Abschaffung der Sklaverei ausgesprochen und vermocht, daß der Kongreß mit großer Majorität entschieden hat, daß es ihm nicht zustehe, in die Gesetze der einzelnen Staaten über Sklaverei einzuschreiten.

Michel Chevalier.

Spanien.

Der Palast San Ildefonso.

Der Palast San Ildefonso, der Lieblings-Aufenthalt Philipp's V. wurde durch diesen verschönerungssüchtigen und den Sinnengenuß hingegebenen Fürsten sehr verschönert. Ferdinand errichtete hier seinem Vater ein schönes Mausoleum und übertrieb den Palast seiner Steinmutter; aber noch oft pflegt sich der Hof in den heißen Sommer-Monaten nach diesem wild-romantischen Asyl, welches in einem von schneebedeckten Bergen geschützten und nur an der Nordseite offenen Thale liegt. San Ildefonso ist sehr häufigen und plötzlichen Wechseln der Temperatur unterworfen, weshalb Leute von schwachlicher Konstitution oft innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre Kleidung dreimal wechseln müssen.

Das Aeußere der Palastes ist nichts weniger als prächtig zu nennen, obschon die mit Korinthischen Säulen geschmückte Garten-Fronte einen augenehmen Eindruck macht. Von mehreren Königlichen Zimmern hat man eine herrliche Aussicht auf einen großen mit marmornen Vasen und Statuen geschmückten Garten und auf eine Kaskade, die an Pracht der Decorationen und Silber-Reinheit des Wassers ihres gleichen sucht. In geringer Entfernung von da bricht sich ein romantischer Strom durch die Felsen seine Bahn und rollt dann weiter zwischen dichten Gebüschen. Hier pflegte der König dem Vergnügen der Fischjagde manche Stunde zu widmen. Rechts gerecht Ildefonso mehr zur Empfehlung, als die Menge und die Trefflichkeit seines Wassers.

Das Neue, welche dort (Engl.) Bleichen im Umkreis hat und dessen Oberfläche sehr ungleich ist, bietet unendliche Scenen-Wechsel. Jeder der vornehmsten Wege korrespondirt mit einem der benachbarten Berg-Gipfel und erlicht unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die imposantesten Gegenstände. So bekommt man auf dem Wege, der von den großen Façade ausläuft, fünf Fontainen in Geschicht, die, mit herrlichen Gruppen von Statuen geschmückt, über einander emporsteigen, bis zu dem Berg-Gipfel, der das Ganze beherrscht.

Die Wasserkünste von San Ildefonso sind anerkannt vorzüglicher als die von Versailles. Der Stadt, welchen die Gallischen Fontainen aufsenden, ist so klar wie Krystall, und die Sonne bildet in demselben die herrlichsten prismatischen Farben, während der Schaum einzusumber wie der feinste Thau niederfällt. Die Lieblichkeit der Umgebung, der Blumenduft, die murmelnden Wasser und das schöne feuchte Moos der Hymnhöle lassen Dich denke wähnen, Du seyest in die fabelhaften Gärten von Iran versetzt, und eine sanfte Melancholie ergreift Dich, während eine Fülle historischer Erinnerungen in Dir aufsteigt.

Die Natur hat diesen Fleck nicht eben zu einem irdischen Paradiese bestimmt. Der Boden ist dürr, und die Felsen sind an der Oberfläche so kompakt, daß man, um hier Bäume pflanzen zu können, mit Schießpulver viereckige Gruben sprengen mußte, die alsdann mit Erde ausgefüllt wurden. (Landscape Annual.)

Mannigfaltiges.

— Englische Karrikaturen. Durch die große Lustreise der Herren Green, Holland und Mont Mason, die am 7. November in London anfingen und am folgenden Tage nach einer 19stündigen Fahrt über das Meer und die Niederlande hinweg glücklich in Deutschland (zu Weilburg im Nassauischen) angelangt sind, ist natürlich die Aufmerksamkeit des Englischen Publikums von neuem auf die großartige Erfindung Montgolfier's gelenkt worden. Einen Beweis davon giebt unter Anderem auch der Artikel „zur Geschichte der Luftballone", der beiden letzten Nummern unseres „Magazins" nach Englischen Quellen mitgetheilt, und einen anderen können wir in einer so eben in London erschienenen politischen Karrikatur finden. Diese stellt Herrn O'Connell aufgeblasen zu einem Riesen-Luftballon, dar, der in seiner Gondel die sämmtlichen Englischen Minister trägt. Die Maschine bedeutet schon einen Riß (rent), Aufstellung auf O'Connell's Rente, die ihm bekanntlich in den Augen der Engländer sehr schaden, und in Folge dessen stürzt die ganze Gesellschaft herab, die, je nach der Stellung, die Jeder dabei einnimmt, eine seltsame Figur spielt.

— George Colman. Der Verfasser des „Jolle und-Jarke", eines Dramas, das im Jahre 1787 in London zuerst auf die Bühne kam und seitdem mit unvermindertem Beifall immer von neuem gegeben werden, ist vor einigen Tagen im 73sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Here George Colman, der außerdem noch eine Menge minder bekannter Theaterstücke geschrieben, bekleidete zuletzt das Amt eines Theater-Censors (Licenser of plays), welches vom Lord-Oberkammerherrn ressortirt und das dieser jetzt dem Herrn Charles Kemble übertragen hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Freitag den 18. November 1836.

Spanien.

Ein Amerikaner in Spanien.

Herr Ridell, ein junger Offizier von der Marine der Vereinigten Staaten, gab vor einigen Jahren unter dem Titel „Ein Jahr in Spanien", die Beobachtungen heraus, die er während seines Aufenthalts zuweilen der Provinzen gesammelt hatte. Die Spanischen Behörden wollten zu diesem Buche Verunglimpfungen der Königl. Familie, der Gesetze und Verfassung des Landes finden: es wurde auf Spanischem Boden konfiszirt, und seinem Verfasser bedeutete man, daß er über die Gränze geführt werden sollte, wenn er sich noch einmal in Spanien blicken ließe.

Diesem scharfen Berichte zum Trotz, kam Herr Ridell im Januar 1834 nach Bayonne, um sich von dort aus direkt nach Madrid zu begeben. Die seit seiner ersten Reise stattgehabten Umwälzungen und der ausbrechende Bürgerkrieg trieben unseren Reisenden hoffen, daß die Behörde wohl kaum Zeit haben dürfte, die Schritte eines obskuren Individuums zu beobachten. Wenn aber diese Umstände das Projekt des Verfassers in einer Hinsicht begünstigten, so waren sie ihm in der anderen nachtheilig. Seitdem die Feindseligkeiten in Navarra und den Baskischen Provinzen begonnen hatten, hatten die Postknechte ihren Dienst nicht mehr, und die Insurgenten waren eifrig bemüht, alle Communication abzuschneiden, durch die man in Madrid von ihren Bewegungen Kunde erhalten konnte. Herr Ridell hielt jedoch seinen Vorsatz treu: nachdem er die nothwendigen Erkundigungen eingezogen hatte, überließ er sich der Leitung eines Maulthiertreibers, der ein ehrlicher Mann war und das Vertrauen des ersten Kaufleute von Bayonne besaß. Kurzum Sylveti (so hieß der Mann) machte sich verbindlich, den Reisenden gesund und wohlbehalten die Pamplona zu bringen, ihm zwei Maulesel — den einen für seine Person, den anderen für sein Gepäck — zu liefern und auf dem ganzen Wege für Kost und Unterkommen seines Schutzbefohlenen zu sorgen. Die nachstehenden Auszüge entnehmen wir, dem vor ein paar Monaten gedruckten neuen Werke des Herrn Ridell, welches er „Spain revisited" (das wiederbesuchte Spanien) betitelt hat.

In Begleitung noch anderer Maulthiertreiber machten sich unsere Reisenden auf den Weg durch die Pyrenäen: sie passirten die Sadde Ustaritz, Auga, das Baskenthal und das Thal der Bidassoa, ohne auf andere Hindernisse zu stoßen, als diejenigen, die ihnen Regen, Kälte und Wind in den Weg legten. Der Wind weht in dieser Gebirgsregion oft so ungestüm, daß die Maulthiere eine Zeitlang gar nicht vorwärts können. Dann und wann begegneten ihnen zwar kleine Karlistenbanden, aber die Maulthiertreiber gehörten selbst dieser Partei an, und so ging Alles in der Güte ab. Lassen wir Herrn Ridell selbst einige Beobachtungen mittheilen, deren Gegenstand uns Führer war.

„Ich hatte oft Gelegenheit, zu bemerken, wie ernste Sylveti für seine Maulthiere sorgte und mit welcher Mühe er sie behandelte. Ihre Fütterung schien ihm sehr am Herzen zu liegen; jeden Abend schlief er selbst oder sein Bruder im Stalle, auch waren Sättel und Zaumzeug in vollkommen gutem Stande und verschwenderischer mit Troddeln und Fransen geziert, als an den Thieren der übrigen Treiber. Die Maulesel waren gut gestriegelt und zeigten keine jener boshaften Launen, die eine Folge schlechter Behandlung sind. Ein zufälliger Umstand lehrte mich aber meinen Sylveti auch von seiner unliebenswürdigen Seite kennen. Als wir dem berühmten Engpaß Velate uns näherten, war ich mit Sylveti ganz allein; denn sein Bruder hatte mit den anderen Maulthiertreibern einen Boxerzug gewonnen. Ein Blick auf meine Bagage, welche das von Sylveti gerittene Maulthier trug, zeigte mir, daß mein Vorgesetzter Schreibzeug, Papier und Bücher durch Regen etc. mit größter Gefahrlosigkeit. Sylveti behauptete Anfangs, dies sey unmöglich; doch stieg er ab, um die Sache zu untersuchen, und erkannte nun, daß sein Maulthier dadurch, daß es am Boden sich wälzte, den Schaden angerichtet haben müsse. Anfangs wurde Sylveti bleich und verstummte wohl eine Minute lang, dann packte er plötzlich einen gewaltigen Stein, schrie mit fürchterlicher Stimme: „que viola el demonio" (beim leibhaftigen Satan!) und schlug sein Maulthier mit dem Steine auf den Kopf. Dieser ersten Ovrfeige folgte noch ein Hagel von Verwünschungen und Steinwürfen, alle gegen Kopf und Augen des Thieres gerichtet, das, von der linken Faust des Leibers festgehalten, seinem Schicksal nicht entgehen konnte, eine wahrhaft grauenvolle Szene in dieser wilden und bis dahin idyllischen Gegend, deren Echo sogar die Felsen eines Nachbarn wiederhallte. Diese Szene war jedoch so charakteristisch, so echt Spanisch, daß ich, da meine Fäuste doch vergebens gewesen wäre, dem Ende der Krisis in Geduld entgegen sah. Endlich besiegte Sylveti das Thier wieder, aber sein Gemüthszustand kehrte nur langsam zurück, und noch lange hatte der Maulesel von dem Sturme zu leiden, der in der Seele seines Herrn tobte. Dessenungeachtet besaß dieser Mann ein sanftes Temperament, allein er wäre kein Spanier gewesen, wenn er nicht auch bisweilen als Sklave seines Zorns sich gezeigt hätte. Sein Verdruß, um einer so geringen Ursache willen, gab mir ausgereten einen Beweis davon, wie sehr einem Spanischen Maulthiertreiber die Erhaltung der ihm anvertrauten Personen und Effekten am Herzen liegt."

„Das Haus des Sylveti, das uns in dieser Nacht beherbergen sollte, gehörte zu einem sehr kleinen Dorfe, welches eine vortreffliche Lage zum Contrebandiren hat. Eben hatten wir, von der geraden Straße nach Pamplona einen Abstecher machend, auf einer alten Brücke die Arga passirt, als unsere Maulthiere vor einem massiven Gebäude anhielten, dessen doppelte Thüre man bald öffnete. Ein junger Schäfer, der ausgehäbe wie seine Heerde gekleidet war — denn er steckte in Schafsfellen, mit der Wolle nach außen gekehrt — erschien mit einer Lampe in der Hand, und ein ungeheurer Pyrenäischer Hund sprang liebkosend an dem jüngeren Sylveti empor, während unser ermüdeter Maulesel ihrem Stallen zuwandelten."

„Wir ritten in einen großen Schuppen, der hinter seinen dicken Mauern dem Wirth und dem Ertrage des bedeutenden Pachtgutes sicheren Schutz gewährte. Alles hatte hier seinen bestimmten Platz; an der einen Seite war eine Hürde für zweihundert Schafe; an der anderen ein Stall für die Maulesel; hier lag eine große Quantität Winterholz aufgeschichtet, dort ein Vorrath von Blättern zur Polstung. In der Nähe der Thüre, wo mein Maulthier stehen geblieben war, streckten drei Köpfe über großen Köpfe über die Krippe weg und schienen uns neugierig zu betrachten. Alle diese Gegenstände und die malerische Figur des Hirten dazu riefen mir einige Gemälde Murillo's, welche die Weihnachts-Krippe darstellen, so lebhaft ins Gedächtniß, daß ich ein Paar Augenblicke nahe daran war, mich für einen der drei Weisen des Morgenlandes zu halten, die dem göttlichen Kinde huldigten. Was die heilige Jungfrau betrifft, so erschien mir diese bald nachher im oberen Stock: es war Sylveti's Weib, eine junge und schöne Spanierin, die ihren Säugling in den Armen hielt."

„Bald kam Sylveti, der sich eine Weile entfernt hatte, in der Hausbekleidung eines Hidalgo wieder; er trug Schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe und eine Flauellweste. Seine Kinder klopften um ihn herum. Sylveti bat mir von meinem Maulesel auf dem ich bisher nahe angesessen war, und führte mich eine Treppe hoch zum Kamin der Küche, wo ein lustiges Feuer unserer wartete. Dieses zweite Gemach, eben so geräumig wie der Schuppen, enthielt außer der Küche auch die Schlafstellen der Familie und eine Art Werkstatt mit vielem Handwerkszeuge. Man bewirthete uns zuerst mit Chokolade und dann mit einem guten Abendessen, das aus Suppe, Eiern, Salat, einem Kaninchen als Ragout, gebratenen Tauben und dem gewöhnlichen Nachtisch bestand."

„Am frühen Morgen erhob ich mich von einem sehr erquickenden Schlafe und ging wieder in die Küche, wo die Familie meines Wirthes bereits versammelt war. Sylveti kleidete eben das eine seiner Kinder an, während die anderen kleinen Wesen, halbnackt und ihre Kleidungen in den Händen haltend, um dieselbe ungewohnte Gunst inständig flehten. Alle Kleidungsstücke dieser Kinder waren sehr reinlich. Wohin ich nur meine Blicke warf, sah ich Vorzüge von jener Art in schöner Ordnung aufgespeichert; es herrschte hier großer ländlicher Wohlstand, ja selbst eine Art von Comfort. Alles dies verdankte man der unermüdeten Sorgfalt der Industrie Sylveti's, dem Vertrauen, das seine unbescholtene Redlichkeit ihm erworben hatte, und der Leichtigkeit, mit der bedeutende Arbeiten eines rüstigen Schreibhandels. Die Lage dieses Mannes wäre beneidenswerth zu nennen gewesen, hätte er sein Glück nicht mit so vielen Gefahren und Mühseligkeiten erkaufen müssen. Er sagte mir jedoch, er hoffe die Zuhrmanns-Expeditionen bald ganz seinem Bruder anvertrauen zu können. „Und wie dies", fragte ich ihn, „gehen Sie Ihrem Bruder jährlich für diese Dienste?" — „„Nichts"" — antwortete er; „„mein Bruder lebt mit und und lebt mit mir; sobald er aber heirathen will, werde ich ihm eine Aussteuer geben.""

Nachdem Herr Ridell die patriarchalische Wohnung seines Führers verlassen hatte, passirte er, immer noch unter der Leitung der Brüder Sylveti, das Thal der Arga und die kleine Stadt Villalba. Endlich bekamen sie die Hauptstadt Navarra's zu Gesichte. Pamplona ist auf einer kleinen Ebene, die rings von Bergen amphitheatralisch eingeschlossen ist, erbaut.

Digitized by Google

„Als wir der Stadt uns näherten, erblickten wir einige Hundert schrecklich gekleidete Soldaten, die am Ufer der Straße mit langen Büchsen herumschlenderten. Diese waren die Schützen des Königs von der Partei der Rebellen, die ich, seitdem ich Spanien betreten, zu Gesicht bekam. Auch über ging Alles ohne Feindseligkeit von Statten; denn unsere Lungen Mauthbeamtenreiter hatten ihre Karlistische Gesinnung schon beim ersten Erblicken der Thürme Pamplona's abgelegt."

„Bald umringten uns schmutzige Polizei- und Accise-Beamten in abgeschabten Röcken und Hüten von Wachsleinwand, mit Papier-Cigarren im Munde und Feuerzeug in der Hand. Sie kannte diese Herren schon genug, um zu wissen, daß die Verbrüderung einiger Stücke Geldes immer Eingang in ihren Herzen fand; ich machte Gebrauch davon, und bald konnte unsere Karawane ohne Schwierigkeit in eine Spanische Stadt einziehen, die, wie alle Städte der Halbinsel, mit einem viereckigen Platze, mit Kolonnaden und zahlreichen Fontainen geschmückt ist. Die Straßen von Pamplona sind nun meistens Gruben, die Häuser hoch und wohlgebaut, die Fenster in ersten Stock vergittert und Balkone vorüber. Der in Ehren verwandten Gregorianer-Hemd, dem Bedürfniß und der Neigung des Reisenden die elendeste Anwahl einheimischer Manufaktur-Artikel, welche seit der Maurischen Periode keine Fortschritte gemacht zu haben scheinen. Thürangeln und Schlösser von grotesken Formen, altertümlichste Pergament-Bände, kleine gewölbte Thüren, wenig Eisen, in Schlössern und Messing-Beschlägen, Kleider, die in allen Farben des Regenbogens schillern, schlechte Reitergewehre, und hin und wieder ein kupfernes Becken mit einer Lanzette — alle diese Ausbeute-Artikel zeigten dem Kaufsuchtigen, was für Waaren er bekommen, oder was für Dienste man ihm leisten konnte. Eine plump gemalte Inschrift: „Almacen de tacaos generos" (Niederlage von allerlei Waaren), prangte über einem großen Laden, der für Fächer von feinerem Geschmack verschiedene Sorten gestreifter Baumwollen-zeuge, Seidenstoffe und denalle Fächer enthielt, auf welchen letzteren die Liebesbande Mars's oder Mabet Ariel's dargestellt waren. Solche Verfeinerungen dankt man der Contrebande."

„Unter den Arkaden, die um den Hauptplatz laufen, sah ich Gruppen von Bettlern, Andere gehen bald nackt und bloß, bald förmlich schwindsüchtig. Ihre langen Bärte machen die blassen und eingefallenen Gesichter noch schreckhafter. Ihr trauriger Zustand hinderte diese Elenden nicht, mit den Bauern, denen sie begegneten, sehr aufgeräumt zu sprechen und an die vorübergehenden Frauen gemeine Scherze zu adressiren. Noch muß ich eurer interessanten Sitte gedenken, die mir anderwärts nicht vorgekommen ist: an der Seite des Einganges mehrerer Häuser, vor den Fenstern einiger reichen Häuser, sieht man Gerüste, ein feines und frisch geschlachtetes Schwein, das man vermittelst eines Hakens an die Mauer befestigt hatte. Die Hinterdeine waren, wie zum Sprunge, nach Oben gebogen und der Schwanz aufgerollt. Silberli singe mir, diese Thiere müßten in der beschriebenen Position die Einwirkung der Sonne empfangen, bevor man sie einsalzte und räucherte; offenbar das Resultate von der Meinung, daß dieß so gut in den innern Höfen der Gebäude von Statten gehen. Ich für meinen Theil argwöhne, daß die Herren mit einer so bizarren Ausstellung ihre Reichthum bestreiben wollen; auch stand ein Kreis von Bewunderern und Rentern um jedes dieser Schweine, während der glückliche Besitzer, auf seinem Balkon gelehnt, an den lobenden Bemerkungen des armen Gesindels sich weidete."

Nachdem Herr Ridell einen Tag in Pampelona verweilt hatte, nahm er Abschied von Sylveri und reiste in Begleitung eines jungen Kärnaers, der Ramon hieß, weiter. Dieser, ein deterministischer Trunkenbold, aber ein sicherer Führer, bekannte sich zur Sache des Don Carlos und hatte im Nordhall durch einen Schwur bekräftigt, daß unser Reisender dieselben politischen Gesinnungen hegte. Am Abend kehrten sie in einer Wirthshause ein, das Venta del Pollo (Wirthshaus zum Huhn) benannt war.

„Mehrere Mauthbeamtenreiter waren mit dem Wirthe, der Wirthin und der Magd um das Küchenfeuer versammelt. Die Unterhaltung fiel auf Räubereien und Nordthaten, bei welcher Gelegenheit man sogleich schreckliche Geschichte erzählte, die vor mehreren Jahren in demselben Hause sich zugetragen hatte. Ein Bauer, der mit seiner Tochter von dem Jahrmarkt in Tafalla kam, sah die letztere, sehr ermüdet war, in der Venta del Pollo, um daselbst zu übernachten; er vertraute sie der Obhut, das er für eine verkaufte Kuh eingenommen hatte, und machte sich dann allein auf den Weg nach Hause. Seine Tochter sollte ihm des anderen Tages nachkommen. In einiger Entfernung von dem Wirthshause wird der Bauer von einem abgelegenen Orte von zwei Räubern angehalten, die ihn auf dem Jahrmarkte ausspionirt hatten, er gleich ihnen das wenige Geld, das er bei sich hatte, theilte sie seines Lebens zu schonen. Die Räuber, während ihrer feine scheinbare Mäßigung, ihnen die Summe auszuliefern, auf welche sie gerechnet, erwarteten ihn mit ihren Messern, durchsuchten seine Taschen und — fanden nichts. Jetzt kommen sie auf den Gedanken, das Geld müsse wohl unter der Obhut seiner Tochter im Wirthshause geblieben sein. Die damaligen Wirthsleute der Venta del Pollo standen seit mehreren Jahren in geheimem Einverständniß mit diesen Räubern, und Beide gingen daher straks nach der Venta. Das Mädchen, welches bereits im Bette lag, verjammt durch den dünnen Fußboden ihrer Kammer ein gedämmtes Flüstern unten in der Küche; sie leidt diesem Gespräche erschrecken das Ohr und hört, wie eine gedämpfte Mannesstimme die Ermordung ihres Vaters erzählt und verschiedene Mittel vorschlägt, wie man die Tochter aus der Welt schaffen und des Geldes habhaft werden könne. Dann unterscheidet sie die Stimme der Wirthin, welche sie ermahnt, ihren großen Ofen zu heizen, und den Körper des Mädchens hineinzuwerfen, damit keine Spur von dem Verbrechen übrig bleibe."

„Das Mädchen besann sich seinen Augenblick länger; sie lief eilig und leise zum Fenster, öffnete ohne Lärm und sprang hinaus. Der eine Stock war so hoch von der Erde, daß die Unglückliche sich beim Niederfallen einen Fuß verrenkte und fast unter Stande war, zu gehen. Allein die Todesangst gab ihr Muth; sie schleppte sich unter großen Schmerzen bis zu dem nächsten Dorfe, wo sie Anzeige, dessen Polizei Behörde alsbald nach der Venta eilte, wo sie die Räuber noch vorfand. Die Wirthin schürte eben in ihrem Ofen ihn gewaltiges Feuer, das so spät in der Nacht seinen unschuldigen Zweck haben konnte. Der Körper des Bauern wurde an der Stelle gefunden, wo die Räuber ihn verscharrt hatten. Da sämmtliche Insassen sich des begangenen wie die des projektirten Verbrechens gestanden, so verurtheilte man die Schuldigen zum Tode, theile zu vierjähriger Zwangsarbeit."

Von der Aragonischen Landschaft macht unser Verfasser eine sehr anziehende Schilderung.

„Als wir uns dem Kanale von Aragonien näherten, wechselte die Scene um uns her mit einer fast magischen Schnelligkeit; sich erkannte auf jedem Schritte die Macht der Industrie, welche eine öffere und wenigere Landschaft in herrliche und fruchtbare Gefilde verwandelt hat. Unser Auge ruhte nach allen Seiten hin auf Getraide-Feldern, Weinreben- und Oliven-Pflanzungen. Der Kanal hat eine Länge von 63 (Engl.) Meilen. Durch seine Anlegung wollte man die Schwierigkeiten der Beschiffung des Ebro überwinden und zugleich einen Theil des Bodens von Aragonien urbar machen. Er beginnt bei Tudela und erstreckt sich bis über Saragossa hinaus; man kann ihn auf dem Wasser mit dem Ebro. Seine Tiefe beträgt an der Oberfläche 70 Fuß; die Breite 12 Fuß. Dies schöne Werk zeigt in seiner ganzen Ausdehnung jene Großartigkeit des Entwurfs und jene Vollkommenheit in der Ausführung, welche man überhaupt an Werken ähnlicher Art in Spanien bewundert. Seit der Eröffnung dieses Kanals hat der Ebro des Landes aufgetrocknitz zugenommen; mehr als eine Million Bäume sind an seinen Ufern gepflanzt worden, und Tausende von Morgen, die sonst, durch abgeleitete Wasser beschuchtet, haben Menschen und Vieh eine Subsistenz-Mittel geboten."

Der Schilderung, die Herr Ridell von seinem Aufenthalt in Saragossa giebt, entnehmen wir folgende interessante Details:

„Von der Kirche Nuestra Señora del Pilar begab ich mich nach der Torre Nueva (dem Neuen Thurme). Auf dem Wege dahin begegnete mir ein Wagen, der mit Bänken und Tischen zu der feierlichen Ziehung einer Lotterie anfündigte. Der Gegenstand dieser Ziehung war nichts Geringeres als — ein fettes Schwein. Der Wunde der Alles auf, um den unvergleichlichen Werth des schönsten Schweines zu schätzen, dem Aragonien seit langer Zeit sein Dasseyn gegeben, und das jetzt am einen Spottpreis zu gewinnen sey. Der Führer des Wagens war ein Mann von der Art, die Ihre und Ihren Lesern wahrhaftige Geberden und Reden sehr gut zu seinem Kostüm rechnet: er trug nämlich eine gelbe reich gestickte wollene Decke wie einen Shawl über den Schultern, und seinen Kopf schmückte ein abgeschabter Studentenhut mit alten Schiefern, dessen Besitz ihn ganz besonders glücklich zu machen schien. Beiden Seiten dieses seltsamen Triumphwagens saßen zwei Trupp bald von bewaffneten Soldaten, ihre Pauke, die Trommeln das Lieben und einige Tage fristen konnten, für die lachende Aussicht auf ein fettes Schwein dinzugeben."

„Die Torre Nueva ist von merkwürdigem Bau und außerordentlicher Höhe; sie neigt sich etwas nach einer Seite, was man vielleicht einem partiellen Einsinken des Bodens zuzuschreiben hat. Der ganze Thurm ist von Ziegelsteinen erbaut, und im Innern führt eine sehr bequeme Treppe bis zum Gipfel. Man soll bei dem Thurm reiten und fahren können."

„Hat man die erstaunliche Höhe dieser Gebäude und seine eigenthümliche Architektur bewundert, so kommt Einem die Besuchung, sich zu fragen, zu welchem Zweck es wohl errichtet sey. Die Torre Nueva steht nämlich in bedeutender Entfernung von den Kirchen und Kirchen der übrigen Pfarr-Kirchen. Um den ist diese Frage abgethan, antworten wir, man habe den Thurm aber Zweifel gebaut, um den Landbewohnern in der Umgebung Saragossa's die Stunden anzuzeigen. Ich weiß nicht, ob der Mann Recht hat, kann aber so viel bezeugen, daß die angebene Glocke dieses Thurms einen beträndenden Ton macht, den man in ansehnlicher Entfernung hören muß."

„Die Aussicht, deren ich von diesem Thurme genoß, war schön und imposant. Von dem einsamen Gipfel desselben sah man in ihrer ganzen Glanze, und obgleich wir mitten im Januar uns befanden, so hatte die Hitze doch fast etwas Drückendes. Die vollkommene Durchsichtigkeit der Luft ließ mich die entferntesten Gegenstände deutlich unterscheiden; die Berge Navarra's, welche den Horizont im Norden begränzen, lagen überraschend nahe, und ihre wahre Distanz konnte nur, wenn man die Entfernung eines nähern Höhenzugs, welcher das Thal des Ebro bildet, vergleicht, mit einiger Sicherheit berechnet werden. An der entgegengesetzten Seite entdeckten sich die Berge Kastiliens, welche das innere Hoch-Plateau der Halbinsel einschließen, meinen Blicken über alle ragte der Moncayo hervor, dessen schneeiges Haupt das ganze Land beherrscht."

„Nach dem Diner machte ich einen neuen Spaziergang durch die Stadt und besuchte das Amphitheater der Stiergefechte, an der linken Ufer ein Volks-Festtag zum Besten der Armen gegeben wurde. Die Honoratioren versammelten sich zu den nämlichen Zweck im Saale des Schauspielhauses. In der Straße, die nach dem Amphitheater führte, stand ein Piquet Kavallerie zu Aufrechthaltung der Ordnung; und unter den diesen uniformirten Leuten gewahrte man eine Anzahl bärtiger Mönche in Kapuzen, die Ball-Billete verkauften. Ein ungeheurer

Digitized by Google

Schwärm von Menschen drängte sich an der Pforte; und doch war das Amphitheater, welches 12,000 stehende Personen fassen kann, schon voll. Die Fechtkunst auf den Galerieen, der respektable Theil des Versammlung, trugen sich alle ein gewöhnliches Kostüm, und Einige waren maskirt. Das dienstthuende Militair nahm eine drohende und gewaffnenmachen defensive Stellung ein, wo es sich im Falle der Noth gegen den Volksandrang vertheidigen konnte. Mitten in der Arena, auf einem Gerüste, stand die musikalische Musik und spielte reizende Walzer und Contretänze, während ein dicht gedrängter Haufe von Matrosen und Dockarbeitern sich in wilden Verschlingungen über das Feld, wechselte auf Kosten der Gesundheit mit ihren Füßen auf einander losgefochten. Einige hatten sogar (wie weiland der Janitscharen-Orden) die Höflichkeit, mit Löffeln, mit denen sie die Suppe verzehren, welche an den Pforten der Klöster als Almosen vertheilt wird, an ihre Hüte gesteckt, und zwar mit der Lakonischen Inschrift „omnia meorum porto.“

Es verlief sich Jungbluthetzer weg Verwunderung des schönen Klima's, welches derglechen Veranstaltungen mitten im Winter unter freiem Himmel erlaubt.“

England.

Die Parlaments-Berichterstatter der Englischen Zeitungen.

(Schluß.)

Vor ungefähr fünfundvierzig Jahren, als über die Englischen Arbeiter verhandelt wurde, war die Debatte eines Abends überaus matt, und Hans Stanley, der eben vor kurzem aus Tipperary gekommen war, sagte zu dem einzigen Berichterstatter, der sich außer ihm noch auf der Gallerie befand, er sey sehr schläfrig und möchte wohl ein bischen nicken, wenn dieser so gut seyn wolle, ihn nach dem Erwachen Alles mitzutheilen, was etwa unterdessen vorgefallen wäre. Der Andere willigte ein, und im nächsten Augenblicke rollte Hans schon in Gen Morpheus Armen. Es verstrich eine Stunde, da Hansen Hans, nachdem er ein bischen Ruhe und gegähnt, wieder die Augen.

„Ist etwas Neues?“ war die erste Frage, die er an seinen Zunnd richtete. „Allerdings“, sagte der Andere, der Morgan O'Sullivan hieß. „Alle wirklich, daß sich das Wetter!“ rief Hans und streckte die Ohren voller Erwartung, was es wohl sein würde. „„Ja, sie, Hans, und etwas sehr Wichtiges.““ „Herr Jesus, warum thun Sie es mir nicht lieber gleich sagen? Was gab es denn?“ „„Von der Vortrefflichkeit der Irländischen Kartoffel war die Rede, Hans.““ „Von der Irländischen Kartoffel sagen Sie, Morgan?“ „„Von der Irländischen Kartoffel; es war eine glänzende Rede.““ „Donnerwetter, warum sagen Sie es mir denn nicht?“ „„Ich will es Ihnen aus meinem Notizbuch vorlesen, lieber Hans, und Sie können nachschreiben, während ich lese.“ sagte Morgan. „O, ich bin allemal der Mann, der Sie heißt, Alles nachschreiben, was Sie über Kartoffeln und äußern Knollen sagt. Sind Sie bereit?“ „„Ganz bereit““, erwiderte Morgan. „Nun wohl“, sagte Hans mit einer Lebhaftigkeit, die seltsam gegen seine vorige Schlafsucht abstach; „nun denn, Morgan, mein Lieber.“

Morgan that, als ließ er aus seinem Konzept, und begann folgendermaßen: „„Das ehrenwerthe Mitglied sagte, daß, wenn““ — „Ach, bitte, erlauben Sie mir, das ehrenwerthe Mitglied, „„er war das ehrenwerthe Mitglied?““ Morgan steckte einen Augenblick, dann versetzte er: „„Ja, das ehrenwerthe Mitglied, sehr Herr Wilberforce.““ „Herr Wilberforce! O! Nun schön.“ Morgan fuhr fort: „„Herr Wilberforce sagte, es habe ihm stets außer Zweifel gescheinen, daß der Hauptgrund, warum die Irländischen Arbeiter im Ganzen so viel stärker wären, und so viel mehr Thierische Kraft besäßen, gegen Einen, als die Englischen, in den vortrefflichen Eigenschaften ihrer Kartoffel liege, und er““ — „Morgan, bester Mann“, jauchzte Hans bei Nennung der Irländischen Kartoffel, und sein Auge strahlte von Entzücken, wie er sprach, „Morgan, bester Mann, das ist so wichtig, daß wir es in der ersten Person geben müssen.“ „„Meinen Sie?““ sagte Morgan. „Ja, gewiß, und ich will es gleich thun“, antwortete Hans. „Sehr wohl““, versetzte die Andere, „„ersetzen Sie folgendermaßen wieder anstatt: „„Und ich zweifle nicht, sehr Herr Wilberforce fort, daß, wäre es mein Loos gewesen, in Irland geboren und kultivirt —““ „Sagte das ehrenwerthe Mitglied kultivirt?“ fiel Hans enthusiastisch ein, indem er offenbar bei dem Wort an die Kultivirung der Kartoffel in seinem „„heben gesegneten Vaterlande“ dachte. „„Er sagte kultivirt““, antwortete der Andere und fuhr fort: „„Wäre es mein Loos gewesen, in Irland geboren und kultivirt zu werden, wo meine Nahrung hauptsächlich in Kartoffeln bestanden hätte, dieser nahrhaftesten und gesundesten Wurzel, so würde ich nicht das arme, gebrechliche, eingeschrumpfte und verdutzte Geschöpf seyn, welches Sie, Sir und ehrenwerthe Herren, hier vor sich sehen*), sondern ein großer, strammer, athletischer Mann und tüchtig, eine ungeheure Last zu tragen.““

Hier schaute Hans Jannarth seinem Freunde bedeutungsvoll ins Antlitz und bemerkte: „Meiner Treu, Morgan, das nenne ich wahre Beredsamkeit! Nun weiter!“ „„Ich halte diese Knolle für unschätzbar, und ein Mann, der sie zuerst in Irland kultivirte, betrachte ich als einen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Und wenn entschiedene Meinung ist, daß die nächst obere eine so robuste Klasse von Arbeitern, wie die Irländer, in England haben werden, daß wir so viel Kartoffeln essen, und alle unsere Arbeiter damit nähren zu können, (John) dörf' nur hören, was meinen Worten des Hauses.“ „„Nun, der Schluß, das schlägt alles Andere zu Boden“, sagte Hans, als er zu Ende geschrieben hatte. „„Das ist die lauterste Philosophie. Und die anderen Mitglieder riefen: Hört, hört!““ vorlas Morgan.

Eine Viertelstunde darauf vertrage sich das Haus. Morgan begab sich gestadewegs in das Büreau der Zeitung, bei der er beschäftigt war, Hans aber, in wahrer Verzückung über das Loos, welches er auf der Vertrefflichkeit der Kartoffeln „Adit Irlande“ hatte äußern hören, rannte in nächstbester Hast nach einem Gasthause, wo die Berichterstatter, die für die anderen Morgenblätter auf ihren Posten hätten sein sollen, versammelt waren*). Er las ihnen sein Manuskript vor, er schrieben es wörtlich ab, und so sie gerade nicht in dem gezwungenen Zustande waren, um krankhaften Demüthen zu können, ob Herr Wilberforce wohl eine solche Rede gehalten haben könnte, so eilten sie noch ihren verschiedenen Redaktionen und Dünkhöfen den Denkern ihre Abschriften ein. Am nächsten Morgen erschien die Rede in allen Zeitungen, die einzigst ausgenommen, an welche Herr Morgan O'Sullivan arbeitete. Man kann sich denken, was sie ein Aufsehen und Erstaunen dies in der Stadt erregte. Wäre die Rede nur in einer oder zu ein paar Zeitungen erschienen, so würden sich nur wenige Leute gefragt haben, daß sie ihrer Wahrheit weil

alle Straßen und Plätze, die dazwischen drin und der laufen. Die verschiedenen Pflanzenbedeutungen des Bodens suchen durch mancherlei Farben und wirksame Nüancen gegen einander ab, so daß man einen Getreideacker von einem mit Klee bestellten Felde und einen Wald von einem Weinberge auf den ersten Blick durch die Färbung unterscheidet.

Ist man höher als dreihundert Toisen gestiegen, so verkleinern sich alle Gegenstände der Erdoberfläche auffallend, und die Menschen erscheinen wie Insekten. Auch die Atmosphäre wird schon bedeutend dünn. Sind mehrere Personen in der Gondel zusammen, so fängt das Gehen an schwierig, in unbequeme Lagen zu kommen, seinen Empfindungen versunken war, zeigt auf; man fragt noch dem und jenem und theilt sich gegenseitig neue Wahrnehmungen und Empfindungen mit.

Binnen kurzer Zeit hebt sich der Ballon durch seine Steigekraft auf 3 bis 600 Klafter; hier wird die Kälte noch empfindlicher, und man beginnt Ohrenschmerzen zu fühlen. In einer Höhe von 1000 Klaftern ist die Luft schon so dünn, daß sie Schall nicht mehr gehörig trägt, so daß man sich nur durch lautes Schreien seinen Nachbarn verständlich machen kann. Das Wasserstoffgas, welches den Ballon füllt und sich, je höher man aufsteigt, desto stärker ausdehnt, droht zwar den Ballon so sehr aus, daß man eine Klappe oder ein Ventil öffnen muß, um ihm freien Ausgang zu verschaffen.

Bei 2000 Klafter hohe herrschen in der Regel schon eine sternige Kälte; man kann auf der Erde nichts mehr deutlich erkennen; die breiten Straßen sehen wie schmale Fäden und die Flüsse wie ganz schmale helle Streifen aus; der Himmel ist meistens heiter und sehr tief blau. Bei 3000 Toisen Höhe unterscheidet man auf der Erde nichts Einzelnes mehr, sondern nur große Massen; wenn dann die Luft von einem großen Gewitsch, von Kanonenschüssen z. B. erschüttert wird, so ist es, als wenn die Himmelsdecke einen Riß bekäme, und der Ballon wolle herein. Hat man Vögel mitgenommen und läßt sie in dieser Höhe los, so stürzen sie oder steigen nur mit großer Mühe, weil die verdünnte Luft ihren Flügeln keinen Widerhalt mehr gewährt. Befinden man sich 4000 Klafter hoch, — eine Höhe, über welche hinaus nur sehr wenige Menschen es ausdulden mögen, so schwebt man in völliger Einöde und sieht von der Erde nichts mehr; dabei ist die Kälte so scharf, und man befindet sich am ganzen Leibe so übel, daß man eilen muß, herunterzukommen. Der kanteste Ruf verklingt kaum hörbar; kleine Vögel und andere Thiere sterben. Will man in dieser Höhe Beobachtungen anstellen, so muß man eilen; denn der Ballon, der einzige körperliche Gegenstand, den man im unermeßlichen Raume vor Augen hat, läßt das Wasserstoffgas mit solcher Gewalt und Geschwindigkeit entweichen, daß es anschießt, als müßte er gleich in Stücke zerreißen. Die noch tiefern Räume der Atmosphäre verlieren sich in undurchdringliche Finsterniß, man befindet sich wirklich an der Gränze der physischen Natur.

Das schnelle Entweichen des Gases, welches sich noch überdies durch die Kälte verdichtet, bewirkt, daß der Ballon sehr schnell niedersinkt. Allmälig wird die Kälte gelinder, und der Erdboden, welcher uns noch als eine ganz farbenlose Masse darbot, entfaltet nach und nach seine Farben und seine mannigfaltige Verkerrungen. Es ist, als wenn Alles auf ihrer Oberfläche lebendig würde und hervorsprosste. Die Bäume erscheinen Anfangs als niedere Pflänzchen und wachsen vor unseren Augen. Allmälig tauchen die Wiesen, die Wälder, die Höfen und Städte aus dem früh entwirrenden Chaos hervor. Bald kann man auch einzelne Thiere und Menschen unterscheiden, und endlich kommt der Augenblick, wo der Ballon auf den Boden anlangt. ...

Der gelöste Aeronaut kann diesen Augenblick durch geschickte Benutzung des eingenommenen Ballastes nach Belieben verzögern, noch bedeutende Strecken in ziemlicher Höhe zurücklegen und über den Baumgipfeln umherflattern. Einen ganz besondern Anblick gewährt der Schrecken und die Furcht, in die das Weib auf dem Felde über die Erscheinung gerath. Es schreit und rennt vor den unbekannten Wesen, deffen Gestalt ihm Angst einjagt, schleunig die Flucht.

Durch dasselbe Hülfsmittel kann der Luftschiffer sich von neuem zu bedeutender Höhe emporheben. Wenn das Glück ihn begünstige und ihm während seiner Fahrt den Anblick eines Gewitters gewährt, so sieht er zu seinen Füßen das geschäftige und wunderbarste Schauspiel sich entwickeln, von dem kein Sterblicher sonst eine Vorstellung hat. Der Wind, die Figur und die Massenbewegung der Wolken und der unterdrückten Bewegungen, welche in dieser Masse vorgehen, sind wohl gewagt, den Menschen, der sich diesem Alles ganz ersten Mal entgegenwagt, in Staunen und Ehrfurcht und fogar in einige Angst zu versetzen.

Seitdem im Jahre 1783 der Luftballon durch die Gebrüder Montgolfier erfunden worden, hat man wohl tausend Versuche mit ihm unter den mannigfaltigsten Verhältnissen in Frankreich angestellt. Mancher Aeronaut hat mehr als hundert Luftfahrten unternommen; sehr viele haben sich im Fallschirm herumgetrieben. Im Ganzen ist die Anzahl des Aeronauten, wenn sie nur mit Geschick und mit der nöthigen Kenntniß betrieben wird, so wenig mit Gefahr verbunden, daß in einer Zeit von mehr als 50 Jahren nur neun Personen bei dergleichen Unternehmungen ein unglückliches Ende genommen haben; und es läßt sich überdies nachweisen, daß jedes Mal Unvorsichtigkeit, Mangel an Sorgfalt oder Zufälle und unglücklich zusammentreffende Umstände, die außer menschlichen Wollen und Berechnen lagen, an dergleichen Unfällen Schuld gewesen sind. Wir wollen hier die Namen der neun unglücklichen Opfer ausführen. Gleich der Erste ist Pilatre de Rozier, bündig bekannt und berühmt.

Nach ihm fand der Graf Zambeccari, den Kopfebue lieber und des wunderte, bei einem äußerst gefährlichen Experimente der Art den Tod, ohne Frucht für die Wissenschaft. Am 25. November 1802 kam Olivari zu Orleans um. Blomment's letzte Fahrt geschah zu Lille am 7. April 1803. Dieser Aeronaut beseitigte an seinem Ballon keine Gondel, sondern ein bloßes Brett, auf welchem er aufrecht stand. Er hatte dies bereits mehrere Male gethan. John Pinnarn, noch der Letzte dieser Reihe, war ein Tischler, welcher es unternommen, im Fallschirm herab. Man vermuthet, daß der Ballon dadurch an Schwere verlor, zu schwanken anfing, und daß Moment dadurch außer Gleichgewicht kam und stürzte. Man fand ihn im Stadtgraben von Lille wieder, halb in Sand und Schlamm vergraben.

Blanchard, ein Deutscher, hatte zahlreiche und glückliche Luftfahrten ausgeführt, sein Ballon zu Mannheim am 17. Juli 1812 in der Luft in Brand gerieth; er stürzte auf die äußersten Häuser der Stadt hinab und blieb todt.

Auf ähnliche Weise, durch das Feuer nämlich, kam Madame Blanchard um, und wir haben an ihrem Unglück, das in der neuesten Zeit vorfiel, ein warnendes Beispiel, wie gefährlich es ist, das Wasserstoffgas, den allerbrennbarsten Stoff zu nennen, in allzu nahe Berührung mit dem Feuer zu bringen. Madame Blanchard hatte den Falschirm erfunden, um in Verbindung auf diese Vorrichtung, stellte sie ihre gefährlichen Fahrten ganz allein an. Schon zwanzig Mal hatte sie mit ungetrübter Ruhe darin ihren Ballon, mit daranhängendem Feuerkranz, die Luft durchsegelt. Am 7. Juli 1819 fuhr sie Abends um halb 11 Uhr vom Teich ab. Das Gas, welches sie, um mit einer leichten Verwunderung zu sparen, bei sich geht glücklich an, nahm aber ein trauriges Ende. Es scheint, der Aeronaut öffnete in der höchsten Luftregion das Ventil, um sich niederzulassen; es war aber zu groß und überdies fehlerhaft gearbeitet, so daß es nicht genau wieder schloß. Dadurch entwich das Gas zu schnell, und der Ballon stürzte mit solcher Geschwindigkeit und Gewalt zur Erde, daß darüber bei dem heftigen Fall und Aufprall, Eine junge Dame, die ihn begleitet hatte, kam mit einer leichten Verwundung davon.

Zuletzt hat der berühmte Englische Aeronaut Sadler, der schon viele Reisen in Ballen gemacht und einmal den Irischen Kanal zwischen Dublin und Holyhead in einer Breite von 36 bis 40 Stunden überflogen hatte, bei Pollen in England am 29. September 1824 ein tragisches Ende gefunden. Er hatte zu lange in den höhern Luftregionen verweilt, sein Ballon hatte sich zu sehr ausgedehnt, und als er zu sehr Stunde sich eiligst, in der Nähe dieser Gebäude, herabzulassen gedrängt war, trieb ihn der Wind mit Gewalt gegen einen Schornstein. Sadler stürzte aus der Gondel zur Erde und blieb todt. An Versuch und Geschick hatte es ihm ganz gewiß nicht gefehlt. Er hatte Beides in mehr als sechzig Reisen bewährt. An seinem Leben sind unglückliche Umstände Schuld, die sich kaum vorherfehen ließen. Er schreibt ganz eigentlich an Luft-Diesen, gerade wie ein Schiffer auf dem Meere in dunkler Nacht ganz nahe am Hafen auf einen Felsen stößt und untergeht.

Dergleichen Unfälle sind freilich beklagenswerth; aber sie dürfen uns nicht stutzig machen. Es ist so wenig etwas Außerordentliches daran, als an den Unglücksfällen, die sich bei der Seefahrt ereignen. Noch zaufendjährigen Erfahrungen und Verbesserungen verschlingt das Meer zu jeder noch täglich Opfer. Es ist ja allen Künsten und Erfindungen eigen, daß die ersten Versuche unglücklich auszufallen und den Erfindern das Leben kosten. Die Kunst der Aeronautik ist verhältnißmäßig noch so überaus jung, daß man vernünftiger Weise nicht verlangen kann, sie solle schon ganz gefahrlos sein.

Bibliographie.

Cours de phrénologie. — Von Beauffais.

L'Empire, ou dix ans sous Napoléon. — 2 Bde. 15 Fr.

Les prisonniers français en Russie. — Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Marquis von Strang. Herausgegeben von Puibusque. 2 Bde. 15 Fr.

Prose. — Von Madame Amable Tastu. Erster Bd. 7½ Fr.

Supériorité du traitement naturel, surtout dans la gastrite, etc. — Von Bouisch.

Mannigfaltiges.

— Renancke, Herrn Professer von Raumer's Buch über England im Jahre 1835 — und einen englischen Professer vernichtet, durch Rauk-Schilderungen unter dem Titel: der Kontinent im Jahre 1835 herausgegeben. Der Beri., Herr John Hoppus, ist Professer „des Verstandes-Philosophie und Logik" *) an der Londoner Universität und hat, wie er sagt, seine Reise-Skizzen zur Belehrung und auf Verlangen seiner Zuhörer drucken lassen. Der ganze Kontinent des Herrn Hoppus beschränkt sich jedoch auf die Schweiz, und da hat romantische Seite dieses Landes bekanntlich den vielen anderen Englischen Reisenden schon mehr als hinlänglich ausgebeutet ist, so hat er es von seiner religiösen Seite aufgefaßt und dabei mit Hülfe der Verstandes-Philosophie und Logik herausgebracht, daß kein einziges der verschiedenen Glaubens-Bekenntnisse des Kontinents der echten Anglikanischen Kirche an die Seite gestellt werden dürfe. Herrn Professer Hoppus dürfte es wahrscheinlich um einen Lehrstuhl in Oxford oder Cambridge zu thun sein.

*) Professor of mental philosophy and logic. Da die Engländer unter „Philosophie" gar vielerlei, z. B. auch Chemie, Maschinenbau, die Kunst des Bierbrauens u. s. w. verstehen, so erhellt natürlich die Vortrefflichkeit „Verstandes Philosophie" nichts Tautologisches.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Exp. der Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Montag den 21. November 1836.

Italien.

Tasso in Neapel, Rom und Florenz.*)

Tasso's Abreist war beschlossen; aber seine Bücher, die er „höher schätzte als sein Leben", waren in Mantua und ein kleiner Reisekoffer mit Effekten in Modena geblieben, er hatte keine warme Kleidungsstücke für den Winter; doch was sämmtete das ihn? der Aufenthalt in Rom war ihm unerträglich geworden, und jedes Hinderniß beseitigend, eilt er nach Neapel.

Tasso bezog eine Wohnung im Kloster Monte Oliveto, wo der Prior Oddi, der so standhaft das „befreite Jerusalem" gegen die Angriffe der „Crusca" vertheidigt hatte, als Mönch lebte. Bald ward er von den angesehensten und ausgezeichnetsten Bewohnern Neapels aufgesucht; der Graf von Palena, Johann Baptist von Manso, Marquis von Villa, der Abbate Polverino, der Herzog von Stigliano, der Fürst von Bisignano und viele Andere bemühten sich um ihn; vorzüglich schließen sich die drei Ersteren innig an Tasso an; Manso und Polveno überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbezeigungen. „Ich habe Alles angenommen", sagte er, „obschon die Hälfte für mich hinreichend gewesen wäre." Und dem Marquis von Villa schrieb er: „Es giebt keine Bewerkstelligung, die Ihrer Höflichkeit gleich käme, und ich kann keine Worte erfinnen, die Ihre Verschiedenheit mich adelhalte." Oft führte ihn der Marquis von Villa nach seinem hübschem am Ufer des Meeres gelegenen Landhause in Pizinea, wo sich gewöhnlich eine liebenswürdige und geistreiche Gesellschaft versammelte: unter Anderm traf Tasso dort seinen ehemaligen Bedienten, den Herzog von Nocera, einen Neffen des Cardinals Ferrara, seine beiden Freunde Antonio Bivercut und Don Antonio Pietro Caracciolo, den durch seine ländlich anmuthigen Dichtungen bekannten Poeten Rocagno Pignatelli und seinen Freund und Kampfgenossen Horaz Feltre. Zwei geistreiche Damen, Donna Lucilla, die Gemahlin des Marquis, und Donna Vittoria Colleredo, dessen Mutter, machten an solchen Tagen mit liebenswürdiger Zeitheit die Honneurs; Beide bewirben dem Tasso die lebhafteste Theilnahme an seinem Unglück und erfreuten ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten. In anmuthigen vom Meere bespülten Lustmädchen ward hier von Poesie geplaudert, man erinnerte sich an heiterer, glücklicher Tage der Jugend; Manso verbarg dem Dichter nicht, wie er sein altes „Jerusalem" höher stelle, als das, welches er jetzt ausarbeitet; dann wurde gesungen, und der Marquis feierte in harmonischen Stanzen den Verfasser des „Goffredo" und der „Amint".

In solchen Augenblicken der Wonne und Glückseligkeit, die er gern mit einem weißen Stein bezeichnet hätte (segnatolo d'una bianca pietra), schrieb Tasso auch einst dem Kardinal Caraffa: „Wenn man sein Vaterland wie seine Leiter selbst wählen könnte, so hätte ich niemals ein anderes als Neapel gewählt; aber wenn die Liebe das Vaterland des Menschen bestimmt, so betrachtet ich diesen Ort von dem Augenblicke an, wo ich Liebe empfand, als das wenige, und jetzt, in meinem Alter, seine ich mich, noch die Gesinnungen meiner Jugend frisch erhalten zu haben. Es thut mir nur leid, daß ich nichts als die schönsten Provinzen Italiens und Frankreichs, nicht auch Deutschland und den übrigen Theil Europa's gesehen habe; denn wenn ich auch selbst in Asien und Afrika gewesen wäre, würde ich doch gewiß Neapel höher stellen, als jede andere Stadt und jede andere Stadt der Erde. Wie an anderen Orten das gemeine Volk, so scheint hier der Adel den Hauptheil der Bevölkerung auszumachen, und selbst der Pöbel, dem wir auf den Märkten, in den Straßen und Läden dieser ungeheuren Stadt begegnen, scheint mit graziös und liebenswürdig, als ob Neapel nichts Reizloses und Unangenehmes hervorbringen könne. Hier kommt der Himmel in vollen Maße seine Gaben über Alles, über Thiere und Pflanzen, und was noch mehr ist, er verleiht sie den Geistern und Körpern, die die Natur für jeden Eindruck, jede Vollkommenheit leicht empfänglich bildete. Hier wetteifernden Natur und Kunst in solchem Grade mit einander, daß man wohl niemals einen lebhafteren Kampf und zu gleicher Zeit eine wunderbarere Vereinigung der Kräfte sah, um eine Stadt vollkommen schön zu machen. Warum aber eine Stadt? Ist es nicht vielmehr ein Erdstrich, ein Königreich, ein Paradies? Alle die Meinen eingeschlossen oder eigentlich darin vereinigt ist, da die Thore niemals geschlossen werden? Dieses Vertrauen erinnert an das der Lacedämonier, die gar keine Mauern hatten; aber es geht nicht ganz so weit und ist vernünftiger; denn wenn die hohen Mauern und Thürme die Stadt in Friedenszeiten zieren, so schützen sie sie vor feindlichen Angriffen und dienen ihnen zur Vertheidigung im Kriege."

Tasso sah seine Schwester nicht; er sagt sogar an irgend einer Stelle, daß Niemand ihn ausserderte, nach Sorrento zu kommen. Mit einem seiner Neffen war er zwar häufig zusammen, doch nicht ganz zufrieden mit ihm. Marcantor, der jüngste, kannte es nicht sehr, denn dieser war mit dem Herrn nach Candia gegangen; er war also Antonio, sein schwarzer Antonio, den er wie seinen Sohn liebte, und an den er beständig dachte, wenn er zu seinen vertrauellen Freunden sagte: „Ich liebe Euch, wie meinen Antonio!" Vielleicht war Tasso's Unzufriedenheit nur eine Wirkung seiner finsteren Melancholie, die ihn auch unglücklicher machte in Neapel nicht verließ. Als er derthin kam, beschäftigten ihn zwei Gedanken fast ausschließlich: er wollte das Erbrecht seiner Mutter zurückfordern und seine zerstörte Gesundheit wiederherstellen. Die Besitzungen seiner Mutter waren verkauft und zerstreut worden; man wußte nicht mehr, wer der unrechtmäßige Besitzer derselben sey. Tasso wendet sich an den Papst und erhält von diesem eine Bannbulle gegen Alle, die sein Eigenthum an sich gerissen haben; er läßt sie durch's ganze Reich publiziren, giebt die ausgezeichnetsten Advokaten zu Rathe, aber diese machen ihm schöne Versprechungen und führen seine Sachen zu keinem günstigen Resultate.

Die Sorge für seine Gesundheit hatte er zwei berühmten Aerzten, den Doktoren Pisani und Szizio, anvertraut. Auch diese wurden, wie einst Mercuriale und Cavalara, von dem ungeduldigen Tasso entweder über die Maßen gelobt oder getadelt, je nachdem die verordneten Arzneien nach seinem Sinne waren oder ihm zuwider. „Ich bitte Sie", sagte er oft, „in jeder Hinsicht auf mein Leben und Ihren Ruf bedacht zu seyn; und wie soll der sich verbessern, wenn Sie die Kranken nicht wiederherstellen? Wenn das Lager von Lantrec, oder irgend ein anderer Heerd der Pest und Ansteckung noch ein Mal käme, wenn ein barbarischer, unserem Glauben feindlich gesinnter König Ihre Hülfe in Anspruch nähme, könnten Sie ihm den Vorstand über Kunst verlagen? Aber ich bin Neapolitaner, mein Vaterland ist auch das Ihre, so bleiben Sie mir also, mein Herr, als vortrefflicher Arzt und treuer Freund. Das Geld ist keine Ihrer Berücksichtigung würdige Belohnung; auch bin ich arm und wußte selbst nicht, wie ich die Bäder und Arzneien bezahlen sollte, wenn der Herr Graf von Palena oder irgend ein anderer meiner großmüthigen Freunde mich nicht unterstützte. Indessen möchte ich nicht gern aus Mangel an Vermögen, noch weniger aber aus Mangel an Freunden sterben. Und so überlasse ich mich denn gänzlich Ihrer Discretion; da, wo ein so reicher Ueberfluß an Wissen und Kenntnissen ist, kann es ja auch an Tugend und Vermögen nicht fehlen. Ich erinnere Sie also nicht daran, daß ich als in eine Stadt zurückgekommen bin, die mich schon als Kind aus ihren Mauern schrieben sah, so daß meine Verwandten und Freunde mich kaum erkannten. Nach so langen Jahren der Gefangenschaft, Krankheit und der oft bitteren Armuth konnte ich mich dem Anblick meiner Vaterstadt weder freuen, noch einen anderen Trost finden, als die Aussicht auf Ihre Besuche; meine vielfachen Unglücksfälle vertreten mir die Stelle der Reitern und Verwandten."

Vreedsames Leiden! Ich das nicht die Sprache eines kranken Menschen? Wenn er sich wohler, weniger leidend fühlt, ist er gleichlich, genießt der Freundschaft und dichtet Neapel mit Worten, die seine jugendlichen, fast kindlichen Gefühle ausströmen. Aber wenn sein Leiden ihn aufs neue peinigt, verfinstert sich Alles vor seinen Augen, der Andick seines Vaterlandes hat nichts Tröstendes mehr für ihn; er denkt nur an die Besuche seiner Aerzte; die Menge, die sich an seine Thür drängt, die Grossen, die Fürsten, die ihn nicht wünschen und ihn mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäufen — das Alles ist vergessen! Und dann immer der feststehende Glaube, daß man ihn nicht wieder herstellen wolle, daß man Versuche mit ihm anstelle, und daß überall seine Nerven sich heimlich gegen ihn verschworen hätten, um ihn zu peinigen und zu martern.

Trotz dieser seltsamen Anwandlungen aller Lebenskräfte war Tasso niemals unbeschäftigt; er hatte es unternommen, sein großes Gedicht unter dem Titel „das eroberte Jerusalem" gänzlich umzuarbeiten, und unterbrach dieses ungeheure Werk nur, um auf die Bitten der Mönche, die ihn so gastfreundlich aufgenommen hatten, die Congregation der Oblvotaner zu besingen. Er wollte, daß diese Verse ihnen „ein Beweis seiner Erkenntlichkeit für ihr Wohlwollen und ihre Liebe" seyen. Das Gedicht „Mont' Oliveto" ist unvollendet geblieben; Tasso schrieb nur hundert Strophen davon, in denen man aber die ganze frühere

*) Es ist dies ein Auszug aus einem noch ungedruckten Französischen Werke über das Leben und die Schriften Tasso's. Nachdem der Verfasser, Herr de la Gournerie, alle Reisen nach Italien unternommen hat, um an Ort und Stelle selbst die Literatur Geschichte des letzten Jahrhunderts zu studiren, gedenkt er, nächstens ein vollständiges Werk über Tasso herauszugeben.

Digitized by Google

Erwachsharkeit seiner Einbildungskraft wieder entsinnt; die Sprache der Dichtung ist lebendig und feurig, doch niederbricht er sich oft, und die darin ausgesprochenen Gedanken verraten keine große Tiefe; immer aber bleibt es eine liebliche, harmonische Dichtung.

Ich bin in Neapel gewesen und habe den Monte Oliveto besucht; ich habe seine alte, von den Meisterstücken Donatello's und Giovanni von Nola's prangende Kirche, sein Kloster, das in den grandiosen architektonischen Style aus der Zeitalter der Königin Johanna und des Ludovisus erbaut ist, gesehen. Aber wo sind die alten Fremde Tasso's? wo sind ihre weißen „wie Schwanenfedern oder Reif" glänzenden Gewänder, gebieterisch? Wo ist dieses heilige Stillschweigen, das dem durch Leiden geschwächten Geiste des Poeten zuweilen seine Jugendkraft zurückgab? Welches Gerüusch, welches Gedränge! Ueberall Lazaroni, Bettelvolk, Fremden, die sich mit den Cicerones balgen, um den Platz zu machen; der Verkehr ist in der Zelle des Tasso, in seiner Schuug, und der Garten, der sonst Torquato's und des Poeten Dedi geliebte Unterhaltung belauschte, wiederhallt jetzt von dem Lärmenden, brüllenden Tumult einer Halle.

Der Marquis von Bella reiste im Oktober 1588 nach seinem Gute Bisaccio ab, wohin Tasso mit und forderte ihn dort dringend auf, an Jagdpartieen und Tänzen Theil zu nehmen. „Der Geist Tasso ist ein vortrefflicher Jäger geworden", schried er einst; „er überwindet die Strenge der rauhen Jahreszeit und des Landes; wir verdringen die Tage im Freien, und des Abends hören wir stundenlang musikirren und singen. Er liebt die Improvisatoren, bewidet sie um die schöne Gabe, mit solcher Schnelligkeit Verse machen zu können, und behauptet, daß die Natur sich in ihrer Hinsicht seinesmeges verschwenderisch gegen ihn gezeigt habe. Zuweilen tanzen wir auch den Tanz, und da macht ihm, wenn er seiner gestimmt ist, unendlich viel Vergnügen; oder ge wöhnlich halten wir uns in der Nähe des Feuers und plaudern ernsthaft mit einander. Oft lenkt sich das Gespräch unwillkürlich auf den Geist, der, wie Tasso behauptet, ihm zuweilen erscheint, und er spricht mit solcher Sicherheit und Bestimmtheit darüber, daß ich nicht weiß, was ich davon sagen oder glauben soll."

Tasso hatte einen angeborenen Hang, überall etwas Wunderbares, Uebernatürliches zu sehen, und er beklagt sich in vielen Briefen, daß seine Feinde ihn dehen hätten. Wenn die Ratten ihn in seinem Kerker in St. Anna stören, so glaubte er sie vom Teufel besessen (indemoniati); wenn seine Bücher durch einander geworfen, seine Schlüssel verlegt, sein Geld gestohlen worden, so war das gewiß das Werk eines „tückischen Geistes", der seine Bosheit so weit trieb, daß er ihm sogar die Schlüssel vom Tische entwandte und seine Briefe zerstreute. Unter Tasso hatte aber auch seinen guten Genius, den er in seinen Dialogen im „Messaggiero" auftreten ließ; doch als man seiner spottete, erklärte der Dichter das, was er vielleicht mit vollkommener Ueberzeugung gesagt hatte, für Erdichtung.

„Es war die Stunde", erzählte er im Messaggiero, „wo die ersten Schimmer der aufgehenden Sonne den Horizont weiß erleuchten. Ich lag, halb schlafend, halb wachend, auf weichen Daunen, als ich an meinem Ohre den Hauch des zarten Geistes fühlte, der mich seit vier Jahren zuweilen besucht und so freundlich mit mir spricht. Er redete mich an: „„Schläfst Du?"" Der Klang dieser wohllautenden, lieblichen Stimme drang mir ins Herz und erweckte mich, daß ich sprach: „Ich schlummerte", erwiderte ich, „erwachte aber, als ich Deine Stimme hörte; ich erkannte sie an ihren melodischen Tönen, denn sie klingt wie keines Menschen Stimme, sie ist so rührend sanft, daß ich Dich gern für einen Engel der Paradieses halten möchte, der herabgestiegen ist, um mir Trost zuzusprechen.... Der selbe Alles nur ein Traum und Du ein Kind meiner aufgeregten Phantasie seyst? Sollte es die, sprache, die ich mit Dir führte, sich nur in meinem Gehirn entsponnen haben?" — Der Geist lächelte und antwortete: „„Du machst mich durch Deine Zweifel lachen.... Nimm meine Hand und küsse sie; ich reiche sie Dir zum Unterpfand meiner Treue.""... Und er schwieg, und ich fühlte auf meiner Hand nochten, und von einem kühnen Hauche berührten Schulter eine eisige Kälte, welche mich weder von dem Eise der Apenninen, noch von dem der Alpen übertroffen wurde. Nach und nach ward sie wärmer; ich fühlte verwöge ihrer Berührung die Stärke der Jugend zu meinem Herzen dringen, und eine unerklärliche Kraft durchströmte mich.... Da erhob sich ein Windeswind...das Fenster ward gewaltsam aufgerissen, tausend Stimmen der goldenen Morgensonne erleuchteten das Zimmer, und in der Mitte dieses Lichtglanzes sah ich einen jungen Mann vor mir stehen; er trat von der Art der Kindheit in das Jünglingsalter; sein Flaum bedeckte seine Lippe; die Milch ist weniger weiß, als seine Haut, und das Gold dem Auge weniger angenehm, als sein blondes Lockenhaar. Seine großen blauen Augen strahlten in einem Glanze, der mich blendete; aber die Anmuth und Freundlichkeit seines Blickes milderte die Kasteiung, die ihr Feuer mir verursachte; und seine Worte drangen durch das Innerste meines Herzens, und sie sprachen: „Ich bin der Geist, der Dich besucht, und der Dir erscheint, sein Kessim war gleich dem eingentesten unserer Herren vom Hofe; seine Schönheit die eines Liebesgottes. Erstaunt, betroffen sah ich nun mich her; aber wie durch einen Magnet angezogen, richteten sich meine Blicke unwillkürlich stets auf neue auf die liebliche Erscheinung, die mir freundlich zulächelte." *)

„Wir wollen nun hören, was der Marquis v. Bella damals sagte: „Tasso behauptete mit der vollsten Ueberzeugung, das sein guter Genius sich mit ihm von Zeit zu Zeit über die wichtigsten, interessantesten Dinge berathschlage, und als ich ihm bewiesen wollte, daß das Alles nur Erzeugungen seiner aufgeregten Phantasie sein könnten, erwiderte er: „Wenn die Dinge, die ich sehe und höre, nichts als leere Einbildungen wären, wie könnten sie denn mein Wissen und meine Kenntnisse weit übersteigen? unsere Einbildungskraft erschafft nur Phantasmagorien, die der Erinnerungen, die sie uns oft in den verschiedensten Formen erscheinen läßt; aber in einer Reihe von Unterhaltungen mit dem Geiste habe ich voll Dinge erfahren, von denen ich die jetzt weder gedacht noch gelesen, und die wohl jetzem Sterblichen fremd sind. Es waren also reine leere Phantasiegebilde, sondern wirkliche Erscheinungen."" .... Und als ich es dennoch wagte, dieser Behauptung zu widersprechen, und er sich darauf berief, sagte er mir eines Tages: „Weil Sie meinen Verstandskräften durchaus kein Gehör geben wollen, so muß die Erfahrung selbst Ihnen die Augen öffnen, und Sie sollen den Geist sehen, an den Sie auf mein Wort nicht glauben wollen."" — Ich nahm das Anerbieten an, und als wir an anderen Tage Seite an Seite saßen, meinen Tasso mit seiner Mütze zum Fenster und betrachtete es so aufmerksam und starr, daß es mein wiederholtes Rufen nicht hörte. Endlich sagte er mir: „„Da ist mein Genius, der sich mit mir unterhalten will: sehen Sie dorthin, und Sie werden sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen.""

Ich blickte hin, aber so sehr ich auch meine ganze Sehkraft anstrengte, ich sah nichts als die Strahlen der Sonne, die durch's Fenster drangen. Und während ich meine Augen so weit wie möglich öffnete und doch nichts bemerkte, war mein Signor Torquato schon in die erhabensten Gespräche vertieft. Ich sah und hörte nur ihn; dennoch schien es ein vollständig zusammenhängendes Gespräch zu führen; er unterbrach sich oft, um die Antwort des Geistes zu erwarten, und ich konnte sogar aus seinen Worten leicht auf die Ihm gemachten Erwiderungen schließen, obgleich ich nicht zu meinem Ohre drang. Tasso's Sprache klang beredter denn je, die Gedanken waren groß und wunderbar; ich war betäubt, fühlte mich wie in eine andere Welt versetzt und wagte nicht zu unterbrechen, um mit dem Dichter von dem mir unsichtbaren Geiste zu reden. Erstaunt und bejammert auf Tasso's Worte lauschend, merkte ich nicht, daß eine gewaume Zeit so verstrichen war; endlich verließ der Geist das Zimmer, und nun wandte sich mir unser Poet zu mit und sagte: „Sind Sie jetzt von Ihren Zweifeln befreit?"" — „Keineswegen", erwiderte ich; „sie haben sich im Gegentheile noch vermehrt, denn ich habe wohl wunderbare Dinge gehört, aber nichts bewiesen gefehen, was Sie mir zeigen wollten, um mich zu Ihrer Meinung, Ihrem Glauben zu bekehren." — Torquato erwiderte lächelnd: „Sie haben meine Gesehen und gehört, die sie wirklich gesehen wollen." Er schwieg, und da ich nicht wagte, ihn noch mehr zu belästigen, zuckte so meiner Unterhaltung."

Tasso kam im November nach Neapel zurück; aber schon langeweilte ihn Neapel mit seinen leutseligen Edelleuten und seinem grazjösen Volke, das er so leidenschaftlich geliebt hatte. Der Graf von Palena wünschte, daß er in seinem Palaste wohne, aber Tasso, der wohl wußte, daß er Zeit und Freiheit zu seinen Werken bedurfte, nahm nur selten als den Sohn eines Protektoriten Theil, wiewohl den fortgesetzten Bitten des Grafen, um dem Vater beistehen lernen Beetrug zu verursachen. Das Alles langweilte und ermüdete ihn. Während seine Briefe an Manso und Palena voller Danksagungen für ihre Großmuth, die „ebne Samen nach Kultur von selbst wuchse", waren, sing er an, sich von der anderen Seite über das Benehmen der Neapolitanischen Herren zu beklagen; er hatte kein Geld; seinen Prozeß zu verfolgen, hoffte aber von der Stadt Bergame, der er seine „Abdankung über das Bedrängeschrift" gewidmet hatte, eine Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu erhalten; Neapel erschien ihm nur noch als „ein großes schlechtes Pferd, das sich langsam in Bewegung setze, er wünschte, daß er eine Meere oder Hornisse wäre, um ihm beständig um die Ohren zu summen und es zu reizen und zu stechen, bis es aus seiner schwerfälligen Apathie erwache." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le vicende della Brianza e de' paesi circonvicini. (Geschichte der Brianza und der benachbarten Landschaften Gebiete.) Von Ignazio Cantu. Mailand.

Trenta nuovi racconti per madri e fanciulli. (Dreißig neue Erzählungen.) Mailand.

Lettere inedite. (Briefe von vierzig berühmten Italienern aus den 18ten Jahrhundert.) Mailand.

Il libro dei salmi. (Die Psalmen.) In Italiänischen Versen von Prof. Silvestri. Bologna.

Della indefinibilità durabilità della vita nelle bestie. (Ueber die Dauer der Lebensfähigkeit von Thieren.) Mehrere einem Anhange über das Alter der Pflanzen. Von Angelo Bellani. Mailand.

Dänemark.

Alt-Nordische Literatur.

In der Jahres-Versammlung der Königlichen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, am 30. Januar 1836, gab der seitdem verstorbene Präsident derselben, Konferenz-Rath Schlegel, eine allgemeine Uebersicht des Zustandes und der Unternehmungen der Gesellschaft im Jahre 1835.

Von den alten Geschichtsdenkmälern Islands und des Nordens überhaupt hat die Gesellschaft, in Gemäßheit ihres Hauptzwecks, zur Herausgabe bestehert:

1) Fornmanna Sögur (Saga's der Altvordern) Bd. 10;
2) Oldnordiske Sagaer (Altnordische Saga's) Bd. 10, und
3) Scriptor historiae Islandorum Vol. VI.

Die beiden erstgenannten Bände enthalten, in der Isländischen Ursprache und in Dänischer Uebersetzung, den Schluß der Saga von dem Norwegischen König Halon Hakonsson, nebst Wiedergabe der Saga von König Magnus Lagabätr (Gesetzgeberfester — von

Digitized by Google

*) Wer wird durch diese Beschreibung nicht an die neuesten Geisterseherein des Verfassers der „Sehern von Prevorst" erinnert? Stand es wie Tasso seinen guten Genius, läßt auch der Dr. Justinus Kerner in seinem kürzlich erschienenen neuen Buche den Geist eines im Jahre 1444 verstorbenen Priesters in einem Schwabischen Gefängnisse einer Frau und ihrer Gefährten

1240 bis 1271), womit die zur Herausgabe bestimmte Folge der Saga's von den Norwegischen Königen geschlossen ist, indem der schon früher bekannt gemachte eilfte Band dieser Reihe die Dänischen Geschichts-Saga's anbeut. Als Zugaben enthalten jene dritten Bände noch in abweichender Darstellung Erzählungen von Halfdan dem Schwarzen, König Harald Schönhaar, Hauk Habrok und Olaf Geirstadra-Alf, der Mönche Odd Snorrefon Saga von König Olaf Tryggvafon, einen kurzen Umriß der Norwegischen Königs-Saga's und die Königsreihe verfaßen in Versen von Sämund Frodi (der Gelehrte — nur der kürzeren Sammler der Edda-Lieder). Der letztgenannte Band liefert die Lateinische Uebersetzung der Skaldischen von den Norwegischen Königen Magnus dem Guten, Harald Haarsdraade und seinen Söhnen (1033—1093); bearbeitet von Sveinbjörn Egilsson aus Island.

Demnächst sind zur Herausgabe vorbereitet:

1) Fornmanna Sögur Bd. 12;
2) Fornaldar Sögur Bd. 12, und
3) Scriptа historica Islandorum Vol. VII.

Dieser zwölfte Band wird die Altnordischen Geschichts-Saga's beschließen und eine Erklärung aller in diesen Saga's vorkommenden Gedichte und vollständige geographische und antiquarische Register enthalten. Die zurückgebliebene Lieferung wird jährlich mit wenigstens einem Bande, wo möglich mit zwei Bänden, fortgesetzt, bis auch sie mit dem zwölften Bande schließt.

Auch hat die Gesellschaft beschlossen, eine neue Ausgabe der Heimskringla (Norwegischen Geschichte) von Snorri Sturlason in der Ursprache nebst Dänischer Uebersetzung zu veranstalten, wodurch, ebenfalls in einer Handausgabe (neben der Königsthron in Gregs-Folio), dieses umfassende Nordische Geschichts-Werk vervollständigt wird.

Im Jahre 1831 beschloß die Gesellschaft, durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel über die ältere Geschichte Grönlands mehr Licht zu verbreiten, besonders um, wo möglich, über die Lage der alten Ostbygd und des bischöflichen Sitzes Garðar, der mehrere Jahrhunderte lang bestand, zu größerer Gewißheit zu gelangen, als man, ungeachtet der nicht geringen in den Einheimischen Quellen aufbewahrten örtlichen Angaben, bis dahin noch hatte und haben konnte. Dieses Unternehmen zu fördern, ließ die Gesellschaft in den zahlreichen, besonders um Julianehaab und längs der Davisstraße vorhandenen Trümmern aus den Zeiten jener früheren Bevölkerung nachgraben. Mit der ersten Gelegenheit wurden sogleich im Jahre 1832 Werkzeuge dazu hinausgesandt und die Unternehmungen seither thätig fortgesetzt. Das Ergebniß ist bereits in altertümlicher als in erdkundlicher Hinsicht nicht unerheblich gewesen, und die daraus hervorgegangenen Aufklärungen sind in den früheren Jahresberichten und zum Theil in der der Alterthumskunde gewidmeten Zeitschrift der Gesellschaft ausführlich bekannt gemacht. In letztvorerschienen Jahre wurde zur besonderen Förderung dieser Nachforschungen ein wichtiger Schritt gethan, indem der Schiffs-Hauptmann Graah, um sich nach seiner Rückkehr in Grönland selbst und nach den übrigen vorhandenen Angaben entweisenen, die Gesellschaft schon früher vorvorhabenen Special-Karte vom Distrikt Julianehaab zu Stande kam. Auf dieser Karte sind alle in diesem Umkreise vorhandenen Alterthümer Ueberbleibsel angezeigt, in so weit man von denselben nur einigermaßen zuverlässige Nachrichten hat. Die Karte ist nunmehr gestochen und für die Presse; die Erklärungen darüber, der alten Normänner nach Amerika und über die geschichtlichen Denkmäler Grönlands bestimmt, welche beide unter der Presse sind und nun bald erscheinen werden.

Von dem ehemaligen Vorhaben der Ausgrabung Julianehaab, J. Mathiesen, war ein Vorschlag zu einer vollständigen Untersuchung der muthmaßlichen Trümmer einer Kirche und unserer Gelehrten übrigen Brüder der Bucht Igalike eingelaufen, von wo man vor einigen Jahren einen Runenstein erhielt. Nachdem die dazu beauftragten Herren W. A. Graah, C. Pingel, die beide den Ort selbst besucht, und E. Thomsen diesen Vorschlag genauer erwogen und annehmlich befunden hatten, übernahm die Gesellschaft die Kosten zur umfassenden Untersuchung dieser Ruinen-Gruppe, welche, von Weichenbung nach, ferner einer ganzen Stadt gleichen sollen. Eine beträchtliche Menge neuer Werkzeuge, nebst anderen Bedürfnissen für die Reise und für den Aufenthalt in Igalike, der mehrere Monate dauern wird, sind angekauft, um mit den binnen wenigen Wochen hinauszugehenden Schiffen hinausbesorgt zu werden. Hr. D. Kierkegaard, jüngerer Vorsteher der Aufsehung Neuvorteils, hat über einige auf der Insel Sermersoc aufgefundene Alt-Isländische Grabmäler einen Bericht eingesendet, nebst verschiedenen Ethnologischen Alterthümern. Desgleichen hat auch der Vorsteher J. Bahl aus Goldthorn übersendet.

Nach dem Berichte des Aufsehers für die Alterthümer ist das Museum der Nordischen Alterthümer, durch welches die Alterthumsforschungen der Gesellschaft so sehr befördert werden, im verflossenen Jahre um 339 Stück vermehrt worden, von welchen wir hier die merkwürdigsten aufführen.

Bei Waasse auf Falster stieß ein Bauer mit seinem Pflug auf ein kupfernes Gefäßer, welches einen wichtigen Fund vieler und mannigfaltiger Sachen aus Silber enthielt, deren mehrere unverkennbar im Norden etwa um das Jahr 1000 n. Chr. als Zahlungsmittel gegolten haben. Sie bestehen aus Armbändern, die theils gar nicht, theils mehr oder minder breit gehämmert sind. Bekanntlich bedient man sich in Rußland noch länger als hier im Norden der Barren als des allgemeinen Zahlungsmittels, indem man dieselben breit hämmert und sodann abschneidet. Daher die Münzbenennung Rubel vom Verbo rubliu, abhauen, abschneiden. Rubel war auch ehemahlich ein abgeschrotetes Stück Silber von bestimmtem Gewichte. Ferner fanden sich dabei diese eckige und stäbe Silberstangen, alle auch abgeschroten, Ringsilber, d. i. abgehauene Ringe, mit welchen man die Zahlung nach dem Gewichte leichter. Bruchstücke runder Schnallen, vollständige Ringe und Hangzierraten. Diese Sachen waren in solcher Menge da, daß 63 Stück für die Alterthümer-Sammlung in Kiel konnten abgegeben werden. Unter diesen Alterthümern befand sich auch eine beträchtliche Anzahl Münzen, nicht nur wegen ihrer Seltenheit, sondern auch wegen ihres Einflusses beim Bestimmen des Alters der übrigen Stücke von Wichtigkeit. Dieselben bestehen größtentheils aus Kufischen Münzen der Kalifen von Bagdad und anderer morgenländischer Fürsten, und darunter die jüngste etwa vom Jahre 1000 n. Chr.; dann aus Deutschen, Böhmischen, Holländischen und einigen wenigen Englischen Münzen; auch unter diesen sind die jüngsten etwa um das Jahr 1000 n. Chr. geprägt.

Im Kirchspiel Kjeche zu Stokkemarke auf Laaland wurde eine kleine, länglich viereckige, aus einer bleiernen Platte zusammengebogene Schachtel gefunden, welche zur Aufbewahrung einer Reliquie gedraucht ist. Dieselbe ist besonders merkwürdig wegen ihrer Runen-Inschrift: EPISCOPUS GISSO. Diese deutet ohne Zweifel auf den Bischof, welcher den Altar einweihte, und Gisso war am Ende des 13ten Jahrhunderts Bischof in Odensee.

Der Professor und Bibliothekar Kierkemann in Lübeck überschickte einige an der Preußischen Küstenküste gefundene morgenländische Münzen; der Ober-Directions-Rath von Krusenstjerna in Riga sein Nachricht und Abbildungen von einem Runen merkwürdiger Alterthümer in Livland. Dr. Hayes in Petersburg übersandte Abdrücke von einer antiken Medaille mit Griechischer Inschrift, über 1380 Jahr alt; und Herr Wooder in Minden Abbildung von zwei feuersteinernen Pfeilspitzen aus Nord-Amerika, in der Rinkenischen Alterthümer-Sammlung.

Die Gesellschaft hat auch im verflossenen Jahre die alte Geschichte und die Alterthümer des Nordens durch besondere Abhandlungen und Untersuchungen zu befördern gestrebt. Hiervon sind einige bereits in den noch vorgelegten dritten Bande der Recist Undstrift for Oldkyndighed (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde) gedruckt: Jon Olafsens von Grunnavik Lebensbeschreibung Arne Magnussens, mit Anmerkungen und Beilagen von S. C. Wretlauff; über die Burgstallmauer von Himmelsberrupdung (Himmelborgbue) auf Fühnen, von Wibrel Simonsen; über die älteste bekannte Karte von Island, von J. H. Bredsdorff; Fortsetzung der Nachrichten von den auf Gröland angestellten alterthümlichen Untersuchungen, bearbeitet von C. Pingel; über alte Denkmäler im Norwegischen Stifte Bergen, von C. Reinmann; chemische Untersuchungen der Metallmasse einiger Nordischen Alterthümer aus der heidnischen Zeit, vom Baron Berzelius; über ein altes Kloster bei Ebergaard auf Fühnen, von Wibrel Simonsen; vergleichende Untersuchungen einiger Nordischer Alterthümer, gefunden bei Grönberge in Portshire und bei Bjorderup unweit Haderslebe; die richtige Bestimmung einiger Bronze-Figuren, gefunden in Dänemark, Schweden und England; Unterrichtung über die Bekanntschaft der alten Skandinavier mit der Polarischen Halbinsel von E. C. Wertauff; Wapitis, Benennlicher eines Nordeuropäischen Alterthümergeräthes vom Ende der Welt, aus einer Handschrift des Königl. Bibliothek in München herausgegeben von Schmeller und nach dieser Ausgabe mit Dänischer Uebersetzung und Anmerkungen von R. M. Petersen; die Zage der Dänen nach Wenden, eine geschichtliche Darstellung mit einer Karte von demselben; über die Verehrung Knut's des Heiligen in Rom von P. W. Beier; über das Einlagen und die Verehrung einheimischer Heiligen der Normannen im Mittelalter von Finn Magnusen; Nachrichten über alte Nordischer Schachsteine, veranlaßt durch einen wichtigen Fund von Lewis, einer der Hebridischen Inseln; über einen merkwürdigen Fund von Alterthümern der heidnischen Zeit bei Kathartinenhof in Liefland. Der Etatsrath Wertauff hat eine Erklärung die Nachrichten über den Norden bei einzelnen Griechischen und Römischen Schriftstellern.

Die Gesellschaft hat auch im vergangenen Jahre mehrere Werke, betreffend die alte Geschichte und Alterthums-kunde, empfangen, eingesandt von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, der Königl. literar. Gesellschaft in London, den Königl. Akademien der Wissenschaften in Lissabon und München, der geographischen Gesellschaft in Paris, der Antiquarischen und der Akademischen Gesellschaften in Berlin, Franckfurt, Halle, Kiel, Moskau, Prag, Rom, Stettin, der Leipziger Literatur-Gesellschaft, ferner von den Herren Anton, Newerkow, Bordmer, Graf Hardenberg, Baron Oxkull-Holmfeld, de la Roquette, Dumoulin, Sudendorf, Falbe, Falck, Flor, Galle, Gerdaet, Geiderg, von Hevesi, von der Hagen, Hanpt, Heymann, Jllgen, Jäck, Justi, Klinck, Lyngdbye, Klencke, Mirck, Molsmann, Minutoli, Nyerup, Neumann, Pfeiffer, Prantner, Pauli, Rudolphi, Schultes, Tiedeman, Thorup, Fischerkoff, Todemann, Ussorf, Wiellier, Wilhelmi und Wolff.

Die Einnahme der Gesellschaft betrug im Jahre 1835 in runder Zahl 3900 Reichsbankthaler, die Ausgabe fast eben so viel, mit Einschluß von 2900 Thlr., welche dem festen Vermögen der Gesellschaft zugeschlagen sind, so daß dieses nunmehr zu 19,000 Thalern Silbergeld angewachsen ist.

Unter solchen Umständen kann auch diesmal diese trefflich eingerichtete und besonders durch die Thätigkeit ihres beständigen Secretairs, Professor Rafn, so wen gedeihende Gesellschaft, mit Zufriedenheit besonders zurück auf ihre vorliegenden reichen Leistungen, als in eine vielversprechende Zukunft blicken.

v. d. Hagen.

Westindien.

Die Insel Cuba.

(Aus briefischen Notizen eines Franzosen.)

Als wir bei Havana lanteten, — es war ein Charfreitag, — hatten alle Schiffe in der geräumigen Bai ihre Flaggen aufgezogen. Mein Auge sah sich nach dreifardigen Flaggen um; allein ich konnte

kaum zwei oder drei derselben herauszählen. Mitten in diesem Gewühle von Fahrzeugen streckten die alten Schiffe des Spanischen Geschwaders, die man ausgebessert hatte, wie höhere Thürme empor. Tausende der dortigen Barken reihten sich längs dem Strande. Die breiten ungeheuren Zeitungen Mexico und Cadiz, deren Bastionen und Batterieen auf den Hissen zur Rechten des Hafens thronen, wehten ebenfalls mit flatternden Fahnen umflaggt. Eine Bevölkerung von 130,000 Seelen von jeder Farbe und Schattirung füllte die Straßen und öffentlichen Spaziergänge. Alle schienen befriedigt und vergnügt, die Freien wie die Sklaven. Die Negerinnen, welche in Havana nicht, wie in Neu-Orleans, durch Luxus-Gesetze beschränkt werden, trugen Seidenstoffe und Schleier. Statt der wenigen kupferrothen Schildwachen von kurzer Statur und noch kürzerer Bekleidung, aus denen die Garnison der Stadt Vera-Cruz besteht, fand ich hier Soldaten, deren schönes Aeußere, verbunden mit einer martialischen Haltung und einer bündigen Uniform — der Französischen genau nachgemacht —, mich lebhaft an die Französischen Elite-Regimenter erinnerte. Ich glaube nicht, daß die Garde Karl's X. in ihren besten Tagen vortheilhafter und imposanter aussah, als die Truppen der Insel Cuba.

Diese Spanische Kolonie treibt jetzt einen bedeutenden Handel. Der Andau der Kolonial-Produkte hat in den letzten funfzig Jahren große Fortschritte gemacht. Noch den Unglücksfällen in St. Domingo flüchteten Französische Kolonisten mit ihrer Betriebsamkeit hierher, und der Kaffee von Cuba ist jetzt so vorzüglich, wie der von St. Domingo in der blühendsten Periode jener Kolonie gewesen war. Als die Spanier noch über Süd-Amerika, Mexiko und theils Florida's herrschten, war Cuba eine Art Station oder diejenigen Verrathshaus. An der ganzen Mexikanischen Küste giebt es keinen einzigen schönen Hafen. Veracruzas ist in dieser Beziehung nicht besser daran. Die Passagen des Mississippi sind großen Kriegsschiffen nur selten zugänglich. Die Insel Cuba dagegen hat viele schöne Häfen, Buchten und Herrstraßen; außerdem beherrscht sie den Golf und seine beiden Eingänge — die Kanäle von Florida und Yucatan. Darum wurde sie das Rendezvous der Kriegsschiffe Spaniens in den tropischen Meeren. Die Spanier betrachteten Cuba nie als eine Ansiedelung. Welchen Werth konnte auch dieses Eiland für eine Nation haben, die einen ganzen Amerikanischen Continent, die Antillen und die Inseln Domingo's, Jahr für Jahr Spanier verwendeten Geld auf Cuba, ohne dafür zu sorgen, daß die Produkte der Insel sie schadlos hielten. Der Boden war so gut als unangebaut. Im Jahre 1760 war die Summe des exportirten Zuckers, die gegenwärtig 80 Millionen Kilogramme übersteigt, noch gar nicht der Rede werth. Der Stil, in welchem die Spanier Havana erbaut haben, mag von dem Charakter ihrer Etablissements auf dem festen Lande zeugen. Die Festungswerke sind einfachstarb; aber die Stadt selbst mit ihren niedrigen Häusern (obwohl man keine Erdbeben zu befürchten hat) und ihren engen und krummen Gassen erhält sich zu Mexiko oder Lima, wie eine Hütte zu einem Palaste. Die Kirchen haben nichts von der imposanten Größe und Pracht der Mexikanischen; sie nehmen sich vergleichungsweise wie Kapellen aus.

Der Spanier kennte den Werth der Insel Cuba erst schätzen, als der Verlust des Amerikanischen Kontinents sie aus ihrer trägen Sicherheit aufschreckte. Das Geschrei: „Tod den Spaniern!“ hatte von Californien bis Cap Horn seinen Widerhall gefunden. Selbst hatte im Süden triumphirt und Jturbide die Trennung Mexiko's vollständig gemacht. Die Spanier zogen sich nach Havana zurück, und man mit denselben Gefühlen, die Polen's Herz erfüllen mochten, als Rußland beitrat. Sie zahen das alte restriktive Kolonial-System auf, und seit der Zeit ist Cuba eine der blühendsten Kolonieen geworden. Bis dahin hatte die Insel dem Mutterlande jährlich an zwei Millionen schwere Piaster gekostet, aber vielmehr Mexiko, Spaniens Musterkind, war damit belastet gewesen. Jetzt bietet sie außerdem Millionen Piaster (nahe an zwei Millionen Thaler) in den Schatz des Königs von Spanien. Sie unterhält eine Garnison von 23,000 Mann, die ungefähr 12 Millionen kostet, und ein Geschwader — den ganzen Rest der Spanischen Flotte —, welches 8 Millionen absorbirt. Dabei verdient große Beachtung, daß auf der ganzen Insel keine direkte Steuer erhoben wird. Zwei Drittheile des öffentlichen Einkommens entspringen aus den Zoll-Gebühren, die größtentheils durch Cuba fließen.

Während der allgemeine Verfehr unter dem neuen System sehr erleichtert wurde, schützten besondere Maßregeln den Spanischen Handel. Es wurden Differential-Zölle eingeführt. So müssen die Spanischen Waaren, die jetzt unter Spanischer Flagge nur 6½ Prozent bezahlen, unter einer fremden Flagge 19½ entrichten. Ein ähnliches Regulativ schützt die Spanischen Kolonial-Erzeugnisse gegen ausländische Konkurrenz. So zahlt eine Pipe Canarien-Wein, wenn sie 5 Franken 82 Cents, während die Steuer für eine Pipe Bordeaux-Wein 45 Fr. 30 C. beträgt. Die Differential-Taxe auf feines Mehl ist 48 Franken per Tonne. Diese letztere Bestimmung hat die Amerikaner, welche jetzt beim Absatz ihres Mehles Schaden erleiden, zu einem Repressalien-Kriege bewogen, dessen Ergebniß noch unsicher ist.

Die Insel Cuba hat sich in den letzten zwei Jahren eines Staatshalters zu erfreuen gehabt, wie ihn die Spanischen Kolonieen selten besitzen — ich meine den General Don Miguel Tacon. Die Vorgänger dieses Mannes hatten ihre Autorität aus Indolenz brinabe zu einem bloßen Namen herabsinken lassen, und bei einer solchen Lethargie von Oben gewannen brutale Leidenschaften freien Spielraum. In den Umgebungen der Städte, besonders der Hauptstadt, trieben gefährliche Vagabunden ihr Wesen. Nach Sonnenuntergang hausten Räuber in den Straßen von Havana, und bei hellem Tage mußten Kaufleute, die legendwo Geld einkassiren wollten, eine militairische Eskorte sich miethen. Es ist fast unglaublich, daß die Einwohner solchen Unfug dulderten oder doch nur bei dem Gouverneur um Hülfe nachsuchten, der ihnen zur Antwort erwiderte: „Macht es, wie ich, und geht um sieben Uhr zu Bette, dann werdet Ihr nichts zu fürchten haben.“ Man bewaffnete sich nun, der Räuber bedurfte zu werden, und gerieth dies wirklich, so wurde sie durch ihre Richter oder Kerkermeister für ein paar Unzen Gold wieder in Freiheit gesetzt. Außerdem fürchtete man den Schwung der Gerechtigkeit noch mehr, als die Gewaltthaten der Räuber, weil jener Schuß enorme Summen kostete.

Kaum aber war General Tacon in Cuba angekommen, als er mit dafür Sorge trug, das Land von dieser Geißel zu befreien. Er ergriff ein unumwundenes Mittel, obschon einige Köpfe in seinem Rathe dagegen waren. Der Punto — dem öffentlichen Spaziergang bei Havana — zur Sonn ausgestellt wurden. Er gab ein Gesetz gegen das Herumtreiben und verbot sowohl Reichen als Armen, bei Gefängnißstrafe, verdeckte Waffen zu tragen. Zahlreiche Patrouillen zogen bei Tag und Nacht durch die Straßen. Vielen jenen verdächtigen Menschen zu und gaben ihnen, wenn er Waffen trug, ein Nachtmanöver auf der Festung. Im Verlaufe derselben Woche oder selbst schon am folgenden Tage wurden sie, genommene Individuum verhört; fand man Lasseide schuldig, so ließ man ihm gleich nach dem Urtheilsspruch Fesseln an die Füße. Wegen einen Räuber klagbar wurde, brauchte dem Schuß der Obrigkeit nicht ferner zu bezahlen. Die Militair- und Civil-Behörden machten der Gouvernour für die buchstäbliche Erfüllung des Gesetzes verantwortlich. Der wenigen Mitteln sich war es einem verurtheilten Banditen gelungen, aus seiner Haft zu entkommen. Der General machte die Entdeckung, daß einer Uebelthäter mit einem seiner Verwandten, einem Stabs-Offizier zu Havana, in Korrespondenz stand, und sogleich wurde dieser Offizier an die Stelle seines Schützlinge ins Gefängniß warfen.

Nachdem General Tacon in Havana und dessen Umgebungen an 2000 Vagabunden aufgegriffen hatte, ließ er die öffentliche Arbeiten vornehmen: sie mußten Straßen für die Landstraßen brechen, die Gossen in Stadt fegen, Chausseen, öffentliche Spaziergänge, Kais, ein große Gefängniß und eine Wasserleitung bauen, die Havana mit Wasser versehen soll. Demnächst schloß er die Spielhäuser und verbot selbst in Privat-Wohnungen das Monte, ein Spiel, dem die Spanier leidenschaftlich ergeben sind. Wer seine Reformen sich widersetzte, den belegte er mit Geldstrafen, Unterhalt der Gefängnisse Statuen. Auf diese Weise haben die meisten Verschönerungen und Verbesserungen, welche Havana und ganz Cuba dem jetzigen Statthalter verdanken, dem Staate keine Kosten verursacht. In diesem Augenblick wird unter Tacon's Aufspizen eine Eisenbahn angelegt, die von Havana bis Guines, eine entfernten Stadt im Innern der Insel, sich erstrecken soll.

Die Spanier sind ein ungeheures Volk, aber es giebt ihnen eine Eigenschaft oder vielmehr der Sinn fehlt ein wesentliches Werkzeug — die Communication. Sie lassen sich schwer davon überzeugen, daß es vortheilhaft sei, gute Landstraßen zu besitzen. Von Havana bis San Marco oder bis in den Zucker-Distrikt von Guines hätte man einige sehr herrliche Straße anlegen können, denn der Boden ist schon von Natur gleichförmig, und Steine giebt es auch in der Nähe. Dazu kommt noch, daß Havana an der Regierung von aller Einwirkung mit den Jnnern abgeschnitten ist: ein Zucker-Transport, der nur funfzehn Leagues weit herkommt, leidet auf diesem kurzen Landwege mehr Kosten als auf dem ungeheuren Seewege von Havana bis Europa. Die projectirte Eisenbahn wird also unermeßliche Vortheile abwerfen.

(Edinburgh-Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Tommaso Sgricci. Dieser berühmteste aller neueren Jtalienischen Improvisatoren, der vor kurzem in Florenz starb, hat nur ein Alter von 38 Jahren erreicht. Sein Talent war von der außerordentlichen Art, denn es erschwindete sich nicht auf den gewöhnlichen lyrischen Ergüssen über ein gegebenes Thema, sondern dehnte sich auch auf große dramatische Compositionen aus, die sowohl durch ihre Sprache als durch die Verwicklung der Jntrigue und die Zeichnung der einzelnen Charaktere einen Werth erhielten, der sie zu wahren Kunstwerken machte. Sgricci hat mehrere sinfaltige Trauerspiele improvisirt, von denen besonders seine „Bianca Capello“ und sein „Ezel Khan“ bei ihrer in Jahre 1824 das Pariser Publikum entzückten. Einige seiner improvisirten Dramen sind von Schnellschreibern nachgeschrieben und theils gedruckt worden, in welcher Gestalt sie nicht weniger gefielen, als mittelbar der ihrer Conception und Declamation. Seine berühmten Vorgänger Cortina, Jantaffini, Bandettini, Giovini und Andere, pflegten ausgearbeitete Leistungen hervorzubringen, denen seine Versuche, der Improvisatorien“ einen interessanten Bericht giebt, hat er alle in dem übertroffen, was die Jtaliäner „Extro“ (unmittelbare poetische Begeisterung) nennen. Die meisten Jmprovisatoren können sich von einer gewissen Affectation, der man das Gemachte anfleht, nicht ganz frei erhalten; dies aber hat Sgricci durch seine hochpoetische Natur entweder ganz zu vermeiden oder doch wenigstens auf sehr geschickte Weise zu verbergen gewußt. Der Ton, in welchen die improvisatorier, Herr Antonio Biadorri aus Siena, hat zwar diesen Vorzug nicht in gleichem Maße, wie der verstorbene Sgricci, aber er besitzt ein anderes Mittel, um seinen Leistungen ein sehr gefälliges Gewand zu geben. Der declamatorische Vortrag geht nämlich nur allzu leicht in Gesang über; da aber, wo diese durch den gegebenen Stoff noch um so natürlicher herbeigeführt werden können, nimmt Herr Biadorri zum Gesange seine Zuflucht, und wirft er durch den Reiz seiner umfangreichen Stimme und durch den Ausdruck der gewählten Melodie die Thränadme, die bei der bloßen Declamation leicht erkaltet wäre, auf längere Zeit zu fesseln.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentliche Erscheinung drei Nummern, Pränumerationspreis, Preis 22½ Sgr. 12 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 141. Berlin, Mittwoch den 23. November 1836.

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Astoria".*)

Das vorliegende Werk, dessen Titel wahrscheinlich manchen Leser einen Roman hat erwarten lassen, ist eines der vollendetsten, lehrreichsten, wahrsichsten Ergebnisse des anziehenden Amerikanischen Schriftstellers. Auf Thatsachen gegründet, die zu den merkwürdigsten und interessantesten in der Geschichte des Unternehmungen gehören, und ohne die mindeste Wahrheit zu gefährden, kann diese Erzählung dennoch, mit ihren überraschenden Episoden, merkwürdigen Figuren, dramatischen Begebenheiten und herrlichen Panoramen, in den romantischen Dichtungen gezählt werden. Sie enthält die Geschichte der Abenteuer eines Privatmannes, Herrn Astor, der eine Niederlassung an der Mündung des Columbia-Flusses auf der Westküste Nord-Amerika's zu begründen unternahm. Diese Kolonie wurde in Ihren ihres Stifters Astoria genannt; sie ging aber, nachdem sie den Briten in die Hände gefallen, ist unter dem Namen Fort George bekannt. Herr Johann Jakob Astor, ein Deutscher von Geburt, lies sich zu diesem Unternehmen theils durch den großen Erfolg der Britischen Pelzwerk-Compagnieen des Nordwesten und der Hudsons-Bay entlocken, theils durch die Vorstelle, welche, wie er glaubte, offenbar auf einer solchen Mißregel, sowohl in kommerzieller als in politischer Hinsicht, für die Nation entspringen müßten. Der Plan, den er entworfen hatte, war eben so großartig angelegt, als ehrgeizig berechnet. Er schlug vor, eine ausgedehnte Linie von Posten zu errichten, vermittelst deren man einen beständigen Binnenverkehr über den Kontinent von Amerika unterhalten und die man als Stationen oder Ruhepunkte für die mit den Indianern dasselbetreibenden Kaufleute, als Bollwerke gegen die Eingriffe der Engländer, benutzen könnte. Diese Posten sollten sich längs dem Missouri und Columbia und über die Kette der Felsengebirge erstrecken. Das im Innern gesammelte Pelzwerk sollte auf dem Columbia-Fluß nach Astoria gebracht und dort nach den östlichen Märkten eingeschifft werden, und die südlichen Schiffe sollten, mit Indianischen Waaren beladen, über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach New-York segeln und auf diesem Wege den und zurück einen regelmäßigen Verkehr unterhalten. In Verbindung mit diesem großen Plan wurden noch manche Nebenvortheile beabsichtigt, namentlich die Kolonisirung des westlichen Theils von Nord-Amerika; aber leider waren die Zwecke zu umfassend für die Mittel, die zu ihrer Verwirklichung angewandt wurden. Herr Astor wahrte die Bestreitung der Kosten ganz allein auf sich, denn obgleich die Regierung sein Unternehmen billigte und eine Gesellschaft zur Ausrüstung desselben zusammentrat, so lief doch die ganze Last auf den Urheber. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sache mißglückte. Darin war jedoch nicht etwa die Dürftigkeit der Hülfsquellen des Herrn Astor Schuld, denn er setzte ein bedeutendes Vermögen bei dem Gelingen des Unternehmens, sondern vielmehr eine Reihe von Unglücksfällen, die seine Pläne von Anfange an durchkreuzten, und die unvorhergesehene Ereignisse, eine Abenteuer erdichteten große Beschwerden und Entbehrungen, und Anschaffung der Schwierigkeiten, die ihnen im Wege standen, gelang es ihnen doch, eine Lösung Pelzwerk zusammenzubringen und jeden Falls die Ausführbarkeit des Planes zu beweisen. Unglücklicherweise aber wurde die Mannschaft des Fahrzeugs von einem Trupp Indianer ermordet, und so die erste Hoffnung der Spekulanten vernichtet. Der nächsten Reise, die nach Astoria unternommen wurde, stand ein eben so trauriges Schicksal bevor; das Schiff wurde von einem wüthenden Orkan überfallen und nach den Sandwichs-Inseln verschlagen. Ein dritter des Fahrzeug scheiterte, ehe es seine Bestimmung erreichte, und man vermuthet, daß die Mannschaft dieses Fahrzeugs, so wie die ersten Besitzer, in einem Gefechte, das sie mit den Indianern hatten, umgekommen sind. Ein vierter Versuch, der Eröffnung von einem Trupp Indianer erschlagen, ward endlich durch den Krieg vereitelt, der zwischen England und Amerika ausbrach, und der Astor's Hoffnungen auf einmal vernichtete.

Aber aber das Werk nicht selbst lieb, und sich seinen Beifall dadurch machen können, mit welchem Geschick und wie geistreich diese aufeinander folgenden Thatsachen verarbeitet sind. Die Hauptschwierigkeit, das denen der Verfasser schwebte, sind die Charaktere und Verhältnisse der Compagnie, die sich, als ein traurige Andeutung an die unglückliche Unternehmung, in Herrn Astor's Händen befinden. Washington Irvings's Verdienst mit den Mitgliedern der Hudsons-Bay-Compagnie, deren fürstliche Gastfreundschaft er oft genoß, und seine genaue Bekanntschaft mit den verschiedenen Klassen von Indianern, die in seiner Geschichte eine große Rolle spielen, gewährten ihm außerdem noch manche Vortheile, deren er sich aufs beste bedient hat. Die Schilderungen der widerwärtigen Reise, Abenteuer zu Lande und zu Wasser, das Ersteigen der Gebirge, die Fähre und neue Scenerie der unermeßlichen Steppen und rauhen Einöden, der Einrichtung von Hütten, unwiderstehlichem Humor und erschütterndem Pathos, die Gegensätze zwischen großartigen Charakteren und wilden Leben, die fortwährenden Kämpfe der Agenten, nicht nur gegen die wirklichen Hindernisse, die sich vor ihnen aufthürmen, sondern auch gegen solche, die sie sich selbst unter einander erwecken, das Alles ist mit solcher Wahrheit und Meisterschaft gezeichnet, daß man unter den in neuester Zeit erschienenen Werken kaum noch drei so unterhaltende Bände finden dürfte. In die eigentliche Erzählung sind eine Menge von untergeordneten Abenteuern verflochten, die, ohne den Zusammenhang und Verlauf der Geschichte zu stören, nur dazu dienen, die Haupthandlung um desto mehr hervortreten zu lassen.

In der Einleitung wirft der Verfasser einen Blick auf die Geschichte des Pelzhandels in den frühen Zeiten Amerika's, der eben so die eigenthümliche Beschäftigung des Nordens war, wie die Ausfuhrung und Bearbeitung kostbarer Metalle die des Südens:

„Der Pelzhandel war in der That die frühzeitige Nahrungs- und Lebensquelle der Kanadischen Provinzen. Da ihnen die kostbaren Metalle fehlten, die damals das Hauptziel des Amerikanischen Unternehmungsgeistes waren, so wurden sie lange Zeit vom Mutterlande vernachlässigt. Doch hat sie fanden die Französischen Ansiedelungen, die sich an den Ufern des St. Lorenz-Stroms niedergelassen hatten, daß ihnen der Pelzreichthum des innern Landes eine Quelle des Gewinns bardet, die fast mit den Bergwerken Mexiko's und Peru's wetteifern konnte. Die Indianer, noch unbekannt mit dem eingebildeten Werth, der einigen Gattungen von Fellen im civilisirten Leben beigelegt wird, brachten die kostbarsten Arten in Menge herbei und vertauschten sie gegen Europäische Spielereien und oberflächliche Waaren."

„In der wirthbaren Pflege in der Nähe der Ansiedelungen bald selten wurden, so fanden die Indianer ihre Umgegend sich angesponnt, ihre Jagdzüge weiter auszudehnen; gewöhnlich hatten sie auf diesen Expeditionen einige von den Händlern oder ihren Unterarbeitern zu Begleitern, die alle Beschwerden und Gefahren der Jagd theilten und sich zugleich von den besten Jagd- und Jagd-Revieren. Diese mit den entferntern Stämmen bekannt machten, welche letzteren von ihnen aufgenommen wurden, ihr Pelzwerk nach den Niederlassungen zu bringen."

„Durch diesen Handel entstand allmälig eine neue, besondere Klasse von Menschen, die man canoeurs des bois, Waldschiffer, nannte: neugefängliche Leute, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleitet und vorliegende Landstriche und Ströme kennen gelernt hatten, und die nun, so zu sagen, Kaufleur der Wildniß wurden. Diese sind, theils rüstigen in Kähren, die mit Waaren, mit Waffen und Schießbedarf wohl versehen waren, von Montreal aufzubrechen, die labyrinthisch sich schlängelnden Flüsse hinaufzufahren, an den Gestaden der fernsten Seen entlang zu segeln und unter den Eingeborenen neue Verbindungen und Gewohnheiten zu wecken. Manchmal verweilten sie Monate lang bei ihnen und eigneten sich dann mit der gastfreundlichen Freigebigkeit ihren Geschmack und ihre Sitten an, indem sie sich sogar bald Indianisch kleideten und nicht selten eine Indianerin zum Weibe nahmen."

„Zwölf, fünfzehn, achtzehn Monate vergingen oft ohne Nachricht von ihnen die sie auf einmal, in vollem Jubel und ihre Beute mit Bibersellen schwer beladen, den Ottawa brennteingefahren kamen. „Stammt, unsere Einer!", sagt ein alter Pelzjäger, „wenn er Ehe, wie leicht diese Pausiren leben, wenn sie zurückkehren; wie sie schwanken und spielen, und wie verschwenderisch sie nicht nur in ihrer Kleidung, sondern auch gegen ihre Lieblen sind. Die Verbleibenden haben noch so viel Vermögt, daß sie sich bäldich in ihre Häuser zurückziehen oder die Jungzeiten treiben es gerade so, wie die Ostindienfahrer und die Piraten zu thun pflegen; sie prassen, trinken, essen und verschwenden, so lange sie noch einen Heller übrig haben, bis sie sich verkaufen sie selbst ihren Schmuck, ihre Tressen und Kleider. Ist dies geschehen, so sind sie, um ihren Gläubigern wissen, genöthigt, eine neue Reise zu unternehmen."

„Um diesen Mißbräuchen zu wehren und den Pelzhandel gegen mancherlei Umbilden zu schützen, welche diese losen Abenteurer verüben, wurde ein Gesetz von der Französischen Regierung erlassen, der Jedermann bei Todesstrafe verbot, ohne Erlaubniß nach dem Innern des Landes Handel zu treiben."

*) Astoria, or Kotterprise beyond the Rocky Mountains. (Astoria oder die Unternehmung jenseits der Felsengebirge.) 3 Vol. Rew-York und Boston, 1836.

Digitized by Google

„Diese Erlaubniß wurde von den General-Gouverneur schriftlich ausgefertigt und anfangs nur achtzehn Personen beschränkt, die durch Unglück um ihr Vermögen gekommen waren; arme Offizier der Armee, die für Familien zu sorgen hatten, oder ihren Wittwen. Jeder Erlaubnißschein gestattete die Ausrüstung zweier großen Böte mit Waaren für die See, und es sollten nicht mehr als fünfundzwanzig solcher Lizenzen jährlich angestellt werden. Nach und nach aber wurden auch Privat-Lizenzen ertheilt, und die Zahl nahm rasch zu. Wer nicht selbst eine Expedition ausrüsten wollte, konnte seinen Schein an die Kaufleute veräußern; diese bedienten sich der coureurs des bois oder Waldschwärmer zur Unternehmung der langen Reisen auf Actien, und so wurden die Mißbräuche des alten Systems von neuem begünstigt und unterhalten."

„Die frommen Missionaire, welche die katholische Kirche zur Bekehrung der Indianer aussendet, theilen Alles, was in ihrer Macht stand, um der Wiederkehr entgegenzuwirken, der von diesen Leuten im Herzen der Wildniß verachtet und verbreitet wurde. Oft sah man die katholische Kapelle neben dem Handelshause sich erheben und ihren Thurm, mit dem Kreuz auf der Spitze, mitten aus einem Indianerdorf an den Ufern eines Flusses oder Sees emporsteigen."

„Endlich kam man es überein, zum Zusammenfluß von Stürmen und Seen beschäftigte Posten zum Schutz des Handels und zur Bändigung jener Frevler der Wildniß zu errichten. Der wichtigste darunter war der Posten zu Michillimackinac, an der gleichnamigen Meerenge gelegen, die den Huronen-See mit dem Michigan-See verbindet."

„Der Französische Kaufmann auf seinem Handelsposten war in jenen seligen Tagen Kanada's eine Art von Handels-Patriarch. Bei den losen Sitten und der unbändigen Abenteuerlichkeit seines Volkes verschmiedete sich eine kleine Welt von Leidenschaft und Unfug um ihn. Er hatte seine Handlungsdiener, seine Bootsleute und Anhängsel aller Art, die mit ihm auf ganz vertrautem Fuße lebten und ihn stets bei seinem Taufnamen nannten; er hatte seinen Harem von Indianischen Schönheiten und seine Heerde halbwilder Kinder; auch fehlte es nie an einem Schwarm bettelungrigender Indianer, die sich an der Pforte seiner Wohnung drängten und in der Zwischenzeit ihrer Jagdzüge auf seine Kosten aßen und tranken."

„Die Kanadischen Handelsleute", fährt der Verfasser fort, „hatten lange Zeit Jagerische Fledenbüßer an den Britischen Kanflenten zu Albany, Fort, die den Indianischen Jäger und den coureur des bois noch ihren Posten hinderten und mit ihren unter günstigere Bedingungen handelten." Diesen andere feindliche Konkurrenz, erhielt ihnen in der im Jahre 1670 von Karl II. privilegirten Hutions-Bay-Compagnie. Im Jahre 1762 verloren die Franzosen den Besitz von Kanada, und der Handel fiel nun hauptsächlich den Engländern in die Hände, doch herrschte in anfangs noch gebieten zu sein scheint. Doch im Jahre 1783 wurde durch Privat-Opposition sogar noch mehr Lebhaftigkeit und Thätigkeit hineingebracht. „Als Folge des Krieges", sagt Lord Selkirk, „hatten sich Verwüstung, Blutsäufe und Raubereien in den Indianischen Jägern und um die Handelshäuser gezogen", schreiben die Wittwen der berühmten „Nordwest-Compagnie", die Washington Irving dinstlichst des Umfangs ihrer Macht und der Pracht ihrer Einrichtungen mit jenem Kongreß in Lendenhall-Street vergleicht, der so lange über die Schöpfung Ordnung schaffte! Ihre Handlungsweise bildete ein Netz von Handels-Artikeln zur Montreal und Quebec, und hielten zur Erleichterung ihrer Geschäfte jährliche Zusammenkünfte in Fort William am Oberen See, bei denen es überaus festlich und luxuriös herging.

Es ließ sich kaum erwarten, daß man eine Gesellschaft, die gleich solches Glück hatte, ihr Gebiet ungestört mit vollen Händen weiter ernten lassen. Bald darauf wurde denn auch von einigen Britischen Kaufleuten die Mackinaw-Compagnie gegründet, die zum Zweck hatte, den Pelzhandel nach den südlichen und westlichen Distrikten der Staaten auszudehnen. Die Regierung hatte unterdessen diese Operationen mit wachsamem Auge verfolgt, und schon im Jahre 1796 schickte sie eigene Agenten ab, um an der Indianischen Grenze Handel zu treiben; diese erwiesen jedoch nicht viel, der Thätigkeit der Privat-Unternehmer das Gleichgewicht zu halten. Den Anstrengungen eines einzigen Mannes sollte es gelingen, der Einfluß jener Gesellschaften aufzuwiegen, und dieser Mann war der Deutsche Astorianer, Herr Astor, dem die Natur, statt Häuser und Schätze, Scharfsinn und Selbstvertrauen, als ein noch besseres Erbtheil, verliehen hatte, der seine Landsaaten mit dem Vortheil begann, sich ein genaues Verhältniß zu erwerben, und die Lücken, die sich auch ansfüllen. Im Jahre 1794 oder 1795 schloß Herr Astor seine Kontrakt mit den Agenten der Nordwest-Compagnie, die vor, kraft des Vertrages mit Großbritannien, Pelzwerk in die Vereinigten Staaten einführen und von da nach allen Gegenden der Erde verschicken konnte.

Im Jahre 1807 waren die Mittel des Herrn Astor schon so angewachsen, daß er den Handel ganz allein auf seine Rechnung führen konnte, da er jedoch fand, daß er für seine einzelne Person kein erfolgreiche Opposition gegen die Mackinaw-Compagnie organisiren könne, so erweiterte er sich im Jahre 1809 von der Legislatur des Staats New-York einen Freibrief zur Begründung einer Gesellschaft unter den Namen „Amerikanische Pelz-Compagnie", konnte im Jahre 1810 seine Hauptbesitzer von der Mackinaw-Compagnie aus und verschiedenen seine eigenen Geschäftsfreunden und diesen Anlaß zusammen in eine neue Association, die „Südwest-Compagnie". (Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Briefe in Neapel, Rom und Florenz.

(Schluß.)

Indessen verschlimmerte sich Tasso's Gesundheitszustand von Tage zu Tage, und zu seinen Leiden gesellte sich immer noch einer, das ernsthafteste. Er sagte, das am liebsten eingenommene — das Ehegelübde. Er fühlte keine Neigung mehr, sich zu verheirathen, und dachte daran, in den geistlichen Stand zu treten: zu diesem Zweck schrieb er sogar an den Kardinal Cosenza, den er um eine Abtei bat, die durch den Tod des Abtes Albano, ihres gemeinschaftlichen Freundes, vakant geworden war. „Wenigstens", sagte er, „werde ich an diesem Orte Trost für einen so tiefen Schmerz finden." In gleicher Zeit bewarb sich Torquato aber auch um ein Zimmer im Vatikan, „weil seinen obenerwähnten Rufenthalt für den, der nach Ehren sterbt, mit seine schönere Wohnung für den, der ein geschworner Feind alles schmutzigen Behandlungen ist, sieht." — Unglücklicherweise wurden seine Wünsche nicht erfüllt.

Indessen verließ Tasso Monte Oliveto, begab sich auf einige Zeit zu seinem Verwandten Alexander Gonsi, verweilte von diesem die schöne Villa Colonna, und machte sich auf den Weg nach Rom. Allein und arm, war der Dichter die Freischeide der lästigen Unterscheidungen vor Zollbeamten, die ihm ein Käschen, für welches die verlangten 4 Dukaten nicht zahlen konnte, einbehielten. So kam er mißvergnügt und seines Lebens überdrüssig nach dem Palaste Scipios Gonzalvos, wohin er sich, „wie der Wanderer, der bei schlechtem Wetter im Schoos dauf auf die rückkehrende Heiterkeit des Himmels wartet", in solchen Stimmungen zurückzuziehen pflegte.

Ich weiß nicht, ob Torquato's große Aufpeitsche, sein unruhiges Wesen, seine trübe, oft mürrische Stimmung die Gemüth des Kardinals erschöpften, genug, kaum hatte sich der Dichter in dem Palaste Seiner Eminenz häuslich niedergelassen, so schrieb er auch an den Pater Odoli, der vor kurzem zum Abt des Klosters Santa Maria in Navora ernannt worden war, und bat ihn dringend, ihn aufzunehmen. „Ich erobere jetzt in einer Stadt", sagte er ihm, wo Alles sehr theuer ist, wo ich aber können, die mir beiden könnten, durchaus nicht ihrent bin, und deraach sind meine Bedürfnisse unbefriedigt geblieben." Pater Odoli bewirthete unseren Tasso und nahm ihn mit sich in sein Kloster.

Selbst in Santa Maria in Navora, wo Torquato liebevoll aufgenommen, gefeiert, geliebt wurde, verließ ihn seine traurige Stimmung nicht, und nur das Studium gewährte ihm einige Zerstreuung. Er hatte die Idee, alle seine zerstreuten Werke zu sammeln und sie mit den Privilegien der verschiedenen Italiänischen Staaten in einer vollständigen Ausgabe erscheinen zu lassen, um einigen Nutzen daraus zu ziehen. „Und dann", sagte er, „möchte mit dem Alter auch die Eitelkeit; benauch nämlicher er, daß diese Eitelkeit der Welt verborgen bleibe. weil ich glaube, daß sie schon zur Erlösung der geistlichen Bäder nach denen er noch immer strebte, hinderlich sein."

Zu dieser Zeit schrieb er auch eine Abhandlung zu Ehren der Bedeis, deren er in seinem Gespräch „del piacer onesto" das Prädikat „Erzamen" beigelegt hatte; sie konnten ihm das niemals ganz verzeihen und erklärten, daß er durch seine zeitige Lobrede seine früher Anklage widerrufe. Ein Brief, den Torquato an den Kardinal Albano aus der Heirath des Großherzogs mit Katharina von Lothringen mit die seines Neffen, des Herzogs von Braccano, mit Flavia Peretti, endlich verfaßte er seinen Dialog „le Gnade", und um ihn leichter zu lassen, wandte er sich an Pavio, über den er sich am unsinn beklagen zu müssen glaubte. Er war ein trauriger Brief, den er ihm in diesem Briefe, in diesen Dialogen, die er ihm schickte, sah er sich noch weder den Freund noch Feind Gn. Herrlichkeit nennen kann, der Freundschaft setzt sich Ihr Wille und der Feindschaft mein Widerstand entgegen, das mich verdammt, Ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, während ich Ihnen gern den Krieg erklären möchte. Ich möchte also der Macht der Verdammtheit und dieser Gn. Herrlichkeit, meinen Dialog über die Gnade, „der nicht gefallen dürfte genannt, ferdern und dem verteufelten ergeben ist", noch genauer lesen lassen, und das ist abermals mein Unglück, welches mich zwingt, gegen eigener Lobredner zu setzen, denn schändet keine Hoffnung, daß irgend Einer meiner Schrift Gerechtigkeit widerfahren lasse; sie schweigen hier sep es aus Unwilligkeit oder Bosheit, oder aus beiden Gründen."

Erschöpft von einem Fieber, welches der Monate währte, gelangweilt von seinem Leben überhaupt, verließ Tasso das Kloster Santa Maria in Nuova, um zu Scipio Gonzago zurückzukehren; aber hier erwarteten ihn neue traurige Kränkungen. Scipio war im Juni nach den Bädern von Tostana abgereist und hatte den unerschütterten Geschäftsfreund, „durch einen natürlichen Instinkt jeder am Hofe sein Herrn anzuschmiegsamer Mann unerträglich war", als Verkauf des Hauses zurückgelassen. Man kann sich denken, daß Torquato, der so genau in solche Dinge einging, sich über diesen Befehl ärgerte, und Kündigungsschreiben, der Herzog von Mantua ihm schickte, verunruhigten, rechte und rechts ihn, so viel er konnte, warf ihm unaufrichtig seine Schuldeit und Mißhandlungen vor und brachte es dahin, daß Torquato das Haus verließ.

Da irrt nun der verlassene Unglückliche, ohne Niederungsschaft, ohne Wäsche, in der gliederdünn Hitze, vom Fieber ergriffen, von Krankheit entsetzlichen in den Straßen umher; sein Mantel, seine Hut, sein Degen, nur mit der größten Mühe findet er ein Obdach, „und dennoch", sagt er, mit Bitterkeit über seine eigene Lage spottend, „mit Alle gemeinen vortrefflich gehen, wenn man auch nur nicht, wie einen Hund, auf seiner neuen Wohnung treibt." Zum Glück kachte doch noch Jemand an ihn. Costantini, der in der Dienste Fabio Gonzago's, getreten war, bot für ihn 150 Dukaten von dem Manne, und der Pater Odoli, dieser unermüdliche Freund, suchte ihn in seiner brüderlichen Wohnung auf, tröstete ihn, sprach ihm Muth ein und führte ihn fast gegen seinen Willen, mit sich in sein Kloster. Aber Tasso benachrichtigt jetzt nur noch als ein alten Demüthigungen gewohntes Wesen, er jittert bei dem Gedanken, daß auch die verschiedenen Geschichten, wie die Kardinäle, endlich seines Unglücks theilnehmig werden könnten, daß er auch hierin durch Beschwerlichkeiten die ihm erwiesene Gnade seiner

*) Rama, Lettere scritte dal Marator.

Digitized by Google

müsse; unterdeß, von ungewisser, quälender Angst gemartert, sieht er aus Santa Maria und geht zu ein Hospital, welches der Vetter seines Vaters, Jakob Tasso, für die armen Einwohner des Bezahne gegründet hatte. Hier besuchte ihn sein Neffe, Alexander Serfale, der oben aus Candia zurückgekehrt war; er fand den unglücklichen Torquato sehr krank, aber nicht im Bette liegend, denn er hatte Niemand, sich bedienen zu lassen. In diesem jammervollen Zustande steht er sich abermals gezwungen, die Hülfe Anderer in Anspruch zu nehmen; er bittet Horaz Feltro, er beschwört den Grafen von Palena, ihn nicht zu verlassen; man schickt ihm 15 Goldstücke, und Palena beschränkt, daß ihm „nach und nach“ 100 Skudi ausgezahlt werden. Trotz dieser Geschenke ward Tasso's Stimmung von Tag zu Tage trüber; er klagt seine Freunde der Knauserei an und schreibt ihnen endlich: „Es ist nicht allein Gefälligkeit, Höflichkeit, wenn Ihr mich unterstützt; es ist Warmherzigkeit und christliche Liebe.“ Er wünschte, einen jungen Mann zu finden, der ihm aus Freundschaft diene; einen Kardinal, der ihm Hülfe leiste, ohne es schon nach einigen Tagen zu bereuen. Er bereute die wahren oder falschen, begründeten oder unbegründeten Lobsprüche, die er jemals Anderen gespendet hatte, seine Seele von dieser Zeit sich mit Bluteuren Herzen geschrieben und athmen Bitterkeit und Verzweiflung.

Interessen drangen Vincent und Fabio Gonzago und Costantini in Tasso, nach Mantua zu gehen. Torquato zögerte; „er hatte kein Vertrauen mehr zu den Menschen: er bebte vor dem Gedanken an Glück zurück; er konnte Niemand finden, der ihn röstete, und mochte erkennen, was ihn zur völligen Verzweiflung gebracht hatte“; auch mußte er, die Wahrheit zu gestehen, an seinen Kleide Pelzwerk und seine Kleidungsstücke haben, denn die jetzigen waren bald zerissen (unexplicable). und er entschloß sich, Mario um Geld zu bitten! Man hatte ihm, auf der Klosterzelle des Pater Grillo, eine Professur an der Universität von Genua angeboten; sollte man nicht glauben, daß Tasso es schnell wie möglich diesem sicheren, ehrenvollen Zufluchtsort entgegenreiten werde, um der bitteren Armuth, dem Elende zu entgehen, mit seiner in den Straßen Roms und am Hofe Mantuas wartete? Das ist ein schöner Platz für sein Genie! Hat er den Zustand vergessen, der sich in seiner Jugend um Sigonius und Robertello's Lehrstuhl erstreckt? Erdenkt er nicht mehr des hohen Einflusses, den sie ausübten, des enthusiastischen Beifalls, der ihnen ward? Warum sollte er diese Stelle nicht annehmen? Aber nein; 400 Goldstücke, was sind sie, wenn sie eine ganze Summe, die ihm als Gratification verbrochen wird, zerfließen ihm nicht, ihm, der nahe daran war, vor Hunger zu sterben! Er wollte noch eine Anlage zur Unterhaltung zweier Diener und verschiedener anderer, unumgänglich nothwendiger Sachen, wie es sein Vater gehabt hatte; „und gewiß“, sagte er, „würde man mir Alles bewilligen, wenn es in der Welt noch ein Gefühl für Ehre oder Gerechtigkeit gäbe. Ich hoffte“, sagte er bitter, „mir 400 Goldstücke zu verdienen, wie der Leser sagt, Summe, die ihm als Gratification verbrochen wird, zerfließen ihm nicht, ihm, der nahe daran war, vor Hunger zu sterben! Er wollte noch eine Anlage zur Unterhaltung zweier Diener und verschiedener anderer, unumgänglich nothwendiger Sachen, wie es sein Vater gehabt hatte; „und gewiß“, sagte er, „würde man mir Alles bewilligen, wenn es in der Welt noch ein Gefühl für Ehre oder Gerechtigkeit gäbe. „

ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Bibliomanie, sondern durch die Genauigkeit des in der Ueberschrift genannten Werkes (neben einigen anderen weniger interessanten) und die darüber gegebenen Nachrichten auch in bibliographischer Hinsicht Beachtung verdienen — wenn derselben eine weitere Verbreitung zu Gunsten wäre.

Interessen hat bereits ein Referent der Allgemeinen Zeitung, in der das betreffende Factum diese Geschichte erzählt wird, die Betheiligung angekündigt und dieser Verwunderung mit Gründen unterstützt; das Ganze möchte der Erfindung eines jungen Pariser Romanciers gleichen.

Dafür halten auch wir die ganze Erzählung, und was jenes darin erwähnte Werk betrifft, so glauben wir, nicht nur den Katalog eines Pariser Buchhändlers, sondern auch den Verfasser den Titel desselben und einen Theil seiner Nachrichten gesehen zu haben, sondern glauben auch, dennoch zu können, daß jenes Werk in Spanien selbst keineswegs für so selten gehalten werde, wie es in der Erzählung mit dem Katalog gemacht wird. Da es sich dabei um ein rumer bekannt seiendes, wenig bekanntes und nützliches Werk handelt, so hat wir an Interesse der Bibliographie anzuhalten, als dies für dasselbe Zeit gewonnen wäre.

Man erinnere sich, was von dem angeblich auf einer Bücher-Auction in Barcelona vorgekommenen Exemplare jenes Buches in der Gazette des Tribunaux erzählt wird. Es war, heißt es, die erste im J. 1482 erschienene Ausgabe, und von Lambert Palmart, der die ersten Druckereien in Spanien einführte, besorgt. Es galt für das einzige noch vorhandene Exemplar. (Später scheint sonst der Revolutionär Bibliomanie Hermit aus dem Katalog dieser Pariser Buchhandlung, daß sich in Frankreich noch ein zweites befindet.)

Wir meinen den an bibliographischen Seltenheiten so reichen Katalog der Pariser Buchhandlung (früher in Leoteen) Salvá: A Catalogue of Spanish and Portuguese books, with occasional literary and bibliographical remarks, by Vincent Salvá. Part I. 2. London, 1826 — 1829. 8vo. (1 Vol.), dessen Vornamen anderen auch mit dem Namen des Bibliomanen derselbe. — Darin ist unter Nr. 3015 eine aus fünf gleichförmigen Bänden in Folio bestehende Sammlung aller auf die Furs und Verhandlungen der Cortes des Königreichs Valencia bezüglichen Documente verzeichnet, deren erstes drei in Valencia 1482 erschienen, Lambert Palmart gedruckt. Einzigster der Furs del regne de Valencia, und deren letzte das: Aureum Opus regalium privilegiorum civitatis et regni Valentiae. Valentiae, 1515. (Den letzten letzten, Panzer unbekannten Werke beigt auch die diesige Königl. Bibliothek ein ganz eidaltenes Exemplar.) In Betreff auf das erste bemerkt Herr Salvá: Von dieser ersten Ausgabe, die von Villarroya im Anfange seiner Abhandlung über die Anfänge der Buchdruckerkunst in Valencia erwähnt werde, sey kein zweites Exemplar bekannt. Weder Mendez, noch irgend ein anderer Bibliograph (aber doch Villarroya!) habe ihr gedacht. Was er dem Mendez darauf in den Mund legt, können wir in dem Buche selbst nicht finden. Die Sammlung, zu der diese Ausgabe bei Salvá gehört, stammt aus der Bibliothek des oben genannten Villarroya zu Valencia, der, im Begriff mit dem Verkaufe derselben, diese neue Ausgabe mit Kastilianischer Uebersetzung drucken lassen wollte; und Herr Salvá verlangt das für nicht weniger als 30 Pfd. Sterl., ein übertrieben hoher Preis.*)

Daß Herr Salvá also nicht der Erste, der dieses Buches erwähnt, sondern vielmehr Villarroya, das ergiebt sich aus seinen eigenen Worten. In welcher Weise ferilich dasselbe von Villarroya erwähnt, mag hier mitgetheilt werden. Villarroya's Abhandlung ist ziemlich unbekannt; deshalb stehe hier der vollständige Titel derselben: Joseph Villarroya, Disertacion sobre el origen del nobilisimo arte tipografico y su introduccion y uso en la ciudad de la Valencia de los Edetanos. Valencia, 1796. 4to. Bekanntlich ist Valencia diejenige Stadt Spaniens, wo zuerst gedruckt wurde. Der erste Buchdrucker daselbst war nach unser Aller Palmart; es darf also Wunder nehmen, daß ein bestimmtes Datum gedruckter Buch aber sind die: Obres é trobes, les quals tracten de labors de la sacratissima Verge Maria. Valencia, 1474. 4to., das in fast allen bibliographischen Werken mit falschem Titel, und fälschlich unter: Fenollar, aufgeführt wird.) Herr Salvá ist aber auch nicht einmal der Zweite, sondern wenigstens erst der Dritte, der dieses Buch genannt, und sein Exemplar besitzen wohl nicht das einzige.

Kannte Herr Salvá nicht, oder wollte er vielleicht nicht kennen die in Juan Pastor Fuster's (Buchhändler in Valencia) Biblioteca Valentina de los escritores que florecieron hasta nuestros dias con adiciones y comiendas á la de Vicente Ximeno. Tom. I. (Valencia 1827. 8vo.) Seite 32 u. f. gegebene ausführliche Beschreibung dieses sehr so merkwürdigen Werkes (oder, wo nicht so, doch gar sprechbare). — Sie ist ohne Titelblatt und Blattzahlen und beginnt mit den Worten: En aquest libre son continguts las furs é ordinations fetes per los gloriosos reys de aragó als regnicols del regne de Valencia u. s. w. Wie die Furs selbst nämlich, so sind auch diese Worte im Limosinischen Dialecte geschrieben und wörtlich im Kastilianischen also wiederzugeben: En este libro se contienen las fueros y ordinaciones hechas por los gloriosos reyes de Aragon á los regnicolas del reino de Valencia. Das Buch enthält die Fueros der Könige Jaime I., Pedro I., Jaime II. u. s. w. bis auf der Könige von Valencia, die seit dessen Eroberung als Cortes berufen, ohne alle chronologische Ordnung. — Die ihrer genauen Anordnung nach abgetrennte Schlußschrift, desgleichen den limosinischen Dialekte, besagt unter Anderem, daß Gabriel de Rivaveta, ein Valencianischer Jurist, diese nach oder nach einer genauen Abschrift in auf dem Statthause zu Valencia aufbewahrten Original-Handschrift besorgt habe auf Befehl des Gabriel Luis de Rivove, der damals in jene Stadt als hohe Stelle eines Justizia bekleidete; gedruckt aber sey so von Lambert Palmart, einem Deutschen, im Jahre 1482. Wenn es die Worte richtig verstehen, so erhielt der Drucker dafür 300 Sueldos Obgleich Herr Fuster, wie es sonst häufig zu thun pflegt, hier kein bestimmtes Exemplar angiebt, auch keine der Beschreibung gemacht, so ist doch kein Zweifel, daß ihm ein solches vorgelegen; ja, er erwähnt einmal so davon, als wären ihm mehrere Exemplare durch die Hände gegangen. In algunos volumenes, sagt er, se hallan unidas y colocadas las Córtes celebradas por — Fernando en la Ciudad de Orihuela en 1488, y en la Villa de Monzon, en 1510; sin mas conexion con la obra anterior, que la de hallarse empastadas juntamente. Der Beschreibung zum Fuster folgt eine Nachricht über eine alte und wertvolle Handschrift dieser Fueros von einem Herrn Borrull in Valencia. Bemerkt sey endlich noch, daß Herr Fuster an einer Stelle seines Werks nur neue Buchdrucker-Geschichte von Valencia versprecht.

Daß wir damit schließen wir diesen Artikel, in der der Curiosität in Bibliomanie die Veranlassung gab, und empfehlen wenigstens das darin beschriebene Buch der Beachtung künftiger Bibliographen, namentlich etwaniger Nachfolger von Ludwig Hain, Verfasser des Repertorium bibliographicum, mit dessen so eben erschienenem letzten Abtheilung die Leitzsche Verlagshandlung allen Bücherfreunden ein eben so angenehmes als unerwartetes Geschenk gemacht hat.

Berlin. J. Spbel.

Mannigfaltiges.

— Kunstsinn in England. Das Englische Parlament hat während seiner letzten Sitzung ein Comité ernannt, „das sich mit einer Prüfung des zweckmäßigsten Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen der Kunst und namentlich der Elemente des Zeichnens" beschäftigen soll. Man sieht in England den Mangel an Kunstsinn im Volke und möchte doch gern auch in dieser Beziehung hinter den drei andern großen und gebildeten Nationen Europa's, den Deutschen, Franzosen und Italienern, nicht zurückstehen. Man hofft diesen die geographische Lage, das Bedürfniß und der Neigung so entschieden günstig zu Förderung rein materieller Interessen sind, wie in England und noch mehr in Nord-Amerika, da läßt sich der Sinn für die idealen Zwecke der Kunst kaum werken, geschweige denn immer noch und lebendig erhalten. Wenn die Poesie hiervon eine Ausnahme macht, so ist wohl darin der Grund zu suchen, daß sie eine mehr angeborene als erworbene Kunst ist. Der Dichter bedarf weder einer Schule noch der Muster, um sich außer sich, noch eines im Volke verbreiteten Kunstsinnes zum Verständniß seiner Werke. Diesen durch künstliche Mittel hervorrufen wollen, scheint eine Aufgabe zu sein, über die man noch nicht ins Klare mit sich gekommen ist. Denn nicht die Museen und Gemälde-Gallerien Italiens und Deutschlands haben hier den Kunstsinn, sondern umgekehrt, dieser hat jene geschaffen. Und doch scheinen man in England zu glauben, daß nur die Wirkung Roth thue, um auch gleich die Ursache herbeizuschaffen. In dem Berichte des oben erwähnten Comité heißt es: „Nichts giebt dem Auslande einen größeren Vorrheil über Großbritannien, als seine zahlreichen Kunst-Gallerien, die dem Volk eine Bildung öffnen sollen. Die größeren Städte Frankreichs und Deutschlands sind in dem Allgemeinen mit Recht zu beneiden, und können uns kaum einen einzigen rühmen. Unsere Ausstellungen, wo es deren giebt, scheinen nur von Zeit zu Zeit wieder, sind nur gegen die Einreisenzeit beschränkt und enthalten auch fast nur neuere Werke. Bei solchen Ausstellungen ist der Vermuse natürlich ausgeschlossen, und bald verjüngt, der jedem kaum, hat doch nur selten den Genuß, vollkommen Muster der Schönheit zu betrachten und damit die reinen Grundsätze der Kunst in sich aufzunehmen. Selbst der Besuch der Privat-Gallerien hat dieselben Nachtheile, und überdies die Schwierigkeit, die Erlaubniß dazu zu erhalten. Es ist daher nothwendig, für die Errichtung öffentlicher Gallerien für das Volk so viel als möglich begünstigt werden, so könnten Abgüsse der besten Statuen-Werke von der Hauptstadt sehr leicht nach den verschiedenen Provinzialstädten gesandt werden. In Paris werden solche Abgüsse unter der Aufsicht eines Künstlers ungemein wohlfeil hergestellt, und die Schönheit, die sie verschiedenen Werke darstellen, festlich wird zum Besten des Publikums ausgegeben." — Wir möchten das Comité, das diesen Vorschlag macht, fragen, warum denn Manchester, Liverpool, Birmingham und andere gewerb- und geschäftsreiche Städte, die dieser nicht einmal für das Theater, geschweige denn für die minder sinnlichen Künste, Neigung und Geschmack gefunden haben, warum sollen wir, gerade diese durch die Anschauung von Kopf-Abgüssen und Gemälde-Gallerien Kunstsinn erwecken wollen, da doch die Hauptstadt, das an Kunstschätzen so reiche London, trotz aller Napoleonischen Kunst- und Siguischen Marmorwerke, die es besitzt, noch keinen Einfluß seiner Art auf seine Einwohner geübt hat, die an Kahl denen des ganzen Königreichs Sachsen gleichkommen? Tyrus und Karthago waren eben so wenig Kunst-Städte, als es Hamburg oder Ostersund jemals werden dürften. Das reiche England aber zählt nur solche Städte, wie Tyrus und Karthago, Hamburg und das in dem gewerblichen Wupperthale immer mächtiger aufblühende Elberfeld.

*) So bestet Herr Salvá die Original-Handschrift sein sauber geschriebener Quartband von etwa 300 Seiten bei zweierlei Theis von Medina, Typographia Española, und jordert dafür 30 Pfund Sterling. Schwerlich möchte sich in diesem Preise ein Kenner finden; warum wählt aber Herr Salvá dieselbe nicht selbst durch den Druck bekannt? Deren Bekanntsein möchte ja nun so wünschenswerther, als dieser Theil, während der erste Madrid, 1795 nur das 15te Jahrhundert umfaßt, das für die Spanische Literatur ungemein wichtigere 16te Jahrhundert behandelt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Freitag den 25. November 1836.

Frankreich.

Antonio Balidar.

Charakteristik eines Seemanns.

Während der letzten Streitfrage, welche die Französischen Kreuzer in dem Englischen Kanal unternahmen, erhob sich der Name eines Capitains, unter den gepriesenen Namen so vieler Genossen, zu einer ganz besonderen Berühmtheit, freilich zu einer Berühmtheit eigener Art, die die Zeit und die Menge charakteristirte, welche den Namen ihres Helden aussposaunte, ohne ihn jemals in einem Buche oder in einem Zeitungs-Artikel getesen zu haben. Die Matrosen träumten davon, wenn sie über die Geschichte ihres Schiffes nachsannen, und die Bewohner der Seeküste von Brest die Dünkirchen wiederholten sie hundertmal des Tages; diese Thaten überstiegen Alles, was man bis dahin Ruhmvolles von der Kauffahrtei-Flotte Frankreichs und von den merkwürdigsten Seesiegen seiner Marine zu berichten wußte. . . .

Noch niemals hatte sich der Name Ramiru des Seemanns, zu dessen Verherrlichung ich diese Zeilen niederschreibe, aussprechen hören, als ich durch einen glücklichen Zufall Zeuge seiner ersten kühnen That ward, die ihm die Bahn des Glücks und des Ruhmes öffnete. Hier ist die Geschichte, die sich damals mit Balidar ereignete; ich gebe sie in aller ihrer schmucklosen Einfachheit; für mein Theil dachte ich damals an nichts weniger als daran, sein Biograph zu werden.

Wir liefen mit dem Logger „Granville", der beiläufig mit acht Drehdassen bewaffnet war, die Insel Bas oder, wie die Seefahrer sie nennen, Jeleede-Bas an. Wir befanden uns an der Spitze von fünf oder sechs elenden Barken, die wir nach Brest convoyirten. Eine Englische Goëlette von trefflichem Aussehen hatte sich auf frühen Morgen in der Nähe der Insel, oder vielmehr des Saudriffs, gezeigt, in dessen Schutze wir mit unserer großen Convoy einen Ankerplatz suchten. Aber wie die Goëlette nicht daran zu denken schien, uns an der Ausübung unseres feindlichen Raubzugs zu hindern, eben so wenig dachten wir daran, auf irgend eine Weise mit ihr in Berührung kommen zu wollen. Ein kleiner Kutter, der die Kaperei trieb und schon ruhig an der Stelle lag, wo wir zu ankern gedachten, entdeckte nicht sobald die Goëlette, als er beschloß, auf sie Jagd zu machen, obgleich er nur eine Besatzung von fünfundvierzig Mann an Bord hatte.

In dem Augenblick, da wir durch der Einfahrt des kleinen Kanals fegelten, schoß der Kutter mit scharfangezogenen Segeln an uns vorüber. „Was wollt Ihr draußen machen?" riefen wir ihm zu.

Einer der Korsaren deutete auf die Goëlette, die vor der Mündung kreuzte: „In den Fuß dieser verdammten Barke wollen wir segeln und sie ersaufen!" rief er im südlichen Dialekt und mit mehr als jenermännischer Keckheit. Dieser Mann war Balidar.

Auf diese Weise eröffnete von der Absicht des Kutters durch seinen Kommandanten benachrichtigt, achteten wir mehr auf seine Manöver, als auf unsere eigenen, die nur darauf hinausgingen, einen Ankerplatz zu erreichen. Die leichte Brese, welche die Nacht geweht hatte, starb völlig ab, und zerstreute der Felsen und Sandbänke, hinter welchen wir völlig geschützt lagen, bildete das Meer eine spiegelglatte Fläche. Der Kreuzer jog, nachdem er mit Hülfe des letzten Reihes von Ebbung die Insel umschifft hatte, alle seine Segel ein und schob seine Ruderkanonen aus, um mit ihrer Hülfe über die glatte Fläche weg zur Goëlette zu gelangen, die, in der Entfernung von ungefähr einer Meile, völlig bewegungslos lag. Diese Kutterjagd währte kaum eine halbe Stunde, da der Eifer der Ruderer außerordentlich war und das leichte Fahrzeug mit Blitzesschnelle durch die Fluthen schnitt. Binnen nach Verlauf jener halben Stunde sahen wir den Kreuzer seine Ruder einziehen, gleich wie die Seemöve ihre Flügel zusammenzieht, wenn sie den Rücken der Welle, auf der sie ausruhen will, erreicht hat. Am Bord der Goëlette wurden einige Kanonen abgefeuert; der Kaper antwortete mit einigen Flinten- und Pistolenschüssen, denn die Kanonen mangelten ihm . . . Darauf hörten wir nichts weiter; die große Goëlette war gewungen, vor dem kleinen Kutter ihre Flagge zu streichen.

Mitten in der Nacht langte der Kutter unfern von dem Platze an, den wir als Zufluchter eingenommen hatten, und führte das überwundene Schiff, das wenigstens zweimal so lang war, als er selbst, mit sich am Schlepptau. Die Goëlette hatte eine Tragbarkeit von 140 bis 150 Tonnen, war mit sechs Kanonen bewaffnet, hatte 25 Mann Besatzung an Bord und war mit seinem Mundvorrath für das Dissizier-Corps des Englischen Geschwaders beladen, das in der Nähe des Kap Finisterre kreuzte.

In Folge dieses Ereignisses fragten wir die Lootsen der Insel Bas, wer der kühne Commandeur des flegreichen Kutters sey, und erhielten zur Antwort, daß er Antonio Balidar heiße, daß er entweder ein Basse, ein Portugiese, oder wohl gar ein Spanier und ein über alle Beschreibung hinaus verwegener Bursche sey, dem das Größte gelingen werde. Die Nieder-Bretagnischen Lootsen geißen der Zeit vor und verstehen im Voraus sein Geschick.

Nachdem wir den Namen unseres Helden gehört hatten, war es unser größter Wunsch, ihn zu sehen. Um unser Verlangen einigermaßen zu vereeden, ergaben wir uns an Bord des Kutters, um dem Befehlshaber desselben unsere Glückwünsche darzubringen, die er empfing, ohne einen besonderen Werth auf unsere Aufmerksamkeit zu legen. Aber trotz dieser Gleichgültigkeit, die nur durch eine große Beschäftigtheit oder eine eben so große Zutrauenszu erklären ist, fügte er hinzu, daß wir, wenn wir uns noch eine kurze Zeit gedulden wollten, bald ganz andere Dinge sehen würden. Im Uebrigen war Capitain Balidar ein hübscher Bursche; er hatte eine große Figur, ein offenes Wesen und eine nicht gewöhnliche Beweglichkeit. Ich bemerkte, daß seine Augen, die von hohen Brauen überwölbt waren, durch Wimpern verdeckt wurden, die mindestens einen halben Zoll Länge hatten. In Uebrigen trug er auf seinem Schiff, nach Art und Bequemlichkeit anderer Kaper-Capitaine, eine kurze runde Jacke und lange blaue Beinkleider, wie seine Matrosen. Seine männliche Schönheit und die Energie, die sich in seiner ganzen Haltung aussprach, reichten übrigens vollkommen hin, um ihn, inmitten seiner Equipage, für den Capitain zu erkennen. In der That war dieß Wilde das Einzige, wodurch er sich äußerlich von ihnen unterschied. Er selbst wußte so gut, welche Gewalt sein glückliches Aeußere auf seine Umgebung ausübte, daß er lächelnd mit dem Finger auf seine Augen deutete und sagte: „Hier habe ich die großen Epauletten eines Fregatten-Capitains." Und in der That geborchten die Matrosen blindlings dem Winke seines Auges oder seines Fingers, und wagten es nicht die sonnüchste Subordination dieser gebandbabt worden, als auf den Schiffen, die dieser „Mann aus Pichte" commandirte.

Die Englische Goëlette, deren Wegnahme unter unseren Augen vollbracht worden war, wurde unverzüglich abgetakelt, um in dem Hafen von Roscaff verkauft zu werden, der nur eine kurze Strecke von dem Kanal der Insel Bas entfernt ist. Sie wurde bald darauf unter dem Namen „Esperanez" für Rechnung des Herrn Guilbem in Brest wieder ausgerüstet, der sie sortschickte, um in der Nähe von Jele-de-Groace zu kreuzen.

Der kleine Kutter, der von Balidar kommandirt wurde, als er sich der „Esperanez" bemächtigte, war einer jener leichten Sommer-Kreuzer, die die Kaufleute zu Calais, Boulogne, Dieppe und St. Malo ausrüsteten, um sich während der Windstillen mit ihren Rudern den großen Englischen Schiffen zu nähern, die sich in jenen Kanal einfanden, und sie anzugreifen. Nachdem unser Portugiesischer Capitain einen Gefangenen Beweis seiner Geschicklichkeit und seines Muthes abgelegt hatte, ward es ihm nicht schwer, für den Winter-Kreuzzug, der sich vorbereitete, das Kommando eines größeren Schiffes zu erhalten, als das war, womit er ein so glänzendes Debüt bestanden hatte. Im nächsten Winter sehen wir ihn auf der Rhede der Insel Bas Anker werfen, und zwar unfern von dem Orte, wo wir ihn das erstemal getroffen hatten. Er kommandirte einen schönen Logger aus Calais und hielt sich überzeugt, am Bord desselben, das Siznige zum Ruin des Englischen Handels beizutragen. Der Name dieses Loggers war, wenn ich nicht irre, „la Revolution". Die Namen der Schiffe verschwinden meinem Gedächtnisse nur zu leicht, wenn die Männer, welche sie beseligen, sich das Privilegium erzwingen, sich unsterblichlich meiner Einbildungskraft zu bemächtigen. . . . . .

Als er sich von dem Vorrüstungshafen nach der Insel Bas begab, hatte er seiner Mannschaft ein merkwürdiges Versprech, seines kalten Blutes und seiner Geistesgegenwart gegeben. In der Bay von Lannion sieht er, in dem Augenblick, wo er ein kleines Sprachrohr an den Mund setzte, um seinen Leuten einige Befehle zu ertheilen, von der Galerie des Meer und begann nun, inmitten der Wellen, mit lauter Stimme die Worte zu buchstabiren, die seine Gegenwart der Rettung nöthig waren. Dies war unbedingt das erstemal, daß der Capitain eines Schiffes im Schwimmen seiner Besatzung mit dem Sprachrohr Befehle ertheilte, denn einige Tage nach seiner Ankunft auf der Rhede, wo er seinen Anker in unserer Nähe auswarf, um einen günstigen Wind zum Beginn seines Kreuzzuges abzuwarten, vernahm Balidar, daß ein großer Logger von Jersey auf der Höhe der Insel Bas kreuze, um den dort oder vier Kapern, welche sich in dem Hafen versteckt befanden, den Ausgang abzuschneiden. Die Gelegenheit, seinen Winter-Kreuzzug eben so glänzend zu eröffnen, wie er den des Sommers beschlossen hatte, schien ihm eine

tig. Er hatte am Bord der „Revolution“ nur eine Besatzung von unges fähr hundert Mann, deshalb begab er sich ans Land, und permittirte tausend Franken gelang es ihm, die Lücken in seiner Besatzung auszus füllen, indem er die Neuangeworbenen belehrte, daß er sie nur zur Aus führung eines Handstreichs werbe. Nachdem er alle seine Vorkehrungen getroffen hatte, sagte er an einem schönen Abend zu seinen Kolles gen, welche die kleinen Kaper kommandirten: „Der Schelm von Jersey will Euch hier blokiren, aber ich werde Euch von dem Burschen des freien!“ Und nachdem er ihnen diese Anzeige gemacht hatte, lichtete die „Revolution“ die Anker und ging bei dem Eintritte der Nacht unter Segel, um den Schelm von Jersey zu kämmen. Dies war der Ausdruck, dessen er sich bediente, wenn er von den Englischen Leger sprach, der es gewagt hatte, die Französischen Kreuzer so lange zu blokiren.

Die Nacht war stürmisch. Zwei Stunden nach seiner Abfahrt sah man am fernen Horizont das Aufblitzen des Feuers, welches in kurzen Zwischenräumen aus den Kanonen und Musketen der beiden Schiffe hervorbrang. Die Luft erdröhnte von dem Donner ihres Geschützes, dem Rollen des Donners nicht unähnlich. Erst gegen Morgen, bei dem ersten Schimmer des Tages, endete das Gefecht, und man sah die „Revolution“ halb entmastet, mit flatternden Segeln und zerbrochenen Verbindungen, am Eingange des Kanals erscheinen. Die ersten Nachrichten, die ihm entgegenliefen, um ihm Hülfe zu bringen, kehrten sogleich nach dem Lande zurück, mit Todten und Verwundeten beladen und mit Mast Korb, das von dem Bruche des Kreuzes und Meer floß. Dreißig Mann, die von dem Kampfe kamen, erzählten, die „Revolution“ mit ihrem Gegner bestanden hatte. Der Letzte, welcher von dem Kreuzer angegriffen worden war, hatte zweihundert Mann ans erlesene Besatzung und zwölf Kanonen am Bord. Nachdem die beiden Schiffe drei Stunden lang Bord an Bord gelegen hatten, wurden sie durch Wind und Wellen von einander getrennt, und Vaillant, der sich in diesem Augenblick am Bord des Engländers befand, war geblieben, sich ins Meer zu stürzen, um sein Schiff, freilich erschöpft bis zum Tode, schwimmend zu erreichen. Der feindliche Leger, noch näher zugerichtet als sein Gegner, der ihn so heftig angegriffen hatte, flüchtete sich mit Mühe nach der Nordküste, um eine zweite Schlacht zu vermeiden, die Baldar ihm unfehlbar angeboten haben würde, wenn sein Fahrzeug dazu irgend tauglich gewesen wäre. Aber als er schwimmend seinen Weg zurücke hatte, rief er seinen Leuten zu: „Herr, fehlt uns nicht, sondern Meine; diese hochmüthige Fregatte kann das noch keineswegs, und wir haben nichts als unsere Schwimmfischer, um sie dem Winde entgegen zu bretten.... Wenn doch der Lump jemals wieder in meine Hände fiele!“

Die einzelnen Züge des Kampfes wurden bekannt, als man von der Hauptschlacht Kenntniß genommen hatte. Unter der Offiziere vom Bord der „Revolution“, der einzige von dem ganzen Corps, der unverletzt geblieben war, erzählte, daß sein Capitain einer der Ersten auf dem feindlichen Verdeck war. Nachdem er seine beiden Pistolen auf den Englischen Capitain abgeschossen hatte, kehrte er die Waffen mit und wenn die Franzosen mit kräftigen Schlägen, gleich einer Hammerbeere, die einen Hungrigen von dem Boden aufzuschreien hob der: „Ich bin geeilt, daß wir unter der Tenfel nicht!“ sagte jener hinzu, „daß wir nicht dunderttmal des Todes wurz die Kugeln und Säbelhiebe müssen völlig unfähig von seinem Rocke abgewalt seyn. Selbst als er allein an den feindlichen Bord zurückgeblieben war, wagten die Engländer noch nicht, ihn zu greifen, und es wurde sich des ganzen Lagers bald unfähig bemächtigen können, wenn die Aufführung der Matrosen ihn nicht von Neuem gefährden hätte. Als er sich endlich ins Meer stürzte, schien es weniger Noth als sein eigener steter Entschluß zu seyn, als ob es ihm nothwendig erschien, ein erfrischendes Seebad zu nehmen.“

Aber nach seiner Rückkehr ans Rostoff wurde der berühmte Capitain auf eine für ihren Triumphator selten empfangene Art. Als Augenzeuge der Tapferkeit, die auf seinem Streifzuge geblieben waren, lag er in Ihm und sonstiger Reichsthaft über das Ende ihrer Leiden Zeugen und Ohren, der es durch seine schrecklicher Gestalt verbannt hatte. „Was wollt Ihr“, antwortete er auf das Geschrei der Weiber, Schwestern und Mütter, die ihn mit lauten Weinen verfolgten, „habe ich es ihnen nicht verdorgesagt, daß sie ihr Gott verdienen müßten? Ich selbst habe gesiegt, das wenigst brüllen sie erwarten. Aber diese Hirn militairischer Begierde stirnen vor Wunden und Tod, wie vor Hunde.“ Unterdessen wurden die Mörser und Waffen mit großer Freude gebracht von dem Kreuzern erhoben, und die Verwundeten wurden mit auf der Strecke gepflegt, die sich durch Geld und andere Opfer bedeutschaften ließ. Aber die zehn Tage hatten war die „Revolution“ völlig ausgebessert und war gekoleet auf die hohe See hinausgesteuert; sie war fertig und tüchtig, als ob sie eben von den Werft kam. Die beiden am Bord aufgenommen und von den Engländern die Gefangenen, die ihr durch den Logger von Jersey zugefügt worden war. Er kehrte nach einem glücklichen Kreuzzuge mit drei oder vier Prisen von großem Werthe zurück, aber ohne Gelegenheit gefunden zu haben, seine Scharte auszuwetzen.

Nachdem er durch die gewaltsame Art zu einem reichen Manne geworden war, und durch die merkwürdigen Unternehmungen, die er gewagt, sich einen Namen erworben hatte, hatte er eines Tages den selbstsamen Entschluß, sich zu verheirathen. Dies geschah wohl nicht sowohl, um eine Frau zu haben, denn sie sein Geld hätte er sich deren haben, der Tausend können, sondern um es zu machen, wie die Andern, und um endlich zu erfahren, was denn eigentlich an der Ehe sey, nachdem er zum Ueberdruß schon darüber schwatzen hören.“ Als er mit einer Schönen jungen Frau verheirathet war, redete man ihm an, daß er sich ein schönes Haus kaufen müsse, und der junge Ehemann kaufte in den Seebädern, wo er schon eine Frau gefunden hatte, das schönste Haus, das man zu finden war. Die Galerie des vor diesem Hotel befindlichen Balkons war von Eisen; er ließ sie herumvergolden und ihn durch eine Balustrade von getriegenem Silber ersetzen. Wenige Tage darauf, nach dem er seine junge Frau in die mit verschwenderischer Pracht eingerichtete Wohnung geführt hatte, verließ er sein neues Haus, seine junge Gattin und den silbernen Balkon, um sich an Bord eines Kutters zu begeben und mit seinen alten Kameraden auf einen Streifzug auszugehen, als gerade noch, sich ein Glück zu ergagen, das ihm länglich zu werden. Dieser abermalige Ergreifen seines Gewerbes wurde noch durch ein Ereignis bezeichnet, welches sich fast immer zutrug, wenn Baldar in den Gewässern des Kanals erschien. Eine kleine Englische Kriegsflotte stürzte zu ihrem Unglück denselben Course als der Kutter, der die Küste hatte, sich nach der Mündung der Themse zu begeben. Der Kutter lag während der Nacht die Wenge vor sich her, die sich das Ansehen gab, als ob sie ihn ganz und gar nicht bemerkte, und ließ ihn ruhig seine Bewegungen zu Straßen und ihn ihre Beraubung ins Südlein zu lassen. Aber Baldar, der die Stärke der Brigg, die List und darauf gebaut hoffnung, ihres Commandeurs länglich erraten hatte, befahl seiner Mannschaft, sich platt auf das Verdeck hinzuwerfen, indem er selbst das Steuer in der Hand haben und es so führte, daß es ihm nicht eher werden konnte, bei der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit dem Feind zur Seite zu legen. „Wenn diesen Augenblick eintritt“, rief er seinen Leuten zu, „müßt ihr euch von eurem Lager erheben, und dann rasch aus Werk!“ Als die Brigg den Kutter bis auf Flintenschußweite ihrem Kielwasser sich nahen sieht, zieht sie, die ihn bereits als gewonnene Beute betrachtet, ihre Segel an dem Wind, hält in vorsichtiger Weise auf ihn ab und giebt ihm, als sie sich ihm gerade gegenüber befindet, die Seite zu. Der Engländer sieht eine ganze Reihen ernste Fahrzeug und auf Vaillant, der stets doch oben auf der Gallerie steht, und sich schützt, als ob er ein Regendad bekommen habe. Aber ehe die Brigg durch den Wind liegen kann, um dem Kutter, der sich rasch kommt näherte, die zweite Lage zu geben, schleudert dieser seine Enterhaken aus und schickt ihm hundertmutiges Feuer auf das Verdeck, die, den Deich und Ihr Commandeur in der Hand, so gut waffnen, daß die Brigg schon binnen zehn Minuten sie eine gute Prisen ersetzt werden konnte. In derselben Nacht nahm er, nachdem er die Brigg nach Frankreich geschickt hatte, noch drei oder vier Kauffahrer mit reicher Ladung, die durch jenes Kriegsschiff verwehrt worden waren.

Man hat oft gesagt, daß das Kaiserreich für alle militairische Tapferkeit eine günstige Zeit gewesen sey. So viel ist das Gewiß betrifft, kann diese Behauptung nicht gelten. Napoleon, der nicht um mals seine Hülfsmagen im St. Cloud und Malmaison von dem tapfern Baldar hatte reden hören, dachte auch nicht im Traume daran, die Verdienste desselben mit dem Ehrenkreuze zu belohnen, selbst dann, wenn nicht, als dies bereits an die Maires und Präfekten verschiedener wurde. Unser Kaiser vermochte unter wohl die Auszeichnungen der Kaiserlichkeit zu entdecken, an welche Baldar seine Brust mit Recht schmücken, und die Feinde selbst ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie seine Kühnheit schätzten und sein Name auf ihren Lippen schwebte.

Der hochherzige, sanfte und rührende Zeleb von 1814 ging damals, wie die guten Franzosen sagten, von denen zu einer Zeit voller Verschiedenheit

„Der weiterlustige Zweck seines Planes", sagt der Verfasser, „war, eine Linie von Handelsposten Längs dem Missouri und dem Columbia zu errichten, die zur Plünderung des letzteren, westlich des Haupt-Handelsbaues oder der Stapelstadt angelegt werden sollte. Untergeordnetere Posten sollten im Innern und an allen Nebenflüssen des Columbia errichtet werden, um mit den Indianern Handel zu treiben; diese Posten sollten ihren Bedarf von der Haupt-Niederlassung beziehen und die gesammelte Pelzwerk derselben bringen. Küstenfahrzeuge sollten auch an der Mündung des Columbia gebaut und ausgerüstet werden, um in den günstigen Jahreszeiten, an der ganzen Nordwestküste entlang Handel zu treiben und mit dem Ertrag ihrer Reisen nach jenem Depot zurückzukehren. Auf diese Weise sollte der ganze Indianische Binnen- und Küsten-Handel mit diesen Punkte zusammentreffen und von da aus unterhalten werden."

Als dieser großartige Plan von der Amerikanischen Regierung genehmigt war, wurde das Schiff „Tonquin" abgefeetigt, „um die zur Errichtung eines befestigten Handelspostens erforderlichen Leute, Vorräthe, Munition und Waaren nach der Mündung des Columbia-Stroms zu bringen", und eine Land-Expedition unter der Oberaufsicht eines verständigen und redlichen Mannes, des Herrn Wilson Peter Hunt, sollte gleichzeitig „den Missouri aufwärts und über die Felsengebirge ebenfalls hin abgehen." Der „Tonquin" wurde vom Capitain Thorn befehligt, an dem jeder Zoll ein Seemann gewesen zu sein schien, von derselben rauhen, stürmischen Rauhheit gegen die „Binnenheit der Landbewohner", ersüllt, gegen Heimlichkeit, und in der Ausführung der ihm anvertrauten Befehle, oder ohne Rücksicht auf Einsicht, um alle Welt zu einem regelmäßig einworfenen Plane anzuziehen, dessen gehörige Erfüllung am meisten zum Erfolge beitragen mußte, treubezig, aber geschränkt und hitzigen Temperaments. Es kam sehr bald zu Händeln zwischen ihm und den Passagieren, die eine ziemlich bunte Gesellschaft bildeten. Sie bestand nämlich aus der Compagnons, von denen der Eine, Herr M'Dougal, sich auf seine Wichtigkeit nicht wenig einzubilden schien, zahlt Handlungsdienern, wovon mehrere mit dem Indianischen Handel schon bekannt waren, verschiedenen Handwerkern und derjelben Kanadischen voyageurs, einer Klasse von Menschen, die der Verfasser folgendermaßen schildert:

„Die voyageurs oder Reisenden bilden eine Art von Bruderschaft in den Kanadas, gleich den Spaniolen arrieros oder Lastleitern, und werden, so wie diese, zu langen Reisen und Handels-Expeditionen im Innern gebraucht; mit dem Unterschiede, daß die Arrieros zu Lande, die Voyageurs aber zu Wasser reisen, die Ersteren mit Maulthieren und Pferden, die Letzteren auf Kähnen und Booten."

„Die Kleidung dieser Leute ist gewöhnlich halb einheimisch, halb wild. Sie tragen einen Kapuh- oder Hut gelleichen, aus einer wollenen Bettdecke verfertigt, mit einem Gürtel von gegerbtem Hirsch- oder Elennthier-Pumphosen oder leerne Beinkleider, Kamaschenstiefeln von Hirschleder und einen bunten, aus wollenem Garn gestrickten Gürtel, an welchem das Messer, der Tabaksbeutel und andere Gerätschaften befestigt sind. Ihre Sprache hat einen eben so buntschecigen Charakter, denn sie ist ein mit Indianischen und Englischen Wörtern untermischtes Französisches Patois."

„Obgleich sind sie Französischer Herkunft und haben viel von der Lustigkeit und dem leichten Sinn ihrer Vorfahren geerbt, denn sie sprudeln über von Anekdoten und Gesang und sind stets zum Tanze bereit. Auch einen Hang zu Höflichkeit und Gefälligkeit haben sie beibehalten, und weit entfernt von der Rauhigkeit, worin Leute, die ein beschwerliches Leben führen, so leicht ungesellig verfallen, sind sie überaus nachgiebig und zuvorkommend gegen einander; sie leisten sich Feinmeschaftsdienste und Beistand, helfen sich einander bei jeder Gelegenheit aus, und nennen sich vertraulich Vetter und Bruder, wenn sie auch gar nicht verwandt sind."

„Keine Klasse von Menschen ist so ihren Führern oder ihren Dienstherren in gehorsamer, treuer und willfahrender und Entbehrungen mit so leichtem Muthe. Wir sind sie glücklicher als auf langen, mühseligen Expeditionen, wenn sie sich die Küste hinauf arbeiten oder der Strömung gerade beitreiben. Dann lagern sie sich des Nachts an den Ufern, plaudern um die Feuer und himmlisirend unter freiem Himmel. Sie sind sehr geschickte Bootsleute, wissen behend und kräftig mit Rudern und Stangen umzugehen und sind dabei stets guter Laune. Ihr Gesang ist ihre Arbeit. Der Steuermann singt ein Lied, von Mund zu Mund übergegangen, gewöhnlich ein Französisches Lied mit einem regelmäßig wiederkehrenden Refrain, an den sie dann Alle einstimmen, mit den Rudern den Takt dazu schlagend. Singt ihnen einmal der Mund, oder erschallen sie bei der Arbeit, so bedarf es nur der Anstimmung eines solchen Gesanges, um ihren Alles frischen Muthlecht und Thatkraft einzuflößen. Die Kanadischen Gewässer können weder den dichten kleinen Französischen chansons, diesen Echos aus einer früheren Zeit, die sich aus den ersten Tagen der Kolonie von Vater auf Sohn fortgepflanzt haben; und es macht einen lieblichen Eindruck, wenn man an einem gelegen Sommerabend ein Fahrzeug, dessen Ruder den Takt zu irgend trefflichen alten Liedchen schlagen, über die Oberfläche eines See's dahingleiten oder an einem hohen, bewaldeten Vorgebirge vorüberkommt, einen dieser alten schon Flüge in vollem Chorus hinunterregeln hört. Doch ist versehen hier von Dingen, die bald ganz verschwunden sein werden."

„Einen Beweis von dem flotten Temperament und von dem Beruschall dieser Leute liefert die lustige und prahlerische Art, wie sie in Akm-Fort anlangen, um sich der Expedition anzuschließen. Sie wollen das Volk der „Glatzen" durch den Anblick eines Kanadischen Worte und einer Kanadischen Mannschaft erfreuen und in Erstaunen setzen und rüsteten daher ein großes, aber leichtes Kanot aus, von der Art, wie sie zum Pelzhandel gebraucht werden. Dies Fahrzeug schafften sie auf einem Wagen von den Ufern des St. Lorenz bis an die Küsten des Champlain-Sees, fuhren damit über den See, von einem Ende zum anderen, packten es dann wieder auf einen Wagen, karrten es bis Lanfingburgh und ließen es in den Hudson vom Stapel laufen. An einem schönen Sommertage segelten sie dieses Fluß hinab, dessen Ufer zum erstenmal von ihren alten Französischen Schifferliedern wiederhallten, und fuhren mit Hissa und Juchhe an den Dörfern vorüber, so daß die ehrlichen Holländischen Landwirthe sie für einen tollen Haufen Wilde hielten. Auf diese Weise legten sie in vollem Gesange und mit triumphirendem Ruderschlag an einem vollen Sommertage zum Akm-Fort, zur staunenden Verwunderung seiner Einwohner, die auf ihren Gewässern nicht niemals eine nautische Erscheinung dieser Art gesehen hatten."

So bemannt und beladen, doch der „Tonquin", mit genauen und einschriftvollen Instructionen versehen, am 8. September 1810 in See. Es herrschte aber, wie gesagt, auch dem bunten mannigfaltigen Schiffe keine rechte Einmacht; Capitain Thorn war ärgerlich über die Gegenwarte der Voyageurs, über den Hochmuth der Compagnons und über die kindische Albernheit der Handlungsdiener, deren natürliche Neugier und Sucht, Alles, was ihnen zu Gesicht kam, in die Tagebuch aufzuzeichnen, von ihm als ein Majestätsverbrechen gegen Herrn Astor's Interessen betrachtet wurde. Auch war das ganze Gesellschaft seekrank und ihm überall im Wege. In seinen Briefen an seinen Astor verklagte er die Handlungsdiener als „Nimmstlinge, von denen nicht ein Einziger jemals weiter nordwestlich gekommen sey, als bis Montreal, noch einen höheren Rang bekleidet habe, als den eines Kellners am Schenktisch oder eines Marqueurs am Billard", und die Handwerker, welche die neue Kolonie mit den nöthigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten versehen sollten, als „Leute, die nur zum Lumpenspiel, als „die jämmerlichsten, unwürdigsten Geschöpfe, die jemals Schiffsgewehrbeil gekannt." Er beschwerte sich auch über den verzärtelten Geschmack seiner Kajütenpassagiere, „diese feinen Jüngelchen", wie er spöttisch sagte, „die sich so sehr gezärtelt hatten, sie könnten Handelsteich essen, und die er ze wieder wie in See zu nehmen verschworen wolle, wenn er nicht Hühnerkot auf dem Verdecksteil, Lorenzgarben auf dem hinterteil und einen süßen Duft aus Kanada auf der geehrten Tischen hätte."

Genug, die Reise war eine Kette von Mißverständnissen, Zänkereien und Zerwürfnissen, die endlich, nach manchem Verlust und Unerstreich, der „Tonquin" am 12 Februar 1811 in die Bucht von Karakakua an der Insel Owaihi vor Anker ging. Da sich aber der Capitain Thorn hier zu seinem Zweck, einem Vertrag Handelsverkehr mit den Insulanern zu schließen, gestaltet sah, so eilte er so schnell als möglich weiter Fahrung. Es war jedoch keine leichte Sache, seine heterogene und zusammengewürfelte Mannschaft zusammenzutreiben, denn Einige hatten sich von den Eingeborenen der Insel fesseln lassen, Andere stritten nach Naturneigkeitigkeiten umher, noch Andere ließen sich die seltsame Geschichte von einem gewissen Tobo Young erzählen, der sich von der „Lenaour", die, vom Capitain Meares befehligt, im Jahre 1790 in die Bucht von Nutka besuchte, wenige Tage nach einem Streit, bei welchem Eingeborene von Nawai niedergemetzelt wurden, auf eine Nacht aus Land begeben hatte und nicht wieder zurückgelassen war, indem ihn Tamahmah und sein Volk gewaltsam, aber nicht unfreundlich festhielten, bis er zuletzt gar Kabinetsrath und enger Liebling dieses Monarchen wurde.

Zehntes Kapitel. Hetzerei zwischen den Haupt-Insel der Gruppe und Sid des Königs. Am Abend segelte er von den Sandwiche-Inseln ab, in schlechterer Laune als je, denn die Compagnons und Handlungsdiener hatten mit einander Gezänk zu sprechen angefangen, woraus er schloß, daß sie meuterische Absichten gegen ihn hätten. Am 22. März lag der „Tonquin" an der Mündung des Columbia oder Columbia-Stroms vor Anker. Gleich am Morgen darauf verschwand mit fünf Mann verloren, welches man aufgesandt hatte, um die Sandbank zu untersuchen und das eigentliche Bett dieses gefährlichen Stroms zu ermitteln. Ein zweites Boot mit vier Mann wurde ihm nachgeschickt, aber auch dieses kam nicht wieder.

„Mit Tagesanbruch kehrte über Sorge und Angst zurück, Sie blickten sich nach den verschiedenen Punkten der Küste um, nach einer weiteren Spur, konnten jedoch keine Spur von den beiden vermißten Booten und ihrer Mannschaft entdecken. Es kamen einige Eingeborene mit Pelzwerk an Bord, aber man war zu unserm Handel genetzt. Sie wurden durch Zeichen nach den verlorenen Booten befragt, konnten indeß nicht verstehen, was man wollte."

Mittlerweile begaben sich mehrere von der Mannschaft auf die Küste und theilten sich in verschiedene Trupps, um die Gegend zu durchforschen. An der Spitze einer dieser Abtheilungen stand der Capitain selbst. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie von fern Jemand in civilisirter Tracht sahen. Wie er näher kam, fand man, daß es Weekes, der Waffenschmied, war. Man jubelte vor Freuden, denn man hoffte, seine Kameraden würden auch in der Nähe seyn. Aber seine Erzählung war eine sehr traurige. Er und seine Gefährten hatten die Küste nicht zu landen vermocht, weil sie kein Steuerruder hatten und sich ringsum von eisfenden, wirbelnden Strömungen und tobenden Brandungen umgeben sahen. Nachdem sie lange dagegen angekämpft, hatten sie das Fahrzeug den Wogen überlassen, von denen es nun bald mit dem Bug, bald mit der Seite gegen die Brandung geschleudert und jeden Augenblick in Gefahr war, in Stücken zu gehen. Endlich näherten sich mehrere Male engte, bis eine ungeheure Welle darauf losstürzte und es verschlang. Weekes wurde einen Augenblick von den brausenden Wogen überwältigt, kam aber wieder an die Oberfläche empor und schaute sich sogleich nach seinen Gefährten um, Ihnen und Eoles waren nicht zu sehen; neben ihm befanden sich die beiden Sandwichs-Insulaner. Die Holt der Küste, der abfließenden, um augenblinderter schwimmen zu können. Er that ein Gleiches und suchte noch dem in der Nähe umherstreifenden Boot. Die beiden Insulaner halfen ihm, und mit vereinten Kräften gelang es ihnen, das Boot auf den Kiel umzuwenden; dann zogen sie das Hinterteil nieder und schlitterten das Fahrzeug hin und her, wodurch sie so viel Wasser herausbrachten, daß es, ohne zu sinken, die Last eines Menschen tragen konnte. Einer der Insulaner kletterte nun hinein, und

Google

in wenig Augenblicken hatte er das Wasser mit den Händen ausgeschöpft. Der andere schwamm herum und suchte die Ruder auf; dann stiegen sie alle drei noch einmal an Bord."

„Unterdessen hatte sie die Fluth über die Brandung hinweggetrieben, und Wretes forderte seine Gefährten auf, dem Lande entgegenzurudern. Sie waren aber vor Frost so kalt und starr, daß sie alles Herz verloren und schlechterdings nicht Hand anlegen wollten. Auch Wretes war erstarrt, aber er besaß mehr Verstand und Selbstüberschwung. Er bekämpfte die Neigung zur Schläfrigkeit und Starrsucht, welche die Kälte erzeugt, indem er sich in fortwährender Bewegung erhielt; und da er sah, daß das Fahrzeug vorwärts ging, und daß Alles auf ihm beruhte, so machte er sich ans Werk, um das Boot von der Barre fort und in ruhiges Wasser zu bringen."

„Um Mitternacht starb einer der armen Insulaner; sein Gefährte warf sich auf den Leichnam und konnte nicht mehr dahin gebracht werden, ihn zu verlassen. Unter diesen Schrecken verstrich die traurige Nacht; als der Tag dämmerte, sah sich Wretes in der Nähe des Landes. Er steuerte gerades Wegs darauf los und rannte endlich mit Hülfe der Brandung sein Boot hoch auf einen sandigen Strand."

„Da er fand, daß der eine der Sandwichs-Insulaner noch Zeichen des Lebens von sich gab, so bat er ihn aus dem Boot und wollte sich mit ihm nach dem nahen Walde begeben. Der arme Mensch war jedoch zu schwach, ihm zu folgen, und Wretes sah sich bald genöthigt, ihn seinem Schicksal zu überlassen und auf seine eigene Erhaltung bedacht zu seyn. Er stieß auf einen betretenen Pfad, verfolgte denselben und gelangte nach einigen Stunden an einen Theil der Küste, wo er, zu seiner freudigen Ueberraschung, das Schiff vor Anker liegen sah und dem Capitain mit seinem Trupp begegnete."

„Nie Wretes seine Abenteuer erzählt hatte, wurden drei Abtheilungen abgefertigt, um die Küste nach dem unglücklichen Insulaner zu durchforschen. Sie kehrten gegen Abend ohne Erfolg zurück, obgleich sie sich die größte Mühe gegeben hatten. Am folgenden Tage wurde von neuem gesucht, und man fand den armen Burschen endlich, die Beine geschwollen, die Füße von dem Dickicht und Dornengebüsch, durch das er sich fortgewunden, blutig gekratzt, bald todt vor Kälte, Hunger und Mattigkeit, unter einer Felsengruppe liegen. Wretes und dieser Insulaner waren die Einzigen, die von der Mannschaft des Jolly-Boots übrig geblieben, und von Jer und seinen Leuten entdeckte man gar keine Spur. So gingen gleich bei der ersten Annäherung an die Küste sieben Mann verloren; ein Anfang, der die Gemüther der ganzen Gesellschaft düster stimmte und von einigen Abergläubigen sie eine Vorbedeutung angesehen wurde, die dem Unternehmen nichts Gutes prophezeie."

„Gegen Abend begaben sich die Sandwichs-Insulaner aus Ufer, um den Körper ihres unglücklichen Landsmanns, der in dem Boote umgekommen war, zu bestatten. Als sie auf dem Platz ankamen, wo man ihn zurückgelassen hatte, gruben sie ein Grab in den Sand, in welches sie den Leichnam legten, mit einem Zweibad unter dem einen seiner Arme, etwas Speck unter dem Kinn und ein wenig Tabak, als Proviant für seine Reise ins Land der Geister. Nachdem sie den Körper mit Sand und Kies bedeckt hatten, knieten sie, ihr Antlitz nach Osten gekehrt, in doppelter Reihe am Grabe nieder, während Einer, der als Priester fungirte, sie mit Wasser aus einem Hut besprengte, wobei er eine Art von Gebet oder Anrufung hersagte, auf welche die Anderen von Zeit zu Zeit antworteten. Dies waren die einfachen Ceremonien, die diese armen Wilden am Grabe ihres Kameraden an den Küsten eines fremden Landes verrichteten, und als sie damit fertig waren, standen sie auf und lehnten schweigend nach dem Schiffe zurück, ohne sich noch einmal umzusehen."

Capitain Thorn, der sehr war, seine Passagiere kozumerden, bestand nun darauf, sie und so viel von der Ladung, als zum Gebrauch der neuen Niederlassung bestimmt war, hier zu landen, um seine Reise dann weiter fortsetzen zu können. Er wollte nach der westlichen Küste, deren Häfen sogleich mit Pelzwerk einhandeln, auf seiner Rückkehr aber, im Herbst, die junge Kolonie wieder besuchen. Am 5. April suchte Herr M'Dougal eine Stelle zur Gründung der neuen Ansiedelung aus, die den Namen Astoria erhielt, und im Verlauf seiner Streifereien an der Küste traf er auf einen Stamm Tschinuks, deren Häuptling Comcomly sie sehr höflich behandelte und Jahre lang „großen Eis" der Amerikanischen Pelz-Compagnie war. Seine Tochter zur Frau zu. Die Fehde zwischen Capitain Thorn und den Compagnons wurde täglich heftiger, bis endlich am 3. Juni der Erstere abgesetzt.

Kaum hatte die Amerikanische Compagnie sich festgesetzt, als eine Gesellschaft anlangte, die von der Nordwest-Compagnie abgeschickt worden war, um Herrn Astor zuvorzukommen; beide Theile begegneten sich jedoch mit großer Höflichkeit und unterzeichneten zusammen eine lange Expedition nach dem Innern, auf welcher sie das an den Wasserfällen, ungefähr 180 Englische Meilen von der Mündung des Flusses, gelegene Indianische Handelsdorf Wischram besuchten. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Tobolsk.

Wer kennt nicht diese Stadt, die ehemalige Residenz des Zaarthums Sibirien, reich an Erinnerungen an Yermak, den Besieger der Sibirischen Tataren, der sich durch Heldenthaten auszeichnete und sein Leben in den Wellen des Irtisch endigte.

Tobolsk, als der Schlüssel zu den unermeßlichen Sibirien, auf welches die Regierung ihre besondere Aufmerksamkeit richtet, liegt am Irtisch, der, in unregelmäßigen Krümmungen auf lehmigem und schlammigem Grunde dahinfließend, ein rauhes, mißliches Wasser hat; man reinigt sich nur in Eis; im Frühjahr namentlich und im Herbst ist es sast nicht trinkbar, ohne gereinigt zu werden. Große Schuld trägt die Nachlässigkeit der Einwohner, die vom Ufer aus alles Mögliche in den Strom werfen; indessen ist das Wasser des Irtisch im Allgemeinen nicht schädlich, und man gewöhnt sich bald an dasselbe. Dem Fremden macht es keine solche Unbequemlichkeiten, wie im Sommer das schöne Newa-Wasser. Der Irtisch versieht die Bewohner mit Fischen, und die Sibirier können darauf stolz seyn. - Man braucht nur den Tobolskischen Fischmarkt. "Dort findet man Störe, Sterlets, Rahmen *), Hechte, Knappen, Barbe, Karauschen, Karabarbe und Karpfen, und Alles Jahrend, Unbefiedert und wohlfeil." An der Landungsbrücke findet man eine Sterlets-Suppe, die in Petersburg die bestgeschätzten Tafeln ziert. Ueberhaupt sind die Lebensmittel ziemlich billig, wenn man nur die Zeit kennt, in welcher man sich für das ganze Jahr versorgen muß, weil man sonst leicht das Doppelte bezahlen muß. Diese Zeit ist, wenn die Bauern mit ihren Vorräthen zur Stadt kommen, bis später in die Hände der Aufkäufer gerathen.

Die Zahl der Kaufleute und Bürger ist nur sehr gering; der Ersteren von einiger Bedeutung giebt es nur 30 und der Letzteren gegen 3000. An Häusern zählt die Stadt ungefähr 2000 und an Einwohnern 16,000.

Tobolsk liegt auf und an einer Anhöhe, die sich gegen 40 Klafter vom Ufer des Irtisch erhebt. Die besten Häuser stehen tiefer und unten und werden größtentheils von Regierungs-Beamten bewohnt. Die in Tobolsk die Kapitale spielen, Als der General-Gouverneur und der Civil-Gouverneur noch der unteren Stadt zogen, folgten ihnen die Beamten, und oben ward es leer, und um so mehr, weil die Lage näher am Fluß manche Bequemlichkeiten darbot, die man oben entbehren mußte, wegen namentlich die Nähe des Wassers gehört. Die Kathedrale mit den erzbischöflichen Gebäuden und dem an dieselben stoßenden Garten, den eine steinerne Mauer mit zwei Pförtchen umschließt, steht hart am Fuße der Anhöhe und bietet eine imposterende Ansicht dar. Auch ein anderes benachbartes großes Gebäude von vier Stockwerken, in welchem sich alle Gerichts-Lokale befinden, trägt viel zur Verschönerung der Stadt bei, besonders wenn man aus Karatschin, der letzten Station vor Tobolsk, dahin kommt. Ungefähr in einer Entfernung von 12 Werst sieht man Tobolsk in Gemälde vor sich, welches ihn sehr zum Vortheile der Stadt einnimmt; je mehr er sich aber nähert, desto mehr verwischt sich der erste ganz Eindruck. "Im Sommer geht es noch an: links vor der Stadt erblickt man ein ans Birkenreisern geflochtenes und mit Tannenzweigen gedecktes Lager; zu jeder andern Zeit aber ist Alles nackt und in Trümmern. Erst wenn die Einfahrt in Tobolsk sieben sich zwei Reihen hölzerner Schwiebethäuschen hin, mit aller Unbarmherzigkeit der Schiefe-Handwerke, besonders wie es sich auf Einfahrt bei Tobolsk nicht, und Niemand scheint sie zu vermissen. Die Straßen im oberen Theile der Stadt sind nicht gepflastert und in der schlechten Jahreszeit außerordentlich schmutzig; im unteren Theile sind sie der Länge nach mit Brettern belegt und erfordern beständige Ausbesserungen, die jedoch sehr unzweckmäßig werden. — Es werden Leute aus verschiedenen Ständen hierher versetzen, auch Handwerker, an denen es jedoch noch immer mangelt. Im Allgemeinen sehen sich die Bewohnen hier sehr schlecht auf; sie bringen ihre Zeit mehr mit Trinken als mit Arbeiten hin und sind daher nicht von dem mindesten Nutzen; sie vergessen ihre früheren bürgerlichen Verhältnisse und werden ausgemachte Taugenichte. (C. N.)

*) Eine Art Lachsforellen in den Sibirischen Flüssen.

Mannigfaltiges.

— Eine eigene Art von Nachdruck. Nicht bloß im Buch- und Kunsthandel bauseln sich jetzt, sowohl in Frankreich als in England, die Geschwerden über das Nachdrucken-Unwesen, sondern auch im Kattunindustrien und Zeug-Fabrikanten über man dieselbe Klage. In England namentlich beschwert man sich darüber, daß, so oft ein industriöser Kopf mit schweren Kosten und nach unzähligen vergeblichen Versuchen ein neues Muster zu Stande gebracht habe, gleich auch ein Heer von Nachahmern hinterstrein sey und den Erfinder die Früchte seines Fleißes vor dem Munde wegnehme. Es ist in Vorschlag gebracht worden, gegen diesen Unfug dadurch zu steuern, daß man Fällen ähnlicher Fälle ein Schiedsgericht nach dem Muster der in Frankreich schon seit langer Zeit bestehenden Conseil des Prud'hommes, das in jedem Fabriken-Distrikt eine Art Jury von Fabrikanten und Arbeitern bildet, zu errichten. Diese Jury hat über die Priorität der Erfindung eines Musters u. s. w. zu entscheiden und verbindet mit der Schnelligkeit und Wohlfeilheit ihres Verfahrens auch noch den besonderen Vortheil, daß sie, aus lauter Sachkennern bestehend, besser als der irgend ein Tribunals-Richter, der sich nur an den Buchstaben des Gesetzes halten kann, zu beurtheilen vermag, ob und wie das Eigenthumsrecht der Erfindungen gehandhabt sey.

— Der goldene Thron. Ein Südländer in Peru, Manuel Tarawarca, ist wegen seiner reichen Quellen und auch besonders berühmt, weil es die Residenz des Inka's Atahualpa war, der die Spanischen Eroberer auf einem Thron aus massivem Gold begrüßte. Man sagt, die Peruaner hätten diesen Thron, damit er nicht eine Beute der Eroberer würde, in den tochendern Born gewerfen, und schon oft hat man erfolglose Versuche gemacht, diesen Schatz ans Licht zu fördern. Wären die Spanier noch im Besitze von Peru, so könnten sie ihre Gläubiger auf den goldenen Thron, statt auf Cuba, anweisen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Berliner Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Montag den 28. November 1836.

Frankreich.

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

Aus den Memoiren der Madame Parquin, geb. Eschelet.*)

Am 6. März 1815 hatte die Königin**) den Vorsatz, Frau von Nansouty zu besuchen, die ihren Gemahl verloren hatte. Wie ein Unglück sich ereignete, konnte man Ihrer sagen, daß Hortensia sich dafür interessire; Frau von Nansouty besaß aber auch äußerdem die Liebe der Königin.

Da Frau von Nansouty in der Vorstadt Saint-Germain wohnte, so fuhren wir über den Pont Royal, als wir dem Lord Konnaird begegneten, der zu Pferde gerade auf uns zukam. — „Sie kennen wohl die Neuigkeit schon", sagte er; „der Kaiser ist von der Insel Elba gelandet."

Die Königin wurde blaß wie der Tod und ließ ihren Wagen halten; ich fühlte eine so heftige Erschütterung, daß der Athem mir schwer wurde. „Wie ist das möglich?" sagte die Königin zu Lord Konnaird; „wer hat Ihnen das gesagt? Man erzählt so viel ungereimte Dinge."

„Es ist bestimmt wahr", erwiederte der Lord; „ich komme eben vom Herzog von Otrans, der sich auf den Weg macht, um dem Grafen von Artois zu folgen, der bereits diese Nacht abgereist ist." — „O, mein Gott!" rief die Königin, „welches Unglück für den Kaiser, für Frankreich und für uns!.... Ich darf gar nicht daran denken."

„Die Majestät sind sehr gut genommen; man schickt alle Truppen nach dieser Seite. Der Kaiser, sagt man, hat wenig Leute, und es kann also für ihn von keiner langen Dauer seyn." — „So zu sterben! Durch die Hand der Franzosischen Armee! Er! — der Kaiser! Es ist abscheulich!" rief die Königin mit großer Bewegung; „er hat eine solche Unklugheit gar nicht begehen können — man ist schwach und verrichtet." — „Sie können von dem verrichten seyn, was ich Ihnen sage, gnädige Frau. Die Dauffe, aus der ich die Nachricht geschöpft habe, ist sicher; man ist in der größten Bewegung bei Hofe, und man wird die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger Napoleon's nehmen."

„Glauben Sie, daß meine Kinder in einiger Gefahr sind?" — „Ich kann Ihnen nicht dafür stehen, daß man sie nicht als Geisseln ergreift — es wäre wenigstens eine ganz natürliche Maßregel...." — „Mein Gott, in welche Lage habe ich sie gebracht!" rief sie, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Dann, ihre lebhafte Bewegung unterdrückend, sagte sie: „Nein, das Französische Volk wird es nicht zugeben, daß man ihnen etwas Böses zufügt." — „Das Volk", sagte Konnaird, „wird schrecklich werden, und besonders für uns Engländer; denn man darf sich nicht täuschen, es ist dem Kaiserreich unbedingt ergeben und die Armee uns leicht in Masse sich vom Halse schaffen wird...." — „O, glauben Sie das nicht, es ist nicht mehr das Volk von 1793; aber wenn Sie die geringste Unruhe für Ihre Frau und Kinder haben, so bitte ich Ihnen mein Haus als Zufluchtsort an — ich habe nichts vom Volke zu fürchten. Schnell will ich nach Hause zurückkehren, um über die Sicherheit meiner Kinder zu wachen."

Sir verabschiedete den Lord Konnaird und gab Befehl, augenblicklich nach der Straße Cerutti zurückzufahren. Auf dem Wege sagte mir die Königin: „Ich kann noch immer nicht glauben, daß der Kaiser einen so gefährlichen Versuch macht. — Ein Gedanke kommt mir eben; ich wette, ich irre mich nicht. Das Ganze ist eine Idee des Herrn von Labedoyère, ganz gewiß, deshalb Dich, wie erbittert er war! Er glaubt, es wird ihm gelingen, die Regierung zu verändern. — Er sieht seinem Regimente verloren haben. Verhaftsbefehl dadurch aufzuschieben, und um seine Unternehmung zu erleichtern, verbreitet er das Gerücht, daß der Kaiser gelandet sey und zu ihm stoße. Auf diese Weise nur kann ich mir die Neuigkeit erklären, die man uns eben mitgetheilt hat; der Kaiser ist zu klug, um nach Frankreich zurückzukehren, wenn er weiß, wie erbittert seine Feinde sind; er hatte nur nöthig, die Zeitungen zu lesen, um davon hinreichend zu urtheilen." — „Sie werden dennoch großen Verdacht erregen, gnädige Frau, wenn Sie Labedoyère dem täglich zu Ihnen, und man wird sagen, daß Sie es sind, die ihn zu dieser Empörung verleitet hat." — „Man würde mich wenig kennen, wenn man dieses voraussetzt, aber es ist sicher, daß man es sagen wird; ich bin sehr verlegen und weiß nicht, was ich thun soll. Doch meine erste Sorge ist, meine Kinder außer aller Gefahr zu bringen. Sie müssen mein Haus verlassen."

„Sie erinnern sich, gnädige Frau, daß Ihnen schon bei einer frühern Gelegenheit, wo weniger gegründeter Besorgniß, als der jetzigen Umstände einflößten, vorhanden war, eine meiner früheren Gesellschafterinnen, Mad. R., vorgeschlagen hat, Ihre Kinder nach dem Hause ihrer Mutter auf dem Lande zu bringen. — Wollen Sie, daß ich mich mit dem Orte bekannt mache und Alles vorbereite, um sie zu empfangen?"

„Ja! thun Sie es augenblicklich, und diesen Abend, mit dem Eintritt der Nacht, sollen sie Beide, begleitet von der Amme und dem Kammerdiener, zum Hause hinaus durch die Gartenpforte gehen; sie sollen diese Nacht nicht mehr in meinem Hause schlafen. — Kein Mensch soll wissen, wo sie verborgen sind, Niemand soll unter irgend einem Vorwande dahin gehen, bis der Augenblick der Gefahr vorüber ist. — Wenn ich einmal ihretwegen beruhigt bin, so habe ich Muth für Alles, was mich betrifft."

Als die Königin mit mir darin übereingekommen war, schwankte sie nur noch darüber, was sie diesen Abend thun sollte. Es war gerade Montag, der Tag, den sie gewöhnlich, um größere Gesellschaft zu empfangen. Frau von Lavalette und Lady Dieston waren diesen Tag mit Garat eingeladen, den sie Augen bitten wollten. Allen Leuten absagen lassen und die Thüren verschließen, hätte den Verdacht erregen können, als nähme man bei der Königin Maßregeln, die in Verbindung mit der Neuigkeit des Tages Kränken, und das hieß, der Vorbeit selbst Spiel gegeben; auf der anderen Seite aber, Gesellschaft empfangen, Musik machen, wenn die Franzosen sich vielleicht unter einander todschlagen, wenn die Seine aus höchste bewegt ist, unerträglich! unmöglich!

Die Verwirrt Seat. „Es wird wie wohl thun", sagte sie, „unter den Menschen ohne Zahl, die mich beträngen, mich mit Anderen zu beschäftigen, aber es ist heute, daß ich mich zeige, da ich nichts zu verbergen habe. Dadurch werde ich Muthmaßungen ausweichen, die unter solchen Umständen gefährlich werden können. Ich werde mir einigen Zwang anthun; überdies wenn man die Nachricht kennt, wird man es ganz natürlich finden, daß ich traurig bin, und wenn man nichts weiß, werde auch ich schweigen."

Als die Nacht herangekommen war, ging ich zu den Prinzen und brachte sie zu Fuß durch den Garten. Die Amme des Jüngsten, die immer bei ihm war, nahm ein Packchen Sachen und folgte uns. Der Kammerdiener holte einen Lohnkutscher, der uns ziemlich weit vom Hause erwartete.

„Wo willst Du uns denn hin?" fragte mich der Prinz Napoleon, „warum müssen wir uns verbergen? Sollte Gefahr vorhanden seyn? und bleibt die Mutter ihr ausgesetzt?" — „Nein, mein Prinz. Sie allein waren in Gefahr; sie hat nichts zu fürchten." — „Desto besser", sagte das liebe Kind, so gebildet, so vorgeschritten für sein Alter, daß ich mich oft selbst dabei betrat, mit ihm wie mit einer erwachsenen Person zu reden. Die Königin hatte gewünscht, daß man mit ihren Kindern nicht von der Anschickung ihres Ohrems spreche. Ohne zu wissen, wohin sie gingen, noch warum sie in der Nacht fort wußten, ließen sie sich also führen.

Als ich zur Königin zurückkam, hatte sie schon Gesellschaft; ihr Gesicht wandte sich augenblicklich zu mir. Aus dem Zeichen, das ich ihr gab, konnte sie abnehmen, daß Alles ohne Hinderniß abgelaufen sey, und ich sah es ihrem Gesichte an, daß ich ihr einen großen Stein vom Herzen gewälzt hatte. Jetzt wurde ich die gute Madame Laval gewahr und setzte mich zu ihr. Ihr verstörtes Gesicht ließ mich wohl errathen, daß sie die Nachricht kannte, aber es wurde den ganzen Abend kein Wort davon gesprochen. Man hörte stillschweigend Garat und Mlle. Desbrat singen.

Der Abend füllte sich indessen doch mehr als sonst; mehrere Personen sprachen gang leise. Der Oberst La Grange war der Einzige, der mir sagte: „Kennt die Königin die Nachricht, die sich heute verbreitet hat?" — „Nein", sagte ich ihm, „es ist auch unnöthig, ihr den Schreck zu machen, da das Gerücht so unwahrscheinlich ist."

Frau von Turpin war auch ein Gast an dem Abend, und ich habe ihr niemals die Betragen bei dieser Gelegenheit vergessen können. Sie, deren Gemahl Kammerherr bei der Kaiserin Josephine gewesen war, und sie dessen Glück sich die Königin so sehr verwendet hatte, wie durfte sie ihre lügenhafte Stimme erheben und ganz Paris erzählen, welche Freude man in dieser Gesellschaft bei der Nachricht der Ausschiffung des Kaisers gehabt habe! Man hätte, sagte sie, Feste auf

*) Die verstorbene Madame Parquin, Gemahlin des Kommandanten Parquin, die eine so traurige Rolle in der Straßburger Duodez-Revolution bei dem jungen Ludwig Napoleon Bonaparte gespielt hat, war 20 Jahre lang Vorleserin der Herzogin von St. Leu, ehemaligen Königin von Holland. Die Memoiren, von denen die gegenwärtigen Mittheilungen ein Fragment sind, erscheinen nächstens bei dem Buchhandler Ladvocat in Paris.

**) Die Herzogin von St. Leu wird auf ihrem Gute Arenenberg im Kanton Thurgau auch jetzt noch immer Königin genannt. Ihre Umgebung, so wie diejenigen Personen, die sich bei ihr einfinden lassen, reden sie auch immer mit dem Majestäts-Titel an.

Digitized by Google

diese Veranlassung abgelungen, und man ging selbst so weit, Herrn Etienne als den Verfasser zu nennen! Merken Sie dabei, daß Herr Etienne gar nicht da war, daß er niemals zu uns kam, und daß Keiner auch nur den Mund geöffnet hatte, um den Kreuzlieuen des Tages zu berühren. Aber der Geist der Parteisucht bekümmert sich nicht um die Wahrheit!

Diese junge Frau von Jurpin erzählte Madame D'Arjuzon, die es mir wiederholte, Alles, was ich von den Unterhaltungen und Gesängen unserer Gesellschaft eben sagte. Oder sie irrte durch dergleichen Phantasien sich bei, den Verstand verloren zu haben, oder sie schwätzte lauter schon zu Ohren gekommen waren, eine große Wahrscheinlichkeit zu geben. Madame D'Arjuzon fragte sie: „Aber waren Sie denn den Abend nicht dort? Haben Sie die Verse nicht singen hören?" — „Nein, ich habe nichts gehört", erwiderte die unschuldige Agnes, „aber sie sind wahrscheinlich noch neunmal Abgaben gesungen worden, denn ich habe mich sehr früh zurückgezogen." Ich bitte Sie nach diesem Vorgange von der Wahrheit der Erzählungen aus den Salons. Gewiß ist es, daß die Erbitterung gegen die Königin keine Grenzen mehr kannte, und wie sie auch gehandelt haben würde, sie würde immer Unrecht in den Augen derjenigen gehabt haben, die gegen sie waren.

Indessen wurden die Nachrichten, welche die Regierung über die Landung des Kaisers erhalten hatte, allgemein bekannt, und es herrschte nun kein Zweifel mehr über die Wiedererrichtung des Kaiserthums in Frankreich. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, erfuhr man, daß er nur 5 oder 600 Mann bei sich habe, und Hoffnung stralte von allen Bourbonischen Gesichtern. „Er wird wie ein wildes Thier behandelt werden" (das war damals der Mode-Ausdruck), „man wird gegen ihn marschiren, wie der öffentliche Ausruf es befiehlt." — „Ja, es ist wirklich sehr gelegen, daß dieser Tyrann seine Insel verlassen hat, wo er uns schon lange genirt, um sich in unseren Gebieten wie in einer Mausefalle fangen zu lassen." So sprach man in einem gewissen Stadtbezirke. Diejenigen, die dem Kaiserreiche geeilt und eine Art von Schicksalsneid noch hatten, sagten: „Es ist doch im Grunde recht gut für einen Mann, der eine so große Rolle gespielt, so schrecklich zu enden. Denn wo dem ersten besten Bauern, der ihn trifft, ermordet zu werden, das ist das Schicksal, das seiner wartet."

Die Königin sprach gar nicht, sie verbarg in ihrem Herzen alle Angst und Bewegung, die sie fühlte. Nur eines Tages sagte sie: „Es ist nicht allein das Schicksal des Kaisers, was mich so beunruhigt. Es ist nicht der Mann, der sich bloß dem Zufalle überläßt, ohne vorher alle Ereignisse berechnet zu haben. Der bei Nacht heim von Herrn v. Talleyrand erfonnenen Plan ist, wie mich ich glaube, daß der Kaiser Frankreich besser als wir beurtheilen kann. Ich zweifle nicht, daß viele Regimenter sich zu ihm schlagen werden. Er wird also nicht, wie man sagt, allein und verlassen sein. Aber von ihrer Seite werden die Bourbons auch ihre Vertheidiger besitzen, und ich sehe einen nicht zu berechnenden Fall. Dies ist ein unglücklicher Bürgerkrieg. Die Franzosen schlagen sich unter einander ich kann nicht davon denken, ohne zu schaudern."

Am 8. März verließ die Königin ihren Prozeß gegen ihren Gemahl; aber wer mochte an eine Privat-Angelegenheit denken, während die Ereignisse so ernsthaft waren? Sie errang auch diesen Schlag viel leichter, als sie es einige Tage vorher gethan haben würde.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Angèle, ou la tombe de Gentilly. — Historischer Roman von Arthaud. 2 Bde. 15 Fr.

Manuel complet du teinturier. — Von Bergnaud. 3 Fr.

Marie. — Lustspiel in 3 Akten, von Rotelet. 2 Fr.

Oeuvres philosophiques, morales et politiques. — Von Franz Baco von Verulam. Mit einer biographischen Notiz von Buchon. 10 Fr.

Venise n'est plus! — Historisches Schauspiel in 5 Akten, von A. H. 1 Fr.

Vieilles et nouvelles histoires. — Von Guerin-Dalion. 2 Bde. 15 Fr.

Les vilains et les contrebandiers. — Von Beauvalet. 2 Bde. 15 Fr.

Journal des chasseurs. — Erster Jahrgang. 15 Fr.

Commentaire de Moïse Cozénieux sur le commentaire du rabin Abraham Eben Esra sur les cinq rouleaux. — Fl. 26 Fr.

Bulletin de l'académie royale de Medecine. — Herausgegeben von Pariset, Roche und Beaugeau. Bant I. Nr. 1. Jährlicher Preis 3 Fr.

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Astoria".

(Fortsetzung.)

Captain Thorn steuert nun nordwärts und langt nach einigen Tagen mit dem „Tonquin" bei Vancouver's Insel an, wo er gegen den Rath seines Indianischen Dolmetschers, der ihn vor den teuflischen Charakter der dortigen Indianer warnt, im Hafen von Nitinkh Anker wirft. Am folgenden Morgen kommen sogleich eine Menge Kanoes mit Indianern herum, die Fischvertheilte zum Kauf anbieten; sie fordern aber so hohe Preise, daß der Kapitain nichts kaufen will, darüber werden sie erbittert, höhnen den ehrlichen Seemann, und dieser wirft ein Messer einem alten boshaften Häuptling Nukamis einen der Zelte ins Gesicht und heißt die ganze Bande sich auf der Stelle fortscheeren. Rachesschnaubend kehren die Indianer, die von zwei Schwein des Häuptlings Wicananisch begleitet gewesen, unter bessen Hirnschaft das umliegende Gebiet stand, nach dem Lande zurück. Der Dolmetscher bittet den Kapitain, so schnell als möglich unter Segel zu gehen; dieser weigert sich aber auf sein Geschick und Feuergewehr, das er für einen hinlänglichen Schutz gegen die nackten Wilden hält. Am Tage darauf naht sich, anscheinend in der freundlichsten Absicht, ein Kanot mit zwanzig Indianern, geführt von Schuisch, einem der Söhne des regierenden Häuptlings. Sie bieten wieder Seeotterhäute feil und lassen dieselbe noch besser mit sich handeln; man vergißt die von Herrn Astor eingeschärfte Vorsicht, niemals Indianer an Bord des Schiffs zu lassen, und es kömmt ein Kanot nach dem andern heran, das das Verdeck ganz mit Wilden gefüllt ist. Durch ihre große Freundlichkeit hat sich der Captain völlig bethören lassen. Mit einem Mal, als die Indianer eine Menge Messer für ihre Felle eingetauscht haben, nehmen sie eine andere Miene an; Einige holen noch verborgene Waffen unter ihren Mänteln hervor, und auf ein gegebenes Zeichen fallen sie Jämmerlich über die Weißen her. Es entspinnt sich fürchterlicher Kampf, der Captain streckt den jungen Schuisch und mehrere andere Indianer zu Boden, aber zuletzt erliegt er doch den Streichen der Mehrzahl, und die ganze Mannschaft wird nach und nach niedergemetzelt, bis auf drei, die sich in einem Boot retteten, und den Dolmetscher, der sich am Lande befand. Von den vier Männern retten, die sie bei sich hatten, unter der Leitung des schwer verwundeten Schiffs-Secretairs, Herrn Lewis, ein lebhaftes Feuer gegen die Indianer entfaltet, wodurch diese sich endlich zum Rückzuge bewegen fanden. Am anderen Tage kamen sie zwar wieder, wagten sich jedoch erst nach langem Zögern an Bord. Kaum waren sie auf dem Schiff, als eine fürchterliche Explosion erfolgte, die das ganze Fahrzeug zerstümmerte und Alle, die sich darauf oder dicht in der Nähe befanden, auf eine schreckliche Weise ums Leben brachte oder verstümmelte. Der Dolmetscher kam wie durch ein Wunder davon; er wurde unverletzt ins Wasser geschleudert und rettete sich auf einen der Kanoes.

„Nach dieser Katastrophe gewährte die Bucht nach dieser Katastrophe einen fürchterlichen Anblick. Das Schiff war zerschmettert, aber die Bay war mit Trümmern von Mast, Takelwerk, zerfetzten Kanoes und mit Indianern bedeckt, die entweder schwimmend nach Erhaltung ihres Lebens strebten oder mit dem Tode kämpften, während die, welche der Gefahr entronnen waren, gestierlich und erstarrt dastanden oder mit wahnsinnem Schrecken nach der Küste eilten. Ueber hundert Wilde waren durch die Explosion umgekommen, viele Andere waren fürchterlich zugerichtet, und die Zahl derjenigen wurden noch Gliedter und todte Körper an den Strand geworfen."

„Die Bewohner von Nitinkh waren von dem Schrecken über die sie furchtbare Angriff, das sie mitten im Augenblicke des Triumphs betroffen hatte, ganz zu Boden geschlagen. Die Krieger saßen stumm und traurend da, und die Weiber stimmen die Lust mit lauten Wehklagen. Nikkilis war der verwandte sich für Schonung und Jammern in wüthendes Gebrüll, da sie über unglückliche weiße Männer sich freuten; sie man sie fangen in das Dorf brachte. Sie waren in einem der Mite des Schiffs an die Küste getrieben und nicht weit davon am Gestade festgenommen worden."

„Es wurde dem Dolmetscher gestattet, mit ihnen zu sprechen, und es kann sich, daß es für einen der Leute worden, die von der Küste aus eine so verzweifelte Vertheidigung begonnen hatten. Der Dolmetscher erfuhr von ihnen mehrere bereits erzählte Details. Sie sagten ihm auch, daß, nachdem sie den Feind abgeschlagen und das Schiff gesandert, Lewis ihnen gerathen habe, sie sollten das Anketan durchschneiden und in See zu kommen suchen. Diesen Rath befolgten sie aber ob, indem sie meinten, der Wind werde zu stark nach der Bucht zu und würde sie an die Küste treiben. Sie schwammen deshalb, so lange sinnen war, sich still in dem Boot des Schiffs davon zu machen, und sie unbemerkt im Stande zu sein glaubten, und an der Küste entlang nach Nisteua zu fahren. Sie führten auch ihren Entschluß aus; Lewis aber weigerte sich, sie zu begleiten, weil er durch seine Wunde zur Flucht unfähig war, seine Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens habe und über einer furchtbaren Rache verbleiben. Auf sich schon hatten er Steers am Vorgeschütz gesäubert, daß er durch seine eigene Hand fürchten werde, indem er es für höchst wahrscheinlich hielt, daß er in einem einen Kampf mit den Eingeborenen gerathen möchte, in welchem Fall er entschlossen war, wenn es zum Aeußersten käme, eher einen Selbstmord zu begehen, als sich gefangen nehmen zu lassen. Er sprach von den sieben Entschluß aus, sich Vertheidigung des Boot Schiffs zu bleiben, so viel Wilde als möglich herauszulocken, dann das Pulver-Magazin in Brand zu stecken und sein Leben mit einer glänzenden Vergeltung zu enden. Wie vollkommen ihm dies gelang, haben wir gesehen. Seine Gefährten sagten ihm ein trauriges Lebewohl und traten ihr muthiges Unternehmen an. Sie fürchten aus allen Kräften, aus der Bay hinauszukommen, verwechsten aber eine Landzunge nicht zu bemerken und fahren sich endlich gezwungen, in einer kleinen Bucht Schutz zu suchen, wo sie verborgen zu bleiben hofften, bis der Wind ihnen günstiger sein würde. Erschöpft von Strapazen und Wachen, sanken sie bald in tiefen Schlaf, und in diesem Zustande wurden sie von den Wilden überwunden. Die Unglücklichen hätten besser gethan, bei Lewis zu bleiben und seinen bedeutungsvollen Tod zu theilen; denn sie kamen sie auf eine viel qualvollere Weise um. Nachdem sie die Eingeborenen operiren sie mit allen getrauten Martern wilder Grausamkeit. Einige Zeit nach ihrem Tode gelang es den Dolmetscher, der als eine Art von freiem Gefangenen zurückgeblieben war, zu entkommen, und er war es, der die tragische Kunde nach Astoria brachte."

„Die Nachricht von dem Verlust des „Tonquin" kam Herrn Astor erst nach einigen Monate zu Ohren. Er hörte ganze Zeit gänzlich besselben und wußte wohl, daß der große Plan seiner Etablissements dadurch sehr gefährdet, wo nicht ganz vereitelt werden würde. In seinen von jene Zeit geschriebenen Briefen spricht er davon, als von einem unglücklichen Ereignisse, das nicht abzuhelfen könne." Dessenungeachtet traute er an seine Hauptmaßregel und verfolgte sie mit großer Energie aus, sondern war nur auf schleunige und wirksame Hülfe bedacht. Als derselbe Monat noch erschien er im Theater mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Ruhe. Ein Freund, den um die traurige Nachricht wußte, die er empfan-

Digitized by Google

gen hatte, drückte sein Erstaunen darüber aus, daß er so viel Gemüthsruhe haben könne, um einer so lustigen Unterhaltung beizuwohnen. „„Und was sollte ich denn thun?““ war seine charakteristische Antwort; „„wollten Sie etwa, daß ich zu Pferde bliebe und bewernte, was ich nicht ändern kann?““

Was die Land-Expedition unter Herrn Hunt anbetrifft, so hatte sie alle die gewöhnlichen Wechselfälle zu bestehen, denen eine Reise durch unbekannte, von Wilden bevölkerte Gegenden ausgesetzt ist, und auch diese Gesellschaft hatte so heterogene Bestandtheile, daß sie zur leichten Ueberwindung ihrer Mißseligkeiten nicht besser angethan war, als die See-Expedition. Indeß mit seiner eigenen Autorität und mit der Mitwirkung seiner Gefährten gieng es Herrn Hunt doch nicht so schlimm, wie dem unglücklichen Capitain Thorn. Nach Besiegung vieler Schwierigkeiten, die ihm die gebrige Besorgung mit Wegweisern, Bedeguers und Dolmetschern machte, brach er endlich im Januar 1811 von St. Louis auf. Der Kern seiner Gesellschaft hatte er schon früher in ein Lager am Nodaua-Fluß geleitet, von wo er noch einmal zurückkehrte, um sich noch einen tüchtigen Dolmetscher anzuschaffen.

„Es hielt sehr schwer, einen Sioux-Dolmetscher zu bekommen. In St. Louis war nur ein einziger Mann zu finden, der sich dazu eignete, aber ihn zu gewinnen, erforderte große Geschicklichkeit. Das befragte Individuum war ein Mischling, Namens Pierre Dorion, und da er später in dieser Erzählung eine Rolle spielt und überhaupt ein Musterexemplar von seiner zwischenkünftigen Race ist, so wollen wir ein einiges Näheres über ihn mittheilen. Pierre war der Sohn Dorion's, des Französischen Dolmetschers, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer denkwürdigen Forschungsreise über die Felsengebirge begleitete. Der alte Dorion war einer von jenen Französischen Kreolen, Abkömmlingen des alten Kanadischen Stammes, die man in großer Menge an der westlichen Grenze finden, und die mit Wilden leben und sich mit ihnen vermischen. Er hatte sich unter verschiedenen Stämmen aufgehalten und vielleicht unter ihnen Allen Sprößlinge zurückgelassen; seine ortentliche oder gewöhnliche Frau aber war eine Sioux-Squaw. Von ihr hatte er eine wohlaugewachsene Nachkommenschaft bestwilder Söhne, deren Einer unser Pierre war. Im Hauswesen des alten Dorion ging es ganz nach Indianischem Styl zu. Vater und Söhne betranken sich öfters zusammen, und dann war die Hütte ein Schauplatz wilden Lärms und Handgemenges, wobei denn gewöhnlich der alte Franzose von den neun Blendlingen weiblich durchgepeitscht wurde. Bei einer nächtlichen Schlägerei dieser Art warf einer der Söhne den alten Mann zu Boden und stand im Begriff, ihn zu skalpiren. Da lief der Alte mit sterbender Stimme: „„Halt, mein Sohn! Du bist drav und daß zu viel Ehrgefühl, um Deinen Vater zu skalpiren.““ Dieser letzte Appellation rührte die Französische Seite des zwiespältigen Herzens, und er ließ den alten Mann seine Kopfhaut unversehrt behalten.“

Im Verlauf der Reise kommen sehr viel interessante Skizzen von den Sitten und Charakteren der verschiedenen rothen Volksstämme vor. Von einigen wurden die Wanderer freundlich aufgenommen und eine Streefe weiter, wurden sie angegriffen, beraubt und schändlich behandelt. Die Kraub's schienen zu den verwegensten und bösartigsten unter den schlechten Subjekten des fernen Westen zu gehören. Herr Hunt hatte auf seiner Reise auch einige Unannehmlichkeiten durch das Zusammentreffen mit der Gesellschaft des Herrn Manuel Lisa, der eine ähnliche Expedition vorhatte, indem er eine Association zu Stande gebracht, die er „Missouri-Fur-Company“ nannte. Man fand die Gegend wilder und schwieriger zu passiren, als man erwartet hatte; schon die blossen Namen einiger Ströme, wie der Schlangenfluß, der Tolle Fluß und ähnliche, zeugen hinlänglich von der Beschaffenheit des Landes. Die Wildnis, die sich vor den Reisenden öffnet, wie sie die Wasser des Missouri hinaufsteigen, schildert der Verfasser folgendergestalt:

„Je weiter sie vorrückten, um so mehr zeigten die Landschaft und die Gegenstände, daß sie immer tiefer und tiefer in das Gebiet einer wilden Natur eindrangen. Endlose Wüsteneien debnten sich vor dem Auge aus, mehr und mehr von Büffelherden belebt. Zuweilen sah man diese plumpen Thiere in langen Zügen über die schweigende Fläche dahinstreichen; ein andermal waren sie auf den weiten, einsamen Wiesen und grünen Abhängen, einzeln oder gruppenweise, umher zerstreut, einzig das fette Gras weidend, außer unter blühenden Kräutern ruhend. Die ganze Scene schien gewissermaßen die alte Schilderung in der heiligen Schrift von den großen Waidefriechen des Orients zu verwirklichen, mit „Vieh auf tausend Hügeln.“

„In einer Stelle schienen die Ufer eines Flusses völlig von Büffeln eingefaßt; viele waateten schwammen, brüllend und indem sie durch den Strom. Eine Anzahl derselben wurde, trotz aller ihrer Anstrengungen, von dem reißenden Wasser bis auf Schußweite gegen die Bote ihn getrieben, und man erlegte mehrere davon. Ein anderes Mal sah man einen Trupp am Strande einer kleinen Insel unter dem Schatten der Bäume oder im Wasser stehen, um, nach Art unseres zahmen Viehes, den Fliegen zu entgehen und sich vor der Hitze des Tages zu schützen.“

„Einige der besten Schützen stellten sich auf den Bug einer Barke, die still und langsam vorrückte und mit Hülfe eines breiten Segels und eines frischen Windes stromau fuhr. Die Büffel blieben ruhig stehen und gafften das Fahrzeug an, wie es sich näherte, ohne etwas von ihrer Gefahr zu ahnen. Die Jäger nahmen das feinste Aber der Heerde aufs Korn, feuerten alle zugleich auf dasselbe und schossen ihr Opfer nieder.“

„Rasser der Büffeln bekam man auch viel Rothwild zu Gesicht und oft ganze Rudeln stattlicher Hirschthiere, so wie leichtfüßige Heerden munterer Antilopen, die flinksten und schönsten unter den Bewohnern der Prairien.“

Es läßt sich nichts Beschwerlicheres und Unglücklicheres denken, als die Bewegungen von Herrn Hunt's Gesellschaft. Weihbocksten und Neujahr 1812 fand sie noch immer in der Wildniß umherirrend; am 31. Januar jedoch langten sie endlich in dem erbärmlichen Dorfe Wischtam an; und am 15. Februar, nachdem sie einige Tage in Kanots auf dem Columbia-Fluß zugebracht, fuhren sie um ein bajwischenliegendes Vorgebirge herum und bekamen die jugentliche Kolonie Astoria zu Gesicht.

„Nach elf Monaten des Umherirrens in der Wildniß, großentheils durch unbetretene Völkerstrien, wo es eine Seltenheit war, wenn man einmal ein wildes Weibwam zu Gesicht bekam, läßt sich die Wonne der armen den Wind und Wetter durchdringenden Reisenden denken, als sie die embryonische Niederlassung erblickten, die mit ihren Magazinen, Wohnungen und Pfahlbollwerken auf einer hohen Landspitze thronte und eine herrliche kleine Bucht beherrschte, in der ein zierlich gebaute Schaluppe ankig vor Anker lag. Ein freudiges Jauchzen entkrönte aus jedem Kanot bei dem lang ersehnten Anblick. Sie trieben ihre Böte eiligst über die Bucht und entertten hastig ans Ufer zu, wo Alles aus der Kolonie herabströmte, um sie zu empfangen und zu bewillkommnen. Unter den Ersten, die sie bei ihrer Landung begrüßten, waren einige ihrer alten Kameraden und Leidensgefährten, die sich unter Mack's, M'Lellan's und M'Kenzie's Ausführung am Calteen Linn von ihnen getrennt hatten. Diese waren schon fast vor einem Monat in Astoria angelangt und hatten, da sie selbst dem Hungertode kaum entgingen, Herrn Hunt und dessen Begleiter bereits verloren gegeben. Um so wärmer und herzlicher war das Wiedersehen. Das Abenteuerliche Aussehen der Ankömmlinge, so wenig sie, wie gewöhnlich, sehr laut mit ungestümen Worten gegenseitigen Glückwünschen, und es war fast komisch, diese alten Kameraden und conföderes sich am Ufer des Flusses einander herzen und küssen zu sehen.“

Die Entfernung von St. Louis nach Astoria beteug auf dem Wege, den Hunt und M'Kenzie eingeschlagen hatten, über 3500 Englische Meilen, obgleich sie in gerader Linie nicht mehr als 1800 Meilen ausmacht.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Besuch in den Gefängnissen von Madrid.

Während meiner Anwesenheit in Madrid erbat und erhielt ich die Erlaubniß, in Begleitung eines jungen Artillerie-Obersten von meiner Bekanntschaft, die verschiedenen Gefängnisse zu besuchen. Wir machten mit dem vornehmsten derselben, welches Carcel de Corte heißt, den Anfang.

Dieses Gebäude besteht aus einem großen Viereck, das einen Hofraum einschließt. Korridore verbinden die verschiedenen Theile des Gebäudes, welche in mehr oder minder geräumige Wohnungen zerfallen. Hier logiren solche Gefangene, die dem Kerkermeister, nach dem Grade der Eleganz des Gemaches, wenigstens ½ Piaster täglich bezahlen können. Der große Hause der Verbrecher war in unterirrische Räume einquartiert, die über Hofgange nach dem Hofe hatten.

Wir begannen unsere Inspection in den obern Stockwerken, wo der Neaude des Gefängnisses uns alle Zimmer öffnen ließ. Bei unserer Annäherung verließen die eingesperrten Unglücklichen hastig ihre Betten, auf die sie uns Langeweile oder aus Mangel an Raum sich ausgestreckt hatten. Bis und wieder sahen wir zwölf Personen in einem Raume von etwa so vielen Quadratfuß! Alle beeiferten sich, uns ihre beklagenswerthen Umstände zu beschreiben. Insgesammt wir ihnen unfreiwillig sagten, wir seien aus dieser Ursache gekommen, so fühlten sie sich doch von diesem egoistischen Bewegegrunde nichts weniger als beleidigt; sie drängten sich mit einer Art von Vergnügen um uns, als freute es sie, einmal die Gesichter seiner Leute zu sehen. Ich will meine Leser nicht mit Wiederholung aller der Ungerechtigkeiten mit Details ermüden, die man uns erzählte; doch werden einige Thatsachen hier nicht am unrechten Orte sein, weil sie von dem leidigen Zustande Spaniens, von den Rechten der Individuen und der Art, wie man diese Rechte handhabt, einen Begriff geben können.

In einer sehr kleinen Kammer sahen wir auf einem schlechten Lager einen Mann, dessen Haltung und Aussehen eine Melancholie verkündeten. Als dieser Unglückliche zu meinem Begleiter, einem Stabs-Offizier, erkannte, erhob er sich gleich, schlang seinen Mantel um sich, und zeigte uns die Uniform eines Oberst-Lieutenants. Sein Gesicht war bleich und faltig, sein Auge hohl, sein Haar vernachlässigt, seine Kleidung schmutzig und zerissen. Er schmachtete schon ein Jahr in dieser Kammer. Von edler Geburt und an Luxus gewöhnt, schien er unfähig, selbst zu leiden: sein kleiner und schwächtiger Wuchs, seine zierlichen Hände und Füße erinnerten uns jener Menschenklasse, die gewissen Stunden des Tages, sorgfältig gekleidet, an der Puerta del Sol sich herumtreibt. In seinem Gesichte lag jedoch ein edler Stolz, der mit seiner unanlehnlichen Gestalt kontrastirte. Als wir den Gefangenen verlassen hatten, sagte uns der Kerkermeister, daß man ihn als Verhaftten und Anhänger des Don Carlos hier gefangen halte. Ein paar Minuten darauf kamen wir vor Simarro des Offizier wieder vorbei. Der Gefangene trat heraus, flüchte meinem Begleiter einen Brief in die Hand und bat ihn, diesen Brief zu lesen, wenn wir das Gefängniß verlassen haben würden. Dem Inhalt dieses Briefes nach war der Unglückliche vielmehr ein eifriger Vertheidiger der Sache Isabella's! Als Ilea Vermudez die Ultra-Liberalen verfolgte, sann seine Gefangener, wie er behauptete, das Opfer eines Irrthums aber seine wiederholten Reklamationen gelangten nicht an die Behörde. Er setzte hinzu, er habe nicht den Muth gehabt, uns alle diese Gesinnungen in Gegenwart seiner Unglücksgefährten zu thun, weil diese Alle Karlisten seien und fähig, ihn zu mißhandeln, wenn sie seine politische Meinung erführen. Sein Brief hatte den in den Spanischen Chroniken wohlbekannten Namen Ladron de Guevara zur Unterschrift.

Unter den vielen Gefangenen von niederem Range, die wir der Reihe nach musterten, sind nie Einige im Gedächtniß geblieben. Ein

Digitized by Google

junger Mann von sehr schöner Gesichtsbildung sagte uns, man habe ihn eingekerkert, weil er arm sey, d. h., sein Vergehen war so unbedeutend gewesen, daß er seiner Strafe leicht entgangen wäre, wenn er Etwas gebabt hätte, um die Alguazil's zu bestechen. Ein anderer junger Mann saß im Kerker, um, sobald es der Justiz gefallen sollte, als Zeuge (!) zu dienen; denn er hatte bei einem Duell mit Messern einen Zuschauer abgegeben! Ein zehnjähriger Knabe, der im Verdachte stand, seinen Meister bestohlen zu haben, und ein vierzehnjähriger, der ein Kind getödtet hatte, weil er aus Unvorsichtigkeit einen Stein auf die Straße geworfen, saßen mit fünf Verbrechern, die die Raubmorde angeklagt waren, in derselben Kammer!

Auf dem Wege nach einem dieser Gemächer sagte uns der Kerkermeister, wir würden hier einen Mörder von der wildesten Gattung sehen: er hieß Juliano Ramos. Die Physiognomie dieses Menschen erschien uns jedoch sanft, heiter und ruhig; Lavater selbst hätte sich in ihm getäuscht. Er erzählte uns, man habe ihn auf seinem Wege nach Portugal arretirt und als muthmaßlichen Komplizen eingekerkert. „Aber", fragte mein Freund, „Ihr habt doch wohl Jemanden ermordet?" Da nickte er mit einem so offenen und unmuthigen Lächeln, daß ich schaudern mußte. In einem Streit über eine Weiberperson hatte dieser Mensch seinen Gegner erschlagen; und er erzählte uns dies auf die ruhigste Weise von der Welt, indem er sich eine Cigarre zurecht machte. Keine Prahlerei, keine Affectation rauschte seine Erzählung; aber das Lächeln der Zufriedenheit schwebte ihm auf den Lippen. Dieses und noch viele ähnliche Beispiele, die ich in Spanien beobachtet, haben mich überzeugt, daß selbst der innere Richter, das Gewissen, in einem schlecht organisirten Staate, wo das Verbrechen nur zu oft triumphirt, so gut als vernichtet werden kann.

In derselben Zelle mit Ramos befand sich ein Knabe von vierzehn Jahren, von zarter und schwächlicher Constitution, der eines Komplotte gegen die junge Königin und ihre Mutter angeklagt war. Man hatte ihn ertappt, als er eben im Palaste selbst, wo sein Vater an einem der Bäreaux angestellt war, ein rebellisches Schreiben legirte. Sein Vater, der in einem andern Theile des Gefängnisses steckte, und dessen ehrbare Kruditere mir auffiel, klagte bitterlich darüber, daß er sich durch die schiefe Aufführung seines Sohnes in solchem Grade kompromittirt sähe. Die Mutter, die wir in einem dritten Zimmer fanden, gestand zwar, ihr Sohn habe gegen seine Pflicht gefehlt und vielleicht den Untergang der Familie verschuldet, allein sie sehe die vornehmste Schuld auf Böswichter, die ihn verführt hatten, und ohne welche der gute ehrliche Junge nie an einem solchen Verbrechen gedacht hätte. Sie klagte mit ärtlicher Besorgniß, wo und mit was für Leuten er zusammenstäße? Ich bätte mich, ihr zu sagen, daß Juliano Ramos und der Räuber Solorzano (welchen Letzteren ich ein paar Tage später zum Richtplatze führen sah) seine Studengenossen seyen. Die unglückliche Familie saß noch vorgestern Abend um ihrem Lästuhlen Herde, und viermahmunig Stunden später erwachte sie, Eines von den Andern getrennt, hinter den Gittern eines Kerkers.

Das Schauspiel, welches uns die für das weibliche Personal bestimmten Gemächer darboten, war in der That herzzerreißend. Man hörte hier nur ein anhaltendes Geschrei und Heulen; man sah nur von Thränen feuchte Gesichter, in deren Zügen eine unsägliche und mechanische Erschlaffung an einen gewissen großen Kummer, dessen Ursache sie zu erzählen und unser Mitleid zu erregen; und was man auch von der Beredtsamkeit des Weibes sagen mag, so zweifle ich doch bei ihren viel größere Fertigkeit im Bekenntniß ihrer Fehler und Vergehen, als die Männer uns bewiesen hatten. Eine Frau erzählte uns, sie sey im Gefängniß, weil ihr Mann seine eigene Mutter geschlagen habe. Die finstern, reflexionslosen Mienen und die brummende Wuth mochten einen so glücklichen Eindruck auf mich, daß ich sie freigesprochen hätte, wenn ich ihr Richter gewesen wäre. Ich sagte ihr, daß ich sie einer so schrecklichen Missethat für ganz unfähig hielte; sie dankte mir mit gefalteten Händen und warf mit dabei einen so innig dankbaren Blick zu, als hätte ich ihr die Freiheit ausgetheilt.

Ein junges Weib, welches hübsch meinte, sagte uns, ihr Verbrechen bestände darin, daß sie ihre nächtliches Haus verlassen habe, um einem nichtswürdigen Verführer zu folgen. Zwei blonde alte Weiber befanden sich wegen politischer Verbrechen hier! Die Eine hieße Viva Carlos Quinta! genannt; die Andere hatte zwei junge Gardedragoner bereden wollen, der Partei des Pfarrers Merino sich anzuschließen.

Unter diesen Unglücklichen fiel mir bald eine große, schöne und wohlgestaltete junge Frau von zwanzig Jahren ins Auge, die mit ihrem Manne wegen politischer Verbrechen verhaftet worden war. Ihr ganzes Wesen stand in grellem Kontraste zu dem ihrer Mitgefangenen; sie sah ruhig und heiter aus; sa, es spielte sogar ein Lächeln der Befriedigung um ihren Mund und belebte ihre schönen schwarzen Augen. Ich glaubte, daß ein ernster Gedanke, daß eine edle Rührung die Ursache dieser Heiterkeit wäre; das Gefühl der Mutterliebe absorbirte alle übrigen. — Die Frau eines Räubers gewährte einen ganz andern Anblick. Ihr Mann war eines Tages, während ihrer Abwesenheit, in eine seiner Kisten gefallen, aus der man ihn todt hervorzog. Die Frau kam in Verdacht und also ins Gefängniß. Sie war bereits dreißigwunger und sint mehreren Monaten von fünf kleinen Kindern getrennt, die sie während dieser Zeit kein einziges Mal hatte sehen dürfen! Als wir das Gemach verließen, flüchte die Unglückliche uns nach und schrie wie in halbem Wahnsinn: Que me pongan en communicacion con mis niños! (O, laßt mich mit meinen Kindern zusammenkommen!) . . . . .

Ohne allen Vergleich traurigter waren jedoch die unterirdischen Gefängnisse. In dem Hofe, der dahin führt, sahen wir eine zahlreiche Schaar von ausgewergerten Individuen beiderlei Geschlechte, die größtentheils bald nach herauließen. Bitten im Hofe lagen faules Stroh, zerlumpte Kleider, abgenagte Knochen und Kohlblätter, Alles auf einem Haufen, um verbrannt zu werden.

Einige der Gefangenen vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel; Andere trösteten einander unsinnigen Dienste, und wieder Andere schienen einem ihrer Kameraden, der mit lauter Stimme vorlas, aufmerksam zu zuhören. Als wir bei ihnen ankamin, rief der Alcalde mit gebieterischer Stimme: „Jeder trolle sich in seinen Kerker!" und sogleich verschwand Jeder in einem ähnlichen Loche. Ich sah durch die unterirdischen Löcher.

Jeder Kerker hatte seinen Vorsteher, der Caladozero*) genannt, den man unter den Gefangenen selbst auswählte. Der Caladozero des einen dieser Kerker, ein kleiner Mensch, Namens Chirazes, hatte sich durch eine Menge Mordthaten und andere Verbrechen dem Würde verdient. In dem Augenblick, als wir sein Gebiet betraten, hielt er eine brennende Kerze auf die Nase. Sein kalte Grausamkeit in seiner Physiognomie war mir auffallend. Uebrigens hatte ich es für unmöglich, einen Verein von elenderen und zugleich teuflischeren Gesichtern auszudenken, als diejenigen waren, auf welche der Schein des Lichtes fiel, das Chirazes in der Hand hielt. Das Beobrechen in allen seinen Phasen, das Unglück mit allen seinen Qualen standen lesertich geschrieben auf diesen bleichen, häßlichen und verzerrten Physiognomien. Einigen hatte man die Arme auf den Rücken gebunden, Andere die Gesichter nicht prügelten, und zwei von ihnen waren in Folge einer Art Messer-Duell daselbst eingeperrt. Aber nicht bloß verstockte Verbrecher wohnten in dieser Jammerhöhle; es befanden sich auch ehemalige Beamten und selbst Hofleute darunter, die ein bloßer politischer Verdacht so tief gestürzt hatte; wir bemerkten sogar zarte Knaben, die gleiches Loos mit den Uebrigen theilten. Ein kaffeebraunes schreckliches Gespenst war der Hunger selbst. Der Eine seiner Knaben, dem die greßliche Ueberreste eines Mantels schmerzlich bedeckten, litt an einer zehrenden Krankheit: er hat uns mit Thränen, wir möchten ihn doch dem Spital bringen lassen; und wir hatten die Freude, daß der Alcalde, auf den Grund unserer Fürsprache, seine Bitte erfüllte.

(Rüd-ll, Spain revisited.)

Mannigfaltiges.

— Kunst- und Gewerbe-Schulen in England und Preußen. In unserer vorletzten Nummer erwähnte Bericht des Parlaments-Ausschusses zur Förderung von Kunstwerken schlägt auch die Errichtung von Normalschulen für den Unterricht im Zeichnen vor und beruft sich dabei auf den Nutzen, den ähnliche Institute in unserm Vaterlande haben. „Wenn das gewerb- und erfindungsreiche England auf unsere Gewerbsschulen, als die Quellen seines allgemeinen Gewerbsinstinktes, „in welchem nicht bloß theoretischer Unterricht ertheilt, sondern auch die praktische Anwendung der Kunst auf das Fabrik- und Gewerbewesen gelehrt werden soll", in Vorschlag und trägt darauf an, daß dem Parlamente jährlich ein Bericht über die Fortschritte abgestattet werde, den das Land in den schönen Künsten mache."

— Darlehns-Verfügungen. Der Berliner Börsen-Zeit. De Barnett, hat kürzlich berechnet, daß die ganze Mannschaft eines Schiffes (220 Individuen) durch das Zerreißungen einiger Tonnen Darlehns von einem furchtbaren Speichelfluß ergriffen werden sey. Viele verloren ihre Zähne, und zwei Personen blieben sogar ihr Leben ein. Auch alles Vieh und Geflügel auf dem Schiffe — Schweine, Ziegen, Schafe, Kätzen, Hunde, Hühner u. s. w. — verstarben die Wirkungen des eingeathmeten Darlehnsdüber, und selbst das Brüder des Schiffes war mit einer schwarzen Kruste überzogen. Ohne Zweifel verdirbt sich das Darlehn, während es, seiner Bande ledig, am Boden rostet, und wirkte so auf die Atmosphäre. (The Doctor.)

— Volksbelustigungen zu Kidderminster. Der Magistrat und die übrigen Beamten dieser Stadt werden allsährlich von neuem gewählt, und der erste Montag nach dem Tage, an welchem die Inauguration, die man auf eine seltsame Weise feiert. Jeder neugewählte Beamte wirft nämlich aus einem Fenster seines Hauses eine gewisse Menge Kegel unter das Volk; und wer es wagte, seinem Beispiele oder Verhaltungsbefehlen zu diesem feierlichen Tage Haus-Arrest zu geben, der würde gewiß dafür büßen müssen. Das in den Straßen durch einander wogende Volk schimpert alle Schuhe, Kehrichtfässer und Alles, was sich werfen läßt, so lange in der Luft, bis endlich ein Haar Schiefensster aufgezogen werden und die Gaben Pomona's auf die Häupter der versammelten Menge herabregnen. Wehe dem harmlosen Wanderer, der gerade beim Beginn der Festlichkeit durch die Stadt geht oder reitet! Ehe er sich's versieht, ist er, im buchstäblichen Sinne des Wortes, die allgemeine Zielscheibe geworden und bildet sich nun ein, die ganze Stadt habe sich verschworen, ihn den Eintritt zu verwehren.

(L. P. O.)

*) Caladozero heißen die unterirdischen Kerker für schwere Verbrecher.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Postämtern. Post-Zeitungs-Nummer.

№ 144. Berlin, Mittwoch den 30. November 1836.

Frankreich.

Die Kunst, zu reisen, bei den Engländern, Italiänern, Deutschen und Franzosen.

Von George Sand.

Albion's Insulaner tragen ein ganz besonderes Fluidum mit sich herum, ich möchte es das Britische Fluidum nennen, in welchem sie reisen und worin sie der Atmosphäre der Gegenden, durch die ihr Weg sie führet, eben so unzugänglich sind, wie die Maus in der Luftpumpe. Nicht dieß den tausend Vorsichtsmaßregeln, womit sie sich umgeben, verdanken sie ihre ewige Leidensfreiheit. Nicht darum, weil sie drei Paar breeches, einen über das andere, anhaben, langen sie, trotz Regen und Koth, vollkommen rein und trocken an; nicht weil sie wollene Pferdetücher tragen, hinter ihre Fenster metallene Fritze aller Feuchtigkeit Trotz; auch nicht darum, weil ein Jeder von ihnen mit so viel Pomade, Bürsten und Seife beladen einherzieht, als man benöthigt, um ein ganzes Regiment Rekruten aus Nieder-Bretagne zu schniegeln, sind ihre Nägel stets untadelhaft und ihr Bart immer fleiß; nein, der Grund von dem Allen ist, daß die äußere Luft ihnen nicht beikommen kann, daß sie in ihrem Fluidum wie unter einer zwanzig Fuß dicken Krystallglocke gehen, trinken, schlafen und essen und mittelbarweise durch dasselbe auf die Natur blicken, denen der Wind das Haar aufspuistert, und auf die Fußgänger, denen der Schnee das Schuhwerk durchnäßt. Indem ich aufmerksam den Schädel, die Physiognomie und die Haltung der finsteren Engländer beiderlei Geschlechts betrachtete, die jeden Abend an den Wirthstafeln der Schweiz, wechselten, fragte ich mich, was wohl der Zweck so vieler weiten, gefahrvoller und mühseligsten Reisen seyn möchte, und mit Hülfe meines Führers, den ich stets darüber zu Rathe zog, glaube ich ihn endlich entdeckt zu haben. Hier ist er: eine Engländerin hat zum eigentlichen Zweck ihres Lebens, es dahin zu bringen, selbst die höchsten und stürmischsten Regionen zu durchwandern, ohne daß ihr auch nur ein Haar in ihrem Nacken gekrümmt werde. Der Zweck eines Engländers ist, eben so, nach einem Ausflug durch die Welt in sein Vaterland zurückzukehren, ohne sich die Hanschuhe beschmutzt oder die Stiefeln zerrissen zu haben. Daher kommt es, daß sie, Männer und Frauen, wenn sie sich des Abends nach ihren beschwerlichen Streifzügen in den Wirthshäusern zusammenfinden, ordentlich ins Gewehr treten und sich mit nobler, zuvorkommender Miene in der ganzen majestätischen Unbeschränktheit ihrer Reise-Haltung präsentiren. Nicht ihre Person ist es, die reist, sondern ihre Garderobe, und der Mensch ist nur der Träger des Mantelsacks, das Behikel der Kleidung. Es würde mich gar nicht wundern, säh ich in London etwa Reiseberichte unter folgenden Titeln erscheinen: Wanderungen eines Huts durch die Pyrenäischen Schlupfe — Erinnerungen an Helvetien, von einem Rockträgen — Reise um die Welt, von einem Kanschuk-Mantel.

Die Italiäner verfallen in den entgegengesetzten Fehler. An ein gleichmäßiges mildes Klima gewöhnt, verachten sie selbst die einfachsten Vorsichtsmaßregeln, und der Wechsel der Witterung in unserem Klima packt sie so gewaltig, daß sie sogleich Heimweh bekommen. Mit stolzer Verachtung durchstreifen sie unsere Gegenden und vergleichen Alles, was sie sehen, beständig und unerbittlich mit ihrem schönen Vaterlande, nach welchem sie sich überall zurücksehnen. Es ist, als wollten sie Italien wie ein Grundstück durch die Lotterie auszuleren und als suchten sie Absehmer für ihre Loose. Könnte Einem etwas die Lust zu einer Reise über die Alpen verderben, so wäre es die Marktschreierei, möchte man sagen, die man bei allen Städten und Dörfern mit anzuhören hat, deren große Namen schon einem Italiäner Ivry und Sinnone anschwellen, so wie er sie nur ausspricht.

Die besten und geräuschlosesten Reisenden sind die Deutschen. Vortreffliche Fußgänger, unerschrockene Raucher und sämmtlich ein biechen Mystiker oder Botaniker, sehen sie mit Gemach und Verstand und trösten sich über alle Widerwärtigkeiten, Langweil mit der Cigarre, der Flöte oder dem Herbarium. Gravitätisch wie die Engländer, prunken sie doch nicht so mit ihrem Vergnügen und machen nicht mehr Parade als Genuß. Sie reisen ohne Aufsehen und ohne Andere zu Opfern ihrer Vergnügungen oder ihrer Muße zu machen.

Was uns Franzosen betrifft, so muß man gestehen, daß wir uns weniger als irgend ein Volk Europa's aufs Reisen verstehen. Unbegreiflich verzehren uns, Bewunderung reißt uns fort, unsere Empfindungen sind lebhaft und mächtig, aber bei dem geringsten Mißgeschick ergreift uns Unmuth und schlägt uns zu Boden. Obgleich unser Humor weit wenig erzwicklich ist, so übt es doch eine Gewalt über uns aus, die uns bis an die Gränzen der Erde verfolgt, uns kläglich und zur Aushauer in Strapatzen und Entbehrungen untauglich macht und uns das kindischste, abgeschmackteste Heimweh einflößt. Unvorsichtig wie die Italiäner, brüsten wir doch nicht über physische Kraft; um die peinlichen Folgen unserer Unbedachtsamkeit zu ertragen. Wir benehmen uns auf der Reise gerade wie im Kriege, voll glühenden Eifers beim ersten Auftreten, aber ganz muthlos nach einer Niederlage. Wer eine Französische Karavane auf den steilen Wegen der Schweiz aufbrechen sieht, wird lachen über die ungeheure Fernde, über das spaßhafte Rennen in den Schluchten, über die lustige Hast, über all die verlorene Mühe, über all die im voraus beim Antritt des Marsches verschwendete Anstrengung und über die an die ersten besten Gegenstände enthusiastisch weggeworfene Aufmerksamkeit. Man kann aber sicher darauf rechnen, daß die Karavane nach Verlauf einer Stunde alle in ihrer Macht stehende Mittel, sich körperlich und geistig abzumatten, erschöpft hat und gegen Abend verirrt, unmuthig, zerschlagen und mit Blöße sich fortschleppend an der Herberge eintreffen wird, ohne auf die wirklich bewundernswerthen Dinge, außer höchstens mit einem ganz flüchtigen und wilden Blick, geachtet zu haben.

Dies Alles nun ist vielleicht nicht so unwichtig, als es scheinen mag. Eine Reise, bei wem es gefragt, ist ein Kreis vom Leben des Menschen. Die Art, zu reisen, ist also das Kriterium, nach welchem man die Nationen und die Individuen beurtheilen kann; die Kunst des Reisens ist fast die Wissenschaft des Lebens.

Ich sie mein Theil thue mir auf diese Reise-Wissenschaft etwas zu Gute. Aber ach, was hat es mich gekostet, sie mir zu erwerben! Ich wünsche Niemanden, um einen gleichen Preis dahin zu gelangen, und dasselbe kann ich von Allen sagen, was die Summe meiner gewonnenen Ideen und angenommenen Gewohnheiten betrachtet.

Wenn ich ohne Langeweile und ohne Unmuth zu reisen, so bilde ich mir doch nicht ein, daß das Gehen mich nicht ermüdet, und daß der Regen mich nicht naß macht. Es giebt in keines Franzosen Macht, sich so viel Wirksches Fluidum anzuziehen, um allen Einstiffen von Wind und Wetter ganz zu entgehen. Meine Freunde sind in demselben Fall, so daß unsere Toilette auf dem ganzen Wege für die Reisenden unter der Luftpumpe ein Gegenstand des Aergernisses und der Verachtung war. Aber welche Entschädigung findet man auch dafür, wenn man sich auf die Erde wirft, um auf dem ersten besten Moose auszuruhen, wenn man sich in der Sonnenhitze einstrecken läßt, wenn man ohne Hülfe des Maulthiers und des Führers die schwierigsten Wege zurücklegt, wenn man auf den schwammichten Wiesen den reizgeschlagenen, purpurfarbigen Apollo verfolgt, wenn man an den Gebüschen entlang nach der Phantasie hascht, die rascher und schöner ist, als alle Schmetterlinge der Erde! Und sollte man auch am Abend zerzaust, gedrängt, bestaubt, schmutzig und zerrissen vor den Engländern erscheinen, sollte man auch für einen Seiltänzer oder Komödianten gehalten werden!

(K. d. d. M.)

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

(Schluß.)

Die Marschallin Ney machte einen Besuch bei der Königin, als wir gerade nur zwei oder drei Personen um den Theetisch saßen. Die arme Marschallin war ganz verstört. „Ach, gnädige Frau, was ist diese Landung für ein Unglück!“, sagte sie zur Königin; „wir waren so ruhig! Mein Gemahl geht diesen Abend nach Besançon; er zieht die Truppen zusammen, um gegen den Kaiser zu marschiren.“ — Die Königin antwortete nicht. — „Aber welch ein toller Gedanke ist dem Kaiser hingekommen!“ fuhr die Marschallin fort; „sehr bald wird er das Opfer seiner Thorheit werden. Wer wird sich mit ihm vereinigen? Niemand. Jedermann ist von den Leiden gegen ihn entbunden und hat sie Andern gegeben.“ Die Königin, einigermaßen durch die wegwerfende Art und Weise, mit welcher die Marschallin ihre Gedanken auseprach, verletzt, erwiederte kalt: „Es ist gar kein Zweifel, daß sehr viele Menschen gegen den Kaiser sind; wer wird aber auch glauben, daß nicht ein Franzose zu ihm stehen werde? . . . Ich bin Ihrer Ansicht; es ist freilich ein großes Unglück, das ich eben so sie, wie Du, beklagen muß, ohne indessen Deine Ueberzeugung zu theilen, daß der Kaiser ganz verlassen sein dürfte. Meine Meinung ist, daß wir einen Bürgerkrieg haben werden, und das ist ein trauriger Gedanke.“

„Einen Bürgerkrieg!“ rief die Marschallin erstaunt. „Ah, Sie kennen Frankreich sehr wenig! Se will Keiner mehr etwas vom Kaiser wissen, und mein Mann, der den Stand der Dinge besser als wir beurtheilen kann, bedauert die traurige Lage, die sich der Kaiser bereitet. Er wird keinen Menschen auf seiner Seite haben.“

Digitized by Google

„Dein Mann beurtheilt die Sache nach seinen Gefühlen, aber nicht nach denen der ganzen Armee. Er wird keinen Menschen glauben machen, daß sich nicht ein Regiment finden werde, das sich seines alten Generals erinnere und Rußland nehmen werde, auf ihn zu feuern."

Während sie so sprach, dachte die Königin nicht allein an Herrn von Labédoyère, sondern auch an die Offiziere, denen wir in den Gebirgen von Zabern begegnet waren und die gerade einen Theil des Armee-Corps des Marschalls Ney ausmachen sollten. Nach dem, was vorgefallen war, konnte man wohl kaum in Zweifel über das seyn, was sie thun würden.

Die Marschallin war von der Bestimmtheit, mit der die Königin behauptete, daß man nicht auf den Kaiser schießen würde, überrascht. „Mein Gott", sagte sie, „erinnern Sie sich doch, welche Angst wir bei all' den fürchterlichen Kriegen ausgestanden haben. Ich habe Sie, als endlich der Friede zu Stande kam, eben so glücklich gesehen, als ich selbst es war."

„Ich spreche Dir meine Meinung, aber nicht meine Gefühle aus. Ich dreamer mit Die die Zurückkunft des Kaisers, und ich würde Alles in der Welt darum geben, wenn sie nicht erfolgt wäre, denn von allen Seiten betrachtet, sehe ich nur Unglück für ihn und für die ganze Welt daraus entstehen. Aber wenn Du mir versichern willst, daß der Kaiser von den Franzosen mißhandelt werden, daß nicht ein einziger Wunsch seine Sache vertheidigen wird . . . so sage ich Dir, daß es unmöglich ist — daß Du dabei den Mann vergissest, den Du ihn sprichst, und auch die Nation, für die er so viel gethan hat. Da aber sehr viel Militairs wie Dein Mann denken werden, so werden sie einen Bürgerkrieg haben, und es ist uns wohl erlaubt, darüber zu seufzen, denn nichts ist gräßlicher."

Die arme Marschallin hatte Thränen in den Augen, war ganz außer sich und schien alles Unglück, das sie treffen sollte, vorher zu sehen. Zwei Tage nach der Abreise ihres Mannes ging sie nach den Tuilerieen und kam nachher zur Königin. Niemals war Jemand wir sie empfangen worden. Man war förmlich gegen sie gewesen, hatte ihr geschmeichelt. Ihr Gemahl wird unser Retter sein, sagte man ihr, und man wiederholte ihr die Versprechungen, die er den Könige gemacht. Er wird seine Schuldigkeit thun, hatte die Marschallin erwidert. Aber daß er den Kaiser in einem eisernen Käfig zurückbringen würde, hatte der Marschall Ney niemals gesagt. Dies war eine Verleumdung.

Die Besorgniß war so groß bei Hofe und in der Stadt, daß Jeder für sich in Sorgen war und Niemand einen vernünftigen Rath zu geben vermochte. Die Königin fühlte die Gefahr ihrer Stellung und ergab sich ihrem Schicksal, wie Jemand, der im Begriffe ist, einen Schlag, der ihn treffen kann, gefaßt ist. Sie sagte nur: „Von allen Seiten sehe ich für mich nur Leiden, und ich werde kein Mittel finden, ihnen zu entfliehen, es bleibt mir also nichts, als mich mit Muth zu waffnen, und das will ich auch."

Die Nachricht, daß der Oberst Labédoyère, der zu Chambery in Garnison gelegen hatte und nach Grenoble beordert worden war, anstatt gegen den Kaiser zu marschiren, sich mit ihm vereinigt und mit der ganzen Besatzung zu ihm gestoßen sey, traf bald darauf ein. Die Thore der Stadt hatten sich dem Kaiser geöffnet, der unter den lautesten Freudenbezeugungen eingezogen war.

Der Oberst Labédoyère, als der Erste, der das Beispiel der Abtrünnigkeit gab, gehörte zu der vertrauten Gesellschaft der Königin. Kein Zweifel herrschte also darüber, daß alles das vorher verabredet gewesen und durch die Verschwornen ausgeführt worden sey, von denen man sie umgeben glaubte. Die in ihrer Umgebung gefaßte Partei, die sie kein Schwerdtstreich geschehen war, nahm überdies mit großer Begierde zu dieser Auszeichnung ihre Zuflucht. Aber um der Verschwörung mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, mußte man die Verschwornen festnehmen, und damit beschäftigte man sich jetzt.

Graf Pozzo di Borgo, der die Seele und der Rathgeber der Bourbonen war, war zu klug, um nicht einzusehen, daß man den Kaiser Napoleon in Wien angreifen müsse, indem man damit gegen ihn alle Kräfte des Kongresses vereinigte, der, einmal aufgelöst, nicht leicht wieder zusammengebracht werden konnte. Er reiste also ab, um sich zu den verbündeten Mächten zu begeben.

Nach der Abreise des Beschlagtes sah sich Butrakin allein mit den Interessen Rußlands beauftragt. Er erfüllte die Vollmacht der Protection, mit der er von seinem Monarchen beauftragt worden war, indem er mir sagte, daß die Sicherheit der Königin in Gefahr sey, daß man sie bei Hofe beschuldige, an den jetzigen Begebenheiten Theil zu nehmen, und daß man die Frage aufzuwerfen habe, ob man sie nicht gefangen nehmen sollte. Als ich die Königin darauf vorbereitete, sagte sie mir: „Ich kann das nicht verhindern, sie können mir ein machen, was sie wollen." Diese Ergebung ermuthigte nur meine Kühnheit, und da man sie bei Hofe beschuldigt

leiden Hotels unterstützen werde. Da die Königin abreisen wollte, so mußte man natürlich denken, daß sie Plünderung sich bis zu ihr erstrecken würde. Die Person, die diesen Wink gab, hatte Herrn D'André, Ministher der Polizei, gesprochen, der in diesem Augenblicke gar nicht wußte, wie er alle die entsetzlichen Leidenschaften in Paris in Schranken und die Ruhe aufrecht erhalten sollte. Hier konnte die Königin also nicht mehr zögern — sie entschied sich, der Gastfreundschaft der Lerzogin, die ihr sehr nahe wohnte, in Anspruch zu nehmen. Man wußte durch den Garten gehen, zu dem wir den Schlüssel wiederzufordern, und hatte die größte Mühe, bis zu ihr zu gelangen. Sie waren bei dem Herzoge auf Besuch gekommen, und da sie von den Gefahren, in denen sie schwebten, genau unterrichtet waren, so konnten sie die Königin nicht eigentlich, wie sie arretiren würden, jedem Augenblick. Der Herzog wollte sein Haus nicht verlassen, um nicht einen Anschein von Mißtrauen zu geben, das vielleicht ohne Grund war.

Was die Plünderung seines Hotels betraf, so war er der Meinung, daß die Behörde niemals eine solche Anreizung der Leidenschaften dulden würde, indem die Unordnung dann am leichtesten die Regierung stürzen könnte.

Der Herzog rieth aber doch der Königin, ihr Haus zu verlassen. Da man sie für das Haupt einer Verschwörung hielt, die nur in der Unzufriedenheit des Volkes bestand, so hatte man sich leicht an ihr vergreifen können.

Es war in der That, als die Königin, begleitet von ihrer Kammerfrau, sich zu der Familie begab, die ihrer Güte Alles verdankte. Die Königin, die überzeugt war, daß man sie gern sehen werde, wurde indessen mit schadbarer Verlegenheit empfangen.

Der Herr des Hauses, der sich einbildete, der Kaiser Napoleon habe seine Dienste nicht genug belohnt, ängerte sich über dessen Rückkunft; dasselbe that die Frau unter solchen Umständen nicht Herrin ihres Willens. Man glaubte, sehr viel für die Königin zu thun, wenn man sie nur diese Nacht beherbergte, und ich glaube, wenn sie nur den Wunsch geäußert hätte, einen Tag länger zu bleiben, so würde man es ihr abgeschlagen haben. Sie versetzte sie aber nicht in diese Nothwendigkeit, sondern kehrte am andern Morgen nach ihrem Hause zurück.*)

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Astoria".

(Schluß.)

Herr Astor hatte sich unterdessen mit der Ausführung eines andern Theiles seines Planes beschäftigt; er wollte nämlich die Russische Niederlassung an der Nordwestküste mit regelmäßigen Vorräthen versorgen. Und um diesen Gedanken zu verwirklichen, schickte er im Monat März 1811 einen vertrauten Agenten nach St. Petersburg. Sein nächster Schritt war die Ablendung des Schiffs, welches, seinem Plan gemäß, alljährlich die neue Bahn, die von ihm bereits abgesteckten Expeditionen gehörden zu werden, weiter öffnen sollte. Dieses Schiff war der „Biber", befehligt vom Capitain Sowle. Es berührte die Sandwichs-Inseln, wo ihm ein Gerücht von dem unfeligen Schicksale des „Lenquin" zu Ohren kam, und ging am 9. Mai, dem Vorgebirge der getäuschten Hoffnung (Cape Disappointement) gegenüber, im Columbia-Flusse vor Anker. Die Aufgabe des „Biber" erfüllte die Kolonisten mit neuem Muth. Es wurden zwei Land-Expeditionen zur Ausdehnung der Geschäfte der Kolonie und zur Gründung innerer Handelspostten" unter den Befehlen der Herren M'Kenzie und Clarke ausgerüstet; eine dritte führte Herr D. Stuart, um die Stationen, die er am Oakinagan eingenommen hatte, mit Vorräthen zu versehen; eine vierte, unter Herrn Robert Stuart, wurde mit Depeschen nach New-York abgeschickt. Alle diese Züge sind wohl bewegter, abenteuerlich geschilderter Scenen aus dem Leben in der Wildniß. Unter den Festscheiten, die hier über unterdessen in seinem gewöhnlichen Feuer machte, betrifft der Weg, folgendes:

„Der Agent, den er nach St. Petersburg gesandt, um in seinem Namen, als Präsidenten der Amerikanischen Pelz-Compagnie, zu unterhandeln, hatte, mit Genehmigung der Russischen Regierung, eine vortheilhafte Uebereinkunft mit der Russischen Compagnie abgeschlossen."

Durch diese Uebereinkunft, heißt es, hatte Herr Astor bestätigt wurde, verpflichteten sich die beiden Compagnieen, einander in ihren gegenseitigen Handel und auf ihren Jagdrevieren keinen Eintrag zu thun und den Indianern weder Waffen noch Munition zu liefern. Sie wollten auch gegen alle Schleichhändler in Uebereinstimmung verfahren und einander bei Gefahren Hilfe leisten. Die Amerikanische Gesellschaft sollte das ausschließliche Recht haben, die Russischen Posten mit Waaren und Lebensbedürfnissen zu versehen, und zahlte die Zahlung Pelzwerk zu bestimmten Preisen empfangen. Auch sollte sie, wenn der Russische Gouverneur es verlange, die Pelze der Russischen Compagnie nach Canton verschiffen, sie dort in Kommission verkaufen und gegen die jedesmal zu bedingende Fracht den Ertrag zurückbringen. Diese Uebereinkunft sollte vier Jahre in Kraft bleiben und auf eben so lange wieder erneuert werden können. Auch ein unvorhergesehenes Ereignis eine Modification nöthig machte."

„Dies war darauf berechnet, der jungen Niederlassung zu Astoria von großem Nutzen zu seyn; indem es die Furcht vor feindlicher Nebenbuhlerschaft von Seiten der fremden Compagnieen in ihrer Nähe verscheuchen und dem ertragsamsten Handel längs der Küste einen sicheren Schutz verleihen sollte. Auch war die Absicht des Herrn Astor, eigene Küstenfahrzeuge von geringem Tonnengehalt und flachem Bau, nur für den Küstenhandel einzurichten, zu Astoria zu halten. Diese würden dort einen sicheren Ankerplatz und ein Depot gehabt haben, sie hätten bei günstigen Winter kurze Reisen machen können und einen ausserordentlichen Vortheil über die aus Gerathewohl dazu gebrauchten Schiffe gehabt, die nämlich lange Reisen unternehmen, eine zahlreiche Mannschaft unterhalten mußten und sich der Küste nur zu gewissen Jahreszeiten nähern konnten. Er hoffte dabei, Astoria allmälig zum großen Stapelplatz für den Amerikanischen Pelzhandel im Stillen Ocean und zum Kern eines mächtigen Amerikanischen Staates zu machen. Zum Unglück für diese sanguinischen Hoffnungen brach zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien Krieg aus, ehe Herr Astor, wie oben gesagt, die Uebereinkunft ratificirt hatte. Er durchschaute sogleich die Gefahr des Falles. Der Hafen von New-York wird, so dachte er, ohne Zweifel dieser und der Absang des südlichen Bowdoin-Schiffs im Herbst wird verhindert oder, wenn es ihm gelingen sollte, in See zu kommen, vielleicht aufgebracht werden."

„In dieser Verlegenheit", fährt Washington Irving fort, „schrieb er an den Capitain Sowle, der den „Biber" befehligte, und den er in Canton vermuthete, sich auf der Stelle nach der Faktorei an der Mündung des Columbia zu begeben und ihr Hülfe und Schutz zu leisten. Hatte er doch bis jetzt immer nur Nachrichten von Unheil und Mißgeschick erhalten. Auf seinen Brief lief er, als Letzter Bürgerl, die Ablendung eines dritten Schiffs, die „Lark" genannt, nach der Niederlassung folgen. Als ob das Sprichwort, daß eine schlimme Zeitung nie allein kömmt, sich an ihm recht auffallend bewähren sollte, hörte er in diesem kritischen Augenblick noch, daß die Nordwest-Compagnie sich anschicke, ein bewaffnetes Schiff von 20 Kanonen, den „Isaac Todd" nach der Mündung des Columbia zu senden. Auch besorgte er, daß Britische Regierung selbst nächte es der Mühe werth halten, eine Sendung gegen die Niederlassung auszuschicken, da sie schon selbst von der Nordwest-Compagnie dringend dazu aufgefordert worden war."

Zunächst wandte sich nun Herr Astor um Schutz und Beistand an die Regierung der Vereinigten Staaten. Er bat blos, daß sie vierzig bis funfzig Mann zur Vertheidigung von Astoria in das zerfallene Fort werfen möchte, bis die Privatfahrzeuge, die er zu Lande dahin senden wolle, angekommen seyn würden; aber die Regierung war für den Augenblick zu beschäftigt, um auf die Pläne eines Einzelnen zu achten; und ein späterer Entschluß, ein Kriegsschiff an Ort und Stelle zu senden, ward dadurch vereitelt, daß plötzlich und schnell in einer andern Richtung Mannschaft und Waffen erbeten wurden. Des Bartenwinder, ein Agent Herr Astor zu Astoria, sagt: „Der „Lark" ab.

Herr Hunt hatte unterdessen Astoria auf dem „Biber" verlassen und war im Monat August 1812 in See gestochen. Mit ihm wich von der Kolonie ihr guter Genius. Herr M'Dougal, der in Astoria residirte, war, wie es scheint, der Verantwortlichkeit seiner Stellung nicht gewachsen. Auf der einen Seite wurde er durch Furcht vor den Indianern eingeschüchtert, die gleich anfangs sich unfreundlich zeigten, so wie durch den, daß die junge Kolonie nur von ihrem schwachen Schiff verlassen war; andererseits durch schlimme Ahnungen über das Schicksal des „Biber", von dem man den ganzen Winter über nichts hörte, und durch stärkere, entmuthigende Nachrichten aus dem Innern, denn Herr M'Kenzie kehrte am 10. Januar 1813 mit einem Gefolge zurück, das, wie Washington Irving sich ausdrückt, „nur wahres Elend und einen Buch voll Unheil war." Sein Posten hatte sich unfruchtbar erwiesen, und es war ihm in der Wüstniß von einem Mitglieder der Nordwest-Compagnie, Herrn John George M'Tavish, der in der Nähe begrabteten etablirenden Handelsposten unter seiner Leitung hatte, aegenspielt worden.

„Dieser Herr M'Tavish war der erfreute Bote schlimmer Neuigkeiten. Er war am Winnipeg-See gewesen und hatte dort eine Depesche aus Kanada empfangen, welche die Kriegserklärung und Präsident Madison's Proclamation enthielt, die er mit der dienstfertigsten Zuvorkommenheit den Herren Clarke und M'Kenzie einhändigte. Er sagte ihnen überdies, daß er eine frische Sendung Waaren von den nordwestlichen Seen an der andern Seite der Felsengebirge erhalten habe und sich trotz allen Widerstandes, den die Nordwestlinien der Britischen Compagnie gestiftet sey. Dieser verbündlichen, daß Kriegerischen Nachricht setzte er durch die Anzeige die Krone auf, daß das bewaffnete Schiff „Isaac Todd" sich zu Anfang März in der Mündung des Columbia einfinden werde, um von dem Handel dieses Flusses Besitz zu nehmen, und daß er beordert sey, sich demselben um diese Zeit dort anzuschließen."

Nach Empfang dieser trostreichen Nachricht brach Herr M'Kenzie seine Niederlassung ab, barg seine Güter und eilte nach Astoria hinunter. Dies gab Herrn M'Dougal den Rest: ganz zusammengenommen, beschloß er, die Niederlassung aufzugeben. Die anderen Compagnons, die Herren Clarke und Stuart, die auf ihren Posten einen erfolgreichen Handel gestiftet hatten, protestirten zwar gegen seinen Entschluß, den sie für verfrüht und leichtsinnig nannten, aber M'Dougal war entschieden; als sie in Astoria anlangten, fanden sie Herrn M'Dougal schon mit Herrn M'Tavish um die Uebergabe des Postens und der Waare unterhandelnd, und nach vielen fruchtlosen Vorstellungen mußten sie sich darein fügen. In diese kritische Zeit fiel gerade die oben erwähnte Verheirathung des Herrn M'Dougal mit der Tochter des Häuptlings Comcomly. Kaum waren die Flitterwochen dieser Heirath vorüber (Herr M'Dougal hatte sich kaum Zeit gelassen, Herrn M'Tavish diese Neuvermählung noch ein Jahr in Astoria bleiben zu dürfen), so kehrte Herr Hunt am 20. August, „nach einer Seefahrt, die ein Kapitel in Sindbad's Reisen hätte abgeben können", wieder nach Astoria zurück.

Das Schicksal der „Lerche", die am 6. May 1813 von New-York abgesegelt war, verfolgte der Unternehmung des Herrn Astor einen neuen Schlag. Das Schiff scheiterte an den Sandwichs-Inseln, und die Schiffbrüchigen, die sich in Booten auf die Insel Tahitoowa retteten, wurden von den Eingeborenen gänzlich ausgeplündert.

„Da es der Mannschaft an Allem fehlte und es vielleicht lange dauern konnte, ehe sich eine Gelegenheit für sie fand, von diesen In-

*) Wir werden nächstens einen weiteren Aufsatz aus dem Tagebuche der Madame Paravicini mittheilen.

Digitized by Google

seln zu entkommen, so begab sich der Capitain, Herr Ogden, sobald er es möglich machen konnte, nach der Insel Oswaldi und demüthte sich, mit dem Könige einen Vergleich zu Gunsten seiner Unglücksgefährten zu schließen."

„Der erlauchte Tamahwah war, wie es sich schon bei einer frühern Gelegenheit gezeigt hatte, ein verschmitzter Handelsmann, und dieses mal bewies er, daß er auch Schiffbrüche zu benutzen verstand. Seine Unterhandlungen mit M'Dougal und den unteren „Gros der großen Amerikanischen Pelz-Compagnie" hatten wenig Einfluß auf den gegenwärtigen Fall, und er bestand, sich über Unglück zu Nutz zu machen. Er versprach, die Mannschaft während ihres Aufenthalts auf seinem Gebiet mit Lebensmitteln zu versorgen und ihr alle Kleider, die sich fänden, zurückzugeben, aber er bestand darauf, daß ihm dagegen das Wrack als ein vom Zufall an seine Küsten gewerfenes herrenloses Gut anheimfallen sollte. Herr Ogden mußte sich diese Bedingungen wohl gefallen lassen. Der große Tamahwah schickte nun seinen Vielzieh-Sohn Jahn, den Schiffsknecht-Gouverneur von Owahhi, mit einem Trupp der Königlichen Leibwache ab, um zum Besten der Krone von dem Wrack Besitz zu ergreifen. Dies geschah wie besohlen, und man brachte Güter und Mannschaft nach Owahhi. Die Königliche Hand scheint indeß sehr karg in ihren Spenden gewesen zu sein. Die Mannschaft erhielt gar magere Kost; seltsam aber ist es, in dem Reise-Journal zu finden, wie diese Leute nach all den Beschwerden, die sie erduldet hatten, noch so empfindlich für kleine Unannehmlichkeiten waren, daß sie den Königin ein wildes Ungeheuer nannten, weil ihnen ein Topf zum Kochen verweigert wurde, oder weil man Herrn Ogden nicht ein Besteck Messer und Gabel, das von dem Wrack gerettet worden, zum Gebrauch lassen wollte."

„Dies Ende nahm der unglückliche „Lercher"; hätte sie Herrn Astorsstimmungsort wechselhalten können, so wäre es, in dem Reise-Journal zu Astoria noch eine andere Wendung genommen haben. Ein merkwürdiger Umstand schwint über allen See-Expeditionen geschwebt zu haben, wiewohl sie zu Lande nicht minder unglücklich abliefen."

„In Bezug auf den definitiven Vertrag und die erfolgte Uebergabe der Kolonie sei auf Herrn M'Dougal der Bericht, daß er nicht ganz unbegreiflich dabei gebandelt habe, zu Wagnehm, der dadurch gerechtfertigt wurde, daß er später als Compagnon der Nordwest-Gesellschaft ein bedeutendes Vermögen anhäufte. Genommen, der einen recht wilden Geschmack an Kriegen und Gefechten fand und sich, wie es scheint, schon darauf gefreut hatte, seinem Schwiegersohn bei der Vertheidigung von Astoria Hülfe zu leisten, war sehr betrübt über die Verzagtheit des „großen Häuptlings". „Er hätte," sagte er, „mehr seinen Muth zeigen sollen, sterben, wenn er noch ihn befragt wurde, schlitzeln er den Kopf und erwiderte, seine Tochter habe sich genug, statt einen großen Krieger zum Manne zu bekommen, habe sie eine Squaw geheirathet."

Hier noch ein paar von Washington Irving's Schlußbemerkungen zu seiner Erzählung:

„Es ist zu allen Zeiten schmerzlich", sagt er, „ein großes, wohlthätiges, gutaliges Unternehmen fehlschlagen zu sehen, aber das Mißlingen dieses Plans haben wir besonders in nationaler Hinsicht zu bedauern, denn wäre er mit Erfolg gekrönt worden, so würde er außerordentlich zum Vortheil und zur Erweiterung unseres Handels beigetragen haben. Der Gewinn, den die Britische Pelz-Compagnie von dem besagten Lande zieht, ist zwar auch sehr bedeutend, kann aber keinen Maßstab abgeben, um den Nutzen zu berechnen, der daraus entspringen könnten, wenn es ganz in den Händen von Bürgern der Vereinigten Staaten gewesen wäre. Jene Compagnie ist, wie wir schon gezeigt haben, in der Beschaffenheit und den Umfang ihrer Operationen sehr beschränkt und kann die maritimen Vortheile, die ein Stapelplatz und Hafen an jener Küste darbietet, nur wenig ausbeuten. In anderen Händen würde das Land, abgesehen von den beträchtlichen Schätzen von den Jagern und Handelsleuten, auch von kräftigen Landwirthen durchforscht und bebaut worden sein, und die fruchtbaren Thäler, die seine Flüsse begrenzen und in seinen Gebirgen eingeschlossen liegen, würden die Schätze ihres Bodens zum allgemeinen Reichthum beigesteuert haben. Wir müssen daher noch einmal unser aufrichtiges Bedauern darüber aussprechen, daß dieses Unternehmen, das Astoria, den Herren Astor hintangesetzt und sich den Angedenkt hat entgehen lassen, wo sie, wie eine Sache, die sich von selbst verstanden, ihre Gegend ruhig hätte in Besitz nehmen und unbetrübten einen militairischen Posten in Astoria errichten können. Unsere Staatsmänner haben die Wichtigkeit einer solchen Maßregel erst eingesehen, als es schon zu spät war. Es sind unterdessen thätige Mittel zu Gebote gestanden, um Astoria wieder zu erlangen, aber ohne Erfolg, und unsere rechtmäßigen Besitzungen an jener Küste, so wie unser Handel im Stillen Meere, haben seinen Sammetplatz, der von den Klagen der Nation und von einer Militairmacht gesichtigt wäre."

„Unterdessen naht sich der zweite jahrhäufige Zeitraum rasch seinem Ende. Im Jahr 1834 wird die Frage über diesen Rechts-anspruch wieder zur Erörterung kommen und in jenen jetzigen friedlichen Verhältnissen zu Großbritannien höchst wahrscheinlich abermals in die Länge geschoben werden. Jedes Jahr wird indeß der streitige Anspruch immer bedeutender. Kein Stolz ist so eifersüchtig und reizbar, als der Stolz auf Besitzthum. Je nachdem eine Woge von Abwanderern nach der anderen sich in die unermeßlichen Regionen des Westen wälzt und neue Ansiedelungen sich nach den Felsengebirgen hin erstrecken, wird der sehnsüchtige Blick unserer Kolonisten immer mehr daselbst hinweg schweifen, und sie werden immer ungeduldiger werden über jede Schranke, über jedes Hinderniß, wodurch ihnen das verspert wird, was sie als die große Mündung unseres Reiche ansehen. Sollte sich eine unglücklicherweise ein Umstand ereignen, durch den die gegenwärtige Einracht der beiden Nationen gestört würde, so möchte wohl diese schlecht designed Schriftsache, die jetzt nur schläft, sich plötzlich zu einer solchen Bedeutung erheben, daß sie einen Krieg veranlassen könnte, und solche Bürde kann den Lohnungswert in einem Kampf um die Herrschaft an den Küsten des Stillen Oceans werden."

Mannigfaltiges.

— Allianzen gegen den Nachdruck. Man pflegt sonst die Presse eine Europäische Macht zu nennen, aber sie scheint es doch wenigen zu sein, als der Nachdruck, da sie noch keine so mächtige Allianzen gegen sich hervorgerufen hat, wie dieser sie jetzt provocirt. Bereits soll die Französische der Englischen Regierung Vorschläge zu einem Vertrage gemacht haben, wonach in beiden Ländern nicht blos der gegenseitige Nachdruck, sondern auch die Einführung der in anderen Ländern nachgedruckten Französischen und Englischen Werke untersagt werden soll. In Preußen scheint sie sich freilich der ernsten solchen Bündnisse noch nicht sehr zu fürchten, denn eben liegt uns der Plan zu einem großen Actien-Unternehmen vor, mit dem der bekannte Preußische Buchhändler Meline alle andere Preußische Nachdrucker wahrscheinlich zu überflügeln gedenkt. Einige sonst sehr geachtete Beamte und Gelehrtennamen Preußens haben seinen Anstand genommen, sich mit Herr Meline zu diesem Unternehmen zu verbinden, das einen Kapital-Fonds von zwei Millionen Franken erheischt und den Ansichein giebt, als sey es nicht hauptsächlich um ein so verrufenes Metier, wie der Nachdruck ist, sondern vorzugsweise um Papier-Fabrication, Schriftgießerei u. s. w. zu thun. Es fragt sich nun, welche Allianz mächtiger sein werde, die Französisch-Englische oder Meline et Comp.? Das zuerst von Brockhaus gegebene rühmvolleige Beispiel einer Vereinigung von Deutschland gegen den Nachdruck sollte zunächst wohl von den unter ganz ähnlichen Verhältnissen an einer gemeinsamen Sprache und Literatur Theil habenden Italiänischen Staaten nachgeahmt werden. Aber in Italien scheint ein solcher Plan noch gar nicht in Anregung gekommen zu sein. Dagegen geht man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika damit um, den Kongreß einen Antrag sowohl auf eine gegenseitige Verständigung in Betreff auf den Nachdruck, als auf einen der Rechte der Englischen Schriftsteller auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres feststellenden Vertrag vorzulegen. Eine Zeit, die so allgemein das Bedürfniß fühlt, das Eigenthum des Geistes zu ehren, ist gewiß vorgeschritten an Intelligenz und wahrhafter Kultur zu nennen.

— Zur Charakteristik Washington Irving's. Dieser Schriftsteller besitzt in seinen Schriften eine solche Fülle des Wirklichkeit in die Anschauung der Romantik zu bilden, ohne ihrer Wahrheit dadurch Abbruch zu thun. Der Grundton seines Gemüths ist Poesie, und Alles, was er berührt, nimmt die Farbe dieser Stimmung an. Ein anzugreichnetsten nuiet allen seinen Werken entwickelte sich seine Eigenthümlichkeit in dem „Skizzenbuch". Die Gegenstände, welche er in dieser Schrift behandelt, sind im untergeordneten Sinne des Wortes gewöhnlich; sie sind einfach und anspruchslos, aber der anmuthige Hauch tiefer Empfindung, der Zauber einer schönen Sprache und das natürliche Gefühl, von dem das Ganze durchdrungen war, machten diese Skizzen in der Form eben so reizend, wie sie in der Sache treu nach dem Leben entworfen waren. Seine ihrigen Geistesprodukte schrieb Washington Irving schnell, ohne sie zu feilen, und ließ den Eindruck, den sie auf ihn machten, ungeschwächt. Aber sie sind nicht blos charakteristische Gepräge seiner Individualität, sondern sie sind auch Abdrücke derjenigen, der einen tiefer eindringenden Blick in seine abgetretenen Schuhputzwinkel folgen, oder die wunderbaren Begebenheiten unternehmender Reisenden und Handelsleute schildern, immer ist er derselbe virtuose, derselbe treue Maler. Er gehört unter die Schriftsteller, deren Reichen von ihrer eigenthümlichen Natur unverkennbar geprägt sei sind, so daß man sie an den Gegenständen, die sie nur ihnen angehören, leicht herausfindet, wobin sie auch mit ihrem Forschergeist dringen mögen. Man hat von Washington Irving gesagt, sein Stil gleiche oft sehr der schlichten Darstellungsweise Goldsmith's und dem feinen Geschick Mackenzie's. Des Artheil mag, was den äußeren Ausdruck betrifft, ziemlich richtig sein, aber es erschöpft nicht den ausgezeichneten Charakter seines Genius. Man hat ferner gesagt, Washington Irving sei in und da mit seinem Geschriftstellern hat, ist rein spielig und muß auf eher seinem eigenen Temperament, das ihn in vielen Punkten diesen Männern nähert, als einer beabsichtigten oder auch nur unbewußten Nachahmung zugeschrieben werden. Gleich ihnen, schildert er das, was er schreibt, und nimmt seine Schilderungen von irgenen Gindrücken her, so zu sagen, stets einer Sprache, die von feierlicher Würde ist, wie keiner von Jenen sie erreichte, und wie sie alle seine Werke schmückt. Dr. Johnson sagt von Goldsmith, er sey so mannigfaltig gewesen, daß es immer geschienen habe, als mache er das am besten, was er gerade gemacht. Dies glänzende Kompliment würde auf Washington Irving nicht passen, denn dieser legt seinen Zauberstab nie bei Seite, um sich den besonderen Forderungen seines Sujets anzubequemen, sondern er ist

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. mit das ganze Jahr. Alle Erhebung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei den resp. Postämtern. Für Berlin bei der Stadt-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Herren Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Freitag den 2. December 1836.

England.

Das Armen-Arbeitshaus zu Liverpool.

Von Alfard.

Das Arbeitshaus zu Liverpool liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe und in gesunder Luft. Die Gebäude der Anstalt sind geräumig, luftig und wohl unterhalten; die Britische Reinlichkeit giebt sich selbst in Armen-Anstalten zu erkennen. Die Werkstätten sind groß und wohlverwahrt; die Höfe mit Steinplatten belegt, gelüftig und offen. Das Haus ist rein Gefängniß, und man sieht nirgends einen bewaffneten Wachtposten; es läßt sich hieraus schließen, wie gern man hier Gehorsam erstrebt. Von Luxus ist übrigens auch nichts zu verspüren; denn ein Gesammt-Wohlthäter, wie es eine Kommune ist, die sich's zur Pflicht gemacht, ihre Armen zu ernähren, scheint nichts mit Grazie, und man findet nur an zu vielen Stellen, daß die Wohlthat in der Form einer Auflage dermaßig wird. Der Pfarrer-Personen zwischen der Kommune und ihren Armen sind kalt und ernsthaft wie andere Agenten, sonst aber brave und rechtschaffene Leute. Die Anstalt ist gastfrei; aber der Gast ist nicht ein erwartter Freund, den man zum Lieblinge sübret, sondern ein Armer, dem sein Armuths-Attest Zutritt giebt, und der Kost und Wohnung mit der Lieblosigkeit seiner Hände bezahlen muß. Man kann also nur verhältnißig von diesen Anstalten sprechen und das Lösen-Erbe darüber mit Reflexionen ziehen.

Der gegenwärtige Direktor, ein ehemaliger Rechtsgelehrter, ist wegen seiner Redlichkeit und seines festen männlichen Sinnes mit diesem Amte betraut worden. Sein Vorgänger war Einer von Jenen, die die Welt als einen guten Erwerbszweig betrachtet, er hatte sich unter einem Namen, der dem Französischen sehr deutlich analog ist, enorme Einkünfte gemacht. Man wußte dies recht gut; aber die Macht der Beschäftenden ist in England so groß, daß man diesen gemeinschädlichen Menschen bis an seinen Tod — welcher der einzige Dienst war, den er dem Arbeitshause erwiesen — in Ruh und Würden ließ. Der neue Direktor ertieb den Armen alle die unwürdigen Gebräuchen, mit denen sein Vorgänger sie belastet hatte, und begnügt sich mit seinem Gehalte, das allerdings sehr respektabel ist. Das Bestreit des vorigen Chefs hatte die ganze Anstalt verdorben: die Lieferanten lieferten schlechte Lebensmittel; die Milch war gefälscht, das Gemüse fäbel gewählt und das Brod vermittelst chemischer Vorrichtungen aufgeblasen. Jetzt hat Alles ein anderes Ansehen. Die Differenz zwischen einem barbarischen und einem menschenfreundlichen Menschen hat große Summen eingebracht und dem Kirchspiele eine Ersparniß gemacht, ohne daß die Stadt mehr dagegen hatte, die sie fehlen.

Der Direktor des Arbeitshauses zu Liverpool scheint ungefähr fünfzig Jahre alt zu seyn. Er ist ein langer, gewandter und entschiedener Mann und zeigt an seinem Betehen mit den Armen seine männliche Sympathie der Redlichkeit, die von dem mißfälligen Wesen eines Pinschers hinwiederum verschieden ist. Die Armen sprechen ihn, ohne ihn zu hassen, weil sie wissen, daß er Ehre und Pflicht nimmt, wenn er mit ihnen steht, und weil er in seinem Benehmen zwischen übergroßer Gelindigkeit und übertriebener Strenge die rechte Mitte hält. Dieses erklärt uns, warum ein einzelnes Individuum, dessen Bestalt nicht einmal auffehnlich ist, wohl zweitausend Personen leiten kann, von denen eine gute Hälfte rüstige Leute sind und vielleicht Leder einigen Sammetes das Aufsehen im Lerzen trägt. Denn welche Arme glaubt, nur durch eigene Schuld daran zu seyn? Es bedürfen sich hier Leute, die ihre Leidenschaften nie zu beherrschen gewußt, und deren finsterer Gedanken selbst etwas Ehrheimliches hat. Dennoch erkennen sich alle diese Leute und anblicken ihr Haupt voll Ehrfurcht, wenn der kleine Mann aufbergeht mit seinem lebhaften und durchdringenden Auge, seinen determinirten Befehlen, die stets klopft gestalten, seinem raschen Schritt und seiner entschiedenen Haltung, seine Gesichtszüge und Gesichtsfarbe gerieten den ihn die Stelle zeuge unsinnlichen Eifers, welche gewissen Hypochondern oft nur schwachen Schutz verleiht.

Was könnten auch materielle Kräfte hier nützen? Das Arbeitshaus ist ja kein Gefängniß. Wer es wünscht, hier zu leben, der kennt sich die Pforte schon selbst auf und die ganze Freiheit steht ihm frei. Insgemein wird dem nichts gewehrt. Die Anstalt verbietet ihm nicht, für zwei oder drei Tage eine Unterhaltung für die ersten Tage, bis er Arbeit gefunden hat, zu suchen. Kommt er dann wieder, und kommt er nach einiger Zeit wieder zu Noth, so nimmt ihn die Anstalt von neuem ihre Pforte, und man fragt ihn nicht einmal, ob er die Arbeit gefunden oder die Arbeit ihn. Freilich ist seine Rückkehr mit der des verlorenen Sohnes nicht zu vergleichen; statt eines Vaters, der ihn anstimmt und ein Kalb schlachten läßt, um seine Rückkehr festlich zu begehen, findet er einen Chef, in dessen Herzen er ein Zweitausendstel ist, und der vielleicht dem Willkommen einiges ironische Lob nicht unterdrücken kann. Uebrigens schien mir Wenige dem Werke, die traurige Freude eines Tages der Freiheit zu erwerben, dem vielleicht morgen schon bittres Elend folgt. Die Bilder der Verwaltung, die Gewißheit des täglichen Brodtes, die mäßige Arbeit, die Kameradschaften, welche in den Werkstätten geknüpft werden, und endlich die Gewohnheit, die den Willen des Menschen allmälig gefangen nimmt, halten die Meisten im Arbeitshause zurück und lassen eine Freiheit verschmähen, deren einziger Genuß in Schwelgereien besteht, deren Mangel und Noth aller Art auf dem Fuße folgen.

Die Arbeiten in der Anstalt sind vortrefflich vertheilt und geregelt. Alle kräftige Armen erhalten Beschäftigungen, die ihren Kräften angewessen sind. Einen Theil des Werthes ihrer Arbeiten schenkt man ihnen, damit sie sich kleine Erzötzlichkeiten machen oder ihre Familien, die außerhalb wohnen, damit unterstützen können. Die wollenen und baumwollenen Stoffe, welche zur Kleidung der Insassen nothwendig sind, werden in der Anstalt fabrizirt. Den Ueberschuß verkauft man an die Fabrikanten sardiger Stoffe in Manchester. Alle Männer, die zu einer anstrengenden Arbeit nicht mehr Kräfte genug haben, drehen hanfene Stricke, womit man die Schiffe kalfatert. In einem der Säle, wo die Stricke angefertigt werden, sah ich einen alten Seemann von ungeheurer Beleibtheit — wiland ein Kriegsgefährte Nelson's — dem sein Bauch als Werkzeug diente. — „Wollen Sie einen unserer Zöglinge sehen?“ sprach der Direktor, auf jenen guten Mann hinterend, dessen viel zu enge Kleidung gedehnter leerster Bau vielleicht auch schon ein Zeitgenosse Nelson's war. — Er rief ihn mit seiner, doch freundlicher Stimme zu. Der alte Seemann erhob zuerst seinen Kopf, dann seinen Bauch, dann seine Beine und kam uns mit gemessenen Schritten entgegen. Auf seinem Gesicht malte sich, wie mir schien, einiger Unmuth darüber, daß er als ein Sprößling der guten Zucht im Arbeitshause gezeigt werden sollte. In seinen kräftigen und verständigen Zügen las man unverdientes Unglück. Er grüßte, sprach aber kein Wort. Wer weiß, ob nicht ein Strahl von Nelson's Ruhme auf diesen offenen Matrosen gefallen war und einen Keim verdüsterter Wärme, den sein Unglück ersticken konnte, in ihm gelegt hatte?).

Die lange Verdrehung der Arbeit mag so viel ein, daß die nothwendigen Kosten der Anstalt, durch den Werth der aufertbalt verkauften und innerhalb konsumirten Gegenstände beinahe gerecht werden. Die Kosten und die Schwierigkeit der Arbeit drehen sich beinahe gegen einander auf; und so wenig es der Stadt Liverpool möglich, die Nothdurft ihrer Armen Aller auf solche Weise zu verschaffen, ja, noch mehr Unglücklichen, als ein Gemeinde-Register eingetragen sind, an den Schuldigkeit Unterstützungen Theil nehmen zu lassen. So bezahlt das Armenhaus die Ueberfahrt und die Nahrungsmittel aller der armen Irländer, die, nachdem sie in England Getraide gemäht, in Liverpool zur Rückfehr sich einschiffen. Diese Leute verlassen England's Boden gewöhnlich in einem trübseligen Zustande, als sie denselben betraten, weil sie mit dem Erworbenen nicht zu wirthschaften wissen, und weil jene Leidenschaften waren sie gekommen, und in Lumpen kehren sie zurück. Es ist ein trauriger Anblick, diese Reihe halbnackter Irländer zu sehen, von denen die Meisten barfuß und ohne Hemden sind. Mit einer in Heu gewickelten Sichel an der Seite und einem Knotenstock in der Hand, ziehen sie, Einer hinter dem Anderen, in der grünen Insel zurück, wo sie Weiber und Kinder und alle seine Schwestern finden. Einige sollen sich glücklichen ihren so lange auf den Straßen von Liverpool herum. Die sie von der Polizei aufgegriffen werden; denn seit durch Vermittelung der Polizei erlangen die Armen gastfreie Behandlung. Man verbirgt sie, man unterschicht ihre Taschen, um sich zu überzeugen, ob sie auch leer sind (Einige haben nicht einmal Taschen), und alsdann schickt man sie nach dem Arbeitshause, wo sie Kost und Nachtlagerstatt erhalten. Am folgenden Morgen findet man sie wie eine Heerde Hammel oder Schweine in ein Pferdebeet und transportirt sie über den Kanal. Bedenken wir, wie sehr jede Stadt mit ihren armen Armen geplagt ist, so müssen wir jene harte und lange Gastfreiheit, die den armen Fremden ohne Freude empfängt und ohne Mitleid fortschickt, noch bewundern und preisen.

Die Kost im Arbeitshause besteht vornehmlich aus Brich, Kartoffeln und Milch.

(Schluß folgt.)

1) Es ist übrigens unter Andern eigenthümlich in englischen Schriftstellen Manier. Ein britischer Matrose, auf den ein Strahl von Nelson's Ruhm gefallen, würde gewiß nicht anders handeln, sich im Arbeitshause von Liverpool sein Brod zu erwerben. Die Erinnerung Nelson's würde bekanntlich mit einer an Verzierung grenzenden Sorgfalt im Marine-Invalidenhause von Greenwich verpflegt.

teffein und Schweinefleisch. Man hat uns die Milch kosten lassen: sie ist vortrefflich. Die Portionen Brod werden jedem Einzelnen zugewogen: zwei Frauen haben dieses Geschäft; die Eine schneidet, und die Andere wiegt jedes Stück in einer Waage. Es giebt im Arbeitshause zwei Sorten Brod; aber selbst die schlechtere Gattung würde für Frankösische Soldaten ein Leckerbissen sein. Man giebt diese Art Brod den ehrlichen Leuten und den Kindern. Das Brod von der besseren Qualität ist für alte, gebrechliche und kranke Personen bestimmt. Der Direktor selbst ist kein anderer. Eben so trinkt er von dem Bier (ale), welches seine Untergebenen bekommen. Einige alte Frauen erhalten drei Mal des Tages Thee mit Zucker; und solche Luxusartikel, denen die Erfahrung des Lebens zu schwer fällt, werden, wenn sie sich gut aufführen, auch mit gutem Tabak versehen.

Die Kinder beiderlei Geschlechts, deren sehr viele sind, empfangen den Elementar-Unterricht nach der Lancasterschen Methode. Man hält sie sehr, vielleicht etwas zu streng. Gewiß giebt es keine Noten, die sich in ihrer Jugend heftiger an Zucht gewöhnt, als die Britischen. Sieht man diese hundert kleiner Knaben mit wohlerholt soldatischer Accuratesse in Reih und Glied marschiren, und zwar auf das Wachtgeben eines ernstig aussehenden Pädagogen, der seiner kreischenden Summe durch Schläge auf sein Buch einigen Nachdruck giebt: so fühlt man, daß Subordination die Basis des Britischen Charakters ist. Diese armen Kinder lassen, während der ganzen sogenannten schönen Jahreszeit — d. h. während sich regnerisches und nebelichtes Wetter — dasselbe muß dort dauert, im Freien spielen. Ihr Spielplatz ist ein weitläufiges Viereck, umgeben von Zuschauerreihen von Gebäuden, und dem Rath den Aerzten und des Wundarztes. Solche, die wirklich der wahre Grund sind? Eine diätetische Regel, die ein Anstalt unwandelbar einige hundert Paar Schuhe erspart — ist sie nicht eine verlorene Ersparsamkeit oder ein verlorener Uebereifer von Wachsheit? Die Aerzte, denen wir diesen Zweifel mittheilten, nahmen ihr Nachdenken zusammen, um Maßregeln gegen diesen Unfug auf sich. Vielleicht ist es für die armen Kinder besser, daß sie unsere harten Prüfungen des Lebens treten, wenn sie der Kräfte bei einer solchen Diät entbehren, muß da der Schwache nicht zurückbleiben? Es fehlte mir an Muth, über diesen Punkt mich beiseben zu lassen.

Der Direktor hieß uns in den Saal der kleinen Mädchen treten, als eben die Stunde des Unterrichts vorüber war. Die Mädchen saßen im Kreise um eine kleine Alte, die sie die Ihr Hundert zählen lehrte und mit einem Stäbchen in der Hand das Lautesprechen Mandover brigierte. Ich bedeute mich abschließlich des Wortes Mandover; denn die geistigen Anlagen werden hier ersetzt wie Soldaten. Für jede Zehnzahl haben die Kinder eine besondere Geberde und eine bestimmte Intonation. Bald legen sie die Hände über einander, bald schlagen sie sich auf den Körper, bald strecken sie einen Arm aus oder legen ihn auf den Kopf, bald endlich klopfen sie mit den Händen; und Alles geschieht mit ausserordentlicher Genauigkeit und Regelmäßigkeit. Bei der ersten Zisser jeder Zehnzahl und im Augenblick des Geberden-Wechsels schnellten sie ihre steifen zellenen Stimmen mit gaben- bald musikalisch, bald wie musik die Welt sie nun. Diese Kinder, die sonst in solchen Stücken mit Maschinen angestellt, daß ich unwillkürlich mich umschaute, ob nicht in irgend einem Winkel des Saals eine Maschine stecke, die diese sinnig stehende Pärchen wie eben so viele Räder bewege. Alle Stimmen verstarben in einer Art von Jodeln bei der Zahl Hundert.

Das Abberufte Fest dieser Szene waren sind aber solche kleine Mädchen den weniger als vier Jahren, die auf Bänken saßen und mit ihren kleinen und unbeholfenen Stimmen die Letzten sang leise repetierten. Die Eine von ihnen, kaum drei Jahre alt und so schön wie ein Engel Murillo's, ahmte die Geberden der Alten mit meinem Stocke nach, den sie mir abgenommen hatte. Als wir hinaustraten, sagte mir mein Führer mit feuchten Augen: „Ich finde die armen Lose besonders deshalb recht drückend, weil ich Vater bin, und weil diese armen Kinder einst einen Platz in der Gesellschaft — „Aus großen Gnaden", antwortete ich ihm, „„bemunderte ich Ihr Arbeitshaus und wünschte schmerzlich, alle Franzosen hätten um denselben Preis ähnliche Anstalten.""

Einige Männer haben das unschätzliche Geschäft, für diejenigen Insassen, die im Hause sterben, und für die Armen außerhalb, denen die Gemeinde eine letzte Ehre bewilligt, Särge anzufertigen. Diese Särge sind von einer rohen Bauart, aber sehr dauerhaft gezimmert. Die Aerzte des Krankenhauses besorgen ein Gerüst, der vielleicht seinen eigenen Sarg bereits angefertigt hat. Ein jüngerer Mann bobelte die Bretter zum Sarge, nagelte sie zusammen, und ein Dritter machte schwarz daran. Sie thaten dies mit derselben Gleichgültigkeit, wie diejenigen, die das Essen bereiten. Ich sah zwei Frauen, vermuthlich Mütter, die, zwei kleine Kinderlose unter den Armen tragend, durch eine Seitenthüre aus dem Hause gingen. Als den Thränen dieser Frauen meine die Beschämung nicht weniger Antheil haben, als der Tod ihrer Kinder; denn was armen Leuten den größten Kummer macht, ist der Gedanke, in Brettern begraben zu werden, die nicht die Eigenthum sind. Jene Art von Ehrgeiz ist übrigens schadlich mißbraucht worden; verdient diese thörichte Mutter, die Schmerz und Thränen zu erbeuchen wußten, empfangen Dinge und verkaufen sie wieder, um Geld in die Schenke zu tragen; Andere kaufen den empfangenen Sarg als gutes Brennholz in den Ofen. Dieser Mißbrauch hat jetzt aufgehört: Man verabfolgt nur noch Särge, wenn der Supplikant ein Attest von der Gemeinde vorzeigt, deren Bedürfen genaue Erkundigung daselbst eingezogen ist, in solchen Fälle weiß ich Jemand zu bezeichnen.

Noch weis den freien Sargschreinern sind die Schreinerarbeit, ein wichtiger Theil der Anstalt; denn das Arbeitshaus wird durch Schenkungen erhalten. Der Direktor zeigte uns die Thüren mit komischem Stolze. Sie schmückten innen und gab ihnen jährliche Namen, um die in mietlichste Schoosthünchen sie bereiten konnte. Diese Schreine haben es wirklich besser, als irgend Jemand in der Anstalt; man führt sie niemals mit Hatte an und ihre Ration wird ihnen nicht zugewogen.

Nur Ein menschliches Wesen im Arbeitshause hatte die Ehre, der dem Direktor eben so freundlich angelächelt zu werden, wie das Küssen vieh: es war eine alte Frau von hundertundsechs Jahren! Diese arme Alte nimmt noch thätigen Antheil an der Verwaltung des Innern. Sie kam schon beschäftigt in das Krankenhaus und hat an diesem Ort ihr zweites Dasein gefunden. Als wir in ihre Kammer traten, deren Thür auf einen Flur ging, wo sie noch täglich im Sonnenschein herumtrippelt, hatte man sie eben ins Bett gebracht, um von ihrer letzten Mahlzeit zu ruhen. Eine andere Frau, die, obgleich ebenfalls noch in den Jahren, über Siebzig sein könnte, verpflegt sie. Ein kleines Schienbeinleiden natürlich eine angenehme Mähne in den Lebenden. Im Wetteifer strebte sich, ihre Pflegebefohlene zu werben: sie that dies mit jenem ungeschminkten Pflichteifer, den Untergebene in Gegenwart des Heers zu zeigen pflegen. „Sagt doch unserm Herrn guten Tag", sich die Wärterin der Schlummernden in die Ohren. Diese öffnete ihre Augen, ohne nach einem bestimmten Gegenstand zu sehen, und schlief gleich wieder ein. Die Wärterin nahm ihre Hand und legte sie in die Hand des Direktors, ohne daß die Schlummernde etwas davon zu wissen schien. Demnach kann diese mehr als hundertjährige Alte — so versicherte man uns — einen recht guten Appetit und ein sehr heiteres Temperament.

„Sie sehen", sagte der Direktor, „daß man hier sehr angenehm lebt. In diesen Arbeitshäusern sterben die Leute selten, als in irgend einem Privathause von Liverpool." — „„Gang wohl"", sprach ich, „„aber diese vielfältigen Ehren der Begräbniß? Sie sind die Geehrten. Leute, die ihrer Leichbett berandet sind, und die man wie Uhrs stellt und aufzieht, werden in geistiger Hinsicht schon vor ihrem Tode zu Leichnamen."" — „Wie soll man das anders machen?" entgegnete der Direktor; „wir Freiheit und Pacht in Einklang bringen? Was wäre Mitthätigkeit ohne Zucht? Was ist man dem Armen mehr schuldig, als daß er eine Heimath findet? Diese Heimath, wo seine leiblichen Bedürfnisse gut befriedigt sind, wo die Arbeit ihn nicht drückt, wo der Lohn sie endlich Arbeit ist, wo vollkommene Gleichheit herrscht, wo das Kaffer mäßig gemacht wird, und wo der Mensch, wenn er um bodes Alter erreicht, treue Pflege findet?" — Ich wußte ihm nichts zu entgegnen.

Ich habe die öffentliche Mildthätigkeit noch nicht zum Gegenstand eines besonderen Studiums gemacht; und in der That, wie ist mein Gegenstand? Dingen, auf die meine Charakter ausgeübt, die, wenn sie noch nicht immer das Rechte fühlte, doch wenigstens angebrochen sind. Aber es schien mir, daß ein Institut, wie das Arbeitshaus zu Liverpool, erprobt genug ist, um ähnliche Institute in Frankreich wünschenswerth zu machen. Indessen, wo große Massen von Menschen beisammen wohnen, fallen die Krankenlasten der Armut manchen Arm unbeschäftigt, und bald wird der Arme die Arbeit, die ihm Noth thut, verachten. Was kann also mehr Segen bringen, als ein bewährtes System der Besserung und Abwehrung, dem zufolge der kräftige Arme, welcher ohne Arbeit ist und von der Stärke seines Armes einen schlechten Gebrauch machen könnte, in einer öffentlichen Anstalt Beschäftigung findet, eine Beschäftigung, die ihm sein ganzes Brod bis ins Alter sichert, wenn diese Anstalt so Wohlthaten, wie sie dieses Institut gewährt, ein Eigenthum geworden wird? Man sagte mir, die 106jährige Greisin im Arbeitshause zu Liverpool bedaure sich, wenn sie von dem Hause spricht, des Wortes komme, welches in England nicht blos den heimischen Familienherd, sondern auch alle Genüsse und die ganze Unabhängigkeit des häuslichen Lebens bezeichnet. Die Gesellschaft sollte über diese Anerkennung der armen Schützlinge einen Werth haben, nicht gering schätzen. Der Mann aber, dem Gott eine Stärke des Leibes und Geistes, eine Arme seine Ursach zur Beschwerde hat und vielleicht sogar ungern auf dem Leben schenkt!

(H. A. P.)

Nord-Amerika.

Die ersten Ansiedler in Kentucky.

Die Bevölkerung der westlichen Hälfte des Gebiets der Nord-Amerikanischen Freistaaten, und namentlich die von Kentucky beginnt, vermöge ihres Charakters, der sich aus tüchtigen natürlichen Anlagen zu einem sehr starken und eigenthümlichen Gepräge entwickelt, die Aufmerksamkeit aller Denkenden hervorzurufen. Die europäischen Ansichten auf sich zu ziehen. Allgemein wird heute eine kräftige Thätigkeit des Verstandes, vielfache Gemeinheit des Talents und glückliche Leichtigkeit des Verkehrens zugeschrieben, dabei ein unabhängiges und die zur Rücksichtslosigkeit wohlgemuthes Thun und ein Freiheitsgefühl, es nicht selten in geradezu Wildheit ausartet. An derselben Charakterzügen, aus Mängeln der Erziehung und Erregbarkeit des Blutes in den Bewohnern des Südens gleich, als Unterredungsgegenstand Selbstverständlich und einiger Geschichtskreise in allen Theilen geben sie auch jenen nördlichen Nachbarn, den sonnigeren Neu-Engländern, streng nach. Noch gähren alle diese geistigen Elemente unter einander; es will mir der Zeit werden sie sich zu einem festen und selbstständigen Nationalcharakter ausbilden. Den besten Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart und Zukunft liefert jedoch über und überall die Geschichte der Vergangenheit. Wir entlehnen daher aus zwei sinnigen in Amerika erschienenen Büchern, nämlich aus Butler's „Geschichte des Staates Kentucky von 1756 — 1812" und aus Jakob Fall's „Skizzen aus dem Westen", die Erzählung mehrerer bedeutender und interessanter Vorgänge, als einen Beitrag zur Urgeschichte des Staates Kentucky.

Diese Urgeschichte erfordert keine weitere, wie etwa die einer Euro-

dortigen Staates, einzig Möglichkeit auf Jahrhunderte und Jahrtausende. Wer heute lebt und sterbt Jede alt ist, der war geboren, ehe der Fuß eines weißen Mannes den Grund und Boden von Kentucky betreten hatte. Die Gefahren, welche als Pioniere die Ansiedelung von Virginien die Pflanzschulen bewohnten, waren bei weitem nicht so reizlos, und entdeckungssüchtig, wie die Spanier und Franzosen. Wo sie sich angebaut hatten, da blieben sie gern sitzen. Längst hatten Franzosen, von Lust nach Abenteuern, von Neugier, Unständigkeit oder Gewinnsucht getrieben, den ganzen Nord-Amerikanischen Kontinent von Norden gegen Süden durchwandert; schon ein volles Jahrhundert hatten sich die Französischen Niederungen an den Mississippi-Strom und von da den Missisippi hinab verbreitet, ehe es den Männern von Virginien einfiel, die Alleghany-Berge zu überklettern und einen Blick auf das jenseitige Land zu werfen, das als ein brachliches, noch unbetretenes Gebiet sich hier Söhne bereit lag.

Erst im Jahre 1767, also nur acht Jahre vor dem Ausbruch des Amerikanischen Freiheitskrieges, geschah es, daß John Finley von Nord-Carolina den Westabhang des Gebirges hinabkletterte, um selben Jagd und Handel zu treiben. Mit Freude und Ueberraschung durchwanderte er die mit allem Reichthum der Natur ausgestatteten, von dem Niesenwuchs des Urwaldes beschattete, von Nordwild, Büffeln und unzähligem Jagdgethier bevölkerte Wildniß. Er und seine Begleiter theilten den Anderen die erwünschte Entdeckung mit; den Landschaften gleich, die aus Polybius zuerst hörten, daß Italien Weinbau, Oel- und Feigen-Land, durch welches wir gewandert sind, so zu erforschen, ist ein bereichliches und fruchtbares Land." Es sei, so fügten sie hinzu, wie lauter Garten und Lustwald, eine Reihe der schönsten Landsteiche, voll Wildwort und Gethier, und das letztere, noch nicht durch den Besuch der Jäger eingeschüchtert, so zahm, wie die Hühner in einen Bauernhofe. Durch solche Berichterstattungen angelockt, kamen im Jahre 1769 Daniel Boone, ein durch Tapferkeit und Tüchtigkeit ausgezeichneter Mann, als Ansiedler den Boden von Kentucky. Und kaum begann ein Leben voll kühner Fahrten und verwegener Unternehmungen, voll romantischer Abenteuer, ritterlicher Wagnisse und heldenmüthiger Ausdauer im Darben und Dulden, wie die neuere Geschichte nichts dessen Gleichen aufzuweisen hat. Selbst in den Erzählungen von der wenden Bettlerschaft, wenn Knappen und Ritter an den Höfen der alten Kaiserlich albertschaft über Muße ergötzten, und in den Waverley-Geschichten sammt der Legion von Nachahmungen, voran die Heiden und Damen unserer Tage über Zeit zu klagen haben, hat die Phantasie nichts aufzubieten vermocht, was großartiger und wunderbarer wäre, als die Wirklichkeit, wie sie vor 40 — 70 Jahren in Kentucky bestand. Nämlich vom Jahre 1769 an bis 1795 — also in der Zeitspanne von 26 Jahren — am Maumee-Fluß über die Indianer erfocht, alle 25 Jahr hindurch und während der ganzen Zeit der Unabhängigkeitskriege, hatten die Ansiedler in Kentucky um Leib und Leben, um Weib und Kind, um Haus und Hof mit den Indianern zu fechten. Unerlaubt von einem eingebornen Feind, der in seinem östlichen Hag seine Schwung, in seiner Heimath unbeschränkten Feuer-Waffen kannte, in der Wald- und Flinte völlig so geschickt, ist auch geschicken führte als die Ansiedler, wußten diese das Land in Besitz zu nehmen, den Urwald auszurotten, Schätze zu bauen, Straßen zu ziehen und die Wildniß zu einem Garten umzuwandeln. Keiner konnte am Pfeugen der Pflug seiner Hütte öffnen ohne die Gefahr, von der Kugel eines lauernden Indianers getroffen zu werden; oft, wenn die Frauen aus dem Hause gingen, die Kühe zu melken, stürzte sie plötzlich die Schreie des Skalpirmessers an Stirn und Genick. Manche Leute von der Jagd zurückkamen und an der Stätte, wo es von Weib und Kind und Hütte Abschied genommen, nur rauchende Trümmer. Aber die Gefahr dichte den Muth dieser Männer nicht nieder. Unter beständigen Gefechten und Wirren lebten sie fender Angst und Furcht, zu Schutz und Trutz einig und unzertrennlich, wie Brüder, und wenn die Feinden Jagen, Tage sei, wie man es damals ausgesonnen habe, so wird er erwidern: „Je nun, wir bielten uns am Lude für eben so wackere und rüstige Kerle, als die Indianer. Es kannte sich ein Jeder zu, so stark zu sein, so gut zu Fuß, so scharf den Gesicht, so sicher im Schuß, als irgend einer von ihnen. Wir hatten Augen, so gut wie sie, konnten hören und sichten, so gut wie sie, und wußten es nur zu gut, sie sehen zu schrecken!" In solcher beständiger Gefahr erwarben die Väter die nie schlummernde Wachsamkeit, die unerschütterliche Besonnenheit, die Raschheit des Entschlusses und die entschlossene Kühnheit, von welchen der Charakter der Söhne noch heute Zeugniß giebt. Aber noch viel andere köstliche und freundliche Eigenschaften der Gesellschaft entwickelten sich unter dem Drange dieser Umstände. Jeder wußte für die höchste Noth auf eigenen Muth und eigene Kraft, auf ohne Großes gegenwärtig und Geschicklichkeit rechnen; aber Jeder wußte auch, daß er, wo ihm selbst alle Hülfe und aller Rath ausging, auf den Arm seines Nachbars vertrauen dürfte und müsse. Keiner scheute Nothwendigkeit und Gefahr, wo es einen Genossen zu retten galt, denn Jeder konnte, ehe noch die Sonne des selben Tages untergang, in gleicher Noth des Anderen bedürfen. Fast täglich kamen Fälle vor, wo Einer sich den Anderen das Leben rettete, und die Familien, die hinter einer Besetzungen von Wällen oder Pfählen zusammenwohnten, haben oft die merkwürdigste Anstauer und Kühnheit sich einander und in gemeinsamer Noth mit einander aufgeboten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Visit to Constantinople and Athens. (Reise nach Konstantinopel und Athen.) Von W. Colton. — New-York.

Boston Journal of natural history. (Mittheilungen des Bostoner naturwissenschaftlichen Vereines.) Nr. 1, 2 u. 3. 1834—1836.

A memoir of Slater. (Das Leben Slater's, des Begründers des Amerikanischen Fabrikwesens.) Nebst Bemerkungen über Englische und Amerikanische Fabriken, so wie über den merkantilen Einfluß der letzteren. Von G. E. White. — Philadelphia.

Afrika.

Marokko und die Marokkaner.*)

IV. Die Juden in Tetuan.

Die Bevölkerung von Tetuan, die sechzehn bis achtzehn tausend Individuen zählt, besteht zum vierten Theile aus Juden. So wie in den übrigen Theilen des Reichs, sind dieselben auch hier mehr geduldet, als eingebürgert. Außer der gewöhnlichen bekannten Kopfsteuer, die sie jährlich zu entrichten haben, werden sie noch allerlei außerordentlichen Abgaben unterworfen und müssen jede einzelne ihnen eingeräumte Freiheit besonders mit Geld bezahlen. Selbst das Tragen der Schuhe, die sie doch jährlich Mal der Tage der Woche, vor den Moscheen, vor den Häusen der Sanctus und der Großen abzulegen gezwungen sind, wird ihnen nur gegen die Entrichtung einer eigens darauf gesetzten Abgabe gestattet. Wie haben bereits in einem früheren Artikel erwähnt, daß die Juden in Marokko zu den drei Malen so verachteten schwachen Farbe verbannt sind; seeme müssen sie weder Reitpferd besitzen noch kaufen, weil man sie wie zum Pferdehandel des göttlichen Kotaye gelangen lassen will. In gleicher Weise ist ihnen der Gebrauch des Pferdes untersagt, indem man sie des edlen Thieres für zu unwürdig hält. Sie dürfen sich daher zum Reiten nur der Esel und Maultier bedienen, aber auch dasse müssen sie noch stets eine besondere Mazade einrichten. Wenn ein Muselmann aus einem Benutzen reuten, so darf kein Jude es wagen, zu dem letzteren hinzuzureiten; entlich hat der Israelit eine dreifache Zahlung zu entrichten, wenn er sich je in Gegenwart eines Mohammedaners auf einen Sitze niederläßt.

Weniger als Menschen, denn als Thiere behandelt, werden die Juden in ein besonderes Stadtviertel (Mellah) wie in eine Menagerie eingepfercht, wo sie des Nachts abgesperrt werden. Uebrigens leben sie unter sich unter der Verwaltung eines aus ihrer Mitte erwählten Kaid's, der aber einem von dem Sultan ernannten Schiak oder Aeltesten unterworfen ist. Es wird ihnen die freie Uebung ihres Kultus gestattet, sie den sie eine ausgezeichnete Ausdauglichkeit beweisen, und sie werden auch nach ihren eigenen National-Gesetzen gerichtet. Sie sprechen Alle Spanisch und stammen, besonders was die an der Küste Wohnenden betrifft, zum größten Theil von den in den barbarischen Zeiten der Mittelalters aus Europa hauptsächlich aus Spanien eingetretenen Juden ab. In den Gebirgen aber giebt es hier Hebräische Stämme, deren Einwanderung die auf die vorchristliche Zeit hinaufreichen soll. Wie es heißt, erkennen dieselben keine andere heilige Bücher, als das alte Testament nebst einigen Thalmudischen Paraphrasen zu, auch hat man einige Zeit gelaubt, daß sie Samaritaner seyen; indeß scheinen alle solche Behauptungen auf bloßen ungegründeten Vermuthungen zu beruhen.

Die verschiedenen verteilten Israelitischen Stämme bilden ein Ganzes von beeinbarterzigstaltend Seelen, das heißt ungefähr ein Zünftundzwanzigstel der Gesammtbevölkerung von Marokko, welche sich auf acht und eine halbe Millionen beläuft und eine Oberfläche von 30,370 Quadratmeilen einnimmt. Die drei Zahlen 1) 2) 3) haben wenigst und nur als approximative Angaben zu betrachten; man wird leicht begreifen, daß es in einem Lande, wo man weder von Katasteren noch von Civil-Registern etwas weiß, keine genaue Statistik geben kann. Die Juden wissen in der Regel eben so wenig als die Mauren ihre respektives Alter anzugeben, und man kann von ihnen in dieser Hinsicht nie eine positive Antwort erhalten.

Es ist gerechtfertigt und erwiesen, daß in südlichen Volk in Marokko ist, so weiß es sich doch über dies Alles durch den ihm eigenthümlichen Handelsgeist hinweg zu setzen, der ihm das wieder gewinnen hilft, was ihm die wannischen Herrscher entreißen. Bei aller Verschlagenheit der Mauren bleibt der Jude doch stets sein Meister, und es gelingt ihm auch immer, seinen zu überlisten. So bedeutend auch die Abgaben sind, welche die Juden hier zu entrichten haben, so wissen sie dieselben doch ohne Weigerung, indem sie solche darauf rechnen dürfen, auf die eine oder die andere Weise es wieder zu erlangen. Es gilt auch hier das Sprüchwort: Cum los Moros plombo o plata (Für die Mauren Blei oder Geld): da der Israelit seine Bestimmten dem Muselmann an den Kopf zu werfen hat, so giebt er ihm Geld dafür, aber er giebt ihm immer nur so wenig als möglich, und so reichlich er oft, desto weiter ist er bemüht, den Mauren zu spielen. Ich befand mich eines Tages bei einem der ersten Kaufleute der Mellah, er war der Schatzmeister des Pascha, der Assessor des Paschas. Derselbe nahm mich in einem neu erbauten Hause auf, das zwar ohne äußere Pracht, aber doch im Innern mit aller Eleganz ausgeschmückt war. Der Jude überließ sich vor mir, als einem fremden Handelsmanne, der kein Interesse daran hat, so vornehmen, ganz dem Kaufe seiner Güter und den Eingebungen seiner Eitelkeit. — „Sehen", sagte ich zu ihm, „alle diese Kostbarkeiten müssen sehr theuer gewesen sein: Sie müssen ein sehr reicher Mann sein." — Bei diesen Worten erblaßte der Mann auf einmal; plötzlich änderte er seinen Ton und fing an, allem dem zu widersprechen, was er mir so eben selber mitgetheilt. „Ach, sie reich wäre! O, er besitzt so wenig, er war so arm!" Und mit dem kranke Bettler unter allen seinen Mitbrüdern; sein Haus war nur ein elender Verschlag, und Alles, was ich bis jetzt bei ihm gesehen, war ohne Werth. Endlich hatte ich Mittel den mit dem über meine Anspielungen beleidigten Mann. — „Betrübe dich nicht, sagte ich zu ihm, „ich werde Ihr Geheimniß Niemand den mittheilen. Genießen Sie ihre Reichthümer in Frieden, sie haben Ihnen Schweiß und Mühe genug gekostet." — Diese Worten verwandelten ihn sogleich wieder gänzlich zu beruhigen; er behauptete darauf, daß er ein armer unglücklicher Mensch sei, und schwur nicht eher wieder frei auf, als bis er mich zu Gibraltar wußte.

Eine merkwürdige Klasse unter den hiesigen Juden bilden die

*) Vgl. Nr. 118 des Magazins.

Digitized by Google

Konsular-Agenten. Demnach restituirten die Europäischen Konsuln zu Tetuan; nachdem aber Einer derselben einst Mauren auf der Jagd geprügelt, wurde ihre Residenz nach Tanger verlegt. Jener Umstand soll, wie man sagt, nur zum Vorwande gedient haben, da das eigentliche Motiv des Exils der Konsuln die Eifersucht der Muselmänner wegen der Hinneigung der schönen Mauerischen Frauen zu den Christen gewesen. Darum wird's auch christlichen Reisenden sehr erschwert, sich die Erlaubniß zum Aufenthalte an dem Orte auszuwirken; in jedem Falle aber wird sie nur auf eine bestimmte Zeit ertheilt, während welcher man den Fremden wie Sträflinge in Aufsehensamt beobachtet. Seit der Auswanderung der Konsuln giebt es nun zu Tetuan nur einige von denselben ernannte Agenten, die sämmtlich Juden sind, mit der einzigen Ausnahme des Geschäftsträgers, der ein Engländer ist und ein fixes Gehalt bezieht; die Uebrigen erhalten als Salair nichts als die auf das Pässen der Pässe gesetzten Spesen, von den hier aus selben vorbeipassirenden Fahrzeugen.

Kaum waren wir zu Tetuan angekommen, als uns das seltsame diplomatische Corps die Aufwartung machte; man empfing und begrüßte uns, als ob wir gekrönte Häupter wären. Es war für mich das freudigste Schauspiel, das ich je gesehen. Die spanischen Konsular-Agenten tragen fast alle das Röckchen ihrer Würde, und bejonders, um sich bei den Mauren ein gewisses Ansehen zu geben, Europäisches Kostüm oder wenigstens etwas Feineren, Aehnliches. Der Eine erschien vor uns in einem schwarzen Beinkleidern der Ritter in Marseille Pantalons; dieser hier, ein Mann von fünf bis Fuß Höhe, trug einen langen Rock, dessen übermäßig weite Aermel bis Ende fegten, während Jener, ein sechs Fuß hoher Riese, einen kurzen permoiselten Frack anhatte, dessen Schwadronsstreifen mit Gold und Silber besetzt waren. Der dritte Konsular-Agent trug eine gewöhnliche Uniform der Matrosen, der vierte Spanischer Infanterie, der fünfte endlich eine Mischung aller dieser Kostüme, der vierschrötigste Kerl, den ich je gesehen. Eine Art Wunderthier. Die dreifache Figur machte aber ein kleiner ceremonieller Greis, ich glaube, der Agent von Portugal, der seinen Bart in eine acht Zoll hohe Krause preßte, die ihm bis über den Mund ging und sein Haupt zu einer roseubaum Lehnenglichkeit zwang, die ihm eine der klassischen Haltung des Diplomaten ganz nahe verschwägert Aehnlichkeit verlieh.

An Allgemeinen zeichnet sich hier der Jude durch eine ihm ganz eigenthümliche abschreckende Physiognomie aus, die ihn der Jahrtausende lange ererbten peinlichen Druck der Christlichen Peitschen auszeichnet in jeden Lande scheint. Aber je jüdischer die Männer, desto schöner sind hier die jüdischen Frauen. Besonders merkwürdig ist auch ihre Tracht. Sie weicht in der Hauptsache von der Mauerischen nicht ab, nur ist sie prächtiger, reicher und geschmackvoller. Das Gesicht, das weder rein Griechisch, noch rein Mauisch, sondern zwischen Beiden in der Mitte steht, ist in jeniger Art so gut als rein, aber graziöser als das zweite. Alle Mädchen haben schöne feurige Augen und eine sehr weiße Haut, die sind von mittlerem Wuchse, aber schlank und wohlgebildet.

Die jüdischen Frauen sind keineswegs wie die Mauren eingend einem Zwange, der ihre Freiheit beschränkte, sondern sie haben das ausgelassenste Kostüm, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse dringen dasselbe mit. Dies reiche und brillante Kostüm besteht in weitgeschlitzten Hosen, die nach unten zu sich ausbauschen und mit zwei großen goldgestickten Aufschlägen versehen sind, die sehr oft mit Perlen durchwirkt sind. Ein Hemd von Seide oder Baumwolle, mit einem goldgestickten Mieder (Pantal), das in gleicher Weise mit Goldblech durchwirkt ist und über der Brust zusammenhält, wird; unmittelbar über dasselbe wird der Caso, eine Art Jacke, welche aber blaue Brustlatz getragen, der keine Aermel hat, der aber sich nach beiden Seiten herabhängt. Der Caso ist nicht minder goldbestickt, als das Uebrige. Da die Jüdinnen sich nie, wenn sie draußen gehen, ganz verschleiern, so pflegen sie, wenn man bei ihnen ist den ganzen Leib bis zum Gürtelgegen entblößt sehen. Ihre kleinen nackten Füßchen sind in rothe Pantoffeln gehüllt. Die Ohren sind mit Perlen, Smaragden oder anderen farbigen Steinen, das an der hohen Stirn befestigt ist und die gekräuselten Köpfe wirzig schmückt. Die jungen Mädchen tragen ihr Haar in langen Flechten; die verheiratheten Frauen bedecken es oben mit Schnüren und gehen mit einem Netze, das wie Gaze, das Gesicht beinahe ist mit den dichten Farben, in denen die Männer verdammt sind. Wenn sich die Mauische Polizei sich in die Toilette der Jüdinnen gar nicht einmischt, so zwingt sie dieselben doch, wenn sie ausgehen, die Hälfte vom Gesichte fest zu saffen, damit sie dadurch von den Mauerinnen unterschieden würden, die dasselbe ganz und zu verhüllen.

Die Männer gehen wenig aus, weil sie stets Beschimpfungen von Seite der Muselmänner zu leiden müssen. Beschimpfungen, die immer ungestraft bleiben oder, wenn dies nicht der Fall ist, nie an den beleidigenden Theile, sondern vielmehr an dem Opfer selbst gerächt werden. Die gerichtliche Fehlzeit, der von einer Jüdin begangen wird, zieht ein greuelvolles Strafgericht, ja, oft ein Verbot, die Person der Jüdin betreten, und auf diese Uebertretung werden mit der empfindlichsten Grausamkeit und Rohheit vollzogen. Die Mauischen Frauen erlangen nur dadurch durch die Polizei gezüchtigt zu werden; für die Jüdin der Ungehorsam hinlangen dreht man solche zarte Mädchen nicht, sondern sie erste beste Soldat, der gerade vorbeikommt, faßt über sie her und ertheilt sie ohne Milde und Schonung auf offenbarer Straße aus. Es ist sich dies noch begreifen, wenn man solchen Beschimpfungen zu entgehen, lieber zu Hause bleiben. Sie bringen den ganzen Tag damit zu, die Vorschriften zu besorgen, Pantinas zu machen, oder zu sticken, während ihre Väter oder Männer dem Handel nachgehen. Sie sprechen nur Spanisch, können in keiner Sprache lesen und tragen deutliche Hebräische oder Spanische Namen; unter sich selbst, wie Esther, Judi und anderen jüdischen Namen, kommen die übrigen besonders folgende: Simcha (Lachtie), Estrella (Stern) und Malka (Königin) häufig vor.

Der Juden sind nicht eifersüchtig, sie bewachen ihre Frauen nicht und lassen ihnen eine Freiheit, die in den Augen der Muselmänner an Skandal und sind für mehr als Eine Mohammedanerin ein Gegenstand des Aergernisses ist. Desto mehr werden die heranblühenden Mädchen bewacht, die gewissermaßen in ihrem eigenen väterlichen Hause wie in der Weise, gefangen sind in einem Kloster leben. Sie kommen nur selten heraus, um in die Synagoge zu gehen. Ein Mädchen, das sich sonst auf der Straße oder während des Tages auf der Terrasse blicken ließ, würde keinen Mann bekommen. Uebrigens werden die Jüdinnen der gendhnlich zu derjenigen Jahren verlobt und mit dem vierzehnten verheirathet; zu fünfzehn Jahren sind sie bereits Mütter und Ammen. Zu selbe Ehe scheint sonst auf das weibliche Geschlecht ungünstig zu wirken; denn kaum sind sie einige Jahre verheirathet, so deteriorieren sie gleich ihren Männern, das heißt, sie werden nie diese immer häßlicher und ungenießlicher.

Die jungen Mädchen haben etwas Naives, Anmuthiges und eine gewisse Jugendzeug, die sie ungemein wärmig macht. Wir benutzten den heiligen Sabbat, um einigen jüdischen Schönheiten unsere Aufwartung zu machen; wir trafen nicht sehr weit gehen, denn unser Wirth Benbelamy hatte selber zwei Töchter, von denen die Eine dreizehn und die Andere fünfzehn Jahre alt die poetischen Gemälde aus dem „Liede der Lieder" ganz zu vermirklichen schienen, und unter deren Blicke ich mir fast der Zeit immer die junge Königin Esther und die schöne Nebenbuhlerin Vasti vorstellte. Die ältere war reizend, und ihr einfacher weißer (Beinkleider) kam mir hier wie das schönste Gewand vor.

Die Häuser der Juden sind im demselben Style erbaut, wie die Mauerischen; die Zimmer öffnen sich nur nach dem Hofe und empfangen kein Licht von außen. Die Straßen sind, mit Ausnahme einer oder zweier, in denen sich Kaufmannsläden befinden, auf beiden Seiten mit nackten, hohen und düsteren Mauern besetzt. Nur die westliche Neugier hat an denselben kleine heimliche Luken angebracht, durch die man kaum den Kopf stecken kann. Unsere Ankunft hatte sich in „Mellah" Sensation erregt, und wenn auch die jüdische Bevölkerung aus übertriebener Furchtsamkeit, bei unserem ersten Erscheinen von allen Seiten floh, so suchte doch fast aus jeder Luke ein mit einer „Hafer" geschmückter Frauenkopf hervor; nichts war pikanter als diese seltsamen phantastischen Erscheinungen, die wie durch eine Zauberruthe plötzlich hervorgerufen zu sein schienen; nur einzelne Male hat mir der schönste Prinzessinnen aus „Tausend und Eine Nacht" vor uns zu sehen.

Ueberall, wo wir schöne Frauen bemerkten, gingen wir ohne alle Umstände ins Haus hinein; es hätte Keiner gewagt, das Haus aus zu verschließen. An den Haustüren erkennt man gleich, das Nagel und eine nur allzubegründete Furcht herrscht. Sie bestehen aus ungeheuren, den drei bis vier Zoll dicken Bohlen, die mit Nägeln Eisenplatten belegt und mit ebenfalls Riegeln versehen sind; man gelangt durch Thore von Festungen oder Gefängnissen vor sich zu haben; die Häuser der Juden sind in der That das Eine und das Andere zugleich. Außer der ersten Thür, die nach der Straße hinausgeht, sieht man noch eine zweite, die in den Hof führt und die nach demselben Muster wie die erste ausgerichtet ist. Beide sind so niedrig, daß man sich auf Händen und Knieen zu kommen. Sobald wir uns hierdurch unsere Pferde ausschlossen, öffneten sie sich doch gastmüthig vor uns; aber kaum waren wir eingetreten, als die Doppelthür weiter auf ihre plumpen Pfosten dumpf zurückfiel; die Riegel schoßen sich knarrend hinter uns zu, und wir waren wie Gefangene in betrachten.

Uebrigens standen wir hier Alleinstand gute Aufnahme, besonders bei den Frauen; die Männer waren scheu fast sämmtlich abwesend; man führte uns in die Zimmer ein und erwies uns eine unbegränzte Gastfreundschaft. Die jungen Mädchen zeigten uns ihre reichen Garderoben, die sie in einer Art von Truhen aufbewahrten, deren sich die eleganten Frauen zur Zeit Ludwig's XIV. zu bedienen pflegten; sie erklärten uns den Gebrauch jedes Artikel ihres Anzuges und prüften sich sich denselben zu gleicher Zeit an; oder ihre großen schwarzen Augen und ihr feines graziöses Lächeln machten uns die Lösung verstreut, so daß wir weniger Aufmerksamkeit auf die Liebe als auf die Lehrerin wandten. Die Mütter nahmen uns unsere Verlegenheit nicht eben sehr übel, und die Töchter kamen sich nur geschmeichelt finden. In fünf Minuten waren wir wie alte Bekannte; die Jüdinnen zeigten sich hier in eben dem Grade gesellig, als die Juden im Allgemeinen ungesellig waren.

Charles Didier.

Mannigfaltiges.

— Raumer's England. Trotz der vielen Angriffe, die das Buch unseres gefeierten Landsmannes über „England im Jahre 1835" von Seiten einiger englischen Journale erfahren, scheint auch unter Jungen in den Quartier-Reviews gefunden zu haben, da sich dasselbe doch einer immer steigenden Verbreitung zu erfreuen. Während nämlich Murray, der Verleger von Mrs. Austin's Englischer Uebersetzung jenes Werkes, an eine zweite Auflage desselben denkt, ist gleichzeitig in Nord-Amerika ein wörtlicher Abdruck dieser Ausgabe und in Paris (bei Fournier in 2 Bänd.) eine französische Uebersetzung, und zwar, wie es scheint, nicht von der in Deutschen Originale, sondern von einer früher erschienenen „Briefe eines Privatlehrers", nach der Englischen Version erschienen. Das Französische Publikum wird den dieser Gelegenheit auch etwas mit der Deutschen Geschichte bekannt, denn jedes Journal spricht bei der Anzeige des neuen Buches von dem „célèbre auteur de l'Histoire des Hohenstaufen", ohne dem damit auch nicht unrecht, seinen Lesern einen Wink davon zu geben, wer dieser eigentlich sein. Bedeutendes gewesen sein.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Oder-Zeitung in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Montag den 5. Dezember 1836.

Afrika.

Franzosen am Senegal.

Von Léon Goslan.

Der Reisende, der, vom Ocean kommend, die Demarcations-Linie überschreitet, welche das süße Wasser vom salzigen trennt und hier die „Barre" genannt wird, gewahrt, so wie er in den Senegal einfährt, das wunderbarste Schauspiel. Wie der Schnelligkeit des Gedankens wechseln die Scenen vor seinen Blicken; bald derrscht die tiefste Ruhe, bald die lebendigste Thätigkeit um ihn her. Große zirkelförmige Ebenen von gelblichem Wasser umgeben ihn; Sandbänke erscheinen an seiner Seite und verschwinden eben so schnell wieder; der Wind bläst, als ob er das Meer entwurzeln wollte; die Sonne scheint wie durch einen Vorhang von Schaum; Möwen, deren rosiger Schnabel den Sturm über seinem Haupte verkündet, durchschneiden die Luft; gierige Haifische thorn mit der Kraft ihres Körpers die wogenden Wellen und werfen ihre blutgierigen, lauernden Blicke auf ihn; die Masten des Schiffes sind gebeugt, die Segel hängen wie Flossfedern herab, ein feiner Sandregen bemmt seinen Athem, und plötzlich liegt wieder eine ruhige Wasserfläche vor dem Schiffenden; das Ufer an der einen Seite ist mit gelbem feinem Sande bedeckt, an der anderen erblickt er eine blühende Vegetation, bunte Kolibri-Schwärme funkeln in der Luft; so weit das Auge reicht, steht er Gebüsche, Laubwerk, baumhohes Gras, Bäume, die ihre Zweige wohl 30 Fuß weit ausbreiten, muthwillige Affen, die von Ast zu Ast hüpfen, und zwischen diesem Gras und diesen Bäumen liegen Hütten, mit Strohdächern in Zuckerhutform, zerstreut; die an azurblauen Himmel isolirte Sonne scheint ihre Strahlen lentrecht herab; lieblicher Wohlgeruch, von Blumen ausgehaucht, deren Kronn groß und weit genug wäre, um eine ringelschlanke Schlange auszunehmen und sie wie eine Fliege bin und her zu schaukeln, durchwiegt die Luft, und Trupps von jungen nackten Negerinnen stehen neugierig am Ufer und sehen das Fahrzeug vorüberziehen.

Das Schiff, auf dem ich mich befand, schien mit der ganzen Mannschaft die Freude zu theilen, aus den Gesichern der Einfahrt (barre) in den Senegal erreitet zu seyn. Sein träger Kiel spaltete nur mit Mühe das mit Gras bewachsene Wasser des Flusses; die Segel schlugen gegen den Mast, und die das Bedeck umgebende Atmosphäre ward schon von einem angenehmen Küchen-Duft durchzogen, an den die arme Schiffsmannschaft seit geraumer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

Diejenigen, die lange Seereisen gemacht haben, merken mich bersterben. Welch ein unaussprechliches Glück ist es, anzukommen! Wie fühlt sich der Reisende verändert, neu geboren, wenn er in den Hafen einlauft! Das Land zu sehen! es zu fühlen, zu betreten! Diese Freude ist schon tausendmal beschrieben worden und wird doch stets neu bleiben. Selbst sie den Seemann, der doch an solche Uebergänge gewöhnt ist, bleibt der Anblick des festen Landes immer ein rührendes Schauspiel. Er war dort, und wird zum Theil, er wechselt die Wäsche, befreit seine Füße von den großen schweren Stiefeln, wäscht sich die Hände, rastet einen Bart, der drei Monate vom Messer verschont blieb, und ist an einem Tische. An einem Tische essen! Ihr, die Ihr niemals, auf übertigen Tauen sitzend, Eure spärliches Mahl verzehrt habt, die Ihr niemals fürchten mußtet, daß der über Eurem Haupten grollende Sturm Euch auch nicht einmal Zeit lassen würde, auf diese Art den Hunger zu stillen, Ihr könnt die Wonne nicht fassen, die schon in dem Gedanken liegt, an einem Tische zu essen! — Mehrere kräftige junge Neger zogen unsere kleine Barge mit Seilen längs dem Flusse und sangen dabei Lieder, deren Melodie und Worte die Eifersucht der Krokodile hätte erregen können. Wir schwammen der Insel St. Louis, dem Hauptsitz unserer Afrikanischen Besitzungen, zu; aber diese Insel erblickte mit der Stadt, auf dem Parrot Marschirte Baum genug finden. Sie schien uns von fern wie ein auf den Fluß gewor fener Bund Stroh, und als wir näher kamen, glaubten wir, viele kleine aufrecht gestellte Garben von trockenem Heu zu sehen, aus denen Spitzen ein durchsichtiges heller Rauch in die Höhe stieg.

Als wir nur noch eine kurze Strecke von der Insel entfernt waren, kam der Schiffsarzt in einem kleinen Kahne zu uns heran, um unseren Gesundheits-Zustand zu untersuchen. Wir kamen aus Europa, voll von einer durch den Ocean neu gestärkten Kraft, und landeten in einer Gegend, die der Ruhe fast entbehrt war. Der Visitations-Besuch des Doctors erschien uns daher fast lächerlich; er selbst war so bleich und mager, daß vom Rechtswegen wir ihn einer Quarantaine hätten unterwerfen müssen, ehe wir ihn erlaubt, uns zu unsspitzen. Seine Meinung war, daß wir wohl und kräftig genug wären, um der fortwährend an Orte herrschenden Epidemie Trotz zu bieten.

Einige Stunden später warfen wir Anker. Der Landungsplatz liegt in der Mitte der Insel und ist von Gärten umgeben, deren Palmbäume ihre langen Blätter in den Fluß tauchen. Zeigt nur sich ganz gewiß in Afrika. Voll von den Reisebeschreibungen Cook's, erwartete ich fortwährend, großmüthigen Negern zu begegnen, die mir Kokosnüsse, Wassermelonen, Paradiesäpfel und Ananas für einen alten Nagel austauschen sollten. Meine Hoffnungen wurden nicht erfüllt, und ich sah wohl, daß die Civilisation den Wilden einen Abscheu gegen die alten Nägel und eine zu große Liebe für die Silbermünze der Europäer eingeflößt hatte; dennoch konnte ihr Herzschreiten in der Kultur sie nicht dahin bringen, Kleidungsstücke anzulegen; Männer und Frauen gingen ganz unbekleidet. Man besucht fast nur des Sklavenhandels wegen Afrika, vorzüglich aber Senegambien; aber dieser Handel ist, was auch manche Philanthropen darüber sagen mögen, der gesährlichste von der Welt. Wie zu den Zeiten Marco Polo's stellt man sich am Senegal überall Minen Golbes, aber Luft noch wenigstens Flüsse vor, die Körner und Splitter von diesem kostbaren Metall mit sich führen. Unsere Philanthropen sehen immer noch die Weißen, diese nichtswürdigen Weißen, mit Pfeilen bewaffnet, von Hunden gefolgt, in die Wälder gehen, um die Schwarzen aufzusuchen, sie zu ergreifen, zu quälen und endlich zwei und zwei oder wohl gar vier und vier von ihnen an einander zu ketten; dann werden die Unglücklichen in den unreinen Schiffsraum geworfen, wohin weder Luft noch Tageslicht dringen kann, und nach der Insel Cuba transportirt. O, Ihr redlichen Menschenfreunde, mit denen ich aus vollem Herzen den tiefen Abscheu gegen die Sklavenhändler theile, wenn ich auch Euren unschuldigen Glauben aus vergangenen Zeiten nicht anathmen kann, wisset, daß die Neger jetzt eine sehr seltene Waare sind, die man sich nur mit der größten Schwierigkeit verschaffen kann, die mehr Kosten verursachen, als die kostbarsten Produkte, ohne den Elfenbein und Gummi auszunehmen, und deren Transport von einem Kontinent zum anderen gefährlicher ist, als der des Pulvers und Bitriols.

Das Folgende möge dazu dienen, die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen: 1) Ein Neger kostet fast immer die Hälfte seines Werthes. 2) Man giebt ihm gute Nahrungsmittel, weil ein Sklavenhändler nie nigstens eben so viel Interesse wie ein Philanthrop hat, die Neger vor den Gefahren der Ueberfahrt, vor Krankheiten, vorzüglich aber vor dem Tode zu bewahren. Ein Sklavenhändler hält auf seine Schwarzen, wie ein Pächter auf seine Schafen und Hammel. 3) Von 10 Negerschiffen sind gewöhnlich 3 von elelhaften, ansteckenden Hautkrankheiten ergriffen, die durch die so nahe Berührung mit den Schwarzen Jedermann hervorden; von Seefiechen werden drei von den Kriegsschiffen aufgebracht, und unter zehn Sklaven-Booten wird gewiß immer eins von den guten Negern verdrannt. 4) Afrika bringt jährlich nicht 12 Pfund Gold hervor.

Ich ging als keineswegs nach Afrika, um von dort aus einen Handel mit seinen Einwohnern zu treiben, und zwar, weil ich das immer für eine verabscheuungswürdige Sache gehalten habe, und weil die guten Neger nach Freitag's Erzählungen lieb gewonnen hatte, und dann, weil zu dieser Epoche die Mulatten und Neger selbst für ihre eigene Rechnung schon unter sich Handels-Verbindungen in Bezug auf diesen Artikel angeknüpft hatten.

Mein Gewissen ist also in diesem Punkte vollkommen ruhig; ich habe niemals Menschen, von welcher Farbe sie auch seyn mögen, verkauft; aber es macht sich Verwürfe anderer Art, die freilich weniger ernsthaft, aber reell sind. Bei meiner Abreise wurde ich nämlich von Freunden, Verwandten und Bekannten mit einer Menge von Kommissionen braustragt, an deren Erfüllung ich bis jetzt noch nicht gedacht habe. Ihrer meiner ehemaligen Kameraden vom College hatte mich gebeten, ihm einen Leoparden mitzubringen; Naturforscher meiner Bekanntschaft, die in ihrem Hause Schrecken und anderes Gewühm sammeln, wünschten nur einige Tiger und zwölf Bogen und Köcher der Wilden zu haben; drei Laydedeelleute, die Nachbarn meiner Aeltern, hatten mich um Wollhut-Pferde, andere Personen, die ich kaum kannte, um allerhand Seltenheiten, um Elephantenzähne, sogar um Elephanten selbst, um Korallen, Perlen, Rubinen oder Goldstaub; — Keiner aber sagte mir: Sieh nur zu, Dich selbst wieder zurückzubringen.

Es ist mir schmerzlich, hier sagen zu müssen, daß ich keinen einzigen von allen diesen Aufträgen ausrichtete, und daß ich ohne Papageien, Tiger, Elephanten oder Goldstaub nach meinem Vaterlande zurückkam. Ich gebrauche nicht einmal die sinnreiche Entschuldigung jenes Reisenden, dem auch, wie mir, mündige Aufträge für entfernte Zonen aufgetragen worden waren, und der, als er mit seinen Händen

Digitized by Google

Die ersten Ansiedler in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Als Beispiel diene der folgende Vorgang, welchen Butler in seinem Geschichtswerke aus dem Munde eines der Mitbandeliere nieder-schrieben hat: „Am 7. Juli 1779 machte Miß Betsey Calloway ihre Schwester Frances und eine Tochter Daniel Boone's im Angesicht des Fleckens Boonesborough auf einem Kahn im Flusse herausgerissen und fortgeschleppt. Miß Betsey war ein erwachsenes Frauenzimmer, die beiden anderen Mädchen aber erst 13 bis 14 Jahr alt. Der Raub geschah zu einer späten Stunde des Nachmittags; die Räuber hatten den Kahn an das entgegengesetzte Ufer dunkelgeschleppt, so daß in Nacht hinein, ehe wir Verfolgung beginnen konnten. Am andern Morgen früh, so wie der Tag anbrach, machten wir uns auf ihre Spur, waren aber nicht im Stande, ihren Pfad weit zu verfolgen; denn an einer Stelle waren sie einzeln durch das allerdickste Rebengebüsch geschlüpft, wo es unmöglich war, über Fußspuren aufzurichten. Wir wendeten uns die Stelle und die Richtung und marschierten ein dreißig Meilen auf Geratewohl in der Linie fort, die wir vermuthen durften, für wahrscheinlich fanden und weniger Vorsicht bei ihrem Marsche anwendeten. Nun schlugen wir auf einmal eine Querrichtung ein und waren kaum ein Paar Meilen gegangen, als wir über Spur auf einem Büffelpfade wiederfanden. Zehn Meilen davon hatten wir sie richtig eingeholt und überraschten sie, wie sie gerade ein Feuer anzündeten, um zu kochen. Auf den Feuer Indianer hatten wir es gar nicht abgesehen; wir wollten nur die Mädchen schnell in Sicherheit bringen; denn wenn die Indianer und zu früh bemerkt hätten, so wären sie die armen Kinder umgebracht haben. Sobald sie uns gewahr worden waren, gaben wir Feuer; dann stürzten wir alle so schnell auf sie los, daß sie über Hals und Kopf davon mußten und in der Eil nichts mitnahmen, als eine Büchse ohne Pulver und Kugeln. Wir Weiße, Daniel Boone und ich, hatten jeder seinen Mann aus's Korn genommen, als sie plötzlich aufsprangen; meinen Mann schoß ich durch und durch; der, welchen Boone's Kugel traf, warf seine Flinte weg und machte sich davon. Unsere Herzensfreude, die drei armen auf den Tod geängstigten Kinder grettet zu haben, war so groß, daß wir an keine weitere Verfolgung dachten, die auch vergeblich und gefährlich gewesen wäre, da einige unserer Pferde lahm waren. Wir waren zufrieden, daß sie uns ihre schönen Mokassins zur Beute gelassen und daß sie dazu und leer hatten das Weite suchen müssen, ohne von ihren Tomahawks nur so viel mitnehmen zu dürfen, als eine rostige Messerspitze Eisen hat."

Die hervorragendsten Männer unter den früheren Ansiedlern in Kentucky waren außer den schon erwähnte Daniel Boone, James Harrod und Benjamin Logan. Der Letztere ist der Held folgender Geschichte, die sich im Jahre 1777 zutrug. Er war in seinem kleinen Fort, dessen Besatzung nur aus 15 Mann bestand, von einem großen Haufen Indianer belagert. „Die Indianer hatten diesmal ihren Angriff heimlicher und verborgener angestellt, als gewöhnlich. Die Weiber waren, von einer kleinen Schutzwache begleitet, aus dem Fort gegangen, um die Kühe zu melken, als plötzlich eine Schaar von Indianern, die bis dahin im Dickicht und Röhricht versteckt gelegen, Feuer gab; ein Mann blieb auf dem Platze, ein Zweiter wurde tödtlich, ein Dritter leichter verwundet; die Uebrigen retteten sich mit den Weibern in das Fort. Hinter den schützenden Mauern angelangt, werden sie auf einmal gewahr, daß ein Mädchen, durch das Feuer getrennt, noch vor dem liegt. Das Weib und die Kinder des Unglücklichen sahen ihn draußen liegen und sich in seinem Blute wälzen; ihr Jammer erhöhte das Mitleid Logan's um die Lage seines Geschärten, und er verschte, einen Mann von der Besatzung zu bewegen, daß sie mit ihm hinausgingen, um den Verwundeten aufzuheben. Die Mannschaft war gering, die Gefahr bei dem Wagniß augenscheinlich; sie fürchtete, Alle zu verlieren sich. Nur Einer, ein Marinier, durch das Feuer seines Capitains ermuthigt, schreitet mit ihm an das Thor. Im Augenblick, wie das Thor sich öffnet, steht man den Verwundeten sich mühsam erheben und sich auf Händen und Knieen fortschleppen, als wollte und könnte er sich selbst helfen. Da tritt Martin zurück. Logan aber konnte es nicht über's Herz bringen, Einen seiner tapfern Vertheidigern umkommen zu lassen; er stürzt den Unglücklichen, durch die Indianer durchgeschossen, ein paar Schritt weiter am Boden zusammenfinken. Da ermannt er sich plötzlich und mit Gewalt, er springt hervor und hebt den Verwundeten in seinen Armen auf. Ein Hagel von Kugeln saust rings um den wackeren Capitain und über seinen Kopf weg in die Pallisaden, aber er gelangte wohlbehalten ins Fort zurück und brachte den Unglücklichen seiner verzweifelnden Familie wieder.

Kann, wer solche Geschichten liest, sich wohl darüber wundern, wenn die Feindschaft der Kentucker zu einander und von Familie zu Familie so stark und lebendig ist? In Herzen ernster und ehrenhafter Männer muß die Erinnerung an solche Stunden gemeinsamer Gefahr, gegenseitiger Aufopferung und Selbstverleugnung tief und unvertilgbar wurzeln. „Er hat sein Leben für meines in die Schanze geschlagen. Er half mir meine Kinder den Indianer retten. Seine Kugel erlegte den Wilden, der eben meines Kindes Haupt an der Mauer zerschmettern wollte." Solche Gedenkzeichen sind ein Boden, in dem die Freundschaft unausrottbar und unzerstörbar wurzelt. Das „Wiß klüfternde Zungen" vermag gegen das innere Zeugniß solcher Thaten nichts; sie werden nicht betastet, auch wenn später die Herzen älter werden und ein Zwist sie Freunde von einander entfernt. Die Pflicht der Dankbarkeit in Erfüllung und That wird unter solchen Umständen eine heilige Lebenspflicht, deren Anerkennung mit dem Blute im Herzen lebt und schlägt. So daten die Kämpfe mit den Indianern nicht blos die Starkmüthigkeit, die selbst-

Digitized by Google

vertraunte Kühnheit, sondern auch die Wärme und Lebendigkeit der Gesinnungen von Mann gegen Mann, die Herzlichkeit der Freundschaft und den verteuernden Ehrtrieb erweckt und genährt. Noch mehr, sie waren die treffliche Schule der Klugheit und der List, sie schärften die Aufmerksamkeit und den Verstand. Jeden Tag stand Habe und Leben, Gut und Blut des Pflegebefohlenen auf dem Spiel; da galt es Wachsamkeit und Geschick, vorsichtiges Aufsinnen der Gefahr und schnelle Entschlossenheit zur Bekämpfung, wenn das Spiel nicht verloren gehen sollte. Jeder Moment dieses Lebens war ganz erfüllt mit einer Thätigkeit, die den Verstand und den Eifer nie ruhen ließ, weil es immer das Höchste galt; eine Thätigkeit und Unruhe, von der man in einem sicher eingefriedeten Gemeinwesen keine Vorstellung haben kann. Der Jugendtrieb brachte eine neue Noth, ein neues Bedürfniß, dem mit Besorgung aller Erfordernisse, mit Rath und Beredtsamkeit Aufmerken und Zusammenwirken begegnet werden mußte. Aber diese Noth und dieser Bedürfniß war nie von niederdrückender, abstumpfender Art. Der natürliche Reichthum des Bodens, der Ueberfluß am köstlichsten Wildpret überhob die Ansiedler jener lästigen und beengenden Sorge um die niederen Lebensbedürfnisse und ließ ihnen eine stolze Freiheit und Zuversichtlichkeit des Muthes, welche da nicht gedrückt kann, kennen. Hätte nicht eben der Ueberfluß die Ansiedlung gelockt, so wäre das Land wohl erst ein halbes Jahrhundert später von Ansiedlern aufgesucht worden.

Die in Butler's Geschichtswerk zum ersten Mal vollständig und ausführlich erzählten Abenteuer des Generals George Rogers Clark sind an und für sich und als ein Beitrag zur Charakteristik seiner Bevölkerung des Westens von großem Interesse. Er war aus der Albemarle-Grafschaft in Virginien gebürtig; sein Geburtsjahr 1753. Nachdem er unter Lord Dunmore mehrere Streifzüge gegen die Indianer gemacht, begab er sich auf die Wanderung durch die zerstreuten Niederlassungen, machte sich überall mit den Leuten bekannt und gewann durch liebenswürdigen Muthwillen und thätigen Muth Liebe und Ansehen bei ihnen. Bei dieser Wanderung kam er im Jahre 1775 zum ersten Mal nach Kentucky, wie man sagt, mit dem Vornehmen über eine Schaar von wackeren Schützen die Kolonie beaufsichtigt. So jung er war, so hatte er doch bei den Bewohnern dieser Gegend so ungemeines Vertrauen gewonnen, daß sie auf seinen Rath eine Versammlung zur Berathung nach Harrodstown beriefen und beschlossen, Agenten nach Virginien zu senden, um ihre Gesinnungen und ihren Beistand zu unterhandeln. Würde dieser nicht gewährt, so wollte man aus den Städten im Osten, durch Bewilligung großer Landstrecken für geleistete Dienste, Sukkurs an Menschen und anderen Mitteln herbeilocken und an freies, sich selbst regierendes Gemeinwesen gründen. Das klarte alle ein Jüngling von solchen Talenten und Muth sollen und daß er eine Gemeinschaft von klugen und selbstständigen Männern in dessen Befolgung derselben konnte, dies war gewiß ein seltener Beweis von Klugheit und Kraft des Charakters. Die Versammlung erwählte wirklich; sie berief sich in Clark's Abwesenheit und genannte ihn unter seinen Zweien zu Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung für Virginien. Dafort traten Beide, im Herbst 1775, zu Pferd durch die Wildniß nach dem Hauptort an; als sie jedoch nach unsäglichen Mühseligkeiten Virginien erreichten, hatte sich die Versammlung bereits vertagt. Clark wendete sich daher mit seinem Gesuch unmittelbar an den Gouverneur Patrick Henry; dieser stellte ihm ein Schreiben an den Polizeihauptgraf aus. Von dem Vollziehungsrath verlangte Clark 500 Pfund Pulver zur Vertheidigung von Kentucky. Das schlugen die Herren vom Rath ab; leihen wollten sie ihm das Pulver, aber schenken, aber mehr könne man für sie nicht thun, da sie sich zu dem Staate Virginien noch gar nicht angeschlossen hätten. Der junge Clarke war nicht der Mann, einen Plan nach dem ersten Widerstand aufzugeben. Noch zuversichtlicher Ueberlegung entschloß er sich, nach Kentucky zurückzukehren und dort einen freien Staat zu gründen. Er schickte dem Vollziehungsrath seine Vollmachten als Friedensrichter; er wußte seine Mittel zu wägen. Wie er das Pulver witten durch feindliches Land passiren könne; es sei zwar traurig, daß Virginien seinen Kindern nicht helfen wolle; aber, so lautete der Schluß seines Schreibens, sie würden nun anderwärts Hülfe suchen und sie gewiß auch finden. Nach Eingang dieses Schreibens übergiebt es sich die Herren und gaben ungesäumt Befehl, das Pulver der ihr Einwohner von Kentucky nach Fort Pitt zu schaffen. Darauf setzte Clarke sich nach Kentucky, wo er eine Versammlung in dem Staate Virginien gehörige Grafschaft anerkannt wurde. Im Frühjahr 1776 kam er nach einem abenteuerlichen Zuge, nach vielen Schwierigkeiten mit dem Pulver in Kentucky an. Von da an stand er in der Liste und in dem Vertrauen seiner Landsleute unerschütterlich; in allen Dingen hielten sie seinen Rath, bald folgten sie ihm auch als ihrem Führer und General in den Krieg für die Unabhängigkeit.

Als solcher erwarb er sich den größten Ruhm durch den von ihm entworfenen, vorbereiteten und ausgeführten Milliovieszug Kaskaskia und St. Vincents. Der Plan dazu läßt wahrscheinlich von Clark selbst der und zeugt sehr günstig für sein militairisches Talent. Durch diese beiden Militairposten wurden die Indianer von den Engländern mit Munition, Gewehren und Kleidern versorgt; ein entscheidender Streich, der gelübrt, mußte die Indianer einschrecken und die Gränze von Kentucky in ihrer ganzen Ausdehnung sichern. Der Entwurf war kühn, aber doch ausführbar. Die große Entfernung und die Schwierigkeit des Marsches und Transportes der Soldaten durch solche Strecken der Wildniß schienen Anfangs große Hindernisse, trugen aber in Wahrheit zum sicheren Gelingen des Planes bei, indem die Feinde sich gegen das für unmöglich gehaltene nicht versahen und durch den entscheidenden Schlag aufs Vollständigste überrascht wurden. Clark hatte dies Alles wohl erwogen, er theilte jedoch seinen Landsleuten den Entwurf nicht mit, sondern reiste im Oktober 1777 nach Virginien und legte seinen Plan dem Gouverneur Patrick Henry vor. Nach sorgfältiger Prüfung und Berathung mit mehreren erfahrenen Männern und Offizieren ging der Gouverneur lebhaft auf das Unternehmen ein. Am 2. Januar 1778 empfing Clark zweifache Instructionen, öffentliche, wodurch er mit der Vertheidigung von Kentucky beauftragt, geheime, wodurch er zu dem Angriff auf den britischen Posten Kaskaskia befehligt wurde; und zwar sollte die Mannschaft zu letzterem nur auf dem Landstrich im Westen der Alleghany-Gebirge aufgeboten werden, weil im Osten alle Kräfte auf den Kampf um die Unabhängigkeitsfrage verwendet werden mußten. Zu Anfange Februars fuhr Clark mit seinen Truppen den Ohio von Pittsburg bis zu den Wasserfällen hinab und befestigte eine Landspitze auf Born-Island, gerade der Stelle gegenüber, wo heute Louisville steht. Hier eröffnete Clark seinen Truppen, wohin ihr Marsch eigentlich ginge; sie gaben sämmtlich ihre Zustimmendem zu erkennen, nur Eine Compagnie verzagte vor Ehrer und ging nach Hause. Der Hafen St. Winterein war zwar nicht so weit entfernt, wie Kaskaskia, aber viel fester und schwerer zu übersmältigen, während Clark nur noch über vier Compagnieen zu verfügen hatte. Am 24. Juni 1778, während einer totalen Sonnenfinsterniß, fuhr die kleine Schaar in ihren Booten die Wasserfälle des Ohio hinab. An der Einmündung des Tennessee zogen sie von einer Jägergesellschaft, die eben von Kaskaskia herkam, Nachrichten über den Platz ein. Sie erfuhren, er sei so stark befestigt, daß ein Gelingen ihrer Unternehmens nur durch Ueberrumpelung, dann aber auch leicht und sicher zu hoffen sei. Sie erfuhren ferner, daß man den Franzosen zu Kaskaskia große Furcht vor den Amerikanern eingejagt habe, und daß die Engländer ihnen dieselben sie noch wilder und blutdurstiger dargestellt hätten, als die Indianer. Clark sah ein, daß er sich gerade diese Angst, wenn noch eben sie Nachricht von dem plötzlichen Feindreich und den Verwirrigen Staaten geschlossenen Bündniß kam, zu Nutze machen müsse, um die Franzosen dahin zu bringen, ihm Beistand zu leisten. Darauf und fast nur darauf gründete er alle Hoffnung eines früheren oder späteren Gelingens. Alles ging indeß über Erwarten günstig. Nach einem sehr beschwerlichen Marsch langte er am 4. Juli 1778 Abends so unvermuthet vor Kaskaskia an, daß die Leute vollständig überrumpelt, die Einwohnerschaft entwaffnet und der britische Gouverneur gefangen genommen wurde, ohne daß ein Teopfen Blut gefloffen wäre. Auch die Franzosen unternahmen sich ohne Widerstand den so gestalteten „Bostonais", so hießen nämlich bei ihnen die Amerikanischen Republikaner von der Stadt, die zuerst im Kampfe aufgetreten war.

Mit der Einnahme der Stadt war indeß kaum das halbe Werk ausgerichtet. Es kam nun darauf an, auf die Gesinnung der Einwohnere zu wirken und sie ein für allemal zu Vertrauen und Gehorsam zu bringen. Dies war nicht durch Gewalt, sondern nur durch Klugheit und geschickte Behandlung zu erreichen. Man denke sich die Lage der kleinen Stadt, eines der ältesten Hauptsitze in dieser Gegend, mit ihren 500 Häusern inmitten der weiten wildbewachsenen, wo Jahrhunderte Handelsleute seit beinahe 150 Jahren in einsältiger, friedlicher Redlichkeit fast mit Indianern verkehrt hatten ein ihnen ganz anderes Volk auf der Welt kannten. Man hatte diesen unerfahrenen Leuten die Amerikaner als Ungeheuer von Grausamkeit geschildert, und jetzt waren sie sammt ihrer Stadt in deren Hände gefallen. Schrecken und Angst lag auf Allen, Geschlechtern. Clark that anfangs Alles, um diese Gefühlen zu verhüten; er untersagte den Einwohnern auch Schärfste jeden Verkehr unter einander und mit seinen Soldaten; für eine unbedeutende Uebertretung dieses Verbotes ließ er mehrere Franzosen in die Kasematten stecken. Da stellte sich endlich der Pfarrer des Orts mit 3 oder 4 Aeltesten der Gemeinde bei ihm ein und bat für die Bürger um Erlaubniß, sich in der Kirche zum Gottesdienst zu versammeln und einigen wichtigen Dingen zu nehmen; all die Eingesperrten wurden auf sein Geheiß überlassen; aber sie hätten, man möchte sie nicht von ihren Frauen und Kindern trennen und ihnen auch gestatten, sich für die Nothdurft mit Lebensmitteln und Kleidern zu versorgen. Da Clark hierauf abnehmen konnte, daß die Angst der Leute auf den höchsten Grad gestiegen war, so verschob er jetzt, die Lösung dieser Spannung hervorzurufen. „Meine Leute", sprach er, „das Kranken Sie von uns? Halten Sie uns für Wilde? Mit Unschuldigen und Hülflosen, mit Weibern und Kindern führen wir keinen Krieg. Nicht um zu rauben und zu plündern, sondern zur Vertheidigung des Landes und der Unsrigen haben wir die Waffen gegen England ergriffen. Der König von Frankreich läßt uns seine Hülfe angedeihen, der König wird schwerlich ein gröffliches Ende nehmen. Wegen Ihrer Person und Ihres Eigenthums sollen sie mit dem Sie wollen; an ihren Familien und ihrem Eigenthum werden wir uns nimmermehr vergreifen." Die erwartete Wiekung blieb nicht aus. Das ganze Städtchen brach in laute Freudenbezeugungen aus und schlug sich mit Eifer zur Partei der Amerikaner. Sie stellten sogar eine Mannschaft, welche, in Begleitung etlicher Soldaten aus dem Corps von General Clark, nach dem Fleken Cahokia, einer heutigen Stadt St. Louis am Ohio gegenüber, marschirten und die dort befindlichen Franzosen gleichfalls zur Unterwerfung und Anschließung an die Amerikanische Partei brachten.

Nun war noch das Schwerste zu thun. Der Posten St. Vincents hatte eine überaus feste Lage, und seine Besatzung war Klüger, als Alles, was Clark an Mannschaft aufzubringen vermochte. Gewalt konnte hier nicht helfen, sondern List. Zu letzterer fand sich eine erwünschte Gelegenheit, indem der Französische Priester zu Kaskaskia, der zugleich bei den zu St. Vincents lebenden Franzosen den Beichtvater machte, aus Freundschaft für die Amerikaner und aus Dankbarkeit für die von Clark bewiesene Duldung sich freiwillig erbot, den Unterthänder zu machen und die Einwohner von St. Vincents ohne Kampf auf die

Digitized by Google

Seite der Amerikaner zu gelangen. Einst lief den Geistlichen die Reise antreten, ohne große Hoffnung, daß der Versuch gelingen würde. Doch Letzteres war so glücklich, in St. Vincennes zu einer Zeit einzutreffen, wo der Gouverneur abwesend war; binnen drei Tagen hatte er es dahin gebracht, daß die Einwohner die Britische Regierung in ihren Städtchen umstürzten und bei einer Versammlung in der Kirche der Regierung den Treueid leisteten. Man setzte einen neuen Kommandanten ein, und statt der Englischen Fahne wurde die Amerikanische über dem Fort aufgezogen. Die Indianer verwunderten sich über diese Veränderung, wurden aber von ihren alten Freunden, den Franzosen, belehrt: „ihr alter großer Vater, der König von Frankreich, sey wieder lebendig geworden; er sey recht klug darüber, daß er jetzt für die Engländer in den Krieg ginge; wenn ihr nicht wollt, dieß es, daß weit und breit alles Land blutig werden soll, so müßt ihr mit den Amerikanern Friede machen.“. (Schluß folgt.)

Finnland.

Der Finnen älteste Vorstellungen von der Gottheit.

(Nach einem Aufsatze in dem Finnischen Blatte Mehiläinen.)

Es scheint, als wären bei den Finnen, so wie bei mehreren andern Völkern, die ersten Vorstellungen eines höhern Wesens durch den Eindruck geweckt worden, den die Phänomene des Gewitters und der Luft auf sie hervorbrachten. Einer höheren Erkenntniß entbehrend, schlossen sie, daß ein mächtiges, wenn auch unbekanntes und unsichtbares Wesen in den Wolken lebte, welche die flammenden Blitze warf und den Donner (Jumaukset) ertönen ließ. Dieses Wesen nannten sie Juma oder Jumala, denn durch Donnertöne (Jumaukset) gab es seine Gegenwart zu erkennen. Auf dieselbe Weise dürften auch die Russen das Wort Bog, als Benennung Gottes, erhalten haben, denn auch dieses Wort soll ursprünglich irgend ein donnerähnliches Geräusch bezeichnet haben (pauhu). Von derselben Herstammung ist wahrscheinlich auch das bei den Tartaren als Namen Gottes vorkommende Wort: Täri, bei den Lktiaten Turum oder Torom, bei den Wogulen Torom, bei den Tschuwaschen Tora oder Tor, der Thor der alten Gothen, der Tora der Cythen u. s. w., mit welchen allen übrigens ein großes Geräusch (türöys) im Anfang bezeichnet worden zu seyn scheint.

Nachdem unsere Vorväter so zum Begriffe von Gott gekommen waren, entwickelte sich bei ihnen allmälig die Vorstellung vom Anfange seiner Kräfte und seiner Macht, welche im Anfang eingeschränkt, nach und nach erweitert ward, bis er zuletzt für den Schöpfer und den Beherrscher der ganzen Welt erhalten ward. Dieß scheinen sie theils von Gott, obgleich man seine Kräfte allen übrigen an

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Mittwoch den 7. Dezember 1836.

Frankreich.

Zur Geschichte der Erdbeben.

Als die Wissenschaften der Chymie und Physik sich noch in ihrer Kindheit befanden, glaubte man, mit der Erklärung der Erdbeben leicht fertig zu werden; je tiefer und vollständiger man späterhin in das Gebiet dieser Naturwissenschaften eindrang, desto mehr fühlten die Erklärer den Boden unter ihren Füßen weichen. Da es aber in der Natur des Menschen tief begründet ist, daß die mächtigen Erscheinungen und Umwälzungen der ihn umgebenden Welt ihn interessiren, so hat man nie verzaget, so oft ein neues physikalisches Agens entdeckt wurde, dasselbe zur Erklärung jener Erscheinungen anzuwenden. Die Elektrizität, der Magnetismus, die Entzündung und Explosion der Gasarten, der Prozeß der Wasserbildung und Wasserzersetzung u. s. w., alle diese haben nach einander an den vulkanischen Phänomenen Schuld seyn sollen. Heute hört man wohl ein, daß man mit allen diesen Hypothesen und Konstruktionen zur Erklärung so allgemeiner und einen überaus großen Theil der Erdoberfläche betreffender Erschütterungen, wie sie in der Regel bei den Erdbeben stattfinden, keineswegs ausreicht.

Edouard Biot äußert sich hierüber, wie folgt: Die wahrscheinlichste Erklärung, ja beinahe die einzige, wodurch man sich von der Gewalt und Ausdehnung dieser Phänomene und von der Gleichzeitigkeit, womit sie an den entferntesten Stellen des Erdballes sich bemerken, einige Rechenschaft geben kann, würde auf Folgendes hinauslaufen: Wir stützen nach manchen physischen Kennzeichen vermuthen, daß der feste Erdboden, welcher uns zum Wohnsitze dient, im Vergleich mit dem Halbmesser und der Masse der Erdkugel, nur eine dünne Schale vorstellt, gleichsam eine Schlacke oder Rinde, die sich um einen flüssigen Kern erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit äußerlich angelegt hat. Demnach würden die Stellen der Erdoberfläche, wo diese Rinde am dünnsten und schwächsten, oder wo sie nicht vollständig fest geworden ist, am meisten der Gefahr ausgesetzt seyn, von unterirdischen Explosionen erschüttert und durchbrochen zu werden.

Bekanntlich dienen die Messungen der Abplattung der Erdkugel unter einer gewissen Stelle ihrer Oberfläche abzuschätzen, weil nämlich die Schwingungen des Pendels um so rascher erfolgen, je stärker die von der Erdmasse ausgeübte Anziehung ist. Dergleichen Pendel-Messungen sind in der jüngsten Zeit, vom nördlichen Schottland bis ins südliche Spanien, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt worden, und da hat sich gefunden, daß die Intensität der Schwere auf dieser Linie, je weiter man von Norden nach Süden kommt, abnimmt, und zwar weit schneller abnimmt, als es nach der Gestalt der Erde der Fall seyn sollte. Am merklichsten ist diese Unregelmäßigkeit ungefähr in der Mitte von Frankreich, und diese Stelle der Erdoberfläche hat zugleich das Eigene, daß hier die Meridian-Grade beträchtlich länger ausfallen, als anderswo unter gleichen Breiten. Aus dieser Verminderung der Schwere an einer einzelnen Erdstelle möchte man vielleicht schließen, daß hier die Lagen der Erdrinde dicker und weniger mächtig sind, und daß sich in der Tiefe bedeutende Höhlen finden müssen. So würde sich's erklären, warum die Erdrinde hier so zahlreiche Spuren von Vulkanen zeigt und warum dergleichen Erdstellen noch brauchbare von Zeit zu Zeit einen Heerd oder gleichsam einen Schlot für unterirdische Bewegungen abgeben.

Wenn nun dergleichen Erschütterungen und Explosionen einen beträchtlichen Theil der Erdrinde wie Quellungen durchfahren, so gerath freilich der Mensch zunächst in Schreck und Furcht; später aber erwacht seine Wißbegier, und er fragt nach dem Wesen und den Gründen der gewaltigen Kraft, die den Ocean in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt, Berge spaltet, versetzt und zertrümmert, Städte zu Boden wirft, ganze Landschaften vom Abgrunde verschlungen läßt, Inseln vom Lande abreißt, über Sie mit einemmale aus der Tiefe emporhebt, ganze Länderstrecken unter den Wassern begräbt und andere trocken legt.

Kallisthenes, der Begleiter Alexanders des Großen auf seinen Eroberungs-Zügen, erzählt von dem Untergange der beiden Städte Helike und Bura durch ein dreitägiges heftiges Erdbeben. Strabo berichtet dasselbe Ereignis und fügt dabei an, daß sich unter der Stadt Helike ein Abgrund öffnete, der sie verschlang, während Bura unter den hereinstürzenden Wassern begraben wurde.

Bei Plinius lesen wir von einem Erdbeben, das sich unter dem Konsular des Lucius Marcius und Sextus Julius ereignete. Während des gewaltigsten unterirdischen Donners näherten sich die Spitzen zweier benachbarter Berge, fuhren dann wieder von einander, und daraufhin brachen unter gewaltigen Stößen alle Städte, Häuser und Gebäude zusammen, und dies im Angesichte mehrerer Römischer Ritter, welche die Wahrheit des Vorganges bezeugten. Nachher spie der Boden Flammen und flüssige entzündete Stoffe aus und schleuderte Steine, Felsstücke, glühende Metalle und andere Körper weit umher.

Nicht bessre ging es im Jahre 115 der christlichen Zeitrechnung der Stadt Antiochia, als gerade der Kaiser Trajan sich dort aufhielt; der Konsul Pedo kam um, der Kaiser entrann nur mit Mühe sein Leben aus der Zerstörung.

Im Jahre 742 suchte ein weitgreifendes Erdbeben Aegypten und den ganzen Orient heim. In einer Nacht gingen 600 Städte zu Grunde; Tausende von Lebenden verschlang die zuckende und klaffende Erde in einem Nu.

Im Jahre 1655 wurde in Kanada eine Raumstrecke von mehr als 100 Meilen, die früher mit felsigen Hügeln bedeckt gewesen war, durch ein Erdbeben auf einmal zu einer platten, flachen Ebene.

Auf Sizilien kostete 1693 ein entsetzliches Erdbeben an 90,000 Personen das Leben. Noch schrecklicher wurde Cbina nebst der Hauptstadt Peking im Jahre 1731 und die Halbinsel Kamtschatka 1737 und 1738 heimgesucht.

Im Jahre 1721 fing während eines Erdbebens ein Berg auf der Portlands-Insel plötzlich an, Feuer zu speien, wobei ein Felsstück von ungeheurer Größe auf eine Meile weit ins Meer geschleudert wurde.

Bei solcher Gelegenheit öffnen sich nicht selten Spalten, Risse und Klüfte in der Erdoberfläche, welche Flammen, Steine, Wasser, Schlamm und dergleichen ausspeien und sich alsobald wieder schließen. Manchmal werden Berge von solchen Oeffnungen verschlungen, manchmal weite ebene Strecken mit Felsklüften überschlichtet. Der Monte Nuovo, einige Meilen von Puzzuoli, ist in einer einzigen Nacht während eines heftigen Erdbebens entstanden. Der Monte di Cenere, gleichfalls in der Nähe von Puzzuoli, verdankt seinen Ursprung einem Erdbeben des Jahres 1538, welches zu gleicher Zeit den Lukriner See mit Steinen, Asche und Erde vollschüttete.

Im Jahre 1746 wurden die Hauptstadt von Peru, Lima, und der zwei Stunden davon am Stillen Meer belegene Hafenort Calao von Grund aus zerstört. Fünf Minuten reichten hin, Alles über einander zu werfen; das Meer trat auf einmal eine große Strecke vom Gestade zurück und stürzte unmittelbar darauf mit solcher Gewalt über seine Ufer, daß alle Häuser von Calao überschwemmt wurden, fast alle Einwohner ertranken und von ganzen Orte nur ein Thurm stehen blieb. Zündungsvorrichtung Fahrzeuge hatten im Hafen vor Anker gelegen, denen waren vier eine Stunde weit ins Land geschleudert worden, die übrigen hatte das Meer verschlungen oder an der Küste im Sande begraben.

Das berühmt gewordene schreckliche Erdbeben, wodurch am 1ten November 1755 der größte Theil von Lissabon einstürzte und an 100,000 Menschen das Leben verloren, Ertrag und zerstörte zur selben Zeit auch allein mehrere andere Portugiesische Städte, sondern man verspürte die Erschütterungen am nämlichen Tage an der östlichen Küste von Spanien, in mehreren Englischen Kohlengruben, ja sogar im Bottnischen Meerbusen bis ins nördlichste Finnland hinauf. Auch in Island ergitterte der Boden drei Tage hindurch, man hörte die Felsen auf außerordentliche Weise erdröhnen, die Vulkane dieser Insel spien Rauch, Flammen, Wasserfluthen und Eischollen aus. Die letzteren stürzten in einer Dicke von 30 — 40 Ellen und bedeckten ganz Myrdhalsdalen. Kurz die Erschütterungen trafen ganz Europa. Ueberall an den westlichen Küsten unseres Festlandes war das Meer unruhig, trat von der Ufern zurück und stürzte dann plötzlich mit gewaltig hoher Fluth wieder über die Küste. Das Wasser des Tajo, an seiner Mündung zurückgedrängt, stieg zu wiederholten Malen über die Ufer und überschwemmte die Trümmer der eingestürzten Stadt.

Zur selben Zeit, wo Portugal von diesen Schrecken heimgesucht wurde, traf die Erschütterung auch die westlichen Küsten von Afrika. Die Städte Fez und Mequinez im Königreich Marokko stürzten fast gänzlich ein. Die Küstenstadt Mogador, unweit der Meerenge von Gibraltar, hatte bisher in ihrem Hafen nur 2 bis 3 Klaftern Tiefe, so daß kein mäßig großes Fahrzeug einfahren konnte; damals stürzte plötzlich das Felsenriff, welches sich quer vor die Einfahrt zog, zusammen, und seine Trümmer schließen jetzt einen Ankerplatz von zwanzig Ellen Tiefe ein.

Schiffe, die auf der Rückfahrt von Ost- und Westindien begriffen waren, wurden zur selben Zeit auf dem Meere auf ganz außerordentliche Weise umhergeworfen. Die Pjerren wurden heftig erschüttert. In

Digitized by Google

der Schweiz stürzten Lawinen von den Alpenhöhen in solcher Zahl und mit einer Gewalt, daß die Einwohner wähnten, die Erde hätte sich unter den Gletschern geöffnet, und sie müßten zusammenstürzen. Auch Amerika blieb von ähnlichen Unglücksfällen in denselben Tagen nicht befreit, unter anderen erlitt die Stadt Quito damals gänzlichen Einsturz.

Im Jahre 1757 wurde die Insel St. Georges bei einem Erdbeben mit ihrer ganzen Bevölkerung unter Wasser gesetzt, Städte und Dorfschaften gingen unter, während zugleich in einem Umfreise von hundert Klaftern achtzehn neue Eilande sich vom Meere erhoben. Ganze Stücke vom Lande wurden ins Meer geschleudert; ein solches Stück mit einem darauf stehenden Wohnhaus und Bäumen blieb an einer seichten Stelle des Meeres liegen, und die Bewohner des Hauses merkten erst mit Tagesanbruch ihren sonderbaren Versetzung.

Im Jahre 1759 ereigneten sich in ganz Syrien heftige Erderschütterungen; Damaskus stürzte ein, und 6000 Menschen kamen dabei um. Die Stadt Zophet ging gänzlich zu Grunde und erschlug die Einwohner unter ihren Trümmern. Auch zu Tripolis stürzte eine große Anzahl von Häusern zusammen, und alle umliegende Dörfer wurden in einem Tage zu bloßen Trümmerhaufen.

Die Insel Marie Galante in den Antillen wurde durch ein heftiges Erdbeben mittendurch gespalten. Bagdad erlitt am 1. Mai 1769 fast den gänzlichen Einsturz. Im Januar 1770 stürzte der Ziegenberg, nicht weit von den Ufern der Elbe, plötzlich nach der Flußseite ein, und im nämlichen Moment ging mitten in Flaschrite ein Berg bis zu 75 Fuß empor und sah ein Dorf, welches unweit daran am Ufer gelegen, im Nu auf seinen Gipfel.

Im nämlichen Jahre hatte die Insel St. Domingo von Erdbeben viel zu leiden; zu Port-au-Prince, Leogane und Petit-Goave stürzten öffentliche und Privatgebäude ein oder wurden stark beschädigt, viele Leute wurden unter den Mauern erschlagen; ein Bach, der zur Bewässerung von zwanzig Plantagen geleitet hatte, war und blieb verschwunden.

Das Erdbeben, wodurch 1773 die Stadt Guatimala in Neu-Spanien gänzlich zerstört wurde, ließ sich zugleich in den nördlichsten Gegenden Europas und namentlich zu Winger in Norwegen als eine starke Erschütterung verspüren.

Smyrna, der große Zwischenmarkt des Orients und Occidents, wo Kaufleute und Reichthümer aus allen Weltgegenden zusammenströmen, erlitt 1778 ein Erdbeben, in Folge dessen die meisten Häuser einstürzten. Während der heftigen Stöße fuhren zugleich Flammen aus dem Boden auf, so daß 28 Stunden hindurch eine mächtige Feuersbrunst wütete. Die größere Hälfte der Stadt, die reichsten und bedürftigsten Quartiere sanken in Asche; erst als das Feuer die an einen Bergrand gebauten war, wo keine Häuser mehr standen, sich legte, hörte es auf. Noch hat Smyrna die Spuren dieses schrecklichen Unglücks nicht verwunden; es ist seitdem weit hinter seiner alten Größe und seinem ehemaligen Glanze zurückgeblieben. Die Geschichte berichtet übrigens, daß diese Stadt schon im Jahre 178 unserer Zeitrechnung durch ein Erdbeben zerstört worden ist; auch im Jahre 1688 war sie von einem solchen heimgesucht worden, welches dem früheren nur um ein Jahr nachging.

Am 5. Februar 1783, zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags, spürte man in Messina, in ganz Sicilien und an den gegenüberliegenden Küsten von Kalabrien entsetzliche Erdstöße, während zugleich in den nördlichsten Gegenden von Italien gewaltige Orkane wüheten und das Meer an vielen Stellen die Küsten überstürmte. Drei Tage hinter einander währte das Erdbeben mit solcher Gewalt, daß es schien, als wollte die Erde Alles verschlingen und das Feuer von oben und unten Alles verzehren. Blitz und Donner, Regengüsse, Hagel, Sturm, Rauch und Aschenwolken und zu allem diesen ein unbändig hochgehendes Meer schienen sich zum Untergang des Landes verschworen zu haben. Seit Menschengedenken sind wenige so heftige Erdbeben gewesen. Der untere Theil von Messina stürzte ganz zusammen; die Häuser, welche stehen blieben, andere verändernten ihren Lauf; 350 Städte, Flecken und Dörfer wurden damals gänzlich zerstört; unter dem Schlosse Geraxzi that sich ein Schlund auf und verschlang es sammt seinen Bewohnern. Brücken, Wasserleitungen und Straßen stürzten in Trümmer, und tiefe Risse und Spalten im Erdboden sperrten die Communication.

Man will bemerkt haben, daß Erdbeben selten auf regnige Jahre folgen. Häufig pflegt sich das Erdbeben vor seinem Eintritt durch Anzeichen zu verkündigen, die mindestens den Thieren sehr deutlich wahrnehmbar sind. Die vierfüßigen Thiere geben durch klägliches Brüllen oder Heulen ihre Angst zu erkennen; die Vögel flattern unruhig hin und her, wie sie auch vor heftigen Gewittern zu thun pflegen, und viele lassen ein klägliches Geschrei vernehmen. Auch die Fische im Wasser zeigen sich unruhig und schwimmen in ganz sonderer Richtung und Stellung. Dann hört man ein dumpfes, unterirdisches Geräusch, das allmälig wie zu Kanonendonner anwächst; darauf reißt der Erdboden mit gewaltigem Brausen und Zischen. In den Brunnen steigt das Wasser hoch, siedet, verändert seinen Geschmack oder zieht schwefelichte Dämpfe empor. Selbst Meer gerät in Bewegung und scheint bei der Nähe der Schiffe gegen dieselben. Die Erschütterung der Erde, welche bei den Erdstößen verspürt wird, ist eine zweifache; bald ein wellenförmiges Auf- und Niederschwanken, wobei der Stoß eine gewisse Linie durchläuft, bald ein Hin- und Herschleudern nach mehreren Seiten, wie wenn der Sturm ein Fahrzeug wirft.

Es ist ein alter Gedanke, daß man durch das Graben zahlreicher und tiefer Brunnen den unterirdischen Dämpfen einen Ausweg eröffnen und dadurch den Erdbeben vorbeugen könne. Plinius empfiehlt dieses Verfahren und ist der Meinung, das Römische Kapitol sey vermittelst desselben vor der Zerstörung durch Erderschütterungen bewahrt worden. Auch in Persien, an den südlichen Abhängen des Kaukasus, soll das Graben sehr tiefer Brunnen an gewissen Stellen dazu beigetragen haben, daß die Erdbeben seltener geworden sind. Die ganze Sache ist sehr zweifelhaft, und in den meisten Fällen wird das Graben solcher senkrechten Oeffnungen gegen die Erdbeben nichts helfen, schon aus dem Grunde, weil man nicht tief genug graben kann, um zu dem Heerde der Explosionen zu gelangen. Die Meinung Sind wahrscheinlich an und für sich eine natürliche Vorkehrung dieser Art; sie scheinen mit den tiefen Höhlen des Erdkörpers zu communiziren und gewissermaßen als Rauchfänge und Abzugskehren zu dienen. In der Gegend von Neapel gilt es allbekanntermaßen für ein schlimmes Zeichen, wenn der Berg sich ruhig verhält und einschläft; wenn er hingegen unablässig Feuer auswirft, ist man der Erdbeben sicher. An seine Eruptionen, mögen sie auch sehr bedeutend seyn, ist man dort so ziemlich gewöhnt, und fürchtet sie bei weitem nicht so sehr, als die Zerstörungen der Erdbeben. K. Pichart.

Afrika.

Franzosen am Senegal.

(Fortsetzung.)

Es ist freilich schon sehr schwer, Jemand, von dem man nichts als den Namen kennt, in Kolonieen aufzufinden, wo jeder Europäische Bewohner gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun hat, als seinen Namen zu verändern; aber einem Menschen zu begegnen, der vielleicht nicht mehr zu den Lebenden gehört, ist noch schwieriger. So sann denn auch und nach mein Eifer, den Verlornen aufzufinden; meine Nachforschungen wurden nochdringender betrieben, und der Brief von Emil's Mutter fand bald ein Plätzchen an meinem Spiegelrahmen: er war der Bestgetheilt überzeugten.

Einige Zeit nachher verbreitete sich auf der Insel das Gerücht, daß blutige Kämpfe zwischen den Mauren und Negern stattgefunden hätten. Dem ersten Bäuerin nach waren die Schwarzen geschlagen, ausgerottet und ihre Dörfer in Asche gelegt worden. Diese Nachricht erregte allgemeine Trauer: sie erzählte, daß die Besiegten jetzt einen glänzenden Sieg über ihre Feinde davongetragen hätten. Wenn die Kanonen der Mauren nicht vernagelt wurden, so geschah das nur, weil sie keine hatten, wenn ihre Dörfer nicht die Beute der Flammen wurden, so befand der Grund allein darin, daß sie, wie die Eigenen, keine feste Wohnsitze haben, die bivouakirten in der Mitte ihrer Pferde, Hammel und Ochsen. Aber die Schwarzen hatten ihnen 3000 Ochsen, 6000 Hammel und ich weiß nicht wie viel Kälber genommen. Diesen unerhörten Sieg verdankten sie der verschlichen Tapferkeit eines Weißen, eines Europäers, und man sügte hinzu, daß die Schwarzen ihn zu ihrem Anführer, ihrem General, ja, zu ihrem Könige ernählt hätten. — Hier hätten wir also einen Abenteurer.

Wenn es ein Abenteurer ist, dachte ich, warum sollte es nicht auch mein Mann seyn können? Seine Mutter hatte ihn mir als romantisch und ehrgeizig geschildert; die Thaten des Neger-Häuptlings stimmten mit dieser Beschreibung überein. Der Brief am Spiegel sie mir wieder in die Augen; ich nahm mir vor, Se. Majestät zu besuchen.

Ohne mein Vorhaben irgend Jemanden anzuvertrauen, bestieg ich an andern Tage, nach dem Dorfe abzureiten, wo er in der Mitte seiner bisherigen Troppen thronte. Der Weg dahin war eben nicht weit; ich hatte nur einige Sümpfe, die mit Krokodillen bevölkert waren, zu passiren. Schon vor Sonnenaufgang machte ich mich auf den Weg, um den beschwerlichen Marsch während der Tageshitze zu vermeiden; aber so schnell ich auch ging, sie überraschte mich, ehe ich das Feld erreicht hatte. Niemals wird mir das prachtvolle Schauspiel, dessen Augenzeuge ich hier war, aus dem Gedächtnisse schwinden. In dieser dürren Zone Afrika's ist keine Morgendämmerung die Vorbotin des Sonnenaufgangs. Es war Nacht und wird Tag. Der Uebergang von der Finsternis zum Licht ist so plötzlich, so unerwartet und überraschend, daß die gesäuchte Ausmerksamkeit dieser Blitz aus wolkenlosem Himmel von einer Detonation begleitet glaubt. Bei dem Erscheinen des Gestirns wähnt man den Donner zu hören. In den ersten Momenten nach den Aufgang der Sonne ist der Himmel kreideweiß. Was von den Dünsten der Nacht übrig geblieben ist, vereinigt sich zu einer Wolke, entrollt sich gleich einem durchsichtigen Teppich und stirbt wie der Athem über glänzendes Holz oder polirten Marmor, keine Spur zurücklassend.

Nach Lob sah ich in geringer Entfernung eine mir einen dicken Rauch in die Höhe steigen, und ich wußte nun, daß ich mich in der Nähe der von den Siegern eingenommenen Dorfes befände; er war das Merkmal der Freudenfeuer, welche die Nacht hindurch gelodert hatten. Je mehr ich mich in das Gedränge, welches die Wälle des Dorfes bildet, vertiefte, je ärbtlicher wurde die Farbe des Rauches, und er verbreitete einen Wandgeruch rund umher, der einen Europäer in seinen Bann, wo das Menschenfleisch gebraten wird, nicht verfehlen kann, zu weden. Als ich aus der Hecke trat, sah ich einen weiten Platz vor mir, der mit bald verbrannten, bier und da noch flammenden Gegenständen bedeckt war, auf denen ganze Hammel mit Haut und Haar, und Heerden von Ochsen mit ihren Hörnern gebraten wurden. Der Anblick war eben so traurig und gräßlich als ekelhaft. Ich war am Ziel meiner Reise. Diese Feuerstätte, diese in Aschenhaufen und Kohlen verwandelten Hütten zeigten mir, welches Schicksal das Dorf der Schwarzen durch die Mauren erfahren hatte. Ich bedurfte keines andern Zeichens, um zu begreifen, daß in dem letzten Blutbade die Mauren Sieger geblieben, und daß die geröbteten Thiere die Beute seyen, die sie den Schwarzen wieder abgenommen hatten. Späterhin erfuhr ich, daß Yene ihre von Sieger zum Besitzthum in den nördlichen Ueberwinder in der Mitte des Abtreibens hätten und schnell mit ihnen fertig geworden wären. Gleich nach dem glücklichen Ausgang des Kampfes hatten sie es sür Recht gefunden, die Last ihrer Beute in zwei Theile zu senden; sie führten die Schwarzen mit sich, um sie an der Küste an zuwilige Sklavenhändler zu verkaufen, und verdrannten das Vieh mit dem Dorfe zusammen, um ihren militairischen Marsch nicht durch den Transport der Heerden zu erschweren. Als ich den verlassenen Schauplatz des Schreckens nach

Digitized by Google

über in Augenschein nahm, bemerkte ich, daß die Matten auch noch andere Grausamkeiten verübt hatten; denn hier und da sah ich bald verzerrte Leichname der unglücklichen Schwarzen über dem Feuer hängen. Der Naturmensch teilt wieder in seine Rechte, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Wenn er nicht sinnlich und menschlich ist, wie kann die Philosophen des 19ten Jahrhunderts schildert, so ist er oft ein wenig Menschenfresser, Mörder oder Meuchelmörder. Kann dann auf der Welt Alles vollkommen sein? Plötzlich sieht mein Auge auf einen Gegenstand, der das Blut in meinen Adern erstarren machte; denn mitten unter diesen schwarzen, vom Feuer bald gerötheten Körpern bemerkte ich einen weißen Leichnam, der mit den Füßen an einen Baume hing. An der frische des Fleisches erkannte ich leicht das jugendliche Alter des Opfers, und ein traurige Gedanke bemächtigte sich meiner. Stand ich nicht wahrscheinlich vor dem Leichnam des von den Schwarzen so schnell zum König erwählten und von den Matten so brutal kaltgeopferten Jünglings? War es nicht der Leichnam der jungen Mannes, den ich suchte? Unmöglich konnte aber meine Verwirrung zu Aeußerungen werden; denn sträflich hatte ich ihn niemals geliebt, und dann hatten die Ungeheuer ihr Opfer gespeist, ehe sie es anfingen.

Aber war Emil Day wirklich derjenige, dessen Kopf dem dunkelfarbigen Sieger zur Trophäe gedient hatte? Wie viel Dinge mußte man erst voraussetzen, um das zu glauben! Mußte man dann nicht annehmen, daß er nach Afrika geschwommen, zum König ausgereisen sey, und daß er, der General, der König, es wäre, der hier entpanzert an einem Baume hänge? Ich war bald entschlossen, alle diese Voraussetzungen, als zu romantisch, von mir zu weisen, und gab die Hoffnung nicht auf, meinen Verlornen doch noch in Afrika wiederzufinden. Als ich nach der Insel St. Louis zurückgekommen war, nahm der Brief der Mad. Day seinen alten Platz am Spiegel wieder ein.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die ersten Ansiedler in Kentucky.

(Schluß.)

Nicht zufrieden damit, den Engländern zwei so wichtige Posten abgenommen und zwischen Amerikanern und Franzosen Freundschaft gestiftet zu haben, machte sich Clark an die nicht minder schwierige Aufgabe, die Wabasha-Indianer, bisher gefährliche und erbitterte Feinde, durch Einschüchterung oder Ueberredung zu einem ähnlichen Bündniß zu zwingen. Mit Indianern fertig zu werden, dazu gehört außerordentlich viel Klugheit und Festigkeit. Die Freundschaft der Franzosen kam Clark dabei sehr zu Statten; die Franzosen nämlich hatten es in Nordamerika von jeher verstanden, mit den Indianern in Freundschaft und unter Verzichtung zu bleiben; den Engländern hatte es damit nie vollkündig glücken wollen. Auf Clark kamen den Charakter der Indianer durch und durch; er wußte in seinem Betragen die Würde und das stolze Selbstgefühl, wodurch allein man diesen Wilden imponirt, mit dem ceremoniösen Respekt zu vereinigen, wodurch man sie allein gewinnt; denn Eitelkeit und Selbstgefälligkeit ist ein Grundzug ihres Wesens. Als Kahokia und am Wabash kam er mehrmals mit ihren Abgesandten zusammen und hielt mit der Beredsamkeit eigenes Rats, um ihnen die Ursachen des Krieges zwischen England und den Vereinigten Staaten zu erklären.

„Die langen Messer" (den Beinamen führten die Amerikanischen insbesdier in der Sprache der Indianer), „die langen Messer", sprach er, „sind wie die rothen Männer; sie verstehen nicht, wie man Pulver und Blei und Kanonen macht, sondern sie kaufen diese Dinge bei den Engländern, von denen ihre Väter abstammen. Sie selbst leben von ihrem Korn und Mais, von ihrer Jagd und ihrem Handel, wie die rothen Männer auch thun, und ihre Nachbarn, die Franzosen, desgleichen. Da nun die langen Messer sich verwehren und ihre so viel wurden, als Bäume im Wald, da wurde das Land arm und die Jagd dürftig, und da sie wenig zu handeln hatten und es, daß ihre Väter anfingen, zu wehklagen, weil ihre Kinder nackend gingen. Alles fingen die Weiber an, zu versuchen, ob sie vielleicht selbst ihr Tuch und Linnen machen könnten, und wobei Kleider für ihre Männer und Kinder, und die Männer ihrerseits lernten, wie man Pulver und Kleinen machte. Darüber wurden die Engländer böse auf uns, weil wir ihnen nicht mehr genug abkauften, und sie schicken viel Schaaren in unser Land, wie sie deren früher in das Land der rothen Männer an den großen Seen geschickt, und wollten unseren Weibern verbieten, zu weben, und den Männern, Pulver zu machen, und wollten nicht erlauben, daß wir mit jemand Anderem verkehren sollten, als mit ihnen. So desahlen sie uns, daß wir künftig wieder Alles von ihnen kaufen sollten, und weil wir uns das nicht gefallen ließen, so wollten sie uns zwingen, zwei Jahrhunderte für ein Gut bezahlen zu geben, das wir für einen Tag bekommen hatten. Da wir nun nicht thaten, wie es ihnen gefiel, so haben sie Einige von unserem Volke totgeschossen, damit die Anderen sich fürchten sollten. Nachdem wir dies einige Jahre erduldet, brach der Krieg zwischen uns und den Engländern aus, und dies ist die wahre Ursache, die wir Euch gesagt haben, und keine andere. Da wollen unsere Weiber noch stricken, so gut es geht, weil sie Frauen sind und waren, und unsere Söhne verirren sich in den Wäldern, weil die Väter ihnen nicht den rechten Weg zeigen konnten. Und es wurde finster über das ganze Land, und die Greise sielen ihre Häupter zu Boden hängen, weil sie sich schämten, und konnten die Sonne nicht sehen; und es war Trauer viele Jahre hindurch in unserem ganzen Volke. Da endlich erbarmte sich unserer der große Geist und zündete unseren Volke ein großes Versammlungs-Feuer an, welches nimmer verlischt, an dem Orte, welcher Philadelphia heißt, und stieß an derselbigen Stelle den Kriegesbeil in die Erde mit der Streitaxt obenauf. Da trat zugleich die Sonne wieder hervor, der Himmel war wieder blau, die Greise richteten ihre Häupter auf und derfammelten sich um das Feuer; daselbst fanden sie die Art und schliffen sie scharf, gaben sie in die Hand unserer Jünglinge und befahlen ihnen, der Engländer Haupt zu schlagen, so lange noch einer zu finden wäre diesseits des großen Wassers. Da hörten die Jünglinge mit der Art in den Kriegespfahl, das Blut fing an zu fließen, und die Engländer wurden getrieben von einer Stelle zur anderen, bis sie schwach wurden; da nahmen sie Euch, reiche Männer, in Sold, daß Ihr ihnen helfen möchtet, gegen uns zu fechten. Darob wurde der große Geist unwillig und machte, daß Euer alter großer Vater, der König von Frankreich, aufstand, und viele zahlreiche Völker mit ihm, den langen Messern gegen alle ihre Feinde zu helfen. Nun sind die Engländer geworfen, wie die Rehe des Waldes, die man jagt; und nun muß Ihr wissen, warum der große Geist auch Euere Gewehre getödet hat, weil Ihr nämlich für ein Volk fechtet, dem er gram ist. Wenn Euere Weiber und Kinder heute weinklagen, so müssen Ihr nicht die langen Messer darum schelten, sondern Euch selbst. Ihr seyd Männer und wißet zu unterscheiden, wer Recht und wer Unrecht hat; ich habe Euch gesagt, wer ich bin; hier reiche ich Euch einen blutrothen und einen weißen Gürtel; wählt, welchen Ihr wollt. Wählet wie Männer und lasset Euch nicht, weil Ihr jetzt von den langen Messern umringt seyd, verleiten, mit der Hand nach dem einen Gürtel zu fassen, mit dem Herzen aber nach dem anderen. Wenn Ihr den Weg des Friedens wählet, so werden wir Euch aus dieser Stadt die Euren führen, den Engländern, ziehen lassen; dann werden wir uns als Krieger gegen einander versuchen, wer den Anderen am öftersten strauchetn zu machen und wer das Kleid seines Gegners am längsten mit Blut zu färben vermag. Wenn Ihr aber den Pfad des Friedens wählt, und wenn Ihr wollt, daß die langen Messer und ihre Brüder, die Franzosen, Euch als ihre Freunde empfangen sollen, dann müßt Ihr auch nimmermehr auf das Geträtsche der rothen Raben hören, die durch das Land fliegen, sonst würdet Ihr nicht mehr zu den Männern gezählt werden, sondern zu den Geschöpfen mit zweigespaltener Zunge, die man austreten muß."

Während derselben Unterhandlungen ereignete sich folgende charakteristische Geschichte. Ein kleiner Haufe von Indianern, aus Streifjägern von verschiedenen Stämmen bestehend — man nannte sie Meadew-Indianer —, hatte sich den Anderen angeschlossen, weil man ihnen von Englischer Seite eine große Belohnung versprochen hatte, wenn sie Clark umbrächten. Clark lagerte mit seinen Amerikanern an dem Wabashfrom Kahokia; etwa hundert Schritte davon, an derselben Seite des Flusses, hatten diese Spitzbuben ihr Lager aufgeschlagen und beobachteten Alles. Nach Einbruch der Nacht wollten sie über den Strom setzen, der so niedrig war, daß er beim Durchwaten nur bis an die Knie ging; von drüben wollten sie ihre Flinten in solcher Richtung abfeuern, als ware die Schüsse von den anderen Indianern her, dann eilig über den Fluß zurück zu Clark's Lager fliehen und um Schutz bitten, als wieder sie verfolgt; wären sie eingelassen, so wollte sie Clark in ihrem feinen Schlafe ermorden. Um ein Uhr nach Mitternacht, während Clark noch wachend der Sorge um seine vielfachen Geschäfte oblag, fielen die Flintenschüsse; die Indianer stürzten in wilder Flucht und wollten in das Lager eindringen, unter dem Vorgeben, sie wären von drüben der angegriffen und verfolgt. Glücklicherweise waren starke Wachen ausgestellt, die sich nicht übertölpeln ließen, sondern den Heranstürmenden das Gewehr entgegenstreckten. Die Verräther flohen zu ihrem Lager zurück; die Besatzung in Clark's Lager und im Fort Kahokia trat aber sofort unter Waffen. Die Wachen hatten beim Mondlicht recht gut erkannt, wer die Angreifenden gewesen waren; man ließ sie also aus ihrem Lager holen. Sie wiederholten ihre Aussage, daß sie von anderen über den mit Flintenschüssen angefallen worden und bei den Amerikanern Schutz gesucht hätten. Es befanden sich aber in Clark's Umgebung mehrere Franzosen, die den Indianischen Charakter kannten und nicht trauten; es wurde Licht gebracht, und nun erkannte man an den nassen, schmutzigen und schlammigen Mokassins und Kamaschen der Indianer, daß sie von drüben her durch den Fluß gewatet waren. So waren sie Lügen gestraft und der Verrätherei überwiesen. Clark mußte diese Kanaille, den im Fort und in der Gegend aus zahlreichen Stämmen zusammelten Indianern ein Beweis von der engen Freundschaft zwischen Amerikanern und Franzosen zu geben. Er überkreierte den Franzosen die Schuldigen, indem er öffentlich sagte, sie möchten mit ihnen machen, was sie wollten; insgeheim aber waren sie im Voraus angewiesen, die gefangenen Häuptlinge nach dem Wachtzelten zu bringen und in Fesseln zu legen. Von da an mußten sie täglich, mit Ketten an Hand und Fuß, zur Versammlung kommen und sich niedersitzen, durften aber kein Wort sprechen. Endlich ließ Clark ihnen die Ketten abnehmen und sprach zu ihnen, wie folgt: „Hier ist jeder Mann der Meinung, daß Ihr Euch Feuren verrätherischen Streich, mich hier inmitten einer heiligen Friedensversammlung umbringen zu wollen, verübt habt. Ich war auch gleich schon entschlossen, Euch das Leben zu nehmen, und Ihr selbst müßt wissen, das Ihr es verwirkt habt. Aber Ihr habt dem Bären aufgelauert und habt ihn niederschießen wollen, während er schlief; dergleichen thun nicht Krieger, sondern Weiber; Weiber müßt Ihr seyn, und es ziemt den langen Messern nicht, an Euch Rache zu nehmen. Daß Ihr aber die Kleidung und die Hosen von Männern angelegt habt, das soll Euch nicht schlechter machen; Ihr sollt sie behalten, die Kleider, die Ihr tragt, anziehen; man wird Euch nach Hause schicken und Euch Proviant die Hülle und Fülle mitgeben, denn Weiber verstehen sein Mehl zu reisen, und auf dem ganzen Wege wird man mit Euch umgehen, wie mit alten Squaw's." Mit diesen Worten lehnte Clark ihnen den Rücken zu und begann mit anderen Leuten zu reden, ohne sich ferner um jene zu kümmern. Die Schuldigen Indianer waren von dieser Behandlung offenbar aufs tiefste erschüttert. Es dauerte nicht lange, so stand Einer von ihren Häuptlingen auf, trat vor Clark mit einer Pfeife und einem Gürtel hin, die er ihm darreichte, und hielt eine Rede. Clark litt aber nicht, daß man ihm die Rede

Digitized by Google

verdolmetschte, sondern ergrif ein Schwert, das aus der Tafel lag, und schlug mit zornigen Geberden die Pfeife mitten entzwei. „Die langen Messer", sagte er, „würden nimmermehr mit Weibern unterhandeln." Darauf begannen die Delinquenten sehr eifrig unter einander zu reden und zu berathen; endlich traten die zwei Jüngsten unter ihnen vor, setzten sich auf den Boden und verbänden ihr Haupt mit ihren Kleidern. Zwei Häuptlinge traten mit der Friedenspfeife neben sie und boten im Abgehen der übrigen Versammlung. Dem General Clark das Leben dieser beiden jungen Leute als Sühnopfer für das Vergehen ihres Stammes an. Sie drückten die Hoffnung aus, die langen Messer würden sich damit begnügen lassen und die Friedenspfeife annehmen. Noch lief sich Clark zur Anschwung nicht bewegen, doch äußerte er sich in milderem Tone: sie sollten sich wieder niedersetzen, er habe ihnen nichts weiter zu sagen. So lief er sie noch eine Zeitlang in Angst und Spannung, aber die Großmuth dieser wilden Kinder des Waldes ging ihm tief zu Herzen. Er hieß endlich die jungen Leute aufstehen und ihr Haupt entbinden, gab seine Freude daran zu erkennen, daß es unter allen Völkern Männer gebe, und schloß durch ihre Vermittelung Friede mit ihrem Volksstamm.

Durch ein so kluges und kühnes Verfahren gelang es Clark, den Einfluß der Engländer bei allen Indianerstämmen am Mississippi und an den großen Seen zu untergraben und die Amerikaner bei ihnen in das höchste Ansehen zu bringen. Eine letzte glückliche Waffenthat krönte seine Kriegführung in diesen Jahren. Er hatte einen von seinen Offizieren zum Befehlshaber des Postens St. Vincents ernannt, hatte aber aus Mangel an Truppen die amerikanische Besatzung in das Fort legen können. Am 29. Januar 1779 empfing Clark auf seinem Zuge die Nachricht, daß der Britische Gouverneur Hamilton, durch 400 Indianer verstärkt, von Detroit aus auf St. Vincents marschirt war und den Platz wieder eingenommen hätte. Hätte Hamilton ungesäumt seinen Marsch nach Kaskaskia fortgesetzt, so wäre Clark mit seinem kleinen Häuflein überrumpelt und verloren gewesen. Der Engländer jedoch hielt einen solchen Marsch mitten im Winter für unmöglich; er ließ seine Indianer aus einander gehen, deabschtigte aber, im Frühjahr eine neue Verstärkung an Artillerie und von 700 Indianern an sich zu ziehen und damit nicht allein Kaskaskia zu überwältigen, sondern auch ganz Kentucky bis zum Fort Pitt ohne Widerstand zu überziehen. Aber einem Gegner, wie Clark, gegenüber war derselben so gut als verloren. Unverzüglich, im bärtesten Winter, trat er den Marsch nach St. Vincents an. „Es ist da nichts zu bedenken", sprach er, „lange ich ihn nicht, so fängt er mich." Er ließ ein Boot mit 46 Mann und der in Kaskaskia erbeuteten Artillerie den Wabash-Fluß hinaufahren und unterhalb St. Vincents auf weitere Befehle warten. Er selbst zog mit seinem Häuflein Amerikaner und zwei Französischen Compagnieen, zusammen 170 Mann, durch das Überschwemmte St. Vincents-Land. Vom 6. bis 20. Februar, sie marschierten Meilen weit durch 2 bis 3 Fuß tiefes Wasser. An manchen Stellen wateten sie bis an die Achseln. Clark theilte alles Ungemach und hielt durch sein Beispiel und seine Munterkeit den guten Muth seiner Leute aufrecht. Nach vierzehntägigem Marsch hatten sie St. Vincents erreicht. Das Fort hatte Kanonen, Clark nur zwei kleine Handbüchsen auf Lafetten, aber er täuschte durch seine Kühnheit und Wandrirern hatte der Letztere solche Vortheile zu erringen gewußt, daß 79 Mann Englischer Soldaten sich als Kriegsgefangene und den Posten mit ansehnlichen Vorräthen in der Amerikaner Hände gaben. Nicht geringen Theil an solchen Erfolgen hatte Clark's rasches, besehlendes, stürmendes Wesen, wonach man immer seine Macht für größer hielt, als sie wirklich war. Besonders war die Erzählungen von der Entschiedenheit und Unbeugsamkeit dieses Mannes in Kriegs- und Friedenshändeln mit den Gemälden vergleicht, die man von ihm in jener Hütte von Kentucky fand, so ungeschickt die letzteren sein mögen, — an diesen strengen, kräftigen, baar ausgeprägten Zügen, an diesen Augen und mächtigen Augenbrauen, an diesen straffen Wangen und beschlend ausgeworfenen Lippen erkennt man den ganzen Mann, keine Spur von zornigem oder drohendem Blick! Wenige unerschüttert gebliehen sein mögen.

So war dieser Mann von Kentucky und so waren manche seiner Landsleute beschaffen, zur Zeit, da der Unabhängigkeits-Krieg über das Land brauste. Seitdem hat der Boden sich mit einer reichen Bevölkerung bedeckt; der Urwald ist verschwunden, von Indianern ist nichts mehr zu sürchten. Aber die rastlose Unternehmungslust, der thatendurstige Sinn, die Lust an Anfregung und Abenteuern ist geblieben; nur kann sie sich eine andere Bahn suchen, ein neues und weiteres Feld für ihre Bestrebungen erringen müssen. Die Kentucker haben die weitausgedehntesten politischen Pläne angesponnen und sich mit Verwegenheit darein gestürzt. An eine Thätigkeit im größten und interessantesten Maße gewöhnt, kann dieses Volk es nicht über sich gewinnen, ruhig auf seiner Hufe zu sitzen und die Gaben seiner reichen Heimath zu genießen. Sie begnügen sich nicht mit dem Gedeihen ihres Ackers, ihrer Stadt, ihres Bezirkes; sie umfassen mit ihren Plänen das ganze Mississippi-Thal und rechnen auf Generationen voraus. Sie wohnen inmitten eines Netzes schiffbarer Ströme, die eben so viel Verbindungslinien auf Strecken von 1000 Meilen bin bilden. Alle Entfernung schwindet in den Vorstellungen; auf hundert Meilen weit nennt man sich Nachbar. So weit der Mississippi trägt, ist die Welt ihr Gebiet. Die freie Schiffahrt auf diesem Strome zu besitzen, war ein ganzes Menschenalter lang der Wunsch, nach dessen Erfüllung sie allesammt, vom ärmsten Schiffer oder Landmann bis zum höchsten Magistrat des Staates, mit dem glühendsten und hartnäckigsten Eifer, per fas et nefas, strebten. Obgezigte und unerhörte Demagogen benutzten diese Stimmung des Volkes und rissen es zu den erzentrischen Unternehmungen, fast bis zur Verletzung der Bundestreue gegen seine Mitstaaten fort. Dagegen waren aber im letzten Kriege gegen England die tühnen Jäger von Kentucky, vom Niagara-Fall bis New-Orleans, in jedem Gefecht, bei jedem Wagniß die Ersten.

Es ist ein reicher, kräftiger und hoffnungsvoller Volksgeist, der sich hier erbebt; es fehlt nur, daß Besonnenheit die Zügel führe. Wo seine Fehler der Jugend großentheils verwandt sind, so übertreibt er seine Tugenden zu Fehlern. Die Thätigkeit und Lebendigkeit des Geistes credit sich nur zu viel in Vergnügungen der Geselligkeit und Gastrei, statt daß auf sorgfältige und thätige Untersuchungen zu richten. Aus Scheu vor puritanischer Strenge läßt man den Leichtsinn der Jugend seinen Weg zur Zerstörung gehen. Die Mütter ermuthigen ihre Kinder zum Kampf und Streit mit ihren Gespielen, und wenn die Kleinen Eifer und Leidenschaft zeigen, werden sie für ihren Muth gepriesen. Nur zu oft strafen sich solche Jugendlehren, wenn später der Jüngling oder Mann bei einem mit anderwohnen Gegner durch das Messer oder durch die Kugel den Tod findet. Wer ein Heldn in solchen Strauß ist, dem schenken die Mädchen ihren Beifall und ihre Gunst; mit dem freundlichsten Lächeln betohnen sie den unbändigen Raufbold, der sich so und so vieler Mordthaten auf dem Felde der Ehre rühmt. Dann freilich mögen sie vergebens über der Leiche des eigenen Verlobten die Verzweiflung des heftigen Gottergebens: „Da saßt nicht werden" bejammern. Gesetzgeber, Richter, Repräsentanten, Staats-Beamte, deren Wandel dem Volke zum Muster dienen sollte, verdringen öffentlich ihre Tage und Nächte am Spieltische. Muß da die Leidenschaft nicht immer tiefer und tiefer die Wurzeln aller geselligen Tugend angreifen und die schönsten Hoffnungen des Landes zu Grunde richten? Wer unter jenen Männern darf das Schicksal anklagen, wenn er kaum mehr einen Freund sieht, den er durch sein eigenes Leidenschaftliches irre geführt, zu einem Grade ohne Ehre geleitet? — Also noch einmal, Kraft und Anteieb ist im Charakter dieses Volkes genug vorhanden, aber die besonnene Richtung, die religiöse Scheu, die tiefe moralische Gewissenhaftigkeit thut ihm zum Besseren Noth.

Bibliographie.

The Year-Book. (Astronomisch-physikalisches Jahrbuch.) Von Marshall Conant. Boston. [Es ist dies der erste Jahrgang einer wissenschaftlichen Unternehmung, die regelmäßig fortgesetzt werden soll.]

Mannigfaltiges.

— Ludwig XVII. Der bekannte ihrmacher Naundorf, den man nicht sowohl Ludwig XVII., als den siebzehnten Dauphin nennen sollte — so viele verschiedene Prätendenten dieses Titels sind darin aufgetreten — ist jetzt auch ein Literatus geworden und gedenkt dabei nicht mehr bloß vor das Forum der politischen Meinung, sondern auch in den Bereich unseres Magazins. In London, wo er seit einiger Zeit lebt, hat er in Französischer Sprache ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Abriß der Leidensgeschichte des Dauphins, seit der Wegführung desselben aus dem Tempel bis zu seiner durch die Regierung Ludwig Philipp's angeordneten Freisprechung und Herstellung nach England." Er erzählt darin, wie seine Verdrängung Naubs, nach dem Tode Ludwig's XVI. durch eine List seiner Freunde gerettet worden, indem sie ihn in einer Rumpelkammer des Tempels selbst verborgen gehalten hätten, während in sein Bett eine Puppe gelegt worden sei. Die Wächter des Tempels, die diese Puppe fanden, glaubten, der Dauphin sey wirklich entwichen und wüteten sich nun, um sich selbst vor Strafe zu bewahren, einen stummen Bauerjungen, den sie hierher, in dieser von der Gräfin Josephine Beaubarnais entführt wurde, noch ein anderes, und zwar krankes Kind zu verschaffen, das bald darauf starb und in dessen Sarg nun der noch lebende Dauphin gelegt wurde, der auf diese Weise aus dem Tempel gebracht und erst im Leichenwagen derselbe worden sein soll. Man sieht, daß diese Befreiungsgeschichte einen etwas mährchenhaften Anstrich hat; nicht minder außerordentlich sind auch die Art und Weise der angeblichen Ludwig XVII. neuen weiteren Schicksalen bis zu der Zeit erzählt, wo er sich als Uhrmacher in Spandau (und späterhin in Krossen) niederließ. Achtzehn Jahre lang will er in der Bendre, und zwar, wie Kaspar Hauser, ohne Licht und ohne gehörige Nahrung gefangen oder verborgen gehalten worden sein, bis er am Ende von einem gewissen Montmorin nach Deutschland gebracht worden sei. Wenn hier aus hat er sich später als Ludwig XVII., mit der Herzogin von Angoulême, der er mancherlei Umstände aus ihrem gemeinschaftlichen Kinderleben ins Gedächtnis zurückzurufen haben will, und mit Karl X. in Korrespondenz gesetzt, ohne jedoch jemals eine Antwort gewürdigt worden zu sein. Nur von dem ermordeten Herzog von Berry behauptet er, ein freundliches und anerkennendes Schreiben erhalten zu haben. Seine Briefe hat Herr Naundorf in Original als Anhang zu seinem Werke mit abdrucken lassen. Unter Anderem befindet sich darunter auch ein Schreiben des Britischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, der dem Wunsche des Prätendenten, ein Schreiben desselben an den König von Großbritannien abzugeben, nicht nachkommen kann, „weil dies mit seiner amtlichen Pflicht nicht zu vereinbaren sey." Das Buch ist mit einem von Seiten gefälschenen Portrait des Helden ausgestattet, in welchem man allerdings einige Familienzüge der Bourbonen zu erkennen glaubt, doch ist wohl auf diesen Umstand eben so wenig ein besonderes Gewicht zu legen, als auf jenen andern, den namentlich seine Pariser Advokaten hervorgehoben, daß er nämlich ein so vortrefflichs Französisch spreche, wie es unmöglich ein in nördrem Stande geborner Deutscher erlernt haben könne.

*) Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin, depuis l'époque où il a été enfermé de la Tour du Temple, jusqu'au moment de son arrestation par le gouvernement de Louis Philippe et de son expulsion en Angleterre.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Freitag den 9. Dezember 1836.

Frankreich.

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

Zweitter Auszug aus den Memoiren der Mad. Paeauin, geb. Cochelet.*)

Die Königin konnte in ihrem Hause nicht mehr bleiben. Wo sollte sie aber hin? Nachdem sie lange hin und her gedacht, entschied sie sich für die alte Bonne ihres Bruders. Es war dies eine Kreolin aus Martinique, welche die Kaiserin Josephine, als sie zu 15 Jahren von ihrem Vater nach Frankreich gebracht wurde, um den Sitten und Manieren der von Beaubarnais zu hyrathen, begleitet hatte. Die gute Mimi, wie die Königin und der Prinz Eugen sie noch immer aus alter Gewohnheit nannten, hatte einen ihrem Neffen gehörenden, der in einem Vorort angelegt war. Eine Pension, die Mimi von der Kaiserin erhielt, verschaffte diesen Leuten ein gutes Auskommen. Es wurde beschlossen, daß die Königin den Ausgang des Trauerspiels, in welchem man sie eine Rolle spielen ließ, deren reines Opfer wohl sie selbst gewesen wäre, bei diesen Leuten abwarten sollte. Das Schwierigste war nun, wie sie unerkannt aus ihrem Hause kommen sollte. Sie wollte erst Herrn Devaux den Arm geben; diese Gedanke wurde aber aus Furcht, daß einer seiner Offizier ihn erkennen und ihm folgen würde, aufgegeben. Ich schlug ihr meinen Bruder als Begleiter vor, der mich sehr oft zu der Mutter abholte und unmöglich Verdacht erregen konnte. Aber sie sagte, sie könne durchaus nicht, von einem jungen Manne allein begleitet, ausgehen; daß sie selbst es sehr sonderbar finden, und daß sie zu vorlegen anfangen würde, um nicht die Aufmerksamkeit der Spione zu erregen. Wie sollte man es nun aber machen? es war keine Zeit zu verlieren. Ich besann mich wie auf Nadeln. „Sie sollen statt meiner mit meinem Bruder gehen, gnädige Frau; ohne ein solches Aufkunftsmittel würden Sie verfolgt werden. Ich gebe Ihnen meinen Hut und Ueberrock, und da man gewöhnt ist, mich alle Tage auf diese Weise zu sehen, so wird man Sie nicht bemerken. Ich beschwöre Sie, entschließen Sie sich."

„Nun, Du hast Recht", sagte die Königin, „es ist eine Kinderei, die ich befolgen muß"; und so entschloß sie sich endlich, meinen Hut und Mantelin-Schirm anzuziehen.

Als die Königin, auf diese Weise verhüllt und in meinen Kastmir-Ueberrock gekleidet, meinem Bruder den Arm gab, fing sie an, laut zu lachen. Sie wollte mich von der Stelle, sie vergaß ganz ihre Lage und dachte nur an das „On'en dira-t-on?" — Wenn Jemand mich mit einem jungen Manne allein sieht, was wird man davon denken? Und sie sing von neuem an zu lachen. Endlich ging sie fort. Lange blieb ich in Unruhe; dabei hatte es angefangen zu regnen; ich hatte meinen Regenschirm an Bord gegeben und hoffte, das schlechte Wetter würde den Leuten weniger Lust lassen, auszuerfragen zu seyn. Indessen war ich doch sehr begierig, den Ausgang der Geschichte von meinem Bruder zu hören.

Endlich kam er zurück, und da er immer einen sehr ernsten Charakter hatte, fing er gleich damit an, mir Vorwürfe zu machen. — „Wie konntest Du aber die Königin mit dem Spitzen-Unterkleide so gehen lassen, das sie den ganzen Weg herabhing?" — Ich sie nun in Sicherheit? rief ich, ungeduldig darüber, daß er, statt mich über sie zu beruhigen, von ihrem Kleide anfing. — „Beruhige Dich", antwortete er; „aber Du hast mir da eine entsetzliche Angst gemacht; als wir den Boulevard passirten, betrachteten uns die Leute sehr aufmerksam. Es half mir nichts, den Regenschirm nach der Seite der Königin zu neigen; da sie nicht so groß ist wie ein Zelt, so kann sie doch darüber nicht täuschen. Ich zitterte, bis wir an Ort und Stelle waren. Zum Unglück hörte die Königin nicht auf, zu lachen; es half mir nichts, zu sagen: „Gnädige Frau, Ihre Spitzen sehen Sie; nehmen Sie sich in Acht, es geht Niemand in solchem eleganten Anzuge aus, und Sie haben noch dazu kleine seidene Schuhe an!" Das Alles verdoppelte die Gelächter, und sie antwortete mir: „Ich hatte nicht Zeit, an alles das zu denken, und ich komme mir ganz wie Herrn Richard über einander auch gar nicht von der Stelle." Endlich kamen wir in der Straße Dophol, in dem Hause der Madame Lefebvre an; Niemand bemerkte uns, und als Madame Lefebvre die Königin erkannte, weinte sie vor Freude."

Da Madame Lefebvre an dem Tage Mittags Gäste hatte, so war die Königin genöthigt, sich 5 Etagen hoch in einem kleinen Zimmere oben zu verstecken, wo ich sie den Abends noch antraf. „Ich höre so eben eine sonderbare Geschichte", sagte sie mir, als sie mich erblickte. „Ein Herr von F..., früher Adjutant des General Brot, der mich kennen muß, weil er in Holland war, wohnt hier unten im Hause, aber er kömmt sehr oft in diese Etage, um sich mit Leuten zu besprechen, die, wie mir eine alte Frau sagt, welche dicht nebenan wohnt, Spione von der gehemmen Polizei zu seyn scheinen. Ich bin hier also sehr gut aufgehoben." Ich zitterte von neuem für die Königin bei dieser Nachricht. Ich wußte bereits, daß dieser alte Adjutant sehr Königlich gesinnt sey, und daß man glaubte, er gehöre zu den Ehevaens, die sich, in Paris bildeten.

Glücklicherweise hatte Niemand die Königin hinaufgehen sehen, und wer hätte sie auch in diesem Hause vermuthen sollen? .... die Hauptsache war, daß sie sich nicht zeigte. Madame Lefebvre hatte sie ab, um sie nach ihrem Palast zu begleiten; so nannte sie ein reinliches, gut möblirtes Zimmer, im Vergleich mit dem, welches sie verließ.

Aus Furcht, verfolgt zu werden, brachte ich die Nacht bei Dem. Darjusen zu. Erst den anderen Morgen ging ich nach dem Palast zurück. — Ich war mit Allem, was die Königin bedarf, so beschäftigt, daß ich mich durchaus um nichts Anderes bekümmerte. Ich las keine Zeitung, wußte nicht, wo der Kaiser war, und welcher Mißergriff man ergriffen, seine Fortschritte zu hemmen.

Mit einemmale verbreitete sich im Stadtviertel die Neuigkeit, daß Fouché, den man dahin festnehmen wollen, man wisse nicht, wie, verschwunden sey. Das erregte großes Aufsehen. Es gab unterirdische Gänge von dem Palast der Königin zu dem des Herzogs, wo sie sich sehen und mit einander besprechen könnten, so sagte man?...

Der Herzog soll sich ganz ernstlich gestellt haben, als die Polizei zu ihm kam, ihn festzunehmen, indem er sagte: „Wie, mich wollt Ihr arretiren? Das ist ein Irrthum, das kann unmöglich seyn! Ich habe gestern noch den Grafen Artois gesprochen; ich will Euch die Briefe zeigen und ihm ein paar Worte schreiben." Und nachdem er in sein Kabinet sich zurückgezogen, ging er rasch in den Garten hinab, und von da stieg er mit Hülfe einer Leiter in den der Königin. Als er an der Hinterthür angekommen war, erinnerte er sich, daß er den Schlüssel dazu vergessen habe; — er nahm einen Stein, und indem er mit Gewalt gegen das Schloß schlug, gelang es ihm, die Thür zu öffnen. Nachher blieb die Thür offen.

Die Königin fühlte ein solches Verlangen, sich Bewegung zu machen, daß sie durchaus auf dem Boulevard spazieren gehen wollte. „Die Füße thun mir vom Sitzen weh", sagte sie, „ich schöpfe ein wenig Luft am Fenster; aber immer wollt Ihr mich davon zurückhalten. Wie bedaure ich die armen Gefangenen. Wenn ich jemals zu einiger Macht gelange, werde ich mich dieser Dinge erinnern, und es soll gewiß keinen einzigen Gefangenen in meinem Reiche geben."

Erst oft benutzte uns der zu uns geflüchtete Herr Lavalette, der die Zeitungen las und uns berichtete, daß der Kaiser in der größten Gefahr schwebe, daß die Königlichen Truppen Lyon wiedergenommen u. s. w.

Glücklicherweise kamen uns von einer anderen Seite ganz andere und bestimmtere Nachrichten. Ein Kammerdiener der Königin verschreite uns, sein Schwiegervater, ein Post-Beamter, habe den Kaiser in Lyon gesehen, wo er soll vom Volke getragen worden, und daß niemals die Begeisterung ihren Anblicket des Kaisers so groß wie jetzt gewesen sey.

Ludwig XVIII. wollte diesen Post-Beamten sprechen, und aus seinem Munde hören, was er gesehen habe. Als dieser Alles erzählt, schloß er mit den Worten: „Ihre Anhänger haben Ihren Bruder verlassen, der sich ganz allein aus Lyon geflüchtet hat." Den tiefsten Kummer zeigte der König bei dieser Erzählung; er verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Schnell wurde der Post-Beamte von den Herren, die um den König waren, fortgeschickt und ihm verboten, von dem, was er gesehen, zu reden.

Ich wollte eben zur Königin gehen, um ihr diese Nachrichten zu bringen, als Herr Alexandre v. Girardin zu mir eintrat. Er drang darauf, die Königin zu sprechen. Dem Herzog von Berry war er zwar sehr ergeben; da er aber oft zur Königin kam und ihr mehrere Bekanntschaft gebörte, so glaubte ich, keine Indiscretion zu begehen, indem ich ihn zu ihr führte; er konnte ihr einen wichtigen Rath zu geben haben, und ihn durfte sie in dieser Art nicht zurückweisen.

Da Mad. Lefebvre gerade einige Leute bei sich hatte und ich mich nicht zeigen wollte, so krochen wir (wie ich es schon öfter getban) durch eine Oeffnung, die auf einem Absatz der Treppe angebracht war. Man mußte auf allen Vieren kriechen, ehe man zu dem kleinen Gemache, wo sich die arme Gefangene aufhielt, gelangen konnte.

Ich ging zuerst hinein; als ich aber Herrn v. Girardin mir zu fol-

*) Vgl. Nr. 143 des Magazins. Diese Memoiren sind übrigens vor einigen Tagen auf Gründen, die wir bisher noch nicht errathen konnten, von der Pariser Polizei konfiszirt worden.

Digitized by Google

gen hat, glaubte er, ich führte ihn nach einer Diebeshöhle, und zögerte gewaltig. „Aber wo führen Sie mich denn hin?“ sagte er und blieb noch immer stehen, — als er durch ein Gelächter aus jener Höhle, die er nicht zu betreten wagte, beruhigt wurde.

Nachdem ich zur Königin gelangt war, sagte ich ihr, daß ich Herrn v. Girardin mitbringe. Die Unruhe, die bei dem Letzteren, der sonderbare Weg, den ich ihn nehmen ließ, machte, erregte uns Beiden ein Gelächter, das nicht mehr zu unterdrücken war. „Mein Gott, gnädige Frau“, sagte Herr v. Girardin, als er endlich den schwierigen Eintritt erzwungen hatte, „wie hat man Sie denn hierher bringen können — es ist unglaublich!“ — „Nein“, sagte die Königin, indem sie von neuem zu lachen anfing, „Sie glauben doch nicht, daß hier der gewöhnliche Eingang zu meinem Gemache ist!“

Sie erzählte dann, daß Mad. Lefedvre durchaus nichts an ihrer Wohnung habe ändern dürfen, und daß ihre Besuche Schuld wären, daß er diesen Weg habe nehmen müssen. Nachher erkundigte sie sich nach dem Zweck seines Besuches. „Ich wollte Sie nur vorbereiten“, sagte er, „daß auf Sie allein der Verdacht einer Verschwörung mit der Rückkehr des Kaisers fällt. Der Herzog von Berry hat mit mir darüber gesprochen, und es wird nicht in meiner Macht stehen, Sie zu vertheidigen.“ — „Aber glauben Sie wirklich, daß ich an Verschwörungen Antheil nehmen könnte? Ich habe keinen Menschen, der Sie mir genommen, hier gesehen. Wissen kann man mich beschuldigen? . . . Und was kann ich thun, um die Leute zu überzeugen?“ — „Ich weiß wirklich nicht“, antwortete Herr v. Girardin. „Man ist überzeugt, daß Sie Geld unter das Volk vertheilt haben, daß Ihre Diamanten zu dem Zwecke verkauft sind, und daß Sie selbst so weit gehen würden, sich zu dem Leben der Bourbons zu vergreifen.“ — „Und warum? Weil ich, auf das Zutrauen der Bourbons rechnend, hier geblieben bin und es schrecklich finden würde, drei Zutrauen zu ihrem Schaden zu mißbrauchen? Alle diese Beschuldigungen ärgern mich nur, weil sie mir ein Beweis sind, daß man mich gar nicht kennt. Wenn ich darauf hingearbeitet hätte, den Thron der Bourbons zu stürzen, würde ich sicher nicht in Frankreich geblieben sein. Alles, was Sie mir sagen, erwört mich vermaßen, daß ich dem Polizei-Minister scheue, den mich bei ihm beklagen muß, daß er seine Maßregeln regreift, um so aus der Kunst gegriffen Beschuldigungen zu widerlegen. Wenn das Volk dem Kaiser anhänglich geblieben ist, braucht es seine Vorliebe sich nicht bezahlen zu lassen.“

Wirklich schrieb sie dem Polizei-Minister, und da es passender war, so übergab sie den Brief einem ihrer Getreuen, Herrn Devaux, zur Besorgung. Girardin, der uns eben verließ, würde sich ohnedies nur ungern dazu damit beladen haben.

Bei seiner Zurückkunft erzählte uns Herr Devaux, daß man sich aller Bonapartisten versichern wollte, und daß Herr Dandré, der Polizei-Minister, bei der Sitzung allein sich dem widersetzt habe. „Man hat schon so viel von Verurtheilungen gesprochen, daß ich jetzt keinen Menschen mehr finden würde; sie haben sich alle versteckt.“ Jeder Tag brachte in Paris von der ersten Stelle mehr Schrecken, von der anderen mehr Wuth.

Die alte Frau, die in unserem Hause wohnte, erzählte der Mad. Lefedvre, daß sie bemerkt, wie Herr von K . . . unter sehr schlecht gekleidete Leute Geld vertheilt, mit dem Auftrage, nach den Vorstädten zu gehen, daß sie aber nicht habe verstehen können, was sie da machen sollten. Die zitterte, diejenige, die unter der Treppe wohnte, aber daß sie vielleicht gar den Aufenthalt der Königin entdecken möchten.

Vor Ungeduld und Unruhe konnte ich gar nicht zu Hause bleiben — ich ging also eines Morgens aus, zuerst in eine Kirche, wo ich lang genug blieb, um nicht verfolgt zu werden, und nachher zur Königin, wo ich den Gegenstand aller meiner Sorgen hinter der Jalousie fand, indem sie sehr eifrig über Bücher nach der Straße sah. „Was machen Sie da, gnädige Frau? Nehmen Sie sich doch in Acht, daß man Sie nicht bemerke!“ — „Ich mache es wie der dintende Teufel, ich stinke sagen, was in allen Häusern gegenüber vorgeht, und ich suche die Ereignisse durch das, was ich sehe, zu erraten. Eben ist ein Regiment Küraffiere über den Boulevard gerritten; Du hältest nur ihre Mienen betrachten sollen, als sie vor die Loge des Roi! ringen um sie rief. Sie haben den Mund nicht geöffnet. Wenn diese, z. B., gegen den Kaiser geschickt würden, wäre es nicht schwer, zu errathen, was sie thun würden. . . . Aber weiß man nicht, wo der Kaiser sich jetzt befindet?“ — „Ich weiß es eben so wenig, wie Sie, gnädige Frau; die Zeitungen sagen, er sey geschlagen, und doch besinnet er sich mit jetzt Tage näher an Paris. Die ganze Hoffnung der Regierung scheint sich auf den Marschall Ney zu stützen.“ — „Es ist kein trauriger Trost, er sich gut schlagen wird, er ist ein Ehrenmann.“ — „Er hat indessen das Regiment von Pfalzburg unter seinem Befehle, und es ist unmöglich, daß gerade diese auf den Kaiser schießen; wir wollen es abwarten.“ — „Was mich betrifft, so ist mir meine Geduld zu Ende; ich fühle ein heftiges Verlangen nach frischer Luft und Bewegung; wenn das noch lange dauert, werde ich sicher krank. . . . Und meine lieben Kinder, die ich seit so langer Zeit nicht gesehen habe! Es ist eine traurige Sache, von den politischen Ereignissen abhängen! Hat man Hrn. v. Girardin nicht wieder gesehen?“ — „Nein, gnädige Frau, es wird ein Jager bei Essonne geblitzt, und er ist, so viel ich weiß, im Gefolge des Herzogs von Berry. Der Fürst von Neuchatel ist zum Chef des Generalstabes des Grafen von Artois und der Marschall Macdonald zum General-en chef unter den Befehlen des Herzogs von Berry ernannt.

(Schluß folgt.)

Das erste Drama eines jungen Autors.

Kein Verruf, der, ich will nicht sagen, Blitzen in der Gegenwart, sondern Früchte in der Zukunft tragen soll, erfordert mehr angeborene sowohl, als erworbene Fähigkeiten, als der des dramatischen Dichters. Ein Mensch, der diesem Berufe sich widmet, muß die Talente des Psychologen, des Novellisten mit dem des Rhetorikers in sich vereinigen. Und doch, deßsam genug! ist die Zeit, ein Bühnenstück zu schreiben, oft das Erste, was in dem Jünglinge sich regt, der kaum die Schwelle verlassen hat. Kaum auf der Schwelle des Lebens, dessen Tugenden und Laster, dessen Poesie und Prosa ihm noch unbekannt sind, ergreift ihn doch schon der Gedanke, ein großartiges und bewegtes Gemälde zu entwerfen, dessen sämmtliche dem Leben abgeborgte Farben um Thränen oder Gelächter ertönen sollen. Kaum ist sein Entschluß gefaßt, so schreibt er auch schon zum Verleger Scribe und in wenigen Tagen wohl zweihundert Seiten zusammen, das ist aber noch nichts Böses; in jenen Falle thut ein junger Mann besser, sich den unschuldigen Zeitvertreib zu machen, einen „Cajus Gracchus“, einen „Johann von Burgund“ oder einen „Grafen Egmont“ zu dreschseln, als sein Geld oder seine Gesundheit anderen Thorheiten zum Opfer zu bringen.

Ein heißgewordener Dichter, der ein Lustspiel, ein Trauerspiel oder die Polizei sich zwischen, welcher gefesselt werden sollte, ist der, das der Autor Euch sein Werk vorliest, wenn er damit zu Ende ist.

Was mich betrifft, so habe ich, um diese Plage los zu werden, mehr scenische Hülfsmittel in Bewegung gesetzt, als Beaumarchais selbst in seinem „Barbier von Sevilla“ oder in „Figaro's Hochzeit“. Ich ging so weit, das Gerücht zu verbreiten, daß die mir anvertrauten Manuskripte bei mir weiterzugehen pflegten. Dann erschrak ich Jeder, der mich sah vor mir mit ihren Manuskripten und sagten mir, es sey kein Unglück, wenn ich dieselben verlöre — denn sie hätten eine Abschrift zurückbehalten.

Nun glaube man nicht etwa, daß die Lektüre eines solchen Productes an und für sich die größte Ueberwindung sey. O nein! es nöthigt mich Nichts, mich zu dem Ende in eine Kutsche zu setzen, mich in die Nähe des Autors zu begeben, um mich von seinem Gesicht sagen, daß sein Werk abgeschmackt ist und seine Aufführung zu vertagen; und das erfordert Rücksichten, Umscheidungen, Höflichkeitsformeln, die Niemand kennt, der nicht gezwungen ist, davon Gebrauch zu machen. Man muß den Gegenstand, die Entwickelung der Scenen, die Einheit der Charakter gründlich und pünktlich durchstudiren, muß die Verse, die neben dem schönsten Stücke stehen, als einem Autor, dem dieses Stücke sich befindet und den ganzen Plan dieses Stückes dem Autor verzeichnen. Dabei kannst Du noch von Glück sagen, wenn es Dir nicht gelingt, den Autor zu überzeugen, daß Deine Ansichten mehr werth sind, als die seinigen; denn hat er erst diese Ueberzeugung, so arbeitet er nach Deinem Plane, und alsdann findest Du sein Stück mehr, Deinem Geiste gemäß, als Du selbst in der Mitte Deines Werkes, eine Art von Pudel; und kaum ist die Niederzeit ihrem Ende entrochen, so schleppt sie Deinen Namen in die Antichambres aller Theater-Direktoren und in die Coulissen aller Theater.

Du bildest Die vielleicht ein, die Sache liefe sich durch Korrespondenz abmachen; ich selbst legte noch vor acht Tagen jweiste Meinung und verfiel in Zaffelbe Mißgeschick. Ich hatte, um mir Ruhe in meine Wohnung eingetrungen, um mir sein Drama persönlich zu überreichen. Als er bis in mein Schlafgemach vorgedrückt war, sagte er sich Anfangs bescheiden auf einen Stuhl; während er aber sein Opfer mit auseinandersetzte, trieb ihn sein Enthusiasmus bis zu Füßen des Bettes; und indem er Arme und Hände, er deklamirend und gestikulirend, von dem ganzen Raume meines Leibes Besitz genommen. Da wir viel daran gelegen schien mir, ein Bibel, das zu meiner persönlichen Ruhe gemacht ist, und nicht zu einem Divan für meine Besucher, ganz und vollständig einzunehmen, so versprach ich ihm, sein Drama augenblicklich zu lesen, wenn er mich allein lassen wollte. Dieses Versprechen wirkte. Er blieb nur noch so lange, bis er in sieben oder acht verschiedenen Knotenlösungen, von denen eine immer verschiedener war als die andere, mir versichert hatte, daß ich nie ein ähnliches Meisterwerk gesehen.

Ich hielt mein Versprechen: ich nahm das Manuskript — ich drehte es in den Händen herum, wie etwa Kinder zu thun pflegen, wenn sie ein Glas Bitterwasser oder Jelländischen Moos-Thee trinken sollen — endlich faßte ich ein Herz und schlang die ganze Sache mit einem Schaum bis auf die Hefen hinunter — Dir! es war gräulich.

Des anderen Morgens wollte ich dem Autor, so gut es gehen mochte, in Pillen zurückgeben, was er mich als Mixtur hatte verschlucken lassen; allein er war so unverschämt gewesen, seinen Namen nebst Adresse auf den Titel des Dramas zu schreiben. Ich schrieb ihm also in möglichster Eile einen Brief von vier Seiten, den ich dem Manuskripte beilegte, und bat ihn, mich zu entschuldigen, wenn ich ihm morgen früh nicht annehmen könne, indem ich zu einer Jagd-Partie in Bart von Versailles verlegt sey. Ich verreiste auch sehr spät, aber des folgenden Morgens der Regen in Strömen herab. Der Autor steckte seine Hand aus dem Fenster, sagte zu sich selbst: „Es regnet; da mich man die Jagd-Partie wohl verschieben“ — und schon nach zehn Minuten war er vor meiner Thür.

Da ich an seinem Morgen-keine Unterrumpelung ahnte, so hatte ich meinen Stiefel in der Thür stecken lassen. Da aber ich plötzlich die Angeln knarren — ich sehe mich mit heiterer Miene um; denn ich erwartete meine Morgen-Chokolade — die Thür öffnet sich sperrweit, und wer tritt herein? — Mein Autor!

Ich weiß nicht, ob er bemerkte, wie mein Gesicht sich veränderte: jedenfalls schien er es ganz und gar nicht zu beachten. In seiner Miene lag so viel Befriedigung und Heiterkeitsbehaglichkeit, daß ich anfänglich glaubte, er könne meinen Brief gar nicht empfangen haben — ich

Digitized by Google

war im Irrthum; er hatte ihn allerdings empfangen und sogar gelesen, wahrscheinlich aber falsch verstanden. Er erklärte mir, wie der Regen ihn um die Vermuthung gebracht, es werde wohl die verabredete Jagd-Partie nicht stattfinden, und wie dies ihn bestimmt hätte, zu mir zu kommen, um ein wenig von seinem Drama zu plaudern. Ich sagte ihm, der Regen hätte mich von der Jagd nicht zurückhalten können; denn ich pflege unter solchen Umständen den Griff meines Regenschirms hinten in meinen Rockkragen zu stecken und behalte also den freien Gebrauch meiner Arme; wohl aber sey ein Artikel, der keinen Aufschub dulde, heute morgen noch anzufangen. Ich zeigte ihm die geschwärzten Finger, das bereitliegende Papier, das gefüllte Tintenfaß, sagte ihm, dieser Artikel müsse wenigstens zwei Spalten füllen und brauche heute Abend um sieben Uhr schon vollendet seyn. Es war bereits zehn Uhr des Morgens. Mein Autor hörte Alles mit süßem Lächeln und bemerkte nur — nicht anders, als hätte ich keinen Laut von mir gegeben — er wolle mir, auf meine bekannte Gefälligkeit rechnend, das ganze Werk selbst vorlesen. Dann fuhr er mit der Hand nach seiner Tasche — ich sah die Bewegung, sie kam in den Arm, als das verhängnißvolle Manuskript eben herauskommen wollte, und drückte es sanft wieder hinab, indem ich feierlich betheuerte, daß jede Minute mir kostbar sey. Der Eigensinnige kehrte sich nicht an meine Vorstellungen, und ich meinerseits hatte mich darauf versteift, das Manuskript nicht herauskommen zu lassen. So standen wir einander wohl fünf Minuten gegenüber, der Eine sprechend und der Andere schweigend, und von beiden Seiten war man eben so höflich als hartnäckig.

Der Leser wird sich vielleicht des Barons von Driginaux erinnern, der einst an einem Mittagstische mit dem Marquis N. N. so lange und so viele Komplimente wechselte, bis sie einander endlich die Teller ins Gesicht warfen. Eben so ging es mir mit meinem Dramaturgen. Unter lauter Höflichkeiten hatte ich ihn bis zur äußeren Thüre meiner Wohnung geschoben; da erwies er mir eine solche Höflichkeit, daß ich alle Geduld verlor; ich faßte ihn bei den Schultern und stieß ihn aus Leibeskräften von mir. Im Zurücktaumeln wär er meinem Nachbar gegenüber beinahe zur Thüre hinein gefallen; aber ein zufälliges Stehen brachte ihn aus dieser Richtung, und so sah er seinwärts auf einen Herrn, der die Treppe hinaufstürmte, um mich zu bitten, ihm ein paar Verse in sein Stammbuch zu schreiben. Seit dieser Katastrophe, die eine so treffliche Wirkung hatte, daß auch der andere Supplikant wieder der abzog, habe ich von Beiden nichts mehr gehört.

Ich gestehe übrigens, daß ich mein Unglück verdient habe; es trifft mich die Strafe der Weibervergeltung. Auch ich klopfte einmal, mit meinem Drama in der Tasche, an die Thür eines Kollegen in Apollo; es war, wenn ich recht erinnere, der gute Picard. Er empfing mich freundlich, nahm das Manuskript und sagte mir: „Kommen Sie in acht Tagen wieder!“ Als ich nach Verlauf dieser acht Tage pünktlich wiederkam, glaubte ich, in seiner lächelnden Miene ein gutes Omen zu lesen. Mein Manuskript lag offen auf seinem Schreibtische; er rollte es zusammen, band ein grünes Schnürchen darum und sprach, indem er es mir in der Hand hielt:

„Mein junger Freund, haben Sie noch eine andere Zukunft, als die eines dramatischen Dichters?“

„„Ich habe eine Stelle, die mir 1200 Franken einträgt.““

„Wohlan“, sagte er, indem er das Manuskript in meine Hand steckte und diese recht fest zudrückte, „geben Sie auf Ihr Büreau.“

Ich hatte lange einen Ekel auf Picard; aber mit der Zeit erlosch ich, was die Klüge unter Tintenfleck der Rezensenten gebadet, und hat seinen Schatten um Verzeihung. Picard hatte aber Zweifel einen Artikel zu schreiben.

Alex. Dumas.

Bibliographie.

Collection de Mémoires relatifs à l'histoire de France, par Guizot.

I. Table générale et analytique . . . . . 16 Fr.
II. Introduction . . . . . 8 Fr.

Compendium de médecine pratique. — Von Le Berge und Mennet. Th. I. Lfg. I. (Acc — Ang.) 10 Bogtn. 3½ Fr.

Le conseil de guerre. — Von Bergounioux. 12 Bde. 15 Fr.

La croisidre de la mouche. — Vom Verf. der Abenteurer eines Marine-Lieutenants. 2 Bde. 15 Fr.

Der Graf von Robiano jetzt jetzt die von Hrn. v. Verault-Berrastet angefangene Kirchengeschichte fort, deren zweiter Band so eben erschienen ist. Pr. 3½ Fr. in 8. und 2½ Fr. in 12.*)

Afrika.

Franzosen am Senegal.

(Schluß.)

Wir gingen jetzt dem Winter entgegen, einer Jahreszeit, welche alle diejenigen, die nicht durch einen langen Aufenthalt in den Kolonieen an alle mit dieser Periode verbundene atmosphärische Umwälzungen gewöhnt sind, mit Angst und Schauder erfüllt. Man glaubt nur nicht, daß der Afrikanische Winter irgend eine Aehnlichkeit mit unserem Europäischen habe. Bei der unerträglichen Hitze toben Stürme durch die Luft, die unserem Klima ganz fremd sind; man glaubt, die Erde zittert, als ob sie sich, wie zur Arbeit, vom Chaos löse; vom Himmel stürzen dichte, undurchdringliche Regenströme herab; die von allen Seiten hervorbrechenden Winde entwurzeln und brechen die größten Bäume und bedecken damit die aus ihren Ufern getretenen Ströme. Wenn die Winde und der Regen auf einige Stunden zu toben aufhören, so bricht die Sonne durch die Wolken hervor, in täuschender Klarheit, heller strahlend als je. Man sollte meinen, daß sie sich der Erde nähere, um sie zu trocknen, — aber es ist nur, um sie zu neuen schrecklicheren Erschütterungen vorzubereiten. Der Abstand zwischen der Hitze der Sonnenstrahlen und der in der Höhe unerhalten sich in der Luft zu Millionen Grade. Die Erde ist brennend, das Wasser warm, die Luft heiß; Alles, was man berührt, schwitzt oder kocht; die Neger tauen, kaum athmend, auf ihren Matten und erwachen, ihre Strohhütten in Brand aufgehen zu sehen; Ziegel und Steine verkalken, zerbröckeln und fallen als Staub herab; Spiegel und Fensterscheiben springen in ihren ausgetrockneten Rahmen. Wer sterblich der Zahl der Menschen in dieser Zeit ist, kann man sich kaum denken; unbeweglich erklärt er; beginnt glaubt er vor Hitze zu schmelzen; stehend rinnt ihm der Schweiß von der Stirn herab. Aderlaß, von Innen und von Außen, ist Gluth und Feuer.

Wehe dem Europäer, der am Tage oder des Abends bei dem anscheinend so wohlthätigen heftigen Wetter ausgeht! Wehe demjenigen, der, auf einem gestirnten Himmel vertrauend, von der Nacht, von den entzückenden Afrikanischen Nächten, die zu der Winterzeit noch herrlicher sind, Ruhe und Erholung für die brennenden Schmerzen des Tages erwartet! Wenn er aidmet, wird er jene tödtlichen Dünste einziehen, die von den Seen und den Ueberbleibseln der Wälder in die Höhe steigen, und seine Lungen werden sich von das Gift eines weiten in Fäulniß übergegangenen Laubes taudeln, und wenn der Ungedrückte wird eine allgemeine Entkräftung sich seiner bemächtigen und an seinem Leben nagen; er wird geld und mittelagt entweder schon nach wenigen Stunden dem Kampfe mit einer gräßlichen Krankheit, oder seine Glieder sinken zusammen, seine Kraft nimmt immer mehr ab, das Fleisch schwindet, und der Körper löst sich endlich auf. Dieses Uebel nimmt nach den verschiedenen Breitengraden und der verschiedenen Lage des Ortes auch einen verschiedenen Charakter an; hier nennt man es Typhus, dort gelbes Fieber und am Senegal rothe Ruhr.

Diese schreckliche Krankheit, tödtlicher als die Cholera, entwüstete zu der Zeit, in der ich meine Erzählung beginne, die Kolonie am Senegal, ihrer Umgebungen und vorzüglich ihren Hauptort, die Insel St. Louis, wo ich wohnte. Die Sterblichkeit um mich her war also überaus handel während der Winterzeit gewöhnlich eingestellt ist, verlassen. Die wenigen Offiziere der Garnison, die uns durch ihre Liebenswürdigkeit an das Französische Vaterland und dessen Sitten erinnert hatten, waren entweder gestorben, oder nach Galam, der an Goldstaub so reichen Stadt, abgegangen. Dieser Staub muß aber wohl wunderbar sein Gold, da er bis jetzt noch immer unter den Zähnen seiner Faltern geblieben ist. Meine einzige Zerstreuung bestand in einer Promenade, die ich regelmäßig des Nachmittags unternahm, ehe sich mit dem Untergang der Sonne die Luft mit den schädlichen Dünsten erfüllte. Dieser Spaziergang dehnte sich dann immer von meiner am Ufer des Flusses gelegenen Wohnung bis zu dem eben nicht sehr entfernten Palaste des Gouvernements aus. So oft ich dort in den Hof trat, hörte ich immer von der Regiments-Musikern der Kolonie irgend eine Beethovensche Symphonie aufführen, um das Dessert des Gouverneurs mit diesem Ohrenschmause zu erheitern. Beim Debüt meiner lyrischen Promenaden war das Musik-Corps, sowohl in Hinsicht auf die Zahl der Instrumente, als auf die Art der Ausführung, vollkommen beziehungsweise: Horn, Flöte, Hoboe, Trommel, Trompete, Triangel, Becken und Pauken wurden von funfhundertländigen Leuten gehandhabt, die sich aus den Strafe zu einem vortrefflichen Ensemble beitrug. Gewöhnlich war ich der einzige Thränehmer an diesem von den Eingebornen verachteten Genusse; auf einer Bank von Stein sitzend, verlegte ich mich dann mit Entzücken auf den Zügeln der lieben bekannten Töne nach dem ihnen so fernen Vaterlande, und ich verlebte seinen Abend, mich auf meinem Psalter einspielend, um an der Musik des Gouverneurs Theil zu nehmen.

Eines Tages bemerkte ich, nicht ohne Schmerz, daß die Flöte am Konzerte fehlte; nicht etwa, weil die dadurch verursachte Lücke gerade sehr merklich war, aber weil ich dadurch veranlaßt wurde, denen ich über die stärksten Augenblicke meines Lebens verdankte, besonders lieb gewonnenen hatte. Als das Konzert zu Ende war, erkundigte ich mich bei dem Musik-Direktor, weshalb die Flöte diesen Abend ausgeblieben sey. „Weil der Flötist gestern an der rothen Ruhr gestorben ist“, erwiederte er mir, indem er ruhig sein elfenbeinernes Stäbchen in ein lederues Futteral legte. „Schade um ihn; eine vortreffliche Flöte, die beste unseres Regiments. Der Verlust ist um so unersetzlicher“, sagte er hinzu, „als wir in unsern Lande sind, wo es eben nicht leicht ist, Musiker zu finden.“

Trauriger als gewöhnlich, kehrte ich in meine Wohnung zurück, denn das Schicksal der unglücklichen Flöte hatte mich tief erschüttert; und da das Unglück die Menschen schnellet und fester mit einander verbindet, als das Glück, so war ich bald der Freund der Musiker, denen mein regelmäßiges Erscheinen bei ihren Konzerten auch eben nicht gleichgültig war. Pascal hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Wir sind eitel genug, um den Beifall der ganzen Welt zu suchen, und kleinlich genug, um über den eines Einzelnen zu freuen.“

Unter meinen Musikern lief mir einer besonders auf, der, jünger als die andern, blond und zart war und sogar ein wenig melancholisch zu seyn schien. Das Instrument, das er spielte, schien dem Zustande seiner Seele genau zu entsprechen: er blies es mit einer Sorgfalt, so zuglcend schön, so harmonisch und mit so vielem Gefühl, daß sie an

*) Diese zweite wohlgetreue Anzeige ist unfreiwillig nur veranlaßt, um dem Bösgläubigen Nachdruck zuvorzukommen. Man sieht, daß der Verfasser, selbst ein Bezieher, die besten Mittel zur Bekämpfung seiner Kundlosete anzugeben vorstand.

Digitized by Google

seinem Munde zur lieblich tönenden Flöte wurde. Man hörte ihn durch das Instrument weinen, singen und in Erinnerungen schwelgen; wahrlich, er war ein Poet auf seinem unhandbaren Instrument. Wenn ich ihn blasen hörte, so war es mir, als ob ich auf die Brandung meines Vaterlandes versetzt wäre und auf unsere unter Weiden ruhenden Barken herabsähe. Ihr, die Ihr fern von Eurem Vaterlande, jenseits des Meeres, gelebt habt, Ihr werdet wissen, wie unzählige Erinnerungen bei einem vaterländischen Klange in uns erwachen. Ich bekannte einer zu Hause beliebten Farbe, bei jedem leisen Anklang an die ferne Heimath in uns aufstehen. Einst Tages las ich in Alfreis auf einer Poppschachtel, welche aus Frankreich kam, die Worte: „Wilhem, quincaillier à Paris, rue Vivienne.“ Mit Entzücken küßte ich diese Sanftigkeiten und weinte lange, aber sie dingedeugt. Rue Vivienne! à Paris!

Einige Tage nach dem Tode der Flöte bemerkte ich, daß die Trompete nicht mehr in meinen Ohren wiederklänge, und ich hatte eine traurige Ahnung. Sie war, leider! nur zu gegründet; denn der Trompeter hatte seine Rolle auf Erden ausgespielt. — „Ist es nicht natürlich?“ sagte der Direktor, ein ehrenwerther Künstler mit rother Nase und viereckigem Kopfe; „die Kolonie hat ja keinen Wein mehr, nicht ein einziges Faß kommt aus Bordeaux hier an; wir müssen Rum trinken, und der Rum im Wasser ödet nur.“

Ich wagte nicht, einzuwenden, daß vielleicht der Rum ohne Wasser den unglücklichen Trompeter getödtet habe.

Mein Schmerz war groß; doch dieben uns wenigstens noch die Hoboe, die Trommel, das Triangel, das Waldhorn, die Becken und endlich die Bauerpfeife. Der immer tiefere, immer melancholischere Pfeifer brachte die ganze Traurigkeit seines Herzens in sein ärmliches Instrument aus. Hätte Beethoven diese Künstlerseele errathen, so würde er in seinen herrlichen Symphonieen einige Noten für den Pfeifer komponiet haben.

Bald darauf folgten auch die Hoboe und das Waldhorn der Flöte und Trompete; das auf Erden ausgesponne Quartett wurde nun im Himmel vollendet. Natürlich aber entstanden durch diese Lücken einige Dissonanzen in der Harmonie der Konzerte, denn die Zahl der Instrumente war schon bedeutend reduzirt. Wie konnte man sich aber ohne Undankbarkeit deshalb beklagen?

Die Winterzeit verfolgte indessen ihren verwüstenden Lauf; die Regenzüge hatten aufgehört, aber ein trockener, scharfer Sturmwind jagte den feinen Sand der Sahara auf, erfüllte die Luft und machte die Erde weit umher kahl. Wehe dem Reisenden, der, bei diesem Wiederkehrende unterwegs, von einer Wolke dieses feinen Sandstaubes eingehüllt wird; ganze Karawanen, Menschen, Kamele und Zelte, sind oft unter diesen Lawinen der Wüste begraben worden.

Um diese Zeit dachte ich ernstlich daran, meinen Aufenthalt am Flusse mit dem auf der Insel Gorée zu vertauschen, die, mitten im Meere, ungefähr 40 Meilen südwärts der Insel St. Louis, liegt. Gorée ist ein kleiner, steiler Felsen, der schon zwanzig Mal von den Engländern in Besitz genommen und dann wieder den Franzosen überlassen worden ist. In Mitte der gemäßigten Winde erfrischen sie das ganze Jahr hindurch. Sie ist während der Wintergrad der Zufluchtsort aller derjenigen, die im Tode, der Atem am Sonnenstiche entgegenreitet, entgehen wollen. Unglücklicherweise können die Auswanderungen gewöhnlich erst gegen das Ende dieser schrecklichen Jahrezeit stattfinden, wenn man nämlich dann noch Kraft genug hat, die Anstrengungen der Ueberfahrt zu ertragen. In jedem Weltheile kennt man immer erst dann an seine Gesundheit, wenn man sie verloren hat, und obgleich die meisige nicht ganz ruinirt war, so bedurfte ich doch der Erholung. Wenn man nur Kranke und Sterbende um sich her sieht, so ist die Gesundheit sogar nichts anderes, als ein und bald genesener Zustand. Ich konnte es hier nicht länger aushalten, ich mußte die traurige Natur, den verdorrsamten Zink, die schattenlosen Bäume, die Fieberluft und die Wüste verlassen, um Berge zu erklimmen, das aus dem Felsen hervorquellende Wasser zu trinken und aus voller Brust die gesunde, reine Meerluft einzuathmen.

Mein Entschluß war also gefaßt; ich wollte die Ueberfahrt auf einem Kutter machen, der eben bereit lag, um nach Gorée abzusegeln, und von dort wollte ich mich im Frühjahr nach Europa einschiffen. Ehe ich die Insel verließ, wünschte ich, meine unglücklichen Blumen zu sehen, ich wage es, es zu sagen: ich hörte sie vorsichtig auf fremdem Boden so heiligen Worte der Vaterlandsliebe ertönen, es mir zu zur Pflicht, alle ihre Austräge nach Frankreich zu übernehmen. Als meine Effekten und Kleidungsstücke gepackt waren, begab ich mich nach dem Palaste des Gouverneurs, die Abreden auch meinen Paß visiren mußte. Es war einer der schrecklichsten Wintertage; die Luft schien aus einem Glühofen zu kommen und die Schaft herabdrängenden Palmblätter zu rösten; kein Lüftchen löhnte sich zu erheben, verdorrte Zweige von den Bäumen und fielen herab; diese Negerbütten, die der Sturm des schützenden Daches beraubt hatte, zeigten ihr verdörrtes Innere. In der weiten Unendlichkeit des Luftraums isolirt, erhoben die Pelikane ihr wildes, gellendes Geschrei und warfen aus ihren Schnabeln kleine Fische herab, eine Nahrung, die sie in dieser Zeit im Ueberfluß genossen hatten; Alles war todt und still um mich her, nur hier und da zeigte sich auf der Schwelle ihrer Hütte eine alte Negerin, die in einem bald zerbrochenen Mörser die Hirse, jetzt ihre einzige Speise, stieß. Es regnete Sandkörner, welche die Haut, wie eben so viel Funken, versengten.

Endlich kam ich an; aber der Hof im Palaste des Gouverneurs war leer und einsam; die Wasser hatten sich noch nicht eingefunden, obgleich es schon ziemlich spät war. Wie! Sollten sie alle todt, sollte seit zehn Tagen kein Einziger der Krankheit entgangen sein? Indessen ist es doch verwunderlich, vorauszusetzen, daß, da zu viele Instrumente fehlten, die übrigbleibenden Künstler sich gezwungen sahen, die Konzerte ganz aufzugeben. Wie wenig konnte ich damals die militairische Disziplin!

Kaum hatte sich diese Betrachtung in meinem Gesichte schon zur Gewißheit ausgebildet, als ich den Musik-Direktor in die Hofthür treten sah; ohne Zweifel war er von seinen Pfeifern begleitet, und war nun meine Ungeduld, zu wissen, wie viele derselben wirklich mitgekommen seyen.

Der Erste, der nach ihm eintrat, war der Pfeifer. Ach! der Erste war auch der Letzte; er allein folgte.

Als der Direktor mich erblickte, machte er mir ein Zeichen; es war so sprechend, so austrucksvoll, daß es einen ganzen Bericht enthielt, und schien sagen zu wollen: Der Zauberer, der Pankreschlager, der Hornist, sie Alle sind todt, und wie Beide, ich, der Meister, und er, der Pfeifer, werden auch sterben.

Dessenungeachtet traten sie Beide unter die Fenster des Gouverneurs, um das letzte Solo, das sie auf der Erde auszuführen hatten, dören zu lassen. Die Pflicht sagte ihnen zwar nicht, wie Naboleon einst einem seiner Generale: „Nehmen Sie hundert Mann, besiegen Sie diese Brücke und lassen Sie sich tödten“; aber die Disziplin hatte ihnen befohlen: „Musikant, geh mit Deinem Pfeifer, spiele für Deinen Gouverneur, dann wirst Du sterben.“

Sie hatten dem Befehle gehorcht. — Ich mog den Gesundheitszustand des Musik-Direktors nicht schildern; er, der sonst klarf und kräftig aus Lärmend war, schlich jetzt wie ein den Tode verfallener Greis umher, nichts als die Haut bedeckte die Knochen, aus die nicht sogar schon ganz durchdrangen. Wahrscheinlich krank er ein Wasser jetzt ohne Rum, denn auch dieser war ihnen entzogen worden. Von seiner ehemaligen Würde hatte er nichts als das Stäbchen und die Kopfbedeckung, mit der er sonst die unter seinem Kommando stehenden Musikt anfeuerte oder mäßigte, übrig behalten; von der Gewohnheit schwerfällig, schien er sie noch zu dirigiren. Der Pfeifer stöhnte mich. Mit seinen entsetzlichen Händen nahm er das Instrument aus einem kleinen Etui und spitzte die dünnen, bleichen Lippen, um den Anfang zu berühren, aber er zitterte, ein kalter Angstschweiß lief von seiner Stirn, und nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Eine gebieterische Handbewegung des Direktors befahl dem Orchester, anzufangen. Nicht ohne Anstrengung setzte der Pfeifer sein elendes Instrument an die Lippen und blies ein Lied, dessen Melodie mir bekannt war, obgleich ich die Worte nicht wußte. Jeder Musikkenner würde sie vielleicht zu einfach gefunden haben, aber mich bewegte sie bis auf den Grund meiner Seele. Es war wieder ein Volkslied, wie das, welches er blies, als ich ihn zum ersten Male hörte. Mehr denn, der bei einer solchen Erinnerung an sein Vaterland gleichsätzig bleibt; er konnte gewiß den Gesang nicht singen! Was jetzt seine Brust bewegte, war sie Kindern sich fassen, jetzt aber spielte er sie sich selbst; der arme junge Mann wähnte gewiß, als er sich so seinem Instrumente überließ, er sey in eine Provinzialstadt seines Frankreichs versetzt, und die jungen Mädchen machten Platz für ihn, sie den angekerten Pfeifer, in deinen Nähe jedes Herz einer Gitterne aus der Provinz schneller schlägt. Vielleicht hatte er auch verschiedene Thränen, die ich weich zu wischen mich mag, er blieb bis zu Ende Meister seiner mächtigen inneren Bewegung. Als er ausgeführt hatte, ergriff der Direktor seine Hand, und drückte sie ihm, ohne ein Wort hervorbringen zu können; er wußte die verdienstvolle Anstrengung seiner Orchesters wohl zu würdigen.

Nachdem der Pfeifer sein Instrument in das Etui zurückgelegt hatte, kam er auf mich zu und sagte, indem er es mir übergab: „Da Sie bald nach Europa zurückkehren und ich niemals wieder blasen werde, so bitte ich Sie, die Pfeife mitzunehmen und sie nach Ihrer Rückkehr meiner Mutter zu übergeben. Ich heiße Emil Day.“ Mein Brief war endlich an seine Adresse gelangt!

Ich wünschte, daß ich hier die Freude Emil's, als er hörte, daß er reich sey, schildern könnte; ich möchte den Lesern gern seine Mienen nach Frankreich, sein Glück, seine Ungeduld darstellen und dabei verschirren können, daß die Epidemie nicht auch ihn wenige Tage nach unserer letzten Zusammenkunft den so glänzenden Konzerten des Gouverneurs entriß; aber diese Freuden eines Erzählers sind mir versagt; ich habe Alles, was ich wußte, berichtet; mehr weiß ich nicht, denn am anderen Tage war ich nicht mehr in der Kolonie.

Nur noch das muß ich sagen, daß die Pfeife dem Capitain eines Kauffahrteischiffes, das von Gorée nach Oberdeurg abgehen wollte, übergab. Ich weiß nicht, ob das Instrument an dem Ort seiner Bestimmung angelangt ist.

Vielleicht hat es die Dewant zerbrochen, um sich zu übergnügen, ob nicht vielleicht Goldstaub darin verborgen sey. Léon Gozlan.

Mannigfaltiges.

— Chinesisches Hof- und Staats-Handbuch. Ein Exemplar dieses Buches, das sehr selten nach Europa kommt, da es nur für die Chinesischen Regierungs-Beamten bestimmt ist und den Ausländern streng verpönt, gelegentlich denn überlassen werden darf, ist der Statistischen Gesellschaft in London von Herrn Stewart in Canton übersandt worden. Es führt den Titel: „Thn schin Schuen schw“ d. h. Vollständiges Buch der Staatsträger, und enthält ein Verzeichniß der vornehmsten Civil-, Militair- und geistlichen Beamten des Chinesischen Reiches. Von Zeit zu Zeit wird dieses Buch neu redigirt, und es giebt auf diese Weise eine Uebersicht des ganzen Staats-Organismus von China, wie sie aus keinem anderen Werke dieses weitschichtigen Reiches zu gewinnen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rthlr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Montag den 12. Dezember 1836.

Finnland.

Ausflug von St. Petersburg nach Finnland und dem Imatra.

Seit etwa zehn Jahren — ich achte eben nicht sehr auf die Zeit — seitdem eine ebene Chaussee Petersburg mit der Gränze von Finnland verbindet; seitdem in den Bewohnern der Nordischen Hauptstadt, welche bereits sehr stark zu reisen beginnen, der Fanatismus für Land-Partieen sich gesteigert hat; seitdem man auf Kamenei-Ostroff*) der nahen Nachbarschaft uns des Staates wegen nicht mehr leben kann — ist der Imatra, wo bereits ein Englischer Park und ein Kaiserlicher Palast entstanden sind, das Mekka geworden, wo jeder gebildete Mann und jede wohlerzogene Dame ihre dem Sommer geweihte Reise zu beschließen verpflichtet sind, wenn sie auf das Recht Anspruch machen wollen, sich: „Badisch" oder „sportlich" genug kennen" nennen zu dürfen. An den Ufern der Woska werden kleine Lager von bunten Zelten aufgeschlagen, welche von Jägern in Pariser Kostümen und von Fischern mit seidenen Netzen und Angeln von rothem Holze bewohnt werden. Heiterkeit, Empfindsamkeit, zarte Hoffnungen und kleine ländliche Abenteuer verlassen Petersburg im Juni, um im Großfürstenthum Finnland ein Nachsommer zu nehmen.

Wir den ersten Strahlen der Sonne hatten wir bereits die Gränze von Finnland erreicht, eine die schmale Sestra, welche einst die Gränze zwischen dem Russischen Reiche und dem Schwedischen Gebiete machte, trennte uns noch von dem Großfürstenthum. Wir fuhren auf das jenseitige Ufer hinauf, und der erste Eintritt, der erste so äußerst angenehme Eindruck sind den Sterblichen, welcher im offenen Wagen fährt, war, daß das holperige Pflaster und der Triebsand, auf welchem wir bisher gelebet, geschleift und gehäpert waren, daß hier in einen ebenen Weg, so glatt wie aufgespannte Leinwand, verwandelten. Pferdschnell flogen wir jetzt dahin, und einen Augenblick später hielten wir auf der ersten Finnländischen Poststation. Ohne nach der Vorderesthna**) zu fragen, reichte uns der Inhaber des Posthofes das Hagelbuch hin, d. h. das Buch, in welches jeder Durchreisende seinen Namen, so wie den Ort, wohin er kommt, und den, woher er geht, nebst der Anzahl von Pferden, mit denen er fährt, eintragen muß. Bei der Seite ist dann noch eine Rubrik für Bemerkungen, die fast immer weiß bleibt, aber doch ein Schrecken für Posthalter und Postklone ist, da das Gesetz dieselben mit harter Strafe für die geringste Beleidigung der Reisenden bedroht. Der Postillon wagt sogar nicht einmal, um Trinkgeld zu bitten, da er Gefahr läuft, mit zwölf Peitschenhieben dafür bedroht zu werden. Dagegen müssen aber auch die eiligen Reisenden, welche im eigentlichen Rußland mit geschwungenem Säbel auf der Station anlangen und herrisch: „Pferde!" schreien, die im Voraus schon in jedem Posthalter nur einen Dieb und Gauner sehen, hier höflich sein, wenn sie nicht mit der Finnländischen Ehrmis anbinden wollen, die weder Schmurbart noch Epauett beschichtigen. Die Strafen von fünf, zehn und zwölf Silberrubeln von dem Strenfreie der guten Ordnung, ohne Ansehen der Person, sogleich eingiebt. Dies Alles kann man genau ersehen aus den „Vorschriften", welche auf jeder Station neben dem Tarife des Postgeldes, der Anzahl der Werste und Pferde und der Lebensmittel — wenn solche nämlich vorhanden sind — an der Wand hängen. Gewöhnlich aber diesen diese Papiere nur zur Bezierung der Wände und als Denkmal der scharfsinnigen Gesetzgeber Finnlands. Einige dieser Vorschriften sind besonders bemerkenswerth und machen der Absicht, in welcher sie verfaßt sind, alle Ehre. So darf z. B. Niemand, ausgenommen in sehr dringenden Fällen, während des Gottesdienstes an Sonntagen Pferde kaufen und weiter reisen. Diese Verordnung giebt gleich auf der ersten Station eine vortheilhafte Idee von den Sitten des Volkes, welches in der Thal gottesfürchtig ist. Ungachtet der beträchtlichen Entfernung, auf welche größtentheils die Finnischen Wohnungen von der Kirche ablegen, verläßt der biefige Landmann doch stets sein Haus, um die einfache und ihm verständliche Predigt seines Pastoren zu hören. Wem aber Krankheit oder Alter dies zu thun nicht gestatten, der bleibt dahein und singt für sich Psalmen aus dem Gesangbuche. Wir sah habe ich sogar auf den um Vorrechung gelegenen Finnischen Dörfern Knaben und Mädchen gesehen, welche ihren gebrechlichen oder blinden Großältern Hauptentang aus der heiligen Schrift vorlasen.

Die lutherischen Pastoren verlangen durchaus von ihren Pfarrkindern, daß jedes derselben wenigstens lesen könne, und halten das Volk zur Glaubenspflicht an. Bei dem Lobe, welches ich den Finnen in Hinsicht der Gottesfurcht ertheile, muß ich auch noch anderer gute Eigenschaften erwähnen, die ich bei ihnen gefunden habe, als — Gutmüthigkeit, Dienstwilligkeit, beispielsete Ehrlichkeit und sogar Uneigennützigkeit, welche bei ihrer großen und fast allgemeinen Armuth um so undegreiflicher ist. Allerdings bemerkt man bei ihnen auch bisweilen Fauheit, Unreinlichkeit, Halsstarrigkeit und Neigung zum Trunke — obgleich im Allgemeinen in weit geringerem Grade, als bei den Petersburger Ischuschen — so wie auch Gleichgültigkeit für ihren eigenen Vortheil, welche mitunter bis zur Geistesschwäche geht. Man muß jedoch größtentheils ihre Armuth dem Lande selbst, der Rauheit des Klima's und anderen Lokal-Verhältnissen zuschreiben, von denen besonders das Eine als sehr wesentlich hervortritt: daß die Finnen seit undenklichen Zeiten schon immer ein unterjochtes Volk waren. Obgleich sie in alter Zeit von angeborenen Herrschern regiert wurden, so waren diese Herrscher doch nichts Anderes, als Aufseher über die Aeltesten unter Seuden, welche jener bürgerlichen Einrichtung fremd, in Wälbern und Einöden vom Thier- und Fischfange lebten. In eine Menge einzelner Stämme getheilt, welche sich oft unter einander anfeindeten, konnten sie kein politisches Ganze bilden und wurden daher früh schon die Beute ihrer Nachbara. In siebenten Jahrhundert schon vereinigte der Schwedische König Jarl Birkarmi mit seinen übrigen Ländern einen bedeutenden Theil des Gebietes von „Suemia" oder „Suomenmaa" d. h. Sumpfland, wie die Bewohner Finnlands es nannten, sich selbst „Suemelaisser" nennend. Seine Nachfolger, welche diese Eroberung bald verloren, bald von neuem ihre Macht daselbst befestigten, drangen bis in die entlegensten, damals noch ganz wilden und unbekannten Theile Finnlands. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts, zur Zeit Erik's IX., des Heiligen, wurden durch den Eifer des Bischof Heinrich von Upsala, eines Engländers von Geburt, die ersten Keime des Christenthumes in den südlichen und südwestlichen Gegenden, d. h. im eigentlichen Finnland, Satakund und Nyland ausgestreut.

Im Jahre 1249 unterjochte der Schwedische Herrscher, Birger Jarl, Tavastehus, wo auch sogleich der wahre Glaube befestigt wurde; im Jahre 1293 aber vereinigte der Wehrreiche Schwedens, Torkel Knutson, den ganzen übrigen Theil von Finnland — Sawolax und Karelien bis zum Ladoga- und Onejas-See — mit dem Schwedischen Reiche und sicherte seine Eroberung durch Erbauung einiger Schlösser und Festungen, welche den Schwedern ziemlich lange den ruhigen Besitz derselben erhielten. Im Jahre 1348 sist der südliche Theil von Finnland neuen Eroberern zu. Den Königs Magnus II. von Schweden, welcher die Nowgoroder zum katholischen Glauben bekehren wollte, gelang sein Unternehmen jedoch nicht, vielmehr mußte derselbe, von den Letzteren an den Ufern der Ischora geschlagen, das Gebiet von Nowgorod bis zur Sestra aufgeben. Diese Gränze zwischen zwei sich ewig bekriegenden Mächten konnte jedoch nicht beständig bleiben. Das Schwert des Siegers brachte den Gränzen beständig neue weiter, so daß zuweilen das ganze Finnland der Schauplatz fortwährender Blutvergießungen, Räubereien und Feuersbrünste; bis endlich die Verträge von Nystadt und Abo dem Russischen Reiche Finnland bis zum Kümen und nach dem Kriege im Jahre 1809 sogar bis Tornea zusicherten.

Aus dieser flüchtigen Uebersicht der letzten sechs Jahrhunderte der Geschichte Finnlands aber dürfte wohl nur mangelhaft zu ersehen sein, daß wir jetzt nicht auf einem Heerd-Satz, sondern auf ziemlich sicheren, über der Achse befestigten Steg schreiten. Dennoch muß ich von vorn herein gleich sagen, daß der Russische Wagen, auf welchem wir unsere Reise begonnen hatten, hier mit einer zweidrähtigen Tarcantaße, Gig oder, wie man dies Fuhrwerk hier zu Lande nennt, mit einem Kariol vertauscht wurde. Ein reitbösiger, grauhaariger Finne fuhr uns, der zwischen seinen Zähnen, neben sich Zündern, nur kurze Pfeife mit Rauchtabak hielt, während an dem Gürtel, welcher seine gestreifte Leinwand-Jacke zusammenfaßte, ein Hörnchen mit Schnupftabak hing. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit balancirte der Finne auf der Deichsel der Tarcantaße und flog, seinen kleinen, wie die Füchse so rothen Pferdchen fortwährend zischreiend, gleichsam wie der Wind auf der Mainit-Chaussee dahin, indem er genau in der Gränze des Erlaubten, welche häufig zu beiden Seiten der Straße lagen. Bis zwei Stationen vor Wiborg ist die ganze Umgegend mit dergleichen Steinen wie übersäet, und je weiter man vorschreitet, desto mehr nehmen dieselben an Anzahl und Umfang zu, indem sie durch ein Spiel der Natur die verschiedenartigsten und seltsamsten Formen erhalten haben. Hier an den Ufern des Sees, zwischen den Felsenklüften, liegen ertige Strand-Trümmer, welche man beim ersten Anblick sehr leicht für ein kleines Dorf halten könnte. Dort blicken mißgestaltete Kiefelsteine durch das Dickicht des

*) Ein Stadtviertel Petersburg's.
**) Ein Paar Postpferden.

Digitized by Google

Waldes wie Ungeheuer, welche dem Reisenden auflauern, um ihn zu zerreißen, weiterhin streckt Euch ein ungeheurer Monolith seine kalten, rauhen Hände entgegen, dort aber an dem Tümpel vor dem Fichten-Walde steht eine Reihe Dauersteine, wie die Opferaltäre der Skandinavischen Gottheiten, auf denen man rothe Flecken von Eisenerz bemerkt, welche der Phantasie für Menschen-Blut gelten können, das hier auf Odin's Altären vergossen worden. Wohin man sein Auge auch wenden mag, überall ragen unzählige, bald in Haufen gesammelte, bald willkürlich zerstreut liegende Granit-Massen hervor, deren Anblick dem allgemeinen Bilde der Gegend den Ausdruck der Unfruchtbarkeit und Zerstörung verleiht, indem es scheint, daß der erzürnte Himmel hier die Erde mit einem Stein-Regen überschüttet habe, so daß der wißbegierige Verstand sich in ältester Vorzeit verliert, um zu erklären, durch welche Kräfte diese Erscheinung hervorgebracht worden sey? Mag dieselbe nun auch eine Ursache haben, welche sie wolle, wir wenden uns jetzt zu jenem Hügel, von welchem aus sich eine herrliche Landschaft unseren Blicken erschließt.

An den Wäldern und Hügeln hinstreichend, fällt das Auge auf die blaue Fläche des Baltischen Meeres, an dessen Rande eine Stadt liegt, in deren Mitte ein alter Thurm und einige Glockenspitzen sich erheben, während zur Linken und zur Rechten zum Theil durchaus neue, elegante Häuser sich erblicken. Wie erstaunt, um zu dem Gasthofe „Motti" zu fahren, dessen Name uns als ein ziemlich guter Gasthof empfohlen worden war. Der einfältige Ex-Mossita aber verstand uns nicht und wollte uns durchaus nach dem schmutzigen PostHause fahren. Endlich nach langer Wanderung durch die engen und gepflasterten Straßen, welche lebhaft an das gute Rodi erinnern, gelangten wir nach einem zweistöckigen steinernen Gebäude von ziemlich manierlichem Aeußeren. Eine breite hölzerne Treppe, welche unter unseren Füßen zitterte, führte uns in die obere Etage. Die Wirthin, eine dienstwillige alte Frau, mit einem Bunde Schlüssel am Gürtel, wie dies einer Wirthin geziemt, eilte, uns zu bewillkommnen, und befahl, uns ein noch nicht bezogenes Zimmer anzuweisen. Eine Treppe höher mit den schönen Wiborg'schen Aussichten zu bewundern, das eine Fenster nach Westen, das andere nach Süden, und eine halbe Stunde später sanken wir schon auf weiche Federbetten nieder, indem wir von ganzer Seele diese hier noch heilige Schwedische Gewohnheit priesen.

Am folgenden Morgen, als wir kaum erwacht waren, erschien eine rosige junge Finnin, im reinlichen Putze und getheerten Reife mit einem großen Präsentir-Teller, auf welchem alles Zubehör eines guten Frühstücks stand. — Kenne Ihr diese Sitte! Ich setze mich an das Fenster, wo sich meinem Blicke ein Theil der Stadt, der schmale Arm des Finnischen Meerbusens und jenseits derselben das alte Schloß mit seinem hohen achteckigen Thurme präsentirte.

Der Eroberer von Karelien, Torkel Knutsson, hatte im Jahre 1293, um sich in seiner Eroberung zu behaupten, das feste Schloß Wiborg an der Stelle des von ihm zerstörten Fleckens Suome-Linna, der alten Hauptstadt von Karelien, erbaut. Die friedlichen Zinnen, welche niemals solche Festungen gekrönt hatten, schrieben den schnellen Bau des Schlosses einer überwesentlichen Kraft zu, und so verbreitete sich auch im Volke die Sage, daß ein mächtiger Berg-Riese dem Baumeister bei dem Bau geholfen und denselben alsdann in sein unterirdisches Reich geschleppt habe. Diese Sage ist hier noch in so guten Ehren, daß die Wiborgischen Bürger, um dem Bunde mit der finsteren Macht zu entgehen, die auf die heutige Zeit so dauern, daß diese Geister ihnen nicht zu helfen brauchen. Man muß jedoch bezweifeln, daß dieses Schloß in jener Zeit so gestaltet worden sey, wie es dasselbe noch heute stehen warten, da es noch ziemlich gut erhalten ist, trotz dem, daß es so manche Belagerung von den Dänen und Russen ausgehalten hat. Wenn das Gebäude wirklich noch dasselbe ist, so ist es auch nicht ein einziges Mal renovirt worden, wenigstens weiß Niemand in ganz Wiborg etwas Genaues darüber, und wenn sich auch im Schlosse noch irgend schriftliche Zeugnisse darüber vorgefunden haben, so konnten sie denselben von dem Unglücke im vorigen Jahre nicht erschont bleiben. Am 7. April — am Grünen Donnerstage nämlich, als der Meerbusen noch mit Eis bedeckt war, entstand plötzlich ein heftiger Sturm, wobei der Blitz in das alte Gebäude des inneren Thurmes des Schlosses einschlug, so daß derselbe in einem Augenblick in Flammen stand. Die Garnison des Schlosses war drei alle ihrer Unerschrockenheit nicht im Stande, etwas dagegen zu thun; der ganze Thurm war nur ein Feuerschund. Endlich flüßte Alles zusammen, und die Feuersbrunst verbreitete erst aus Mangel an brennbaren Stoffen von selbst. Dies ist das letzte historische Factum des Schlosses Wiborg, welches, wenn auch nicht sehr wichtig, doch durch das augenblickliche Ereignis eines Gewitters in jener Jahreszeit immer merkwürdig genug ist.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

(Schluß.)

Die Königin konnte das Lachen nicht zurückhalten. — „Er geht doch in dieser Welt sonderbar zu!" sagte sie. „Und was ist aus Buttrin, dem Russischen Geschäftsträger, geworden?" — „Ich habe ihn gestern gesehen, er hat mir erzählt, daß der König dem diplomatischen Corps das Wort gegeben, Paris nicht zu verlassen." — „Wird er dies Versprechen halten können?" sagte die Königin. „Ich zweifle sehr."

— „Das Volk", antwortete ich, „rottet sich in den Vorstädten zusammen, und um diese Aufregung zu erklären, sagt man, daß Hr. Majestät Geld unter diese Leute habe vertheilen lassen. Man schreut Excesse gegen die Bourbons zu fürchten." — „Ach das wäre traurig! die Sache des Kaisers müßte fleckenfrei bleiben! Gebe zu Madame Charles und sage ihr, wenn der Herzog oder die Herzogin zu Orleans für ihre Kinder besorgt seyn sollten — denn es sind immer die Kinder, die in solcher sorgenvollen Zeit Unruhe machen — so sollten sie sie nur zu mir schicken. Ich würde für sie einstehen, denn ich habe vom Volke nichts zu fürchten, wenn es sich empören sollte. Die Art und Weise, wie der Herzog von Orleans meinem Bruder aufgenommen hat, werde ich niemals vergessen. Es ist Pflicht, ihm nützlich zu seyn."

Nachdem ich die Königin verlassen, ging ich zu Mad. Charles, die in der That in der Furcht vor einer Besitzellung auszuruhen, als ich durch die Straße Cerutty zurückging, bemerkte ich eine Frau, die einen Brief an die Königin dem Portier sehr dringend anempfahl, indem dieser, wie sie sagte, ihn auf der Stelle lesen müsse. In den Augenblick kam auch Dem. Ribon, welche die Königin sehen wollte, da sie sehr etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Ich versprach, sie des Abends hinzuführen, und dachte auch, zugleich den gedenwinzigsten und anonymen Brief mitzunehmen.

Als die Königin den Brief erbrochen, las sie mit Schrecken, daß die Ehemanns die Jäger-Uniform der Kaiserlichen Garde angelegt hätten, und daß sie auf diese Weise sich dem Kaiser nähern und ihn umbringen wollten. „Ist es möglich", sagte sie, „was soll man thun? Wird der Kaiser diesen unsere Schritte auswichen thun?"

Dem. Ribon, die der Königin vom Herzog von Otranto einen Brief überbrachte, bestätigte die Nachricht. — „Der Herzog von Otranto", sagte sie, „benachrichtigt den Kaiser von der Gefahr, die ihn in der Nähe von Paris bedroht. Ew. Majestät müssen diesen Brief ihm etwas zukommen lassen, weil er, ohne darauf vorbereitet zu seyn, unrichtig verfahren ist." — „Aber durch welches Mittel?" sagte traurig die Königin. „Ich sehe wohl ein, daß es die größte Gefahr hat, ich weiß aber Niemanden aufzuwiegen, der die Besorgung dieses Briefes übernähme. Die Person, der man einen Brief an den Kaiser findet, ist verloren. Alle meine Bekannte sind verstecht, wie sollte ich es diesenden wissen lassen! Es ist zum Verzweifeln!" — „Wie, gnädige Frau, Sie hätten nicht Einen sicheren, Ihnen ergebenen Menschen?" — „Ach", sagte sie bekümmert, „auf wen soll man in diesen Augenblick trauen? Wer würde sein Leben daran wagen? Mein Kammerdiener, der Sohn meiner Amme, ist mein treuester Diener. Wenn er den Brief zu besorgen übernehmen will, so soll er eines meiner Pferde nehmen und augenblicklich abgehen. Geschwind; es ist nicht viel Zeit zu verlieren."

Ich hatte viel Mühe, den Vincent aufzufinden. Er übernahm mit Freuden diesen Auftrag und ging sogleich, indem er seinen guten Willen und Eifer gezeigten, ab. Aber Alles hatte sich in der Nacht geändert. Als ich den 20. März aufstand, besuchte mich Bastrakin, der mir mittheilte, daß auf die Nachricht von dem Uebergange des Marschall Ney der König diese Nacht, ohne Gefolge oder Pässe für die Gesandten zu rücksalassen, abgereist sey, und daß das ganze diplomatische Corps, eben so gut wie ich selber, sich in der größten Verwirrung befinde. Einen Augenblick nachher besuchte der General Sokolnitz den Herrn Lavalette. Sie waren sehr besreundet, und auch Sebastiani wollte Herrn Lavalette überreden, mit ihm die Postverwaltung wieder zu übernehmen. „Nein, gewiß nicht", sagte dieser; „ich werde nichts der Art thun. Wenn der Kaiser zurückkömmt, kann er mir den Posten übertragen, aber seine Besehle muß ich erst erwarten." — „Was ist eine Thorheit", sagte Sebastiani, „Paris ist sich selbst überlassen. Die Bourbons sind in alle Eil abgereist. Wenn es Niemand übernehmen will, die Ordnung aufrecht zu erhalten, so lassen wir Gesahr, Alle geplündert zu werden, und wir werden für das Unglück, das daraus entstehen kann, verantwortlich seyn."

Herr von Lavalette ließ sich überreden. Aber er wollte, ehe er handelte, wissen, was Sandoderes von diesem Schritte denken würde. Da Sandoderes während des Kaisers Abwesenheit oft die Regierung übernommen hatte, so konnte er in diesem Augenblick als sein Stellvertreter betrachtet werden. Er dagab sich also zu dem Großstegelbewahrer, der er in der größten Gemüthsruhe antraf. — „Machen Sie, was Sie wollen", sagte er zu Herrn v. Lavalette, „ich gebe keine Befehle. Da wohl erinnert ich mich der vorigen Jahre nicht, daß der Kaiser bei seiner Rückkehr aus Rußland wegen der Militair-Affaire gemacht. Es war nothwendig. Schuldige der Art schnell verurtheilen und richten zu lassen; ich glaubte, Dank verdient zu haben. Statt dessen sagte mir der Kaiser mit strengem Ton: „„Sandoderes, Sie haben sich zum Henker fangen, Franzosen hinrichten zu lassen, ohne mich davon zu benachrichtigen! Wenn ich von meinem Vorrechte, ihnen Gnade angedeihen zu lassen, Gebrauch machen wollen!! Wie? Noch lebe ich!" Seit der Zeit habe ich nichts mehr übernommen, und ich werde mich nun in diese Sache mischen, wenn ich bestimmte Befehle des Kaisers erhalten habe."

Alle Angestellten der Post, von Herrn Ferrand, ihrem bisherigen Chef, verlassen, empfingen Herrn Lavalette als ihren Vorgesetzten. Madame Ferrand, die sehr ihren Mann zitterte, lief mit allen Leuten nach, die Lavalette einen Befehl für die Post, ihr Pferde anzuweisen, unterscheiden hatte. Auf diese unterschrift wurde er sodann zum Lode verurtheilt.

Ein gewisser Bro, früher Kammerdiener der jungen Prinzen, kam an diesem Tage zur Königin. Er war der Dukel einer höchsten Dame, Namens Virginie, die der Herzog von Berry begünstigte. Sie hatte ihrem Onkel erzählt, daß der Prinz den Abend vorher von ihr Abschied genommen habe. Er war sehr gerührt, als er von ihr schied und sie der Sorge ihrer Familie empfahl. Seine letzten Worte waren: „Ach! beklagen Sie mich, daß ich Sie wahrscheinlich für immer verlassen muß, und vergessen Sie mich nicht."

Digitized by Google

Als ich mich früh zur Königin begab, um ihr Alles zu erzählen, fand ich sie sehr bewegt am Fenster. „Aber was geht denn vor", sagte sie, „drei meinen Nachbarn ist ja Alles wie umgekehrt! Meine Gardes-du-corps sind jubelnd und umarmen ihre weinende Mutter; Mein Maler hat sein Lilien-Kreuz abgelegt, und ich werde in seinem Zimmer das Gemälde eines ehemaligen Kaiserlichen Ministers gewahr, von dem er seit einer Stunde schon den Staub abwischt. Ihre Zwietfel ist eine wichtige Nachricht vom Kaiser daß er muß einen Sieg erfochten haben, der Alles in Bewegung setzt." — „Es hat keine Schlacht stattgefunden, gnädige Frau, und doch hat der Kaiser die ganze Welt besiegt." Und darauf erzählte ich ihr Alles, was ich über die Abreise des Königs und der Königl. Familie erfahren hatte; sie hörte mir mit einem feuerbestrahlenden Gesichte zu, das aber doch durch tiefer Schwermuth verdunkelt wurde. — „Wie", sagte sie, „in der Nacht ist der gute König in aller Eil abgereist und hat den Gedanken mitgenommen, daß ich es bin, die alle Intriguen in Bewegung gesetzt, um ihn zu verdrängen? Dieser Verdacht ist wie schrecklich; er ist ungegründet, wie Du weißt. Und wenn ich auch einen Augenblick an dem Erfolge der Pläne des Kaisers, da ich sein Genie und die Meinung des Volkes kenne, gezweifelt habe, so habe ich mich doch nie meines gemischt und habe ihm auf keine Weise helfen können. Es macht mich traurig, daß der König, der mich in Frankreich gedultet hat, mich einer solchen Niedrigkeit zeihen kann, die meinem Charakter doch so ganz fern ist! Ich werde dem unglücklichen Monarchen schreiben." — „Aber was können Sie ihm sagen, gnädige Frau? Es ist doch in Ihrer Lage äußerst schwierig." — „Schwierig oder nicht; ich werde ihm schreiben!" Es ist mir Verbrechen, jeden Schein des Unrechts von mir abzuwälzen."

Sie schrieb dem König einen Brief, in welchem sie betheuerte, daß sie, ohne an die Vortheile zu denken, die sie ihre Kinder durch die jetzigen Begebenheiten entstehen könnten, durchaus nichts davon vorher gewußt habe. Ein Verdächtnis ihres Herzens veranlaßte sie, ihm ihre Handschrift für seine wohlwollende Aufnahme, die sie nie vergessen habe, in einem Augenblicke, wo das Glück ihm entgegen wäre, zu bezeigen.

„Da", sagte sie, nachdem sie den Brief geschrieben hatte, „Du siehst ja den Herrn Lascoux oft; wahrscheinlich wird er dem Könige folgen, da er von den Gardes-du-Corps ist. Bitte ihn, diesen Brief mitzunehmen."

Ich hielt den Brief in der Hand, indem ich rasch den Scheitt, den die Königin that, überdachte. Meinem Geiste stellten sich alle die Gefahren dar, die daraus für sie entspringen konnten. Wenn der König den Brief verächtlich hätte, würde der Kaiser es nicht geahndet haben, daß seine Schwägerin so viel Antheil für seine Feinde zeigte? Ich machte diese Vorstellung der Königin.

„Ach, das ist mir gleich", sagte sie, „Alle Welt hat mich überredet, zu einer Zeit in Frankreich zu bleiben, als ich von den Bourbons nichts annehmen sollte. Und darin liegt mein Unrecht. Wenn nun aber der Wunsch, im Vaterlande und in der Nähe meiner ihrenten Mutter zu leben, mich den Bourbons verpflichtet hat, so darf ich es in diesem Augenblicke nicht ignoriren wollen. Wenn mich der Kaiser tadelt, werde ich ihm sagen, daß ich immer wie Alexis Beharnett und daß es es gewiß sehr übel genommen haben würde, wenn eine Frau sich in die Politik eingemischt hätte; ich sey daher nur meinen Gefühlen gefolgt. Er weiß sehr wohl, daß ich immer die Partei des Schwächeren ergreife."

Ich hielt noch einige Zeit bei der Königin, um sie zu überreden, nicht so bald nach ihren Palaste zurückzukehren. Sie war so ungeduldig, aus ihrem Gefängniß zu kommen und ihre Kinder zu sehen, daß sich schrecklicher Mühe hatte, sie zu überzeugen, daß es in diesem Augenblick noch mit zu viel Gefahren für sie verbunden wäre. Wie leicht hätte nicht das aufgeregte Volk sich an ihrem Hotel vergreifen können? Ich hat sie flehentlich, zu warten, bis Herr Decaux sie abholen würde.

Indem wir sprachen und sahen zum Fenster hinausschauen, bemerkten wir den gegenüber wohnenden Maler, der sich immer noch bemühte, das Bild des Kaiserlichen Ministers in großer Uniform zu retouriren. „Es ist wirklich Herr v. Montalivet", sagte mir die Königin. „Ich glaube, ihn zu erkennen, und bald wird ihn der Maler, als Zeichen seiner Bonapartistischen Gesinnung, wie ein Schild ans Fenster stellen."

Dieser Gedanke machte mich lachen; ich verließ die Königin, um ihre Aufträge auszuführen.

Ich übergab Herrn Lascoux den Brief, den ich zu diesem Behuf erhalten hatte; er ging wirklich zwei Stunden darauf mit seiner Compagnie ab und verbrach, den Brief zu besorgen.

Da wir uns den Wünschen und der Ungeduld der Königin nicht länger widersetzen wollten, so nahm Herr Decaux einen Wagen, um sie abzuholen, und da wir es für unpassend fanden, daß sie nach ihrem Hotel zurückkehre, ehe eine Regierung in Paris öffentlich anerkannt war, so begab sie sich fürs erste zu Madame Chastes, nue de la paix, um die Rückkehr des Kaisers Napoleon, die man in aller Eil wieder bergestellt, auf der Säule des Vendôme-Platzes anstrichten zu sehen. Eben so begierig, wie sie, dieser Feier beizuwohnen, begab sich mich zu Mad. Charles, die sich fragte, ob sie meine Bestellung an die Familie Orleans ausgerichtet habe. — „Nein", sagte sie mir, „ich bin deshalb hingefahren, kam aber gerade in dem Augenblicke, als die Familie, voll Bestürzung, abzureisen im Begriff war. Als man mich erblickte, schickte man mir den Mund mit den Worten: „Die Herzogin von St. Leu ist allein an unserem Unglück Schuld." — „Sie wird also immer verkannt bleiben", sagte ich zu Mad. Charles; „es ist ein trauriges Geschick."

Um die Ordnung in Paris aufrecht zu halten, die auch seinen Augenblick gestört wurde, übernahm Herr v. Montesquiou das Kommando. Kein Royalist war zu sehen.

Mehrere Generale Napoleon's kamen noch vor dem Kaiser an, und ohne den geringsten Widerstand war eine der größten Staats-Umwälzungen ausgeführt. Da konnte man wohl behaupten: Wenn die ganze Welt eine Sache will, so muß sie wohl gelingen. Die große Hauptstadt, sich selbst überlassen, hatte keinen Augenblick ihre Ruhe eingebüßt.

Die Königin kam zur Mittagszeit in ihrem Hotel an, und kaum war ihr Diner beendigt, als ein Offizier der National-Garde ihr zu melden kam, daß alle Kaiserliche Minister in den Tuilerieen versammelt seyen, daß Napoleon sehr bald dort ankommen werde, und daß sie eingeladen werde, dahin zu erscheinen. Nachdem mir die Königin aufgetragen hatte, die Kinder zu ihr zurückzuführen, fuhr sie auch wirklich mit Mad. d'Arjuzon nach den Tuilerieen.

Während ich die Königin aus den Tuilerieen zurück erwartete, kam Herr v. Soulanges, Secretair des Prinzen Eugen, der mir sagte, daß er es für seine Schuldigkeit hielte, dem Letzteren durch einen Courier die Nachricht von der Rückkunft des Kaisers mitzutheilen, und daß er mich bitte, der Königin zu sagen, daß er nur auf einen Brief von ihr für ihren Bruder warte, um ihm augenblicklich die Depesche abzusenden.

Ich erwartete die Königin die Mitternacht; erschöpft von Müdigkeit, kam sie endlich an. Dieser rasche Uebergang einer fast tödtlichen Stille und Eingezogenheit zu einem Tage von solcher Aufregung und körperlichen Anstrengung hatte ihre Kräfte erschöpft. Sie küßte schnell ihre Kinder, die bereits schliefen und nicht davon erwachten. Ich erfuhr, daß sie bei der Ankunft des Kaisers beinahe erdrückt worden wäre. Es war acht Uhr, als er ankam; die Königinnen Hortensia und Julie (Gemahlin Joseph Bonaparte's) kamen ihm entgegen, um ihn zu empfangen; es flohnte aber eine solche Menschenmasse auf den Kaiser zu, daß man gar keine Notiz von ihnen nahm, und daß sie wirklich beinahe erdrückt wären.

Der Wagen des Kaisers war in den Tuilerieen fast ganz allein angekommen. Eine schwache Begleitung seiner Reisutanten hatte ihm kaum folgen können. Bis zu seinem Zimmer trug man den Kaiser, und viele Mühe hatten die beiden Königinnen, die man jetzt wieder aufsuchte, sich durch die Menge zu drängen, um zu ihm zu gelangen. Er umarmte sie ziemlich kalt und erkundigte sich nach ihren Kindern. Nachdem die Königin Hortensia ihm gesagt, daß sie sie verstleckt gehalten habe, antwortete er: „Sie haben meinen Neffen mitten unter meine Feinde in eine falsche Stellung gebracht" Das war Alles, was sie von ihm zu hören bekam; später sagte er hinzu: „Ich habe auf Eugen und zweifle nicht, daß er wieder zu mir kommen wird; ich habe ihm von Dem aus geschrieben." — Madame Lallemand kam, um die Freiheit ihres Gemahls zu erflehen. Der Kaiser konnte sein Vergehen durch die Zeitungen nur sehr oberflächlich. Nachher schloß er sich ein, abwechselnd mit den Ministern und dem Herzog von Otranto zu arbeiten, und da er die Königinnen nicht verabschiedet hatte, so erwarteten sie ihn noch immer, obgleich sie todt vor Müdigkeit waren. Endlich entschlossen sie sich, nach ihren Hotels zurückzukehren.

Die Königin war so erschöpft, daß sie, als ich des Couriers des Herrn Soulanges an ihren Bruder erwähnte, mir erwiederte: „Ach, ich habe keinen Muth, zu schreiben; meine Kräfte sind hin." — „Aber, gnädige Frau, ein einzig kleines Wörtchen — Ihr Bruder würde erstaunt seyn, seine Nachrichten von Ihnen zu haben; es würde ihn trauern machen." — Und Alix Lescuyer, die Herzogin Stephanie von Baden? Sollten Sie, da der Courier über Karlsruhe und München geht, die große Neuigkeit ihnen nicht selbst mittheilen? Die Letzten zu sehen, die von einem Ereignis, das sie so nahe berühren muß, Kunde erhalten, muß sie doch sehr betrüben."

„Ach", sagte die Königin, „schreibe ihnen, wenn Du willst, ich habe keine Kräfte, an meinen Bruder ein paar Zeilen zu richten." So ermuthet, wie sie war, schrieb sie nach folgende Worte, die sie wie nachher oft wiederholte, und welche die Veranlassung zu vielen Intrigen gegen sie wurden. Wie oft suchte sie in ihren Geschäftnissen sich des kleinsten Ausdrucks zu erinnern, um herauszubringen, was die Politik an den Orten stelle stehe.

„Mein lieber Eugen! Eine Begierung, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst, hat den Kaiser nach Frankreich zurückgeführt. Ich habe ihn eben gesehen, er hat mich sehr kalt empfangen. Wahrscheinlich ist ihm mein Aufenthalt in Frankreich nicht recht gewesen. Er sagt mir, daß er auf Dich zähle und Die von Lyon geschrieben habe. Mein Gott! Ich sehe voraus, daß mir keinen Krieg bekommen! Hoffentlich wird Rußland seine Feindseligkeiten gegen uns beginnen; der Kaiser Alexander hielt ja sein Versprechen ein, in Verlegenheitswerfen! Es würde zu schrecklich seyn! Benutze den Einfluß, den Du auf den Kaiser Schlaf, ihn zum Frieden zu bewegen. Die Menschlichkeit gebietet es. Hoffentlich sehe ich Dich bald. Während 12 Tagen habe ich mich verbrogen müssen, weil man tausend Geschichten von mir verbreitete. Adieu, ich bin todt vor Müdigkeit."

Das ist der Brief, wie ich ihn gelesen, und wie die Königin ihn so oft sich ins Gedächtnis zurückgerufen hat. Wenn die Aufrichte auch vielleicht ein wenig abweichen, der Inhalt war derselbe. Diesen Brief hielt man für einen Beweis, daß die Königin Theil an den Staatsgeschäften in Frankreich nehme, und er wäre beinahe von den traurigsten Folgen für sie gewesen.

Portugal.

Die Theater in Lissabon.

Es kann jetzt so wenig als früher von einer Portugiesischen Literatur die Rede seyn; die Kunst und die Poesie der Portugiesen sind auf den einzigen Namen Camoens beschränkt, der an Dichter-Ruhm mit Tasso, Ariost und Milton gleichen Schritt hält. Die Lusiade ist das gebrüligte Palladium Portugals. Auch ist Portugal stolz auf seinen einzigen großen Dichter und benutzt sich mit heiligem Schauer vor dem nationalen Meisterwerk. Es scheint, als wollten die Verehrung und die Bewunderung der Jahrhunderte den letzten Camoens für die Leiden des weiland lebenden vergüten. Ein zufriger Besitzer seiner Krone, hat er

Digitized by Google

zu Beidern in der Königsmörde die größten Genien aller Zeiten und Länder, und kein Landesmann hat es je so sehr verfucht, ihn zu entthronen.

Die dramatische Kunst ist bei solcher Armuth an Schriftstellern natürlich sehr in Rückstand gekommen. Das Theater muß vor Allem der Gegenwart sich anbequemen; aber die Wissenschaft des Zeitgemäßen fehlt den Portugiesen ganz. Das jetzige Portugiesische Theater in Lissabon, das einzige, auf dessen Bühne man die Nationalsprache redet, ist der geschmacklose Sammelplatz der niedersten Gattungen: wenige Stücke einer sehr gemischten Gesellschaft, man spielt hier schlechte Stücke vor einem Publikum, das nicht übler ist, ist zu beurtheilen; mit guten Stücken würde man daher auch nur eben so weit kommen. Der Direktor selbst hält von den einheimischen Werken nur wenig: ist gute Einnahme sein Haupt-Augenmerk, so läßt er ihnen gewöhnlich die Portugiesische Uebersetzung eines Victor Drama's oder Kaufmäher's Roman zukommen. Noch vor kurzem hat er seinen Theater-Kunden Victor Hugo's Angelo Malipieri und die amüsante Farce Prosper und Vincent dargeboten.

Uebrigens ist die Kunstcharakter Französischer und Deutscher Provinzial-Bühnen sehr beschieden im Vergleich mit der des Lissaboner Theaters; denn nicht selten hört man auf den Ausschlags-Zetteln Ankündigungen wie die folgende: „Heute, den 1ten u. s. w. Erste Vorstellung des Angelo, eines großen Drama's des berühmten Victor Hugo, das bereits in allen Hauptstädten Europa's mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen worden u. s. w. (Es folgt nun die Analyse des Stückes.) Ferner, am selben Abende, zweite Vorstellung des Prosper und Vincent, eines allerliebsten Stückes, das Anfangs zum Theil Nebenschnitt zweier Zwillingsbrüder sich dreht. Nichts ist drolliger und kurzweiliger, als zu sehen u. s. w. u. s. w. (Es folgt die Analyse des Vaudeville's). Man bemerke übrigens, daß das Portugiesische Theater seit einiger Zeit sich verbessert. Die Einführung einer Französischen Bühne in Lissabon hat zu dieser Verbesserung mitgewirkt.

Wer die schlecht unterhaltene Aufseherin und den unreinen Eingang des Französischen Theaters sieht, der würde sich's nicht träumen lassen, daß hier die beste Gesellschaft von Lissabon zusammenkommt. Der Saal des Hauses ist klein, finster, eng, und die Korridore, in denen man recht nach Herzenslust Tabak rauchi, versenken einen gar nicht sehr aristokratischen Geruch. Dennoch drängt sich hier das Publikum, und die reichsten und angesehensten Familien haben soll jede eine Loge in dem schlechten Amphitheater, das von 1700 bis 1800 Franken. Die Königin Donna Maria hat das Theater ganz besonders in Affection genommen und besuchte diese Leidenschaft ohne allen Rückhalt. Sie läßt keine Vorstellung unbesucht und schreint besonders an dem echt pathetischen naturgetreuen Spiel der Mademoiselle Chanton großen Gefallen zu finden. Auch die Minister, die macht Ihrer Majestät viel Beschäftigen, der portugiesische Kronprinz, der sie eben so oft zu einem derglichen Besuch, als die schlechteste Bürgerfrau.

Das Portugiesische Publikum ist im Allgemeinen kalt und gemessen. Es applaudirt und zischt nur selten, und das fatale Klatschen des Beifalls, eine wahre Abgeschmacktheit, ist in Portugal fast ganz unbekannt. Dessenungeachtet kann man hier, so gut wie anderwärts, Cabale machen oder durchkämpfen die Mittel zu diesem Zwecke sind von anderer Art. Wenn das Publikum schweigt, so hat der Dichter verspielt, wenn es lacht oder weint, so hat er gewonnen. Vielleicht wird man diese humane Methode, sein Urtheil über ein Stück zu äußern, in die Parterre's der Französischen Theater nie verpflanzen können; wer aber auch in Paris das Geschrei, die Mißbilligungen und Beklemmungen jener Saufen von Besessenen kennt, das Parterre selbst, den kann es öfters einem derglichen Lachen, als die schlechteste Bürgerrede

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Ämtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 14. Dezember 1836.

Frankreich.

Der Salon der Frau von Staël.

Von Mad. Sophie Gay.

Die Herrschaft der Salons hat mit der der Frauen ein Ende genommen, und es würde schwer sein, unserem heutigen „jungen Frankreich“ eine Idee von dem Einflusse zu geben, den gewisse Gesellschaften früher auf die Staats-Angelegenheiten und die Wahl der Minister ausübten. Es war eben nicht leicht, einen Salon zu halten; denn eine Menge vornehmer, reicher Herren, Financiers und hohe Beamte sahen täglich zahlreiche Gäste bei sich, gaben in ihren glänzend dekorirten Sälen Konzerte, Bälle und andere Festlichkeiten, hatten aber dennoch keinen Salon, weil selten Alles, was zur Erreichung einer so gesuchten Macht erforderlich war, vereinigt gefunden wurde. Die Hauptperson, die dazu beitragen konnte, einen Gesellschafts-Saal zu zieren, war die Dame vom Hause, der es oblag, die Honneurs zu machen und durch ihren Geist und Charakter einen gewählten Kreis um sich zu versammeln; sie mußte, ohne alt zu seyn, doch schon das Alter überschritten haben, in dem man mit einer hübschen Frau nur von ihrer Schönheit und ihrem Putze spricht; sie mußte in jener Epoche des Lebens stehen, in welcher der Geist einer Frau mehr von der Eigenliebe der Männer erhält, als ihre Reize und ihre Jugend jemals von ihnen Herzen erlangen konnten.

Rang und Vermögen waren diesen Königinnen der Sammelplätze für die große Welt nicht unumgänglich nothwendig; denn man sah je Frauen, wie die fast arme Mad. du Deffant und wie Mad. Geoffrin, die Frau eines Manufakturisten, an der Spitze von Salons, aus denen Edikte und Akademiker hervorgingen; die Streitfragen, die damals die Gemüther und Geister bewegten, waren indessen lange nicht so wichtig, wie diejenigen, welche später im Salon der Frau von Staël wiederhalten.

Die zweite Bedingung eines Gesellschafts-Saales war ein höflicher, anbedeutender oder adweisender Hausherr; zuweilen — aber nur ausnahmsweise — duldete man auch einen ziemlich liebenswürdigen; doch mußte er sich vor Allem gänzlich dem Willen derjenigen, die in seinem Salon den Vorsitz führte, unterwerfen. Diese durfte sich in der Wahl der Personen, denen sie den Zutritt zu ihrem Hause verschattete, nicht allzu leicht zeigen; denn ein Salon, wo Jeder sich vorstellen lassen darf, fühlt sich oft nur zu schnell mit unwürdigen Mitgliedern, und verliert dann schon allein dadurch seinen Einfluß und sein Ansehen. — Auch mußte die Geheimerin des Hauses einen entschiedenen Geschmack für alles Erhabene und Ausgezeichnete besitzen; jede kleinliche Gesinnung des Neides und aller Eifersucht mußte ihr fremd seyn; ihre Pflicht war es, die geistigen Vorzüge zu schätzen, die Talente zu würdigen und alle Langweiligen zu entfernen; das sind Dinge, die eben so viel Geschicklichkeit, als Verstand und Willenskraft erfordern.

Wie eine Göttin den ihr geweihmeten Tempel nie verlassen darf, so mußte auch eine Salon-Dame stets in ihrem Hause bleiben und täglich zur bestimmten Zeit ihre Thüren erneuern, damit diese nicht etwa einmal dem Altar, auf den sie ihre Huldigungen niederlegen wollten, leer und verwaisamt fänden. — Jetzt, wo man jeden Abend ein neues Stück zu applaudiren, ein Konzert zu hören hat, wo man Bälle und Feten besucht, ohne sich zu befragen, wenn man auch drei Stunden in der Wagenreihe warten muß, jetzt begreift man nicht, wie eine Frau sich je freiwillig verpflichten konnte, jeden Abend in ihren Salon zusammenzukommen, wenn nicht irgend eine seltene Gabe der Familien-Festlichkeit ihre Abwesenheit bei ihren Besuchern entschuldigte. Das war doch eine unerträgliche Sklaverei, glaubt man jetzt; und ich denke mir, daß diese Sklaverei, die allein darin bestand, täglich die geistreichsten Leute über interessante Dinge plaudern zu hören, weniger schwer zu ertragen war, als unsere modernen Vergnügungen es sind. — Wie reichlich die Vortheile, die aus einer solchen Stellung erwuchsen, die alle Unannehmlichkeiten derselben entschädigten, können wir daraus schließen, daß eine der ausgezeichnetsten und lebhaftesten Frauen, deren Erscheinen in einer Gesellschaft oder im Theater schon allgemeine Sensation erregte — daß Frau von Staël, mit einem Worte, sich freiwillig die Pflicht auferlegt hatte, die Abende nur in ihrem Hause zuzubringen; sie, die überall Bewunderern, welche ihrer Eigenliebe schmeichelten, begegnen konnte, die wohl in jeder Gesellschaft Männer traf, welche ihre seltenen geistigen Vorzüge zu würdigen verstanden, sie wußte, daß man nur in seinem eigenen Salon herrscht, daß ein Theil der Verdienste der Besuchenden auf die Gebieterin des Hauses zurückfällt, daß die Nachrichten, die man ihr bringt, die Bonmots, die bei ihr ausgesprochen werden, fast ihr Eigenthum sind, daß sie allein das Recht hat, den Unterhaltungen in ihrem Hause Leben zu geben oder sie zu unterdrücken, und daß in Frankreich diese Macht einer anderen nahe verwandt war; denn wer so nach seinem Willen die Gespräche und Unterhaltungen derjenigen Männer zu leiten vermochte, der hatte auch oft das Recht, ihren Handlungen zu gebieten.

Der Salon der Frau von Staël, treffen Macht die Ehre hatte, den größten Mann der neueren Zeit zu erschrecken, läßt sich in drei Epochen theilen: in die der Revolution, des Konsulats und der Restauration. Der erste Salon war underzweifelt der einflußreichste; hier versammelten sich Barnave, Talleyrand, Lameth, Duport, Boissy d'Anglas, Pastalis, Sameon, Creuzen zu Soubray, Pontécoulant, Thibaudeau, Chénier, Roederer und Benjamin Constant; hier berathschlagten sie über neue Dekrete und entschieden sich für oder wider die wichtigsten Ernennungen.

Barras, dem einzigen Mitgliede des Direktoriums, dem der Zutritt zu Frau von Staël gestattet war, kostete im strengsten Sinne des Wortes jeder bei ihr zugebrachte Abend eine gute Handlung; denn sie wendete jedesmal die ganze Kraft ihrer Beredsamkeit auf, um einige ungläckliche Opfer der Revolution zu befreien, und der galante Direktor konnte ihr nur selten widerstehen. — Auch auf Chénier übte diese merkwürdige Frau keinen geringen Einfluß; sie war es, die ihn bewog, dem Beispiele des Herrn von Pontécoulant zu folgen, dessen dreeckte Verwendung für die Zurückberufung des Herrn von Montesquiou eben mit einem Erfolge gekrönt worden, der um so glänzender war, als er die lebhaftesten Debatten erregt hatte. In Folge dieses von Pontécoulant für Montesquiou erhaltenen Dekrets, hat Chénier um die Anwendung desselben auf Herrn von Talleyrand; und nachdem dieser zurückgekehrt, war es wieder Frau von Staël, die ihn mit Barras in Verbindung brachte, und durch deren mächtige Empfehlungen er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten bald einer bedeutende Rolle spielte; „denn“, sagte sie, „Herr von Talleyrand bedurfte der Unterstützung Anderer, um zur Macht zu gelangen; aber um sich zu erhalten und seinen Standpunkt zu behaupten, konnte er jeden fremden Einfluß entbehren.“*) So verdankte Frankreich, wie man aus dem Vorhergehenden schließen kann, die politische Existenz dieses gewandten, allzeitigen Ministers dem Salon der Frau von Staël.

Unglaublicherweise führte diese wunderbare Verwandlung eines emigrirten geistlichen Edelmanns in einen republikanischen Minister nicht die Verbindung herbei, die Frau von Staël so sehnlich gewünscht hatte; die Parteien, welche die Rathes-Versammlungen trennten, standen sich nichtsdestoweniger feindlich gegenüber.

Frau von Staël empfang auch mehrere Mitglieder der Verschwörung vom 18. Fructidor; man klagte sie an, auch deren Theil genommen zu haben; sie verbrieflich sich aber, und man muß ihr glauben, denn ihr Salon allein war schuldig. Wir wissen, wie sehr sie die unglücklichen Proskribirten jenes traurigen Tages bedauerte, und welche Schritte sie, von ihrem großmüthigen Herzen getrieben, zu deren Beförderung that; aber das Alles reinigte sie nicht ganz von dem Verdachte, den sie erregt hatte, und Bonaparte sagte damals von ihr: „Es ist doch eine ganz vortreffliche Frau; sie würde alle ihre Freunde erlassen, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder aus dem Wasser zu ziehen und zu retten.“

Die zweite Regierungs-Epoche des Salons der Frau von Staël war weniger stürmisch; sie tödtete nur das Tribunat oder trug vielmehr nur dazu bei, das Ende seiner Herrschaft schneller herbeizuführen; denn die Regierung, welche der erste Konsul zu dieser Zeit dem Lande geben wollte, konnte die parlamentarische Opposition nicht ertragen, und er sagte damals mit Unwillen, indem er von den Rednern des Tribunats sprach: „Ich habe keine Zeit, die Geschwätze dieser widerspenstigen Schwätzer zu beantworten; sie thun Nichts und hemmen Alles; man muß sie zum Schweigen bringen!“

Die zweite Mitglieder des Tribunats, verdorbene Kinder der Republik, voll von Begeisterung für die Freiheit und bestandig diesem lockenden politischen Phänomen nachstrebend, sich mit aller Macht den vorbereitenden Dekreten widersetzten, die ihnen eben so viele kleine Pfade zur absoluten Gewalt zu seyn schienen. Damals wiederhatte der Salon der Frau von Staël von den geweckten Augen der Partei, die aus der Revolution ihren Nutzen ziehen wollte; die, welche sie beherzigsführt hatten, waren ihr zwar fast Alle unterlegen; doch verdienten Einrichtungen und Anordnungen, die mit so vielem Unglück, mit so schrecklichen Verurtheilungen erkauft worden, daß man sie

*) Considérations sur la révolution.

Digitized by Google

mit Muth und Unerschrockenheit vertheidigte; sie hatten ihm Lande so viel gesichert: Drohbild zwischen Garat, Andrieux, Daunou, Benjamin Constant, von dem Geist und dem Enthusiasmus der Frau von Staël unterstützt, diese Zeit eines thörichten Freiheits-Schwindels mit beredsamen Worten in den Tribunats-Sitzungen zu entschuldigen. Die Wiederholung solcher zu Gunsten der Freiheit gehaltener Vertheidigungsreden fand dann des Abends bei Frau von Staël Statt. Die geschicktesten dieser Redner waren die, welche die meisten Ideen und Worte der geistreichen Frau in sich aufgenommen hatten; Viele verstanden sie nicht, bevor sie nicht ihre Rede in den andern Tag ganz fertig hatten, und was noch mehr ist, sie war es obermals, die ihnen den festen Entschluß, den Muth eingeflößt hatte, ihre Meinung auch frei und unumwunden auszusprechen. Da ihre Absicht im Grunde vollkommen gut war und das Wort Freiheit, so sehr es auch in Folge des Mißbrauches, den man damit getrieben, an Gewicht verloren hatte, doch noch alle Geschicklichkeit hiesiger Heiligte, sie herrschte in diesen Gesellschaften nichts Geheimnißvolles; Alles wurde frei und offen verhandelt. Auch hätte Frau von Staël allein schon jedes Geheimniß unmöglich gemacht, denn die Aussprüche ihres hellen Geistes waren zu wichtig, zu interessant, um unbekannt zu bleiben. So erfuhr der erste Konsul immer schon des Morgens früh, was am vorigen Abend im Salon der Frau von Staël verhandelt worden, und wußte daher, welche Angriffe er an demselben Tage in der Tribunats-Sitzung abzuwehren habe.

Frau von Staël selbst gesteht uns in den Folgenden, was zu dieser Zeit ihr Salon für die Regierung und für sie war. „Einer der Tribunen, ein Freund der Freiheit und mit jenem ausgezeichneten Geiste begabt, den die Natur nur selten einem Menschen verleiht, Benjamin Constant, sagte mich in Hinzug auf eine Rede am Ruhetag, die er gern halten wollte, um die Wiederkehr der Tyrannei zu sprechen; ich ermunterte ihn mit der ganzen Kraft meiner Beredsamkeit dazu; indessen, da man wußte, daß er zu meinen vertrautesten Freunden gehöre, konnte ich mich nicht enthalten, meine Besorgniß dinsichtlich der Folgen, die daraus entstehen könnten, zu äußern. Den Abend vor dem Tage, an welchem Benjamin Constant seine Rede halten wollte, waren bei mir mit Personen, die Ihnen gefallen; morgen, wenn ich gesprochen habe, wird er leer sein.“ — „Sie müssen Ihren Ueberzeugung folgen“, erwiederte ich; die Begeisterung flößte mir diese Antwort ein; aber ich gestehe es, hätte ich vorausgesehen, was ich von diesem Tage an zu leiden haben würde, so hätte ich wohl niemals die Kraft gehabt. Constant's Rednertalent allerdings; er hatte mir Alles vorhergesagt, seinem Vorhaben zu entsagen, um mich nicht zu kompromittiren.“

Man weiß, welche Wirkung diese Rede hervorbrachte, wie sie von den republikanischen Rednern unterstützt und nachgeahmt wurden, und welches Dekret die Folge davon war.

Die von dieser Verordnung getroffenen Mitglieder des Tribunats verstummten sich, — gewöhnlich war Frau von Staël von ihnen glücklich, sich wenigstens durch Sonnets und dergleichen Spöttereien an dem eigenmächtigen Gewaltshaber rächen zu können, der es ihnen untersagen wollte, von der Tribune herab ihrer Beredsamkeit freien Lauf zu lassen.

Indessen konnte diese Opposition, die ihrem Beobrüste in beschaffen Epigrammen Luft machte, sie jetzt immer über strengere Wache wohl verhindern, aber sie nicht stören. Was vermochten auch so viele zerstreute, oberflächliche, verwirrte Ideen gegen eine einzige, die aber im Stillen erfunden und mit aller Festigkeit und allem Eifer des Ehrgeizes ausgearbeitet worden war? Um diese Zeit fanden sich im Salon der Frau von Staël nicht nur die Mitglieder der Oppositions-Partei zusammen, sondern zu ihren Besuchern gehörten auch viele Anhänger der Bourbonenpartei. Aber trotzdem für die ersten Konsuln die Minister, die Herren Roederer und Saubo, welche Neuigkeiten sie die von ihnen redigirten, für die beherrschende Macht stimmenden Journale sammeln wollten; auch Talma und Gérard fehlten nicht; der Gesellschaftsdame Frau Staël dieser Königin aller Salons war der Zutrittsort für die zurückgekehrten Emigranten; hier fanden sie jene feine Höflichkeit, jene Artigkeit für Geburt und Rang mehr, welche die gute Gesellschaft unter dem ancien régime so ausgezeichnet hatten; der Herzog Mathieu von Montmorency konnte den religiösen Gefühlen, welche seine reine Seele erfüllten, freien Lauf lassen, ohne die Ironie eines alten Atheisten oder eines jungen Freigeists fürchten zu müssen; der Herzog Adrien von Laval zeigte sich hier, wie er war, fein, geistreich und liebenswürdig, mit edlem, zuvorkommenden Wesen; der Graf Mathieu Montmorency mit seiner Gesellschaft durch seine witzigen pikanten Einfällungen, seine heitere Philosophie, seine tiefen, mit dem leichtesten Ton ausgesprochenen Bemerkungen, seine feinen und durch die geistreichen Antworten des Herrn von Chanvelin unterstützten Spöttereien; der Graf von Sabran gab dort schon Beweise des ausgezeichneten Geistes und großmüthigen Herzens, jener Eigenschaften, die ihn späterhin bewogen, sein Leben gänzlich der Pflege der Armen und Kranken zu weihen. Diese liebenswürdigen Männer aus dem ancien régime plauderten hier frei und ungezwungen mit den verschiedenen Kindern der Revolution, mit Ducis, Chénier, Lemercier, Arnault, Legouvé, Talleyrand, Reginaud de St. Jean d'Angely, Camille Jordan, Andrieux, B. Constant u. A. m. Die Verschiedenheit der Meinungen wich dem Bedürfnisse, sich gegenseitig mitzutheilen, sich zu gefallen: denn die einsichtsvolle, aufgeklärte Bewunderung jener Anhänger der alten Regierungsform war den Freunden der neuen Verfassung nothwendig, und jene Stützen einer gemäßigten Aristokratie, jene alten Minister, fahren auch den Einfluß gern, den ihr Ausspruch auf die jungen, demokratisch Gesinnten ausübte. Jede dieser beiden Parteien, getrübet durch das, was der anderen fehlte, auf gleiche Art durch die übermäßigene Gewalt neutralisirt, dachte auch nicht daran, die andere anfeinden zu wollen; Royalisten und Republikaner spielten mit einander, ohne sich zu lieben und ohne sich zu fürchten. — Dieses Spiel mußte dem ersten Konsul Unsonst stellte ihm Herr Regnaud de St. Jean d'Angely, der Freund und beständige Vertheidiger der Frau von Staël bei Napoleon, vor, daß der Salon dieser berühmten Frau den beseligsten Ruhm, den es sich erstrebt, sein könne; er erwiederte: „Das ist kein Salon, es ist ein Klub.“ Umsonst wiederholte ihm Regnaud, daß Frau von Staël eine zu enthusiastische Freundin des Ruhmes sei, um gegen den Sieger von Italien zu konspiriren; Wahrheit, Schmeichelei, Alles scheiterte an der Abneigung des Helden gegen diese geistreiche Frau; es war vergebens, daß er seine Abneigung gegen der Frau, der großen Unternehmungen gegen das kleine Hinderniß, der durchdachten Handlung gegen die Verdächtigung. — Sie mußte dem Schauplatze abtreten. Ein Verbannungsbefehl verurtheilte Frau von Staël, das Scepter der Pariser Conversation niederzulegen und ihrem glänzenden Leben zu entsagen; aber sie bildete einen kleinen Kreis um sich, der sie mehr beglückte, als alle Huldigungen der großen Welt. In der Gesellschaft eines Vaters, den sie anbetete, umgeben von geistreichen Freundinnen, die sie in ihrem Exil aufgesucht hatten, mit der Erziehung einer Tochter beschäftigt, deren Schönheit, Geist und Tugenden alle Wünsche ihres mütterlichen Ehrgeizes realisiren sollten, Werke vollendend, durch deren Vortrefflichkeit sie zu der ersten Schriftstellerin Frankreichs erhoben wurde, ein Gegenstand der Huldigung Aller, die auf Talent und Geist mit Recht Anspruch machten — konnte sie das Schicksal wohl bemitleidenswerth finden?

Schluß folgt.)

Finnland.

Auszug von St. Petersburg nach Finnland und dem Imatra.

(Schluß.)

Der zu Wyborg anlangende Reisende muß unverzüglich die Stadt durchlaufen, um sich am besten davon zu überzeugen, daß in derselben nichts Bemerkenswerthes zu sehen ist, und muß alsdann den Stadtthurm besteigen. Eine auf demselben befindliche ungeheure Uhr zeigt den guten Bürgern an, wann sie aufstehen, sich zu Tische setzen und zu Bette gehen sollen. Diesen nützlichen Dienst der Uhr erklärte uns beim Eintritt in den Thurm ein sauber gekleideter Bald-Schwede in beständigem Frack und rother Tuchweste, mit großen Manschetten und unmenschlichen Wüstenstiefeln, nebst Stiefeln mit großen Quasten. Sehr unbegreiflich klirg er mit uns hundertsechundvierzig Stufen zur Höhe des Thurmes hinauf, wo der Thurmwächter sich ausruht und alle halbe Stunden nach dem Stande der Uhr mit ehrner Zunge den Sterblichen die Zuschrift seit der Zeit verkündet.

Die Aussicht von dem Thurme ist bezaubernd. Der Meerbusen, von einer Menge von Landzungen durchschnitten und mit zahllosen Felsblöcken und Steinen überstreut, deren glatte, glänzende, aus dem Wasser hervorragende Oberfläche die Sonnenstrahlen zurückspiegelt; die Stadt mit ihren belebten Straßen, weite Aussicht in's Land mit ordentlichen Wäldern und Berge — dies Alles bietet ein höchst angenehmes Panorama. Wohnte unsere Augen sich hier an dem herrlichen Schauspiele weideten, erzählte uns der Führer, daß die Stadt an dreitausend Einwohner habe, und daß man auf die Vorstädte eine gleiche Anzahl rechnen könne; daß in dem Hafen täglich an sechzig fremde Schiffe ankommen, daß, wegen der geringen Wassertiefe, größere Schiffe nahe bei der Stadt anlegen können, sondern an der Insel Rogoli, Tragsunde, etwa 12 Werste von der Stadt, wo sich das Zoll-Amt und die Brandwache befinden, ausgeladen werden müßten; so wie endlich, daß G... in jenem Hause mit dem Garten wohne, obgleich die besten Brehein in dem Theile der Hafinsforschen Vorstadt gefacken würden, welcher Theiny heiße.

Als wir den Kursus der Widergaschen Statistik zu Ende gehört hatten, dankten wir unserem dienstfertigen Lobelanmten, stiegen den Thurm hinab und fuhren auf unerdlich langen Droschken, welche gewöhnlich von Karl XII. bätten ergäben können, nach Non r-pos, dem berühmten Park des Baron Nicolai. Nachdem wir die Vorstadt passirt hatten, hielten wir an und stiegen auf Stufen, welche in den Stein gehauen waren, einen kurzen aber sehr steilen Felsabhang hinan, an jeder Ruhe befriegen sollte. Hier war nämlich an Tage des Einzuges der Russischen Truppen in Wiborg, am 25. Juni 1710, das Zelt Peter's des Großen aufgeschlagen gewesen, was ein großes Kreuz und der Namenszug des Kaisers, in den Granit gehauen, bezeugen; auch sind die Klammern noch zu sehen, in denen die Zeltstange befestigt worden. Der Admiral Apraxin, welcher die Stadt belagerte, hatte Befehl, den Ort eine genaue Justirung erhalten.

[1] Die hier der Tochter der Frau von Staël, der Herzogin von Broglie, dargebrachte etwas harte Huldigung läßt uns fast vermuthen, daß Madame Sophie Gay mit dem ganzen Gewicht, das allerdings nicht ohne bedeutendes Talent und Geist entwickelt, in das Lager derjenigen getreten ist, welche die geistreiche Tochter ein Mißvergnügen gereichen hat machen wollen. Nur unserer Leser kann Frau Sophie Gay Vergnügen gemacht, die sie haben zwischen denjenigen Schriftstellerinnen unserer Zeit, wie z. B. George Sand und ihrer Mutter, gezogen werden. Auch als im vorigen Jahre der Ruf der Cholera Paris, und bis nach Paris gedrungen war und wir noch vor meiner in mit Frau von Staël vergleichen hatte, war eine der ersten Fragen, welche die Herzogin von Broglie unserem damals eben wieder nach Paris gekommenen Landsmanne, Herrn Professor Wand, vorlegte, ob es denn wahr sei, daß Frau von Nordmann so ungemein viel und eine eben so ungemein seltene Erscheinung gewesen sei, als über der Herzogin Mutter? Die Frage war viele natürlicher, daß sie beide Persönlichkeiten gerne gegen einander schien und Neigung zu schwach Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß sie das parteiisch sei, Lobes zu hören, als den Ruf der Deutschen durch Unbekannte angetastet zu lassen.

Digitized by Google

den Sturm zu gleicher Zeit vom Lande und vom Meere aus zu unternehmen, „um dem Feinde eine desto größere Diversion zu machen", wie Peter sich in seinem Schreiben an den Admiral ausdrückt. „Vor Beginn des Sturmes", schrieb Peter ferner, „wird der Beistand Unseres Gottes erfleht. Zweitens wird eine gute Disposition gemacht. Drittens, Anlernal alle unmenschliche Thaten vom Herzen ausgehen, so müssen die Herzen der Soldaten durch heitere Reden gestärkt werden." Als jedoch Alles zum Sturme bereit war und das Bombardement bereits begonnen hatte, befahl der Kaiser, da er sich unwohl fühlte, den Sturm noch zwei Tage bis zu seiner Wiederherstellung und seiner Ankunft beim Heere aufzuschieben. Dieser unerwartete Zufall aber wendete das Blutvergießen gänzlich ab, indem der Commandant von Wiborg, der Major Schlippenbach, sich zu dem, was Recht und Ehrenmann, auf Capitulation anerbot. Während derselbe noch mit Anfrarin Unterhandlungen pflog, traf der Kaiser am 22. Juni beim Belagerungs-Corps ein und zog am dritten Tage darauf mit dem Preobrashenskischen Regimente feierlichst in die Stadt ein, welche damals für die Vormauer der neuen Hauptstadt gelten konnte. Der Kaiser selbst berichtete hierüber in seinem Range als Contre-Admiral dem Fürsten Cäsar Romodanowsky: „Am 28. ward mir der Kommandant von Wiborg, nachdem derselbe Bresche gelegt war, den Sturm nicht erst abgewartet, sondern gestern Abend sich auf Capitulation ergeben hat.... Und so hat denn St. Petersburg auf diese Weise, durch Einnahme dieser Stadt, Sicherheit erhalten, wozu Wir Unsere zc. zc. Glück wünschen."

Von Neuem reposen zurückgekehrt, brachen wir noch an demselben Abend nach Imatra auf. Der Weg dahin ist, mit wenigen Ausnahmen, eine eben so natürliche Chaussee, als die, welche von Petersburg nach Wiborg führt. Die Gegend ist eben so wild und öde, eben so bebaut und bewohnt, aber überall malerisch und bunt; Wälder wechseln mit Wiesen, den Wiesen folgen Hügel, den Hügeln Berge und Felsen. Von Zeit zu Zeit erglänzt der Spiegel eines breiten Sees hell von den schräg einfallenden Strahlen der Sonne oder verschwindet, von Nebeln umgegen, seine leuchtende Oberfläche mit einem duchsichtigen Schleier. Hie und wieder trifft man auch auf einzelne zerstreute Wohnungen der Landleute und zuweilen auf die gut gedachte „Heimath" oder das Herrnhaus des häuslichen Gutsbesitzers. Nur selten begegneten uns ein leichtes Karriol mit einem oder zwei schwankenden Sitzen, eine schwere Frachtwagge, aus deren Inhalt Schlittenkufen hervorragten, oder lange Züge von Rennthieren, mit Brettern oder Balken, welche nach Wiborg in die an der Wokfa liegenden Sägemühlen gefahren werden, um sie von da zu Meere über die Gränze zu schaffen.

Jenseits Bentola, der zweiten Station von Wiborg, entschlummerten wir, durch das Schaukeln des Wagens sanft eingewiegt, bis uns ein unausstehlicher Stoß in die Höhe warf, uns aufs Neue, gradezum auf stärkere Empfindungen vorbereitete. Wir wachten plötzlich Beide, wir verabredet, zu gleicher Zeit auf, blickten um uns her — es fing an zu tagen; ringsum war Alles öde und still. Graue Nebel, welche sich langsam, wie ein schwerer Vorhang, verzogen, enthüllten nach und nach dem Blicke die umliegenden Wälder und Berge. Unsere Pferdchen zogen uns den Klingelzug hinter sich schleppend langsam den steilen Berg-Abhang hinan. In unserer Nähe war Alles still und ruhig; nicht ein Lüftchen wehte, sogar das zitternde Blatt der Espe hing bewegungslos an seinen dünnen Stielen. In der Ferne aber erhob sich jenseits des Waldes und Gehölzes ein dumpf tönendes Geräusch durch die Todtenstille der Natur. Anfangs breiten wir dasselbe für den Widerhall entfernter Gebirge, denn da sich wußte, so war noch über sieben Stunden von dem Wasserfall entfernt, so konnte ich mir gar nicht denken, daß jenes Getöse von demselben herrühren könne — und doch, war es so!

Wir befahlen jetzt unserem Kutscher, schneller zu fahren, und mit jeder Drehung des Rades wurde das Getöse hörbarer, lauter und brausender. In kurzer Zeit begann auch schon, rechts von der Straße und etwas tiefer, die Oberfläche des Flusses durch das Dickicht der Zweige zu schimmern, und erhellte sich endlich in seinem breiten Spiegel einem See. Näher dem Ufer zu war das Wasser ruhig und schien fast ohne Bewegung, in der Mitte aber schäumte es, durch Steine aufgehalten, in reißender Fluth dahin. Einige dreißig Saschenen weiterhin erdickten wir ein kleines hölzernes Haus, welches noch ausgebaut wurde; nach einer halben Minute hielten wir demselben gegenüber, rechts von der Hauptstraße, an einem Wege mit Pfählen umgebenen Teiche still und eilten sogleich an das Geländer, welches die Ufer desselben umgab.

Der Fluß, breit wie ein Arm der Newa, wälzt seine Gewässer zwischen hügeligen, grünenden Ufern fort, stellenweis durch Steinmassen in seinem Laufe aufgehalten, welche die Wellen schäumend überspringen. An einer länglichen bewaldeten Insel theilt sich der Strom in zwei Arme, welche, die Insel umschlingend, sich unterhalb derselben wieder vereinen. Hier aber eignen sich beim Fels plötzlich steil hinab, und er stürzt seine ganze Wassermasse in einen engen, mit spitzen Felsen überfüllten Granit-Schlund hinunter. Ein lautes Gebrüll ertönt aus dem Knäuel der reißenden Gewässer; Wolken von Silberstaub erheben sich über den Sturm des zerrissenen Stromes, welche die Sonne mit ihren Strahlen durchdringt und vergoldet, indem sie gleichzeitig mit den hochsteigenden Tropfen sie mit den lebendigsten Farben des Regenbogens spielt. Nur Schaum kräuselt und flieht auf der Oberfläche des Wassers, welches sich heftig den schwarzen Felsen entwindet und, bald den feuchten Abhang hinabstürzend, bald zurückgeworfen, zerrissen von den herabstürzenden Wellen, sich in entgegengesetzter Richtung fortstürzt und zur Höhe des Wasserfalles hinaufstrebt. Mitten unter den heraufstürzenden Wellen erheben sich plötzlich hohe Staubsäulen; welche sich wie kräftige Bäumen einander ergreifen, während sich zu ihren Füßen ihre Begleiter bekämpfen und die Umgegend mit ihrem Gebrüll erfüllen. Beausende Wellen suchen gewaltsam die Granit-Ufer zu erklimmen; doch zurückgestoßen von den unerreichbaren Wänden, stürzen sie in den Strudelwirbel zurück und sind in demselben Augenblick schon von dem Knäuel der übrigen Wellen verschlungen. In dieser Aufregung stigt das tobende Element auf dem etwa 60 Fuß breiten, in glatten Granit eingewölbten Bette wohl über hundert Saschenen weit dahin, während sein Fall auf dieser ganzen Strecke nur 32 Fuß beträgt. Der Strom bildet auf dieser Strecke wohl mehr als zwanzig kleine Wasserfälle, die in drei Hauptstürze sich vereinigen und die sich Höhlen im Bette gebohrt haben, wodurch zackenvolle Fontainen und Wirbel entstehen. Weiterhin wird das Gefälle stärker, die Ufer entfernen sich mehr von einander, der Strom fließt schneller, rauschender, aber schon ohne alle Wuth und ruhig, wie ere Zug des Schwans, fließen die weißen Wellen der Mündung zu.

Hingerissen von der Großartigkeit des Schauspiels, hatte ich gar nicht bemerkt, daß die aufspritzenden Wellen meine kleider ganz durchnäßt hatten. Wir gingen jetzt die Oeffnungsrachet nach den unterhalb des Wasserfalles befindlichen Pavillen und konnten unser Blicke noch lange nicht von dem herrlichen Gemälde loereißen, welches sich von diesem Punkte aus in neuer Herrlichkeit präsentirte. Von allen Punkten kann man zasselbe mit einem Blicke erfassen. Ein „Brillant-Berg" scheint sich vor uns herzurollen und erstarrt unsere Phantasie, indem man in jedem Augenblick befürchtet, von der tosenden Lawine mit fortgerissen zu werden, und wieflich hat auch ein ähnliches Schicksal schon einen Unglücklichen ereilt.

Im Juni 1825 wurde der Lieutenant S.... vom Rostoffschen Regiment mit einer Abtheilung Soldaten von Nyslot nach Wiborg geschickt und mußte auf der Station Sitola, eine Werst oberhalb des Wasserfalles, einige Nachtlag halten, die ihm zu lange Zeit zu vertreiben, nahm er hier seine Soldaten, setzte sich mit denselben in einen Nachen und fuhr auf der Wokfa spazieren. So lange sie zwischen den Ufern ruhig und Seinen lawirten, mit denen der Fluß im Angesicht des Dorfes überfüet ist, hatte die Fahrt auch nicht die geringste Gefahr. Da S.... aber weiter unterhalb auf dem Flusse wilde Enten bemerkte, so befahl er, darauf loszusteuern. Die Soldaten machten ihm zwar Bedeutungen dagegen und suchten ihn davon abzureden, doch ohne er nicht darauf und gehört ihnen Schweigen. Die Stedmung hatte unterdessen bedeutend zugenommen. Anfangs bemerkten sie dies gar nicht; als sie es aber gewahr wurden, war es bereits zu spät. Den Nachen in seinem Lauf aufzuhalten, war nicht mehr möglich, sie wollten daher nach dem Ufer zu steuern; kaum hatten sie aber den Nachen gewendet, als auch schon eine Welle über denselben wegging und ihn umstürzte, so daß die Unglücklichen in dem Strudel selbst untergingen. Eine Hoffnung war jedoch noch geblieben: ein kleiner Felsen ragte an derselben Stelle aus dem Wasser, wo dieses mit lautem Tosen durch die Granitspalten sich hindurchstürzt. An diesen Felsen hieben die Verschlagenen hängen. Die beiden Soldaten klammerten sich mit der Anstrengung der Verzweiflung an den Nachen selbst und retteten sich. Der unglückliche S.... versuchte sich ebenfalls festhalten, allein seine Hände glitten an dem glatten Steine ab und so riß ihn der Strom mit hinunter. Noch ein Augenblick — noch einmal theilte sich die Welle mitten im Gebrülle der Wogen, und der Abgrund verschlang sein Opfer. An dem Ufer vorübergehende Bauern sahen die Soldaten, brachten lange Stangen herbei und zogen vermittelst derselben die beiden Leute an das Ufer. Von dem unglücklichen Offiziers wurde zwei Werste unterhalb des Wasserfalles gefunden, doch war derselbe so zerquetscht und zerrissen, daß man nur mit Mühe die Gesichtszüge noch zu erkennen vermochte. Der Landmann, welcher mit diese Begebenheit erzählte, versicherte zugleich, daß man unterhalb des Wasserfalls öfters die Kadaver von Bären finde, welche der Strom mit sich fortgerissen habe.

Am Imatra wird jetzt, wie ich oben schon erwähnte, ein kleines hölzernes Haus erbaut, welches zur Aufnahme der Kaiserlichen Familie bestimmt ist. Demnächst wird auch der Wald ringsumher gelichtet und in einen Englischen Park verwandelt, wie dies am gegenüberliegenden Ufer bereits geschehen ist.

In der Nähe wechselten wir die Pferde und fuhren, nachdem wir uns mit unserer leichten Equipage auf einer Fähre eingeschifft hatten, auf das linke Ufer der Wokfa ober Wokscha, wie die Russen den Fluß nennen. Diese Ueberfahrt geschieht auf eine ziemlich sonderbare Weise. Anstatt wird nämlich die Fähre, nachdem sie vom Ufer abgestoßen ist, in die Nähe derselben mittelst Rudern langsam stromaufwärts gefahren und nachdem sie so einen ziemlich bedeutenden Wasserfall, etwa eine Viertel Werst lang, überstanden hat, in der Richtung des Stromes gewendet und den heftigsten Wogen überlassen. Der nächste Wellensturz, welcher sich dem Wasserfalle entwindet, schlägt nun so heftig gegen die Fähre an, daß dieselbe gleichsam wie aus Furcht erzittert, doch still und schlachtenn sich vorwärts bewegt. Plötzlich aber erfaßt sie der Strom, reißt sie fort, treibt sie und lähm geschwind die Fähre auf dem Flusse einen schäumenden Bogen, bis sie endlich einige Minuten der gegenüberliegenden Ansahrt stillsteht. Diese komplizirte Bewegung der Fähre läßt sich dadurch erklären, daß von der Mitte des oberhalb gelegenen Wasserfalles zwei schnelle Strömungen in getrennter Richtung den beiden einander gegenüberliegenden Ansahrten zufließen, was vermuthlich durch einen bedeutenden, im Flusse zu Tage liegenden Felsen verursacht werden mag.

Wir begaben uns am jenseitigen Ufer nach einem Bauernhause, welches auf einem Berge, der Ansahrt gegenüber, lag. Der Wirth desselben, ein schöner, rascher, obgleich schon ziemlich bejahrter Russischer Bauer, trat uns an der Schwelle entgegen. Die Russischen freigegebenen Bauern kaufen sich nämlich öfters in Finnland ein Stückchen Land und bebauen sich dort in abgesonderten Höfen an. Wer aber am Imatra grasen ist, wird sich auch gewiß des Stephan Fedorow erinnern, weil er seine Reisenden mit seinen Erzählungen und wohl angebrachten Sprüchwörtern beinfligt oder ergötzt. Wir baten ihn nur, uns eine Suppe von Forellen zu kochen, deren sich die Wokfa derselben rühmt, und gingen unterdessen noch dem Wasserfall, um denselben auch von diesem Ufer zu betrachten. Hier fanden wir einen Haufen Schnchten, alte und junge, welche in Erwartung von Besuchenden mit Kärbchen voll rother Beeren

Digitized by Google

und bunter Steinchen bereit standen. Diese Steinchen sind das bemerkenswertheste Produkt des Imatra und sind nichts anderes als kleine Stückchen Lehm, welche der Fluß an das Ufer wirft und die, durch die Kanten der Felsen und Steine abgerundet und abgeschliffen, völlig verhärtet, die verschiedenartigsten, bald regelmäßigen, bald auch höchst wunderlichen Figuren bilden und zumeilen mit feinen Streifen, Linien und Rinnen bedeckt sind, als wenn sie auf der Drehbank bearbeitet wären. Für wenige Kopeken überließen uns die Finnen ihren ganzen Vorrath. Hierauf suchten wir den Letzteren durch Zeichen verständlich zu machen, daß sie einige Baumstämme in den Wasserfall werfen möchten, worauf auch sogleich zwei der Verständigsten von ihnen unserem Wunsch begriffen und erfüllten.

Ehe wir uns vom Imatra trennten, gruben wir noch unsere Namen mit scharfen Steinen in einen der am Ufer liegenden Felsen, blickten noch einmal auf den großartigen Granit-Wald, durch welchen die Natur den Ruhm ihrer eigenen Werke befingt, und kehrten zu unserer Fischjuppe zurück.

Diese haben den Imatra besucht, auf jeden aber hat das großartige Schauspiel, nach Maßgabe der Ihnen Umstände und der inneren Stimmung des Beschauers, einen verschiedenartigen Eindruck gemacht. Einige fanden eine Aehnlichkeit zwischen dem Abrinsall bei Schaffhausen und dem Finnländischen Niagara! Andere wiederum den letzteren nicht einmal der Benennung eines Wasserfalles. Diejenigen aber, welche den Imatra und die Katarakten des Nil gesehen haben, versichern, daß dieselben viel Aehnlichkeit mit einander hätten, nur daß der Imatra noch unvergleichlich rauschender und malerischer sey, als die Katarakten des Nil.

Stephan Fedoroff erwartete uns mit einer trefflichen Fischsuppe und den berühmten Forellen der Woksa, welche selbst Lucull nicht besser gegessen hat; und wenn auch die Fische der Woksa nicht, wie die Römischen Murænen, mit Menschenfleisch genährt werden, so sind sie doch nicht weniger schmackhaft als diese. Den Liebhabern des Fischfanges und der Fischerei-che kann man daher nur rathen, sich mit Angeln und Kaffern-ln hierher zu begeben, indem sie in den Finnländischen Flüssen und Seen hinreichenden Stoff zum Vergnügen und Genuß finden werden, so daß sie in Hinsicht ichthyologischer Erzeugnisse nicht erst nach Schottland reisen dürfen. Die Gewässer Finnlands haben großen Ueberfluß an guten Forellen, vorzüglichen Hechten, großen Lachsforellen und Lachsen, herrlichen Knappen, starken und außerordentlich schmackhaften Barschen; in einigen derselben aber giebt es sogar Störe und Sterlät, dieser anderer Fischarten nicht zu gedenken.

Unsere Reise war bisher sehr angenehm gewesen, und Finnland hatte uns mit seinen Schönheiten so angezieht, daß wir uns mit dem, was wir bereits gesehen, nicht begnügen wollten. Indessen war unsere Maschinerie nur auf den Imaten ausgestellt; wir waren daher unentschlossen, wohin wir uns jetzt von hier aus wenden sollten. In unserem Schwanken hrten wir lange mit den Augen auf unserer Wege-Karte umher, bald die Entfernungen abmessend, bald die Wortheile und Nachtheile des einen oder des anderen Weges erwägend, als plötzlich unser Blick auf den Ladoga-See fiel, auf die in dem nördlichen Theile desselben liegende Insel Walaai stel. Der Weg zur Stadt Sordobel, von wo man auf dem See nach Walaai überschifft, ist sehr bergig und höchst schlecht. Das Kloster auf Walaai — das älteste in Rußland — ist äußerst merkwürdig. „Sehen wir die heilige Insel!" war daher einstimmig unsere Meinung, und so fuhren wir denn nach Walaai.

Wl. Michailoff.

Italien.

Einige Italiänische Originale.

Nach dem Leben gezeichnet, von A. Piazza.

Man sagt, jeder Mensch habe sein Quentchen Narrheit, seine Capriolen, seine lächerliche Seite, eine Art von geistiger Krankheit oder moralischem Wechselfieber, das bei Einigen nur selten, bei Anderen aber sehr häufig sich manifestirt und mehr oder weniger erschreckende Symptome hat. Wir kennen mit einer unheilbaren Krankheit zur Welt, und ein gräßliches Gefolge anderer moralischer Uebel von zweiten Rang begleitet und durchs Leben und läßt seine Opfer nicht eher fahren, als bis der ewige Geist seine morsche Hülle verabschiedet.

Ich kannte in Mailand einen jungen Mann — der Name ist vor wenigen Monaten gestorben —, dessen Steckenpferd die Musik war. Er empfing seine Freunde in einem geräumigen Salon, den er mit Saiten-, so wie mit Blas- und Tast-Instrumenten aufgefüllt hatte, ohne auf einem einzigen dieser Instrumente spielen zu können. Gewaltige Stöße von Notenbüchern thürmten sich in allen Winkeln des Salons, auf Tischen und auf Sesseln, und doch verstand der Besitzer keine einzige Note. Alle Wände waren mit lithographirten Bildnissen berühmter Komponisten, gefeierter Sänger und namhafter Virtuosen behangen — darunter auch Bücher, deren Name nur in dem Orte, wo er in irgend einem Privat-Theater gegläntzt, und auch da nur ein paar Monate, eine Art von Berühmtheit hatte. Unser Musikfreund war mit acht Preiumdonnen und sieben Sängerinnen zweiten Ranges in Heirathe-Unterhandlungen getreten: zum Glücke aber kamen die Protokolle nicht zum Schlusse. Ein Meister im Detonieren, regalirte er die ihn besuchenden Fremde stets mit einer Cabaletta von Paccini, die er in Schlafrock und seidenen Strümpfen abtrirte. Pantoffeln trug er nicht, eine Sonderbarkeit, in welcher er sich als Gluck's Nachahmer bekannte, obschon ihm nicht einmal bewußt war, zu welcher Zeit und in welchem Lande Gluck eigentlich gelebt habe, wie er denn auch von seiner Glückschen Composition Kenntniß besaß. Als er eines Tages einen Violin-Virtuosen bei sich erwartete, schmierte er den Gregorbogen mit Talg, damit er desto sanfter über die Saiten dahingleiten und ihren süßere Töne entlocken möchte!

Ein Bolognefer, seines Faches ein Ingenieur, hatte die wunderliche Gewohnheit, jeden Abend, und zwar einige Stunden nach der Mahlzeit, sein Schlafzimmer auszumessen, bei welchem Geschäfte er die Vesper sang, um seiner Verdauung Vorschub zu thun. Melchte sich zufällig ein Besucher, so wußte er warten, bis der Vesper-Gesang zu Ende war.

Ein in Venedig lebender orientalischer Sprachforscher von ausgebreiteter literarischen Kluge stimmte jeden Morgen, wenn er erwacht, ein langes Klagelied an; darauf sprang er aus dem Bette, sahe durch ein feine Sieftuch, drannte sich einen Cigarro an und kroch wieder in unbeschreiblicher Extase unter sein Bettdecke.

Ein gestreichter Italiänischer Roman-Dichter, dessen Name noch ein Geheimniß ist (also ein großer Unbekannter), kann gewöhnlich nur produziren, wenn er im Bade sitzt. Aus dem warmen Wasser dictirt er seine Dialoge, seine Beschreibungen, einen Amanuensis. Will es einmal mit der poetischen Begeisterung nicht gut vorwärts, so braucht er nur den Kopf unter das Wasser zu tauchen und das rechte Bein aus der Wanne zu strecken — flugs ist er inspirirt!

Ich kenne einen Bater, der, wie er selbst sagt, einen Gott der Musik aus seinem Sohne machen will. Er zwingt ihn, Canevas-Stüden einzuüben, und zwar so, daß die Noten ihm verkehrt vorliegen. Er behauptet, kein Dilettant könne jemals in seiner Kunst Meister werden, wenn er diese Methode nicht befolge.

Ein Römischer Maler kam in seinem funfzehnten Jahre auf den Gedanken, die Iliade seines eigenen Studiums zu schreiben; er schrieb sehr 13,000 reimlose Verse, die einen unsäglichen Hunger von Hexameter in seinem Kopfe zurückließen. Befragt nach die Engels-Gedult, die einmal Gehör zu schenken, so bedeute er sich bald einer Wendung zu die folgende: „Ich bin überzeugt, daß Sie über diesen Gegenstand also denken" .... Erfolge dann eine bejahende Antwort, so entgegnete er lebhaft: „Ei, da sind Sie ganz auf dem Holzwege!" und begann sofort ein Raisonnement, in dem er nichts Geringeres zu beweisen suchte, als daß seine der Aristophanischen Verfassungen etwas tangle, in Gliederfeligkeit der Hottentotten dagegen unübertrefflich sey. Gelang es ihm nun, entweder mit diesem oder mit anderen weniger unsinnigen Paradoxien seinen Herer für sich zu gewinnen, so gerieth er plötzlich in eine Wuthrede und schrie: „Ei, sind Sind sie erst recht auf dem Holzwege! Ich habe durchaus nicht meine wahre Meinung verheimlicht — ich denke in dieser Sache ganz wie Sie, und Sie haben mir nachgezogen, weil Sie geistig verwahrlost sind, wie die Meisten unserer Landsleute!"

Ich kannte zwei Brüder, die ich eines Tages auf dem Lande trafen. Beide litten an einem darmächtigen Schnupfen. Der Eine hatte, in der freien Ihre, sich durch Erkältigkeit zu heilen, sein Bett nach einem Zimmer im Erdgeschoß bringen lassen, um die athmete daselbst die Dünste einer durchnäßten wollenen Decke, die über ein großes Kohlenbecken ausgebreitet war; der Andere, überzeugt, daß nur die Trockenheit ihn heilen könne, legte sich in ein Zimmer von 18° Wärme, wo die Sonne durch unverthüllte Glasfenster auf sein Lager fiel. Welcher Arzt ihnen wohl errathen, wer von Beiden zuerst genas? Beide waren in Bett von sechs Tagen ihrer Schnupfens Leiden.

Ein Original von reicher und angesehener Familie hatte auf seine Visiten-Karten zwei Staffen stechen lassen: in der einen Straße sah man viele brennende Laternen, deren Schein die Mauern der Häuser erhellte; die andere war ganz in Finsternis begraben. Unter beiden stand respektive: „illuminor bene" (so viel als gut gelaunt oder erleuchtet) und „illuminor male" (so viel als schlecht gelaunt oder erleuchtet). Dieser pfiffige Spaß machte Mitternacht aufsuchend und, in Begleitung seiner Dienerschaft, eine große Barke zu bestiegen, in der er von Mestre (dem Orte seines Aufenthalts) nach Venedig fuhr, um seinen Koffer bei Florian zu trinken. Gewöhnlich landete er hier um drei Uhr des Morgens. Zehn Minuten später kehrte er nach Mestre zurück und — legte sich wieder schlafen.

Unsere Musiker und Poeten geben befindere häufige Proben von mehr oder weniger harmloser Narrheit; nur bitten wir diese Herren, sich nicht einzubilden, daß solche Narrheit alle Mal ein sichreres Kennzeichen von Genie sey; der mittelmäßige Künstler kann sie in weit höherem Grade besitzen, als der große. Von den Improvisatoren ist sich Einer durch Wein begeistern, der Andere durch Wasser; mancher Komponist hat nur auf freiem Felde und im Sonnenbrand Gefes konzipirt; Andere (wie Paesiello) nur unter ihrer Bettdecke. Gewisse Künstler kamen erst in Begeisterung, wenn ihre Kinder um sie herum lärmten, und von Einigen will man gar wissen, daß der liebliche Duft eines Kapaunen-Bratens ihre Schöpferkraft weckte! Dem wackeren Haydn genügte zu diesem Zwecke der Ring Friedrich's des Zweiten.

(G. d. Alfano.)

Bei dem herannahenden Ablaufe des Jahres wird die Erneuerung des Abonnements in Erinnerung gebracht. Diejenigen, welche sich auf den mit dem 1. Januar beginnenden sechsten Jahrgang des Magazins neu zu abonniren wünschen, werden ersucht, es zeitig zu thun, da die Auflage nur nach Maßgabe der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition: (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 151. Berlin, Freitag den 16. Dezember 1836.

Frankreich.

George Sand an Giacomo Meyerbeer.*)

Genf, September 1836.

Carissimo Maestro!

Sie haben mir erlaubt, von Genf an Sie zu schreiben, und ich wage es, weil dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, da ich doch weiß, daß man Sie nie der Kameradschaft mit einer Langenschaft meines Schlages zeihen wird. Dreßeld will ich Ihnen auch, gegen allen gebräuchlichen Ton, meine ganze Bewunderung zu erkennen geben, ohne zu fürchten, daß ich Ihre Bescheidenheit kränken könnte. Ich habe keinen Ruhm zu verbreiten, ich bin in künstlerischer Hinsicht ein Schüler ohne Bedeutung, und die Meister können meinen Enthusiasmus schwach dünken.

Also will ich Ihnen denn einen Tag aus meiner Reise erzählen, einen Tag, den ich in einer Kirche begann, wo ich nur an Sie dachte, und in einem Theater beschloß, wo ich nur von Ihnen sprach. Um Sie mit meiner Person nicht zu langweilen, werde ich mich mit meinen Phantasien und mit meiner Unterhaltung so kurz als möglich fassen.

Ich trat in den protestantischen Tempel und hörte den Kirchengesang: es waren schwache Lieder, lauter und bedeutungslose Hymnen, bald steigerisch, bald religiös; ich hörte die Predigt eines schön gewachsenen Mannes, der uns lehrte, daß die Industrie deshalb solcher Forschritte in der Schweiz gemacht habe, weil Genf protestantisch sey. Uns ist dagegen gestattet, zu glauben, daß die Industrie in Frankreich so blühend sey, weil sie katholisch sind. Als das Schiff der Kirche leer war von den fashionablen Leuten, die ihrer Zeit, Lampe und Lorgnette verbrannt hatten, um Worte Gottes zu hören, die ihrer würdig waren, als der Prediger seine Predigten, diese ungeheuren Demüthigungen beendigt hatte, da erschien mir die Religionsidee, diese starke Idee ohne Einbildung, ohne Schleier und ohne geheimnißvolle Zierrathen, in ihrer reinen Größe. Diese Kirche ohne Fabrosacke oder Altarbeiligkeit, diese weißen, vom hellen Sonnenschein beglänzten Fensterscheiben, diese blühenden Bäume, auf denen, unaufhörlich in der Stunde der Andacht, die Gleichheit thront, diese glatten tadellosen Mauern, dies ganze Bild einer Ordnung, der erst seit gestern auf den Trümmern einer katholischen Kirche hergestellt zu seyn scheint, dieses nüchterne, völlig militairisch eingerichtete Schauplatz erfüllten mich mit Ehrfurcht und Traurigkeit. Hier und da wanden sich noch einige Figuren von Heiligen und Ungeheuern, Ueberreste des ehemaligen Kultus, gleichsam klagend und gefesselt, um die Kapitäle der Säulen. Die mächtigen Wölbungen waren weder papistisch noch hugenottisch. Erhaben und gewaltig, schienen sie dazu gemacht, den Aufschwung zum Himmel unter allen Formen zu empfangen, dem Gebet und der Andacht zu allen Rhythmen zu antworten. Aus diesen Steinplatten, die niemals von dem Knie der Protestanten erwärmt werden, schienen mir alle Stimmen hervorzuhallen, Laute eines stillen heiteren Triumphes und das leise Sterbegeseufz eines sanften, gesalbten, zweifelschwellen Todes ohne Rächeln und ohne Sehnen. Es war die Stimme des katholischen Märtyrers, des Märtyrers ohne Verzückung und ohne Geisteszerwirrung, des Dulders, dessen Land unter dem rauhen Stolz und der verschlossenen Gewißheit erstickt.

Wie wir, selbst bleichten sich diese gereimten Gesänge in meinem Innern in die Form des schönen geistlichen Liedes der „Hugenotten", und während ich ergründ das Mittgeschrei und das Schlachtgetümmel der Katholiken zu hören glaubte, zog eine große Gestalt vor meinen Augen vorüber, eine der größten dramatischen Figuren, eine der schönsten Personifizirungen der religiösen Idee, die in unserer Zeit von der Kunst geschaffen worden sind, die Gestalt des Marcell von Meyerbeer.

Und ich sah sie dastehen, diese ehrene Statue, beseelt von dem göttlichen Feuer, welches der Komponist ihr eingehaucht. Ich sah sie, verjüngt mir, Meister, meine Anmaßung, so wir sie Die selbst erscheinen seyn muß, als Du in der kühnen Mittagsstunde unter den hellen Bogengewölben eines protestantischen Tempels, eines Tempels so groß und klar wie sie, nach ihr suchtest. O Tonkünstler, der Du ein größerer Dichter bist, als irgend Einer von uns, in welcher unbekannten Falte Ihrer Seele, in welchen verborgenen Schlupfwinkel Ihres Geistes hast Du diese herrlichen reinen Züge gefunden, dieses Bild, das so schön ist, wie die Antike, so wahr wie die Geschichte, so lautre wie das Gewissen, so flach wie der Glauben? Der Du noch vor kurzem in den sinnlichen Tiefen von St. Markus auf den Knieen lagst und Deine Sicilianische Kirche nach zauberischen Melodien tanzen hattest,*) der Du in der Dämmerstunde, wo die Kreuzlerchen anzugünden werden und die goldenen und marmornen Wände in ihrem Schimmer funkeln, den katholischen Weihrauch einhauchtest und Dich von den wonnigen Schauern des heiligen Ortes ergreifen und regieren ließest, wie hast Du es vermocht, als Du in Luther's Tempel tratst, auch seine große Poesie hervorzurufen und seine heldenmüthigen Todten zu erwecken? Sie glauben, Deine Seele sey schüchtern und furchtsam wie Dante's Gemüth, wenn er, von seinem Genius nach der Hölle oder dem Himmel entführt, bei jedem Schritte erschrickt oder erbebt. Du hattest die Geheimnisse der unsichtbaren Ebbe belauscht, wenn bei Erbebung der Hostie die Mosaik-Engel Titian's ihre großen dunklen Flügel auf dem Goldgrunde des Byzantinischen Gewölbes bewegen und über dem niedergeknieten Volke schweben! Du hattest das unbeschreibliche Schweigen der Gräber durchwachen und unter dem bebenden Pulse des Kathedrales die Wehklagen der Verdammten und die Drohungen der Engel der Finsterniß vernommen. Alle diese finsteren und wunderlichen Allegorien hattest Du ja ihrem tiefen Sinn und in ihrer erhabenen Furchtbarkeit gefaßt. Zwischen Engel und Teufel, Himmel und Hölle des phantastischen Mittelalters faßt Du den Menschen mit sich selbst zerfallen, getheilt zwischen Fleisch und Geist, zum Dunkel des thierischen Lebens fortgerissen, aber beschützt von dem lebendig machenden Geist und gerettet von der himmlischen Hoffnung. Du hattest diese Kämpfe, diese Schrecken und diese Leiden, diese Verheißungen und diese Entzückungen in ernsten und rührenden Zügen gemalt, indem Du sie dabei in ihre poetischen Symbole gehüllt ließest. Du hattest uns mit fabelhaften Personen und unmöglichen Situationen zu rühren und zu erschüttern gewußt. Dies Alles, weil ein menschliches Herz in dem Künstler schlägt und alle Eindrücke des wirklichen Lebens kräftig in sich aufnimmt, weil die echte Kunst nichts Unbedeutendes hervorbringt und die glänzendsten Einfälle des Genies stets von der gesundesten Philosophie und von den süßesten menschlichen Sympathieen durchdrungen sind.

Hatte man aber nach diesen großen künstlerischen Werk, nach Ihrem Robert, nicht glauben, daß die ganze Kraft und Weihe Ihres Deutschen, also gewissenhaften und gründlichen Geistes sich unter Neapel's oder Palermo's Himmel entsündet hätten? Sind Sie nicht ein ernster, tiefsühlender Mann des Nordens, der nach das südliche Klima zu einem leidenschaftlichen Manne wurden? In Ihrem so ehrend bescheidenen Worten, in Ihrer anmuthsvollen, schüchternen und doch lebhaften Sprache, in dieser Art von Kampf, in welchem Ihr Künstler-Enthusiasmus mit einer, ich weiß nicht, ob ich so sagen soll, ängstlichen Kühnheit des Weltmannes zu schweben scheint, fand ich allen Zauber Ihres Werks, allen Reiz Ihrer Manier wieder. Aber aus der Hülle der Gewohnheit und der gebräuchlichen Zurückhaltung in den Worten blickte die Erhabenheit des großen inneren Ich's hervor, und ich fragte mich, ob Sie wohl lange die Wissenschaft und die Poesie, Deutschland und Italien, den Pomp des Katholicismus und den Ernst des Protestantismus neben einander einherführen würden; denn in Beidem war solch Protestantismus; dieser Gegensatz von kühnem Zweifel und verwegenem Muth mitten unter den mystischen Seufzern und dem begeisterten Aufschwung zu Heiligen und Engeln gnug schien mir eine Verbindung verbietender Kräfte, von einer lebendigen Einsicht in die Metamorphose des Gedankens und von großer Kenntniß des religiösen Charakters im Menschen. Man hat mit Hinsicht auf die Hugenotten gesagt, es gebe keine protestantische Musik, eben so wenig wie eine katholische, was so viel hieße, als behaupten, daß die Lutherischen Lieder, welche man in Deutschland singt, keinen anderen Charakter hätten, wie der Gregorianische Lobgesang der Sixtinischen Kapelle; als ob die Musik nichte weiter wäre, wie eine geschickte Zusammenstellung mehr oder minder gut verbundener Töne, um dem Ohre zu schmeicheln, und als ob der Rhythmus

*) Dieses Schreiben gehört zu den „Briefen eines Reisenden", die George Sand Mad. Dudevant in der Revue des deux Mondes nach und nach hat abdrucken lassen. Die Verfasserin giebt in diesen Briefen manche Ansichten über ihr Gemüths-, so wie über ihr Familien-Leben und theilt darin ihre mahrere Ansichten über Religion, Kunst und Wissen mit. Manches, was in ihren Romanen eben nur andeutend, nämlich in ihrer objektiven Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse, hat enthalten wollen. Wir theilen zur Probe dieses Schreiben, an Meyerbeer mit, weil es eben so interessant ist, das Urtheil der Französischen Schriftstellerin über den Deutschen Komponisten und besonders über seinen „Robert" und dessen Aufnahme in Deutschland und nicht gesammten „Hugenotten", als ihre eigenthümlichen Ansichten von der dramatischen Musik überhaupt und zuletzt von dem Wesen der Kritik, wie sie dasselbe am Schlusse ihres Briefes darlegt, kennen zu lernen. Was werden uns allerdings, wie in ihren Romanen, durch manche gewundene und ercentrische Schale hindurcharbeiten müssen, bevor wir zu dem Kern ihres Gedankens gelangen, doch dieser verlohnt wohl der Mühe, da er mitunter von eben so viel gediegener als poetischer Natur ist.

*) Robert der Teufel spielt bekanntlich auf Sicilien.

Digitized by Google

mus allein, wenn es nur in der dramatischen Situation paßt, schön hineichendt wäre, um die Empfindungen und Leidenschaften eines lyrischen Drama's anzuzeichnen. Ich glaube, daß ich nicht begreifen kann und mich frage, wie wohl die Hauptschönheit von Wilhelm Tell in etwas Anderem bestehen könne, als in dem so herrlich empfundenen und so idealisch verebelten Hirten-Character der Schweiz.

Doch es sind noch viele andere Paradoxien auf Ihre Rechnung ausgesprochen worden, die ich nicht verstehen kann, und wenn ich mir auch noch so sehr den Kopf zerbreche. Bis es einst Licht wird, bleibe ich überzeugt, daß die schönste aller Künste sämmtliche feine Abstufungen des Gefühls und sämmtliche Phasen der Leidenschaft darzustellen im Stande ist. Mit Einnahme metaphysischer Erörterungen, und auch dieses mag ich für mein Theil nicht in Anspruch nehmen, die Musik Alles ausdrücken. Die Schilderung der Natur-Scenen findet in ihr treuste Farben und Linien, die zwar weiter genau, noch ausgeführt, aber eben deshalb um so allgemeiner und poetischer sind. In Beethoven's Pastoral-Symphonie nicht viel bretscher und umfassender, als die schönsten gemalten Landschaften, und öffnet sie nicht der Phantasie die bezaubernosten Aussichten, ein ganzes Sugarim- oder Meinzer Thal, ein ganzes irdisches Paradies, in welchem die Seele sich empor schwingt, die unbegrenzten Horizonte, die sich unaufhörlich vor ihr auftun, weit hinter sich zurücklägt und vorüberfliegt an Gemälden, wo der Strom lebt, wo die Vögel singen, wo das Ungewitter heraufzieht, ausbricht und sich beruhigt, wo der Sonne den Regen von den Blättern leuft, wo ihr Lerche ihre fruchtbare Flügel schüttelt, wo das Lamm zum Hirten sich anlehnt, die gepreßte Brust sich erweitert, wo Geist und Körper sich neu beleben und, mit der Natur sich verschmelzend, in eine wonnige Ruhe zurückkehren.

Wenn der verweinte Lärm des Pro aus Circe*) sich in der Ferne verliert und die Abendglocke ihr melancholisches Geläut, matt wie die Stunde, schwindsüchtig und verschleiert mit Tagen, ertönen läßt, bedarf es da der rothgemalten Leinwand der Oper und des lumpichten Gaukelwerks von sechs Lampen, damit der Geist sich den glühenden und allmälig verbleichenden Horizont vorstelle, das verballende Geräusch der Stadt, den Schlaf, der seine grauen Fittige in der Dämmerung entfaltet, und das Blumen der Sonne, das immer verwelkender wird, je mehr sich die Gestalte und das Leben der Menschen entfernen und verjüngen? In diesem Moment des Stückes schließe ich gern die Augen, senke den Kopf in meine Hände und sehe dann einen weit glühenderen Himmel, eine mit viel wahreren Linien gefärbte Stadt, als — Herr Dupondchel mögen es mir nicht übel nehmen, — als seine schöne Decoration und das künstliche Spiel des verschwimmenden Lichts. Wie oft verwünschte ich den Sonnenaufgang, der den letzten Akt der zweiten Alte von Wilhelm Tell beginnt! Du Freimaurer, Pappe, Flintergeist und Maschinen! was habt ihr mit dem erhabenen Gebet zu schaffen, aus welchem alle Sonnenstrahlen majestätisch und gewaltig flammend hervorblitzen? worin die Königin des Tages selbst in ihrem vollen Glanze erscheint und gleichsam die Schneegipfel zerspreng, um mit den letzten Tönen des heiligen Gesangs am Horizont emporzuschweben! Aber die Musik besitzt in dieser Hinsicht eine noch viel größere Macht. Es bedarf keiner vollständigen Melodie; eine bloße Modulation ist hinreichend, um finstere Wolken über das Antlitz der Felsen anzubreiten und den Azur des Himmels zu zerstören, um den Wolken aufsteigen und die Cyklopen im Schoß der Erde zum Wüthen zu reizen, um den feuchten Sternwind durchzudringen und über die erschrockten Wanderinsassen zu lassen. Alice erblickt, daß der Himmel ist heiter, die Natur läßt ihre wilden wranfänglichen Harmonien erklingen. Plötzlich der genium unter ihren Füßen die Hexen ihren unzüchtigen Reigentanz. Der Boden erbebt, die Nasen verdorren, das unterirdische Feuer sprüht aus allen Poren der spaltenden Erde hervor, die Luft verdunkelt sich, und unheimliche Lichter erhellen die Felsen. Aber der Hexen-Sabbath verstummt in die unzüchtigen Tiefen, die Natur erwacht wieder, der Himmel klärt sich auf, die Luft erfrischt sich, der Bach setzt seinen vom Schrecken unterbrochenen Lauf fort, Alice lächelt wieder und betet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein alter jetzt nicht mehr existirender Stadttheil von Paris, der in den „Ungenannten", eben so wie in Herold's „Zweikampf", die Scene vorstellt.

Der Salon der Frau von Staël.

(Schluß.)

Der dritte Zeitraum, welcher in Paris den Salon der Frau von Staël wieder eröffnete, war der wahrer Unglücksfälle. Der Minister der Polizei, die damals in unseren Straßen umherschweifen, war mir unerträglich; ich blieb daher beständig zu Hause, und meine Freunde mußten mir, mündlich oder schriftlich, das Interessanteste aus den am meisten besuchten Salons mittheilen. Einer von ihnen, ein liebenswürdiger geistvoller Mann und feiner Beobachter, treffen richtiger Ideen Verstand dem Publikum dann durch seine interessanten Geschichten bekannt wurde, schrieb mir damals, als er einen Geselllschafts-Saal der Frau von Staël verlassen, welch einen Abend er drei die verbracht habe. Dieser Brief wird, dessen als ich es vermag, diesen brillanten und letzten Salon schildern, der sich leider so bald auf immer schließen sollte. Er lautet wie folgt:

„Paris, den 8. Mai 1814, um 2 Uhr Morgens.

„Ich komme so eben von Frau von Staël zurück und kann nicht einschlafen, ehe ich Ihnen erzählt, wie sehr ich mich dort amüsirt habe. Amüsirt ist eigentlich nicht das rechte Wort, denn der Salon dieser berühmten Frau ist mehr als ein Ort, wo man sich nur belustigen will; es ist ein Spiegel, der das Bild der Geschichte unserer Zeit zurückwirft. Was man dort sieht und hört, ist belehrender, als so manche Bücher, und unterhaltender, als so manches Schauspiel. Sie fragen mich, warum ich so wenig lese; wozu bedarf man der Lektüre, wenn man an der Quelle aller Ideen unserer Zeit schöpfen, wenn man die Entwicklee in ihrem Keime entstehen, die Forschereien bis zur Reife beobachten, wenn man die Wirkung vorhersehen kann, die ihre Ausführung einst in der Welt hervorbringen werde? Was ich hier unter der anmuthigsten Form entdecke, müßte mir vielleicht an einem anderen Orte übel angewandet scheinen, denn hier ist Leben und leuchtender Verstand, hier sind Gesellschaften und ein glänzendes Genie. Wie werde ich mein leben können, wenn wie sie jemals verlieren! Was den größten Reiz der Gesellschaft tiefer Frau ausmacht, ist das Gefühl, von der bereitwilligsten worden, das beiebt mit einzumale alle unsere Fähigkeiten, und wir fühlen sie in der Unterhaltung mit ihr wachsen; denn sie ist nicht nur mit ihrem Geiste; er spendet uns nur die reichen Schätze ihrer Seele, und giebt es etwas Schöneres, als ein tiefes Gemüth und waemes Gefühl in Personen, die durch ihren Geist so ausgezeichnet sind? Wenn die wunderbare Beredsamkeit, die Sie wohl kennen, ihre Wirkung auf die Menge hervorgebracht, wenn das Talent sein Tagewerk ausgeübt hat, wenn die öffentlichen Mission des Genies erfüllt ist, kann man sich ihr mit ihrer Autoren nahen, wo dann schön man, wie glücklich sich der schätzen kann, der das Recht hat, sich ihren Freund zu nennen! Dann überläßt sie sich jenem Vertrauen, dessen Verlockung eine schöpferische Seele immer empfindet, und bleibt mit einem oder zwei Freunden immer allein, um mit ihnen von ihren Ausgelegenheiten und von sich selbst zu plaudern; dann entdeckt man mit Erstaunen Schätze, die immer unter dem Reichthum der Ideen, der sie verschwendet hat. Welche Gemüthsnüße einer erhabenen Einsichtheit! Welche tiefe, gemüthliche Krankmisse der menschlichen Seele und der Welt! Wie fühlet sie uns auf neue Entdeckungen in der Geschichte, in der Natur, in uns selbst, wie lehet sie uns Dinge kennen, die wir schon zu wissen glaubten, und die uns doch noch irend waren! Man kannt dem Schöpfer, ein wahrhaftes Gottesdienst zu halten, wie sie."

„Sie beklagen sich bei mir über die Gleichgültigkeit gewisser Personen. — „„Man kann zu einmal nicht das Hauptinteresse eines Jeden ausmachen"", erwiderte ich ihr. — „„Aber"", antwortete sie mit einem Blicke, in dem sich die reinste Gutmüthigkeit malte, „„wo sie kommt es, daß keiner dieser Leute mich lieben kann, wie ich sie Alle liebe? Ich habe keine andere Absicht, als sie glücklich zu machen, liebenswürdige Herzen, diese edle Absicht eines edelmüthen Strebens schützet sie besser, als Wände voll Amalthen und Erzählungen es thun würden, ich bewundere sie, wie Jeder sie bewundert, aber nur Wenige lieben sie, wie ich sie liebe; . . . ich finde sie sogar schön! Sie allein verdhon mich mit dem Leben in Paris!"

„Sie wissen, daß der Herzog von Willington heute zum ersten Mal in Frau von Staël ihr zudringen wollte. Ich kam schon früh; sie war noch nicht zu Hause, und mehrere ihrer täglichen Besucher erwarteten sie. Die ausgezeichnetsten bestehen waren Benjamin Constant, der Abbe de Pradt und Herr von Lafayette; sie plauderten mit einander; ich setzte mich in einen Winkel und schien auf ihre Unterhaltung zu hören, ohne daran Theil nehmen zu wollen. Endlich trat Frau von Staël in den Saal. „„Ich bin sehr geliebkost"", sagte sie, „„aber es ist nicht meine Schuld, ich hatte eine Einladung zu einem Diner erhalten, die ich nicht ablehnen konnte; ich saß zwischen den Herren Fouché und M. . . . also waren Gift und Dolch zu meinen beiden Seiten.""

„Wie bewunderten die Originalität und ungekünstlertreue die Richtigkeit dieser Vergleichung, die eine vollständige Schilderung dreier Personen enthielt; aber wir gestel sie nicht; sie bestärkte mich in der Abneigung gegen eine Welt, die den Verrath, wenn auch nur in Worten, nicht allein duldet, sondern auch oft nothwendig macht. Ich konnte Frau von Staël nicht tadeln, daß sie in den allgemeinen Lein der Geschäftigkeit, in der wir leben, mit einstimmte; aber ich sagte nur: Wenn Personen, deren Geist und Meinungen so entgegengesetzt sind, die Wenge ausüben, solche Schwächen theilen, was soll dann aus den Schwachen werden, wenn sie dem Strome folgen?"

„Der Saal füllte sich nach und nach mit Personen. Die Alle den Helden des Abends erwarteten. Wir hatten ihn bis jetzt nur gesehen und waren ungeduldig, ihn auch sprechen zu hören."

„Man meldete Madame Recamier, die allein konnte die Dame des Hauses für die Langeweile der Erwartung entschädigen; nur Frau von Staël weiß sie ganz zu würdigen und hat unter ihren Reizen Eigenschaften entdeckt, die der Welt noch unbekannt sind. Die Damen setzen sich in einen Winkel des Saales und plauderten bis zur Ankunft des Herzogs von Wellington leis mit einander. Endlich trat er ein! . . . Der erste Ausdruck seiner Gesichte, die Einfachheit seines Benehmens brachten einen sehr günstigen Eindruck auf uns hervor. Frau von Staël selbst, der die Ungewöhnlichkeit seines Wesens bei einer so wenig Französischen Sprache wohl gefiel, rief: „„Er trägt den Ruhm, als ob er gar nichts wäre!"" Dann aber neigte sie sich zu meinem Ohr, und als ob ihr ganzer Patriotismus mit einem Male zurückgekehrt wäre, flüsterte sie mir zu: „„Man muß übrigens gestehen, daß die Natur niemals einen größen Mann mit geringeren Mitteln gemacht."" Ich schmiet mir, als ob in diesen wenigen Worten der ganze Held geschildert wäre."

„Sie glauben vielleicht nach diesem Eingange, daß uns der übrige Theil des Abends noch viel Unterhaltung gewährte; nun verstehen Sie selbst: Der Herzog von Wellington war kaum bis auf die Mitte des Saals gekommen, als der Abbe de Pradt sich seiner Anwesenheit und ihn zwang, während Dreiviertel Stunden seine Ideen (die Ideen eines Herrn de Pradt) über die militairische Taktik mit anzuhören. Stellen Sie sich den Aerger der Frau von Staël und die Langeweile ihrer Gäste vor. Herr von Chateaubriand sagte, er hätte zugelandt, jenen Redner zu hören, der an Demosthenes einige Aehnlichkeit habe. Endlich gestattete Herr Pradt seine Worte entschädigte und nicht für die Langeweile, so unterhielt er doch für die Neugierde. Ich werde nicht vergessen, wie ich mich, warum ich so wenig lese; wozu bedarf man der Lektüre, wenn man an der Quelle aller Ideen unserer Zeit schöpfen, wenn man die Entwicklee in ihrem Keime entstehen, die Forschereien bis zur Reife beobachten, wenn man die Wirkung vorhersehen kann, die ihre Ausführung einst in der Welt hervorbringen werde? Was ich hier unter der anmuthigsten Form entdecke, müßte mir vielleicht an einem anderen Orte übel angewandet scheinen, denn hier ist Leben und leuchtender Verstand, hier sind Gesellschaften und ein glänzendes Genie. Wie werde ich mein leben können, wenn wie sie jemals verlieren! Was den größten Reiz der Gesellschaft tiefer Frau ausmacht, ist das Gefühl, von der bereitwilligsten worden, das beiebt mit einzumale alle unsere Fähigkeiten, und wir fühlen sie in der Unterhaltung mit ihr wachsen; denn sie ist nicht nur mit ihrem Geiste; er spendet uns nur die reichen Schätze ihrer Seele, und giebt es etwas Schöneres, als ein tiefes Gemüth und waemes Gefühl in Personen, die durch ihren Geist so ausgezeichnet sind? Wenn die wunderbare Beredsamkeit, die Sie wohl kennen, ihre Wirkung auf die Menge hervorgebracht, wenn das Talent sein Tagewerk ausgeübt hat, wenn die öffentlichen Mission des Genies erfüllt ist, kann man sich ihr mit ihrer Autoren nahen, wo dann schön man, wie glücklich sich der schätzen kann, der das Recht hat, sich ihren Freund zu nennen! Dann überläßt sie sich jenem Vertrauen, dessen Verlockung eine schöpferische Seele immer empfindet, und bleibt mit einem oder zwei Freunden immer allein, um mit ihnen von ihren Angelegenheiten und von sich selbst zu plaudern; dann entdeckt man mit Erstaunen Schätze, die immer unter dem Reichthum der Ideen, der sie verschwendet hat. Welche Gemüthsnüße einer erhabenen Einsichtheit! Welche tiefe, gemüthliche Krankmisse der menschlichen Seele und der Welt! Wie fühlet sie uns auf neue Entdeckungen in der Geschichte, in der Natur, in uns selbst, wie lehet sie uns Dinge kennen, die wir schon zu wissen glaubten, und die uns doch noch irend waren! Man kannt dem Schöpfer, ein wahrhaftes Gottesdienst zu halten, wie sie."

„Sie beklagen sich bei mir über die Gleichgültigkeit gewisser Personen. — „„Man kann zu einmal nicht das Hauptinteresse eines Jeden ausmachen"", erwiderte ich ihr. — „„Aber"", antwortete sie mit einem Blicke, in dem sich die reinste Gutmüthigkeit malte, „„wo sie kommt es, daß keiner dieser Leute mich lieben kann, wie ich sie Alle liebe? Ich habe keine andere Absicht, als sie glücklich zu machen, liebenswürdige Herzen, diese edle Absicht eines edelmüthen Strebens schützet sie besser, als Wände voll Amalthen und Erzählungen es thun würden, ich bewundere sie, wie Jeder sie bewundert, aber nur Wenige lieben sie, wie ich sie liebe; . . . ich finde sie sogar schön! Sie allein verdhon mich mit dem Leben in Paris!"

„Sie wissen, daß der Herzog von Willington heute zum ersten Mal in Frau von Staël ihr zudringen wollte. Ich kam schon früh; sie war noch nicht zu Hause, und mehrere ihrer täglichen Besucher erwarteten sie. Die ausgezeichnetsten bestehen waren Benjamin Constant, der Abbe de Pradt und Herr von Lafayette; sie plauderten mit einander; ich setzte mich in einen Winkel und schien auf ihre Unterhaltung zu hören, ohne daran Theil nehmen zu wollen. Endlich trat Frau von Staël in den Saal. „„Ich bin sehr geliebkost"", sagte sie, „„aber es ist nicht meine Schuld, ich hatte eine Einladung zu einem Diner erhalten, die ich nicht ablehnen konnte; ich saß zwischen den Herren Fouché und M. . . . also waren Gift und Dolch zu meinen beiden Seiten.""

„Wie bewunderten die Originalität und ungekünstlertreue die Richtigkeit dieser Vergleichung, die eine vollständige Schilderung dreier Personen enthielt; aber wir gestel sie nicht; sie bestärkte mich in der Abneigung gegen eine Welt, die den Verrath, wenn auch nur in Worten, nicht allein duldet, sondern auch oft nothwendig macht. Ich konnte Frau von Staël nicht tadeln, daß sie in den allgemeinen Lein der Geschäftigkeit, in der wir leben, mit einstimmte; aber ich sagte nur: Wenn Personen, deren Geist und Meinungen so entgegengesetzt sind, die Wenge ausüben, solche Schwächen theilen, was soll dann aus den Schwachen werden, wenn sie dem Strome folgen?"

„Der Saal füllte sich nach und nach mit Personen. Die Alle den Helden des Abends erwarteten. Wir hatten ihn bis jetzt nur gesehen und waren ungeduldig, ihn auch sprechen zu hören."

„Man meldete Madame Recamier, die allein konnte die Dame des Hauses für die Langeweile der Erwartung entschädigen; nur Frau von Staël weiß sie ganz zu würdigen und hat unter ihren Reizen Eigenschaften entdeckt, die der Welt noch unbekannt sind. Die Damen setzen sich in einen Winkel des Saales und plauderten bis zur Ankunft des Herzogs von Wellington leis mit einander. Endlich trat er ein! . . . Der erste Ausdruck seiner Gesichte, die Einfachheit seines Benehmens brachten einen sehr günstigen Eindruck auf uns hervor. Frau von Staël selbst, der die Ungewöhnlichkeit seines Wesens bei einer so wenig Französischen Sprache wohl gefiel, rief: „„Er trägt den Ruhm, als ob er gar nichts wäre!"" Dann aber neigte sie sich zu meinem Ohr, und als ob ihr ganzer Patriotismus mit einem Male zurückgekehrt wäre, flüsterte sie mir zu: „„Man muß übrigens gestehen, daß die Natur niemals einen größen Mann mit geringeren Mitteln gemacht."" Ich schmiet mir, als ob in diesen wenigen Worten der ganze Held geschildert wäre."

„Sie glauben vielleicht nach diesem Eingange, daß uns der übrige Theil des Abends noch viel Unterhaltung gewährte; nun verstehen Sie selbst: Der Herzog von Wellington war kaum bis auf die Mitte des Saals gekommen, als der Abbe de Pradt sich seiner Anwesenheit und ihn zwang, während Dreiviertel Stunden seine Ideen (die Ideen eines Herrn de Pradt) über die militairische Taktik mit anzuhören. Stellen Sie sich den Aerger der Frau von Staël und die Langeweile ihrer Gäste vor. Herr von Chateaubriand sagte, er hätte zugelandt, jenen Redner zu hören, der an Demosthenes einige Aehnlichkeit habe. Endlich gestattete Herr Pradt seine Worte entschädigte und nicht für die Langeweile, so unterhielt er doch für die Neugierde. Ich werde nicht vergessen, wie ich mich,

Digitized by Google

während vor gestellt hatten, diesen Abend recht viel Neues und Interessantes zu erfahren. Man wenn der Abbé Sicken schöpfte oder eine Prise nahm, konnte der Englische General Fitt finden, einige Worte mit uns zu sprechen, und ich fand, daß jene dann immer eben so viel Verstand als guten Geschmack verriethen."

„Viele Anwesende, entzweigt durch Herrn de Prade's Beredsamkeit, sogen sich schon selb zurück, und auch der Held schickte sich zur Flucht an, als es endlich der Frau von Staël gelang, ihn aus dem Schlummern, in die er gefallen war, zu erwecken. Sie hielt ihn nahe an der Thür zurück und knüpfte nun ein ernsthaftes Gespräch über die Englische Constitution mit ihm an. Frau von Staël wußte die politische Freiheit nicht mit den seinsten Formen zu vereinigen, die in den individuellen Verhältnissen des auf jene Freiheit so stolzen Volkes noch übrig geblieben sind. „Artikelartige Formen sind in einem wohlerzogenen Zeitalter feinen Menschen aufzudringen", antwortete der Herzog; „wir wenden diese bedeutungslosen Feierseln an, um den Gebräuchen unserer Vorfahren eine Huldigung darzubringen, und bewahren unsere Ceremonien, wie man ein Monument, auch selbst dann, wenn es seine ursprüngliche Bestimmung verloren hat, noch im guten Stande zu erhalten sucht."

„Ist es wahr", sragte Frau von Staël, „daß Ihr Lord-Kanzler während der Sitzung des Parlaments nur kniend mit dem Könige spricht?" — „So ist es", erwiederte der Herzog. — „Aber wie macht er das?" — „Er redet nur kniend mit ihm", sage ich Ihnen. — „Aber wie denn?" — „Sie wollen es durchaus, Madame", erwiederte Wellington und wirft sich zu den Füßen unserer Komtesse. — „Ich bitt, daß meine ganze Gesellschaft Sie hier sehe!" rief Frau von Staël aus, und mit eigener Hand ermunterte sie mich, wieder aufzustehen. Scene ihres Beifall auch so einstimmig äußerten, nachdem sie den Saal verlassen, wage ich nicht zu behaupten. Als die ganze Gesellschaft sich entfernt, blieben Herr von Schlegel und ich noch bei ihr; der Erstere machte nun erst seinem Aerger über den Abbé Luft, er konnte es ihm nicht vergeben, was Allen durch seine langweiligen Abhandlungen den schönen Abend verdorben zu haben. Aber siehe noch zwei Scenen zusammen. Frau von Staël's Unterhaltung entzückte mich wieder aufs neue, und ich fühlte mich mehr als je zu dieser Frau, die so nah und zu gleicher Zeit so fern von der Welt lebte, hingezogen. Sie sagte uns auch diesen Abend in den Einthusiasmus ihres Talents: „Welches Glück ist es, Königin zu seyn, wäre es auch nur auf 24 Stunden; was viel schöne Dinge könnte man dann . . . sagen." Wegen einiger Aeußerungen, welche mir Lust sagte damals, Alles, der Graf von Edmond von ihr: Elle voudrait que le monde fut un Salon pour en être le lustre (Sie habe es gern, wenn die Welt ein Salon und sie die Krone desselben wäre). Vielleicht war dieser leidende Scherz auf einige Augenblicke ihres Lebens anwendbar."

„Doch ich könnte noch so manche Nacht verbringen, wenn ich Ihnen den Inhalt unserer Abend-Gespräche zumlänglich mittheilen wollte; ich will lieber jetzt schlafen und morgen früh zu ihnen kommen, um Ihnen alles das sagen zu können, was ich Sie bis jetzt nur errathen hirt; eine Unterhaltung mit Frau von Staël liefert mehr als Stoff zu einem Buche.

Die Custine."

Dieser Brief schien mir ein treffendes Bild des Salons und der Conversation jener Frau mit der erhabenen Sprache, von der Frau von Tessé sagte: „Wenn ich Königin wäre, so würde ich der Frau von Staël beschämt, daß verständig zu antworten."

Bibliographie.

Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent. — Von Alexander v. Humboldt. 2 Bde. 14 Fr.

Des machines à vapeur. — Von Tremblay. 5 Fr.

Dictionnaire abrégé de l'académie française — 14 Fr.

Nord-Amerika.

Die Volksfeste in den Vereinigten Staaten.*)

Ich schreibe Ihnen dieses Mal von Bedford, einem sehr besuchten Vergnügungs-Orte der Vereinigten Staaten. Kaum bin ich drei Tage hier, und schon beeile ich mich, wieder fortzukommen. Die Amerikaner und besonders die Amerikanerinnen müssen zu Hause tödtliche Langeweile haben, daß sie den Comfort ihres häuslichen Heerdes gegen den klein ehrne Heiterkeit und das reobsache Elend eines solchen Aufenthalts eintauschen.

Es scheint, als ob in wahrhaft demokratischen Ländern keine Bemmen-Orte, den Europäischen ähnlich, aufkommen könnten. In den Bädern, als Europa sich demokratisirt — wenn dies anders überhaupt der Fall ist — werden auch diese schönen Gemeinschafts-Vergnügungen von ihrem Reize verlieren. Der Mensch ist exklusiver Natur; und es giebt sehr wenige Genüsse, die nicht ausbeuten, es zu seyn, sobald sie erst Jedermann zugänglich sind. In Saratoga, zu Bedford langweilt sich die Amerikaner, weil er sühlt, daß es in Philadelphia und New-York wohl zwanzigtausend Familien-Väter giebt, die, wenn ihnen die Lust ankommt, eben so gut, wie ihre Frauen und Töchter nach den dien Bemmen-Betten beingen, und, sind sie einmal da, mit ihnen den lieben langen Tag auf einem Symbe gähnen können. Der Amerikaner stiegt auf seinem Dampfschiffe an den zauberischen Landschaften vorüber, die den Hudson begränzen, und sieht sich gar nicht um, weil noch sechshundert oder tausend Personen seine Reisegefährten sind. Anstrich tig gestanden, ich sympathisire in diesem Punkte mit dem Amerikaner: das Panorama von Weit-Point und den Hochlanden**) hat mir dann meine Bewunderung erregt, wenn ich allein in der Barke saß.

Die Demokratie ist noch zu jung auf Erden, als daß sie ihre Freuden und Erholungen schon hätte organisiren können. Alle wirkliche Genüsse der Europäer sind auf Exklusivität gegründet; und aristokratisch, wie Europa selbst; daher ist die große Menge von denselben ausgeschlossen. In diesem Betrachte muß die Amerikanische Demokratie Neues leisten. Das Problem ist schwer, aber nicht unlösbar; denn ehemals sand es bei uns seine Lösung. Die religiösen Feste des Katholizismus waren in hohem Grade demokratisch; Jeder wurde dazu berufen, und Jeder nahm Theil daran. Welchen Enthusiasmus und Freudenausbruch ergab sich ganz Europa, die Großen wie die Kleinen, die Reichen wie die Aermste, als man in den Zeiten der Kreuzzüge die Eroberung von Antiochien oder die Einnahme Jerusalems feierte. Selbst heutiges Tages giebt es in den Provinzen des mittäglichen Frankreichs noch wahrhaft populaire Ceremonien; dergleichen sind die Diversität mit den Vorstellungen des Leidens Christi in den Kirchen, die Prozessionen mit Kreuz und Fahnen u. s. w. Solche Schauspiele hinterlassen den Namen besser und lebhaftere Erinnerungen, als die gräulichen Dramen der Boulevards's und die Feuerwerke an der Barrière du Trône.

In den westlichen Freistaaten sind schon demokratische Feste im Entstehen: ich meine die religiösen Versammlungen der Methodisten unter freiem Himmel (camp-meetings), denen das Volk, allen philosophischen Vorstellungen trotzend, mit Begeisterung zuströmt. In den alten nördlichen Staaten giebt es politische Umzüge, die am häufigsten blose Demonstrationen einer bestimmten Partei sind, aber insofern Interesse erregen, als die Demokratie daran Theil nimmt. Außer den Camp-meetings's und den politischen Prozessionen giebt es hier nichts, das einer Feierlichkeit gliche. Die Banketts mit ihren Lobrednern und ihren unvermeidlichen Toasten haben ein wahres Fieber, ja Wuthgeheul.

In Philadelphia blieb ich einen Tages unwillkührlich stehen, um die gigantischen Bäume (poles) passiren zu sehen, die auf acht Rädern ihren feierlichen Einzug halten und am Vorabend eines Wahltages durch die Demokratie aufgepflanzt werden. Einer von diesen Wallnuß-Bäumen*) bewegte sich unter Trommelschlag und Pfeiffenklang vorwärts; seinen Wipfel schmückte noch der eigens sür diesen Tag, und voran scheitten die Demokraten, welche kein anderes Abzeichen trugen, als kleine Zweige von dem heiligen Baume. Acht Pferde zogen ihn; sie waren mit Bändern und Devisen geschmückt. Auf dem Stamme saßen rittlings wohl ein Dutzend Jackson-Männer vom schönsten Wasser, schwenkten ihre Fahnen und schrieen: Hoch lebe Jackson!

Dieses Fest, das des Jackson-Baumes, war eins der kleinlichst in Vergleich mit den Prozessionen, die ich in New-York sah.

Es war in der Nacht, die dem Schlusse der Wahlen folgte, und die demokratische Partei hatte den Sieg davongetragen. Die Prozession erstreckte sich eine Viertel Meile in die Länge; die Demokraten marschirten in guter Ordnung und mit Fackeln. In der That ist hierzu keine Jahreszeit mehr Zahren, als die Zeit der einem gefäglichen Feste gegeben, und alle waren transparent wegen der Finsternis. Auf einigen standen die Namen der demokratischen Wahlbezirken, auf den anderen las man Verwünschungen gegen die Bank der Vereinigten Staaten. Dann kamen Büsten Jackson's, Washington's und Jefferson's, mit demokratischen Inschriften geziert, und eine Menge anderer Embleme von der Farbe der Partei, jedem Geschmacke. Unter einigen figurirte ein Adler, kein gemalter, sondern ein lebendes, der mit den Krallen, festgebunden, in einem Kranze von Laubwerk auf einer Stange saß, nach Art der Römischen Standarten. Diesen König der Vögel ting ein flammiger Matrose, der sich auf seine Geschicklichkeit etwas nicht wenig einzubilden schien. Die demokratische Prozession hatte übrigens ihre Rhede Mäßer, wie ein katholischer Umzug; sie verweilte an den Häusern der Jackson-Männer, um die Lust von ihren Braves (chiefs) wiederhallen zu lassen, so wie vor denen der Chefs der Opposition, um ihnen Verrath zu bringen. Fänden solche Scenen ihren Maler, man würde sie in der Ferne verwundern, wie die Opfer- und Triumphzüge, welche die Alten uns in Marmor und Bronze hinterlassen haben; denn hier ist auch der Geist der getreten Scenen, welche Bernhard Lintenhelt gemacht.

Und doch müssen diese pomphaften Umzüge als Feste und Ceremonien den revivals, die bei Gelegenheit der camp-meetings stattfinden, weit nachstehen. Jenes Fest, bei dem keine Thränen fließen, ist nur ein halbes Fest. Wannen sind unsere konstitutionellen Ceremonien so ganz ohne Zauber? Nicht sind, weil ehemmerlie Wörter dabei figuriren, noch weil die Pracht der Kostüme und der Schmuck der Gemeinden verbannt hat, sondern hauptsächlich darum, weil das andere Geschlecht davon ausgeschlossen ist und selbst sonn muß. Ein geistreicher Mann hat gesagt, die Frauen seyen nicht Poeten, wohl aber die Poesie selbst.

Ich weiß noch recht gut, was in meiner Vaterstadt den Zauber und den Glanz der katholischen Prozessionen ausmachte. Wie essen die Augen man auf, wenn der erste Akt der ersten Prozessionen zum Vorschein kam; wie bewunderten die Expatriirs und das gesticte Kleid des Generals; wir waren uns maschinenmäßig auf die Knier, wenn der Bischof, ein ehemaliger Greis, in Gesolge seiner Leviten, unter dem Baldachin heranmahte. Damals brannten wir die jungen Männer, denen es vergönnt war, einen Tag lang heiliger Myrrhen oder brennender Fackeln zu sehn; und manchen großen Gnade hat seine sünfzehn Jahre, daß sie er sich sonst nur auf Gnade hat, gern verleugnet, um nur einen kleinen Saalt Johannes im Schafpelze vorstellen zu dürfen. Wie groß war aber erst die Aufmerksamkeit des Hauses, als nun aus dem Walde von Fahnen, zwischen Ehrenbogen und Pflanzenwänden der Heiland, eines jener jungen Mädchen in weißem Kleide hervorschimmerte, welche die heiligen Namen und die schwerzenreichen Worte vorstellten! — Als die mit goldenen Ketten, Kürbern und Perlen behangene Kaiserin an der Seite ihres Kaisers einherschleppte und die heilige Preonica das Schweißtuch Christi ausbreitete! Die Amerikanische

*) Aus den so eben erschienenen Lettres sur l'Amerique, von Michel Chevalier.

**) So heißen die Berge, die den Fluß Hudson an der Seite von Weit-Point begränzen.

*) Engl. hickory-pole. Der gewöhnliche Beiname des General Jackson ist Old Hickory.

Digitized by Google

Demokratie drängt sich nur deshalb zu den camp-meetings, weil auch Frauen daran Theil nehmen und nicht weniger toll sich geberden, als die verrücktesten Prediger.

Denke Dir nun, es fehlten bei diesen religiösen Festen zwar blassen und hohläugigen Frauen, welche scheriend und zitternd am Boden sich krümmen, wenn ihre Prediger mit dem heiligen Geiste sie anbauchen, so hätte das Ganze einen großen Theil seines Interesse verloren, obgleich die Scene in einem majestätischen Urwalde, an einem schönen Sommerabend und unter einem Himmel, der dem von Griechenland gleicht, vor sich geht; obgleich Du Dich von unzähligen Zelten und Wagen umgeben siehst, die an den Anzug aus Aegypten lebhaft erinnern, obgleich Du beim Scheine der Feuer zwischen den Bäumen die Prediger bemerkst, die über den Häuptern der Menge gestikulieren, und das Echo der Wälder ihre wiederhallende Stimme zu Deinem Ohre bringt: das ganze Schauspiel wird Dich schon nach Mitternacht einer Stunde ermüden, während die camp-meetings, so wie sie beschaffen sind, den Bewohner der westlichen Distrikte wochenlang fesseln können. Zuweilen haben sie einen ganzen Monat gedauert.

Ich räume ein, daß die camp-meetings und die politischen Umzüge in Amerika die setzt nur Ausnahmen von der Regel sind. Ein Volk hat nicht oft einen vollständigen Charakter, als bis es mehrere solcher nationale Feste und eine nationale Kunst besitzt. Diese Art von Selbstständigkeit werden die Amerikaner schwer erringen. Es fehlt ihnen eine begeisternde Vergangenheit. Als ihre Väter das alte Europa verließen und mit England sich entzweiten, ließen sie Alles hinter sich, was ein Vaterland ausmacht, alle Kronsten, Legenden und Traditionen. Der Amerikaner ist in idealer Hinsicht ärmer, als sein unterjochter Besitz sich vorgeführt hat. Eine demokratische Verfassung dirtet jedoch der Phantasie immer Nahrungsstoff. Ich will nicht gerade untersuchen, wie das demokratische Prinzip in Amerika für eine fehlende Vergangenheit schadlos halten könne, und eben so wenig, wie es sich selbst zu beschränken und vor Ausartung zu behüten habe; aber ich bin überzeugt, daß Amerika einst seine Cäremonien, seine Feste, seine Kunst haben wird, denn ich glaube an eine Zukunft der Vereinigten Staaten.

In Frankreich kämpfen wir seit mehr als hundert Jahren gegen uns selbst, um unsere nationale Eigenthümlichkeit abzustreifen. Wir verwenden große Mühe darauf, eine vernünftige Nation zu werden, und es schwebt uns dabei ein Modell vor, das wir für den Englischen Typus halten. Den absurdeste Fanatismus folgend, suchen jetzt auch die Völker des mittägigen Europa sich ab und eigenen einen sich rechnenden parlamentarischen Charakter. Eine Gesinnung, Enthusiasmus, ritterliche Größe — was Frankreich zum Ruhme führte und Spanien eine halbe Welt erwarb, alles dies verachtet und verhöhnt unsere Generation. Oeffentliche Feste und volksthümliche Cermonien sind das Verspottete der Barken Gasser geworden. Den Verschiedenen der religiösen und politischen Sangaros bringen wir Opfer dar auf eine tägliche Weise, um Geist und Herz recht anzuwurzeln, und damit auch die letzte Spur von echtem Kunstsinn aus unserem Leben und Wesen getilgt werde, haben wir sogar die majestätische Eleganz des Spanischen Costüms, welches wir von unseren Nachbarn erborgten, als sie noch in Europa den Ton angaben, gegen den Britischen Frack eingetauscht. Ich wollte mich noch gefallen lassen, wenn wir blos unsere Trouvère, unsere Carrousseles und Jubiläen, unsere religiösen Feste und unsere Kleidertracht als unnützes Gepäcke abgeworfen hätten! Leider sind wir aber bis zum Born aller sozialen und nationalen Poesie hinabgestiegen, um ihn auszuretten — bis zur Religion! Unsere Sitten und Gebräuche bemahlen kann noch einen wahren Schimmer von ihrer ehemals so gepriesenen Anmuth. Die Politik ist dem künstlichen positiven Systeme preisgegeben. Man müßte an dem nationalen Genius geradezu verzweifeln, wenn nicht dann und wann ein zuckender Blitz, eine erschütternde Emotion verkündete, daß er nur schläft, aber nicht erstorben ist, und daß die heilige Glutb unter der Asche fortglimmt.

Gewiß haben Europa und die Völker des mittägigen Europa der Philosophie des 18ten Jahrhunderts viel zu verdanken. Diese Philosophie ist unsere Protestantismus gewesen, d. h. sie hat bei uns das Banner der Freiheit erhoben, dem menschlichen Geiste Bahn gebrochen und die Persönlichkeit festgestellt. Doch müssen wir auch bekennen, daß der Protestantismus Deutschlands, Englands und Amerikas größere Schätzung verdient, weil sie religiöser Natur ist.

Die Schriften der Apostel unserer Französischen Umwälzung werden als literarische Denkmäler bestehen, nicht aber als Sitten-Spiegel; denn was von religiösem Geiste verlassen ist, das hat für die bloßere liche Gesellschaft nur ephemeren Werth. Gönnen wir den irdischen Ueberresten eines Voltaire und Montesquieu, eines Rousseau und Diderot ihren Platz im Pantheon; lassen wir aber die Schriften dieser Unsterblichen, mit einem Schleier religiöser Natur ist.

Lehren wir das Volk ihr Andenken segnen; aber predigen wir ihm nicht ihre Systeme und verbindern wir es, das knechtische Nachbeten sie predigen. Erschienen diese großen Schriftsteller jetzt wieder auf Erden, gewiß würden sie Anhänger von solchem Schlage mit Verachtung von sich weisen; denn ein Genius gebört immer seinem Zeitalter an und nie der Vergangenheit.

Als Ersatz für dasjenige, was man uns entrissen, haben wir die parlamentarische Verfassung bekommen. Man glaubte, diese Verfassung werde unsere Bedürfnisse befriedigen und unser Sehnen stillen, das geistige wie das materielle. Ich bin weit entfernt, das System der Volksvertretung anzufeinden! Ich glaube an sein Fortbestehen, obschon ich es bezweifeln muß, daß wir bis jetzt die rechte Form entdeckt haben, welche dieses System unserem Frankreich und dem mittägigen Europa wahrhaft wohlthätig macht. Wie groß aber auch sein politischer Werth sey, so wird man mit doch zugeben müssen, daß es nie für sich allein Völker ersetzen könne, was unsere Reformatoren uns geraubt haben. Die repräsentative Verfassung hat ihre Ceremonien und ihre Feste; Alles verbreitet aber einen Protokoll-Geruch, der unsere Sinne empört. Obschon diese Verfassung bis zu einem gewissen Punkte ihre Dogmen und ihren Mysticismus hat, so vermag sie doch nicht unsere Phantasie zu erregen oder auf unsere Herzen mächtig einzuwirken. Sie genügt nur etwa einem Drittheil unseres inneren Menschen.

Ein sinnfuhrbarer Amerikaner ist schon so gesetzt und vernünftig wie ein vierzigjähriger Franzose. Auch ist die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten eine männliche; das Weib, welches nirgends mit nationalen Sitten Sinn hat, führt in seinen Kreise keine Scepter; es gibt dort keine Salons. Und doch finden wir heutzutage selbst die Verfassung Benders Jonathans in ihrer ursprünglichen Reinheit nur auf dem Papiere. Anderdem ist das religiöse Feld, obschon ziemlich eingezäunt, der menschlichen Zwe offen geblieben, und die Phantasie findet auf demselben noch Nahrung. Bei uns Franzosen aber müßte man ein Fanatiker seyn, wenn man auf repräsentative Systeme zur Wurzel unseres bürgerlichen Lebens machen wollte. Wir Alle haben, Gott sey Dank! eine Jugend; drei uns besitzen die Frauen eine reelle Macht, obschon in der Ehrete nicht davon die Rede ist, und unser National-Charakter hat manchen weiblichen Zug. Stände es aber auch in Deiner Gewalt, Frankreich zu dejuvinisiren und nur den Theil der Bevölkerung übrig zu lassen, welcher Interesse nächsten geordnet und enttäuschet, d. h. der Lebens-Posse baar und ledig geworden ist: Du würdest auch dann schwerlich eine bürgerliche Gesellschaft erhalten, die mit constitutionellen Erregungen allein poetisch wähme.

Darum ist Frankreich der Schauplatz eines endlosen Kampfes zwischen dem reifen und hohen Alter auf der einen Seite und der jungen Unreifen, die ältere Arbeit zu knapp findet, auf der andern. Die Jugend schafft das Alter ergiebig, kleinmüthig, egoistisch, das Alter klug über den ungezügelten Eifrigen und das ungestüme Wesen der Jugend.

Die moderne Jugend fühlt keinen Respekt mehr vor bejahrten Leuten — ein schwerer Symptom des Verfalls unserer Gesellschaft. Der junge Mann glaubt sich von denen überlegen, die in der Verwaltung des Staatsvermögens eraraut sind; er bildet sich ein, seine Unerfahrenheit eigen Irrthum, obgleich man ihn schon mit großer Strenge zurechtgewiesen hat. Seine Schifferhebungen enden immer mit Niederlagen; denn die heutige Jugend ist dem Alter zwar in vielen Zweigen des menschlichen Wissens voraugeeilt: sie versteht sich besser auf Natur-kunde, Chemie, Medizinalk, Physiologie; aber die schwierigste aller Wissenschaften, die Einsicht in die Grundlage des ganzen künftigen Wirkens — die Menschenkenntniß — besitzt ihr und wird ihr immer gebrechen. So schickt aber auch die Unfreiheit der Jugend, ihre Hände aus Steuerruder zu legen, denselben sind; so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß, wollte man das öffentliche Leben auf die monotone Abwickelung der constitutionellen Formen beschränken, ein unabsehbarer Kampf mit allem entbrannte, was ein hochschlagendes Herz in Besitz nehmen und was eben so wohl im Reiche der Phantasie lebt, als in der Welt der Interessen.

Michel Chevalier.

Bibliographie.

Life of John Eliot. (Leben Eliot's, des Apostels der Indianer.) Von Convers Francis. Boston.

A pleasant peregrination etc. (Unterhaltende Wanderung durch die schönsten Theile von Pennsylvanien.) Von Peregrinus Proteus. Philadelphia.

Tracts and other papers. (Abhandlungen in Bezug auf die erste Niederlassung und die Ausbreitung der Kolonieen in Nord-Amerika, von der ersten Entdeckung des Landes bis zum Jahre 1776.) Von Peter Force. Erster Band. Washington.

Mannigfaltiges.

— Auch ein Stammbuches. Coleridge's Universitäts- und Jugendfreund, Dr. Castpon, der so eben einen Band Memoiren herausgegeben hat*), erzählt von ihm: Als er im Jahre 1791 die Universität Göttingen verließen, galt mein Freund Coleridge schon für einen guten Englischen Dichter. Nun herrschte damals unter den jungen Deutschen Studierenden eine förmliche Stammbuchs-Wuth. Jeder wollte von Coleridge einen Englischen Vers in seinem Album aufzuweisen haben. Das war aber nicht so leicht, als man glaubt, denn nicht jeder Bekanntschaft ist poetisch, daß die Ermunterung auch nur zu einem Verse den Stoff bietet. Einem Studenten schrieb Coleridge folgendes eben nur auf die Prosa ihrer Bekanntschaft hindeutende seltsame Anattesin ins Stammbuch:

> We both attended the same college
> Where sheets of paper we did blur many;
> And now we're going to sport our knowledge
> In England I, and you in Germany.

Auf Deutsch würden sich diese Verse mit möglichster Beibehaltung ihrer barocken Form folgendermaßen etwa wiedergeben lassen:

> Wir Beide besuchten dieselbe Vorlesung,
> Wo wir der Bogen vollschmierten in manchen;
> Jetzt wurden wir ab uns're Wissens Genesung,
> Du hier in Deutschland und ich in Britannien.

*) Early years and late reflections. By Clement Carlyon M. D. London, 1836.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Montag den 19. Dezember 1836.

Deutsche Literatur im Auslande.

Friedrich von Raumer in England.

Wie viele neuere Englische Autoren sind nicht in Deutschland eben so bekannt und hier fast noch mehr genannt, als in ihrem eigenen Vaterlande? Die Leihbibliotheks-Kataloge der kleinsten Märkischen Provinzialstadt machen die Namen Walter Scott, Bulwer und Marryat den ehrsamen Bürgerschaften dort eben so geläufig, als es ihnen die Namen Spindler, Tromlitz und Henriette Hanke, geb. Arndt, sind. Nicht so aber ist es umgekehrt mit Deutschen Namen in England, so viel auch immer die Deutsche Literatur im Auslande seit einigen Jahren an Spielraum gewonnen hat. Wenn daher ein solcher Fall einmal eintritt, verdient er auch wohl einer besonderen Erwähnung.

Als Herr Professor von Raumer vor einiger Zeit von der Quarterly-Review auf höchst unqualificirte Weise verunglimpft wurde, beeilten sich hie achtbarsten und gelehrtesten Tories, wie z. B. Sir Robert Inglis, von jeder Theilnahme an diesem Ausfalle gegen einen fremden Gelehrten, obgleich er von dem in der öffentlichen Meinung hochgestellesten Organ ihrer Partei ausgegangen war, sich loszusagen. In einigen Englischen Blättern wurde sogar dem Deutschen Autor das Vorgeschützen gestellt, daß er nunmehr, nachdem er einen so folgenlosen Angriff erfahren habe, erst recht populair werden würde. Das Lob allein, meinte man, stelle einem Schriftsteller erst auf einen Fuß hin; komme aber auch noch der Tadel, und zwar ein solcher Tadel hinzu, so stände er auf beiden Füßen, und zwar so fest, daß es einer außerordentlichen Gewalt bedürfe, um ihn umzustoßen.

In der That hat sich diese Vorhersagung auch bestätigt. Jetzt, nachdem in England ein anderes Raumersches Werk, und zwar ein solches, das nicht bloß ein vorübergehendes Interesse einflößt, nämlich eine Uebersetzung seiner „Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts“*), erschienen ist, jetzt findet wir den Deutschen Historiker, eben so wie es einmal im Parlamente von Seiten des Lord John Russell geschah, auch von den Organen aller Parteien als Autorität angeführt. Der momentane Eindruck, den die Weise über „England im Jahre 1833“ gemacht, konnte allerdings noch für keinen Beweis von erlangtem Einfluß gelten, da die Engländer einmal, eben so wie die Nord-Amerikaner, die schwache Seite haben, für Alles empfindlich zu sein, was ein Ausländer, dessen Name auch die zu ihnen dringt, über sie drucken läßt. Das Aufsehen, das die „Briefe eines Verstorbenen“ und das Werk des ehemaligen Französischen Ministers, Baron v. Haussez, in England gemacht, konnte ebenfalls als Beweis einer Empfindlichkeit gelten, die merkwürdiger Weise die eitelste Nation Europa's nicht mit den Engländern und Nord-Amerikanern gemein hat. Vielleicht findet man aber auch gerade in ihrer Eitelkeit die Frage beantwortet, warum die Franzosen das Urtheil der Ausländer über ihre gesellschaftlichen und politischen Zustände laut ganz unbeachtet lassen.

Die Uebersetzung von Raumer's Geschichte ist eigentlich nur ein Auszug aus derselben, und zwar so weit sie die Geschichte Englands betrifft, doch sind auch die neuesten Untersuchungen, die der Deutsche Verfasser kürzlich über die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart herausgegeben, bereits geliefert. Der Uebersetzer hat es für nöthig gehalten, seine Arbeit eine politische Geschichte von England zu nennen **), und zwar mit Unterstreichung des letzteren Special-Geschichten, welche die Briten bereits von ihren Vaterlande besitzen und die es mehr mit der Erläuterung der Thatsachen, als mit der des Gedankens, der ihnen im Zusammenhange mit der allgemeinen Bildungs-Geschichte von Europa zum Grunde liegt, zu thun haben. Die Engländer, die bekanntlich immer noch mit besonderer Vorliebe an der Regierung ihrer großen Elisabeth hangen, dankten es dem Deutschen Geschichtsforscher nicht wenig, daß er bei weitem mehr, als ihre eigenen Historiker, die jungfräuliche Königin von manchem Flecken, den Zeit und Tradition ihr angehängt, wieder zu reinigen und sogar ihrem meistens verkannten Verhältnisse zu der unglücklichen Maria Stuart eine richtigere Feststellung zu geben gewußt hat.

Da man es sich in Leipzig hat angelegen sein lassen, die feindselige Beurtheilung, die Raumer's Briefe über England in der Quarterly-Review gefunden, vollständig zu übersetzen und als ein besonderes Opus in den Deutschen Buchhandel zu bringen, so scheint es nicht unangemessen, die Worte hier anzuführen, die ein unparteiisches Englisches Journal, der Atlas, bei Gelegenheit der jetzt erschienenen „Geschichte von England“, gegen jenen Ausfall gerichtet hat:

„Der Kauf des Geschichtschreibers der Hohenstaufen“, sagt das genannte Blatt, „gewinnt immer festeren Boden in England, und zwar der Diatribe zum Trotz, welche die Quarterly-Review gegen ihn ins Werk setzte. Es möchte hier wohl am rechten Orte sein, zugleich zu bemerken, daß die in jener Zeitschrift erschienene Kritik von Raumer's früheren Werke von Franzosen und den Deutschen von unserer Gerechtigkeit sowohl als von unserem Geschmacke seinen guten Begriff gegeben hat. Ausländer, die unsere unangenehmen Neigungen in der Erwartung lesen, darin einen richtigen Maaßstab für den Stand der öffentlichen Meinung und für den Fortschritt der Literatur zu finden, sehen sich in die Verlegenheit und Unmöglichkeit versetzt, die scheinenden Widersprüche, die handgreiflichen Entstellungen und die hämischen Reflexionen, von denen jene verantwortlichen Institute wimmeln, mit unserer Gerechtigkeitsliebe in Einklang zu bringen. In Dingen, wo es bloß auf die Meinung ankommt, sind bedeutende Verschiedenheiten leicht zu begreifen; wenn jedoch Thatsachen, die jeder Prüfung fähig und zugänglich sind, durch ein öffentlich ausgesprochenes Urtheil zwei geradezu einander widersprechende Formen erhalten, so muß die Moralität des fernsten Richterstuhls allerdings in einem sehr schiefen Lichte erscheinen. Aber man sollte es auf dem festen Lande so allgemein bekannt machen, als es bereits in England ist, daß unsere periodischen Reviews — besonders aber die Quarterly, die einzig und allein von den persönlichen Animositäten des Herrn Lockhart ihren Impuls erhält — nichts weiter als schlechte Werkzeuge der Partei-Politik sind, welche selbst die Verdienste eines Dichters oder Novellisten herabsetzt, von dem sie glaubt, daß er sich durch seine Ansichten über öffentliche Angelegenheiten zur entgegengesetzten Partei hinneige. In solchen Zeitschriften eine ehrliche Kritik suchen, ist ein eitles Bemühen; die Regeln des Geschmacks werden hier den Verurtheilen der Partei gepreßt, und der verdienteste Loeber wird durch einen gewissenlosen Kommentator herabgesetzen. Solche augenscheinliche Corruption verfehlt jedoch am Ende ihren Zweck; sie erfindet Widersprüche und giebt sich Blößen, die ihren Einfluß von selbst untergraben, und jeder Verständige hegt bald einen unabweichbaren Argwohn gegen die Kritik, die er sonst wohl als entscheidende Autorität zu ehren pflegte. Ihren Raumer's Briefe, welche der Kritiker zu verwichen strebte, sind unmittelbar nach dem erstvorangaaten Ausfalle der Quarterly ein Gegenstand von popularem Interesse geworden. Gerade die Ungerechtigkeit, mit der der Deutsche Gelehrte behandelt wurde, machte die Neugier des Publikums ganz besonders rege und trug nicht wenig dazu bei, den Absatz des Buches erst recht bedeutend zu machen.“

Es ist dies gewiß eine glänzende Ehrenerklärung; aber noch größer darf man wohl die Genugthuung nennen, die für Herrn von Raumer darin liegt, daß er der Erste ist, durch den das Ausland auch mit der neueren Deutschen Geschichtschreibung bekannt wird. Ist man doch hier und da schon in Frankreich und in England den Deutschen das Talent absprechen wollen, überhaupt Geschichte schreiben zu können!

J. E.

*) Leipzig, Brockhaus. Der fünfte Band des Deutschen Originals kam im vorigen Jahre heraus und reicht bis zum J. 1650.

**) The political history of England during the 16th, 17th and 18th centuries. By Frederick von Raumer, Professor of history in the University of Berlin. 2 vols. London, 1836.

Frankreich.

George Sand an Giacomo Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen, Meister, so lang auch meine Betrachtungen schon geworden sind, ein kindisches Geständniß machen, welches zwar nur mein Werk betrifft, mir aber wesse ich Ihnen immer schon meine Erkenntlichkeit zu bezeugen Willens war. Vor zwei Jahren begab ich mich mitten im Winter aufs Land und brachte dort zwei der traurigsten Monate meines Lebens zu. Ich hatte den Spleen und war in meinen Anfällen nicht sehr fern mehr dem Wahnsinn. Damals raßten in meinem Herzen alle Furien, alle Dämonen, alle Schlangen, alle zerbrochene und klirrende Ketten. Ihre Harpyen-Gesänge. Wenn diese Krisen nach dem bekannten Verlauf aller Krankheiten sich zu flüchten anfingen, hatte ich ein unfehlbares Mittel, den Uebergang zu beschleunigen und in wenigen Augenblicken zur Ruhe zu gelangen. Ich brauchte nur meinen Neffen, einen jungen hübschen Menschen, ganz blühend, ganz gekräuselt, ganz ernst, voll sanfter Mönche-Majestät, mit kindertreier Stirn und mit einer unerschütterlichen Gesundheit begabt, sich aus Klavier setzen zu lassen. Auf ein Zeichen, das er verstand, spielte er die mir so sehr Modulation Alicens am Fuße des Kreuzes, die mit

ein so vollkommnes und reizendes Bild gab von dem Zustande meines Innern, von dem Ende meines Sturms und von der Wiederkehr meiner Hoffnung. Wie viel poetischer und zeitgemäßer Trost ist mir, wie ein heiliger Thau, aus diesen milden und ergreifenden Tönen zugeflossen! Der Zins auf meinem wenigen Fliederr vergag auch die Winterkälte, träumte von Frühling und Liebe und bob an zu singen, wie im Maimond. Die Wasserfälle auf dem Kamin erschlos sich, entsalteten ihre seidenen Blumenblätter und schlitterte bei dem letzten Akkorde ihren jungfräulichen Duft über mein Haupt. Dann entzündete das hölzerne Räucherwerk in meinem Kaffeeschälchen, und verbreitete verdrietete einen weißen Schein, und mein Neffe, gewitzig wie eine Dampfmaschine und ergeben wie ein Sohn, deganz die herliche Stelle hundertmal wieder von vorn, bis er sah, daß seine theure Tante die zwölf Elen Molton, die sie umgaben, auf die Erde warf, ihre Mütze an die Decke schleudern ließ, zwanzig Minuten lang in seinem Zimmer mit Riesenschritten auf und ab rannte, dann wieder in mein Zimmer die zierlichsten Aufführungen machte. Wie mich ich Sie nicht fragen, mein theurer Meister, da Sie mich so oft viel besser gebracht haben, als ein Arzt, denn ich brauchte dabei nichts auszustehen, und es kostete mir kein Geld; und wie sollte ich glauben, daß die Musik eine Kunst sum blosen Zeitvertreib sey, da ich mich erinnere, durch ihre Wirkungen mehr getröstet und durch sie Sie erquickender mehr überzeugt worden zu sepn, als durch alle meine philosophischen Bücher!

Um wieder auf die Erscheinung der Hugenotten zurückzukommen, so gestehe ich, daß ich kein so tief durchdachtes und gewaltiges Werk erwartete, und daß ich mich mit Wenigerem begnügt hätte. Ich abnte nicht, was Sie aus dem Gegenstande machen könnten und müßten, nämlich aus der Idee des Gegensatzes, denn zwischen dem Protestanten hätte Sie nach der apokalyptischen Gricht Ihres Robert noch in Verlegenheit zu setzen vermocht? Genug, ich hatte Robert so lieb gewonnen, daß ich mir nicht schmeichelte, Ihr neues Werk noch mehr lieben zu können. Ich ging also in die Vorstellung der Hugenotten fast mit einiger Beruhigung und Unruhe, nicht mit Freudwillen, sondern mirmehrzeigen; denn ich wußte, daß Sie, welcher Art auch das Gericht und der Gegenstand seyn möchten, in Ihrer Anstrengungs-Kenntnis und Geschicklichkeit gestreckte Hülfsquellen und Mittel finden würden, um das Publikum zu lenken, die Widersacher zu schlagen und die Verdienste der Kritik einzuschlichten, indem Sie ihnen nur alle Ihre großen Orchester-Effekte, alle harmonische Schätze, von denen Sie so unerschöpfliche Fundgruben besitzen, hinzuwerfen brauchten. Ich war nicht in Sorgen um Ihren Erfolg, denn Sie wissen, daß ich, wie Sie, für Alles, was Sie wollen, einzunehmen wissen, und daß, wenn die Begeisterung sie verläße, die Wissenschaft ihnen zu Hülfe kommt. Aber die Dichter, diese unbeweglichen krankhaften Wesen, die nichts wissen und sehr wenig lernen, aber satt Alles ahnen und errathen, diese lassen sich schwer täuschen, und von den Akkar, auf das kein heiliges Feuer herabgekommen ist, gibt auch Ihnen nur selten Worte für ihre Gedanken und Gefühle. Sie hatten eine ausgezeichnete Tadigkeit für die Entwicklung des religiösen Gefühls gezeigt, und es war daher ein vortreffischer Gedanke von ihm sich sehr innig des Fall, daß Sie ihm dergleichen nicht angezeben haben), Ihnen eine religiöse Form zu liefern, die nicht die seine war, und die Sie nicht nöthigte, Ihre Hülfsquellen abzunutzen.

Aber sagen Sie, wie es Ihnen möglich ist, mit einem halben Schock unbedeutender Wesen solche Individualitäten zu schaffen und Charaktere erster Klasse zu schaffen, wie Valentin der Liebhaber und Nebenpersonen getrieben hat. Die alte kaube unduldsame Dirne, treu in der Freundschaft wie gegen seinen Gott, grausam im Kriege, mißtrauisch, unruhig, mit kalten Blute saltanisch und in der Stunde des Märtyrerthums erhaben durch seine Ruhe und Freude, ist er nicht der Luthersche Typus in der ganzen Ausdehnung des portischen Sinns, nach dem wollen Sie Ihren Robert, wie ich glaube, nicht suchen, das heißt der möglichen Weltvernunft? Das schöne, große, schwarzbraune, muthige, unternehmende, enthusiastische Mädchen, das die Sorge für seine Ehre eben so wie die für sein Leben betrachtet und vom katholischen Fanatismus zur Heiterkeit des protestantischen Männerthums übergeht, ist es nicht ebenfalls eine edle, erhabene Gestalt, die es verdiente, neben Marcel gestellt zu werden? Und der junge, schöne junge Mann in weißen Atlas, der, wie ich glaube, vier Worte in dem Textbuch zu sagen hat, welche unmöglich, zierliche, ritterliche Höflichkeitsworte haben Sie ihm zu geben gewußt, so daß es ein Charakter geworden ist, den man sieht, einer Unterschämtheit bleibt, und der mit bewundernswürdiger Schwermuth die trennte Pferde sagt sich vorsehe nämlich von den Roten, nicht von den Worten, die mir nur dazu dienen, mich seinige zu erinnern): „Es ist schwarze unglaublich, wie man mich tag- lich verfolgt.“

Der Charakter Raoul's kann sich, mit Ausnahme des letzten kleinen Akts, ungefähr Ihres Talents, der die einfache Adernheit nicht erbeben, mit der ihn herr Seribe angelegt hat. Das leidhafte Gefühl und die feinere Einsicht Nouvers's sämpfen vergebens gegen diese steife, monotone Maikäfer-Natur. Raoul, in die Enge, zur Erster der Situationen ist, wo er mit Recht singt. Aber wie schade ist im dritten Akt! Wie verliert nimmt er sich in einer Scene aus, die von übrigens achtbaren Situationen ein wenig unsittlichster Weise angelegt worden ist, und die mir, die ich weder in der Ohnmacht noch im Ruhebett auf den Theater etwas Neues sehe, sehr pathetisch, sehr tragisch, sehr furchtbar, leidenschaftlich, aber unökonomisch erscheint! Wachte Durch, welcher Dante, o Meister! Wie verstehen Sie es, anstatt des Herrn Scribe zu nehmen, zu sehen, zu hören und zu fliegen! Ja, Meister, Sie sind ein großer dramatischer und ein großer Roman-Dichter. Ihren kleinen Pagen überlasse ich der Kritik, er kann sich mit der Unbarbarkeit seiner Stellung nicht entschuldigen; aber ich vertheidige gegen und wiere mit der letzte Kraft, diese unnachahmliche Scene, die geschmitten und zugefeilt ist, als wäre sie für die Ewigkeit, die so fortdauern wird, wie die Wahrheit Ihnen am Herzen liegt. Weil Sie nicht einsäumen, daß es musikalische Musik und gedehnte Musik gebe, wohl aber eine wahrhaft leidenschaftliche und empfundene, der Handlung angemessene Musik, wo der Zauber der Melodie nicht gegen die Situation ankämpfen und der Gefahr, der, von Streichen durchdringt, auf der Arena niederstürzt, nicht eine ungeheure Cantate mit der unvermeidlichen Schlußcoloratur und dem gebräuchten Coda singen lassen darf.

Es wäre wohl endlich einmal Zeit, denke ich, die Kunst dem gesunden Menschenverstande zu unterwerfen und nicht den neuen Zuschauer zu der Frage zu nöthigen: „Wie können diese Leute in einer so sinderlichen Lage singen?“ Der Gesang möchte denn ein wahres pianto seyn, und man müßte gerufen. Ich von der abgemessenen Form frei zu machen, so daß man auch das einfachste Gemälde sorgfältige und in ihm etwas Anderes als gewöhnliche Rede-Nötigungen hervorbrächte. Sie haben bewiesen, lieber Meister, daß man dies vermag, und wenn Rossini wollte, daß er es auch bewiesen.

Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen hier einen Wunsch auszudrücken. Es ist Ihnen nämlich von mir, und ich bin Ihnen Anerkennung in allen Gestalten und Formen. Glauben Sie daher ja nicht, daß ich mir in Römur, Ihnen einen Rath geben zu wollen. Aber zuweilen, wissen Sie, hat auch ein Ignorant einen guten Einfall, von dem der Künstler Nutzen zieht, so wie es seine kühnsten Gedanken von den naivsten und unbefangensten Eindrücken entlehnt, die Pracht der Tempel von der wilden Großartigkeit der Wälder, die vollen und kunstreichen Melodien von den paar einfachen Melodien, den einem unterbrochenen Lustlaut, von einem Geräusche der Wasser. Was wir auf dem Herzen liegt, ist dies: Warum diese geheiligte Form, warum dieses Coda, ein so einklingender und schwerfälliger Rahmen? Warum diese Schluß-Cadenz, die der gefährlichen Virtuosität des Sängers gleichst? Warum der Gebrauch, gegen das Ende aller Gesangsstücke die Stimme durch die Schwierigkeit oder vielmehr durch die Unmöglichkeit zu ermüden alle diese abgeleierten, monotonen Formen, die den Sinn und der schönen musikalischen Phrase zerstören? Wird nicht das Publikum endlich einmal dieser Sachen müde werden und einsehen, daß die moralische Handlung, die, was man auch sagen mag, von der lyrischen Nahrung unzertrennlich ist, durch die unverwüstlichen Wiederholungsfälle jeden Augenblick gestört und verdorben wird? Wie viele Musikschicht, alle Feuche unsere diesem strengen Gesetze, unter dieser gebieterischen und gemeinen Formel, von der man sich nicht zu befreien wagt, ganz verschwindet und verloren geht! Lies!) vergleicht diese Formel mit dem: „Ich habe die Ehre, Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener zu sein“, welches man an das Ende aller öffentlichen Briefe setzt, sowohl an Fürsten als an Bettler, an Freunde und an gleichgültigen Personen. Der große Haufe scheint diesen alten Gebrauch noch zu lieben und sich nicht trennen zu können, daß eine Scene zu Ende sey, wenn er nicht sieht oder auch Alle abgetrocknenen rohen Singsang hört, die weder Melodie, noch Harmonie, weder Arie, noch Recitativ sind. In dieser Lächerlichen Situation bleibt das Interesse gefangen; die Sänger, in einer unsinnigen Darstellungsweise Gefang genannt, stürzen sich selbst und gedrehten sich wie unsinnig, indem sie die Worte mit einer Geschwindigkeit herausstoßen, ohne von einer Melodie unterstützt zu werden. Die mächtige Wirkung der leidenschaftlichen oder Gemüthsbewegung, die durch alles Vorangegangene hervorgebracht worden, wird unter diesen Verzierungen, Worte aufgehoben und vernichtet, wie wenn mitten in einer tragischen Szene die Schauspieler, noch ganz von ihrer Situation und Leidenschaft ergriffen, plötzlich dem Publikum einmal über das andere tiefe Verbeugungen machen wollten.

Sie haben sich in dieser Hinsicht noch nicht ganz von der Unvollkommenheit eines rohen Publikums und von den Forderungen unverständiger Sänger frei gemacht. Es mag Ihnen wohl nicht möglich gewesen sein. Vielleicht kommen Sie sogar Ihren sinnigsten Gedanken nur vermöge der Hülfsquellen einer vollendeten Gesangsschule verwirklichen. Sollten Sie aber jetzt nicht im Stande sein, Ihr Publikum nach Ihren Wünschen zu leiten und zu bilden, es zur Berschichtigung auf ein Gedicht zu zwingen und ihm eine Reinheit des Geschmacks zu offenbaren, die es noch nicht kennt, und die noch Keiner freimüthig anzuerkennen vermochte? Der ungeheure Erfolg, die glänzendsten Siege, welche Sie über diese Vorurtheile davongetragen haben, sie sind es, die irgen Ihnen wohl selbst Hindernisse auf, denn doch über Ihre Werke und dem unerschütterlichen Ruhm steht der Kultus der Kunst und der Gruppe der Künstler. Sie sind der Mann der Gegenwart; wagen Sie es, Meister, auch der Mann der Zukunft zu seyn. Ich oder meine Ansicht verdient, mein Begehren unterstützig, so nehmen Sie es so, als hätte ich nichts gesagt.

Da ich jedoch einmal mit meinen Phantasieen im Zuge bin, so denke ich mir ein Gericht für Sie, durch das Sie mitten ins Herz ihnen versetzt würden, etwas die Sinnesart, diese sinnlichste Oper, ganz so, wie sie Aeschylos gedichtet, oder drei Tod des Orpheus, der so schrecklich ist und so leicht zu dichten wäre, wenn man von einem Manne, wie Sie, unterstützt wird, der nur eines Gewehres von Gut bedarf, und danke einer Schwester von Gold und Edelsteinen zu klirren. Verstände ich nur ein paar Akkorde zusammenzuflechten, so würde ich Sie

*) Die unsichtbare Abtheilung mit dem Worte Sinn in der Lesepredigt. Verdeutlichen sich und mit welchem sie auch entschuldigung in Gnat sich auflöst.

Digitized by Google

bitten, mein Meister, mit alle Szenen anzugehen, und ich möchte stolz darauf seyn, Sie an Gerichtliche Melodien sich machen zu sehen, die voller, abgeschlossener und in der Begleitung einfacher zu behandeln seyn dürften, als Ihre seltsamen Süßets so erheischten. Ich würde Sie dann an einer Arbeit sehen, die man Ihnen nicht zuzutrauen scheint, und Sie würden, wie alle große Künstler, auf Drehungen mit Siegen antworten. Doch ein solches Gelüst wird mir nicht werden; ich verstehe mich nicht einmal auf die Preis, wie sollte ich gar Versse machen können? Was übrigens mein Griechisches Süßet betrifft, so werden Sie besser wissen, als ich, was Ihnen zieme; aber ich wette, es wird Sie sinn lecken.*)

Meister, ich bin kein Kunstverständiger, ich habe eine unreine Stimme und kann kein Instrument spielen. Verzeihen Sie mir alle, wenn ich nicht in der technischen Sprache der Kenstlerschen rede. Wäre ich aber auch ein gelehrter Dirtiker, so würde ich doch nicht an Ihren Meisterwerken zupfen, um etwa irgend einen unbedeutenden Fehler darin aufzuspinden, der mir Gelegenheit gäbe, meine knabenhaften Kenntnisse zu zeigen; ich würde nicht danach forschen, ob Ihre Begeisterung aus dem Kopf oder aus dem Herzen komme, — eine sonderbare Unterscheidung, die gar nichts bedeutet, — ein ewiger Vorwurf, den sich die Kritik den Künstlern macht, als ob nicht dasselbe Blut in der Brust und in den Schläfen pulsirte; als ob, gesetzt den Fall, es gäbe zwei verschiedene Regionen im Menschen für die Aufnahme des heiligen Feuers, die Wärme, die von der Brust nach dem Gehirn steigt, und die, welche vom Gehirn nach der Brust geht, in der Kunst und Poesie nicht ganz gleiche Wirkungen hervorbringen. Wenn man sagt, die Kunst spricht zum Herzen, und Ihre Arbeit gehe Ihnen langsam von Statten, sie stieße Ihnen vielleicht nicht so schnell, aber dafür auch vollendeter von der Hand, als den Sanguinischen und Vollblütigen, so würde ich ungefähr begreifen, was man meinte, und es sehe natürlich finden, daß Sie nicht alle Temperamente in sich vereinigten; aber was soll mir davon gelegen, ob auf Ihrem Klavier eine Karaffine mit krystallklarem Wasser oder eine Flasche mit glühendem Cyperwein steht, wenn die eine Sie zu Sachen begeistert, zu denen die andere keinen Anderen bringt? Was für eine pädagogische Torheit plagt die armen gelehrten Kunstrichter, die ihrer Sympathie beständig mißtrauen und sich fragen, ob nicht am Ende die Brunn von Milo mit der linken, statt mit der rechten Hand verfertigt worden? Stehe man all die Wölfe, die sich zwischen die Planer gehen, um in das Geheimniß der Werkstätten einzudringen und die Mysterien der Nachwachen und Phantasieen des Künstlers zu ergründen, so wird Einem weh zu Mute, und man bedauert es, wie dieses Geschlecht von zweifelsohne feuchtdaven Geistesfähigkeiten alle seine Kraft unnütz vergeudet, um zu seinem gerühmten Schaefsblick und unparteiischen Urtheil zu gelangen.

Gewiß ist es gut und nothwendig, daß Männer von Geschmack dem großen Haufen eine angemessene Richtung geben und ihn bilden; aber man weiß, wie schnell Einer bei dem roheften Handwerk verknöchert, wenn er es ausschließlich betreibt; wie der Wundarzt sich gewöhnt, wie Daveln, mit Leben und Tod zu spielen; wie leicht der Richter zum Syftematiker wird, der voreingenommene Ansichten und Planer gehen, um in das Geheimniß der Werkstätten einzudringen und die Mysterien der Nachtwachen und Phantasieen des Künstlers zu ergründen, so wird Einem weh zu Mute, und man bedauert es, wie dieses Geschlecht von zweifelsohne feuchtdaven Geistesfähigkeiten alle seine Kraft unnütz vergeudet, um zu seinem gerühmten Schaefsblick und unparteiischen Urtheil zu gelangen.

Genug

Sie!", pflegte er dann auch wohl zu sagen; „es ist dies eine üble Angewöhnung von mir!" — „Sehr wahr, Sire!" wagte darauf einmal der junge P... zu antworten, den der Kaiser übrigens in Affection genommen hatte. „Nun, an Ihnen, närrischer Kauz, ist es eben nicht, darin etwas Anständiges zu finden", erwiederte Napoleon, indem er den Scheidenden beim Ohrläppchen zog, so daß es ihm weh that. — „Sire, auch das ist wahr!" entgegnete P..., fast mit thränenden Augen. — „Vortrefflich!" rief der Kaiser lachend; „ich hatte es gern, daß man ein Unrecht eingesteht." — Damit stieg er vom Tisch herab und fuhr nun breiter fort, zu diktiren, indem er, die Arme über dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf und ab ging.

Als Napoleon im J. 1805 von Mailand zurückgekehrt war, wo er sich zum Könige von Italien hatte krönen lassen, däuchten sich die Arbeiten seines Kabinettes so an, daß es einem Manne allein gar nicht mehr möglich war, damit fertig zu werden. Zwei junge Leute, sich der Gunst des Herrn Maret, Ministers des damaligen Staats-Sekretariats, erfreuten, wurden von diesem in Vorschlag gebracht und erhielten die Aufzeichnung, mit Herrn von Mennreval im Kabinette des Kaisers arbeiten zu dürfen. Es waren dies der junge P... von dem ich oben bereits gesprochen habe, und Herr v. M....., beide sehr pünktlich und arbeitsam und darum auch von dem Kaiser mit Wohlwollen behandelt. Sie wohnten im Schlosse, hatten daher freie Station (Beköstigung, Licht, Holz ꝛc.) und bezogen außerdem Jeder ein jährliches Gehalt von 3000 Franken. Hiernach hätte man glauben sollen, daß diese Herren ein ganz anständiges Auskommen hatten, aber nichts war weniger als dies der Fall. Wenn sie einerseits in den Arbeitsstunden niemals sollten, so fehlten sie doch andererseits auch niemals bei den luxuriösen Festlichkeiten der Hausstaat. Diese aber kosteten so viel, daß oft das zweite Quartal kaum begonnen hatte, wenn die ganze Jahres-Revenüe schon aufgezehrt war. Besonders der junge P... machte darüber so viele Schulden, und seine Gläubiger, die seine Stellung kannten, zeigten sich so unbarmherzig, daß es außerordentlicher Anstrengung von seiner Seite bedurfte, um zu verhüten, daß die Sache dem Kaiser zu Ohren komme. Er wagte es kaum mehr, auszugehen, und da ihn seine Sorgen oft auch des Nachts nicht schlafen ließen, so suchte er sich dadurch zu zerstreuen, daß er ganz still nach dem Kabinet an seine Arbeitging. Schon vor vier Uhr war er dort zu finden, und da um diese Stunde Niemand ihn hören konnte, so machte er sich zuweilen das Vergnügen, bei der Arbeit sein Lieblingslied — es war Blangini's Romanze „Il est trop tard" — zu trillern.

Eines Morgens hatte Napoleon bereits früh in seinem Kabinet allein gearbeitet, war hin und wieder auch vorkam; eben wollte er hinausgehen, um sich nach dem Vorzimmer zu begeben, als er in dem kleinen Nebenzimmer Blangini's Romanze pfeifen hörte. Er öffnete die Thüre und rief: „Er, sieh da! Sie sind schon bei der Arbeit, junger Mann. Nun, das freut mich; Sie gefallen mir sehr gut, ich sage es Ihnen. Wie viel beziehen Sie an Gehalt?" — „Achttausend Franken, Sire. Und so oft ich die Ehre habe, Ew. Maj. auf der Reise zu begleiten, erhalte ich noch eine besondere Gratification." — „Nun, für Ihr Alter ist das schon eine sehr hübsche Revenüe. Äußerstem haben Sie ja wohl auch noch Tisch und Wohnung frei?" — „Allerdings, Sire." — „Da ist's freilich kein Wunder, wenn Sie die Lust von Ihres Liedern ertönen lassen. Sie sind gewiß recht glücklich, nicht wahr?"

Während er diese letzten Worte sagte, sieh sich Napoleon die Hände; P... glaubte also ganz sicher, daß der Kaiser eben bei guter Laune sey, und dachte, daß er die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dürfe, um sich von seinen Sorgen zu befreien. Ach! seufzte er dabei, „ach, Sire, ich sollte wohl glücklich seyn, aber ich bin es nicht." — „Warum?" fragte der Kaiser ernst. — „Sire, will ich ernstlich zu viele Engländer auf dem Halse habe, und weil ich zweitens meinen alten fast erblindeten Vater, meine Mutter und eine meiner Schwestern, die noch nicht verheirathet ist, zu ernähren habe." — „Da thun Sie eben nur, was die Pflicht eines rechtschaffenen Sohnes ist. Doch was haben die Engländer mit Ihnen zu schaffen? Giebt es deren etwa hier, und haben Sie sie zu ernähren?" — „Nein, Sire. Wer aber beutzutage Schulden hat, giebt seinen Gläubigern den Namen der Feinde Euer Majestät. Meine Engländer haben mir Geld geliehen, ach! das ich ihnen leider noch nicht zurückzahlen konnte." — „Ei, junger Mann, Sie haben also Gläubiger! Wie? bei der Beleidigung, die Sie beziehen, haben Sie auch noch Schulden machen müssen?! Nun ich wein genug! Einen Menschen, dem ich so viel gebe, daß er ausländig leben kann, und der trotzdem zu dem Gelde der Engländer seine Zuflucht nimmt, kann ich nicht länger gebrauchen. In einer Stunde sollen Sie Ihren Abschied haben. Leben Sie wohl, mein Herr!"

Als der Kaiser dieses gesagt hatte, griff er nach der auf seinem Bureau befindlichen Tabatiere, warf einen flüchtigen Blick auf P... und wiederholte noch einmal mit Nachdruck: „Leben Sie wohl, mein Herr!" Dann ging er nach seinem Badezimmer und ließ den jungen Mann in so tiefer Verzweiflung zurück, daß er den Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen, und schon im Begriffe stand, diesen Entschluß auszuführen, als glücklicherweise sein Kollege M.... eintrat, der, als er den Vorgang erfuhr, seine ganze Beredsamkeit aufbot, um seinem Freunde wieder einige Hoffnung einzuflößen. Nach einer halben Stunde kam jedoch der General Lemarrois, Adjutant des Kaisers, und überreichte Herrn P... ein versiegeltes Schreiben mit den Worten: „Ich habe Ihnen dies vom Kaiser abzugeben." P..., der nun nicht mehr an seinem Unglück zweifelte, nahm den Brief, indem er in Thränen zerfloß, und da er außer Stande war, ihn selbst zu lesen, so übergab er ihn seinem Freunde M....., der das Schreiben entsiegelte und Folgendes las:

„Ich wollte Sie aus meinem Kabinette fortweisen, denn Sie haben es verdient; aber ich dachte an Ihren alten blinden Vater, von dem Sie mir gesagt, an Ihre Mutter und Ihre junge Schwester und ich habe Ihnen um ihretwillen verziehen. Da sie es auch dauphäglich sind, die in Folge Ihres unordentlichen Lebenswandels zu leiden haben, so übersende ich Ihnen mit einem Urlaub, jedoch nur für den heutigen Tag, eine Anweisung auf 12000 Franken, die Ihnen einstehen wird. Schaffen Sie sich mit dieser Summe alle Engländer von Halse, von denen Sie gepfogt werden, und führen Sie sich so auf, daß Sie nicht wieder in ihre Hände gerathen, denn alsdann würde ich Sie unwiderruflich Ihrem Schicksal überlassen. Uebrigens aber will ich, wenn Sie ferner so fleißig fortarbeiten, wie bisher, die ganze Sache vergessen. Auf morgendes Wiedersehen!" (Le Siècle.)

Bibliographie.

De la défense des états par les positions fortifiées. — Von Ternay. 7½ Fr.

Histoire d'Espagne. — Von Saint-Hilaire. Erster Bd. 8 Fr

Homoeopathie domestique. — Von Bigel. 5 Fr.

Histoire des Wandales — Von L. Marcus. 7½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Dramatisches aus England. Die in Deutschland häufig gemachte Bemerkung, daß es jetzt hauptsächlich oder fast nur die Schauspieler selbst seyen, von denen bühnenwirksame und effektvolle Stücke geliefert werden, wird insofern auch von England aus bestätigt, als der einzige erfolgreiche dramatische Dichter, den die Britische Insel jetzt besitzt, ein Schauspieler ist. Herr Sheridan Knowles, der Verfasser des „Hunchback" (der Bucklige) und des „Wife of Montauc" (die Montauerin) hat neuerdings mit einem auf dem Drury-Lane-Theater zur Aufführung gekommenen großen Schauspiele: „Secret agent", Seine enthusiastischen Bewunderer gehen so weit, den Verfasser mit seinem großen Vorgänger zur Zeit der Elisabeth zu vergleichen, doch kann man wirklich ein viel besseres Schauspieler noch seyn, als es Shakespeare in seinen Dramen war, ja man kann unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie er, und auf denselben Brettern auftreten, ohne darum auch nur eine poetische Ader des Talentes zu besitzen, das in jedem Zoll ein Dichter war. Das neueste Produkt des Herrn Sheridan Knowles heißt: „The wreckers daughter" (des Strandräubers Tochter) und enthält in der That neben einer poetischen Sprache viele erschütternde effektreiche Scenen. Der Sieg der Tugend über die Bedrängnisse und Verführungen des Lebens ist auch diesesmal, wie in seinen früheren Dramen, die Aufgabe des Verfassers gewesen, deren gelungene Lösung seinem Werke sowohl als seinem Talente zur Ehre gereicht. Das Stück spielt an der Küste von Kornwallis unter jenen Strand-Gräuel, die von dem Rafe der Schiffszerstümmer leben und die den Himmel zu bitten pflegen, daß er ihnen eine „gesegnete Strandung" bescheren möge, die sie dann auch mit teuflischer Habgier und mit schauderhafter Schonungslosigkeit gegen die armen Geschiedenen ausdenken. Herr Knowles spielt in seinem Stücke mit den alten Strandräuber, dessen Tochter zu dem Manne gelingt, die Bibel zu beschwören und den Himmel zu verschwören. An Melodramen-Effekten fehlt es dabei freilich nicht, doch seine Tendenz schon bewahrt das Stück vor jeder Aehnlichkeit mit den Gräuel-Darstellungen der neueren Französischen Bühne.

— Sind Deportationen zweckmäßig? In einem kürzlich erschienenen Französischen Werke über Botany-Bay*) untersucht der Verfasser, Herr de la Pilorgerie, die Frage über die Zweckmäßigkeit der Deportationen, als Strafe für Verbrecher und als Mittel zur Kolonisirung. Lassen sich dadurch Kolonieen durch Sträflinge begründen? Können Menschen, die in ihrer Heimat die Gesetze der gesellschaftlichen Ordnung verletzt haben, nützliche Kolonisten werden? Nein, antwortet Herr de la Pilorgerie, der sich durch eben auf parlamentarische Aktenstücke und auf die in England seit einigen Jahren erschienenen Reisebeschreibungen von Neu-Holland stützt. Botany-Bay, sagt er, würde aller bedeutenden finanziellen Opfer ungeachtet, die ihm von der Britischen Regierung gebracht worden sind, nicht mehr existiren, wenn die freie Auswanderung jenen im Jahre 1788 zuerst begründeten Etablissements nicht zu Hülfe gekommen wäre. Alle Verbrecher vermöchten die Deportation, als Strafe betrachtet, dieselben Bedingungen, welche die Strenge des Gesetzes dabei im Auge gehabt hat? Nein, antwortet der Verfasser auch hierauf; sie bieten keine Mittel dar, weder den Schuldigen zu bessern, noch den Uebelthäter abzuschrecken. — Die Antwort auf die letzte Frage scheint jedoch nicht auf alle Deportations-Orte gleich anwendbar; allerdings mag Neu-Holland mit seiner üppigen Vegetation und seinem herrlichen Klima kein abschreckender Aufenthalt für Leute seyn, die meistens durch Müßiggang und Liederlichkeit mit dem Laster vertraut geworden sind; Sibirien dagegen scheint durch die Natur seines Bodens und seines Klima's Mittel genug darzubieten, sowohl um den Schuldigen zu bessern, als um den Lasterhaften abzuschrecken.

*) Histoire de Botani-Bay, ou Examen des effets de la déportation considérée comme peine et comme moyen de colonisation. Paris, 1836.

Bei dem herannahenden Ablaufe des Jahres- wird die Erneuerung des Abonnements in Erinnerung gebracht. Diejenigen, welche sich auf den mit dem 1. Januar beginnenden sechsten Jahrgang des Magazins neu zu abonniren wünschen, werden ersucht, es zeitig zu thun, da die Auflage nur nach Maßgabe der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Mittwoch den 21. Dezember 1836.

Nord-Amerika.

Holden's Gefangenschaft unter den Wilden der Südsee-Inseln.

Horace Holden aus Billsborough in New-Hampshire trat als ein junger Mann von einundzwanzig Jahren im Jahre 1831 seine erste Seereise am Bord des Wallfischfängers „Mentor" an, der unter dem Befehl des Capitain Worcest aus New-Bedford auslief. Die Schiffsmannschaft bestand, mit Einschluß der Officiere, aus zweiundzwanzig Personen. Der „Mentor" fuhr um das Kap der guten Hoffnung in den Indischen Ocean; widrige Winde und Meeresströme trieben das Schiff von Ternate, wo man landen wollte, ab. In der Nacht vom 21. Mai 1832 kämpfte das Fahrzeug in der Gegend der Ladronen-Inseln mit einem heftigen Sturme; das Wetter hatte seit drei Tagen jede Unterbestimmung verbindert. In der Dunkelheit rannte das Schiff auf ein Korallenriff, welches, wie sich nachher zeigte, von einer Insel des Pelew-Archipels auslief.

Hier begann die Noth der Mannschaft. Zehn Leute versuchten, sich in einem Boot zu retten; ihre Kameraden haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Ein Officier entrann noch in derselben Nacht durch das Umschlagen eines Bootes, in welchem der Capitain mit drei Mann von dem Wrack abzustoßen versuchte. Bei Tagesanbruch sah man in einer Entfernung von 29—30 (Englischen) Meilen Land; dahin ruderten die elf Ueberbenden in ihrem einzigen übrig gebliebenen Boote, mit wenigen Waffen und einem geringen Vorrath an Lebensmitteln. Nach dreitägiger Fahrt landeten sie an einem Felsen, der eine Oberfläche von 15—16 Ruthen in der Länge hat. Hier übernachteten sie und erquickten sich durch Speise und Schlaf. Von der nächst benachbarten Insel aus hatte man sie gesehen und beobachtet; früh Morgens mit Sonnenaufgang fuhr ein Kanoe mit zweiundzwanzig Eingeborenen an den Felsen heran. Dieselben gingen ganz nackend. Jeder war mit einem Spieße und einem Tomahawk bewaffnet, Einige auch mit Streitkeilen. Sie hatten ihren Leib mit phantastischen Figuren tättowirt. Ihr Haar, von Natur stark und schwarz, wie bei den Nord-Amerikanischen Wilden, flatterte in langen schweren Zotteln um ihre Schultern, wodurch ihr Aussehen ganz sonderbar und schrecklich wurde. Ihre Zähne waren buchaus schwarz; die Reisenden erfuhren später, daß dies von dem Kauen eines Krautes herrühre, welches bei diesen Wilden allgemein beliebt sey.

Unsere Schiffbrüchigen waren so glücklich, mit ihren Besuchern freundliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Wilden gaben ihnen Kokosnüsse und eine Art Kokosbrod, welches in dem Saft des Stammes der Kokospalme gesotten oder gebacken war. Ob nun zwar ihre Freundschaft unter diesen Umständen äußerst erwünscht und jedenfalls willkommener war, als ihre Feindschaft, so sah es doch damit ganz eigen und bedenklich aus. Die Wilden bemächtigten sich nämlich alles Eigenthums, was die Schiffbrüchigen noch gerettet und zum Theil in einer Felsenspalte verborgen hatten; darauf kehrten sie zu ihrem Kanoe zurück und gaben der Mannschaft durch Zeichen zu verstehen, sie sollte mit zu dem Wrack hinfahren.

Dazu hatten jedoch unsere Amerikaner durchaus keine Lust; sie fuchten die neue Bekanntschaft los zu werden und stießen, sobald die Wilden aus dem Gesichte waren, mit ihrem Boote in die offene See. Zu ihrem Schreck erschienen auf einmal dreißig andere Kanoes mit Wilden, die aber Alle so eifrig mit der Ausspähung und Untersuchung des Wracks beschäftigt schienen, daß unsere Reisenden nur mit einem einzigen Kanoe ein kleines Gefecht zu bestehen hatten und glücklich durchschlüpften. Sie ruderten den ganzen Tag, die ganze Nacht und den nächsten Vormittag hindurch; am Nachmittag erreichten sie eine Insel, wofelbst von einer benachbarten Landspitze bre zwei Wilde zu ihnen kamen und ihnen beseitend andeuteten, nach einer nicht allzu weit entfernten Anterstelle zu fahren. Die Amerikaner, erschöpft und entmuthigt, gehorchten. Eine Menge Kanoes fuhren ihnen entgegen; man schleppte sie im Triumph und nicht ohne Gewaltthätigkeit ans Land. Doch diesen Alles mehr darauf abgesehen, ihnen Zurcht einzujagen, als ihnen Leides anzuthun.

Die Insel, auf der sie sich jetzt als Gefangene befanden, gehörte gleichfalls zur Pelew-Gruppe. Man ging ziemlich gelinde mit ihnen um. Zuvörderst führte man sie vor die Beschlshaber und Regenten der Insel. Diese großen Herren saßen an einem Abhange, nicht weit von dem erwähnten Ankerplatz, auf einer Terrasse von 12—15 Fuß lossen Gevierte. Zu beiden Seiten der Terrasse befanden sich zwei lange Gebäude, in der Sprache der Inselbewohner „pyea" (Pei'e) genannt. Diese Gebäude dienten den Häuptlingen zum Harem für ihre Weiber und zur Wohne für ihre Waffenspiele. Die Wände waren ganz roh von Baumbastfäden aufgeführt, mit einem Dach von Palmenblättern. Die Länge mochte 60—70, die Breite 25 Fuß betragen.

Um dem Leser gleich eine geordnete und zusammenhängende Vorstellung von den zu erzählenden Vorgängen zu gewähren, setzen wir eine ausführliche Beschreibung der Insel und ihres Volkes her. Es war dieselbe Insel, die den Seefahrern unter dem Namen Baubelthouap, als die größte des ganzen Pelew-Archipels, bekannt ist. Sie liegt unzefähr unter 8 Grad Nordbreite, erstreckt sich ungefähr 120 (Engl.) Meilen in die Länge und mag von 2000 Seelen bewohnt seyn.

Die Männer gehen nackt, aber beständig bewaffnet, wie wir sie bereits oben beschrieben haben. Auf allen ihren Wegen führen sie in einem kleinen Korb so ziemlich ihre ganze bewegliche Habe mit sich. Die Kleidung der Weiber besteht lediglich in einer Art von Schürze, die, mit einem künstlich gewirkten Gürtel um den Leib befestigt, an den Seiten offen ist und die zu den Knien hinabreicht. Der Gürtel, aus dem sie bereitet wird, ist der Bast des Karamal, eines Baumes, der 30—40 Fuß hoch wächst und zwei bis drei Fuß im Umfang hält. Sowohl Männer als Weiber lassen ihr starkes, straffes, schwarzes Haar lang herunterhängen. Des Kokosnußöls bedienen sie sich sehr reichlich, sie salben den Leib damit ein, und es gilt bei ihnen für die höchste Eleganz, wenn die Haut bis zum Triefen davon gesättigt ist. Sie tättowiren sich die Arme, zuweilen auch den Leib und die Schenkel mit künstlichen Figuren. Ihre Haut ist hell kupferröthlich; höchst sonderbar aber nimmt sich der röthliche Farbenschimmer ihrer Augen aus. Ihre Nasen sind nicht so gespläschst und ihre Lippen nicht so wulstig wie bei den Negern. Nach Land und Speiseweise sind sie außerordentlich lüstern, und unsere feinen Damen in Europa und Amerika würden lachen, wenn sie sähen, mit wie absonderlichen Künsten diese unschuldigen Töchter der Wildniß ihren Leib herausputzen. In ihren Ohren tragen sie einen Schmuck aus Halmen einer gewissen Grasart, die zu einer Knaste zusammengeflochten, mit Farbe überstrichen und mächtig parfümirt werden. Durch ihre Nase stecken sie einen Blattstiel von dem Kokosbaume, welcher an dieser Stelle die doppelte Function eines Putzes und eines Riechfläschchens versieht. An den Armen tättowiren sie sich wie die Männer und behängen sich noch obendrein mit einer Menge Muscheln. Den größten Spaß machte es unseren Reisenden, als die kupferfarbigen Schönen das alte Leder des Amerikanischen Schuhwerkes zu Kleidoden verschwitten und sich des künstlichen Putzes nicht wenig freuten, wenn sie die Schnitzel und Lappen vorn an ihre Ohren hängen konnten.

Bei jener ersten Audienz war vor der Terrasse, auf welcher die Häuptlinge saßen, ein Block nebst einem Beile hingestellt, und der Gegenstand der Berathung war, allem Anschein nach, ob den Gefangenen damit das Garaus gemacht werden solle oder nicht. Das tägliche Gebet der Weiber überstimmte die Reden der Volksleiter und gab wahrscheinlich bei der Berathung den Ausschlag. Nach einer Stunde voll ängstlicher Erwartung brachte man den Gefangenen einen großen Becher oder Kessel, der mit Muschelschalen reich verziert war, und worauf sie mit einem aus Kokosnußschale gedrehten Gefäß ein süß gemachtes Wasser schöpften und tranken. Dann führte man sie in ein benachbartes Dorf, in die Wohnung einer Wahrsagerin, deren eitige Verwendung bei dem Empfange zu ihrer Begnadigung beigetragen hatte. Bei ihrer Ankunft hier wurden sie ziemlich reichlich mit gemästbarer Speise bewirthet. Was sich hier ereignete, wollen wir die Gefangenen selbst erzählen lassen.

„Gerade als die Magd der Wahrsagerin die Gerichte zu unserer Mahlzeit aus dem Hause brachte, sahen wir aus geringer Entfernung ihren Herrn selbst Gestalt auf uns zukommen. Den äußeren Aufschein nach, war es ein Mann von 60 Jahren; sein Haar, zum Unterschiede von allen Eingeborenen, schlicht und ganz; an Schenkeln, Armen und Brust war er tättowirt; er ging mit leichten und festen Schritten und zugleich mit solcher Haltung und Geberde einher, daß man wohl merken mochte, er halte sich für eine sehr wichtige Person. Alle Zähne hatte er verloren, sein Mund war von den Knien des Kauens innenlos gut geworden. Wir mußten unser Erstaunen, als diese seltsame Figur und in gebrochenem Englisch anredete. Sein erster Ausruf war: „O Gott, ihr seyd Engländer!" und gleich darauf sprang er hinzu: „Hier seyd ihr jetzt in Sicherheit." Doch äußerte er sich, es wäre schier für ein Wunder zu achten, daß wir nicht auf dem Wasser von den Wilden ertödtet worden."

„Der Mann war wirklich aus England gebürtig und lebte jetzt schon 29 Jahre auf dieser Insel. Er hieß Charles Wastington und war seines Handwerks ein Hutmacher gewesen, hatte als Freiwilliger im Britischen Seedienst gedienen und mit dem Kriegsschiff „Lion" in die Südsee gekommen. Da er sich im Dienst irgend ein Verfehen zu

Digitized by Google

Schulden kommen lassen und sich der strengen Strafe schrecken, so war er deserteur und auf dieser Insel ein Heimisch geworden. Mit seiner Lage war er ganz zufrieden und pflegte nicht die mindeste Sehnsucht nach seinem Vaterlande."

„Unter den Wilden hatte er es zu großem Ruf und Ansehen gebracht, war unter ihren Häuptlingen der gesuchte in der Rangsolge und wußte seine Autorität mit großer Klugheit geltend zu machen. Als er sah, daß man uns Speisen auftrug, erwunterte er uns, davon zu essen und uns das Beste schmecken zu lassen. Es hatte sich zu unserer großen Belustigung eine ganze Schaar von Kindern um uns gesammelt, uns zu begaffen. Da schwang er ihnen seine Streitaxt über die Köpfe und gab ihnen zu verstehen, wir gehörten ihm, und sie sollten uns in Ruhe lassen. Mitleidig lächelte Sie uns ermunternd."

Von da an gelchah das Möglichste und Beste sür unsere Reisenden. Man räumte ihnen einen „pye" mit Matten und anderen Bequemlichkeiten ein, man versorgte sie regelmäßig und reichlich mit Nahrungsmitteln, Schweinen, Ziegen, Fischen, Yams, Kolosnüssen, Brotfrüchten, getrockneten Muscheln und süßen Patatas. Allmälig lernten sie die Sprache des Häuptlings verstehen und reden und konnten mit ihnen über ihre Befreiung unterhandeln. Die Wilden hielten sich überzeugen, daß beide Theile ihren Vortheil dabei finden würden, wenn man die Amerikaner sich loskaufen ließe. Man setzte folgende Bedingungen fest: Sobald die Amerikaner in ihre Heimath anlangten, sollten sie 200 Stück Schießgewehre, 10 Fäßer Pulver, eine gehörige Quantität von Kugeln und Feuersteinen, nach Sidney, Cabel, Kämme und allerhand kleinere Metall- und Drechslerwaaren nach der Insel schicken. Nach Abschluß dieser Präliminarien hatten sich unsere Freunde nur noch mit Vorräthen für die Seereise zu versorgen. Die Wilden traten religiöse Vorbereitungen dazu, bevogten ihre Wahrsagerin, erbaten durch eine besondere Feierlichkeit den Beistand ihrer Gottheit und hatten ihren Hütten so eifrig und endlich, daß nicht allein ihr Schiffbruch ausgebessert, sondern auch ihr neues Kanoe sür die Ausgefahrt wurde, welches sogar bei weitem geschwinder fuhr. Die Männer schafften das Holz vom Lande herbei und bearbeiteten es mit ein paar alten schmalen Meißeln, den einzigen Werkzeugen, die sich vorfanden; sie mußten sich ohne Säge und Bohrer behelfen. Die Weiber verfertigten unterdessen Segel aus Baumwollen und schafften Fische, Brodfrüchte, Kolosnüsse und Yams in großer Menge an Bord. Zum größten Glück kam sich der Insel ein alter Kompaß, der den einem vor funfzig Jahren gescheiterten Fahrzeuge herrührte, und den man unseren Abenteurern überließ. So ausgerüstet, gingen sie am 27. Oktober 1832 in See, aber die Boote wurden leck; die Reisenden mußten noch in derselben Nacht ans Land zurück, und erst nach Verlauf eines neuen Monats traten sie in den ausgebesserten, aber noch immer gefährlichen Fahrzeuge zum zweiten Male von Neuem an. Aber Amerikaner fuhren im Boot, nur Andere im Kanoe in Gesellschaft dreier Wilden von der Insel, die mit leuchtender Einfalt, auf das Wort ihrer fremden Gäste vertrauend, ihre Heimat verließen und über Meer fuhren, ohne zu wissen, um mit dem ausbedungenen Lohn nach Hause zurückzukehren. Drei Amerikaner blieben jedoch als Geiseln auf der Insel zurück. Die Wilden waren, gerade in die offene See zu steuern, wo man dreßmallich einem Ehinasahrer begegnen und von ihm aufgenommen werden konnte.

Das Wetter gestaltete sich bald sehr ungünstig. Das Steuer des Kanoe wurde abgebrochen und nur mit großer Mühe auf sehr mangelhafte Weise ersetzt; das Boot verlor seinen Mast; ja, das Unglück schien seinen Gipfel zu erreichen, als das Kanoe leck wurde und nur mit größter Mühe dicht erhalten werden konnte, indem man beständig ausschöpfte und die Augen mit den Kleidern verstopfte. Fünf Tage waren in solcher Noth vergangen, als ein plötzlicher Windstoß das Kanoe umwarf; es wollte durchaus nicht gelingen, dasselbe wieder aufzurichten, und die ganze Mannschaft mußte sich in den Boot zusammendrängen. Bei tiefer Nacht ging ein Theil ihrer Vorräthe und ihres Trinkwassers zu Grunde; was übrig war, mußte in sehr kleinen Portionen zu Rathe gehalten werden. So fuhren sie neun Tage ohne weiteren Unfall und hofften, binnen zwei oder drei weiteren Tagen gelandet zu sehen. Unvermuthet erblickten sie Land. Doch hier mögen die Reisenden selbst die Erzählung wieder aufnehmen.

„Wir waren der Küsten Insel auf ungefähr sechs Meilen nahe gekommen, als wir achtzehn Kanoe mit Eingeborenen bemannt, auf uns los stemern sahen. Die kleinsten Kähne fuhren voraus und kamen nahe an uns heran, um uns auszukundschaften. Das Ansehen dieser Wilden erregte unser höchste Verwunderung und nicht geringeren Ekel. Sie gingen, wie unsere Freunde auf Bandelinopp, gänzlich nackt; leider aber machten wir bald die Erfahrung, daß sie viel barbarischer, grausamer und tückischer waren. Denn kaum waren die größeren Kanoes herangekommen, so erzwangen die größten Mißhandlungen über uns. Sie fielen uns mit blutdürstiger Wildheit an und schlugen uns mit Keulenstreichen ins Wasser; dabei schnitten sie entsetzlich grimmige Gesichter und heulten wie die eingefleischten Teufel. Sie machten sich über unsere Boot her und vernichteten es in einem Nu; sie brachen es zu Splittern und warfen die Stücke in ihre Kanoes. Wir schwammen im Wasser von einem Kanoe zum anderen umher und baten mit den schrecklichsten Geberden, unseres Lebens zu schonen und uns an Bord zu nehmen. Dessen weigerten sie sich, und wenn wir uns irgendwo anklammerten, um nicht unterzusinken, so versetzten sie uns die unbarmherzigsten Keulenschläge."

„Nachdem unser Boot völlig zerstört war und wir die längste Zeit Todesangst ausgestanden hatten, ließen sie mit endlich einsinken und setzten uns augenblicklich alle Kleider vom Leibe. Dann mußten wir die Ruder ergreifen und sie zu Lande rudern. Welche Qual wir nackend in dieser brennenden Sonnenhitze ausgestanden, haben hat der Leser keinen Begriff. Ehe die Sonne unterging, waren wir an Rücken und Schultern ganz wie Blasen bedeckt."

„Anfangs kannten wir auf der Insel gar keine Wohnungen entdecken, bis wir um eine Landspitze herumsuhren und am Strande eine Reihe von niedrigen, erbärmlichen Hütten wahrnahmen. Aus den Kanoes mußten wir ins Wasser springen und uns Land waten; während der Zeit bedeckte sich der Strand mit Weibern und Kindern, welche die ganze Luft mit Kreischen, Heulen und Schreien erfüllten, daß es ein Heraus war. An ihren colossen Geberden, Körperverdrehungen und Fragen hätte man meinen mögen, rasende Teufe aus Bedlam vor sich zu haben."

„Am Lande wurde uns ein neues so schrecklicher Empfang, wie vorhin auf dem Wasser. An unserem wenigen Kleidungsstücken hatten sich die Weiber mitleidig und dienstfertig gegen uns bewiesen, und so bissen wir auch hier, bei dem schrecklichen Geschlechte nicht zu Schamen zu finden; das war weder eine arge Täuschung. Hier überboten die Weiber an Wildheit und Grausamkeit wo möglich noch ihre teuflischen Männer. Man trennte uns von einander, man riß und schleppte uns hin und her, es kam zwischen unseren Räubern zum Zank, wem wir gehören sollten; so hatten wir doppelt von ihrem Grimm und ihrer Habsucht zu leiden. Ich selbst wurde gleich am ersten Tage während eines solchen Gezänkes zu Boden geschlagen, Endlich wurde der Streit unter ihnen dahin geschlichtet, daß diejenigen, in deren Hände wir gefallen waren, uns als Eigenthum behielten. Ein Paar von uns wurden in die Hütte gebracht, wo sie ihren Gottesdienst hatten (dieselbe bezeichnet bei ihnen Verre-Yarris, d. h. wörtlich: „Gotteshaus"), und in welcher wen sie mit allerhand Ceremonien herumführten. Ein paar Mund voll Inzer, die man uns zwang, waren Alles, was wir an diesem unglücklichen Tage zu uns nahmen." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

George Sand an Giacomo Meyerbeer.

(Schluß.)

Das ist die Geschichte des Publikums in Hinsicht der Kunst und die Geschichte der Menschheit in Hinsicht der politischen Entwickelung. Aber nirgends ist diese Geschichte schlagender zusammengedrängt, als in dem kurzen moralischen Dasein des Unglücklichen, der sich der Kritik widmet. Er lebt sein Jahrhundert in dem engen Raum weniger Jahre; sein Wort ist kaum hervorgetroffen, und schon ist seine Stirn von Lungerwile, Ermattung und Ueberdruß durchfurcht. Er hätte einen ehrenvollen, glänzenden Platz unter den fruchtbaren Künstlern einnehmen können, aber er hat mehr mehr die Kraft dazu, er glaubt an nichts mehr und an sich selbst am wenigsten.

Bleibt man an einem Tage des Mantes und der Neugier den Blick auf die tödtlig bis zum Erschrecken Kritiken, welche am anderen Morgen nach den Erscheinen irgend eines geistigen Produkts in den Blättern zu lesen sind, so erkannt man aber die Fülle von Witz, geleerten Betrachtungen, scharfsinnigen Vergleichungen und feinen Erörterungen, deren Stil größtentheils reich, geschmückt und blendend ist, und es thut Einem leid, diese Schätze, die in einer anderen Zeit für ein ganzes Jahr hingereicht hätten, nur sorgfältig einander zu den Füßen eines gleichgültigen Publikums ausgekramt zu sehen, welches sie kaum beachtet und Recht daran thut; denn angenommen, es entdeckte die Wahrheit in diesem Kaleidestop von widersprechenden Ideen und Gefühlen, so würde diese Wahrheit doch so wenig lohnend, so abgedroschen und so leicht in drei Zeilen auszudrücken sein, daß es seine schöne Tageszeit damit verschwendet hätte, eine Stelle zu behalten, ein ein Schweifchen herauszubekommen. Der Verständige prüft also lieber selbst den Gegenstand der Unterhaltung, beurtheilt ihn nach seinem natürlichen Instinkt und kümmert sich wenig darum, ob die Kritik dem Verfasser eine Elle oder eine Linie Ruhm zugestebt.

Und ich verachte nicht etwa die Kritik an sich, nein, ich schätze sie über sie vielmehr, ihrem Zweck und ihren absoluten und wirksamen Wirkungen nach, hervorgeben, daß es mich betrübt, sie aus ihrer Bahn gewichen und den Künstlern schädlicher als nützlich, sür ein mäßiges, gleichgültiges und zufriedenes Publikum beluftigender als belehrend geworden zu sehen. Ich will glauben, daß die Kritiker voller Redlichkeit und nur von einer heiligen Leidenschaft, von der Liebe zum Schönen und Wahren, beseelt sind. Ich will gerne zugeben, daß aber die Organisirung dieser so nützlichen und achtbaren Körperschaft, die so schlecht ist, daß sie ihr Einsluß unmöglich, wo nicht unheilvoll wird, und daß sie sich in ihren Ansehen zugleich durch den Witz und Argwohn der unwissenden Menge gefährdet sieht. Hören Sie, was mein Utopien sehn würde, wenn ich so vielen Mißbräuchen und solcher Verwirrung sollte abzuhelfen suchen.

Zunächerst würde ich wünschen, daß die Zahl der Kritiker nicht groß und daß sie nicht sehr zahlreichen Kritiken sehr beschränkt wäre. Ich möchte, daß aus der Kritik kein Gewerbe gemacht, daß sie nicht tagtäglich und literal angebracht würde. Da nun einmal das Publikum Journale verlangt, so lasse man die Spalten derselben Lehrstühle für die Verdammteit einiger Professoren der Aesthetik sein, es habe ein jedes Blatt sein Geschworenen-Gericht, in welchem man Competenz Urtheile aussprechen darf, und so lange diese Institution wähnen mag, damit sie die wichtigeren Werke beurtheilen; aber man verstatte nicht, auf die bloße Empfehlung eines leichten Stils, einer fließenden, schnellen Arbeit, eines scharfen, geistigen Witzes, einen Haufen unwissender, ungebildeter und vorschreiender Kinder, ein Urtheil über die Kritiken der Kunst zu fällen und Namen zu machen oder sie in Ruf zu verlieren. Ich möchte, daß niemand sich als eine Professur zu betreiben sagte, sondern daß jeder talentvolle und kenntnißreiche Mann die ernste und edle Aufgabe derselben wie eine Pflichterfüllung ansähe und ihr aus Liebe zu den Wissenschaften obläge, ohne deschadet eines ehrlichen Gewinnes, den er gelegentlich davon ziehen könnte, denn es darf ja selbst der Priester vom Altare leben.

Ich gehöre nicht zu denen, die der Meinung sind, daß nur Künstler über Künstler urtheilen dürfen. Im Gegentheil, ich glaube, daß hier

Digitized by Google

Versuch grobsinnlich schlecht ausfällt, und daß die Blätter in den Händen von Nekromanten gleichen Unrats sehr bald der Schaulust unwürdiger, Ekelerregender Künste werden möchten, durch deren beständige kritische Beschäftigkeit man der Wahrheit niemals nahe kommen würde. Die Rolle des Kritikers erfordert allerdings besonderen Scharfsinn, aber auch einen ruhigen unbefangenen Blick, und dieser Ruhe und Unbefangenheit möchten wohl schwerlich demjenigen theilhaftig sein, der sein Schicksal von den Händen des Publikums abhängig weiß. Ohne also gewisse Künstler ausschließen, deren Erfindung, verordnete Stellung oder ausgesprochenere Charaktere lebendige Züge darbieten, wähle ich mich doch denjenigen, die für ihre Person gerade ganz besonders der öffentlichen Meinung bedürfen, nur wenig Gelegenheit geben, ihr öffentliche Meinung zu leiten.

Wenn sich aber die Menge zugendlicher Schöngeister, die von dem Feuilleton lebt, darüber beklagte, daß ihr dann keine Mittel, bekannt zu werden, und keine Gelegenheit, sich zu entwickeln, zu Gebote stünden, so würde ich ihr antworten: „Seyd dankbar für Mäßregeln, die Euch zu arbeiten und zu produziren nöthigen! Ihr treibt ein Eunuchen- und Sklaven-Handwerk; Ihr wurdet dazu verurtheilt, die Kinder der Reichen fortwährend zu haben, aus- und anzukleiden und durch die Straßen zu spazieren zu führen; jetzt jetzt selbst wäre; Euer Kinder wögen schon sehr häßlich, stark und sehr hager sein, Ihr werdet sie lieben, weil es die Eurigen sind. Euer Leben voll Haß und Mitleid wird sich in ein Leben voll Lobe und Hoffnung verwandeln. Ihr werdet vielleicht nicht Alle große Männer, aber doch wenigstens Männer werden, und das seyd Ihr jetzt nicht."

Und wenn die Arthelispeliche der Kritik, weil sie besonnener und überlegter sein müßten, seltener würden, was unvermeidlich wäre, und die Bezahlung allmählich flagen über die Leere ihrer Spalten, das Publikum über das Knabbeln des Feuilletons, warum wollte man dann nicht eben diese weisen, ach! so erschütternden und so schwer zugänglichen Seiten all den unbekannten beschriebenen Talenten öffnen, die ohne Erfahrung nicht kritisiren wollen, und die sich vergebens nach Mitteln umsehen, um aus der Dunkelheit hervorzutauchen, in der sie verschlossen, weil sein Herausgeber sie erkennt und ihnen sein Papier und seine Typen umsonst darbietet? Warum wollte man all die jungen Feuilletonschreiber, die gezwungen sind, wie Speitzenmänner oder Polizeidiener bei allen neuen Vorstellungen gegenwärtig zu sein und die ganz Nacht hindurch mit dem größten Ernst, und sollten sie auch die Stündstuhl der einer Wasserpumpe ertönen müssen, über der unwiderlegten Albernheiten der kleinen Theater zu schreiben, warum, sage ich, wollte man sie nicht lieber aufforderen, täglich die Gedichte und Romane zu publiziren, die, durch die Forderungen eines abstumpienden Gewerbes erstickt, in ihrem Portefeuille ruhen oder in ihrem Gehirn schimmern? Armer Kinder! junge Priester der Kunst, in der Blüthe Eures Talents durch den Gistbaum der Presse vertrocknet, die Ihr mit Freuden, mit Zärtlichkeit und Liebe Euch vor allen Dingen mit Mutter die Schüler großer Meister geworden wäret, besorgt nicht, daß ich Euch ohne Erbarmen verdamme, und daß ich verkenne, was in Euch Großes und Reines war und vielleicht noch ist! Ich weiß um Eure Gebrechlichkeit, ich kenne Eure Schmerzen, ich habe den Kelch Eurer Leiden getostet! Ich weiß, daß mehr als Einer unter Euch, wenn er des Nachts in seinem kalten nüchternen Dachstübchen sitzt, wenn sein Auge starrt, was mit dem Beil der Künstler von ehemals gleichbedeutend ist, einen saubern Rock und neue Handschuhe braucht, sein in Ehren gehaltenes Antlitz auf die Blätter irgend eines schönen neuen Buche gesendt hat, welches der Haß oder der Neid ihm zu verunglimpfen geboten, und das er aus inniger Sympathie weit von sich werfen wollte, um den Künstler angeblich verkannten zu Hülfe zu kommen. „Ihr Armen, der Gegenwurf werden, über Euch selbst zu erröthen! Aber Schmach und Schande über Euch, die Ihr es dahin gebracht habt, nicht mehr zu erröthen!

Warum habt ich Sie jedoch, Meister, so lange von der Feuguisschen Kritik unterhalten? Sie stehen zu hoch, um sich in diesem Grade mit ihr zu beschäftigen, und vielleicht wissen Sie nicht einmal, daß sie es versucht hat, mit dem Europäischen Publikum über die Talente zu rechten, die sie Ihnen von allen Seiten her darreicht. Fern von mir ist der unhöfliche Gedanke, Sie über ein paar Ungerechtigkeiten trösten zu wollen, die Sie mit der lächelnden Verachtendheit eines Siegers aufnehmen wurden, wenn sie Ihnen überhaupt zu Ohren gekommen sind. Ich weiß nicht, ob Männer, wie Sie, so anspruchslos sind, wie ihr bescheidnes Benehmen über außerordentliche Thätlichkeit zu glauben lassen; so viel aber weiß ich, daß das Bewußtsein ihrer Macht ihnen eine hohe Besiehei einflößt. Sie leben mit Gott, nicht mit den Menschen; sie sind gut, weil sie groß sind.

Erinnern Sie sich wohl, Meister, daß ich eines Abends die Ehre hatte, in einem Konzert von Berlioz mit Ihnen zusammenzutreffen? Wir hatten einen sehr schlechten Platz, denn Berlioz ist bei der Ausspendung seiner Billets noch weniger als sonst über sich selbst mit ein wahres Glück, daß ich durch das Gedränge und den Zufall an diesen Platz geschoben wurde. Man spielte den Hinrichtungs-Marsch. Nie werde ich Ihren sympathetischen Händedruck vergessen und die überschwemmte Empfindung, womit diese mit Krämpfen belabene Hand dem großen verkannten Künstler applaudirte, der so beldenmüthig gegen sein unbandbares Publikum und gegen sein herbes Geschick ankämpft; Sie hätten gern Ihre Freudenthränen mit ihm getheilt, und ich verließ den Ort mit Thränen in den Augen, ohne daß ich wußte, warum, denn ist es wohl ein Wunder, daß Sie so sind?

George Sand.

Revolutions-Festmahle im Jahre 1794.

Unter allen Erinnerungen und Erfahrungen, die ein an der Schwelle des Greisenalters Stehender seinen jüngeren Zeitgenossen mitzutheilen vermag, haben diejenigen, welche sich auf die Periode des revolutionairen Wahnsinns in den Jahren 1793 und 1794 beziehen, das wächtigste und verschlungenste Interesse für ein jüngeren Zeitgenossen. Man kennt zwar ziemlich allgemein den Hauptzüge des entsetzlichen, zum Glück schnell vorübergerauschten Trauerspiels; aber weniger bekannt sind die Theorieen, die geotesten und fantastischen Nachreisen, die in kleineren Kreisen mit dem Grässlichsten Hand in Hand gingen, und in welchen der Französische, namentlich der Pariser Volkscharakter sich auf das Bezeichnendste zu erkennen gab. So wissen gegenwärtig die Wenigsten unserer Zeitgenossen von den „brüderlichen Mahlen" (banquets fraternels), welche teilen Bürgerin auf die Ideen der Freiheit schürften, die zu jener Zeit von dem Pariser Pöbel zum Westen gegeben wurden.

Die Ideen waren bekanntlich gemeinschaftliche Mahlzeiten, zu welchen die ersten Bekenner des christlichen Glaubens sich in der Stille freilich zusammenfanden, um dadurch die brüderliche Liebe und Einträcht innerhalb der Gemeinde zu befestigen. Aber schon sehr selbst wollte der der Brüderschaft sie Gleichheit nicht recht bestehen, die Reichen thaten's den Aermeren zuvor, und der heilige Paulus tadelt es in einem Briefe an die Korinther, daß Jeder sein Essen mitbrächte und für sich allein im Voraus verzehrte, so daß Manche nichts zu essen hatten, während Andere sich gütlich thäten. So war der Weis Lauf von jehr.

Bei den Heiden gaben diese gehimen brüderlichen Mahlzeiten einen Vorwand ab, die Ehesitten zu verletzen. Man sagt davon nach, daß sie sich dabei der Schwelgerei und groben sinnlichen Ausschweifungen überließen. Das Wort αγαπη, welches im Griechischen Liebe bedeutet, wurde im fleischlichen Sinne ausgelegt, und die Heiden meinten, der ihren Liebesfuß, mit welchem man am Ende des Mahles von einander Abschied nahm, wäre es nicht in allen Ehren unschuldig hergegangen seyn. Um die Verleumdung zum Schweigen zu bringen, verordneten die Bischöfe anfange, die Ehesitten sollten fernerhin die jungen und hübschen Christiamen nicht mehr küssen; später wurde die Ceremonie des Kusses dahin beschränkt, daß sie nur zwischen Personen von einerlei Geschlecht stattfinden sollte; so kam es denn natürlich dahin, daß sie am Ende ganz wegfiel. Und da übrhaupt Mißbräuche sich auch in die sodamsten und heiligsten Dinge einschleichen, so wurden am Ende auch diese Liebesmahle bloß ein Anlaß zu Schmausereien und weltlicher Lust. Daher wurden sie im Jahre 397 von einer Kirchenversammlung zu Karthago gänzlich aufgehoben und verboten.

Wer hätte nun wohl gedacht, daß man sie 1400 Jahre später in Gestalt in noch viel größerem Maßstabe wieder einzuführen sehen sollte! Denn wirklich sollten sie nicht bloß in den öffentlichen Lokalen, sondern die Straßen und öffentlichen Plätze der größten Hauptstadt werden zum Schauplatz der brüderlichen Liebesmahle auserstehen. Ich war damals, wie gesagt, ein Knabe; die Meinigen hatten sich vor der Wuth der Prosetxiporen in eine kleine Provinzialstadt geflüchtet, wich aber im Jahre 1794 auf einige Tage zum Besuch zu einem Vetter geschickt, der damals in Paris in der Rue St. Honoré wohnte. Die Zeiten waren damals von der Art, daß auch Kinder zu aufmerksamen Beobachtern wurden.

Man kann den revolutionairen Pöbel damaliger Zeit mit einer großen Schaafherde vergleichen und ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es viel Schöne darunter gab, die es mit ihren Hirten ehrlich meinten, und die Wölfe blieben in der Minderheit. Es entstanden mit den Wölfen, so daß sie im Lärm sich mit einander verwechselten und von Anderen verwechselt wurden. Nur wenn's zum Schlachten kam, unterschied man sie am Instinkt; die Wölfe würgten, und die Schaafe liefen sich würgen.

Es verstehn sich von selbst, daß bei dem ganzen Schauspiel die Griechisch-republikanische Begeisterung aufgeboten wurde. In dieser Begeisterung hatten die Bewohner der kothigen Gassen der Altstadt eine Idee — genauer zu sprechen, sie hatten keine Idee davon, daß Griechenland mit seinem glücklich milden und reinen Himmel, seinen Marmorbildern, seinen Lorbeer- und Olivenhainen, seinen freien Hallen und Tempeln, und Paris mit seinem Regenwetter, seinen Schmutz- und Schandgäßchen, mit den Kramläden, Rinnsteinen, mit den dunkelqualmenden Mauern des Kirchhofs St. Severin, — daß dies wohl zweierlei wäre. In vollem Enthusiasmus beschlossen sie, die Brüderschaft unter freiem Himmel zu feiern. Jeder trug einen Tisch und Stühle vor seine Thür, und indem man alle diese Tische zusammenrückte, machte man lange Tafeln daraus, wie in einem Klosterrefektorium. Da brachte Einer ein Tischtüchlein, der Andere seine Lampe, ein Dritter einen Rest von Kuchen oder Kaffeebrod, ein Vierter Salat, ein Fünfter Saurischen, ein Sechster ein Stück Käse u. s. f. Wer kein Silberservice hatte, der brachte natürlich keins mit, und wer eins hatte, der fand für gerathen, es zu Hause zu lassen, damit nicht etwa ein republikanischer Nestidres es in der Zerstreuung in seine Tasche hineinstaarenstirkte.

Auf diese Weise fanden sich bei diesen brüderschaftlichen Mahlen die beiden Extreme der Häuserbevölkerung aus dem Souterrain und aus den Dachstuben zusammen, während die Leute aus der ersten und zweiten Etage sich an ihren Fenstern als Zuschauer verhielten. So wie aber in der Athenischen Republik durch ein Gesetz Solons jeder Bürger verpflichtet war, sich in bürgerlichen Händeln zu einer Partei zu erklären, so verlangten auch die Schauenden von ihren Fenstern, daß jeder Bürger sich unumwunden erklären sollten, ob sie Appetit hätten oder nicht. Nicht bei Appetit zu seyn, war gefährlich; man wußte wohl, die Weigerung, am dreisilbigen Schmaus zu schmausen, galt beinahe für ein Zeugniß des mangelnden Bürgerstinnes, und die schwelgenden Lukulle in den Winkelgäßchen waren jederzeit gewiß, die Lustbalkonnade ihrer wohlbehabenen Brüder auf nachdrücklichste Weise zu belohnen und ihnen „den Geschmack an Besten zu beibringen" (leur faire passer le goût du pain). So lautete eine sehr gebräuchliche republikanische Redensart, die oft genug in Anwendung gebracht wurde.

Jeder Bürger hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als in der

Digitized by Google

Speisekammer nachzuhelfen und Fragmente des Essaaren nebst Pröbchen seiner Flaschenkeller zur nächsten öffentlichen Tafel zu liefern, zur Erbauung und Erweckung des patriotischen Hungers und des brüderschaftlichen Durstes. Man gab den Weibern eine schmackhafte Pastete und eine schöne halbe Hammelkeule, dafür ließ man sich mit einem Schnitzchen Cervelatwurst und mit einem Schluck Essigsprüher bewirthen; denn so wollte es die Gleichheit, daß man Alles mit einander theilen sollte.

Eine sonderbarere und grotzeltere Scene als eine solche Gastrei auf den Gassen läßt sich unmöglich denken. Lebendig genug ging es her, und Wurstelei fehlte auch nicht; es war eine wertheste Welt, die kleinen Fretzer aßen sich einmal auf Kosten der Grotzen satt.

Man denke sich die lange enge Rue St. Jacques, in der Erstreckung von fast einer halben Lieue, von der Fontaine St. Geverin bis zum Val de Grâce, zu beiden Seiten mit einer langen Reihe von Tischen besetzt; die ganze Straße war zu einer Volkssaverne geworden, wo Männer, Weiber und Kinder unter Lachen und Singen ihre Kust ins Freie jauchzten. Das Geklinge der Gläser und das Geklirre der Teller akkompagnirte die Melodieen der Carmagnole und des Ça-ira; dazwischen hörte man aller Orten und unaufhörlich rufen: A boire, und vive la république! die Topfen schallten, aber republikanischen Melodieen aus voller Kehle, die Schächzeren regten die Lippen und pfiffen leise mit.

Inmitten der Straße zwischen den beiden schmausenden Reihen spazierten neugierige Bürger und Bürgerinnen auf und ab; sie grüßten, man grüßte wieder und präsentirte seine Gläser zu Glas Wein oder eine Schnitte gerösteten Speck. Wo es dem, der's ausschlug und sich das Gericht mit Verdacht aristokratischer Gesinnungen umgab.

Die jetzo oder zwölfjährigen Bürger-Lehrburschen waren am munterssten dabei; sie waren gar nicht faul, sich vielerlei auszubitten, und stets bereit, mehr zu nehmen, als man ihnen gab. Manchs Familie, die nicht auf offener Straße Tafel halten wollte oder nicht konnte, stellte wenigstens in ihrem Hausflur eine Art Buffet auf und ließ den Vorübergehenden Erfrischungen reichen. Auf diese Weise hielt man sich immer noch ein wenig abgesondert, aber eben deshalb war man bei der Volksverbrüderung damit schlechter empfohlen. — Ein kleiner Bube von sieben oder acht Jahren war von meiner Mutme mit Eswaaren traktirt worden. Das Männchen bekam Durst; er sah mit gierigen Blicken nach dem Weinkrug, oder alt Gläser gingen von Hand zu Hand, es war keins für ihn übrig. „Schuft! dir nun ein Glas!“, sagte meine Mutter. „Wenn's weiter nichts ist, Bürgerin“, meinte der Junge, „so könnt Ihr mir immer zu trinken geben; giebt mir's nur in den Schuh.“ Und wirklich zog er den Pantoffel vom Fuß, hielt ihn unter den gebenedeiten Krug und ließ ihn sich die zum Absatz voll gießen.

Die Abtheilung der Gut war mit dem Beispiel dieser Traktamente vorangegangen; bald folgten mehrere dem Beispiele nach. Es wird den Leser interessiren, zu erfahren, wie damals die Zeitungen über diese bürgerlichen Festlichkeiten berichteten. Heutzutage ist Niemand mehr im Stande, den Schwung, den Schwulst und die Abgeschmacktheit damaliger Zeitungsstils mit allen Zärdungen des Tages und der Oertlichkeit zu reproduziren. Es möge daher nöthig sein, was im Journal de Paris am 25. Messidor des zweiten Jahres der Republik (Juli 1794) zu lesen war. Die ganze Beschreibung und die daran geknüpften Reflexionen gehen aus einer Gesinnung hervor, die uns heutzutage so fern liegt, daß die Anführung ordentlich pikant wirkt.

„Schon längst ist in mehreren Journalen, und namentlich auch in unserem Journal de Paris, der Wunsch gemacht worden, die glücklichen der Republik wiederfahrenen Ereignisse durch eine allgemeine gesellige Vereinigung aller Bürger zu feiern. Die Section du la Cité ist so glücklich gewesen, das erste schöne Beispiel eines solchen Festes zu geben.“ — Folgt nun eine Beschreibung desselben, die zwar in etwas anderem Stil als die unsrige abgefaßt ist und weniger ins Einzelne geht, womit wir aber die Leser verschonen.

„Nu solchen Spartanischen Tafeln“, so fährt der Journalist fort, „braucht es weder Tafelzeug, noch Tücher, noch Servietten, noch somit einen Gegenstand des Ueberflusses und Prunkes. Auch die Gerichte sind so einfach als möglich. Wer sich an diesem oder dem vorigen Tage beim Schlächter ein Stück Fleisch hat verschaffen können, der bringt es mit; Gemüse, Mauk, Käse, Wein, ein wenig Brannwein und viel Fröhlichkeit, darin besteht der ganze Aufwand.“

Der Leser erinnere sich, daß man damals, um ein Brod oder ein Stück Fleisch zu bekommen, von Mitternacht on die Thür des Bäckers und Fleischers belagern mußte.

„Lampen und Lichter reichen zur Beleuchtung vollständig hin, und selbst, wenn es daran fehlt, gewährt der Schein der Rebverdrete hinlängliche Helligkeit. Wie schön ist diese Einfachheit! Fürwahr des goldenen Zeitalters würdig. Sie stimmt die Herzen zur brüderlichen Liebe, zur schönen Gleichheit und zur Freundschaft. Väter und Mütter, von fröhlichen Kindern umringt, erfreuen sich gerührten Sinnes dieser ersten schönen Frucht unserer Revolution. Die Jungfrauen lesen, wenn es auch an Erleuchtung fehlt, ihr Glück deutlich in den Augen der allgemeinen Freude und in den triumphirenden Augen ihrer Liebhaber.“

Wie köstlich naiv ist dieser letzte Satz! Wie drquemend sind die Jungfrauen, die so fertig zu lesen verstehen, auch wenn es an Erleuchtung fehlt.

Der National-Konvent fand kein besonderes Gefallen an diesen republikanischen Festen. Wir haben darüber einen am 17. Juli von Barrère erstatteten Bericht vor Augen, der in Gedanken und Stil merkwürdig genug ist, um hier einige Sätze daraus mitzutheilen.

„Ich lasse“, so rief Barrère auf der Tribüne des National-Konvents, „ich lasse den Gesinnungen der großen Mehrzahl unserer Bürger Gerechtigkeit widerfahren; dennoch liegt der Verdacht nur zu nahe, daß der Moderantismus diese Bankette provozirt habe. Der wahren Sansculotten folgten, dies sah man wohl, nur dem unwiderstehlichen Antrieb ihrer aufrichtigen Gesinnungen; aber ich behaupte noch einmal, die Aristokratie hat diese Vereinigungen provozirt, angestiftet, befördert. Man sah zusammen unter dem Schatten des Freiheitsbaumes, neben den Patrioten sich der Royalist, um ihn zu bestechen und zu verführen. Im Egalité-Garten (Palais Royal) herrschte republikanische Lust und Fröhlichkeit, aber bleibt es nicht dennoch wahr, daß dieser Garten den Sammelplatz für alle Agioteurs und Contre-Revolutionnaire, für Emigrirte und Spione abgiebt. Gewiß, mancher Bezüther setzte bei der Tafel die Flöhe in den Kopf, dessen Herz und Gedanken in Wien und Koblenz waren. Wir wissen von einer Section, daß in guten Sitten bei dieser Festlichkeit nichts gewonnen haben. In mehreren Stadtvierteln ist der Verkehr gehindert gewesen, es hat kein Fuhrwerk in der Stadt circuliren können. Erst verschwenden und verzehren und dann ein Geschrei über Hungersnoth anstimmen, das war ja von jeher das System der Aristokraten. Ich zweifle nicht, es wird eine Zeit kommen, wo dergleichen Festmahlzeiten den größten Nutzen stiften, republikanische Gesinnungen und Freundschaften erwecken und nähren werden; einstweilen wird jeder vernünftige Beobachter zugestehen, daß die Besterschaft sich nicht an einem Tage gründen läßt. Der Wohlfahrts-Ausschuß ist der Meinung, gute Sitten seyen besser als Gesetze. Es wird hinreichen, daß der Konvent die guten Bürger auf das Gefährliche dieser Bankette aufmerksam mache; er wird sich für die Ausführung dieser moralischen Einrichtung auf das revolutionnaire Tribunal berufen, das öffentlichen Meinung verlassen.“

Barrère, glaube ich, war viel zu verständig, um nicht voraussehen, wie bald der gesunde Menschenverstand dieser unbilligen Speise-Gleichheit-Wirthschaft ein Ende machen würde; die Sache fing an, wie ein schlechtes Gerpunke auszusehen, und er wollte dieser Einrichtung die ohne Lebensfähigkeit zur Welt gekommen, lieber zu einem sanften Tode verhelfen, als sie vom Henkerlichen Spotte lebendigen lassen. Es fehlte nicht an Gelegenheitsgedichten auf der republikanischen Schmaus-Mahlzeiten; wer aber Spottverse in petto hatte, der that wohl, sie geheim zu halten. Die Brüderschaft war damals so beschaffen, daß man ein Epigramm mit dem Tode bestrafte; um eines Reimes willen hätte Kain den Abel tott geschlagen. (J. Fr.)

Bibliographie.

Encyclopédie du droit. — Herausgegeben von Sebire und Carteret. Erster Bd. Erste Lfg. (A — Acte.) 3 Fr. Das Ganze wird aus 48 Lfgn. bestehen.

La jeune maitresse de maison. — Von Frau von Savignac. 4 Fr.

Leçons de géométrie théorique et pratique. — Von Eirodor. (Dijon.) 6 Fr.

Mémoires d'un condamné politique sous la restauration. — Von Mouier. 6½ Fr.

Mémoires du Chevalier d'Éon. — Herausgegeben von Gaillardet. 2 Bde. 15 Fr.

Oeuvres complètes de Flavius Jósephus. — Von Buchon. 10 Fr.

Tio Tomas. Souvenirs d'un soldat de Charles V. — Von Sobolier. (Bordeaux.)

Zixine. — Roman von Paul de Kock. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein Besuch bei einem Dichter. Unter dieser Ueberschrift theilt Herr J. Mornier im neuesten Hefte der Revue de Paris (vom 11. Dezember) eine gut gemeinte Charakteristik unseres Chamisso und seiner Lieder mit. Zugleich schildert er die Berliner Mittwochsgesellschaft, in der er zuerst den Dichter kennen gelernt. Für die gastfreundliche Aufnahme, die ihm in Berlin zu Theil geworden, trägt der ehrliche Marmier immer noch seinen Dank ab; das ist gewiß einer romantischen Erste so weit, daß er unseren Thiergarten mit dem so vielen Dichtern beobliterr, als auf seinen Bäumen Vögel zwitschern. Nun, wir würden unbondbar schienen, wenn wir die Germanemanie eines Fremden bespötteln wollten, und lassen uns daran auch ein Lob gefallen, das freilich, minder poetisch eingekleidet, dichter gewesen wäre.

— Ein andalusisches Jahrbuch. Unter diesem Titel (The Andalusian Annual) ist so eben in London ein eleganter Almanach erschienen, zu welchem der Spanische Maler Josè Brequer in Sevilla die Zeichnungen und der durch seine interessanten Beschreibungen des Karlistischen Hofes und Hauptquartieres bekannt gewordene Herr Honan den Text geliefert hat. Zur Kenntniß des Landes, das jetzt ausschließlich das Interesse der Politiker in Anspruch nimmt, so wie seiner eigenthümlichen Bewohner, wird hier ein sehr zeitgemäßes und reichhaltiges Material geliefert. Auch von unseren Spanischen Dichtern und Bühnenkünstlerinnen, namentlich von der gewandten Señora Matilde Diez, deren Portrait sich hier befindet, wird in diesem Taschenbuche manchertei erzählt, was, wenn auch eben nicht sehr belehrend, doch meistens recht pikant ist.

Bei dem herannahenden Ablaufe des Jahres wird die Erneuerung des Abonnements in Erinnerung gebracht. Diejenigen, welche sich auf den mit dem 1. Januar beginnenden sechsten Jahrgang des Magazins neu zu abonniren wünschen, werden ersucht, es zeitig zu thun, da die Auflage nur nach Maßgabe der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Hrn. pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Freitag den 23. Dezember 1836.

Persien.

Ein Blick auf Persiens jetzigen Zustand.

Aus dem Schreiben eines Engländers*).

Teheran, den 20 August 1836.

. . . . . Vor wenigen Tagen sah ich die Truppen des Schah's (denn Se. Majestät selbst folgte) aus ihrem Lager bei Zirandeh, etwa 25 Farsang südlich von der Hauptstadt, sich in Bewegung setzen. Wie man sagt, werden sie einen Theil der Heeresmacht bilden, die gegen Herat bestimmt ist.

Es ist allgemein bekannt, welchen wesentlichen Antheil England daran gehabt hat, daß nach dem Tode Fetch Ali Schah's dessen Enkel, der jetzige König, den Thron von Persien bestieg. Die Polygamie schwächt hier das Recht der Erstgeburt in solchem Grade, daß nach dem Tode eines Königs immer Kämpfe um die Krone entstehen. Derjenige, welcher die stärkere Partei auf seiner Seite hat, wird von der Nation als rechtmäßiger Fürst anerkannt. Der neue König schien seine Verbindlichkeit gegen England anfänglich lebhaft zu fühlen; und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn man seit der Zeit etwas zu große Vertrauen auf seine freundschaftliche Gesinnung setzte hat. Die Ursachen, welche das Recht der Erstgeburt in solchem Grade, daß nach dem Tode eines Königs immer Kämpfe um die Krone entstehen. Derjenige, welcher die stärkere Partei auf seiner Seite hat, wird von der Nation als rechtmäßiger Fürst anerkannt. Der neue König schien seine Verbindlichkeit gegen England anfänglich lebhaft zu fühlen; und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn man seit der Zeit etwas zu großes

Persiens Monarch brillante Reformen begannen und vor Allem ein System der Abgaben begründen, welches dem öffentlichen Schatze dergestalt zu statten kommen, als bisher, ohne darum so schwer auf der Nation zu lasten. Jetzt liegen die Statthalter der Provinzen dem Hof kaum einmal Rechenschaft ab; sie schicken nur dann und wann ein Geschenk, um Ruhe zu haben.

Die einkünfte Persiens betrugen im Jahre 1836 gegen drei Millionen Tomans, also 14 Millionen Pfd. Sterling (jeden Millionen Thaler). (L. S.)

Nord-Amerika.

Holden's Gefangenschaft unter den Wilden der Südsee-Inseln.

(Fortsetzung.)

„Die Insel, wohin uns das Unglück verschlagen hatte, heißt bei den Eingebornen Tobih und ist den Seefahrern unter dem Namen Lord North's Insel bekannt. Sie liegt zwischen dem 21en und 22en Grad N. Breite unter 131 Grad 20 Minuten Länge. Sie wird zuweilen unter dem Namen Nevil's Island oder Johnston's Island erwähnt, und alle Seefahrer hatten bisher angegeben, sie wäre unbewohnt. So viel wir später aus den Reden der Eingeborenen entnehmen konnten, waren noch nie wenige Männer hier gewesen. Aus dem Umstande jedoch, daß diese Wilden Eisenwerkzeuge besaßen, und aus manchen anderen Anzeichen verwundeten wir, daß sie mit Spaniern und Portugiesen in der Nachbarschaft einige Verbindung unterhalten müssen. Wie um die meisten Südsee-Inseln, so läuft auch um diese ein Korallenriff, dessen Breite von einer achtel bis zu einer halben Meile beträgt. Innerhalb des Riffes ist die See ungewöhnlich tief und vom stärksten blauen Wasser, wie mitten auf dem Meere. Zu mancher Stelle könnte sich das größte Schiff der Küste bis auf eine Viertelmeile nähern. Die Insel ist wenig über die Meeresfläche erhaben und so flach, daß die Wellen mit der Flut weit landeinwärts rollen. Ihre Länge beträgt ungefähr 4, ihre Breite nicht ganz eine halbe Meile.

„Die Hautfarbe der Inselbewohner ist kupferroth, allein bei weitem heller, als die Haut der Malaien und der Otaheiti-Insulaner. Mit den Letzteren jedoch hatten sie die größte Aehnlichkeit durch ihre breitgedrückten Gesichter, ihre hervorstehenden Backenknochen und ihre gerümpften Nasen. Sie haben die Luxur nicht, die unter den meisten der Südsee-Insulaner im Schwange geht, ihre Zähne durch das Kauen eines scharfen Grases zu schwärzen. Sie legten den Tätowirstein ins Feuer und glätteten ihn, so daß er die Krümmung verlor und keinen Fisch mehr ritzbrach. Der Harris (ihre Gottheit), sagten sie, würde böse werden, wenn sie sich unserer Angelhaken bedienten, ohne sie vorher gehörig zuzurichten. Manchmal sind sie so glücklich, eine See-Schildkröte zu erbeuten; von diesem Thiere haben sie eine besondere Verehrung und essen es nur bei heiliger Feier. Auch pflanzen sie und ärndten ein Knollengewächs, das mit den Yams Aehnlichkeit hat, aber nur in geringer Menge; auch mißriech die Aernde während unserer Ansiedlung beständig. Auf diese wenigen Mittel beschränkt sich ihre erdärmlichen Unterhalt; er reicht gerade hin, daß sie nicht wirklich Hungers sterben, aber sie sind immer nahe daran und hatten die meiste Zeit ihres Lebens. Wenn Einer unter ihnen aus Mangel an Nahrung krank wird und dahinsiecht, so daß sein Tod sich vorhersehen läßt, dann verstehen sie ihn aus ihrer Gesellschaft und geben ihn unbarmherzig dem Hungertode preis."

„Während unseres Verweilens auf der Insel ereigneten sich mehrmals Erdbeben, wovon einige sehr bedeutend waren. Die Wilden gerietben dabei in große Angst. Bisweilen ihre Kinder fiel sie so nicht machten, und sprachen unter einander: Taubih tuh Harris, Taubih tuh Harris, d. i. „Harris kommt und Tobih wird verstürzen." Auch Donner und Blitz erregten ihnen große Furcht; sie sprachen dann wohl: Harris tibtrih, d. i. „Harris redet." Neugierig wäre ich gewesen, zu sehen, wie sie sich bei einer Sonnen- oder Mondfinsterniß benehmen hätten; aber es ereignete sich die Zeit über keine."

„Ihr Feuer zünden sie, wie es auf den Südsee-Inseln gewöhnlich geschieht, durch Reiben zweier Holzstücke. Eine Schildkröte oder sonst ein Stück Fleisch, wenn sie so glücklich sind, etwas dergleichen zu erwischen, ihre Yams und Kokosnüsse pflanzen sie unter heißen Steinen in der Erde. Doch muß ich bemerken, daß, so lange ich unter ihnen lebte, zu jeder Zeit irgendwo auf der Insel ein brennendes Feuer unverhalten wurde, so daß wie die Nothwendigkeit eintrat, es sich auf jene Weise zu verschaffen."

„Auf ihr Haupthaar setzen sie die größte Eitelkeit, verwenden viel Pflege und Sorgfalt darauf und waschen und reinigen es beinahe täglich. Zwar färben sie es nicht, wie viele Südsee-Insulaner thun, aber sie schmieren es mit Kokosnußfett, so daß es in festen, glänzenden Zotteln die auf den Bauch herabhängt."

„Wenn Zwei sich begrüßen, so schlingen sie die Arme um einander und berühren sich mit den Nasenspitzen. Dies ist auch auf vielen anderen Inseln gebräuchlich."

„Wenn die Kinder ihre Aeltern anreden, so geschieht dies nicht mit einem Worte, welches etwa Vater oder Mutter bedeutete, sondern sie rufen die Aeltern bei ihrem eigenen Namen. Die Aeltern gehen mit den Kindern auf dem Fuße der Gleichheit um, und die Kleinen betragen sich im Ganzen ziemlich gut, außer etwa, wenn sie zu essen verlangen."

„Im Gegensatz zu den glücklichen Otaheiti-Inseln, ist dieses Eiland so armselig und abschreulich, wie nur irgend eines auf Erden. Es trägt keinen anziehenden Baum, kein gedeihliches Gewächs, als Kokos-Palmen, und auch diese so verstümmert, so niedrig und verkrüppelt, daß sie nur wenig Nütze tragen. Von diesen Kokosnüssen und von einer Art Fische, die man zuweilen an der Küste fängt, müssen diese Wilden Jahr aus Jahr ein leben."

„Dasür sind sie auch unter den Menschen, was ihre Insel unter den Ländern ist. Feig und tückisch, aber zugleich scheu und mißtrauisch und grausam, verweigern sie in ihrem Uebersluß, jeder Lebensweise, in ihren Gewohnheiten, Sitten und Treiben Alles, was an der Menschenheit Edelsten und Häßliches seyn kann. Und wie gesagt, zu unserer Verwunderung fanden wir, daß die Weiber es an Grausamkeit, Bosheit und Verwildrung den Männern weit zuvorthun. Tausendmal hätten uns die Weiber zu Tode gequält und zerrissen, wenn die Männer uns nicht auf Mittel in Gestalt genommenen Thieren. Die Tagheit und Indolenz dieser Wüstlinge überstieg allen Glauben; selbst die Furcht vor dem Hungertode bringt sie nicht dahin, daß sie sich aufstrengen und sich die geringste Mühe geben, obwohl sie mit wenig Arbeit zur rechten Zeit und am rechten Ort ihren Zustand unvergleichlich verbessern könnten."

Auf diesem elenden Eilande brachte Holden mit Einem seiner Gefährten beinahe zwei Jahre zu. Vier von den Amerikanern und zwei von den drei Neu-Seeländern, die von Wandelbarkeit mitgefangen waren, erlagen den Qualen und dem Mangel, den sie hier zu ertragen hatten. Da zeichen eines Tages ein Englisches Schiff, die „Sabina", Captain Somnes, im Angesichte der Insel, auf welcher die Amerikaner fast zwei Monaten gefangen waren. Man vermochte die Wilden, gegen das Versprechen eines bedeutenden Geschenkes an Eisen und anderen für sie kostbaren Dingen, zwei von den Gefangenen an das Ufer des Englischen Schiffes zu fahren. Es waren dies der Capitain Barnard und einer von der Mannschaft, Namens Rollins. Das Schiff lag dann noch drei Stunden in der Nähe der Insel, und vergebens erwarteten die unter den Wilden zurückgebliebenen Amerikaner, daß man einen Versuch in Güte oder Gewalt zur Befreiung machen würde. Das Schiff segelte endlich fort und hinterließ den Gefangenen ersten Eisenwerkzeuge, so wenig, daß die armen Verlassenen beinahe aufs neue die härtesten Grausamkeiten erdulden mußten. Als Holden zwei Jahre später aus seiner Gefangenschaft glücklich entkommen war, erfuhr er zu London, daß der Englische Schiffs-Capitain sich damit zu entschuldigen versucht habe, es sey ihm unmöglich gewesen, mehr zu thun: die Sache würde ihm mindestens 24 Stunden Zeit gekostet haben, während so Viele Leben auf dem Spiele standen. Zwei Amerikaner und die Mannschaft sind gleich nur kleine Rationen an Getränk empfangen konnte; auch hätte seine Mannschaft, geschwächtheits aus Spaniern und Malaien bestehend, nicht Lust gehabt, mit den Wilden anzubinden, und er hatte auf ihren Gehorsam nicht sicher rechnen können. So viel ist gewiß, daß das Verlangen der Herren Capitains Somnes und Barnard bei dieser Gelegenheit nicht sehr ernstlich gewesen zu seyn scheint, und daß es ihrem Charakter und ihrer Ehre übel schicklig wären, ansdauernde Sorgfalt zu gehen. Wenn Capitain Barnard den Engländer nicht bewegen konnte, sich der Verlassenen anzunehmen, wenn er ihn nicht bewegen konnte, die Wilden mindestens durch ein rechtes Geschenk zu bestechen, so hätte er doch mindestens nach seiner Rückkehr in civilisirte Länder alles Möglichen thun müssen, um seine Landsleute aus einer Gefangenschaft zu retten, aus welcher nur zwei, nach zum Theil langen Jahren und nach dem Tode aller Uebrigen, durch einen unverhofften Glücksfall errettet wurden.

Die Menschen, in deren Gesellschaft (wenn ein solcher Zustand den Namen einer menschlichen Gesellschaft verdient) die unglücklichen Amerikaner zurückgelassen waren, lebten, wie gesagt, auf einem von der ganzen Welt abgeschiedenen Fleckchen Landes. Es war wenig über vier Meilen in Schätzung 3 bis 400, in drei kleine Dörfchen vertheilt. Seit mag wissen, seit wie langer Zeit diese Wüchten, von allen seinen Stammgenossen getrennt, sich auf dieser Insel fortgepflanzt hatte. Sie wußten von der ersten Niederlassung ihrer Vorväter nichts zu sagen; auch keine Spur von Traditionen war vorhanden. Von Zeit zu Zeit brach Hungersnoth herein, wo denn Viele von ihnen und auch Mehrere der Amerikaner der Mangel beinahe ein Viertheil ihrer Zahl hinwegraffte — Fernde die Bevölkerung sich nicht vermehrte, und so hat dieses Geschlecht vielleicht Jahrtausende auf einem und demselben Fleck sein halbthierisches Dasein dingebrachtet. Von der Existenz anderer menschlicher Wesen scheinen sie nichts zu wissen, außer daß dann und wann Europäische Schiffe vorbeigesegelten und Kokosnüsse gegen Eisen austauschten. Dreimal in sehr langen Zwischenräumen waren Fremde an sie gekommen und hatten Tarroo-Wurzeln mitgebracht und ihnen gezeigt haben soll, wie man diese Frucht bauen könne; auch diese blieb bis zu ihrem Tode bei ihnen. In der dritten Geschichte sind es drei Männer und drei Weiber, die in einem Kanoe von einer anderen Gegend her zu ihnen kamen; nach einiger Zeit wieder wegfuhren und drei Personen von der Insel mitnahmen.

Die Insel ist ein bloßer Korallenfels, mit einer kümmen Sandlage überdeckt, und trägt einige Kokospalmen und Brodfruchtbäume. Aber während Holden's Anwesenheit klarben die Brodfruchtbäume ganz ab, auf ein Sturm, der die Kokospalmen niederwarf, führte auch an dieser Frucht einen bittern Mangel herbei. Früher hatte die Fülchheit weniger einen gänzlichen Betrug gelitten, aber seit einiger Zeit hatte sie auf unbekannten Gründen fast ganz aufgehört. Fisch- oder fischmal ereignete es sich, daß man Schildkröten fing. Dem Ackerbau verstanden sie nichts, als

Digitized by Google

dem Räumerlichen Anbau des Cocos, — so braucht bei ihnen eine Gattung der in Polyneſien ſo häufig als Nahrungsmittel gebrauchten Taro-Wurzel. Der Ort, wo dieſe Frucht gezogen wurde, war eine künſtliche Vertiefung in der Mitte der Inſel; dahin ſchaffte ſie das beſte Erdreich, mit Farrenkräutern und Laub vermiſcht. Durch die Felſen hindurchſickerndes Waſſer verlieh der Stelle die nöthige Feuchtigkeit. Die Virbels Holden's und ſeiner Gefährten beſtand nun darin, daß ſie das Dünger-Erdreich in Gefäßen von Kokosnußſchalen vorſichtig ſchaffen mußten, wenn die Saat geſchehen war, mit ihren Fingern den Dienſt einer Egge verſehen und den Schlamm darüber umſtürzen und umwühlen mußten. Wenn man die Wurzel zum Eſſen zubereiten wollte, ſo ſchorrte man ein mäßig tiefes Loch in den Boden und machte darin Feuer, das in einem Theile des Raumes, in Boden und Brennmaterial beſtehe, daſſelbe anzündete und eine Lage Steine darüber legte, ſo daß das Feuer nicht flammen, ſondern ſchwelen konnte. Wenn dann die Steine recht durchglüht in der heißen Aſche lagen, ſtellte man die Wurzelſtücke, die man gar machen wollte, in Kokosnußſchalen, vermiſcht man ein wenig Waſſer auf, über die Steine, bedeckte ſie mit Kokospalmenblättern und ſchüttete über das Ganze noch eine Schicht Erde. Fiſche röſtete man ganz einfach über den heißen Steinen. Schildkrötenfleiſch wurde bald auf die eine, bald auf die andere Manier zubereitet. Die gebüßten Thiere, die es auf der Inſel gab, waren Ratten und Eidechſen, aber auch im bitterſten Hunger konnten ſich die Wilden nicht entſchließen, die zu eſſen. Dagegen war Ueberfluß an Muskitos, Fliegen und noch viel Ärgerem Ungeziefer, wovon manches eingefangen und mit Appetit gegeſſen wurde. Zuweilen lief ſich auch ein der Luft müder Vogel am Strande blicken, aber auf der Inſel ſelbſt gab es kein größeres geflügeltes Geſchöpf als Fliegen. Das Hauptgetränk beſtand in Kokosmilch; durch den Felſen ſickerte hier und da drakiges Waſſer. Regenwaſſer aufzubewahren, war dem Häuptlichen nie eingefallen.

Ihre Hütten bauten ſie auf zweierlei Manier. Da den beſſeren legte man das Gerüſt auf folgende Weiſe. Drei zuſammengeſetzte große Höhlen, jedes aus einem Stamme und zwei Zweigen, ungefähr in Geſtalt eines Y beſtehend, werden einander gegenüber in den Boden geſenkt. Dann legt man zu beiden Seiten Holzſtämme darüber, die von einer Gabel bis zur anderen reichen, und befeſtigt ſie an beiden Seiten mit Stricken, die aus der inneren Hülle der Kokosnuß gedreht ſind. Abwärts von dieſen horizontal liegenden Balken gehen andere zum Boden herab und bilden die Wände, die mit Blättern noch anderes ſchief aufwärts geſtellt, ſo daß ſie in einem Winkel zuſammenlaufen und ein Dach mit einem Giebel bilden, deſſen ſchiefe Seitenflächen die auf zwei oder drei Fuß über der Erde hinabreicht und der Luft von unten den Zugang ins Innere frei läßt. Dieſes Dach wird auf ziemlich plumpe Weiſe mit Kokosblättern bedeckt. Die kleineren Hütten ſind bei weitem nicht ſo künſtlich gebaut; man ſtellt nur zwei ſchiefe Flächen in den Boden, formt ſie etwas ſchief gegen einander zuſammen, bindet ſie zu je zweien ſich kreuzen; die oberen Enden werden an eine Giebelſtange zuſammengebunden. Die beiden offenen Enden werden dann gleichfalls durch Pfähle geſchloſſen; nur am einen Ende bleibt eine Oeffnung ſo groß oder ſo klein, daß man hinein- und herauskriechen kann. Zuletzt wird die ganze Kokosnuß mit Blättern bedeckt.

Ihre Kanoes böhlen ſie aus dem Stamme des Brodfruchtbaumes, zuweilen auch aus einer anderen Art von Bauumſtämmen, die ziemlich eben ſo ausſehen, aber nicht auf der Inſel ſelbſt wachſen, ſondern als Treibholz an den Strand ſchwimmen. Sie bekienen ſich bei ihrer Schiffahrt dreieckiger Segel, die aus Matten von dem Laube eines Baumes bereitet werden, den ſie Sago nennen. Den Maſt befeſtigen ſie mit Stricken, die aus den Faſern von der inneren Schale der Kokosnuß gedreht ſind, ſo daß der eine Strick von der Spitze des Maſtes zum Hintertheil, der zweite zum Vordertheil, der dritte ſeitwärts geht. Die Taue, woran das Segel gezogen wird, ſind aus demſelben Stoffe bereitet.

Ihre Waffen ſind von der nämlichen Art und Beſchaffenheit lediglich aus Keulen, die gänzlich leere und ſchwammige, und aus Spießen, die plump zugeſpitzt und mit Haifiſchzähnen beſetzt ſind. Die Männer tragen faſt aller Kleidung eine Art Binde oder Schürze, etwa fünf Fuß lang, um die Lenden befeſtigt: ſie heißt Peiwot und iſt aus den Rindenfaſern des Baumes Curramung bereitet, die ſich in Fäden aus einander ziehen und dann zuſammenknüpfen und rund zuſammennähen laſſen. Wenn dies geſchehen iſt, ſo wird ſie mit einer feinen Bleiweiß-Farbe, Eiſenſtein, welches bei ihnen die Stelle eines Weberſtuhles verſieht, zu einem dreigeſtreiften und zweiſeitigen Zeuge zu verarbeiten. Die Weiber tragen eine Schürze von gefalteten Palmblättern. Beiderlei Kleidungsſtücke wiſſen ſie mit einer Sandkunſt, die aus einer Wurzel gewonnen wird, gelblich zu färben. Den Kopf tragen beide Geſchlechter unbedeckt. Halten verſtehen ſie mit der erfindungsreichen Geſchicklichkeit eines Seemannes Hüte von den langen Palmblatt ähnlichen Lande des Seekbaumes, laſſen Blätter er, vermittelſt einer Nebel von Fiſchgräten, mit Fäden des Curramung zuſammennähte. Es oft et oder einen Hut fertig hatte, nahmen die Eingeborenen ihn weg, und wenn ſie ſich an dem neuen Ding faſt gefreut hatten, riſſen ſie es in Stücke. Geſchwedi kennen ſie das Wort, welches in Spaniſcher und Franzöſiſcher Sprache einen Hut bedeutet; ohne Zweifel haben ſie es von Seefahrern der beiden Nationen gelernt. Armbänder von Schildkrötenſchale gelten für ein ausgeſuchtes Stück weiblichen Putzes. Die Nase wird mit kleinen Ornamenten durchbohrt, dagegen ſind Halsbänder Mode; ſie beſtehen aus glänzenden Muſcheln von Kokosſchale, die an einem Faden aufgereiht werden. Zuweilen werden Schalen der weißen Retro-Muſchel, die man am Strande findet, mit auf den Faden gezogen, ſo daß immer zwei weiße und zwei ſchwarze Ringe im Halsband mit einander abwechſeln. Sie durchbohren ſich den Ohrlappen und dehnen die Oeffnung mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen zu einer ungeheuren Weite aus; dann hängen ſie Glas- und allerlei Bilderei hinein, manchmal ſtecken ſie auch einen hölzernen Zierrath hindurch, welcher an der geöffneten, dem Geſichte zugekehrten Seite mit Farben bemalt iſt. Zuweilen binden ſie ſich Kränze von einer Blume, die der Klatſchroſe gleicht, oder von Kokosblättern um den Leib (Schluß folgt.)

Frankreich.

Guſtkof's Lebensgeſchichte.

(Nach Franzöſiſcher Darſtellung*).

Die alten Hirten des Thales konnten ſich kaum mehr die Zeit erinnern, da der Gipfel des Kantafus zuletzt mit Schnee bedeckt war. Damals, als ſie ſich eines Morgens von ihrem Lager erhoben, um ihre Heerden auf die Weiden zu führen, ſahen ſie, wie ſich der Gipfel dieſes hohen Berges in einen weiten Schneemantel gehüllt hatte, ſo daß er faſt aufzuſuchen, wie das Haupt eines ehrwürdigen Greiſes. In dieſem Augenblick erhellte der erſte Schimmer des Tages den Horizont.

Um dieſe Stunde verließ ein frommer Eremit ſeine Höhle, die die kunſtreiche Hand der Natur ſich ihm in einem Abhang des Berges gegraben hatte. Seine Fußſpuren blieben in dem friſch gefallenen Schnee zurück. Die Kälte war empfindlich, und er ging unaufhaltſam weiter, bis er plötzlich mit dem Fuße an etwas ſtieß; er unterſuchte den Gegenſtand mit der Spitze ſeines Wanderſtabes, indem er den verhüllenden Schnee abſtreifte, und erblickte eine Frau, die im vollen Glanze der Jugend und Schönheit prangte. Der Reichthum ihrer Kleider erlaubte an, daß ſie einer vornehmen Familie angehörte.

Er war aber alsbald bemüht, ihr aufzuhelfen und ſie in ſeine Höhle zu führen. Hier warf er einige Stücke Holz auf das glimmende Kohlenfeuer des Heerdes und reichte ihr ſtärkende Arznei, ſo ſchnell als es die Kräfte des faſt hundertjährigen Greiſes nur irgend vermochten. Nach und nach erhielt ſich die Unbekannte, durch die erwärmende Flamme wohlthätig erquickt, und mit einem Blicke der innigſten Dankbarkeit reichte ſie die Hand ihrem geiſtmüthigen Wohlthäter. Einen Augenblick glaubte ſie ſich getrieben, vor ihm zu knien. Sie brach ihren Zuſtand auf dem Felſen ſchon vorbereitet worden war, trat ein, und ſie genas, in Gegenwart des Himmels und eines Preſtiers, von einem kleinen und überaus ſchwächlichen Kinde.

„Armes Weſen!“ ſeufzte die Mutter, „das nur kaum ſo vorzeitig in die Welt tritt, um mich zu Boden!“ Und mit dieſen Worten bedeckte ſie das Kind mit ihren Küſſen und Küſſen. Darauf wandte ſie ſich zu dem Greiſe und fuhr fort: „Ich bitt' Euretwegen zu Euch, würdiger Vater! Darum glaube ich feſt, Ihr werdet meine Bitte erfüllen. Mein Sohn iſt ein ſüßeſches Kind; ich bin aus Komme, bringt ihn in meine Heimath, damit er dort, wie ich, in dem Glauben meiner Väter aufzegen werde. . . .“ Und kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ſie auch ſchon in den letzten Zügen ſchwächte. Der reiſe Schnee ihres Kinbes, den ſie gebar, ſtarb ihr gebrüet.

Am folgenten Tage hatte der Einſiedler des Kanfaſus ein Grab in der Nähe ſeiner Einſiedelei gegraben; er begrub hier die unglückliche Unbekannte, die nicht mehr Zeit gehabt hatte, ihren Namen zu nennen, und ſprach bei dieſer frommen Handlung Worte des Friedens. Unter den Kleidungsſtücken, welche er gerungen hatte, befand ſich auch ein Armband, in welches die drei geheimnißvollen Buchſtaben J. J. S. gezirt waren. Der fromme Mann verbarg dieſelbe ſorgfältig, um es der armen Waiſe einſt zu händigen, wenn dieſe alt genug ſein würde, um ein ſolches Vermächtniß benutzen zu können.

Das Kind gerieth herrlich; Dank ſie es den Hirten des Thales, die es mit der größten Zärtlichkeit pflegten, und ergetzch den ſchwächlichen Körper, ſtieg der Knabe bald jeden Morgen in die Ebene hinab, er an den Spielen der Landleute Theil nahm. Am Tage, wenn die Sonne auf ihren Scheitel brannte, ſuchten ſie den kühlenten Schatten auf und vergnügten ſich dort, indem ſie eine Art ländlicher Flöte bliesen, auf deren ſonſtame und oft wiederkehr Töne der Knabe mit der größten Regler bereitete.

Aber der Tag der Abreiſe kam heran, die Wanderung nach Komme mußte angetreten werden. Der Knabe beſaß ſich mit ſeinen und des Eremiten geringen Habſeligkeiten, die ihm nicht ſchwer zu tragen waren, und man begann die Reiſe. Der arme verwaiſte Knabe hatte die vorhergehende Nacht am Grabe ſeiner Mutter zugebracht, und dort, in der tiefen Einſamkeit, waren mit ihm gedenkmürdige Dinge vorgegangen. Er hatte ſeine Mutter erkannt, ſie hatte ihn unter ihren Augen Mitmaß ſie etwas erfahren wird. Das Einzige, was davon bekannt geworden, iſt, daß er jenes koſtbare Armband während der ganzen Zeit mit unausſtöſchen Bewegungen an ſein Herz drückte und den Geiſt ſeiner Mutter beſchwor, ihm die Bedeutung jener drei Buchſtaben zuzuflüſtern, die er für die Anfangsbuchſtaben des Namens ſeines Vaters hielt.

Um dieſe Zeit war ganz Rußland ein weiter Kriegsſchauplatz. Die Armeen verdrängten einander und boten ſich die Spitze, die Menſchen metzelten ſich nieder. Der greiſe Wanderer und ſein junge Gefährte wurden bald als Spione angehalten. Man ſchleppte ſie ohne Barmherzigkeit vor den kommandirenden General. Aber der arme Greis, ermüdet von der Länge und der Beſchwerlichkeit ſeiner Wanderung, vermochte nicht, ſo ſchnell zu gehen, als es dringenden verlangten, die

*) Daß hier von ſeiner wirklichen Lebensgeſchichte des bekannten Holz- und Strob-Virtuoſen die Rede ſei, braucht bei dieſem Nachſatze wohl kaum hinzugefügt zu werden. Wir geben auch dieſe Geſchichte, welche ſowohl des Gegenſtandes halber, als um zu zeigen, wie weit die Erfindungsgabe eines Franzöſiſchen Journaliſten reicht, der aus wenigen einfachen Thatſachen, die ihm vielleicht aus dem Leben des mehr durch ſein Talent als durch ſeine Schickſale intereſſanten Mannes bekannt geworden ſind, ein romantiſches Wundergeſchichtchen zu machen weiß. Natürlichen iſt auch Daumont wiederholten. Einige große Vortheile gegen Leuter und Violkerunde hatten ſich einem Franzöſiſchen Journaliſten nicht auffallen. Er machte es z. B. auch dem unkundigſten einen einigen Blick auf ſeine Ausgabe des Ausgabe des Franzöſiſchen Fürſten Galitzin — nach Lemberg.

Digitized by Google

ihn zum Gefangenen gemacht hatten, er wurde also an den Schweif eines Pferdes befestigt. Als sie vor ihren Richter erscheinen sollten, hatten diese nur noch einen Gefangenen zu inquiriren; der andere war bereits ein entstellter Leichnam. Da das Kind eine ihm nicht verständliche Sprache redete, rief der General einen Dolmetscher herbei, der ihm die Antworten des Kindes übersetzen mußte. Der arme Junge, ganz in Schmerz über den Verlust seines Pflegevaters aufgelöst, begann bereits die Gewalt seines Richters zu ermessen, und der Dolmetscher, von dem Unglück der armen Waise Thränadme einsößte, diesen endlich zum Sprechen bewog.

Von Fragen gedrängt, erzählte er, was er wußte, von dem Beginn seiner Reise, bis zu dem unglücklichsten Augenblick, der seinem Gefährten den Tod gebracht hatte. Als der General sah, daß er durchaus keinen Spion vor sich habe, wollte er ihn zum Mitglied der Musikbande seines Regiments machen, allein er aber hatte darauf einsich, daß dem jungen Mann auch die geringsten musikalischen Kenntnisse abgingen, gab er diesen Plan auf und wachte ihn zum Bedienten des Dolmetschers.

Dieser Dolmetscher nannte sich Uri Gusikoff, und von diesem Augenblick an hatte die arme Waise einen Namen. Als der Friede wieder hergestellt war, widmete sich Joseph Gusikoff, auf Anrathen seines Wohlthäters, der Musik. Joseph war mit einem so großen und ausgezeichneten Talente begabt, daß er, ohne eine Note zu kennen, sich bald durch seinen Vortrag vor allen anderen wandernden Musikern auszeichnete, die ihre Konzerte, wie er, zur Nachtzeit auf öffentlicher Straße gaben.

Sein Ruf war so groß und so weit verbreitet, daß, als er in Lemberg, der Hauptstadt Gallizien, sich aufhielt, der Fürst Gallizyn ihn einlud, in einer von ihm veranstalteten großen Soiree sich hören zu lassen. Joseph Gusikoff erschien lange nach der anberaumten Stunde. Die Ursache dieser Verspätung war das eben so plötzliche als unerwartete Verschwinden seines Wohlthäters, des Dolmetschers; Joseph hat seit jenem Abend nichts weiter von ihm gehört.

Als er in den Saal trat, ward er mit ausmunternden Worten empfangen. Der Fürst selbst nahm ihn bei der Hand und stellte ihn der Gesellschaft vor. Jeder der Anwesenden stand da mit unbedecktem Haupte; der Künstler allein hatte, mit dem Gewande der Polnischen Juden bekleidet, eine Mütze auf dem Kopfe, unter welcher sich eine Fülle glänzend schwarzer Locken hervordrängte. Seine außerordentliche Blässe und eine schmächtige Gestalt erwarben ihm gleich Anfangs die Theilnahme aller anwesenden Frauen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, jedes Ohr war bereit, ihn zu hören. Joseph öffnete das Kästchen, in welchem seine Flöte lag. Eine Bewegung der Neugier gab sich in der ganzen Gesellschaft kund, als der Fürst, der dem Künstler immer zur Seite war, sich bückte, um einen Gegenstand zu betrachten, der auf dem Boden jenes Kästchens lag. „Was ist das?“ fragte der Fürst den Musiker, indem er auf einige kleine Stückchen Holz deutete. — „Es sind Zweige von der Zucomore-Pflanze, die ich am Fuße des Kaukasus gepflückt habe.“ — „Und dies?“ fragte der Fürst weiter, indem er einen anderen Gegenstand bezeichnete. — „Das sind einige Reste von dem Strob, aus welchem das Lager bestand, auf dem ich zur Welt gekommen bin; es war der unglückselige Tag, an welchem tiefgrade starb, die mich gebar!“ Alle Gesichter hier sagte, verzerrte er sein Gesicht, um seine Thränen zu verbergen.

„Es sind also zwei Zeichen der Erinnerung an Eure Kindesjahre, Holz und Strob, die Ihr so sorgfältig aufbewahrt! Das gefällt mir wohl.“

„Alle mich ist es von noch größerer Bedeutung, mein Fürst!“ fuhr Gusikoff fort. „Es ist ein Instrument, dessen Zusammensetzung mich die Geister in jener Nacht lehrten, als ich Abschied vom Grabe meiner Mutter nahm.“

„In der That!“ unterbrach ihn der Fürst, nicht weniger erstaunt, als diejenigen, welche einen Kreis um Beide geschlossen hatten. „Und wie nennt Ihr das Instrument?“

„Ich nenne es nach den drei Buchstaben, in welchen das Geheimnis meines Lebens verborgen ist, nach jenen drei Buchstaben, die in einen Armband gegraben sind, das mich selbst in der Todesstunde nicht verlassen wird; denn diejenige, von der es stammt, ist meinem Herzen theuer, und die sanften Tröstungen, die mich bei dem Anblick erfüllen, ergießen, ihm meinem aufgeregten Gemüthe wohl!“ Und bei diesen Worten schlug er den Aufschlag seines linken Aermels zurück, und man erblickte gleich unter dem Handgelenk ein goldenes Armband mit der Chiffre J. i. S.

„Aus diesen drei Buchstaben habe ich die drei Worte Jehova i Salamo gebildet. So nenne ich mein Instrument. Jetzt, da ich Ihnen Alles gesagt habe, was ich sagen konnte, zieh fragen Sie mich nicht mehr.“

„Wenn ich Euch aber bitte“, fuhr der Fürst fort, „uns die Töne jenes Instrumentes hören zu lassen, würdet Ihr es mir abschlagen?“

„Ich würde gehorchen!“ entgegnete Gusikoff, und augenblicklich ergriff er die einzelnen Stückchen Holz und Stroh und lockte mit Hülfe zweier dünner Röhrchen, womit er abwechselnd auf das Holz und das Stroh schlug, die dabin mit Leichtigkeit Töne hervor. Man hätte glauben sollen, daß die Seimme eines Engels in diesen Strob geblasen sei, daß ein leiser Wind durch die Saiten einer Geisterharfe zitterte. Jedermann stand vor Erstaunen unbeweglich. Als Gusikoff geendet hatte, sank er zu Boden.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, befand er sich in seinem Zimmer, auf einem Bette. Auf seinem Kissen und er mehrere Empfehlungs-Briefe nach Berlin, Petersburg und Frankfurt a. M. Daneben lag eine gefüllte Geldbörse. Die Thür war aus seinem Kämchen verschwunden; es unterlag nun keinem Zweifel mehr, daß dies hinreichend sei, ihn bekannt zu machen, und er begann seine Wanderung.

In Berlin war der Enthusiasmus, den er erregte, so groß, daß die Damen nicht müde wurden, seinen hinreißenden Tönen zu lauschen, und daß sie, um das Andenken daran länger zu bewahren, sich eine genaue Idee von dem Gusikoff stellten.

Als Beweisung machte er so großes Glück und gefiel so allgemein, daß man ihn dauernd zu fesseln suchte und ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Gusikoff wies Alles mit der größten Bescheidenheit, aber auch mit ungewisser Festigkeit zurück, weil er, wie er sagte, seine Sendung erfüllen müsse.

Als er in Frankfurt a. M. angekommen war, ließ ein sehr verwöhnter Diplomat ihm zu ihren ersten Ball veranstalten und lud ihn dazu ein. Der Ort zeigte bereits Mitternacht, und Gusikoff war noch immer nicht erschienen. Am anderen Morgen begab der Ersteinann sich in der Wohnung des Künstlers, um nachzusehen, ob er vielleicht krank geworden sei. Gusikoff antwortete: „Mein Herr, ich habe erfahren, daß Sie im zweiten Stock wohnen, und ich habe die Gewohnheit, mein Instrument nicht höher als bis in die Belle-Etage eines Hauses zu tragen.“

Von Frankfurt schlug Gusikoff den Weg nach Paris ein, wo er sich gegenwärtig befindet und sich öffentlich hören lassen will. Kein Mensch weiß, wie alt er ist; er ist vielleicht hundert Jahr alt, und sieht doch aus, als hätte er kaum das Vierzehnt dieses Alters erreicht. Strebsam er sich auf der Welt befindet, hat er noch keine andere Wohnung zu sich genommen, als die, in welche ihn sein Talent verlockend geworben haben; er lebt von Milchspeisen. Er schläft völlig angekleidet, findet niemals, betet immer; nur es genügt ihm, ein Musikstück einmal zu hören, um es mit einer Sicherheit und Genauigkeit wiedergeben, die an Zauberei grenzt.

In Wahrheit, dieser Mensch ist kein eigentlicher Mensch; es ist ein Klagender Geist, eine trostbedürftige Seele, die ihrem höheren Maßstabe unzulänglich entgegenstrebt. Gusikoff ist ein Engel, wie Paganini ein Teufel ist; der Eine trägt den Himmel der Harmonie in sich, der Andere die Hölle der Schwierigkeiten. Den Einen führt Satan an einem Strick mit sich umher, den Anderen leitet ein Seraph, der ihn mit augenehmen Melodieen umgaukelt, die er einem Strohhalm entlockt, den ihm der Mund entgegenstößt. — Was weiß ich am Ende von dem Einen, was von Paganini, das nicht schon bekannt wäre, weiß nicht mehr von ihm wissen. Er ist ein Räthsel.

Gusikoff wird, sobald er uns verläßt, nach dem Kaukasus zurückkehren. Dort beabsichtigt er, ganz allein, um mit Hülfe seines Gedächtnisses, ein Instrument von ungewöhnlichem Umfange hervorzubringen, das die Musik der Sterne und die Harmonie der ewigen Sphären wiederstimmen soll, das Lob des Herrn würdig zu verkünden. Den nächsten Instrumente, das bereits in seinem Geist ganz ausgebildet ist, wird dasjenige, das er jetzt anwendet, zum Muster dienen.

Seitdem dieser übermenschliche Plan seinem Geist beschäftigt, meint es Gusikoff möchtig nach dem Kaukasus, um dort auf dem Grabe seiner Mutter hinzuknieen und sich bei den Klängen seiner riesigen Strophe-Orgel zu sterben. Während er das Klingen mit den drei zärtlichsten Buchstaben, die seine Lippen preßt. Es ist sein Wille so. Vielleicht ist es auch der Wille des Schicksals.

(L'Entr'Acte.)

Mannigfaltiges.

— Sanchuniathon in Italien. Der von Herrn Fried. Wagenfeld ins Leben gerufene Sanchuniathon, der in Deutschland schon seit mehreren Monaten wieder glücklich verstorben ist, und dem sowohl von der Pariser Akademie als in England und Portugal so treffliche Leichenreden gehalten worden sind, ist am 9. Dezember in Italien von neuem auferstanden. Als dieser Tage nämlich wurde in Mailand das letzte Heft des Klingelitzer Italiano-Anzeiger, welches seine Spalten mit einem Artikel „Sulla Storia dei Fenici di Sanconiatone“ eröffnet und damit, als eine Neuigkeit, die bekannte Ankündigung mittheilt, mit die Herr Direktor Grotefend in Hannover den Phönize-Sanchuniathon bei dem größeren Publikum einführt. Nun, das hat lange gedauert, bevor die Neuigkeit von Hannover nach Mailand kam! Aber sie hat den Engländern, nämlich nach einer Anzeige, nämlich über England und Frankreich, wie der Anzeiger selbst eingesteht, der Überdauert kein Hehl daraus macht, daß er, obwohl unter den Augen einer Deutschen Regierung erscheinend, doch noch kein Deutsch gelernt hat, denn in demselben Hefte theilt er auch einen Aufsatz über Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen Literatur und Anzeige daraus — nach der Edinburger Review mit. Herrn Grotefend's Artikel ist ebenfalls aus dem Englischen, nämlich nach einer Anzeige aus einem Italiänische überletzt worden; zugleich hat unser Italiäner, sonst durch eine in der Revue des deux Mondes befindliche Notiz einen Wink davon erhalten, daß es mit dem Sanchuniathon des Herrn Wagenfeld nicht ganz richtig sei, doch will er darauf nicht glauben, da die Engländer (vermuthlich wegen ihrer nahen Verbindung mit Hannover), die Sache doch wohl besser verstehen müssen, als die Franzosen. Er ist sogar so freundlich, aus dem Schatze der eigenen Gelehrsamkeit noch einige Data in Bezug auf Sanchuniathon, die von dessen Deutschen Herausgebern übersehen worden sind, hinzuzufügen. Da diese hauptsächlich für Herrn Wagenfeld interessant sein müssen, so unterlassen wir nicht, ihn darauf, so wie auf insbesondere auch auf den Wohllaut aufmerksam zu machen, den seine Phönizischen Versionen in Italiänischen erhalten haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Dienstag den 27. Dezember 1836.

Spanien.

Eine Fahrt von Madrid nach der Spanischen Universitäts-Stadt Salamanca.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in der Hauptstadt Spaniens — binnen welcher Zeit er nur ein paar Tage in Alcala gewesen — verließ der Amerikaner Ribbell bei seinem zweiten Besuche in Spanien*) Madrid, um sich nach Salamanca zu begeben. Er sagte allen seinen Freunden Lebewohl, den alten wie den neuen, und setzte sich in eine Galera (einen langen und bedeckten Reisewagen), die, den acht Maulthieren gezogen, von dem Mayoral und dem Zagal gelenkt wurde. Als Cskorte diente ein ungewisser Nullenbeißer. Wir lassen den Erzähler selbst über diese Fahrt berichten.

„Unsere Reisegefährten hatten sich sammt und sonders eingefunden, bis auf einen Franziskaner-Mönch, der vorangegangen war, und dem wir auf der Route begegnen sollten. Etwa zwei Meilen von Madrid zeigte ihn uns der Mayoral. Er saß nachtwächtlich auf den Trümmern eines Pachthauses; sein langes Kleid hatte fast gleiche Farbe mit der zerstörten Mauer, und die Kapuze verhüllte sein Gesicht. Diese Mönchsgestalt unter den todten Ruinen ehemaliger Betriebsamkeit war ein ernstes Emblem der heutigen Zustandes von Spanien. Als wir dem Hügel, auf welchem der Mönch unserer wartete, uns näherten, erhob er sich, nahm seine zwei Reisetaschen von weißer Serge, und kam zu uns. Bei seinem Erscheinen bemerkte ich Unzufriedenheit und sogar einen feindseligen Ausdruck in den Gesichtern aller meiner Reisegefährten, Manteca (den Mayoral) ausgenommen, für welchen jeder neue Reisender eine gute Prise war, und einen vom feinsten Cossistan der Infanterie, der in den Wärern von Ledesma Genesung suchen wollte, dessen feierliche Manieren aber verriethen, daß er dem Tode kaum zu entrinnen hoffte. Der Franziskaner schätzte sich sorgfältig, trotz bedrohlichen über die ausgestreckten Beine der Reisenden hinweg, und schließlich demüthig auf den letzten Platz, wobei er in sanftem Tone sagte: „Gott sey mit Euch, meine Brüder!“ Der hohe Gestalt des ehrwürdigen Vaters wurde durch sein lang herabfließendes weißes Kleid fast riesenhaft; sein Gesicht hatten Fasten und Beschwerden ganz abgenutzt; an den langen Beinen trug er militairische Kanonschen und ungeheure, mit Nägeln beschlagene Schuhe.

Als wir nun Alle versammelt waren, rief Manteca mit starker Stimme: „Das Feldbild, meine Herren!“ eine Aufforderung, der Jeder mit Bezeugung nachzukommen schien. Francisco Lopez, unser Zagal, band an einer Seite der Galera einen großen Sack los, den er seinem Ebef zustellte. Dieser Sack enthielt zwei große hölzerne Gefäße, in denen kalter Kalbsbraten und pikante Beutwürste lagen. Ein anderer Sack lieferte uns einen Vorrath herrlicher Semmeln, und ein Schlauch mit Wein ergänzte die Vorräthe, die wir der Vorsorge unseres Mayorals verdankten. Als Alles in diesen geschlossenen Kreis gebannt nach gebrauchen Hühner, einen Schinken und Eyer-Wein von bester Qualität, mit welchem einer meiner Landsleute vor der Abreise mich beschenkt hatte. Welcher Appetit, mein theurer Leser! wie erfrischt schmeckt sah man die Fleischwaaren verschwinden und den Schlauch zusammenschrumpfen! Diese Gemeinschaft des Bechers und Tellers, und dazu die frohe Laune, welche ein geöffneter Appetit zu geben pflegt, verschlangen die Reisegesellschaft nach und nach mit dem Franziskaner. Man machte ihm Platz, daß er dem Kreise sich nähern konnte, den wir um unseren Weinschlauch bildeten; und in der Anrede nannte ihn der Eine Vater (padre), der Andere Ehrwürden (reverendo). Diese Theil begleitete anfangs ein höhnisches Lächeln, das jedoch, zur großen Befriedigung des guten Paters, bald sich verlor.

Nachdem unser Frühstück eingenommen war, machte sich Jeder von uns seinen Papier-Cigarro zurecht. Diese Scene giebt dem phantasievollen Weltbürger Stoff zu mancher interessanten Beobachtung.

Die ganze Seele des echten Spaniers ist in Bewegung, wenn er seinen Cigarro macht; man muß ihn sehen, wie er den Taback mit einem Messer oder mit dem Nagel des Daumens sorgfältig auslöst, wie er ihn zwischen den Fingern zu Pulver zerreibt und ein Stück Papier abreißt, das den Tabak aufnehmen soll — wie er dann das kostbare Pulver sammelt, ohne ein Stäubchen zurückzulassen, die kleine Düte füllt und mit unnachahmlichem Geschick zusammenrollt, wobei er dem Ganzen einen Grad von Festigkeit giebt, der ein noch plus ultra der Kunst ist. . . . Wer nicht selbst Zuschauer gewesen, dem könnte diese Beschreibung fad und abgeschmackt erscheinen; allein ich bin überzeugt, daß Jeder, der eine Zeitlang in Spanien verweilt hat, sie mit Vergnügen lesen wird. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn ein so großer und durch alle Volksklassen verbreiteter Genuß auch Gegenstand der Industrie geworden ist: man hat ein von jeder schadhaften Substanz gereinigtes Papier erfunden, das ausschließlich zur Anfertigung des Cigarillo's dient. Dieses Papier wird in kleine Büchelchen gebunden, von denen jedes Blatt die erforderliche Form und Größe hat und außerdem auf derjenigen Seite, welche das Aeußere der Cigarre bilden soll, mit Gummen von Frauchera, Dersiper und Verschönerten gezieret ist. So findet der Raucher, indem er seinen Cigarro reibt, etwa folgenden Vers, der ihn vor einer reichen Heirath warnt oder ihm Trost giebt, wenn er ein armes Mädchen geheirathet hat:

En casa de la ganger rica,
Ella manda y ella grita.*)

Die für Damen bestimmten Cigarro-Bildchen ertheilen ihnen guten Rath in Sachen des Hausweseins, z. B.:

¿Quieres tener a tu marido contento?
Trate poco la mesa con tiempo.**)

Obgleich der Tag unserer Abreise ein Sonntag war, so wimmelte es doch auf dem ganzen Wege von Reisenden. Bei jedem Schritte wurden wir durch Maulthiertreiber aufgehalten, die Getraide, Gerste, Bohnen, Stroh u. s. w. nach Madrid transportirten. Der Sonntag ist vielleicht in keinem christlichen Lande so wenig ein Ruhetag, als in Spanien. Zwar würden der Handarbeiter und der Bauer an diesem Tage keinen Finger in Bewegung setzen, bevor sie ihren religiösen Pflichten Genüge geleistet hätten; wer aber eine Arbeit vor hat, der verläßt vor Sonnenaufgang sein Bette, hört die Messe mit dem ersten Hahnenschrei und geht dann ohne Gewissen an sein Tagewerk. Ich konnte mich an den mannigfachen Kostümen der Gruppen, die uns begegneten, gar nicht satt sehen: hier zeigte sich die edle und wahrhaft ritterliche Tracht von Segovia; dort das Kostüm von Astorga, ein lederner, mit einem breiten Gürtel befestigter Waamns, und eine unausbleibliche, mit sammetnen Krempen geschmückte Mütze (montera). Noch weiter erschien ein Trupp Maragato's, jener besonders Stamm von Maulthiertreibern, der sich nur mit Waaren-Transport befaßt. Diese Leute, deren Gesicht und Ausdruck eine von den übrigen Spaniern verschiedene Race anzukündigen scheinen, tragen große runde Hüte, weite Wämmser ohne Kragen, kurze gestickte und am Knie befestigte Beinkleider, und Tuch-Gamaschen, durch Bänder von sicher Farbe befestigt. Die Treiber der mit Eisen beschlagenen Wagen kennen mir die Nierusten von Allen. Ihre Fuhrwerke, an denen nicht einmal die Räder mit Eisen beschlagen waren, machten einen unerträglichen Lärm; sie drehen zu drehen, so oft sie auf ein Hinderniß stießen, und einige zerbrachen wirklich vor unseren Augen. Die Achsen-Treiber stecken von Kopf bis zu Füßen in Hammelfellen; da ihre dürftige Lage keinen vorsieht, in Wirthshäusern einzukehren, so führen sie ihren ganzen Proviant und alles Futter für ihr Vieh mit sich. Ist es Abend geworden, so lagern sie an dem ersten besten Platze, zünden ein Feuer an, um ihre Mahlzeit zu bereiten, essen und trinken mit heiterer Laune und ruhen dann unter freiem Himmel in enquickenden Schlaf. . . .

In einem engen Thale, das wir am Nachmittag passirten, befand sich die Brücke der Pilger, auch bekannter unter dem Namen der Wunderbrücke, weil die Räuberbanden in der Umgegend an diesem Orte allerdings erstaunenswürdige Dinge verrichten. Vor wenigen Monaten war ein Maulthiertreiber in dieser Schlucht ermordet worden, weil er nicht Geld genug bei sich führte, um die edlen Herren zu befriedigen, und erst neulich sah hier ein Räuber eine Asturische Frau an, die mit einer bedeutenden Summe Geldes nach Madrid zurückkehrte. Die Frau hatte das Geld in größerer Sicherheit in ihrer Haarflechten versteckt: allein der Räuber schnitt ihr den Kopf ab, den er ohne Zweifel mitnahm, und stürzte ihren Körper in einen Hohlgrund, wo er nach einigen Tagen gefunden wurde. Diese und ähnliche Historchen beschäftigten uns lange. Jeder nahm seinen Theil an der Unterhaltung ohne Unmaßlichkeit und ohne sich verdrängen zu wollen, mit seinem vollendeten savoir-vivre. Das ich an dem Gespräche keinen Antheil nehmen konnte, brauche ich kaum zu bemerken.

In denjenigen Spanischen Postbüdjern, wo die Passagiere übernachten können, erhält die ganze Gesellschaft von gemeinsamer Schlafgemach. So ging es uns dieses Mal auf der Station Guadarama. Am frühen Morgen setzten wir unsere Reise fort; da es empfindlich kalt

*) Spain revisited. Vgl. Nr. 139 und 143 des Magazins, wo wir bereits Auszüge aus diesem Werke gegeben haben.

*) Bringt die Frau viel Geld ins Haus,
Theilt sie die Befehle aus.

**) Willst Du bei Manns Zufriedenheit,
So decke ihm den Tisch zur rechten Zeit.

Digitized by Google

war, so ging ich lieber zu Fuße. Der Mönch hatte denselben Gedanken; wir kamen ins Gespräch, und so erfuhr ich seine Lebensgeschichte. Er war zur Zeit des Krieges mit Frankreich Soldat gewesen und hatte ehrenvolle Wunden davongetragen. Zuerst Lancier, trat er nachmals in die Linien-Infanterie und nahm dann als Unteroffizier seinen Abschied. Etwa zwei Monate nach Beendigung des Krieges wurde er Mönch in einem Franciskaner-Kloster, unweit Einbad-Rodrigez. Als ich ihn fragte, was ihn zu diesem Schritte bewogen habe, antwortete er mit kopfschüttelnd: „Es war Gottes Wille.“ Ein sehr verständiger Kaufmann von Penaranda, der ebenfalls zu unserer Gesellschaft gehörte, sagte mir nachher, der Mönch habe vermuthlich den wahren Beweggrund, der ihn ins Kloster trieb, nicht gestehen wollen; übrigens sey es in Spanien etwas ganz Gewöhnliches, ehemalige Soldaten in der Mönchskutte zu finden: der Mönch, von ihren Beschwerden ausruhen und bis an ihren Tod sorgenfrei leben zu können, bringe sie sehr leicht zu einem solchen Entschlusse.

. . . . . .

Lassen wir den Verf. nun von seinen Erlebnissen in Salamanca erzählen:

Während meines Aufenthalts in Salamanca hatte ich das Glück, einer Feierlichkeit beizuwohnen, die alle Jahre nur einmal stattfindet: ich sah, wie man einem Licentiaten den Doktorhut aufsetzte. Am Morgen des Tages dieser Feierlichkeit ging ich nach der alten Kirche, die in geringer Entfernung von der Kathedrale liegt, und welcher eine Menge Pferden jedes Alters und Geschlechtes zuströmte. Gewöhnlich versammelten sich der Rektor und die Doktoren der Universität in ihrer großen Aula, um dann in Prozession nach der Kirche zu ziehen; allein der Pomp war dieses Mal, wegen der Trauer um den König Ferdinand, etwas weniger groß. Das gelehrte Personal versammelte sich in der Sakristei der Kirche, wo Jeder seinen Ornat anlegte. Dieser Ornat bestand aus einer viereckigen Mütze von schwarzem Sammetzeug mit einer ungeheuren Quaste, die je nach den verschiedenen Fakultäten von weißer, rother, grüner, gelber oder blauer Farbe war — und einer Art Mantel von gleicher Farbe mit der Quaste, den man aber an jenem Tage (der Trauer wegen) so anzuziehen hatte, daß nichts als das schwarze Sammetfutter zum Vorschein kam. So gewustert, schritten die Doktoren in Prozession an den Ort der Ceremonie. Hinlänglich theilte sich die gaffende Menge, um das ehrwürdige Personal in Ordnung an seine respektiven Plätze kommen zu lassen; als aber die Jüngsten dieser graduirten Männer, für den Nachrad bildeten, angerückt kamen, zeigte man weniger Lust, aus dem Wege zu gehen. Die Neugierigen drängten rechts und links, so daß mancher Mantel beschädigt und manche directe Püffe den Besitzer vom Pantoffel geflogen wurde. Der Bediente, welcher den Kopfkissen des Rektors zu tragen hatte, ein Schüssel trug, schützte das Kleinod vor Verunglimpfung, indem er dasselbe über die Haupter der Menge emporhielt.

Mitten in der Kirche hatte der Kandidat auf einem Kissen zu den Füßen des Rektors, welcher ihm die Verpflichtungen seines neuen Berufes lateinisch vorlas. Dann mußte ihn der Rektor in den Besitz seiner Prärogativen über religiöse Materien; und nachdem er feierlich versprochen hatte, in allen Stücken seinem neuen Rang und Berufe Ehre zu machen, empfing er seine Mütze, die der Rektor ihm mit vieler Würde überreichte. Zum Unglück war die seidene Troddel an diesem Hauptschmuck etwas länger, als der Ritus erheischt; ein Umstand, der zu manchem Lateinischen Scherze unter den Veteranen der Schule Veranlassung gab. Wie dem sein mochte, der Kandidat erhob sich als Doktor von seinem Kissen und mußte sich nun den Gratulations-Kuß des ganzen Personals der Universität gefallen lassen. Was mich betrifft, so hatte ich in dieser ganzen Zeit den akademischen Senat von Salamanca mit neugierigen Blicken gemustert, und der geistreiche Ausdruck in allen diesen Gesichtern war nie ein Gegenstand der Bewunderung. Ein bigarrer Umstand drängte sich mir jedoch bei dieser Ceremonie zu schaden: so oft ein Akt vorüber war, stieß der Pedell mit seinem silbernen Scepter tüchtig an den Boden, und auf dieses Signal ertönte eine Fanfare von Klarinett und Fagot, was weder zu dem Orte, noch zu der Ceremonie paßte. Eine andere noch längere Fanfare begleitete die Scene der Umarmungen. Endlich nahm der junge Doktor an der Seite des Rektors Platz und sprach in sehr gutem Latein seinen Dank-Strömen, der mit einer Apologie des neuen Zustandes der Dinge endete. Nach dieser Rede ging die Versammlung aus einander; aber ein Freund des Graduirten lud mich und meine Gefährten zu der Collation, die St. Hochwürden der Erzbischof den Mitgliedern der Universität in seinem Hotel hatte bereiten lassen.

Die viele und schöne Gesellschaft des herrlichsten Gebäude von Salamanca war gleichsam eine Vorbereitung zu dem Anblick der seltenen Eleganz, die im Innern herrschte. An einer prachtvollen Treppe wurden wir von einem der Graduirten empfangen, der uns in den Salon des Rektors der Universität geleitete. Mitten in diesem Salon, dessen Fresco-Malereien und übrige Zierrathen eben so prächtig als geschmackvoll waren, stand ein großer Tisch, ganz kalt mit vielen Weinsorten, Eingemachtem, Kuchen, Chocolade, Konfekt und jener Sorte und einer reichen Auswahl von Havanna-Cigarren, deren Verbrennen, die den gelehrten Herren vielleicht dieser wunderte, als alle übrigen. Einige Gäste saßen am Tische; andere spazierten im Saale herum oder plauderten stehenden Fußes. Die edle Haltung und die Ungezwungenheit in dem Benehmen des Rektors, welcher mit dem jungen Doktor den Tisch des Honneurs machte, waren nur sehr auffallend. Ich erfuhr bald, daß dieser ehrwürdige Mann nicht immer in den Mauren des Schulgebäudes gelebt hatte. Im Kriege gegen Napoleon focht er als höherer Stabs-Offizier für sein Vaterland, und nach dem Frieden wiederwurde er sich, wie einst Cincinnatus, dem geistlichen Stande. Seine Verdienste und das Vertrauen, welches er genoß, verwarben ihm die Würde eines Kanonikus der Kathedrale von St. Santiago da Compostella und eines Rektors der reichen Universität Salamanca.

Die Mitglieder des Kollegiums selbst reichten die Erfrischungen herum; sie wurden dabei von einer großen Anzahl armer junger Studenten unterstützt, die, da es ihnen an Mitteln gebricht, ihre Bedürfnisse zu bestreiten, in den Kollegien und Klöstern gewisse Aufwärterdienste thun. Diese Sitte hat für den Fremden anfangs etwas Befremdendes; allein er muß in diesen Erscheinungen noch ehrenvoll nennen, wenn er wahrnimmt, daß viele andere Studenten es vorziehen, kaltig lich, mit ihrem hölzernen Löffel in der Hand, vor der Pforte eines Klosters zu erscheinen und die grobe Nahrung in Empfang zu nehmen, welche die Barmherzigkeit den Armen zukommen läßt. Solche Bettel-Studenten haben den charakteristischen Beinamen Sopadores oder Suppenfresser bekommen.

Um auf der Universität Salamanca studiren zu können, braucht man nichts weiter gelernt zu haben, als Lesen, Schreiben und etwas Lateinische Grammatik. Geographie, Mathematik und selbst die gemeine Rechenkunst werden gänzlich vernachlässigt. Dagegen muß man dem Jesuiten-Kollegium zu Madrid gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dieses, zur Bildung der jungen Edelleute des Landes bestimmte Institut umfaßte in seinen Unterrichts-Systeme Alles, was zur modernen Civilisation gehört; anderthalb war es mit seinem verhältnißreichen Eifer, seiner bewundernswürdigen Ordnung geleitet, die zu jeder Zeit und in jedem Lande den Jesuiten-Orden auszezeichnet haben. In diesem Augenblick sind die Thoren der Anstalt vermuthlich auf der Flucht und das einzige Kollegium in Spanien, welches mit dem Jahrhundert einigen Schritt hält, wird durch die Hand des liberalismus selbst gefällig werden.

Nord-Amerika.

Holden's Gefangenschaft unter den Wilden der Südsee-Inseln.

(Schluß.)

Von einer Betheilung der Arbeiten in Gewerbe ist keine Spur vorhanden; höchstens daß eine Person, die zu einer gewissen Verrichtung besonderer Geschicklichkeit benweist, mit dem Namen Seamup, d. i. Meister, beehrt wird. Wenn eine neue Hütte gebaut werden soll, so geht es daher ungeschickt zu, wie man vielen Jahren bei den Kolonisten, die sich in New-England ansiedelten; alle Nachbarn versammeln sich, um mit vereinten Kräften, unter Anleitung des Seamup, bauen zu helfen, und für jede Geschäftigkeit werden sie dankbar mit Kokosnüssen bewirthet. Musikalischer Instrumente giebt es nicht, nur zuweilen wurde in eine Muschel geblasen, um die Insulaner zum Gottesdienste zu versammeln. Dieser war unmöglich, die einzige Person einigen Konsprüche zu lehren; aber da haben unsere Matrosen, sinddingen Sonntag, an dem sie sich allein und in Gesellschaft ergötzen. Wenn sie tanzten, so bestand der Tanz mehr in Schwenkungen und Verrenkungen des Körpers, als in Bewegungen von einem Orte zum anderen.

Was das Religion dieses Völkchens betrifft, so war dem einem Glauben an Götter nach dem Tode noch die geringste Vorstellung da. Anscheinend sprechen sie nur von einer Gottheit, welche Harris heißt, aber in ihrem Tempel haben sie zwölf Götzenbilder, und außerdem hat, wie es scheint, jedes Haus eine Art Fetisch, der sich oft die unreinpetitlichste Behandlung gefallen lassen muß. Diese Fetische sind roh aus Holz geschnitzte Nachahmungen einer scheußen menschlichen Figur, etwa zwei Fuß hoch. Mit dem Worte Harris werden auch alle Personen bezeichnet, von denen man glaubt, daß sie göttlicher Eingebungen haben. Holden bemerkte, daß ein alter sehr angesehener Priester so genannt wurde, doch sichen derselbe noch einen Höheren in der Würde über sich zu haben. Der Schwiegersohn des Priesters Harris war gleichfalls ein Mann von großem Ansehen unter seinen Mitlchen; bei den meisten Streitfällen machte er den Schiedsrichter, und wenn man Verwundete, so sah etwas entwendet worden, so wendete man sich an ihn als klugen Mann. Von Gesetzen, Gerichtsdienern, Richtern, Prozessen und dergleichen Tand war natürlich nichts zu finden. Der Zustand der kleinen Gesellschaft war so ziemlich ein anarchischer. Ein Eigenthumsrecht sogar für Leber und Land schien in der Anerkennung zu bestehen, denn manchen Mann hielt ein eigenes, abgrängtes mit Cocos-Palmen umstandenes Beet. Wenn ein Diebstahl vorkam, so lehten die Nachbarn Recht und Gericht in solcher Weise und solchem Maaß, wie ihnen gut dünkte, so daß die Freunde des Lynch-Gesetzes an dieser kleinen Lord-Harris's-Insel ein rechtes Musterreich bewunderu müßten. Wenn ein sehr schweres Verbrechen begangen worden, so setzt man den Frevler in ein altes gebrechliches Kanoe und läßt ihn ohne Ruder, zu Wasser und zu Lande, mit gebundenen Händen, in die See hinaus treiben, so ihm nur zwischen Verbungern und Ertrinken die Wahl bleibt. Verbrennen war nie gebräuchlich gewesen.

Das Wort taboo ist auch bei diesen Insulanern in Gebrauch und zwar in derselben Bedeutung, die ihm überall bei den Bewohnern der Südsee-Inseln zukommt; es drückt an religiöse Gebräuchlichkeiten und Gewohnheiten aus. Hierdurch verhängt sind die Ceremonien der Insulaner, daß ein Aufbewahrung von kupferhaltender Haut ihnen ihre religiösen Lehren und Ceremonien überdracht hat. Ein Ort, eine Person und manches andere lebloses Ding kann unter gewissen Umständen taboo werden. Wer z. B. einen Leichnam ausführt oder einen Todten ins Meer hinaustrübert, der wird auf sieben Tage taboo; vier Tage mit strengster, drei mit gelinderer Observanz; er muß sich während dieser Zeit in einer einzugrenzungsvollen Hütte aufhalten, und die zum Nahrung wird ihm so hingestellt, daß Niemand ihn berührt. Verständig taboo sind folgende Orte: der Begräbnißplatz für Kinder, die Hütte, in der die Weiber ihre Niederkunft abhalten, ein Kokosnußbaum, in dem zuweilen gottesdienstliche Ceremonien vor sich gehen, endlich der große Tempel, vonnik Harris genannt. Derselbe besteht bloß aus einer Hütte, die sich nur durch ihre Größe und durch einen Zaun, der den gewöhnlichen umsteckt. Weiber dürfen nie den Tempel betreten. Zur Zeit des

Digitized by Google

Neumondes versammelt sich die Männer in größerer oder geringerer Zahl im Tempel zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit. Alle fünf oder sechs Monate einmal findet im Tempel ein größeres Fest statt, wobei getanzt und drei Tage hinter einander im Tempel Wache gehalten wird. Bei besonders feierlichen gottesdienstlichen Gelegenheiten stellte man neben einen vom Tempeldach herabhängenden Altar eine Opfergabe hin, bestehend in sechs Kokosnüssen nebst einer flüssigen Schale, um die Blicken der Gottheit zu geöffneten Nüsse aufzuhängen. Das Volk saß dabei, aber ohne äußere Zeichen der Andacht, sondern in lautem lärmendem Gespräch, bis der Priester sich auf einer Matte im Vorhof niederließ und unter wilden Körperverrenkungen und Gesichtsverzerrungen die ihm von der Gottheit eingegebenen Orakel und Antworten hervorbrachte. Wann dies zu Ende war und der Priester den Altar verlassen hatte, so nahm ein anderer Tempeldiener ein paar unbereitete Cocosnüsse vom Altar, brach sie dann über dem Kokosnüssen auf und goß die Milch in die Schale. Darauf trat ein Mann aus der Gemeinde vor (Holden konnte kein besonderes Abzeichen einer priesterlichen Würde an ihm wahrnehmen), tanzte voll wütherder Begeisterung mit entsetzlichen Geberden und monotonem Gesang auf den Altar zu, trank einen Theil von der Milch, goß das andere auf den Boden und warf den Priestern einige Stücke Kokosnuß zu, wovon dieselben aßen. Die zwei übrigen Nüsse brachte man hierauf dem Priester, der früher seine Sache gemacht hatte; damit schien Alles zu Ende zu sein, die Gemeinde begann wieder zu murmeln und zu schwatzen, und ein Jeder ging seines Weges. Zu allen diesen Ceremonien stirbt man den Gesangenen seinen Zutritt, nur wenn der Priester seine Gesellschaft ungelangen hatte, durfte sie hineintreten. Den gemeinschaftlichen Mahlzeiten.

An vielerlei Beschäftigung und Zeitvertreib war natürlich an solchem Ort und bei solchen Völkchen nicht zu denken. Alle Zeit ging mit Essen, Schlafen, Fischfangen, Fanfirnen u. dgl. hin, sive dünkt auch mit dem gegenseitigen Liebeserein einer Visitation an Leib und Hauptbaar, wie die Tagzaroni in Neapel ihn einander zu erweisen pflegen. Spiele, wobei es auf Glück, Geschicklichkeit oder Leibesübung ankam, schienen nicht im Gebrauch zu sein, nur manchmal kam ein Ringen oder, richtiger gesagt, ein Raufen vor. Die Leibrechnung lief nach Monsemenaten. Für die Bezeichnungen heute, gestern, morgen, übermorgen und nachübermorgen hatten sie Worte in ihrer Sprache, aber von der Bestimmung einer Woche oder irgend eines anderen Cyclus von Tagen hatten sie keine Idee. Maaß für Längen, Flächen und Mengen kannten sie nicht, auch war kein Geld und überhaupt kein allgemeines Austauschmittel bekannt.

Vielweiberei war zwar erlaubt, doch nicht sehr gewöhnlich. Der obenerwähnte Priester, welcher Yarris hieß, hatte zwei Weiber, sein vielgeliebter Schwiegersohn sogar drei. Auf Kreuzscheit wurde weder bei Unverheirathten noch bei Verheiratheten gesehen, doch schien man die Untreue an Weibern wie an Männern zu hassen. Die Weiber mußten sich, wenn die Zeit der Niederkunft herankam, in eine eigene Hütte begeben, die taboo war, und daselbst zehn Tage verweilen. Was die Ehescheidungen betrifft, so bekannten sich die weisen Gesetzgeber der Insel Tobib zu der Meinung Johnson's, die Ehe sey ein zu ernste Sache, als daß man sie zum Spiel machen dürfe; deßwegen dürfe Jeder eigenen Willen gestatten oder auf ihre Neigung Rücksicht nehmen dürfe. Anstatt aber, wie Johnson, einen Lord-Kanzler als General-Ehescheider einzusetzen, wandten sie sich an eine höhere Schickfals-Autorität; ein Knabe und ein Mädchen, die um die nämliche Zeit im Taboo zur Welt gekommen, wurden als ein Paar betrachtet und demgemäß zusammen aufgezogen. Besonders Verwahrlosung-Feierlichkeiten fehlten es nicht zu geben.

Das Verfahren beim Tättowiren wird wie folgt beschrieben: „Zuvörderst band man uns am Boden fest und mittels Daumer legten derweilen band an uns, daß wir uns nicht rühren konnten. Dann zeichneten sie uns mit einer scharfen Nadel die Figuren, womit wir bedeckt werden sollten, auf die Haut. Hierauf wurde ein Band in die Haut mit einem kleinen Instrumente eingestochen, das aus geschärften Fischgräten gemacht war und in Kleinen ungefähr aussah, wie der Hobel eines Tischlers, nur daß es statt der dünnen Schneide seine Zähne hatte. Dies Instrument wurde einen oder zwei Zoll hoch über der Haut gehalten und durch einen schnellen starken Schlag mit einem dicken Holz hineingetrieben. Frisch gemacht, sah es blau, jeder Schlag von selbst wieder herausfloß. Nachdem wir solchergestalt an Brust und Armen präparirt waren, wurden die Stellen mit einem Farbenstaff gerieben, der aus dem Safran einer auf der Insel vorkommenden Pflanze, bereitet wird. Die Operation hatte eine so heftige Entzündung zur Folge, daß immer nur ein kleiner Fleck am Leibe auf einmal tättowirt werden konnte; wenn hier die Entzündung nachgelassen hatte, kam ein anderer Stelle daran, so schnell wie's nur erzwungen konnten, bis wir ganz mit Figuren bedeckt waren. Das Resultat dieser Operation ist unvergänglich; die Figuren auf meinem Leibe sind heute noch so scharf und deutlich wie am ersten Tage, und wir werden sie wohl eben so mit ins Grab nehmen. Unsere guten Freunde hätten gern an unseren Gesichtern dieselbe Kunst verrichtet, aber das ließen wir uns durchaus nicht gefallen; wir drückten ihnen unseren festen Entschluß aus, uns bis auf den Tod dagegen zu wehren. Unter den Wilden selbst waren die ältesten Leute am meisten und stärksten tättowirt."

So kamen Holden und seine Gefährten damit daran, daß sie an der Brust und am Oberarm tättowirt wurden. Die Farbe dieser Figuren ist blau, ungefähr wie man es bei Englischen Seeleuten sehen kann, die sich zum Vergnügen mit Tintischer Tusche tättowiren, nur ein wenig heller. Die Zeichnungen auf der Brust bestanden gewöhnlich in fünf zusammenfassenden Linien, die, wie Strahlen eines Fächers, von einem Punkt in der Mitte auslaufen. Auf Holden's Insel waren der Figuren der Tättowirung bei allen Leuten nach einerlei Muster, während anderwärts, z. B. auf den Tonga-Inseln, hierin die größte Mannigfaltigkeit herrscht. Fast immer bezeugen die Winkel, unter welchen die verschiedenen Linien auf der Haut einander kreuzten, wenigstens Grad oder einige unbestimmte Grad. Es wäre nicht unwichtig, von den verschiedenen Arten der Tättowirung, die im Indischen Archipel und in der Neuen Welt gebräuchlich sind, genaue Zeichnungen zu haben. Das Tättowiren gilt überall als eine geheiligte Tradition und als eine religiöse Pflicht, und dient als Abzeichen des Stammes, der Abkunft u. s. w., so daß sich hieraus vielleicht Manches über den Ursprung und die Verwandtschaft der Amerikanischen und Australischen Stämme folgern ließe, was nicht ohne Wichtigkeit wäre. Cook erzählt in seiner dritten Reise, daß die Neu-Seeländer sich mit gewundenen Spiral-Linien, die Sandwich-Insulaner nur mit geraden, rechtwinklig durch einander laufenden Linien tättowiren. Auch meinte Cook, nur auf diesen Inseln wäre das Tättowiren des Gesichtes gebräuchlich; Holden sah indeß auf seinem Island einen alten Mann, dessen Antlitz solche Abzeichen trug.

Was das Begraben der Todten betrifft, so wurden nur Kinder zur Erde bestattet; die Leichname erwachsener Personen ließ man in einem alten Kanoe in die See treiben.

Das am Schlusse der Reisebeschreibung von Holden beigefügte Vokabularium ist sehr reichhaltig und merkwürdig und verdiente wohl eine ausführlichere Bearbeitung. In Uebereinstimmung mit den Dialekten der Neu-Seeländer, der Tonga-Insulaner und Malaien, ist von einer Flexion der Verbs und Nomina nicht die geringste Spur vorhanden. Die feinern Abwandlungen der Pedeutung werden entweder gar nicht oder auf sehr mangelhafte Weise durch bloße Wortzusammenstellung und Silbenanhängsel ausgedrückt. Der Plural der Nennwörter wird durch Vorsetzung des Wörtchens pikpik, welches dies bedeutet, die Person besonders hervorhebt. Den grammatikalischen Unterscheidung der beiden Geschlechter kommen nur wenige Spuren vor; so z. B. heißt die Kleidung eines Mannes vottivel, die einer Frau vottivetilli. Eigenthümlich ist der gänzliche Mangel an Fürwörtern des Plurals und der dritten Person des Singular. Holden behauptet ganz zuversichtlich, daß sie keine andere Pronomina haben, als ich und du, und daß sie, statt er, wir oder ihr zu sagen, mit dem genannten Objekte dem Namen nennen müssen. Auch Fürwörter des Besitzes sind nicht vorhanden. Statt dessen drücken sie sich des Personal-Fürwortes mit der Vorsatzsilbe ab, z. B. ab nang, mein. Man sieht, die Sprache dieses Völkchens ist bis zum Aeußersten einfach und kunstlos, und so wenig sind sie im Stande, durch Nachdenken eine Regel aus dem sich täglich Ereignenden zu abstrahiren, daß sie, um den 1 bis 10 zu zählen, dreierlei Arten von Zahlwörtern haben; mit der einen Art zählen sie Fische, mit der anderen Kokosnüsse, mit der dritten andere Dinge. Auch für die Kokosnuß haben sie, je nach den verschiedenen Zuständen ihrer Entfaltung und Reife, drei verschiedene Namen; dasselbe wäre indeß auch in entwickelteren Sprachen eine Regele nachzuweisen, um z. B. auch in Deutschland Kalb, Färse, Kuh für zwei Jahre, drei Jahre, vom Kalber unterscheiden. Mit den Polen-Insulanern, die mit den Amerikanern getommen waren, konnten die Bewohner der Lord-North's-Insel sich nicht verständigen; nur zwei Wörter in den beiden Dialekten stimmten überein.

Die Leiden, welche unsere unglücklichen Amerikaner unter den Wilden ausgestanden hatten, waren schon alle Beschreibung hart. Sie mußten unter der glühendsten Sonnenhitze beständig arbeiten, bekamen nie genug zu essen, standen häufig die äußerste Hungersnoth aus und waren noch mit vielen anderen Plagen geqnält, deren Beschreibung ins Greßhafte gehen würde. Von den Schiffen, die nach Captain Barnard's und Rodney Entwerfung auf der Insel zurückgesehen waren, kamen drei elendiglich um. Zwei, Namens Seeben und Boulett, wurden als sie von Hunger und Schmerzen so schwach geworden waren, daß sie kein Glied mehr rühren konnten, in ein Kanoe gesetzt und noch lebend in die See hinausgetrieben. Ein Dritter, Hewett, verschwachtete; ein Vierter, Andrews, wurde um eines geringen Anlasses willen todtgeschlagen, und bei derselben Gelegenheit wurden die beiden noch Uebrigen, Holden und Stephen Benjamin Main, so schwer verwundet, daß Holden verzagt, daß jener nur durch den Schutz seines Herrn, dieser nur durch das Mitleid der Weiber dem Tode entging. Von den drei Polen-Insulanern starb der Eine Hungers; der Zweite, dem man Schuld gab, er hätte Nahrungsmittel gestohlen, wurde in einen Kanoe, mit gebundenen Händen, den Wellen preisgegeben. Der Dritte, Namens Kobar, mit welchem Holden und Main verfeindet gewesen waren, blieb auf der Insel zurück, als jene Beiden sie verließen. Sie waren nämlich so schwach geworden, daß sie nicht mehr arbeiten konnten und ihr Essen nicht mehr verdienten; in diesem Zustande wußten sie ihre Herrn zu überreden, es würde vortheilhafter sein, sie gegen ein Geschenk an Essen und anderen Gegenständen frei zu lassen und an Bord des wallfischfangenden Schiffes zu schicken. Am 24. Dezember 1834 lief sich das Britische Fahrzeug Britannia, Captain Ebert, nach Canton bestimmt, unweit der Insel sehen. Captain Ebert sagte nachmals aus, der Zustand, in welchem Nate an sein Bord gekommen, wäre ein solcher gewesen, daß zwei Tage längeren Verweilens in der Gefangenschaft ihm den Tod gebracht haben würde. Das Wetter war günstig, der Capitain hatte Eile und wollte, Mannschaft, die Kanoe den Insulanern retten, und selbst die beiden geretteten Amerikaner gaben sie bewußtlos und verdächtig aus, daß er ihrer Bitten, noch zu verweilen, und ihren Freund Kobar auch an Bord zu nehmen, nicht achtete und sofort unter Segel ging.

Zu Ende des Jahres 1835 ging durch beide Häuser des Amerikanischen Kongresses eine Bill, wodurch Summen zu einer Expedition nach den Südsee-Inseln bewilligt wurden, und kurz darauf ging die Kriegs-Schaluppe „Vincennes", vom Capitain Aulick befehligt, dorthin unter Segel. Holden begleitete den Capitain, um ihm mit seiner Sefahrung zur Rettung der auf den Polen-Inseln zurückgebliebenen Amerikaner beizustehen. Ganz neuerlich hat sich die Kunde verbreitet, daß die Schaluppe wieder in Norfolk eingelaufen ist, und nicht allein zwei von den drei auf Mandelsonen zurückgelassenen Gliedern wieder mitgebracht hat, sondern daß auch der ganze Kobar auf Lord-North's-

Digitized by Google

Insel, noch lebend aufgefunden und wohlbehalten in seine Heimath zurückgeführt worden ist. So lieferten namentlich in Amerikanischen Zeitungen der Bericht von Captain Rudd an das Amerikanische Seedepartement, woraus die näheren Umstände zu ersehen waren, ist noch nicht bekannt geworden.

England.

Das Marine-Hospital in London.

Von allen Hospitälern Londons ist keines interessanter, als das der Seelente, Dread-Nought (der Furchtlose) genannt. Es ist ein Linienschiff, welches ehemals mit 400 Kanonen bestückt war, aber jetzt, wo es alt und zum Dienste untauglich ist, ruhig auf der Themse liegt. Fast ein ganzes Jahr hindurch, und bis zu dem Tage vor der Schlacht von Trafalgar, trug der „Dread-Nought" die Flagge des Admiral Collingwood; am Bord dieses Schiffes war es manchen jener denkwürdigen Briefe geschrieben, die für die Korrespondenz dieses ausgezeichneten Mannes ein so lebhaftes Interesse erregen. Obgleich der „Dread-Nought", wegen seiner langsamen, schwerfälligen Bewegungen, an dem Gefechte bei Trafalgar nur wenig Theil nahm, so leistete er doch dem Geschwader wichtige Dienste, denn damals, als so viele Schiffe durch den Sturm ihren Masten, Segel und Taue beraubt, aus Ufer geschleudert wurden, nahm er viele der Unglücklichen auf, die nicht daran waren, ihr Leben in den Fluthen zu verlieren. Auch jetzt, nachdem er den thätigen Dienst verlassen, hat der „Dread-Nought" nicht aufgehört, nützlich zu sein; er liegt in der Mitte der jahllosen Schiffe, welche die Themse bedecken, und ist stets bereit, Matrosen, deren zerrütteter Gesundheits-Zustand ärztlicher Hülfe und Pflege erfordert, aufzunehmen, von welchem Lande und von welcher Nation diese auch sein mögen.

In den übrigen Hospitälern nimmt man bei der Anwendung der Arzneien nur Rücksicht auf die Krankheit der Personen; aber in dem Marine-Hospital erregt das Individuum selbst einen so viel Interesse und Aufmerksamkeit, als sein Zustand. Man hört hier nicht, daß die Matrosen ihre Krankheiten der feuchten Luft, der Kälte, getrockneten Wäsche, oder dem Regen zuschreiben, Dingen, die den Städte-Bewohnern gewöhnlich so verderblich sind, und sie, mit Rheumatismus oder Gicht behaftet, ins Hospital schicken. Die Gesundheit des Seemannes wird von solchen Kleinigkeiten nicht erschüttert; er ist an jede atmosphärische Veränderung gewöhnt, nur der Wellen, die ihn oft gänzlich bedecken, die anstrengenden Nachtwachen mitten in Eisgebirgen, die vielfachen Leiden, denen er in jeder Form Trotz, der Kälte getrockneten Wäsche, oder dem Regen zuschreiben, Dingen, die den Städte-Bewohnern gewöhnlich so verderblich sind, und sie, mit Rheumatismus oder Gicht behaftet, ins Hospital schicken. Die Gesundheit des Seemannes wird von solchen Kleinigkeiten nicht erschüttert; er ist an jede atmosphärische Veränderung gewöhnt, nur der Wellen, die ihn oft gänzlich bedecken, die anstrengenden Nachtwachen mitten in Eisgebirgen, die vielfachen Leiden, denen er in jeder Form Trotz, der Kälte,

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) oberrheinisch). 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Mittwoch den 28. Dezember 1836.

Nord-Amerika.

Musikalische Bildung in Nord-Amerika.

Der im Juli d. J. erschienene Band der North-American-Review enthält einen Artikel über die Geschichte der Musik, der besonders für das Publikum jenseits des Atlantischen Meeres von Interesse seyn muß, da eine Uebersicht, wie sie hier von der Musik der Hörer und Dichter bis zu der der neuesten Zeit gegeben wird, für Englische oder Amerikanische Leser noch nicht Vorhanden war. Sie kann uns zugleich als ein Kriterium des musikalischen Geschmackes in Amerika dienen, insofern es nämlich ganz besonders die großen Deutschen Komponisten sind, auf die als Muster und Repräsentanten der neueren Tonkunst hingewiesen wird. Händel, Haydn, Mozart, Karl Maria v. Weber und Beethoven nehmen mit wahrhafter Begeisterung, sowohl über ihren Werken als ihrer Lebens- und Bildungsgeschichte nach, dargestellt, und von den neueren Italiänern hat sich nur noch Rossini einer ähnlichen Anerkennung zu erfreuen. Demnächst auf den jetzigen Zustand der Musik in Nord-Amerika übergehend, äußert sich unser Kritiker in nachstehender Weise:

„Wir haben in unserer Darstellung nur einige Namen jener Männer erwähnt, die zu den Fortschritten der Kunst wahrhaft beigetragen; alle zu nennen, würde ein ganzer Band kaum hinreichen. Wir haben weder von Französischen noch von Englischen Tonkünstlern gesprochen, weil, obwohl in beiden Ländern talentvolle Männer um die Musik sich verdient gemacht, Keiner doch den Glanz jener Sterne erster Größe erreicht hat, die ihren ganzen Umkreis überstrahlen. Was unser eigenes Vaterland betrifft, so besitzt die Musik hier nicht bloß noch keine Geschichte, sondern es fragt sich sogar auch, ob sie überhaupt schon eine Existenz unter uns hat? Ohne einen einzigen Komponisten von Instrumental-Sachen und nur hier und da mit einem Tonkünstler ausgestattet, der es wagt, ein Liedchen oder einen Gesang zu komponiren, sollten wir, wenn von Musik die Rede ist, nur im Tone der höchsten Bescheidenheit von dem sprechen, was wir bisher geleistet haben. Allerdings läßt sich von einem kräftigen jungen Lande, wo der Luxus der Künste immer stärker um sich greift und der Reichthum in einem noch höheren Grade stets anwächst, das Beste hoffen; die jetzt ist jedoch Alles eben nur noch Gegenstand der Hoffnung, nicht aber des freudigen Besitzes. Freilich hat bereits in der neueren Zeit in der Ausübung unserer geistlichen Musiken eine bedeutende Verbesserung stattgefunden, doch kann dies weder ein Zeugniß für die seltnere Vernachlässigung dieses Zweiges der Kunst, als für den Zustand der Vollkommenheit abgeben, den er jetzt schon erreicht hat. Die Stiftung des „Händel- und Haydn-Vereins" in Boston war allerdings ein Morgenstreifen des nahenden Tages; wie lange aber hatte sich dieser Verein für den Mangel an Unterstützung und ihre die Gleichgültigkeit des Publikums zu beklagen! Erst in den letzten Jahren hat sein Erfolg angefangen, bedeutender zu werden und dem Einflusse mehr zu entsprechen, den eine gute Schule auf das Publikum ausüben soll. Die kürzlich ins Leben gerufene Einrichtung einer Sing-Akademie ist ein neuer erfreulicher Beweis von der zunehmenden Kraft dieses, „die den Thoren süßer Harmonie ans weilig Ohr ließen."

Inzwischen ist noch Alles des nichts weiter als die Grundlage eines neuen Gebäudes, und erst, wenn dieses wirklich aufgeführt seyn wird, wollen wir uns dazu Glück wünschen. Man hat eine gute Sache auf gute Weise angefangen, aber es würde einen sehr beschränkten Begriff von dem Werthe der Musik darthun, wenn wir darüber schon jubeln wollten, daß wir das Geschick besitzen, gelegentlich einmal ein Konzert in achtungswerther Weise aufzuführen. Es ist hier bloß ein untergeordneter Zweig der Kunst; Virtuosität an sich ist seelisch schädlich und nothwendig, aber sie muß und dürfte auch wohl bald so allgemein verbreitet seyn, daß sie kein Gegenstand selbstgefälligen Stolzes mehr ist. Es darf nicht vergessen werden, daß wir, was die Fortschritte in der Composition betrifft, weit hinter den anderen gebildeten Völkern der Welt zurückgeblieben sind, und daß wir Ueberhaupt einmal mit ihnen wetteifern, so muß unser Streben nach einem weit höheren Ziele gehen, als das, welches wir bisher im Auge gehabt haben. Wir müssen die Musik-Aufführungen jeder Art zu fördern suchen und eine Schule, welche dies für den Gesang, sondern auch für Instrumental-Compositionen errichten, wo Alles, was zur Kenntniß der Musik nur irgend gehört, auch gelehrt werden muß und deren ausgezeichnetsten Schüler beiohne und zu weiteren Fortschritten angefeuert werden, bis sie einst im Stande sind, dasjenige, was auf sie verwendet worden ist, durch ihre Leistungen zu vergelten und neue musikalische Schöpfungen zu liefern, die ihnen und ihrem Vaterlande denselben Namen in dieser Kunst sichern, den wir bereits in anderen Künsten uns erworben haben. Die Zeit, in der dies zu erreichen seyn wird, ist vielleicht nicht ganz nahe, aber wenn das Publikum nur die nöthige Unterstützung nicht setzen läßt, so ist sie doch auch wohl nicht so sehr entfernt, als Mancher sich denkt."

„Unseren Lesern wird nicht entgangen seyn, daß fünf von den sechs glänzendsten Namen, die wir aus der neueren Periode der Musik genannt haben, Deutsche sind. Wie kommt es aber, daß eine Nation, deren Ursprung mit unserem eigenen so nahe verwandt und deren Sprache fast eben so unmusikalisch ist, wie die unsrige, eine so ungewöhnliche Anzahl musikalischer Genies besitzt, während gerade England in dieser Beziehung so auffallend zurückbleibt? Sollte nicht darin die Erklärung liegen, daß in Deutschland der Unterricht in den Elementen der Musik zu der grundsätzlichen Schulbildung gehört, und daß auf diese Weise die Kunst sich mit der Nation von selbst entwickelt? Nun wohlan, können wir nicht die schlummernden Talente und den Geschmack unseres Vaterlandes auf dieselbe Weise wecken? Das Mittel ist eben so leicht, als angenehm und nützlich; solchen Instituten, wie der neuen Sing-Akademie, möchte zunächst die Sorge obliegen, daß es den Schulen nicht an Gesang-Lehrern fehle. Jedem, dem die Pflicht der Jugend-Erziehung übertragen ist, sollte es einleuchtend gemacht werden, daß der musikalische Unterricht keinesweges zu den unwichtigeren Unterrichts-Gegenständen gehöre; und sollte das neue System sich vorerst auch nur auf unsere eigene Stadt (Boston) beschränken, so sind die Vortheile desselben doch so groß, daß dadurch noch eine neue Auszeichnung für unsere obnedies schon durch so manche nützliche Einrichtung sich hervorthuende Vaterstadt erwachsen würde."

Bibliographie.

Letters on American slavery. (Briefe über das Sklavenwesen in Amerika.) Von John Rankin. Newburyport.

Memoirs of an American Lady. (Die Sitten in Amerika vor dem Unabhängigkeits-Kampfe.) Vom Verf. der „Letters from the mountains." New-York.

The laws of etiquette. (Regeln für junge Leute, die in die Gesellschaft eintreten.) Von einem Gentleman.

The hebrew wife. (Die Hebräerin, oder die Gesetze der Ehe mit Bezug auf die Gesetzlichkeit der Polygamie.) Von S. S. Dwight. Philadelphia.

The American traveller. (Führer durch die Amerikanischen Städte ꝛc.) Von J. S. Tanner. Zweite Auflage.

Italien.

Das Festino in Rom.

Von Léon Vidal.

.... In den Sälen des Französischen Konsuls in Rom fand ich eine junge Dame, Frau v. Etignac, die Tochter des Konsuls und Wittwe eines General-Lieutenants. Alle Huldigungen, vorzüglich aber die einer jungen Franzosen, Alfred v. D...., der, ohne recht zu wissen, wie doch darum er in Gesellschaft eines Herrn mit dem sonderbaren Namen Sir John Dibby, Tourist von Profession, die Welt durchwanderte, wurden ihr dargebracht. Ein „Tourist" ist ein Mensch, der es für seine Pflicht hält, Reisen zu machen, wie ein anderer ehrlicher Mann, seine Schulden zu bezahlen. Er steht in einer Tour Paris, Rom, Petersburg, Wien, Berlin, Konstantinopel und Madrid; lebt dann nach der Oxford-Straße in London zurück, macht seine Spaziergänge in Piccadilly, oder in den zoologischen Gärten, und reist dann wohl von neuem einmal weg, um Lappland, oder China und die Tartarei ein wenig zu besuchen und die große Tour zu vollenden. Wenn man auf diese Weise die Welt durchwandert hat, so ist man ein Tourist, wie die Musikmänner, die nach Mekka gehen, Hadschi und Gibi heißen. Es ist ein Titel.

Die ganze Gesellschaft, die ich hier traf, den Konsul nicht ausgenommen, hatte sich ein Rendezvous in Rom zum Festino gegeben. Das ist der Gebrauch der Reisenden in Italien; man giebt sich das Wort, sich in der Char-Woche oder zum Fastnachts-Dienstag in Rom wiederzusehen, wie man in Paris ein Rendezvous in der nächsten Opern-Vorstellung, in den Salons der Madame Dudevant, oder bei den musikalischen Morgen-Gesellschaften des Grafen v. P..... verabredet. Wir hatten uns Alle richtig eingestellt: zuerst der pünktliche Sir John Dibby und Herr Alfred v. C....; dann Frau v. Etignac, ich gleich darauf und endlich die Uebrigen. Den letzten Dienstag des Karnevals waren wir Alle unter der Menge, die sich zum Römischen Festino drängte.

Digitized by Google

Wir waren schon früh gekommen, als Alfred v. C.... in den schönen Saal Aliberti, wo das Festino gehalten wurde, mit Frau v. Eftignac, die als reiche Bäuerin aus der Campagna romana gekleidet war, eintrat. Sie hatte ein weißes kurzes Kleid, dreimal mit rothem Bande besetzt, und eine Corsage von Musselin, mit Gold gestickt, an. Auf ihren Kopfe trug sie eine Haube von Spitzen, die zu beiden Seiten herabfielen; ein Stück Silberstoff, mirrerlig in Falten gelegt, war ihren mit goldenen Schnallen festgemacht; rothe, mit Flittern besetzte Schuhe mit großen Schleifen; ein Kreuz, von einem goldenen Schmetterling gehalten, auf der Brust — das war ihr Anzug. Hinreißend und göttlich war Frau v. Eftignac, mit ihrem frischen Teint, ihren lebhaften Gang, ihren glänzenden Augen und mit der ganzen Poesie ihrer Tage. Ihre Miene, zu gehen und zu Alfred's Arm zu schweben, hätte schon allein tausend Herzen für sie entzünden können. Als sie aber die Maske abnahm, wie es während des Balles, wenn seine heimliche Intrigue vorherrschi, sehr oft geschieht, empfand eine laute Bewunderung um die schöne Französin. Und doch haben die Römerinnen in ganz Europa den Ruf als große Schönheiten, und alle Reisende können es bezeugen, daß sie ihn rechtfertigen.

Eine Maske drängte sich durch die Zuschauer, und nahm sich sogar die Freiheit, ihr zu folgen. Der Ball war in diesem Augenblick auf seinem höchsten Glanzpunkt.

Die frühere der Karneval von Venedig, als Venedig noch im Flor war, so ist jetzt der Römische Karneval eine Lust, die acht Tage dauert. Jetzt ist Venedig erloschen, wie einer alten Germanne Leichnam in dem alten Wien begraben, seitdem es Barbarei und ist todt.

Der große Maskenball, wo wir eben Alfred v. C.... und Frau v. Eftignac, berauscht von Vergnügungen, fanden, das Festino, ist der Römische Bruder des Maskenballs des Pariser Opera. Dieses Festino ist mit allen Reizen und aller südlichen Pracht Italiens ausgestattet. Die Bälle sind in Rom nicht, wie in Paris, überfüllt. Man kommt dort auch nicht zu jedem Theater, jedem Saal, jeder Bude, zu jeder Straßenecke. Ein einziger großer Ball wird von der Menge überströmt, die dort ihren verschlechten Intriguen und einem herausfordernden Vergnügen nachgeht.

Als Alfred und seine schöne Gemahlin in den Saal traten, glaubten sie, in ein Meer von Licht zu treten. Lichtstöße fielen von den Kronen, den Logen, der Bühne, den Wänden — kurz, von allen Seiten. Das Schauspiel, welches der Saal darbot, war das bezaubernde, was man sehen konnte. Das Parterre wimmelte von kunstlichen Masken, von grotesken oder ganz altmodischen Anzügen, von Frauen-Gesichtern aus allen Ländern der Welt. Die Logen waren mit den verschiedensten und ausgesuchtesten Leuten besetzt, die dieses Schauspiel zu Erinnerungen oder neuen Gedanken veranlaßte.

So gewahrte man Ludwig Bonaparte, den ehemaligen König von Holland, auf der linken Seite des Saales im zweiten Rang. Ihm zur Seite saß sein ältester Sohn, der seitdem gestorben ist; der zweite Sohn, der vor kurzem eine Stunde lang Kaiser war, befand sich damals bei seiner Mutter; hinter dem Könige saß ein Oberst der Kaiserlichen Garde, zeigt General in Amerikanischen Diensten, und ein Mameluck, ein bombarare Menschen, der, nicht wissend, was in Französisch ans ihm werden sollte, nachdem die Mamelucken der Garde entlassen worden waren, von Kirchthurm zu Kirchthurm in Italien gewandert war, um sich in Rom taufen zu lassen. Nachdem aber der König ihm einen Platz in seinem Hause angeboten hatte, schwankte sein Plan. Der schon im Christenthum Unterrichtete blieb Mameluck der Garde. Muhammed hatte einen Glaubigen bekehrt, und Rom war um das Schauspiel der Taufe eines bekehrten Muselmanns gekommen.

Ein weltaristisches Deutscher Fürst befand sich ebenfalls in der Loge. Wer er hieß, weiß ich nicht. Der Tourist selbst, der alle Deutschen Fürsten am Finger herzählen kann, wußte nichts von ihm. Bei einer Vergestion des Allerheiligen prangte dieser Fürst in der Kirche der heiligen Apostel mit einem Degen, aus dem Mittelalter mit geschlitzten Puffen an den Aermeln, umgeben wie die Schweizer Garden des heiligen Vaters, die bekanntlich wie Wilhelm Tell oder die Kriegsknechte des Mittelalters uniformirt sind.

Der Fürst Lucian Bonaparte, der damals noch nicht daran dachte, seine Memoiren herauszugeben, und seine Söhne, die seitdem so unglücklich geworden, saßen ans ganz gegenüber; sechzig, dunkelhaarige Prinzessinnen, Verwandte, Bonaparte, die damals noch die Herren erobern, zeigte sich in einer Loge weiter unten.

Der Friedensrichter, Emanuel Godoy, den die Laune einer Königin vom Soldaten zum vornehmen Herrn und Fürsten avanciren ließ, war auch da. Noch lebte die Königin von Spanien, und Godoy war noch nicht von dem Päpstlichen Gedicht Pius VII. vertrieben. Die Wache seiner Königlichen Hoheiten schützte ihn gegen den Päpstlichen Bann, gegen die Einschlitterungen Madrid's und gegen die Forderungen der öffentlichen Meinung.

Eine Masse Volks trieb sich unten in den Straßen des Parterres herum, schwarze Anzüge, Räuber, Engländer, Franzosen, Deutsche, die grotesksten Masken, sogar „Barrenin", eine der Römischen Lazaroni, die für 3 Bauli sich das Vergnügen machten, einem Marquis eins mit dem Besen zu versetzen.

Plötzlich entstand ein Gemurmel und ein Augenblick allgemeinen Trouble's. Die Gräfin Marreni hatte eine Schnur prachtvoller Perlen verloren. Ihre Kavaliere wollten sie wieder aufsuchen, aber sie gab den großmüthigen Befehl, sie unter den Füßen der sorglosen Menge liegen zu lassen. Von einer anderen Seite wurde ein anderer Lärm gehört, darauf folgte ein Gerücht, wie wenn eine Ohrfeige gegeben wird. Es war ein Ehemann, der, nachdem er einen jungen Cavalierer servente seiner Frau gebeten hatte, mit ihr an dem Abende auf dem Ball zu erscheinen, weil er selbst mit seiner Geliebten dort sein wollte, das ungeheurene Paar hier entdeckt hatte. Obgleich ihr eigenes Betragen der Frau kein Recht zur Eifersucht gab, so wollte sie doch ihren Gatten dafür Mann einen Streich spielen. Ein Streit entstand unter beiden Männern. Eine Ohrfeige von der einen Seite — von der anderen gehn Minuten später, ein Dolchstich in die Brust des Ehemanns, Rufe die Scharte, nur einige Schritte vom Saale entfernt, gerächt... Niemand wunderte sich darüber. Man erzählte den Umstand wie eine gewöhnliche Geschichte. Nur Frau v. Eftignac, an deren Seite sich noch immer der junge Alfred v. C.... befand, war ganz bestürzt und die zu Thränen gerührt.

Seit ihrem Eintritt in den Saal hatte Frau v. Eftignac die Maske bemerkt, die sie unablässig verfolgt und es sogar mehrere Mal verfolgt hatte, ihr unter dem Schutz des Gedränges einige geheimnißvolle Worte zuzuflüstern. Seitdem sich aber sich Frauen der seinen Verfolgungen, auch zweifelhaft verbergen sie für ihren Begleitern, nun dadurch traurige Erörterungen und gefährlichen Feuerpatiers auszuweichen. Frau v. Eftignac that es auch aus diesem Grunde, aber die Zudringlichkeit der Maske nahm mit ihrem Stillschweigen dermaßen zu, daß sie anfing sich darüber zu verwundern. Alfred ahnte gar nichts. Er war mit ihrer Unterhaltung ganz beschäftigt — kaum, daß er uns einige flüchtige Bemerkungen gab, wo verliefen die Paare.

Indem sie so gingen, verfolgt von der Maske, wie Macbeth von Banquo's Geist, und einen langen Gang passirten, fühlte Frau v. Eftignac sich mit einem Male umschlungen und einen brennenden Kuß zu gleicher Zeit auf ihrem Nacken. Sie war gerade unmaskirt. Es war ihr unmöglich, einen Schrei zurückzuhalten; Alfred hatte überdies die Hälfte dieser Scene gesehen. Er sah nicht, was die Maske that, aber er bemerkte sehr gut, daß Feuer des Blicks, das Frau v. Eftignac zurückwarf, zwang sie, ihre Augen niederzuschlagen. Er kannte sie zu gut, um nicht zu erraten, daß sie ihm das Recht, sie zu beschützen, nicht mehr zuerkannte.

Alfred redete die Maske in einem barschen Tone an, der eben so zurückgestoßen wurde. Es war ein junger Mann von roher und ungeschliffener Sprache. Der Zorn wurde immer lebhafter. „Du, der seinem Gegner seine Karte, dieser warf sie ihm ins Gesicht, Tourist, der in dem Saale umherging, um Beobachtungen über die Sitten anzustellen, kam auf die Bewegung, die dadurch entstand, in der Hoffnung herbei, etwas Neues für sein Notizenbuch zu finden. Er sah Alfred, der ihm augenblicklich die erschrockene Frau von Eftignac anvertraute, um sich mit seinem Freunden, dessen Name Rechtsanwalt Cecchi, Herr Franzose, genannt wurde, mit ihnen auch nicht auf Degen oder Pistolen schlage, so ist man doch nichts weiter zu sagen. Es giebt eine Wahl, die eben so gut ist als Ihr langer Degen, ich schlage sie Ihnen vor, denn der Muth besteht nicht darin, sich in Stücke zu hauen, sondern sich zu ehren." — „Mehrere Worten Sie!" — „Meine Karte bitte, ich verschicke Ihnen." — „Eben sie!" — „Nun denn so sagte, zog der Römer kalt aus der Scheide ein blankes dreikantiges Messer, glänzend wie Silber an der Sonne ....

„Wenn Sie acceptiren, so wollen wir hinausgehen; ich werde Ihnen ein eben solches Stilet verschaffen ...." Tagtäglich gab er seinem Gegner ein Rendez-vous. „Wir wollen hinausgehen", sagte Alfred willkommt. „Ihr Stoß ist mir gleichgültig, ich werde Ihnen Tagtäglich ausweichen." Diese ganze Unterredung wurde so verstreut in einem Strom ganz geführt, daß Niemand etwas davon gewahr wurde. Die beiden jungen Leute gingen hinaus, und ein Dritter folgte ihnen. Wir, die wir denen liefen, erfuhren nichts davon.

Frau v. Eftignac allein war in der schrecklichsten Angst, indem sie dachte, daß Alfred, je tiefer sie sich in innig hingegeben fühle, sein Leben für sie aufs Spiel setzen könne. Sie wußte nicht, daß Alfred sich machte sie schon jetzterst und gar ein Zweikampf verweigern würde, wenn die beleidigt war — sie konnte die Thränen darüber nicht zurückhalten ....

„Warum bin ich auf diesen Ball gekommen; warum habe ich nicht einen schwarzen Domino angezogen, der den Körper entstellt und verbirgt!" — „Ach, Sie sind zu schön, um sich durch Verkleidung Ihren Reizen zu entziehen. Geben Sie, ich bitte Sie inständigst, ich werde Sie in dieser Loge maskirt erwarten; ich will durchaus wissen, wer aus Herrn v. C.... geworden ist. Armer Alfred!" — Die Liebe, die dahin andeutenden, unentschlossen, ungefähren, brach in dieser Angst, in dieser fürchterlichen Unruhe mit einem Male hervor — sie wußte ihr selbst mit einem Male klar.

Unterdessen erwiderte ihr Sie Jeho Oliver, daß man sich in Rom weder auf Degen noch Pistolen schlage, und daß, seitdem die Franzosen fort seien, kaum zwei oder drei Duelle stattgefunden hätten. Sie befand darauf, daß der erste, der sich schlage, ein Narr sein würde. Eines Tages erzählt, daß es in Rom keine gäbe, die sich mit Dolchen schlagen! Wenn das ein solcher Mensch wäre, einen er Alfred erwerten! Ich beschwöre Sie — reden Sie!"

Der Tourist konnte ihren Bitten nicht widerstehen. Er ging. In dem Gange, wo er Herrn v. C. und seinen Gegner verlassen hatte, war Niemand mehr. Er erkundigte sich, man habe ihm, daß man der einzigen Angelegenheiten zwei Leute habe hinausgehen sehen. Er wartete, aber Niemand kam; er entschloß sich also, auch hinauszugehen. Wie

Google

unserseits warteten das Ende des Festlings nicht ab; als wir Herrn v. C..., und Frau v. Eßingar nicht mehr sahen, gingen wir ebenfalls fort.

Der Saal Alberti, wo das Fest gefeiert wird, liegt in einer finsteren Straße zwischen dem Spanischen Platz und der Porta del Popolo. Die Straßen rund herum sind still und ausgestorben, sogar am Ball-Abende. Es war erst 11½ Uhr, aber niemand ließ sich die Spur von Leuten, oder gar einer Droschke entdecken.

Der Lärm drinnen dauerte die ganze Nacht, indem er Tage und Ode ausfüllte, um in der Finsterniß und der Stille der Nacht unheimliche Gestalten zu sehen oder ihre Stimmen zu vernehmen. Endlich hörte er einen unterdrückten Schrei, dann wieder einen, dann die Tritte von mehreren Personen. Unter einer Laune, die vor einer Maskenbude brannte, hatte die schreierische Gruppe sich zugetragen.

Alfred v. C. und Signor Battei stehen ihrem Mantel um den linken Arm geschwungen; in der rechten Hand führen sie einen Dolch, den sie, wie wahnende Hyänen, sich einander zuwarfen. Ein Mann stand dabei, sah diesem Kampfe zu und gab von Zeit zu Zeit seinem Freunde Zeichen der Aufmunterung. Der arme Alfred hatte Niemand, der ihm zurief: „Es ist gut — nur Muth!“ Keinen, der ihm vor Verrath schützte und ihm, im Fall er fiele, die Hand reichen konnte. Sein Mund und seine Kehle entkrampften sich ihm Endlich und aus dem Anrufen an die Frau, für die sein Herz brannte.

Als Sir John Oldrey diese Schandspiel gewahrte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. In demselben Augenblick stieß Alfred seinem Gegner den Dolch in die Brust. Der Stich war tödlich. Der Verwundete fiel. Alfred selbst hatte vierzehn Wunden, die alle bluteten. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten. Gastfreundschaft hatte er noch die Kraft, ausrichtig zu sein. Sir John Oldrey, nach dem Heetel Crown, wo sie wohnten, Kauf umwegen sich zu flüchten. Dort fiel er bald in Ohnmacht. Man legte ihn zu Bette, aber erst sehr spät in der Nacht kam er wieder zu sich. Der Tourist, ein Arzt und ich wachten an seinem Bette. Seine erste Frage war nach Frau v. Eßingar.

Man konnte sich die schreckliche Verzweiflung dieser Frau, so lange der Ball noch währte. Ihn einer Reihe allein, wie eine Gefangene, mit einem gräßlichen Gedanken beschäftigt, gewaltigt, dieses unsinnige Toben mit anzusehen, das ihr wie das Lachen der Hölle erschien; dabei von einer Minute zur anderen auf Nachricht von Sir John Oldrey wartend. Es war zum Sterben vor Angst und Qual.

Der Ball tobte fort, bis es 12 Uhr schlug, was wie ein langes Sehnsuchtsseufzen von den Lippen Aller sich von Wall entfernen. Des Längeren Wartens müde, entschloß sie sich, allein nach Hause zu gehen. Sie schlich die Straßen bis zum Corso entlang, wo ihre Wohnung nahe bei der Französischen Gesandtschaft war. Die Gäste, die das Ende des Karnevals anzeigte, setzen über eine Grabesglocke. Die Menge, vor einem Augenblick so heiter, jetzt so still und so düster, schien einem Leichenzug zu begleiten. Ihre Seele war ganz von schweren Ahnungen erfüllt. Sie zog sich der Lage Theil der Nacht hin. Früh den anderen Morgen erhielt sie von Alfred Nachricht. Denn als Sir John Oldrey nachtem er Alfred nach Hause gebracht, nach dem Festlinge zurückgekehrt war, um sie abzuholen, fand er die Billet ausgeschickt, den Saal verschlossen und keinen Menschen mehr. Man sagte ihm jedoch, daß man den Leichnam eines jungen Mannes in einer benachbarten Straße gefunden habe, der Aehnlichkeit mit Alfred haben soll.

Es ist wahrlich eine glänzende, ausgezeichnete, ernste Festlichkeit, dieses Festlinge in Rom. Das Antenken daran wird in meinem Herzen mit der Größe eines Dolches eingegraben bleiben. (J. Fr.)

Bibliographie.

Von Lord Byron's Childe Harold ist in Genua eine Italienische Uebersetzung unter dem Titel Il pellegrinaggio del giovane Aroldo (Die Pilgerfahrt des jungen Harold) erschienen. Der Uebersetzer heißt **Giuseppe Gazzino.**

Storia della Dalmazia. (Geschichte von Dalmatien.) Von Giedomi Cattalinich, Kaiserl. Oesterr. Major a. D. 3 Bde. Zara.

Compendio geografico della Dalmazia. (Geographisches Handbuch von Dalmatien.) Nebst einem Anhang über Montenegro. Nach **Prof. Petters' Deutschen Werke.** — **Zara.**

Giovanni Bonfavoglio — Botographische Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert, von Carlo Rucconi. 2 Bde. Florenz.

England.

Narrative of a Journey to the Shores of the Arctic Ocean etc. (Capit. Back's Reise nach den Küsten des Nördlichen Eismeers u. s. w.) Von Richard Kitg. London, 1836.*)

Die Umstände, unter denen der Capitain Back im Jahre 1833 von England abgereist, sind bekannt. Der Zweck der Expedition war ein doppelter gewesen; erstlich sollte der bereits für verschollen gehaltene und allgemein bedauerte Capitain Roß, der vier Jahre vorher eine Entdeckungsreise nach dem nördlichen Theile Amerikas unternommen, aufgesucht, zweitens aber sollte so viel als möglich zur Erweiterung unserer Kenntniß jener Gegenden beigetragen werden. Als unsere Reisenden von England aufbrachen, herrschte sie, den großen Strom-See zeitig im Jahr zu erreichen; so wie sie aber etwas weiter vordrangen, sahen sie sich in Folge unbreiter unerwarteter Hindernisse bald unter Stand gesetzt, vor dem September den Zweck ihrer Unternehmung für völlig befriedigt, daß sie Portie sich zum Heimkehren rüsteten. Herr King, der Verfasser des jetzt erschienenen Werkes, übernahm die Leitung der schwer beladenen Transportschiffe, während Capitain Back in einem leichten Kanoe die zugänglichste Einfahrt in den großen Fischfluß aufsuchte. Es wird genügen, hier einige charakteristische Stücke aus dem interessanten Werke mitzutheilen, um unseren Lesern einen Begriff von den in demselben dargestellten Zonen zu verschaffen.

Ueber die zugenommene Trockenheit Spitze giebt uns der Verfasser nachstehende Notiz: „In Folge der ungläcklichen Feindschaft, die zwischen der Hudsons-Bay- und der Nord-West-Compagnie stattfand, ward Fredbster durch die vorzüglichsten Mitglieder der ersteren zum Gefangenen gemacht und zu York-Factory eingesperrt; bitten gelang es ihm, von dort zu entkommen und auf der Flucht nach Cumberland-House an die Stelle zu gelangen, die noch heutigen Tages seinen Namen führt. Aber dier ward er auf einmal vom Hunger überwannt und sank ohnmächtig zu Boden, als ein Hofer seines Hauptleutes, der die Führer Lauddahn zwei eisenfestigten Compagnieen mit Schande bestieß. Die zerglimmenden Kohlen des von ihm noch angezündeten Feuers sollen die einzigen Zeugen des tragischen Endes unseres Freddyber*) geworden sein.“

Eine andere Sage wird uns bei Gelegenheit der Bourdon-See mitgetheilt: „Er wird von den Kanadiern allgemein Eder-See genannt, und zwar deshalb, weil in dem Gerüste die arbor vitae, ein Baum, der fälschlich für die Erder gehalten wird, besonders gut gedeiht. Der erster Name rührt von einem nach der Bourbonischen Familie benannten Fort her, das rund um den Ufern erbauten stand und das von Französischen Kaufleuten einige Zeit vor der Eroberung von Kanada aufgerichtet worden. In dieser Gegend sollen vormals Missionaire geprediget haben, die aber bald, weil ihre Ermahnungen bei den rohen Indianern keinen Eingang fanden, zum Theil getödtet wurden, zum Theil aber auch durch die Flucht ihr Leben retteten.“

In der Nähe der Marter-Bay begegnen sich die beiden unserer Reisenden und schlagen daselbst ihre Winterquartiere auf; zu ihrem Leidwesen übergangen sie sich bald, daß sie einen nicht eben glücklichen Weg eingeschlagen. „Bei der Rückkehr des Herrn George Simclair und seiner Partie erhielten wir etwas Neuntbereinlich, ein Rentdeer, der Erstling dieser Thieres an den Ufern des Fischflusses seider allen Zweifel setzte. Der Zusammenlauf zwischen diesem Strome und dem Großen Fischfluß, der nach dem Entdecker des Großen Sclaven-Sees den Namen Hearn-See, aus dem er den Fischfluß entspringen sah, einen reichen Fischfang dargeboten haben; auf jeden Fall aber bietet er gewiß, daß wir mit unseren Booten, sobald sie erdaut und der Strom offen gewesen, leicht auf einmal in die in das Nordwest fallenden Gewässer eingelaufen wären; wie wären dann aber nicht nur der so äußerst mühseligen vierwöchentlichen Reise mit unseren Booten und der schweren Bagage über keine weniger als zwölf unterbrochen Eis-Landstrecken gewesen, sondern wir hätten auch die ganze Zeit dazu benutzen können, das Land zwischen dem Cap Turnagain und dem äußersten vom Capitain Roß entdeckten Punkte, das auf dreihundert Engl. Meilen geschätzt wird, näher zu untersuchen. Will man sich aber einen rechten Begriff von dem machen, was in dieser Zeit hätte geleistet werden können, so darf man nur an das denken, was zwischen den Mündungen des Mackenzie- und des Kupfermienen-Flusses geschehen, wo eine Strecke von neunhundert Engl. Meilen innerhalb eines Monats und vier Tagen entdeckt wurde.“

Noch in ihren Winterquartieren wurden unsere Reisenden durch die Nachricht von der Ankunft des Capitains Roß in England überrascht: „Es war den 25. April, an dem Jahrestage unserer Abreise von La Caine, als wir von England aus ein Paket erhielten, das uns anfangs außerordentlich in Erstaunen setzte. Es hatte nur drei Linien hinter sich lange nachdenken, indem er aus Gegleich die glückliche Rückkehr des Capitains Roß und seiner braven Begleiter nach seinem Vaterlande anzeige — eine Thatsache, die sowohl durch Auszüge aus dem Morning Herald und der Times, als auch durch verschiedene offizielle und Privatbriefe aus England, Amerika und selbst durch einen eigenhändigen Brief vom Capitain Roß bestätigt wurde. Die Besitzung war in der That höchst erfreulich, da wir, eben sowohl wie unsere Freunde in England, die Rückkunft als eine wahre Auferstehung betrachten konnten. Was hätten wir auch für den Capitain Roß und seine Leute thun können? Wie hatten sonst sie unsere Mundvorrath, als wir selbst gebrauchten. Wie hatten wir demnach zur Rettung jener Unglücklichen beitragen können? Eben waren wir, der Capitain Back

*) Nachdem wir früher von Capitain Back's eigenem Berichte einige Auszüge mitgetheilt, scheint es zur Ergänzung der Data nothwendig, auch auf das, die obige Erzählung so schön bestätigende, Werk des Herrn King, soweit zulommen Bild fassen uns jedoch dabei so kurz als möglich.

*) Der übrigens mit dem berühmten Seefahrer Martin Frobisher nicht zu verwechseln ist.

Digitized by Google

und ich, im Begriff, uns diesen so verderbenden Reflexionen hinzugeben, als wir auf einmal die Gegenstände unserer Bestürmung gerettet sahen."

Folgendes ist eine Probe von dem Zustande der Eskimo's in der Nähe des Frankling-Sees: „Die Zelte dieser Eskimo's waren wie gewöhnlich aus Pfählen und Thierhäuten gebildet; da aber an der Decke kein Rauchdang zu sehen war, so ist es wahrscheinlich, daß sie selten vom Feuer Gebrauch machen. Tausende von durchschnittenen Fischen waren auf kleinen Schnüre gehangt, um an der Sonne zu trocknen. Auch hatten sie mehrere kleine Vorräthe der Fische, die sie von Zeit zu Zeit fingen. Wahrscheinlich werden diese im Wasser so lange lebendig erhalten, bis die kalte Jahreszeit herankommt, und werden sie alsdann in gefrorenem Zustande als Wintervorrath aufbewahrt. Sie besitzen sieben Kajaks oder Kanoes; wahrscheinlich bleiben sie aber noch mehrere derselben versteckt, da man schon öfter bei jenen Volksstämmen bemerkt, daß sie über verschiedene Besitzthümer dem Diebe der Fremden wo möglich zu entgehen suchen. Ueber den Gebrauch der Schneebrecres sind diese Eskimo's besonders erfahren. Ein junger Mann, der sich von uns überreden ließ, seine Gewandkleidt zu zeigen, that einen Stein von ungefähr einem Pfund Schwere in seine Schleuder und fuhr dieselbe mit der linken Hand, während seine Rechte eine horizontale Lage annahm und mit einem Riemen um das Kniegelenk fest umwunden war. In einem Tag der Stein rechte ab verschiedene Hundert Schritte weit mit einer solchen Gewalt, daß er einen Feind, den er unternegen erreicht, auf der Stelle erschlagen hätte. Nur mit einer Ausnahme, nämlich der eines alten schwächlichen Mannes, bemerkte ich, daß sie Alle (wie dies bei den Eingeborenen des Amerikanischen Kontinents die gewöhnlichen Sitte ist) sich das Barthaar auszupfen. Als wir von der Küste abstiegen, versammelten sie sich, um uns abreisen zu sehen; die Zuschauer bestanden aus Männern, Frauen und Kindern, zusammen aus ungefähr dreißig Personen."

Wie begnügen uns, zum Schlusse noch Einiges aus den Jagd-Partieen herauszuheben, die unser Autor in die Kanadischen Wälder machte, bei welcher Gelegenheit er auch den Kanadischen Luchs und die Methode der Indianer, durch ihre ungeheuren Wälder zu dringen, kennen lernte.

„Auf einer meiner täglichen Erkundungen gerieth ich auf die Fußtapfen einer Felis Canadensis oder des Kanadischen Luchses, der dem von den Franzosen ihm gegebenen Namen (le loup cervier) entsprechend, die Spur eines scheuen Geschöpfs. Meine Neugierde war erregt worden, daß der Luchs sich von den Bäumen auf das Reh und anderes Rothwild herabfallen und sie so lange an der Gurgel festhalte, bis das angegriffene Thier erschöpft zu Boden sinke. Indeß fällt der Kanadische Luchs die größeren Thiere nur dann an, wenn er vom Hunger dazu getrieben wird, und weit entfernt, unter den größeren vierfüßigen Thieren so bekannten Verheerungen anzurichten, als die schlauen Europäischen Reisebeschreiber erzählen, wird er vielmehr von den Indianern als ein schlechtes Thier geschildert, das hauptsächlich nur den Amerikanischen Bären anfällt, zu dessen Bewältigung es von Natur besonders geschickt ist. Wenn es einen Hund erblickt, läuft es schnell auf einen Baum, wo es dann gleich einer Katze sich das Haar leckt und putzt, bis es etwa durch einen Schuß auf den Boden herabgeholt wird. Obgleich es nicht sehr schnell zu Lande ist — es geht nämlich diese sprung- und absatzweise — so schwimmt es doch vortrefflich; man hat dasselbe schon über eine Wasserstrecke von zwei ganzen Meilen sehen schwimmen. Von der Hudsons-Bay-Compagnie werden jährlich sieben bis neuntausend Luchsfelle aufgebracht; da aber das Thier die Einsamkeit liebt, so werden selten mehrere auf ein Mal an einem Platze zusammengefangen, weshalb auch das Fleisch desselben so theuer zu sein scheint. Ich verlor bald die Spur des von mir verfolgten Luchses, und wie es schien, zugleich auch die Aussicht, wieder nach unserem Fort zurückzukehren; denn ich hatte mir in meinem zu großen Jagdeifer die gewöhnlichen Zeichen zu machen vergessen, die mich zurückleiten konnten. In dieser Verlegenheit war es sehr mich ein Glück, daß ich bereits einige Zeit vorher den Indianern das Geheimniß entdeckt, vermittelst Pfeifen die die Urwälder Nord-Amerikas mit einer so erstaunenswerthen Sicherheit durchziehen. Man hat Beispiele, daß erfahrene und wissenschaftlich gebildete Europäer, obgleich sie mit den besten mathematischen Instrumenten versehen sind, dennoch nicht im Stande waren, sich im Dunkeln durch zwar ungebrochene dichten Wälder einen Weg zu bahnen. Noch vor Kurzem verirrten sich zwei vornehme Herren von der Hudsons-Bay-Compagnie in einem jener unwegsamen Gebüsche; als sie nach einem langen und ermüdenden Marsche an einem, wehe in die Augen fallenden, umgestürzten Baumstamm ankamen, bemerkte einer derselben, daß sie bereits vor einigen Augenblicken an derselben Stelle gewesen wären; da der Andere indeß das nicht zugeben wollte, so ward weiter keine Rede davon gemacht. Nach Kurzem kamen sie zum dritten Mal an derselben Stelle an. Noch wollten sie sich selber nicht gänzlich trauen; sie flechten von neuem weiter vor, aber kamen wieren einige Augenblicke verflossen, als sie schon wieder denselben verwünschten Baumstamm vor sich sahen; die unglücklichen Männer waren nicht im Stande, eine andere Richtung einzuschlagen, ohne in denselben Zirkel zurückzufallen. Endlich sieben sie sich auf dem alten Baumstamm nieder und feuerten ihre Flinten ab, worauf denn glücklicherweise Einige von ihren Leuten zu ihrer Rettung herbeieilten. Was die Indianer betrifft, so kommen sie gar nicht in solche Verlegenheit; denn sie wissen sehr wohl, daß der Theil eines jeden Fichtenstammes, der dem nördlichen Horizonte zugekehrt, nicht so dicht mit Zweigen besetzt ist, als der nach der entgegengesetzten Himmelsgegend, auf den die Sonnenstrahlen kräftiger und produktiver einwirken. Nicht minder haben sie ihre Kennzeichen, wodurch sie den Osten vom Westen unterscheiden, und wo sie auch von allen diesen Merkmalen im Stiche gelassen werden, wissen sie sich doch nach der Lage der zu Boden gestürzten Baumstämme zurechtzufinden. Es ist ihnen ein Leichtes, nach dem äußeren Ansehen die Zeit zu ermitteln, wann die Bäume niedergestürzt sind, dennoch dürften sie sich nur daran erinnern, von welcher Himmelsgegend der zu jener Zeit der Sturm oder der Orkan wüthete, um danach ihren Weg weiter fortzusetzen. Auf diese Weise hat die Natur selber den Indianern unzählige Kennzeichen an die Hand gegeben, die sie durch jene sinnreiche und unbegreifliche Mittel führen leiten."

Bibliographie.

Peerauzaluoe — die untergegangene Kirche, aufgefunden von C. J. Collins. 8 Sh.

Domestic history of France. (Geschichte der Französischen Kultur.) Von Jamieson. 7 Sh.

Stories about birds. (Die Vögel, in Geschichten dargestellt.) Von W. Wiseman. 1½ Sh.

The female student. (Der weibliche Student.) Von Philip. 4 Sh.

The floral telegraph. (Der Blumen-Telegraph.) 10½ Sh.

Adventures etc. (Capitain John Patterson's Abenteuer in den Jahren 1807—1821.) 10½ Sh.

A pedestrian tour. (Fußreise durch England und Wales.) 2 Bde. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Großbritanniens Statistik. Eines der wichtigsten Werke der neueren Statistischen Wissenschaft ist unstreitig die so eben von Herrn Mackulloch (oder, wie die Engländer diesen und ähnliche Namen zu schreiben pflegen: M'Culloch), dem Verfasser des trefflichen Handels-Lexikons, herausgegebene „Statistik des Britischen Reiches, zur Kenntniß der Ausdehnung, der physischen Kräfte, der Bevölkerung, des Gewerbfleißes und der bürgerlichen und kirchlichen Institute desselben." *) Eine Uebersicht dieser Art von dem wunderbaren Getriebe des gewaltigen mit seinen industriellen Kräften über die ganze bewohnte Erde hin spielenden Britischen Reiches muß natürlich noch ganz andere Resultate darbieten, als selbst die Statistique elementaire de la France von Pruchet. Allgemeine Notizen zur Geschichte des Ackerbaues, der Fabriken und der Künste gehen in dem neuen Werke den Details voran, die über den gegenwärtigen Zustand desselben mitgetheilt werden. Herr Mackulloch ist dabei von mehreren Schriftstellern unterstützt worden, die in ihren Zweige, den sie hier bearbeitet, einen rühmlich bekannten Namen sich bereits erworben haben. Unser Autoren haben folgende Gelehrte, Herr Bakewell über die Geologie von Derbyshire, Dr. Copland über das Klima, Sir W. J. Hooker über den botanischen und Herr Swainson über den zoologischen Reichthum des Landes, Herr Forster über die Englische Verfassung und über die Gerichtsböfe und Herr Merivale über das Unterrichtswesen, sehr lehrende Beiträge geliefert. Von Herrn Mackulloch selbst rühren natürlich die Abschnitte über Handel und Fabrikwesen, so wie die verbindenden Elemente des ganzen Werkes her. Was nun die statistischen Details betrifft, so enthält das erste Hauptstück eine Uebersicht der Verwaltungs-Abtheilungen und Unter-Abtheilungen des Landes. Das zweite Hauptstück ist ausschließlich der Bevölkerung gewidmet; das dritte umfaßt die Production des Landes, unter den Rubriken Ackerbau, Bergwerke und Mineralien, Fischereien, Fabriken und Handel. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit der Staats-Regierung, mit den drei Zweigen der Legislatur, den Gerichtshöfen, den kirchlichen und den Municipal-Einrichtungen des Landes. Der fünfte Abschnitt endlich umfaßt alles dasjenige, was den vorigen Kapiteln nicht unterzubringen war, nämlich das Unterrichtswesen, die Armenlisten, die Einnahmen und Ausgaben, das Heer und die Flotte, Gesundheits- und Sterblichkeits-Verhältnisse, so wie schließlich das in Großbritannien und Irland so eigenthümlich gestaltete Armenwesen. Einige besondere Supplemente verbreiten sich dann noch über Verbrechen, Strafen und Gefängnisse, über allgemeine Verbefferung der Nahrungsmittel, Bekleidung und Wohnung der niederen Volksklassen, über das Vermögen und den Erwerb der Bevölkerung, über Kolonieen und Auswanderungen, und endlich sogar auch über den Fortschritt der Englischen Sprache. Aus dieser Uebersicht sehen läßt sich der Reichthum der gegebenen Materialien ermessen; wir denken jedoch in der Folge auch noch auf Einzelnes besonders zurückzukommen.

*) A statistical account of the British Empire, exhibiting its extent, physical capacities, population, industry, and civil and religious institutions. By J. R. M'Culloch, Esq., assisted by numerous contributors. 2 vols. London, 1837.

Bei dem herannahenden Ablaufe des Jahres wird die Erneuerung des Abonnements in Erinnerung gebracht. Diejenigen, welche sich auf den mit dem 1. Januar beginnenden sechsten Jahrgang des Magazins neu zu abonniren wünschen, werden ersucht, es zeitig zu thun, da die Auflage nur nach Maßgabe der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 157. Berlin, Freitag den 30. Dezember 1836.

Persien.

Die Zend-Sprache, Anquetil Duperron und Emil Burnouf.

Von J. J. Ampère.

Die heiligen Bücher der Parsen, Zoroaster's lebendiges Wort, sind in einer Sprache geschrieben, die schon lange nicht mehr zu den lebenden gehört. Diese Sprache, zum Schrecken des Sanskrit, ist die Mutter des Neu-Persischen, zu dem sie ungefähr so denselben Verhältnisse steht, wie das Lateinische zum Italienischen. Wollte man Zoroaster's Lehre kennen lernen, so mußten wo Allem die Zend-Bücher aufgefunden werden, und zunächst war die Entzifferung der Original-Sprache nothwendig. Diese wichtige Entdeckung verdankt man zweien Franzosen: Anquetil Duperron hat im vorigen Jahrhunderte den heiligen Codex der Parsen-Lehre von seinen gefahrvollen Reisen mitgebracht, und Herr Burnouf hat in unseren Tagen den Schlüssel zu Zoroaster's Gedanken aufgefunden. Diese Thatsache ist so merkwürdig, daß der Leser uns wohl erlauben wird, etwas längere dabei zu verweilen.

Die Religion der Feueranbeter wurde bei der Original-Sprache durch die Araber nicht ganz ausgerottet. Eine Anzahl ihrer Bekenner blieb in Kerman; Andere begaben sich, wohl hundert Jahre später, nach der Insel Ormus im Persischen Meerbusen und flüchteten endlich von dort weiter nach Guzerate, an Indiens westliche Küste. In jener Gegend wohnt noch heutzutage ein Völkchen Parsen oder Gebren, das seit einem vollen Jahrtausend dem Gesetz und Glauben seiner Ahnherr treu geblieben ist.

Die Parsen von Indien hatten mit der Zeit die Schriften Zoroaster's verloren. Aber diese Bücher wurden ihnen gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch einen Priester, der sie aus Persien mitbrachte, wieder zugeführt.

Den Original-Text, der, wie gesagt, in alten Zend geschrieben war, begleitete eine Uebersetzung in der Pehlwi-Sprache. Das Pehlwi ist die jetzt nur unvollkommen bekannt; man weiß nur so viel, daß diese Sprache von Semitischen Elementen wimmelt, d. h. von Elementen, die einer ganz anderen Sprachen-Familie als Zend und Sanskrit — der Familie des Hebräischen und Arabischen — angehören. Die Pehlwi-Sprache scheint in Persien dem Zend gefolgt und dem Neu-Persischen vorangegangen zu sein.

Die heutigen Parsen Indiens verstehen viel weiter das Pehlwi als das Zend; auch studiren sie Zoroaster's Bücher zumeist in der Pehlwi-Sprache. Was sie übrigens von dem heiligen Codex besitzen, das ist, nach ihrer Versicherung, nur ein Zwanzigtheil des Ganzen; es sind mehrere Fragmente, vorzüglich liturgischen Inhalts — ein Bruchstück des Mit-Persischen Rituals.

In Europa erregte man dieses chronologische Bruchstück, wie schon bemerkt, dem edelmüthigen Eifer und der bewundernswürdigen Ausdauer eines Franzosen. Im Jahre 1755 faßte ein unbemittelter Jüngling von 22 Jahren den kühnen Entschluß, die Bücher Zoroaster's, von denen mehrere schon nach England gebracht waren, und die Veda's der Indier, die man bis dahin nur dem Namen nach kannte, im Orient selbst aufzusuchen. Von allen Geldmitteln entblößt, schloß sich der junge Anquetil als gemeiner Soldat den Truppen an, die man nach Pondichery schickte, und die der Ausmuth des Französischen Heeres waren. Er marschirte im Winter mit seinen zauberen Kameraden von Paris nach dem Hafen l'Orient; seine ganze Habe bildeten Montaigne's und Charron's Werke, eine Hebräische Bibel, zwei Hemden, zwei Taschentücher und ein paar Strümpfe. Als er in l'Orient angekommen war, empfing er seine Bestallung von Seiten des Ministers. Von seinem Eifer gerührt, hatten ihm einige Gelehrte, unter denen auch Barthelemy sich befand, eine Pension von 300 Livres und freie Ueberfahrt nach Pondichery ausgewirkt. In Indien hatte Anquetil mit Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen. Als er dem Gouverneur der Französischen Etablissements sein Empfehlungsschreiben überreichte und seinen Plan auseinandersetzte, antwortete ihm dieser, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Wollen sehen!“ — und steckte den Brief in die Tasche. Das erste Debüt war nicht ermuthigend.

Anquetil hatte damals nur einen verworrenen Begriff von dem Gegenstand seiner Nachforschungen. Er schwankte zwischen den Veda's und den Büchern Zoroaster's, die er, eines wie das andere, aufsuchen und in sein Vaterland bringen wollte. Ohne Führer, ohne Anweisung, ohne Geld und eben so wenig des Sanskrit als des Zend kundig, hatte er keinen anderen Schatz, keine andere Stütze, als einen unerschütterlichen Willen und leidenschaftlichen Enthusiasmus. Nachdem der bildbar schöne Jüngling gegen Krankheiten, die ihn mehrmals an den Rand des Grabes brachten, und gegen die Verschwörungen, denen seine Jugend, seine Gestalt, die Sitten und das Klima Indiens ihn beständig aussetzten, wacker gekämpft hatte, wurden seine Pläne noch durch die Drangsale des Krieges gestört, und endlich stürmten sogar Hohn und Verkennung auf den Edlen ein, der freiwillig und mit Gefahr seines Lebens bei dem Nabob um Hülfe für das angegriffene Indandorage nachgesucht hatte. Den muthmaßlichen Negroden hier gefangt, reist er, allein und zu Fuß, mit seinen Büchern, das Eine heim-Hemden, seine Bibel und seinen Montaigne enthielt, von Tschandernagor nach Pondicheri; er eilt ab, um einen Weg von 400 Lieues von Norden nach Süden zurückzulegen, einen Weg, den kein Europäer vor ihm durchwandert hatte. Damit noch nicht zufrieden, macht er unmittelbar darauf eine fast eben so große Wanderung von Süden nach Norden, um Zoroaster's Schüler und Bücher in Surate zu finden.

In Surate hatte er bei den Oestur's (Parsischen Priestern) mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie boten ihm anfänglich verstümmelte Texte an, mit der Versicherung, daß diese die vollständigen Schriften des Zoroastre seien. Es gelang ihm nicht, eine mehr als oberflächliche Kenntniß der Zend-Sprache von ihnen zu erlangen; und Burnouf hat, gleich Paris zu verlassen, durch bloßen Scharfsinn und durch Schüsse, die ihm eine sorgfältige Sprachen-Vergleichung an die Hand gab, mehr gelernt, als Anquetil unter den Parsen in Surate, obgleich der berühmte Mobed Darab ihm Unterricht ertheilte. Oefter überfiel leidend und während seiner Genesung von einer Krankheit bei vollen Tage, mit Mordwaffen verrätherisch angefallen, setzte Anquetil dennoch seine Studien mit mit erhöhtem Eifer fort. Endlich gelte er mit allen Fragmenten der Bücher Zoroaster's, welche die Eltern aufbewahrt, nach Europa, nachdem er unter dem Beistand der Parsischen Schriftgelehrten von Surate eine Uebersetzung des Textes angefertigt hatte. Das Schiff, welches alle diese Schätze trug, war binnen unternommen, und endlich landete Anquetil — als Kriegsgefangener in England. Erst am 15. März 1762 konnte er seinen mit so vielen Gefahren und Drangsalen erkauften Zoroaster auf der Königl. Bibliothek zu Paris niederlegen. Dies ist der Text, den Herr Burnouf ganz herausgegeben hat, und worden er einen Theil zu entziffern und auszulegen begonnen.

Anquetil's Uebersetzung, die 1771 erschien, war lange nicht vollkommen befriedigend. Trotz dieser unvollkommenheit war sie die Veröffentlichung derselben schon reicher Gewinn für die Orientalische Literatur. Derjenige, dem man sowohl diese erste Uebersetzung, als den unendlich wichtigeren Text verdankte, wurde zum Lohn für seine Leiden, seine Gefahren und seinen Heldenmuth in einer kleinen, sonst recht geistreichen Beschilder sonnisch durchgebrochen. Als den Verfasser dieser „Reisebeschrieben voll Gift und Galle“, wie Rast sie treffend bezeichnet, muß man leider den hochbetagten William Jones nennen, der nachmals die Asiatische Societät von Kalkutta gestiftet*).

Das Jonesische Pamphlet ist ein wahres Muster sarkastischer Albernheit, welche geringschätzt, was sie nicht kennt, und ihre Armuth an Gründen hinter Witzeleien versteckt. Der pikante Stil erinnert zuweilen lebhaft an Voltaire; doch beweist er eben so wenig gegen Anquetil und Zoroaster, als Voltaire's amüsante Scherze gegen Shakespeare etwas bewiesen haben.

Statt über den bizarren Charakter gewisser liturgischer Formeln der Bücher Zoroaster's sich lustig zu machen, hat Herr Burnouf um das Verständniß dieser uralten Texte sich bemüht. Er fing damit an, daß er den Text in die Urbegriffe publizierte, und setzte so die Philologen in Stand, der Kritik daran zu ergehen. Dann ging er selber an Werk: er wählte das Yaçna oder Buch der Opfer und begann, schlagen zu übersetzen. Diese Uebersetzung aus einer Sprache, von der man weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch besitzt, konnte nur ein mühseliges Geschäft seyn. Schon die Auslegung des ersten Kapitels umfaßt zwei Quartbände; aber der Grundstein eines neuen Gebäudes ist nun gelegt; das Studium der Zend-Sprache ist wissenschaftlich begründet**).

Zu Gunsten dieses Studiums, welche Herrn Burnouf bei seiner neuen Uebersetzung zu Gebote stehen, sind:

1) Der von ihm eben erwähnte Urtext.

*) Sie ist Französisch geschrieben und steht im 10ten Bande der gesammelten Werke dieses großen Orientalisten.

**) Herr Rimpert hatte hier nicht übersehen sollen, daß Herr Professor Bopp in Berlin, ganz unabhängig von Burnouf, schon im J. 1831 die wichtigsten Beobachtungen über die Sprache der Zends-Sprache in einer Schrift zusammengestellt und veröffentlicht hat. Diese selbstständigen, Burnouf's Ansichten öfter berichtigenden Beobachtungen sind in der „Kritischen Grammatik“ des Deutschen Gelehrten erganzt und weiter begründet, übrigens aber auch von Burnouf selbst bereitwillig anerkannt worden.

Digitized by Google

2) Die Uebersetzung Anquetil's, nach den mündlichen Auslegungen abgefaßt, die ihm seine Lehrer zu Surate in Neu-Persischer Sprache gaben. Da diese Leute selbst von einer Pehlwi-Uebersetzung Gebrauch machten, so war Anquetil's Arbeit eine Uebersetzung in der vierten Sprache.

3) Endlich eine barbarische Sanskrit-Uebersetzung aus dem 15ten Jahrhundert, deren Verfasser, ein gewisser Neriosing, und bei der ebenfalls nur die Pehlwi-Uebersetzung zum Gemahe liegt.

Aber das nützlichste Hülfsmittel Burnouf's war unstreitig die Analogie, die scharfsinnige Vergleichung des Zend mit anderen zu derselben Familie gehörenden Sprachen, vorzüglich dem Sanskrit. Herr Burnouf besitzt in hohem Grade jenen genialen Forscherblick, der die Geheimnisse der inneren Struktur der Sprachen enthüllt. Er tritt rüstig in die Fußstapfen eines Grimm und Bopp, zweier Deutscher Forscher, die in unserem Jahrhundert einer neuen Wissenschaft ihr Dasein gaben. Zugleich Anatomie und vergleichende Physiologie der Sprachen, bringt diese Wissenschaft auf den Wege der Analysis in die wunderbares Gebiete und bestimmt das Dasseyn und das Verhältniß in ihrer Organisation. Für sie sind die Sprachen belebte Wesen, die ihre eigenthümlichen Formen haben; allein das Zufällige und Partikulare kann auf einen stehenden Typus zurückgeführt werden. Diese Wesen, die nach bestimmten Gesetzen entstehen, sich entwickeln, sich wieder erzeugen und untergehen, sind durch Bande der Verwandtschaft verbettet, deren Grad man zu ermessen sähig ist. Jeder hat seine Physiognomie, seine Instinkte, Gewohnheiten und Antipathien; wir können voraahnen, was diese oder jene Sprache in diesem oder jenem Falle thun, welche Form sie annehmen, welcher Art sie einschlagen wird. Von solchem Standpunkte betrachtet, gewinnt das Sprach-Studium das ganze Interesse einer Natur-Wissenschaft.

Das Zend ist einer der bedeutendsten Ringe jener unermeßlichen Kette verwandter Sprachen, die sich fast ohne Unterbrechung vom Ganges bis nach Island ausdehnt. Es bildet ein Mittelglied zwischen dem Sanskrit und den Germanischen Idiomen und giebt, als nahe Blutsfreundin der alten Brahmanen-Sprache, manchen Aufschluß über rühmlichhafte Formen des Sanskrit selber. Aufserdem ist die Zend-Sprache merkwürdig, wenn man den Grad der Entwickelung ins Auge faßt, den sie in Zoroaster's Reformator erreicht hatte. Herr Burnouf ist durch genaue Analyse des Zend-Alphabets zu folgendem Schlusse gelenkt worden: „Alles verändert uns ein Idiom, das an einem Punkte still steht, wo man die Sprachen sehr selten beobachten kann, an einem Punkte, wo sämmtliche Elemente ihrer Organisation ins Leben getreten sind, die Thätigkeit selbst aber, welche eines dieser Elemente durch das andere modifiziren sollte, kaum ein vollkommener Organismus entstande, plötzlich stockt und ihr Werk unvollendet läßt."

Die Methode eines scharfsinnigen Sprachforschers hat auch für den Laien viel Anziehendes. Burnouf löst die Wurzel zunächst von allen grammatischen Modificationen, die sie erlitten haben kann, und stellt sie darauf mit einer Sanskrit-Wurzel zusammen, die ihr gleicht, und die den wahrscheinlichsten Sinn der dekadenten Wurzel giebt. Allein er begnügt sich nicht mit jener unbestimmten Wurzelnähnlichkeit, die kein sicheres Ergebniß herbeiführen; er muß in der eigenthümlichen Form des Radikals den besonderen Charakter der Zend-Sprache wiederfinden. Die Französische Uebersetzung Anquetil's und die Sanskritische von Neriosing lassen Herrn B. oft den Sinn einer Stelle im Allgemeinen erkennen; aber sie sind ihm genau; es ist ihm Sanskrit, die Bedeutung jedes Wortes und den grammatischen Werth jeder Lautes haarscharf zu bestimmen. Das Interesse, mit welchem der Leser seinen Operationen folgt, hat etwas Dramatisches: bald sehen wir ihn sich vertiefen und in tausend unterirdischen Krenz- und Quergängen beinahe verschwinden, bald taucht er wieder zum Lichte empor und bringt triumphirend den Sinn eines Satzes mit sich, der, gleichsam eine glänzende Erzlave, die er im Schachte der Sprache gefunden hat.

Eines der bedeutendsten Ergebnisse des Herrn Burnouf ist, daß die Zend-Sprache besonders auffallende Aehnlichkeiten mit dem ältesten Sanskrit, dem Sanskrit der Veda's, zeigt. Diese Sprache ist also nicht eine Tochter, sondern eine Schwester des Sanskrit. Dasselbe kann man von mehreren anderen Sprachen der großen Indo-Germanischen Familie sagen; das Latein ist eine Schwester des Griechischen, und beide Idiome sind keine Töchter des Sanskrit; wohl aber sind alle diese Sprachen divergierende Zweige eines gleichen Stammes. Man findet im Lateinischen zuweilen eine Form, die älter und ursprünglicher ist, als die entsprechende Sanskrit-Form. Eben so ist es mit den Völkern; die alten Lateiner, die Goten, die Perser, die Slawen kommen nicht aus Indien, sondern sie haben, wie die Indier selbst, eine gemeinsame und unbekannte Wiege.

Aber auch die Verdienste unseres Autors um das Sachliche sind gar nicht niedrig anzuschlagen. Schon wieß seine tiefere Kenntniß des Zend neues Licht auf gewisse Punkte der alten Geographie des Orients. Er hat, durch die Etymologie der Orts-Namen, die Ansiedelung und die Grenzen Aria's bestimmt, d. h. desjenigen Landes, wo man den Ursitz der Sprache und Religion Zoroaster's suchen muß.

Einen Inbegriff der Lehren Zoroaster's kann uns das erste Kapitel des Yaçna allerdings noch nicht geben. Der Weg, den Burnouf eingeschlagen hat, ist lang, aber sicher: um ein Buch analysiren zu können, muß es zuvor gelesen seyn, und durch das Buchstabiren lernt man erst lesen.

Die alterthümliche Ihre von der Auferstehung des Fleisches sollte nach Anquetil im Zend-Aveste sich finden. Nach Hrn. Burnouf unterliegt dies manchem Zweifel; wenigstens kann er für das Wort, welches Anquetil so übersetzt, nur die Bedeutung Frage (question) ermitteln. Es könnte faß teuflisch erscheinen, wenn man sich's unterfangen wollte, den Sinn Zoroaster's besser zu ergründen, als die Parsen selbst; gleichwohl beweist Herr Burnouf an mehreren Stellen mit guten Gründen, daß in der Uebersetzung des Neriosing, und vermuthlich sogar schon in der Pehlwi-Uebersetzung, eine durchfälschte und grob materielle Auffassung den wahren Sinn verdrängt hat. Zuweilen machen auch die Parsischen Uebersetzer aber abstrakten Begriffen wirkliche Wesen.

Endlich verdanken wir Hrn. Burnouf schon jetzt einige interessante Aufschlüsse über das Verhältniß der Religion Zoroaster's zu den ältesten Beahmanen-Glauben. Diese Entdeckungen führen uns über die Epoche der Scheidung beider Sprachen und Völker hinaus und die auf ihren ältesten Ursprung zurück.

Bis jetzt habe ich die wichtigste der Anwendungen, welche Herr Burnouf von dem selbstgeschaffenen Werkzeug gemacht, unberührt gelassen. Seine gelungliche Kenntniß der Zend-Sprache hat ihm bei einer schwierigen Unternehmung mächtigen Beistand geleistet: diese war die Entzifferung der in Hamadan, dem alten Ekbatana, gefundenen Inschriften, deren Alphabet dem auf den Ruinen von Persepolis gleicht.

Erst vor etwa dreißig Jahren schritt man zu der Entzifferung dieser seltsamen Schrift, die ganz aus keilförmigen Buchstaben besteht. Die Ziegelsteine der Ruinen von Babylon sind damit überdeckt; sie begleitet die verschiedenen Bildwerke, deren wahrscheinliche Erklärung sie enthält. Ihre vollständige Entzifferung dürfte uns wohl in einige Geheimnisse der Religion und der Weisheit Chaldäa's blicken lassen.

Man weiß schon, daß es drei Arten dieser Alphabete giebt, die ein gleiches Grund-Element, den Keil, haben und nur in dem gehäuften oder getrennten Grade der Complication ihrer Buchstaben-Figuren von einander verschieden sind. Wie sagt man erst eines dieser Alphabete entziffert; da oder dieselben Inschriften in den drei alphabetischen Systemen oft sich wiederholen, so darf man vermuthlich Weise hoffen, daß die Entrathselung des einen auch zur Entrathselung des anderen führen werde, wie die Rosettesche Inschrift zur Erklärung der Hieroglyphen den Weg gebahnt hat.

Jenseits Alphabet nun, mit dessen Entzifferung der Anfang gemacht war, und mit vorer: Herr Burnouf eine weit vollständigere und befriedigendere Erklärung gegeben hat, als alle seine Vorgänger, ist genau dasselbe, welches auf den Monumenten von Persepolis sich findet. Die Sprache jener Inschriften muß nothwendig die alt-Persische gewesen seyn; und man begreift daher, wie sehr Herrn Burnouf bei dem Versuche, jene Inschriften zu lesen, seine Kenntniß der Zend-Sprache zu statten kommen mußte. Seine Verdienste um das Alphabet von Persepolis kennen wir erst recht würdigen, wenn wir auf die Ergebnisse der Bemühungen seiner Vorgänger einen Blick werfen.

Der erste Schritt war nicht glücklich. Im Jahre 1803 publizierte der Deutsche Lichtenstein ein vollständiges Entzifferungs-System; aber leider war dieser Gelehrte von der falschen Prämisse ausgegangen, daß die Buchstaben der Keilschrift von der Linken zur Rechten wie der Zeichen zu Linien geordnet seyen. Dieser einzige Irrthum machte seine ganze Arbeit unnütz. Erst Grotefend brach die Bahn zum wahren Verständniß der Keilschriften von Persepolis, obgleich er die Sprache nicht kannte, in der sie geschrieben, waren.

Herr Grotefend verfuhr dabei in folgender Art. Er lies es mit der Keilschrift bekleideten Gefäße fassen und sagte sich dies: „Was für einen Gegenstand mag die mit vorliegende Inschrift betreffen?" Man hatte auf neueren Denkmälern Inschriften in Pehlwi-Sprache gefunden, die da lauteten: „König N., Sohn des Königs N." Sollten die keilförmigen Charaktere nicht etwas Aehnliches ausdrücken? Und siehe da! die Vermuthung wurde Gewißheit. Ohne diesen glücklichen Einfall wäre Herr Grotefend nie auf den Gedanken gekommen, den Persepolis dergebens suchen. Herr Grotefend sagte sich ferner: „Wenn es ein König Persiens und der Sohn eines anderen Königs von Persien ist, so kann man wohl auf Kambyses, den Sohn des Kyros, rathen — doch nein! in diesem Falle müßten die beiden unbekannten Wörter mit denselben Buchstaben anfangen. Wie aber, wenn es Xerxes, Sohn des Dareius wäre?" Dieser war es auch wirklich! So verschaffte Herrn Grotefend sein vom Glücke begünstigter Scharfsinn den Schlüssel einer Anzahl Buchstaben, welche die beiden Eigennamen Xerxes und Darius darstellten. Er nahm richtig an, daß die Inschrift in der Zend-Sprache abgefaßt sey; aber die sehr unvollständige kleine Wörtersammlung Anquetil Duperron's konnte ihm über den wahren Werth einiger Buchstaben keine Auskunft geben.

Der der Dänische Sprachforscher Rask entdeckte in der Keilschrift das M und R, die man vor ihm für Bekal-Zeichen angesehen hatte. Burnouf endlich, in die Geheimnisse des Organismus der Zend-Sprache eingedrungen, kam auf die Entdeckung eines neuen Werkzeugs zum zwölf Zeichen. Es gelang ihm, von zwei Inschriften eine Uebersetzung zu geben, die das Gepräge großer Wahrscheinlichkeit in sich trägt. Nur sehr wenige Buchstaben der Keilschrift können noch Gegenstand der Controverse seyn.

Herr Professor Lassen in Bonn, der die Keilschriften gleichzeitig zum Gegenstand seiner Forschung machte, ist von seiner Seite auf Ergebnisse gekommen, die in der Hauptsache mit denen Burnouf's übereinstimmen. Alles beweist, daß man das räthselhaften Alphabets von Persepolis wirklich Meister ist, und daß nun auch die Entzifferung der Inschriften Assyriens und Babylon's nicht ferner als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint.

(R. d. d. H).

England.

Die Menagerie im Regents-Park von London.

Von Leigh Hunt.

Einen sonderbaren Kontrast bildet unsere eigene Ruhe, die Langsamkeit unserer Bewegungen gegen die rege Lebendigkeit der hier hinter Eisenstäben hin und her laufenden Geschöpfe; wir lieben diesen Kontrast und wissen daher nicht, ob wir uns freuen oder gräulich fühlen sollen, wenn wir einige von ihnen so dermaßen uns sich blicken, so schwach und ohnmächtig sehen. In unserer Phantaste haben wir Wolf und

Digitized by Google

Luchs zu stolzen, kühnen Thieren geschaffen, so wie sie uns in den Büchern unserer Kindheit erschienen; oder der ihre finden wir den Wolf nicht stärker als einen gewöhnlichen Hund, und einen Luchs nicht stärker als eine große Katze. Man erinnert ihn wohl an seinen Hunger und Durst; aber es ist nicht mehr der Luchs unserer Bilderbücher, und wenn wir ihn wieder ein wenig respektiren wollen, so müssen wir seinen anderen Namen hervorsuchen und ihn „Pardelkatze" nennen. Aber der armen Pardelkatze begegnen wir hier nicht auf dem Bergpfad, hüpfend und springend und nach ihrem Raube spähend; hier liegt sie in ihrem engen Verschlage und brütet, wie eine gemeine Katze, den Rücken und scheint nur zum Pflegen zu bitten; hier sieht wie sie am Tage und ohne das ihnen Augen ungewohnte Licht; doch muß man aussehen, wie sie wolle, sie ist nicht mehr der Luchs unserer Bilderbücher.

Ich sah keinen Löwen; doch glaube ich wohl, daß einer dort war; man weiß wohl, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt; man trifft Freunde, plaudert mit ihnen, setzt bald den Einen, bald den Anderen, und geht so oft an den interessantesten Dingen vorüber. Auch Rhinoceros, Biber und Bären soll ich nicht; nicht einmal Wallerosse, deren Bekanntschaft ich so gern machen wollte und für die ich eine so lebhafte Zuneigung empfinde. Die Löwin schlief, wie es einem so vornehmen wilden Thiere um diese Zeit zukömmt, und eine Tigerin pflegte den Beobachter durch beständiges Hin- und Hergehen und einen brüllenden, wohlklagenden Ton, den sie fortwährend dabei ausstieß. Sie schien unfähig, die Philosophie ihrer Mitgefangenen zu üben.

Die Bären schliefen ihren Verschlage. Ihre Haut ist schön gestreift; aber die enge Behausung bildet in der Einbildungskraft einen traurigen Kontrast gegen die Wälder ihres Geburtslandes; auch schien es ihr nicht wenig an Luft und freier Bewegung zu fehlen. Ist der Verschlag nicht entschieden klein und schmal? Warum soll ein Schlangen-Haus nicht auch seine schöne und bequeme Dimension haben, und wenigstalt soll eine Boa nicht in contortenähte wie möglich leben? Etwa, weil sie mit uns eben nicht mehr Umstände machen wollen, wie wir mit einer Auster? Das ist wahrhaftig kein tröstiger Grund!

Die Elchhörnchen sind besser daran, die großen Lieblinge der Aufseher, weil sie so possierlich Mätze machen; doch fehlt es den armen Thierchen an einem Baum, auf den sie springen und klettern könnten; sie haben nicht einmal Gras zu ihren Füßen, nichts, als den nackten Erdboden.

Der Elephant schien mir besser zu wohnen, als es nöthig gewesen wäre. Der Umfreis seiner Arena ist weit und groß; er hat Wasser zum Baden, und Schlamm, damit zu werfen und darin herumzuarbeiten, so viel es ihm beliebt. Es ist höchst interessant, ihn eine Zeitlang zu beobachten, wie er Stücke Schlamm oder Lehm über sich in die Höhe wirft, wie er das Wasser mit seinem Rüssel einsaugt und dieses dann in seinen großen rothen Schlund entladet, wie er mit demselben mit liebenswürdiger Anmuth die Bicenits der Damen anfängt u. s. w. Je mehr man ihn in seinem Thun und Treiben beobachtet, je mehr scheint man sich mit seinen Ansprüchen aus, als der Dr. Johnson der thierischen Schöpfung betrachten zu werden. Er ist groß, weise, klug, für gute Eindrücke empfänglich, nimmt gerne Liebkosungen an und ertragen gebt, ist ein guter Kerl, liebt eben so das Wasser, wie Jener den Thee, und wenn auch weniger reizbar und melancholisch, weiß er sich doch auch auf eine sehr sinnreiche Art zu rächen. Wenn er plötzlich mit der Gabe der Rede beschenkt würde und wir ihn fragten, ob ihm seine Gefangenschaft gefalle, so würden gewiß seine ersten Worte: „Warum nicht, mein Herr?" sein.

Der Wächter hatte eben — zur Unterhaltung der Zuschauer, wie er sich einbildete — einen kleinen Hund zu ihm gesetzt: das edle Thier stieß diesen mit der größten Bereitschaft bei Seite (eine Bevorkommung meines wächtigen Feindes hatte das einzige kleine Geschöpf platt wie einen Pfannkuchen gedrückt), und als ob er seinem Wächter Bewegungen machen wollte, stieß er ihn einige unwillige Grüchen aus, das dem Schalle vergleichbar Trommeten glich.

Wahrscheinlich durch diesen Lärm angelockt, kamen drei zierliche Giraffen herbei und schauten neugierig, aber mit der größten Ruhe, um sich her. Ihr Gesicht drückt mehr Stumpfheit und Gleichgültigkeit, als Lebendigkeit aus; aber sie sind schon ihrer Neubeit wegen interessant und haben in ihrem ganzen Wesen einen Anstrich von Feinheit. Darin bin ich Mettigkeit, mit einer gewissen Grazie zu bewegen, die von ihren langen Hälsen und der Ungleichheit ihrer Vorder- und Hinterbeine entsteht. Sie sehen unter den Thieren wie junge Hündchen aus, die von Natur graziös sind, aber schlechte Gewohnheiten angenommen haben. Ihre Hälse sind nicht in verhältnismäßiger Richtung mit den Vorderbeinen, auch nicht gebogen, wie die der Pferde, sondern bilden in ihrem Schwunge einen rechtwinkligen Winkel; die Füße berühren die Hälfte so nah, daß die Thiere, wenn sie gehen, keinen Körper zu haben scheinen; der Rücken bildet einen sanft abschüssigen Hügel, wodurch die Schen vorher erwähnte Ungleichheit der Beine noch steht. Das ganze Thier ist schlank, schön gestellt, fromm und so zart, daß es fast zerbrechlich scheint; die Beine sind so dünn und fein, als ob ein Schlag sie zerbrechen könnte; die Hoben dieselben beim Gehen langsam und bedächtig in die Höhe und schreiten, wenn sie majestätisch steigend, vorwärts; der Effekt, den das hervorbringt, ist ganz, wie ich ihn oben beschrieben — die sonderbarste Mischung von Eleganz und Ungeschicklichkeit. Die um sie beschäftigten Leute schienen sie beständig zu streicheln und zu reinigen, denn außerordentliche Sauberkeit ist für ihre Gesundheit nothwendig, und die Neubeit des ganzen Schauspiels ward durch Herrn Abdaun's Erscheinen in Afrikanischer Kleidung, mit langem Barte, noch vermehrt (Abdaun ist der Kranzose, der sie hierher brachte). Mit einem Male bewegte eine Giraffe ihr Maul, seitwegs, gegen den Anstrich ihres Gesichts, streckte den Hals vorwärts, reinte ihn über das Gitter und zog ihn wieder zurück, zwischen den Zähnen einige Federn von der Haube einer Dame tragend.

Das Dromedar steht sehr „unromfortable" aus. Es hatte sein Fell bald verloren und schien auf der Erde zu kauern, um seine Nacktheit so gut wie möglich zu verbergen und sich ein wenig zu erwärmen. Aber seinem Gesichte war jener unaussprechliche, so sträubende Ausdruck von Gewalt aufgeprägt, der selbst, wenn ein Thier ihn trägt, Achtung einflößt.

Aber die Affen! — Was machen sie für einen sonderbaren Eindruck auf uns! Einen bald heiteren, bald schmerzlichen! Das unserer Eitelkeit abgezwungene Bekenntniß, daß sie den Menschen außerordentlich ähnlich sind, ist traurig. O! wie sind diese elendesten aller Thiere uns gleich! — Die Art, wie sie eine Nuß mit den Pfoten auffangen, wie sie sich mit klarmonter Nonchalanze zum Knacken derselben anschicken, sich dann mit ihrem kleinen, dürren, bald menschlichen Gesicht umsehen und mit thränenden Augen um mehr zu bitten scheinen, macht wirklich den Beobachter thränig. Die Hand vorzüglich ist ganz unthierisch; und doch so klein, so mager; sie hat so etwas koboldartiges, nunaüsirliches; es ist wahrlich kein Wunder, daß man in einigen Gegenden glaubte, die Affen könnten reden, vermieden es aber wohl, weil sie fürchteten, man möchte sie dann zur Arbeit zwingen. Hier, in ihren geräumigen Käfigen, sehen sie wie eine Art bald menschlicher, zuweilen aber schlechtaden aus, die in wildrigen Karrikaturen einer gewissen Klasse von Geiebten geworden sind; von Beschäftigung und Studium steht man freilich nichts; sie springen auf und ab, sitzen, stillt, spielen mit einander oder plagen sich gegenseitig. Und warum sollten wir uns denn gekränkt, diesen Weisen ähnlich zu sehen? Weil wir allein in unserer Art in der Schöpfung isoplirt dastehen wollen? Hier, wo ihren zahlumgen Käfigen, sehen sie uns beutenweise, um so durchaus nicht „respektables" in Hinsicht der Größe und Kraft — sich uns nähern soll. Ich erschrecke bei dem Gedanken, daß wir am Ende bloß Löwen und Tigern gleichen möchten. Sonderbar genug ist es, daß bei dem ganzen Britischen Adel nur drei Wappen existiren, die Affen zu ihren Schildhaltern haben; das eine ist das des Herzogs von Atholl, das zweite das des Grafen Aberdeen Digby und Sir John von; aber Löwen, Tiger, Adler und alle Arten von wilden Thieren sieht man im Ueberfluß. Das ist natürlich genug, da diese Zeichen der Wärde in Zeiten ihren Ursprung haben; der unwissliche Geist muß aber die gebrüge Achtung für Eigenschaften kennen lernen, die mit der thierischen Kraft und Gewalt unzusammenhängend sind. Haben nicht Viele schon bedauert, daß einzelne Individuen, ja Theile ganzer Nationen, einer einzige Nebenlichkeit mit den wissen Klassen der thierischen Schöpfung haben? (Engländer gleichen Wollendreßern und Kettenhunden, Italiäner den Antilopen u. s. w.) und kann man es daher die krankenste aller Verzleichungen nennen, wenn man von gewissen Nationen auch behauptet, daß sie auf ihren Gesichtern einen Ausdruck tragen, der uns an Thier-Stumme erinnert? Die Affen sind aber nicht allein durch diesen Umstand merkwürdig; sie zeichnen sich auch durch ihre Lebenszeit, Schlauheit, Gewandtheit, ja sogar durch ihre Gemüthlichkeit vor ihren Mitgeschöpfen aus; man erzählt ja die erbärmlichen Anekdoten von der Anhänglichkeit der Affen zu einander und zu den Menschen, vorzüglich aber von ihrem Betragen, wenn ihre Gefährten oder ihre Kinder gräbtet werden sind. Wenn wir auch keinen einzigen triftigen Grund gegen diese Aehnlichkeit gefunden hätten sollten, so wäre es, weil wir die Affen so vielen niedrigen Leidenschaften, dem Zorne, der Rache, der Gier unterworfen sehen; aber diese haben sie mit den meisten Thieren gemein; während wenige ihnen an Schlauheit, Muthwillen und Gewandtheit gleichen. Und dann liegt in ihrem ganzen Wesen so etwas Feemdartiges, Unbegreifliches, daß uns auch noch unbekannte Gefühle und Kräfte des Thieres schließen läßt, und sollen wir nicht so viel Räthselhaft für sie haben, das uns noch Unbekannte zum Guten und nicht zum Bösen zu wenden? Als ich den diese sonderbaren Thiere beobachtete, mich über ihre Mannieren, ihre Gesichter, über unzähligen Sprünge von Pfadt zu Pfadt bewunderte und sah, wie sie die bestigsten Späße, die ein menschliches Glied verrenken könnten, machten, da erinnerte ich mich, bemerkte ich auch einen Affen, der seinen Arm um den Hals seines Nachbarn geschlungen hatte, wie ein Schulknabe, der dicht bei seinem Lieblings-Kameraden sitzen und ihn festhalten will, während er einen dritten anzurufen, als ob er ihn entfernt halten wollte. Er bewegte dabei die Lippen unaufhörlich mit deshaltem Zucken und streckte die Zähne; man glaubte, er werde gleich sprechen und sich in eine Rede oder Erzählung oder Deklamation ergießen. Der ganze Ausdruck seines Gesichts und wann zu den auf einem Brette sitzenden Verbündeten, ganz dem protzigrenden Individuum einen sichtigen Schlag mit der Hand, oder ward von diesem auf eben so freundliche Art begrüßt. Ich war mit ihren Gebräuchen zu wenig bekannt, um unterscheiden zu können, ob das Spiel oder Zorn sey, ob der Angreifer den Protzigten beschimpfen wollte, und ob der Protzige ihn durch eine unverschämte, aus Eifersucht oder aus Scherz fern halte. Mit einem Male ward es dem Offensiven gestattet, sich den Defensiven zu nähern, und da saß er mit einem Sprunge mit sitzelte sich fest an den Protzige und blieb so in ihm geschmiegt, bis ich mich entfernte; wahrscheinlich war also Alles nur Zeitvertreib und Muthwille gewesen und das Trio die besten Freunde von der Welt.

Die possenhaften Nachbarn sind die Affen sind die Papageyen, die in gewisser Rücksicht die Affen unter den Vögeln sind; sie gebrauchen ihre Klauen wie Hände, haben eine Nachahmungs-Fähigkeit in der Stimme und in ihren Tönen, so etwas der Sprache und Reiterrialien Aehnliches, daß man sich einbildet, das Gemurmel in ihrer Kehle würde sich zu Worten ausbilden. Aber welche Farben! Welche Flammen von Roth und Gold, von Grün und Blau und von allen Arten des reinsten Glanzes! Wie müssen diese Reihen und Blumen aussehen, wenn sie auf den Wipfeln ihrer vaterländischen Palmen- Bäume, unter einer tropischen Sonne, glänzen! Und sie weisen Augen sind diese Farben geschaffen? Schwerlich für die der Menschen, denn der Mensch sieht kaum von Millionen eines dieser Thiere und wünscht auch gewiß nicht in den Wäldern zu leben, um sie beständig vor Augen zu haben. Also

Digitized by Google

schwirrt es, daß sie nur für ihres Gleichen geschaffen sind. „Und warum nicht?“ fragte mich Jemand. Wenn wir den Pfau mit scheinbarem Stolze sein Gefieder ausbreiten sehen, müssen wir da nicht denken, daß er um die Farbenpracht in seinen Spiegelfedern wisse? Und weil wir einmal die Tendenz haben, jede Handlung unserer unvergleichlichen Mitgeschöpfe aufs tiefste auszulegen, so schrieben wir das, was vielleicht auch irgend einem besseren Wesen entstanden kann, der Eitelkeit zu, dem Wissen und unserem niederen Verstandesgrade zu; vielleicht ist es nicht Stolz, der den Pfau reizt, seine Schönheit zu entfalten, vielleicht ist es die reinste Freude an der Schönheit selbst. Wie oft sehen wir einen Mann, der sich stets zierlich und elegant kleidet, einen Stutzer, einen Narren, und wir thun ihm Unrecht, vielleicht ist nur ein solcher Bewunderer alles Schönen, daß er den Sinn dafür selbst in seiner Kleidung kund thut. Man behauptet ja, Raphael habe sich gern elegant gekleidet, und aus einem Shakespeareschen Sonnette (No 146°) schließt man, daß auch dieser große Dichter sich eine solche Schwäche zu Schulden kommen ließ. Wer kann nun von Shakespeare sagen, daß er ein Stutzer, oder gar, daß er stolz gewesen sey! Dieselbe Raffinessamkeit in der Kleidung findet man auch von dem ernsten Philosophen Kriglestein, und die Geschichte von Plato's Leipzig und von dem „großen Stolze“, mit welchem Diogenes ihn mit Füßen trat, ist wohl bekannt. Insofern der Stolz ein Attribut der Geistesschwäche und des Mangels an Kenntnissen und Erfahrungen ist, sind Thiere ihm gewiß unterworfen; und doch exforbert wiederum dieser Stolz auf Farben und äußere Schönheiten eine feinere Ideen-Association, als wir ihnen gewöhnlich zuschreiben; nun, sie mögen eitel und verbuhlerisch heißen oder nicht, es scheint mir, daß in manchen Thieren vorhanden wäre, ihnen das Bewußtsein dieser Farben und Schönheiten zuzumuthen. Wenn dem so ist, so müssen diese vielen auf dem Platze vor mir versammelten Papageyen und Palmvögel eine beständige köstliche Augenweide haben. Sagt ihr Geschrei vielleicht davon etwas? Bewundern sie ihr Mitgenossen oder sich gegenseitig? Denn ohne Zweifel theilen sie sich etwas mit; in ihren Käfigen wird den Morgen die Revue geschwatzt, wie im feinen Zimmer voll Französischer Putzmacherinnen, und wie diese, sind sie vielleicht in solche Farben und in ihre eigene Erscheinung verliebt. Diese lebhaften, brillanten Geschöpfe scheinen nächst den Enten und Sperlingen die glückseligsten in der Menagerie zu seyn; die letzteren haben wohl alle Ursach zur Zufriedenheit, denn sie leben die schönste prächtigste Nachkommenschaft vor Augen und scheinen nicht besonders unglückliche Gefangenschaft; sie flattern von Baum zu Baum, von Käfig zu Käfig und kümmern sich nicht um ihre eingekerkerten Mitgeschöpfe.

Und die armen Adler und Geier! Zeigt dieses Exemplar nicht schon, zu welchem unnatürlichen Zustand sie hier verdammt sind. Adler die mittelmäßig und sie „arm“ nennen müssen! Es ist Lächerlich, irgend ein Geschöpf in einem Käfig zu sehen, das unvereinbarlich wäre, so gefangen ist, und wenn der Vogel geworben war, durch die Luft zu treiben und sich in den Wolkungen des Himmels emporzuschwingen, wo er die Welt unter seinen Füßen sah — kann man sich dann etwas Gräßlicheres, Unnatürlicheres denken! Betrachtet die Augen dieser Vögel hier, dieser Adler und Geier! Aber sonderbar genug! Diese Augen, welche sonst, nach der beredtesten Sprache der Augen, die Gefangenschaft, die

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064300567

Digitized by Google